

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

zur

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

# LITERATUR-ZEITUNG

SECHSTER JAHRGANG.




ERSTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1815.

Num. 1.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
## ZUR
## JENAISCHEN
## ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

Hannover: *Die Eröffnung der ersten Versammlung der allgemeinen Stände des Königreichs Hannover, am 15ten December* 1814. 1814. XVI u. 35 S. 8. (16 Gr.)

In sofern wir unseren Lesern von allen Fortschritten der Cultur, und von allem demjenigen, was diese Fortschreitung beweiset und befördert, Nachricht zu ertheilen schuldig sind, dürfen wir ihnen auch eine Anzeige der kleinen Schrift nicht vorenthalten, welche uns über den ersten grossen Regierungs-Act eines mächtigen deutschen Fürsten das Nähere mittheilt. Während manches gute und getreue Volk Deutschlands über sein künftiges Schicksal noch in völligem Dunkel lebt, und mit trübem ungewissem Blick in das neue Jahr hinüber trat, alle aber über den Einfluss, welchen die Berathschlagungen der Grossen auf ihre Verfassung haben werden, in erwartungsvoller Ungewissheit das alte Jahr beschlossen, ist dem Hannoveraner bereits ein schönes Licht über seine künftige Existenz gegeben, welches, wenn auch noch nicht jede Möglichkeit etwaniger Veränderungen ausgeschlossen ist, ihm zu einem sicheren Leitstern dienen kann. Welcher Art diese Existenz seyn werde und seyn könne, darüber enthält diese Schrift manche Winke und Zeichen.

Zuerst finden wir darin die Acte vollständig, mittelst welcher der Prinz Regent, im Namen des frommen Königs, den der unerforschliche Wille der Vorsicht früher vom Regiment als von der Erde rief, die Stände sämmtlicher Provinzen, welche das Königreich Hannover bilden, zu einer gemeinschaftlichen Versammlung nach der Hauptstadt beruft, und welche im Wesentlichen bereits aus den Zeitungen bekannt ist. Sie allein schon ist höchst merkwürdig, und giebt dem Nachdenken reichen Stoff. Indem durch selbige die vorher bestehende Art der isolirten Coexistenz der verschiedenen Provinzen und ihrer Landschaften zum Theil wenigstens aufgehoben, und das vorher völlig Getrennte mehr zu einem schönen harmonischen Ganzen zusammengeschmolzen wird; indem eine neue Art der Wahl zu den Repräsentanten, eine minder beschränkte Wahlfreyheit und ein ganz neuer Charakter der erscheinenden — sie sollen als Stände des ganzen Landes, und nicht als Delegirte einer einzelnen Provinz oder *Corporation* angesehen werden — constituirt wird: stellt sie sich als einen Act der *Machtvollkommenheit* dar; aber einer Machtvollkommenheit, welche dadurch, dass sie es ihr erstes Werk seyn lässt, einer neu constituirten Versammlung das Recht und die Befugniss zu ertheilen, an den wichtigsten Angelegenheiten thätigen Antheil zu nehmen, auf das sprechendste an den Tag legt, dass sie nicht an einem freyen, ungehinderten, willkührlichen Wirken ihren Gefallen finde, sondern den Landständen ihr bisheriges Recht nicht nur lassen, sondern selbst noch erweitern wolle. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass es leichter gewesen seyn würde, *acht* oder *neun* verschiedene landständische Corporationen einzeln zu leiten, zu übersehen, und so es, wo Gott für sey! Noth thäte, zu imponiren, als einer einzigen, so viel grösseren, zu welcher der Zutritt weit weniger beschränkt ist.

Dieser Proclamation folgt eine Liste der Deputirten der allgemeinen Landesversammlung. Es sind deren, da vom Stifte St. Johann zu Osnabrück keiner erschienen, 83; aus der Prälatur, der Ritterschaft und den Städten. Unter ihnen Männer, welche Deutschland als seine vorzüglichsten Köpfe und Gelehrten kennt und verehrt: Namen, welche seit Jahrhunderten in der Geschichte des Vaterlandes herrlich glänzen. Viele angesehene Staatsdiener, geübte Geschäftsmänner, auch aus dem Fache der Justiz. Ein schöner Beweis des Zutrauens von Seiten der Wählenden; dabey ein vortreffliches Mittel, um zu grosse Abweichungen in den Ansichten zu verhüten, und um den Blick auf das Ganze, den nur der höhere Diener des Staats in vollem Masse haben kann, einer Versammlung mitzutheilen, von denen Viele einen beschränkten Gesichtspunct haben müssen, und um den Geist der Ordnung, der Bedächtlichkeit zu erhalten, welche den erfahrnen Geschäftsmann, und hauptsächlich den gebildeten Justizmann, so er seiner Gottheit treu dient, nie verlässt, und worin die sicherste Schutzwehr gegen Willkührlichkeit und zu grosse Verirrungen liegt. Die Zahl der Adelichen ist grösser als der Nichtadelichen. Denn jener sind 47, dieser nur 36. Unter den städtischen Deputirten sind Einige vom Adel, unter den ritterschaftlichen hingegen kein Einziger vom Bürgerstande. Ausser dem Abt zu Loccum, welcher mit dem Abte zu St. Michaelis zu Lüneburg, und dem Präsidenten der bremischen Ritterschaft, und Kloster-Director zu Neuenwalde, wegen der Stelle, die er bekleidet, persönlich berufen ist, sind *zwey* wirkli-

che Geistliche unter den Deputirten, dann *ein* Professor, — ein Historiker und Staatswirth von Profession —, *ein* blosser Bürger, mehrere vom Militär, vom Hofe, und viele blosse Gutsbesitzer und Mitglieder der Stadträthe.

Am 15ten ist die Versammlung von dem Herzog von Cambridge im königl. Schloss mittelst einer Rede feyerlich eröffnet worden. In einfacher, edler, würdevoller Sprache erwähnt der fürstliche Redner zuerst der von dem hannöverischen Volk in den trübsten Zeiten rühmlichst bewiesenen Anhänglichkeit an den alten Stamm seiner Regenten, und der gleich grossen Liebe des königlichen Geschlechts gegen die angestammten Unterthanen; erwähnt der Tapferkeit, welche Hannoveraner, die sich mit Gefahr ihres Lebens, mit Aufopferung ihrer Güter dem tyrannischen Regiment zu entziehen wussten, unter dem grössten Feldherrn der Zeit, und wo sonst dazu Gelegenheit sich zeigte, bewiesen haben. Dann sagt er den Ständen mit der wahrhaft rührenden Anrede: „Liebe Getreue! Jetzt ist eine Zeit des Wirkens eingetreten, und Ihr seyd berufen, durch weise Rathschläge und Gemeinsinn die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen." Nur der Krieg? Wie schonend! Auf dass vergessen sey, was Ihr thatet, die Ihr um das goldene Kalb tanztet, und in Wollüsten schwebtet, während das arme Volk darbte!

Mit Rührung hören wir ferner aus dem Munde des edeln Welfen: „Der welfische Stamm hat von jeher Gerechtigkeit und Milde bewiesen. Unter meinen Anherren zähle ich *viele Väter des Landes*, *keinen*, der die Kräfte seiner Unterthanen für ehrgeizige Absichten und zur Unterjochung Anderer gemissbraucht hätte." Sehr passend wird hienächst hingewiesen auf das, was der grosse Herzog Georg und seine Söhne unter und nach ähnlichen Stürmen versuchten und thaten. — Mögen die versammelten Stände erforschen und beherzigen, was die Geschichte berichtet und urtheilt über diejenigen, welche in jenen Zeiten die Stellen einnahmen, zu welchen sie Fürst und Volk jetzt berufen hat. Auch ihrer wartet ein *Spittler!* Wahrhaft königlich ist's, und darum fast unerhört: „Seitdem eine der glorreichsten Kronen das Haupt meiner Väter schmückt, dient ihre grössere Macht nur dazu, die Rechte der Unterthanen unverletzt zu erhalten." Trefflicher Ruhm! Darum hingen aber auch die Herzen *aller* Hannoveraner ihrem Stamme so treu, so leidenschaftlich treu an, als sie recht eigentlich um seinetwillen so viel zu erdulden hatten; darum verirrten auch in Zeiten, wo ganze Völker sich verirrten, im Verhältniss nur so Wenige.

„Der Prinz Regent, heisst es dann weiter, geht den deutschen Regenten mit dem Beyspiele voran, eine Versammlung zu berufen, in welcher die Stimme des Volks sich mit *Freyheit*, aber mit *Ordnung* erheben kann, um dem Regenten die Mittel anzuzeigen, wodurch Er seinen Zweck: das Wohl des Landes, zu befördern vermag. Nun ist es an den Ständen, diese ihnen verliehenen grösseren Rechte zu benutzen, damit das Reich mächtig und glücklich werde." — Ja wohl ist es an den, ob das, was in Hannover bereits geschehen ist, und was jetzt von edlen Männern und Fürsten zur Sicherung der Rechte der Völker, zur Förderung des Wohles des gemeinen Wesens in so unverkennbarer guter Absicht begründet werden soll, — ob diese ständische Verfassung den Völkern Segen oder Unheil bringen soll. Denn nicht bloss dadurch, dass sie da ist, und sich alljährlich versammelt, sondern allein dadurch, dass sie sich bestrebt, das zu seyn, was sie seyn soll und seyn kann, eine Versammlung einsichtsvoller, freymüthiger, redlicher und uneigennütziger Männer, die da nicht sehen auf das, was das Ihre ist, sondern auf das, was des Andern ist, kann sie wohlthätig werden.

Wohl ist es wahr, nicht bloss in Hannover, sondern fast unter allen Völkern wahr: „*Die Bedürfnisse der Zeiten sind schwer!*" Glücklich ein Land, dessen Fürst selbst diess nicht bloss sagt, sondern wirklich fühlt und achtet. Würdig des Thrones ist der Fürst, der seinem Volke zuruft: Er halte die von Regenten und Ständen des Landes nie verletzte Redlichkeit so heilig, dass Er sich geneigt erkläre, selbst aus den Einkünften der Domänen zu Hülfe zu kommen. — Wenn man diese Zusage doch ihrem ganzen Werthe nach erkännte, und den Vorzug recht lebendig fühlte, dass, während in so manchem anderen Staate die Verwaltung der Domänen schwer auf dem Volke, und auf dem, was man ständisches Gut nennt, liegt, hier der Fürst mit seinen Domänen Hülfe zu leisten verspricht: gewiss würde dann Keiner es sich verdriessen lassen, wenn der edle Fürst und dessen weise Rathgeber, um aus den Domänen grössere Hülfe leisten zu können, eine höhere Benutzung derselben suchen, wenn, um Allen zu helfen, einigen Wenigen das geschmälert werden sollte, was — lasst uns gerecht seyn — sie wirklich zuviel haben! — Könnte doch, so weit Staaten sind und freye Menschen in Staaten wohnen, die Stimme des königlichen Redners gehört werden, wenn sie ferner spricht: „Die Last, die nicht vermindert werden kann, wird durch die Vertheilung erleichtert werden, und das Bewusstseyn, bey dieser Vertheilung Billigkeit gegen Alle beobachtet zu haben, wird die unvermeidliche Aufopferung versüssen!" Wer doch Engelszungen hätte!

Nachdem hierauf den Ständen empfohlen worden, die Veränderungen in der Verwaltung der Rechtspflege, welche die jetzige Zeit rathsam macht — dahin gehört wahrscheinlich Trennung der Justiz von den grossen Pachtungen, und Aufhebung oder grosse Verbesserung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeiten — zu prüfen, und über nützliche Anstalten zum Besten des Landes — dahin dürften vor allen Dingen die höheren Schulen gehören, welche wohl in wenigen Landen so schlecht sind, als in dem Lande, das die beste Universität in Europa hat — zu rathschlagen, auch die weiteren Propositionen zu erwarten, wird ihnen die Wahl eines Präsidenten aufgegeben.

Nach Beendigung der Rede hat, so berichtet uns unsere Schrift, die Versammlung sich in die Schlosskirche begeben, woselbst der Gesang: *Nun danket alle Gott*, angestimmt wurde, welcher, so heisst es weiter, besonders gewählt worden, weil der verehrte und

geliebte Vater des regierenden königlichen Hauses und des Landes, des Königs Georg III Majestät, auf diesen Gesang, in der Ihm eigenen frommen Gesinnung, einen besonderen Werth lege. Fromme Kinder ehren die Gefühle ihrer guten Ältern!

Übrigens hat sich der Gottesdienst ausser diesem Gesange und einem kurzen Schlussgesange auf die Ablesung eines mit abgedruckten Gebets beschränkt. welches natürlich den Charakter aller officiellen Gebete hat.

Nach geendigtem Gottesdienst hat sogleich die Wahl eines Präsidenten Statt gefunden, und die absolute Mehrheit der Stimmen, welche der zu erwählende nach dem Reglement haben muss, hat für den Grafen *von der Schulenburg - Wolfsburg* entschieden: für denselben Grafen von der Schulenburg Wolfsburg, welcher im Jahr 1808 Präsident in der Versammlung der Reichsstände des Königsreichs Westphalen war, und grosser Achtung genoss.

Am folgenden Tage — am 16ten Dec. — hat sich die ganze Versammlung der Stände, den Präsidenten an ihrer Spitze, zum Herzog von Cambridge begeben, und der Präsident hat in einer schön gedachten, kräftigen Anrede die Gefühle des Danks dem fürstlichen Stellvertreter dargebracht. Möge die Versammlung die Vorzüge, welche die Bewohner des glücklichen Eylands vor allen Völkern der Erde voraus haben, und welche der Fürst, der über dieses edle, freye Volk herrscht, nach eigenem Anerkenntniss des Redners, auch seinem Stammvolk gern verschaffen möchte, recht begreifen, deren wahre Ursachen ergründen, und so viel es thunlich ist, auf den vaterländischen Boden verpflanzen! Dann wird allerdings geschehen, was der Redner verheisst: „Dieses Beyspiel wird die ganze deutsche Nation ergreifen." Innig und herzlich hat der fürstliche Bevollmächtigte auch diese Rede beantwortet, der Wahl die Sanction gegeben, und dann dem Präsidenten den Eid abgenommen, und die Versammlung mit den Worten entlassen: „Das ganze Land siehet auf Sie, von Ihnen erwartet es Rathschläge über neue Bestimmuugen, die der Prinz Regent im Einverständnisse mit Ihnen zu treffen hat. Sie werden die Verhältnisse aller Stände erwägen, und im billigen Gleichgewichte erhalten, indem Sie das Beste des Ganzen, das nur aus dem Wohl der einzelnen Theile besteht, zum Ziele ihrer Bemühungen machen. Vergessen sie nie, dass der Regent sich mit seinen Unterthanen innigst verbunden fühlt. Wenn die schweren Zeiten von diesen grosse Aufopferungen zu Vermehrung der Einkünfte fodern: so gedenken Sie, dass der Beherrscher nichts für *Sich* verlangt; dass er nur das fodert, dessen *das Land* selbst bedarf. Wenn es der Aufopferung einzelner Rechte gilt, um eine bessere Ordnung zu begründen: so gedenken sie, dass der Prinz Regent *selbst* zuerst Rechte, die Andere für einen wesentlichen Theil der königlichen Würde halten, aufgegeben hat, indem Er Sie berufen, ihm das zu seyn, was in dem mit uns verschwisterten Grossbritannien das Parlament ist: *ein hoher Rath der Nation.*" Referent, kein Bürger des hannöverschen Staats, erlaubt sich hinzusetzen: Ganz Deutschland sieht auf Sie. Beide, die unparteyischen Freunde des grossen gemeinsamen Vaterlandes und der ewigen Gerechtigkeit, und die ängstlichen Vertheidiger vermeintlicher Rechte richten, ihre forschenden Blicke auf einen jeden Ihrer Schritte. Sie haben die grosse Frage zu entscheiden, ob eine Prüfungszeit, wie die Geschichte keine ähnliche kennt, ob Erfahrungen jeglicher Art nutzlos vorübergegangen, oder segensvoll für die Nachwelt aufbewahrt werden sollen, ob unser Volk reif genug ist, um über die grossen Angelegenheiten der bürgerlichen Gesellschaft, gleich jenen grossherzigen Britten, mit in Rath gezogen zu werden, und die Bedürfnisse der grossen Familie aus höheren allgemein geltenden Gesichtspuncten zu regulíren. — Sie sind im Stande, die für das Wohl der Staaten höchst wichtige Aufgabe, ob es besser sey, dass die Völker sich unbedingt dem Willen ihrer Herrscher hingeben, oder dass sie eine vermittelnde Macht zwischen beiden aufstellen, einer Entscheidung näher zu bringen, welche die Geschichte der Vergangenheit und der bisherigen ständischen Versammlungen, auch Ihres Vaterlandes, noch lange nicht über alle Zweifel hat erheben können. Sie nehmen eine Stelle ein, welche Sie in den Stand setzt, Gesetzgeber und Wohlthäter gegenwärtiger und kommender Geschlechter und vieler Völker zu werden. Denn was den hannöverschen Staaten Noth thut, thut fast allenthalben Noth! Grosse Bestimmung! Möchte sie doch nicht verkannt werden!

Das letzte Stück der Sammlung ist das Reglement für die Versammlung des allgemeinen Landtags, aus welchem wir das Wesentlichste herauszuheben uns nicht enthalten können.

Jeder gehörig legitimirte Deputirte hat eine vollgültige Stimme, welche er, wie billig, jedoch nur durch seine eigene Person geltend zu machen im Stande ist. Ausser dem Präsidenten hat die Versammlung einen General-Syndicus und einen General-Secretär. Alle drey werden von den Deputirten durch eine absolute Mehrheit der Stimmen erwählt, und mit besonderen Eiden verpflichtet.

Der Präsident leitet sowohl den äusseren als inneren Geschäftsgang besonders in den förmlichen Versammlungen. Der General-Syndicus steht ihm gewissermassen zur Seite, und vertritt ihn in den Sitzungen zur vorläufigen Berathung. Der General-Secretär hat das Protocoll zu führen, die Beschlüsse und die Schriften zu verfassen, die sich nöthig machen.

Die Sitzungen selbst sind doppelter Art, nämlich Sitzungen zu definitiver Berathung und Abfassung von Beschlüssen, und Sitzungen zu vorläufiger Berathung bestimmter Gegenstände. Ein und funfzig Mitglieder müssen zum wenigsten gegenwärtig seyn, wenn eine Sitzung der ersten Art eröffnet, ein Beschluss gefasst werden soll. Der Präsident hat die Anträge in bestimmte Fragen zu fassen, über welche mit Ja oder Nein geantwortet werden kann, hat sich aber dabey der Äusserung einer eigenen Meinung zu enthalten. Jedem Mitgliede steht es frey, gegen die Stellung der Fragen Erinnerungen zu machen. Jeder Stimmende

darf seine Meinung vortragen, aber nicht mehr als einmal reden. — Wie aber, wenn gegen diese Meinung ganz neue, den Votanten nicht überzeugende, und wirklich nur scheinbare Gründe, welche aber ein Übergewicht zu erhalten scheinen, vorgetragen werden? Auf diesen Fall wird wohl ein Anderer auftreten müssen. Kann das aber nicht zu Associationen führen, die nicht zu empfehlen sind? — Wenn alle Mitglieder gestimmt haben, welches laut geschieht — sehr gut —: so giebt der Präsident seine Stimme, und ganz zuletzt der General-Secretär die seinige.

Bey Sitzungen der zweyten Art müssen wenigstens 31 Mitglieder zugegen seyn. Hier nimmt der General-Syndicus den Präsidentenstuhl ein, und der Präsident sitzt unter den Deputirten, und nimmt freyen Antheil an den Deliberationen. Was zur Erhaltung und Beförderung der Ordnung, und zur Beschleunigung in den Deliberationen dienen kann, ist nicht vergessen.

Anträge, welche von Seiten des Gouvernements an die Versammlung gebracht worden, sollen sogleich, und vor allen Anträgen, zur Kenntniss der Versammlung gebracht, und nach und nach zur Deliberation gestellt werden. Jeder Deputirte hat das Recht, Anträge zu machen; es steht aber der Versammlung die Entscheidung zu, ob der Antrag in Erwägung gezogen, oder verworfen werden soll. Um einen förmlichen Abschluss zu fassen, der dem Gouvernement zum Behuf einer zu erlassenden Verordnuug vorgelegt werden soll, muss der Gegenstand wenigstens *einmal* in einer berathenden Versammlung besprochen, und der zu nehmende Beschluss zu *drey* verschiedenen Malen in einer förmlichen Versammlung verlesen werden. Die vorläufige Bearbeitung eines Gegenstandes kann einer besonderen Commission von Mitgliedern übergeben werden.

Wenn die Versammlung die vorläufige Bearbeitung der zu erwägenden Gegenstände besonderen Commissionen zu übertragen für gut gefunden hat, deren Arbeiten eine geraume Zeit erfodern: so können die Sitzungen vertagt werden; doch ist die Genehmigung des königl. Ministerii erfoderlich, wenn diese Vertagung auf länger als auf 14 Tage, oder auf unbestimmte Zeit geschehen sollte. Der Schluss des Landtags wird vom Gouvernement verfügt; auch ist von ihm die Bestimmung zu erwarten, ob und wann die gegenwärtige Landesversammlung wieder berufen werden, oder mit welchen Modificationen sie als fortbestehendes Repräsentations-Corps gesammter Stände wieder zusammen kommen wird. Auch über die Modificationen sollen gutachtliche Vorträge gefodert und ungefodert angenommen werden. Wie liberal!

Zur Entschädigung erhalten die ausserhalb Hannover Wohnenden Vergütung der Reisekosten, und während der Dauer des Landtags täglich 4 Rthlr. Diäten. Die in Hannover Wohnenden für jeden Tag, an welchen sie den Sitzungen der Versammlung, oder einer Commission beywohnen, 2 Rthlr. Während der Zeit, da die allgemeine Landes-Deputation sich vertagt hat, sollen nur die Mitglieder Diäten ziehen, welche zu Commissarien ernannt sind, die während der Vertagung fortdauern. Über die Remuneration des General-Syndicus und General-Secretärs hat die Versammlung Vorträge zu machen.

Von einer Remuneration des Präsidenten ist billig die Rede nicht. Sein Amt ist ein Ehrenamt; und zeitliches Gut darf dem nicht verheissen werden, dem die Thüren des Pantheons eröffnet werden.

Man wird in diesem Reglement eben so wenig den Geist verkennen, aus welchem es hervorgegangen ist, als man das Vorbild übersehen wird, welches hie und da vor Augen geschwebt haben mag. Überhaupt aber enthalten die Reden des edlen Prinzen, wie die Convocations-Acte und das Reglement selbst, Äusserungen genug, aus welchen hervorgeht, dass es dem Regenten und seinen Stellvertretern vollkommen klar ist, was dem Lande Noth thut, woher Gefahr zu fürchten, und Segen zu erwarten steht. Auch zeigt es sich sehr deutlich, dass es ihnen höchst *ernstlich* darum zu thun ist, auf dem Wege einer allgemeinen freyen Mitwirkung der Stände, die bisher Statt gefundenen Mängel abgestellt, und eine den geistigen, ökonomischen und politischen Bedürfnissen und Verhältnissen angemessenere Ordnung der Dinge eingeführt zu sehen, und dass man endlich sehr geneigt ist, einer sehr ausgedehnten freymüthigen Berathung über die wichtigsten Angelegenheiten der Gesellschaft Statt zu geben. Wie sehr dieses dem Gouvernement zum Ruhm gereiche, wie sehr die Stände dadurch sich geehrt fühlen müssen, was für Verpflichtungen dadurch ihnen aufgelegt werden — wer braucht daran zu erinnern?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Erfurt*, b. Keyser: D. *Christoph Elias Heinrich Knackstedt's*, weil. russisch-kaiserl. Wundarzt und Operateur u. s. w., *Erklärung lateinischer Wörter, welche zur Zergliederungslehre, Physiologie, Pathologie, Wundarzneykunst und Geburtshülfe gehören.* In alphabetischer Ordnung. Dritte vermehrte Auflage, herausgegeben von D. *Fr. Lucas.*

Auch unter dem Titel:

*Medicinisch-chirurgisch-terminologisches Wörterbuch oder alphabetisch geordnete Erklärung der Kunstwörter in der Zergliederungslehre, Physiologie, Pathologie, Wundarzneykunst und Geburtshülfe;* herausgegeben von *D. C. E. H. Knackstedt* u. s. w. 1814. XIV u. 658 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die zweyte Auflage erschien bereits 1784.)

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

HANNOVER: *Die Eröffnung der ersten Versammlung der allgemeinen Stände des Königreichs Hannover, am 15ten December* 1814. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Sollte dessenungeachtet dieses verkannt werden; sollte der Erfolg den Erwartungen der *Billigen* nicht entsprechen, und sollte daher am Ende ein anderer, minder ehrenvoller und auch wohl minder vortheilhafter Weg eingeschlagen werden müssen, um das zu erhalten, was das Bedürfniss der Gesellschaft, das Zeitalter, die Stimme der Vernunft und der Gerechtigkeit laut fodert, und das Beyspiel anderer Staaten unvermeidlich machen dürfte: so ist es nicht Schuld der Regierung. Doch wir fürchten solches nicht, die Umstände sind zu begeisternd, die Foderungen der Dankbarkeit sind zu dringend. — Denn was wäret Ihr, was würdet Ihr mit Euren Kindern geworden seyn, wenn die Fremdlinge fortgeraubt, wenn die edlen Welfen Eurer vergessen hätten! Andere Völker haben ihre Fürsten geschützt und errettet: Ihr — und mit Euch Deutschland — seyd durch Eure Fürsten errettet! —

Über einige Puncte bleibt man inzwischen ungewiss. So ist es z. B. nicht gesagt, ob zu den Sitzungen Zuhörer zugelassen werden sollen, oder nicht. Wahrscheinlich ist das Letzte der Fall, und wir können diess nicht missbilligen. Denn obwohl die öffentliche Verhandlung gerade in solchen Angelegenheiten, welche ganz eigentlich die Angelegenheiten Aller, und eines jeden Einzelnen in der Gesellschaft sind, sehr viele Gründe und grosse Beyspiele für sich hat: so liegt doch für jetzt, da es bekannt ist, wie die Mehrzahl über manche der allerwichtigsten Angelegenheiten, die zur Sprache kommen werden, sehr entschieden und oft sehr leidenschaftlich Parthie genommen hat, etwas Zartes und Edles darin, den Gang der Verhandlungen und die Gesinnungen des Einzelnen selbst der unmittelbaren Wahrnehmung der Menge zu entziehen. Jetzt — und das achten wir, ungeachtet wir über manche Angelegenheit eine ganz entschiedene Meinung haben, für billig — steht es Jedem frey, auch die unpopulärste Meinung ohne Besorgniss vor Unannehmlichkeiten vorzutragen. Denn unter den Mitgliedern wird Keiner seyn, der über den Geist einer Versammlung, zu welcher er gerufen ist, so wenig nachgedacht haben sollte, um die allerauffallendste und dreisteste Äusserung über die zur Deliberation geeigneten Gegenstände anstössig zu finden, sobald Vortrag und Einkleidung die Grenzen des Anständigen und Erlaubten nicht überschreiten. Und was das Publicum wissen muss, um dem Verdienste seine Kronen aufsetzen zu können, wird es ohnehin erfahren: denn eigentliche Geheimhaltung ist bey einer so zahlreichen, so beobachteten Versammlung nicht möglich, wenn sie auch, wider Erwarten, beabsichtigt werden sollte.

Ein zweyter ungleich wichtigerer Punct, der im Dunkeln liegt, ist das Verhältniss des Gouvernements zu der Versammlung und zu den einzelnen Beschliessungen derselben. Dass der Gang der Verhandlungen ihm nicht unbekannt bleiben werde und dürfe, leuchtet ein. Aber nicht entschieden ist es, ob die Beschlüsse der Versammlung, die zum Behuf einer zu erlassenden Verordnung an das Gouvernement gebracht werden, von demselben nothwendig angenommen, und gerade so angenommen werden müssen, als sie an dasselbe kommen; ob Anträge, welche das Gouvernement den Ständen macht, die aber den Beyfall der Mehrheit nicht erhalten, nun gänzlich und für immer verworfen sind, oder ob vom Gouvernement dennoch das verfügt werden kann, was es für gut hält, ob in Ansehung aller und jeder Gegenstände gleiche Rechte Statt finden, oder ob die Befugnisse beider Theile bey dem einen Gegenstande grösser, bey einem anderen beschränkter sind, das ist unentschieden. Was hierüber in anderen Staaten Statt findet, ist bekannt. Nicht minder wissen wir Alle, was für eine Verschiedenheit darüber sowohl in den Meinungen, als in der Praxis überhaupt, als auch in den einzelnen Staaten des untergegangenen deutschen Reichs im Besonderen obwalteten, und wie wenig daher eine Beziehung auf die ehemaligen Rechte völlig befriedigend ist. Einzelne Missbräuche, und der Hang zu republicanischen Formen hatte ohnehin, wie wir glauben, manchen der wortführenden Publicisten in den letzten Zeiten zu übertriebenen Vorstellungen und Behauptungen verführt, und im unbilligen Eifer gegen alle Fürsten-Gewalt und Diener-Einfluss den ewig wahren Satz verkennen lassen, dass keine Stelle in der Gesellschaft für eine richtige Beurtheilung der Angelegenheiten des

Staats und unparteyische Bestimmung dessen, was das Wohl des Ganzen erfodert, so günstig seyn kann, als die, welche der Regent mit seinen ersten Dienern einnimmt; wenn auch nicht zu leugnen ist, dass Einzelnen aus den Ständen eine eben so gründliche, anschauliche und umfassende Kenntniss einzelner Gegenstände, Anstalten und Bedürfnisse, und eine vielleicht noch lebendigere Einsicht in die Mittel, solchen abzuhelfen, und in die Folgen gewisser Massregeln beywohnen kann. Bey der Unentschiedenheit jener Fragen lässt sich daher vielleicht erwarten, dass ihre Bestimmung ein Gegenstand der Berathung seyn dürfte; wenigstens hat gewiss der Charakter, den diese erste Versammlung sich giebt, auf deren Bestimmung Einfluss. Unglücklich wäre es, wenn durch Erneuerung alter Streitigkeiten über vermeintliche Rechte die schöne Harmonie gestört, Misstrauen begründet, und die schöne Zeit verdorben würde. Nicht davon, dass den Ständen grosse und ausgedehnte Rechte durch den Buchstaben zugestanden werden, hängt ihre Wirksamkeit ab; vielmehr können, nach unserem Dafürhalten, Landstände auf keinem Wege so sicher und mit so vieler Ehre dahin gelangen, wirksame Wohlthäter des Landes und des Volks, dessen Repräsentanten sie sind, zu werden, und dauernden Nutzen zu stiften, als wenn sie sich den Charakter reiner Staatsgenossen, die keinem Stande angehören, aneignen, und durch Weisheit ihrer Rathschläge, durch Mässigung ihrer Foderungen, durch Billigkeit ihrer Bewilligungen, durch Freymüthigkeit, Reife und Gründlichkeit ihrer Vorstellungen und Anträge, durch männliches Festhalten an dem, was Recht ist und Gott gefällt, sich das Vertrauen und die Achtung des Volks und der Fürsten in einem so hohen Grade zu verschaffen wissen, dass ihr Urtheil bey jedweder wichtigen Angelegenheit ein wahres Bedürfniss wird, und dass sie namentlich auch auf die Besetzung der höheren Stellen eine solche Einwirkung erhalten, dass es hinführo dem moralisch oder intellectuell Untauglichen nicht leicht möglich werde, zu ihnen zu gelangen, oder sich darin zu behaupten, hingegen jeglichem durch Geist, Charakter und Einsicht dazu Berufenen, er sey wess Standes er wolle, der Weg dazu eröffnet und erleichtert werde. Das ist es hauptsächlich, was Britannien den hohen Charakter giebt, den es in seinen inneren und äusseren Verhältnissen entwickelt. — Doch wir verirren uns.

PN.

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

DEUTSCHLAND: *Kriegsgesänge aus den Jahren 1806 bis 1814.* (Von *Stägemann*). 1814. 150 S. 8. (18 Gr.)

Die Begeisterung des Heldenmuthes und des Krieges gehört dem Dichter mit demselben Rechte an, wie die der Schönheit und der Liebe, und bedarf in seinem Gemüthe eben so sehr der inneren Wahrheitsflamme, die jedes ächte Gedicht durchglühen muss, ohne gerade in dem Leben des Dichters jedesmal in äussere Wirklichkeit überzugehen. Gleichwohl scheint man von den kriegerischen Gefühlen mehr als von anderen zu verlangen, dass sie in der Wirklichkeit einen äusseren Beweis ihrer Wahrheit ablegen, weil der Kriegsmuth allerdings nicht in bloss vergnüglicher Begeisterung, die der Dichter wohl als genussreiches Element absondern kann, sondern auch aus harter und gefahrvoller Ausführung besteht, die um ihrer selbst willen Niemand unternähme, und die sich unterzuordnen jene stark genug seyn muss. Wir können glauben, dass *Klopstock*, der ein guter Reiter war, unverzagt in den Feind eingehauen, und selbst *Gleim*, als ein wackerer Grenadier, eine feindliche Schanze gestürmt haben würde; allein wir lesen die muthigen Kraftsprüche des *Horatius* mit sehr herabgestimmtem Gefühl, sobald wir, glücklicher Weise noch durch ihn selbst, erfahren, dass er vor dem Feinde die dichterischen Gefühle der Tapferkeit mit denen der Furcht und des Schreckens ausgetauscht habe. Dagegen giebt die Wirklichkeit der Gefahr und der Kriegsarbeit den Gesängen der Dichter, die zugleich Soldaten waren, in dem Bewusstseyn der Leser eine Art von Eisengehalt, um welchen sich die weiche, farbenglühende Bilderfülle wie um einen festen Kern herumlegt.

Die gegenwärtigen Gesänge, in deren Vf. wir einen angesehenen und geistreichen preussischen Staatsbeamten verehren, sind dieses Vortheils auf eine andere Weise vollkommen theilhaftig geworden. Nicht nur fühlen wir, dass die ganze waffenmuthige Thatenlust eines entschlossenen Kriegers, dem aber, wie er selbst sagt, das Schwert versagt ist, in diese Lieder verwandelt worden, und dass es dieselbe Kraft ist, die dort Schaaren zum Sturm, und hier solche Worte zum Gesang ordnet, sondern schon ihre Entstehung und ihr Daseyn bezeugen auch den kühnen Muth, den sie verkünden. Der grösste und bedeutendste Theil der vorliegenden Gesänge wurde gedichtet, aufbewahrt und mitgetheilt, sowohl mündlich und schriftlich, als auch gedruckt, zu einer Zeit, da das Leben und mindestens die Freyheit bey jeder Äusserung des darin ausgesprochenen Geistes auf dem Spiele stand, in jener unglücklichen Zeit, da mitten unter den Kriegsheeren eines misstrauischen und aufmerksamen Feindes, unter dem Schrecken der Gewalt und des Todes, in den Gefahren der spähenden Hinterlist und des schändlichen Verraths, die herrliche Gesinnung, die man zu unterdrücken strebte, dennoch siegreich empordrang, aber gleichwohl manchen ihrer Verkündiger als Opfer fallen sah. Dass der Vf. diesen Gefahren allen trotzte und entging, gleicht dem verdienten Glücke eines Soldaten, der viele Schlachten ruhmvoll mitgemacht, ohne verwundet zu werden. Wie nah die Kugeln an seinem Haupte vorübergeflogen, bezeugten zwey Exemplare der kühnen Ode an den Kaiser *Alexander*, die der Vf. gegenwärtiger Anzeige in den Papieren des französischen Polizeyführers in Deutschland, Grafen *d' Aubignosc* zu Hamburg, fand, und deren furchtbarer Gebrauch glücklicher Weise so lange verzögert geblieben war, bis er an dem Schwerte zu Schanden wurde.

Der Zeitraum, welchem diese Gesänge angehören, umfasst die verschiedenartigsten vaterländischen Zustände, in welchen bald Hoffnung und Gelingen, bald tiefes Elend und Verzweiflung, bald angstvolle Unentschiedenheit, und endlich Sieg und Frohlocken herrschen. In allen diesen Zuständen aber bleibt der Inhalt des Liedes unveränderlich derselbe: ein fröhlicher Muth, in ewiger Freyheit des Geistes kühn über alle Schicksalsmacht emporgehoben, hat sich in eiserne Wehr gekleidet, und trachtet nur, wie er die Seinigen erwecke und vereine, wie er ihre Hoffnung nähre, ihre Angst zerstreue, und selbst in ihrer Verzweiflung das Feuer der Tapferkeit neu entzünde; ihn beugt nichts danieder, keine Klage, die nicht Ermunterung, kein Schmerz, der nicht Empörung sey, stets bey allen Ereignissen die gleichmässige, niemals sinkende Spannung einer kraftvollen, unverzagten Seele. Ja wenn irgendwo der Ausdruck des Muthes und der Freyheit stärker und herrlicher hervordringt, so ist es vorzugsweise in denjenigen Liedern, welche in den trostlosesten, bangsten Zeiten, wo gerade Alles recht schlimm und hoffnungslos schien, gedichtet worden, als 1807 Danzigs Fall erwartet wurde, nach dem Frieden von Tilsit, als die Preussen mit den Franzosen gegen Russland auszogen, während des Waffenstillstandes 1814, wo jedesmal die Brust des Dichters von einem Heldenmuthe beseelt ist, der dem Verzagen einer Welt Trotz bietet. Aus aller wehmüthigen und tiefsinnigen Betrachtung nimmt er stets wieder den kräftigsten Aufschwung, und kömmt auf das Eine zurück, auf die Waffen, er fodert Schlacht und Kampf, er verachtet Gefahr und Tod, hasst den übermüthigen Feind, ruft heisserglüht die Freunde zu muthiger Empörung, und ist ein Kriegsmann selbst, ein Mitstreiter, wie einst den Spartanern *Tyrtäus* war. Schön und gross ist in dieser Rücksicht die Verknüpfung der trauervollesten Gegenwart mit der glorreichen Zukunft in den folgenden Zeilen des Gedichts an das preussische Heer, das im April 1812 mit den französischen Truppen gegen Russland ausrückte:

Zieht, zu siegen, *ziehet hin, zu sterben!*
Eure Häupter weihet das Verderben,
Möget ihr zu Friedrichs Lorbeerkranze
Narbenvoll ein frisches Reis erwerben,
*Möget, flüchtereilt von Platoffs Lanze,*
*Ruriks Thal mit Heldenblute färben.*
Denn, *die Rosse nur am Donnerwagen,*
Der Altar und Thron und Heerd zertrümmert,
*Müsst ihr blutbesprützt den Cäsar tragen,*
*Dessen Brust, in glühend Erz geschlagen,*
*Nicht der Fluch, der Jammer nicht bekümmert.*
*Aber kämpft*, von edlem Zorn durchlodert,
Muthig kämpft *für eurer Waffen Ehre,*
Die, verwundet von des Schimpfes Speere,
Rache für die finstern Tage fodert,
Für die Tage, da die Landeswehre
Feigem Hochverrath bestürzt erlagen,
*An der Ukar Nymphe, schmerzzerschlagen,*
*Sich verbarg dem schmachbedeckten Heere.*

Kämpft! und habt ihr dann von Preussens Schilde
Ausgetilgt der Schmach verhassten Flecken
Mit dem theuren Blut im Schlachtgefilde,
*Dann, der Gallier wahrsagend Schrecken,*
*Dann, geweiht den stillgereiften Zwecken,*
Dann, begeistert für der Freyheit Segen,
*Stürzt euch dann der Frankenschlacht entgegen!*

Die Vaterlandesgluth mag oft auch beschränkten Ansichten und dürftiger Einbildungskraft Verzeihung erwerben, und daher finden auch untergeordnete, ja schlechte Lieder in dem Reize des erregten Augenblicks, dem sie angehören, eine günstige Theilnahme: allein in diesen Gesängen ist die Vaterlandsliebe nicht die Schwinge, auf der das Lied, sondern das Lied, hier ewig gerecht und edel, ist die Schwinge, auf welcher das an Ort und Augenblick der Heimath gebundene Gefühl zu dem Antheil aller Zeiten, zur weit überschauenden Freyheit emporgetragen wird. Die recht eigentlich preussische Vaterlandesgluth, aus der, mit bewusster und richtiger Sammlung des Gefühls, die Begeisterung entzündet wird, nicht nur erhebt sie sich zu dem Umfang einer wahrhaft deutschen, sondern zur erhabenen allgemeinen Menschenliebe, die sich alles Schönen und Grossen bey allen Völkern und Zeiten annimmt, und das Göttliche, wo immer es sey, gleich Roms hoher Sitte, den heimathlichen Tempeln zuführt. Daher sich als grösste Eigenschaft dieser Gedichte darthut, dass in ihnen der glühendste Hass gegen die Franzosen und gegen *Bonaparte*, auf die nirgends treffendere Geschosse geschleudert worden, niemals in unwürdige und gemeine Feindschaft übergeht, durch welche die meisten der Zeitgedichte uns widerwärtig abstossen. Der höhere Geist geschichtlicher Deutlichkeit hat hier die bewundernswürdige Wirkung hervorgebracht, dass die Feinde nicht kräftigeren Hass, und die Freunde nicht edlere Milde darthun können, als hier vereint beysammen steht.

Mit dieser Eigenthümlichkeit hängt ganz nahe diese andere zusammen, dass die Stoffe der neuesten Gegenwart, und die unmittelbare Gestalt des heutigen Tages sich mit dem strengen Ernst und der tiefen Kraft des classischen Alterthums in kühner Verbindung darstellen. An Gedankenreichthum und gedrungener Bilderfülle, an rundem Ausdruck und kühner Zusammenstellung können wir unseren Dichter mit keinem geringeren als mit *Pindaros* vergleichen, der seine Lieder Geschosse nennt, die den gewaltigen Inhalt mit unwiderstehlichem Treffer in das Herz des Hörers tragen, und weder müssige Ausfüllung noch leeres Bilderspiel unterbricht den raschen Flug. Der grösste Aufwand der Einbildungskraft geschieht mit dem geringsten, und wer nicht zu fürchten braucht, dass er nicht auskomme, der verbraucht in jeder Zeile die Fülle eines neuen Gedichts. Stellen, wie die folgenden, die, aus dem Zusammenhang gerissen, doch schon Viel verloren haben, mögen uns pindarisches Geistes blühende Sprossen seyn.

Umsonst der Antwort harrend, umsonst beschwört
Zaghafter Vorwitz seiner Orakel Trug.
*Die Pythia Vernunft* verstummt ihm,
Ihm *der Erfahrungen täuschend Traumbuch.*
Die tapfre Demuth ruhiger Zuversicht
Verhüllt ihr Haupt anbetend in Staub, *und senkt*
*Des Ahndens Kelch, Genesung schöpfend,*
*Tief in des Busens verborgnen Heilquell.*
Sie folgt des Cäsars *frevelberathenden*
Gedanken nach in stolzer Versammlung Pomp.
*Ein flammender Senat, die Zungen*
*Dolche, geflügelter Sturm ihr Antlitz!*

Diess ist der Anfang der schönen, erhabenen Ode auf *Moreau's* Tod, worin *Bonaparte*, bethört von der neuen Gunst des Geschicks, jauchzend ausruft:

Er liegt, *nach dessen Blute mein Purpur einst,*
*Noch blass geröthet, lechzte!* der wider mich
Den kühnverschwornen Diademen
Kränze des Ruhms, und den Stab des Feldherrn
Dem Schwert der Völker glänzend gesellt! Er liegt!
Mein Athemzug verlöschte den Funken, den
Ihr Hass *in diese Todeswerkstatt*
*Meiner Entwürfe* zu spät geschleudert.

Oder wenn es von *Gneisenau* heisst:

Der nach dem Leben früh und spät
Der *Schreckgestalt* gezielt,
Die, jeder Frevelthat geweiht,
Bey ehrnen Donners Klang
Dem *wahnzerriss'nen Haupt der Zeit*
*In Stahlgeschmeid entsprang.*

Und in einem anderen Liede, wo die Grösse der Begebenheit, wie nur selten die Weltgeschichte sie zusammenfügt, also ausgesprochen ist:

Und wie mit blutgeschweiftem Strahl
Ein strafender Komet
Jahrtausend' lang die Bahn Einmal,
*Ein grauser Fremdling*, geht:
*So hing der Rache Flammenspeer*
*In Leipzigs Thal hinab.*

Ferner die grossen Bilder:

Jetzt, da in blitzdurchspalteter Mitternacht
Ein ehern Schicksal über des Erdballs Schutt
*Auf Sichelwagen fährt, der Völker*
*Zitterndes Binsengeschlecht zerschneidend.*

Die Entgegensetzung der Geschichte und der Natur:

Mit Blut bespritzt, in Wolken von Pulverdampf,
Auf todten Lavakohlen, *die ein Soldat*
*Aus seinem Maulwurfkrater ausspie,*
Thront die vergängliche Weltgeschichte;
In Purpurschleyer, strahlenumkrönet, schwebt
Der grossen Isis ewige Lichtgestalt,
*An Einer Brust die Menschen säugend,*
*Säugend das Lamm und des Halmes Adern.*

An glücklichem, einnehmendem Ausdrucke wetteifern Strophen wie folgende, alle in demselben Gedicht:

Die Eintracht mass Bezirke des Eigenthums,
Mit *Blumengürteln* freundlicher Hügel hier,
Hier mit des Rohrbachs *Silberschleife*
Zügelnd der Grenzen verwirrte Willkühr.
Der Helden Name lebt in Gesängen, uns
Blieb nur ein Echo ihrer verklungnen Zeit,
*Und ihrer Welt Milchstrasse schimmert*
*Durch der Geschichte behauchtes Fernrohr.*

An obige Entgegensetzung der Geschichte und der Natur schliesst sich folgende eigenthümlich gehaltene Schilderung des Alten und des Neuen:

*Prometheus trug des Blitzes gezackten Pfeil*
*Im kühnen Arm wohlthätig hinab zum Heerd;*
Versunkner Thierwelt Ungeheuer
Schlug der Alcide, *besprüht von Todes;*
*Des Lebens Wund' hinblutend ergoss des Lichts*
*Heilquellend Gold der Weise von Nazareth,*
Und seines Kreuzes morsche Ceder
Spross *des unsterblichen Trostes* Palmlaub.

Der antike Geist nur ist solcher Kraft des Ausdrucks fähig, wie in folgenden Strophen:

Doch trifft, von nie versagendem Bogen, doch,
*In Bonapartens Ferse der Rache Pfeil,*
*Und wär' er dreymal, wie sein freveln*d
*Herz, in der stygischen Fluth gebadet.*
Dann kehrt der Fried' aus himmlischen Wohnungen
Der blutgetränkten Erde versöhnt zurück,
*Und Terminus, in Greises Locken,*
*Kehrt aus der langen Verbannung wieder.*

Der Raum verbietet uns, noch mehrere der zahllosen Schönheiten und grossen Gedanken dieser Gesänge auszuheben, in denen man nicht aufhört, die glückliche Wahl, die freye Auffassung, und die Schärfe der Gestalten, die leuchtende Anschaulichkeit und das frische, wallende Herz, das selbst im Schmerze nie der tapfern Fröhlichkeit vergisst, zu bewundern.

Die Versart dieser Gedichte ist, wie schon die angeführten Stellen zeigen, theils reimlos in classischen Sylbenmassen, theils gereimt in neuerer Liederform. In beiden Gattungen bewegt unser Dichter sich mit sehr grosser Freyheit; und kaum dürfte man einige wenige Stellen nachweisen, wo Sylbenmass oder Reim der Sprache Gewalt anzuthun scheinen, dagegen ganze Gedichte in dieser Rücksicht vollkommen fleckenlos dastehen. Unter den classischen Sylbenmassen ist besonders die alcäische Strophe sehr häufig gebraucht, und mit sinnvollem Nachdruck behandelt. Wir beklagen jedoch, dass der Dichter statt der melischen Strophen nicht lieber die chorischen erwählt, die dem Schwunge seines Geistes und seiner Einbildungskraft am angemessensten entsprechen, dagegen wir jetzt pindarischen Gehalt in horazischen Formen, die jener beynahe zersprengen will, empfangen. Sehr glücklich sind die Reimformen der Gesänge über *Schills* Kriegeszug, und einiger anderer rascher Lieder aus jener Zeit. Eine schöne Huldigung bringt der Dichter den alten, durch Inhalt und Gestalt der volksthümlichen Verehrung nicht unwerthen Liedern *Gleims* dar, indem er seine neuen Siegeslieder, welche der Reihe nach die Heldenthaten der Preussen unter ihren Feldherren *Blücher*, *York*, *Kleist*, *Gneisenau*, *Bülow* und *Tauenzien* besingen, ganz in der Form der Lieder eines preussischen Grenadiers abgefasst hat, welchen die seinigen in aller Rücksicht so unendlich überlegen sind.

Wir dürfen hoffen, dass eine neue Auflage dieser Kriegsgesänge, die wir zu den besten Erzeugnissen der deutschen Dichtkunst aller Zeiten rechnen müssen, uns bald auch die noch ungedruckten, den Siegeslauf der deutschen Heere bis nach Paris begleitenden Lieder desselben Verfassers schenken wird, der mit dem Preise des Fürsten *Hardenberg* daselbst den würdigen Beschluss seines Heldenlobes machte. Schon im Jahr 1807 hatte er von diesem edlen Führer der vaterländischen Sache weissagend gesungen, was jetzt in Erfüllung gegangen vor unseren Augen dasteht:

Wenn einst der Sieg auf Rossen Hyperions
Ein Götterjüngling, Palmen in reicher Hand,
Herab sich schwingt, am Arm der Ehre,
Sternengekröuet, die Götterjungfrau:

Dann führ' auch Ihn das freudige Vaterland
Zum Sühnaltar vollendeter Hoffnungen,
Zurück aus rühmlicher Verbannung,
Pfade des schönern Triumphs bereitend:

Anordnend dann Irenens Areopag,
Wie Chatam wahr, gebietend wie Ximenes,
Dann leg' Er zu dem Schwert der Feldherrn
Prüfend Gewicht und das Mass der Weisheit.

Dann, Hardenberg und Stein! ein verbrüdert Licht,
Dann Dioskuren! wandelt die Strahlenbahn!
Nicht an des Throns bewölktem Äther,
An dem unsterblichen dann des Nachruhms!

V. v. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *De historia maris Caspii*, scripsit D. *Aug. Guil. Kephalides.* Praefatus est *A. H. L. Heeren*, Hist. Prof. Reg. M. Brit. a Consiliis aulae. 1814. X u. 266 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.) Ein zweyter Titel ist beygefügt: *De mari Caspio Commentatio*, quam pro summis in philosophia honoribus rite capessendis illustrissimo philosophorum ordini in Acad. Georg. Aug. offert *A. G. Kephalides.*

Der doppelte Titel dieser Schrift giebt den Maßstab zu einer doppelten Beurtheilung. Wenn wir das Buch als eine akademische Probeschrift betrachten: so verdient der Vf. in vielerley Hinsicht Lob; weniger ist diess der Fall, wenn es eine Geschichte des caspischen Meeres seyn soll, die auf Vollständigkeit Anspruch macht, und zeigen soll, *wie* allmählich und *wodurch* die Vorstellungen über dieses merkwürdige Meer sich änderten; was, besonders in Hinsicht auf den höheren Zustand desselben, in den uns erhaltenen Nachrichten bloss *Muthmassungen* sind, und was als *historischer Bericht* anzusehen ist; *wie weit* wir endlich in der Kunde dieses Meeres fortgeschritten sind, und *wo* es uns an zuverlässigen Angaben fehlt. Einige Bekanntschaft mit den Schriften älterer und neuerer Geographen lässt bald bemerken, dass diese Foderungen nicht erfüllt sind, so wie auch der Vf. selbst sein Werk nicht als beendigt anzusehen scheint, da er an mehreren Stellen, z. B. S. 207, 232, auf Untersuchungen verweiset, die im ganzen Buche nicht zu finden sind. Vielleicht giebt uns Hr. *Kephalides* später eine vollständigere Geschichte dieses Meeres; und um etwas dazu beyzutragen, will Rec. auf die Stellen aufmerksam machen, die ihm einer Berichtigung oder Ergänzung zu bedürfen scheinen; Andere, denen reichere Quellen zu Gebote stehen, mögen ebenfalls beysteuern. Vor Allem muss aber Rec. in Erinnerung bringen, dass, wie auch diess Buch zeigt, es bedenklich sey, aus einzelnen, aus den Schriftstellern herausgehobenen Stellen, besonders bey geographischen Untersuchungen, etwas beweisen zu wollen. Nur wer sich mit dem ganzen System eines Schriftstellers, mag dieser es selbst aufgestellt, oder, als zu seiner Zeit herrschend, angenommen haben, bekannt gemacht hat, kann die einzelnen Stellen richtig gebrauchen; ein Anderer wird unzählige Mal irren, und denen, die diess oder jenes berichten, Unrecht thun.

Ehe wir uns zu dem Buche selbst wenden, sey es erlaubt, zu bemerken, dass Hr. Hofr. *Heeren*, indem er in der Vorrede sagt: *qui autem peculiari disputatione haec exposuerit, quantum quidem mihi innotuit, exstitit nemo*, eine Schrift übersah, *Pauli Pater dissertatio de mari Caspio, nec non populis adjacentibus et fluviis eo decurrentibus*, die zu Danzig 1724 in 4 erschien. Auch in dem im Jahr 1779 zu Paris gedruckten Werke: *Histoire de tous les peuples du monde*, dessen Verfasser der Abbé *Delisle* seyn soll, und wovon Hissmann eine deutsche Übersetzung besorgte, findet sich im ersten Theile, der seltsamlich die Geschichte eines Volkes, das nirgend war, behandelt, eine ziemlich ausführliche Geschichte des caspischen Meeres, wobey auf fünf Charten die muthmasslichen Veränderungen desselben angegeben werden, theils nach den Berichten der Alten, theils nach den Angaben neuerer Reisenden, welche Spuren der ehemaligen weiteren Ausdehnung und der Verbindung mit dem schwarzen Meere und dem See Aral gefunden haben wollten.

Bey dem Werke des gelehrten, aber ganz unkritischen *Dureau-de la Malle: Geographie physique de la mer noire*, Paris 1807. 8, ist ebenfalls eine Abhandlung über das caspische Meer, worin der Vf. darzuthun sucht, dass ehemals die Wassermenge desselben weit grösser war, und einen beträchtlichen Theil der umliegenden Gegenden bedeckte. Auf einer Charte sucht er auch anzugeben, wie allmählich das Meer auf seinen jetzigen Umfang beschränkt worden; ja, er bemüht sich selbst die Zeit ausfindig zu machen, wann das Meer so oder so weit zurücktrat.

Das erste Capitel in der Schrift des Hn. *K.* ist überschrieben: *de historia maris Caspii.* Es beginnt mit der Untersuchung, warum das caspische Meer, obgleich es weder durch Kälte oder Hitze unzugänglich sey, dennoch so lange wenig bekannt gewesen. Die meisten der angeführten Ursachen treffen zum Ziel; nur wenn der Vf. meint, das Meer habe keinen tauglichen Hafen: so ist diess zu allgemein gesprochen, und er hat sich zu sehr auf Ferrieres-Sauveboeuf's und Fenkinsons Angaben verlassen. Diess zeigt die Abhandlung von Güldenstädt von den Hafen am caspischen Meere (deutsches Mus. 1777. 12 Stück).

S. 12 wendet ſich der Vf. zur eigentlichen Geſchichte des caſpiſchen Meeres, und fragt, ob in den Schriften der Hebräer das caſpiſche Meer erwähnt werde. Trotz den gelehrten Forſchungen eines Bochart, Michaelis, Hartmann und Anderer, iſt man hier noch immer im Dunkel, und ſchwerlich wird man je hell ſehen, da das Bild, welches den Vff. vorſchwebte bey der Beſchreibung des Paradieſes, mit zu wenigen Zügen nur angedeutet iſt. Roſenmüllers Bemerkung (Schol. in V. Teſt. P. I p. 49) iſt ſehr gegründet: *omnino vero ex hac deſcriptione primorum hominum ſedes definire velle: idem eſſe videtur, atque Virgilii de Elyſio phantasmata ad veritatem revocare*, und der Vf. drückt ſich S. 19 zu ſtark aus, wenn er, nachdem er Einiges aus ſpäteren hebräiſchen Schriftſtellern, was aber auch ſehr ſchwankend iſt, angeführt, ſagt: *ex his omnibus patet, Hebraeos terrarum ad Caſpium mare pertinentium optimam habuiſſe notitiam.* Daſs auch bey den Ägyptiern und Phöniciern keine zuverläſſigen Nachrichten über das erwähnte Meer zu finden geweſen, muthmaſst Hr. *K.* wohl mit Recht, und wendet ſich dann zu den Griechen (S. 22), von deren er ſagt: *omnem de Caſpio mari notitiam ex dubia eorum fide hauſerant, qui, per mediam Aſiam, ad Sacas aliosque populos mercatum proficiſcebantur; neque aliter ac de mercatoribus intelligendus eſt locus apud Herodotum* (L. I c. 202) την μεν γαρ ſc. Κασπιην θαλασσαν Ἑλληνες ναυτιλλονται πασαν. So wenig gegen den Anfang dieſes Satzes einzuwenden iſt: ſo falſch iſt der Schluſs. Herodot ſpricht in der angeführten Stelle gar nicht vom caſpiſchen Meere, ſondern vom Ocean und dem mittelländiſchen Meere, die er als ein Ganzes betrachtet, dem er das caſpiſche Meer entgegenſetzt, als ein abgeſondertes und für ſich begrenztes; daher hier auch die Folgerung des Vfs., wie S. 84, falſch iſt. Auch die folgende Bemerkung, daſs Kaufmannsnachrichten nicht zu trauen ſey, wobey auf phöniciſche Sagen verwieſen wird, hätten beſſer durch Stellen belegt werden können, worin Griechen ſelbſt über dasjenige urtheilen, was ihnen ihre handeltreibenden Landsleute über die Ferne meldeten, z. B. Strabo T. I ed. Siebenk. p. 348. Marinus Tyr. ap. Ptol. Geogr. L. II c. 2. Polyb. hiſt. IV, 39. 42. Man muſs daher ſagen: die Nachrichten über dieſe Gegenden des Oſtens floſſen gröſstentheils aus den Berichten der Kaufleute, die jene Länder beſuchten, theils aus dem, was die Eingeborenen in den griechiſchen Pflanzſtädten am Pontus Euxinus ausſagten; dort ſcheint auch Herodot ſeine genaueren Angaben erhalten zu haben, da ſeine Vorgänger vermuthlich mit unzulänglicheren Erkundigungen zufrieden waren. Anführen wollen wir hier noch, daſs die S. 25 aufgeſtellte Behauptung, ein Alexander komme freylich in den orientaliſchen Sagen vor, der bis an den Paſs Derbent gedrungen, dieſs ſey aber nicht der Macedonier, nicht für alle Sagen gelten könne. Man vergl. z. B. das von Knös in ſeiner ſyriſchen Chreſtomathie angeführte Gedicht, und was Sylveſtre de Sacy in ſeiner arabiſchen Chreſtomathie bemerkt. Hr. *K.* erwähnt dann, nach Arrian, das Vorhaben Alexanders, auch das caſpiſche Meer zu erkunden, was aber durch ſeinen Tod verhindert ward; zu hart iſt jedoch ſein Urtheil (S. 26): *nihil itaque Alexandro debemus, quippe poſt quem geographia hujus maris et circumjacentium terrarum in pejus ruerit.* Durch ſeine Züge in der Nähe dieſes Meeres, und durch den Handel, da der Waarenzug über den ſüdlichen Theil des genannten Meeres ging (Strab. L. XI p. 777), lernte man für das Einzelne mehr, und erforſchte Vieles genauer als vorher; Völkerſchaften, Flüſſe, Städte u. ſ. w. werden genannt, die früher Keiner kannte: man irrte aber darin, daſs man die der Gleichförmigkeit halber ſchon früher aufgeſtellte Vermuthung von der Verbindung des caſpiſchen Meeres mit dem Ocean (Plut. vit. Alex. c. 44) annahm; da man, ungeachtet der Erkundigungen, nichts Gewiſſes erfahren konnte. Richtiger als der Vf. hat ſchon Sprengel in ſeiner Geſchichte der geographiſchen Entdeckungen Alexanders Verdienſte gewürdiget (S. 85).

Nach einigen Bemerkungen über das Verdienſt der Römer um die Kunde des caſpiſchen Meeres, deſſen Geſtalt und Beſchaffenheit auch ſie nicht richtig kannten, führt der Vf. an, daſs man über daſſelbe auch im Mittelalter nur dürftige, unzuſammenhängende Nachrichten hatte, und daſs die beſten ſich bey den Orientalen fanden. Die mitgetheilten Nachrichten ſind nicht vollſtändig; wir übergehen dieſs aber hier, und begnügen uns für jetzt, Einiges zu des Vfs. Muſterung der neueren Reiſenden hinzuzufügen. S. 35 hätte noch angeführt werden können, daſs wir von Aſcelin, der 1254 reiſte, nicht 1247, ſeine Reiſebeſchreibung nicht ganz haben; was davon bekannt iſt, ward zuerſt von Vincentius Bellovacenſis in ſein *Speculum hiſtoriale* aufgenommen, und dieſs iſt die Quelle, woraus die folgenden Sammler ſchöpften. Auch verdient Plan Carpin nicht ſo herabgeſetzt zu werden, wie es hier geſchieht, da er, bey den beſchränkten Hülfsmitteln jener Zeit, ſchwerlich mehr leiſten konnte. Die Schwierigkeit, über irgend etwas damals Erkundigungen einzuziehen, lernt man bey gelegentlichen Anführungen kennen. So erzählt Rubruquis, jenſeits des Gebietes der Baſchkiren ſey er durch ein groſses Land gezogen, und über einen groſsen Fluſs gegangen, aber er konnte weder des einen noch des anderen Namen erfahren. Von dieſem zuletzt genanntem Reiſenden hätte angeführt werden ſollen, daſs er ſchon die Meinung beſtritt, das caſpiſche Meer hange mit dem nördlichen Ocean zuſammen, und er zeigt, dieſs Meer ſey ein abgeſonderter See, den man, ſeiner Gröſse wegen, ein Meer nenne. Daſſelbe behauptete auch Haython aus Armenien, in ſeiner *Hiſtoria orientalis*. 1671. 4. p. 5. — Bey den folgenden Bemerkungen über die ruſſiſchen Entdeckungen liefern Müllers Sammlungen zur ruſſiſchen Geſchichte, beſonders der 7 Band, bedeutende Zuſätze und oft Berichtigungen.

Im zweyten Capitel, über den Namen des caſpiſchen Meeres (S. 49), wird Plinius getadelt, weil er,

ohne Unterscheidung der Zeit, angiebt, das Meer sey das hyrkanische und caspische genannt worden, und der Vf. bemerkt, man solle nicht glauben, dass diese Namen immer neben einander gebraucht worden. *Primum enim tenendum est*, fährt er fort, *antiquissimis temporibus illud non nisi Caspium vocatum fuisse. Apud Herodotum enim, caeterosque et prosae et poeticae orationis scriptores, qui ista aetate floruerunt, hoc solum nomen invenimus. Seriori demum tempore promiscuus utriusque nominis usus erat.* Sind aber die unter dem Namen des Hekatäus von Milet erhaltenen Fragmente ächt, wie es wahrscheinlich ist: so ist auch der Name des hyrkanischen Meeres schon früher gebräuchlich gewesen. Nach Athenäus (Deipnos. L. II p. 70) kannte der milesische Geschichtschreiber diess Meer, und vermuthlich als ein ringsumschlossenes, von hohen, waldbewachsenen Bergen umgeben; dass er aber auch das Meer unter dem Namen des caspischen mit aufführte, zeigt eine andere Stelle, welche Stephanus (v. κοτανοι) gerettet hat. Auch dürfte bey näherer Ansicht der dem Mela gemachte Vorwurf (S. 51), dass er sich in seinen Angaben über das caspische Meer widerspreche, nicht haltbar seyn, da alle Stellen, wenn man sich eine Charte nach diesem Schriftsteller allein entwirft, gut zusammenstimmen. Schwierigkeiten und Abweichungen zeigen sich erst, wenn man ihn mit anderen Geographen vergleicht, wobey man indess bedenken muss, dass alle Kunde dieser Gegend sehr schwankte, und jeder sich das Bild bestmöglichst aus den wenigen Angaben, die er fand, zusammensetzte, und die Vorgänger zu berichtigen glaubte, wenn er auch wirklich etwas Falsches aufnahm, was damals schwer zu finden, zu erweisen und zu berichtigen war.

Im dritten Capitel, *de situ maris Caspii* überschrieben, wird, wie billig, aufmerksam gemacht, dass man erst spät genau die Lage dieses Meeres, seine Ausdehnung in die Länge und Breite bestimmt habe, und besonders wird der Streit erwähnt, welchen Vossius gegen Olearius und Andere führte. Jener behauptete besonders, Herodot habe in der bekannten Stelle (L. I c. 202—203) die Länge des Meeres von Westen nach Osten angegeben, und die Breite von Süden nach Norden; sein Gegner behauptete, es sey umgekehrt, und diesem stimmt der Vf. bey, weil a) Herodot ohne Zweifel eine genaue Kenntniss des Meeres gehabt habe, b) weil er gegen alle anderen Geographen behaupte, dass es mit keinem anderen zusammenhange, und weil er c) treffend die umliegenden Gegenden und Völker beschreibe. Als ausgemacht nimmt hiemit der Vf. an, dass Herodot das nördliche Ufer genau gekannt habe (wofür er indess S. 86 selbst nicht stimmt), weil er die Verbindung mit dem Ocean leugnete; auch die Westseite, meint er, sey so beschrieben, dass man sehe, er müsse gute Nachrichten darüber gehabt haben, und dass die südliche Seite ihm vollkommen bekannt gewesen, daran sey kein Zweifel. Bey allen diesen Sätzen indess, die als unumstösslich aufgestellt sind, werden sich bey dem Vf. gewiss, nach einem genaueren Studium des Herodot, selbst Zweifel regen. Sehr Vielen geht es mit den geographischen Nachrichten der Alten, wie es Dutens und Anderen mit ihren Angaben über physik. Nachrichten ging. Weil, wenn man unsere Kenntnisse voraussetzt, gewisse Ausdrücke sich auf unsere neuen Entdeckungen deuten lassen: so nahm man auch an, etwas denselben Entsprechendes hätten die Alten schon aufgefunden; nähere Ansicht und genauere Erwägung des Ganzen zeigen indess bald, dass man irrte, und seine eigenen Kenntnisse in die Alten hineintrug, statt aus ihnen herauszunehmen, was sie geben und geben konnten. So ist es bey Herodot; überall in diesen Gegenden hat er manche gute Nachricht erhalten, Manches weiss er besser als Spätere: aber im Ganzen war seine Vorstellung keinesweges richtig. Wie sehr das Bild, das ihm vorschwebte, von der Wahrheit abwich, zeigen die Versuche, die Rennel und Bredow angestellt haben, eine Charte nach seinen Angaben zu entwerfen. Aus der Genauigkeit seiner Nachrichten daher schliessen zu wollen, wie der Vf. thut, dass er des caspischen Meeres Lage richtig kannte, ist sehr misslich, zumal da seine ganze Beschreibung so schwankend ist.

S. 71 fängt die Untersuchung an über die Gestalt des caspischen Meeres, wobey Manches nach den angegebenen Bemerkungen zu berichtigen seyn wird. S. 73 ist aber zu rügen, dass der Vf. den Aristoteles für den Verfasser des bekannten Buches *de mundo* hält, und weil eine Stelle darin nicht mit Aristoteles Meteor. II, 1 übereinstimmt, durch eine sehr gezwungene Erklärung darzuthun sucht, in beiden Stellen stehe eigentlich dasselbe. Die genannte Schrift gehört offenbar in spätere Zeit, wie auch die geographischen Angaben zeigen, und der Verfasser denkt sich die ganze Welt, die Erde und die Meere anders als Aristoteles, und in der erwähnten Stelle c. 3 erlaubt der ganze Zusammenhang nicht etwas Anderes zu verstehen, als: „den vorhergenannten Meerbusen gegenüber dringt der Okeanos durch einen schmalen, aber langen Sund ins Land, und bildet dann, indem er sich erweitert, das hyrkanische Meer," vergl. Kappe Exc. 1 ad Aristot. *de mundo* p. 344 und Königsmann *de Geogr. Aristot.* p. 6. Aus Versehen ist wohl S. 75 Dionysius Periegetes unter denen mit aufgezählt, die das caspische Meer als abgesondert und für sich bestehend ansehen, und die angezogene Stelle, v. 718:

Ἀλλ' εἰη τοι σχημα περιδρομον, ἀμφιελικτον
πασης Κασπιης μεγαλης ἁλος,

ist aus dem Zusammenhange gerissen, und heisst ganz etwas Anderes. Dionysius betrachtet das angeführte Meer ebenfalls als einen Busen des Oceans, I. v. 43—53 c. com. Eusth. Diese Stelle ist S. 76 richtig angeführt, und es hätte noch auf v. 632 verwiesen werden können.

Wie gefährlich es sey, ohne sich mit der Vorstellung jedes Zeitalters über die Gestalt der Erde und ihrer Theile ganz bekannt gemacht zu haben, nur aus abgerissenen Stellen urtheilen zu wollen, zeigt sich

S. 78, wo es heisst: *at omnium pessimam de mari Caspio profert Arrianus sententiam, quippe qui* ταυτην θαλασσαν κολπον της μεγαλης θαλασσης *non solum, sed paullo inferius disertis verbis vel Indico Oceano confluum facit*, und S. 79 äussert der Vf. aufs stärkste sein Verwundern, wie Arrian alle seine früheren Angaben habe vergessen können, und nun mit einmal alle Gebirge, Flüsse und was sonst der Verbindung des caspischen Meeres mit dem indischen Oceane im Wege stehe, wie durch einen Zauberschlag fortschaffe. Arrian hat nie an dergleichen Umgestaltungen gedacht; ihm ist das caspische Meer, ganz wie bey Anderen, ein Busen des nördlichen Oceans, und so auch dem Alexander, der alles Land östlich vom hyrkanischen Meere und dem persischen Busen erobern wollte. Diess hielt er für schnell gethan, da, seiner und seiner Zeitgenossen Vorstellung gemäss, jenseits des Ganges das Land bald endigte. Seinen Kriegern daher zu zeigen, das Ziel ihrer Anstrengungen sey bald erreicht, führt er ihnen an, was er sich dachte. Der indische Okeanos war damals der östliche Theil des die ganze Erde umfluthenden Meeres, hing daher mit dem nördlichen Ocean zusammen, und wer im östlichen Ocean schiffte, hatte, wie man damals glaubte, nicht weit bis zur Einfahrt des caspischen Meeres. Erzählte man doch gar, dass Indier, durch Sturm verschlagen, bey jenem Sunde vorübertrieben, und bis an die germanische und gallische Küste kamen (Mela L. III c. 5). Was Arrian daher von Alexanders Vorstellungen anführt, stimmt fast mit Eratosthenes, Strabo's und Anderer Ansichten zusammen. Ganz den Hypothesen jener Zeit über die Beschaffenheit der Erdinsel angemessen ist auch die Erzählung von der vermeintlichen Fahrt unter Alexanders Nachfolgern, indem man die Schiffer aus dem östlichen Ocean in den indischen und durch diesen ins caspische Meer führte (Plin. VI, 17); daher der Zusatz des Vfs. irrig ist: *sponte intelligitur, hanc navigationem, terrenis itineribus interdum factis, perfecisse Patroclem.*

Richtig wird S. 80 bemerkt, wahrscheinlich habe die Wolga zu der Meinung Anlass gegeben, das caspische Meer stehe mit dem nördlichen Ocean in Verbindung, in der Wirklichkeit jedoch lasse sich, der Gebirge wegen, ein solcher Zusammenhang nicht denken, wenn man nicht mit Gosselin annehmen wollte, es sey gewesen *dans des siècles que notre histoire n'a pas encore atteints.* Hr. Gosselin gehört auch zu den Gelehrten, die Alles aus den Alten herauslesen, was sie wünschen, und bey dessen Angaben man sehr auf seiner Hut seyn muss.

Wenn sich der Vf. (S. 87) auf die Erwähnung des Flusses Rha bey Pomponius Mela beruft: so ist diess von keinem grossen Gewicht, da erst Pintianus und Vossius diesen Namen in den Text schoben, und diese Stelle schwerlich auf diese Art geändert werden darf, wie schon Mannert (Geogr. d. Gr. u. Röm. IV, 347) bemerkt. Der Name scheint erst weit später allgemein bekannt geworden zu seyn, und in einem alten Geographen einen Namen mit einem anderen zu vertauschen, bloss weil jener sagt, der erwähnte Fluss sey bedeutend, und die neue Geographie diess nicht bestätigt, ist misslich, da oft im Alterthum ein Fluss als gross und tief aus Unkunde genannt wird, der es in der That nicht war.

Um dieses Capitel vollständig zu machen, hätte der Vf. noch Manches anführen müssen, besonders die Nachrichten aus dem Mittelalter. So verdiente z. B. die peutingersche Tafel berücksichtiget zu werden, auf welcher ebenfalls das caspische Meer ein Busen des Oceans ist (S. das 11 und 12 Segment ed. Scheyb, oder Segm. VIII in Ortelii Theatr. Orb. Ter., oder in Bergiers hist. des grands chemins T. II). Nicht zu übersehen sind auch die Vorstellungen der Christen, wie sie z. B. Kosmas Indicopleustes giebt, b. *Montfaucon Collect. nov. patrum* T. II ed. Paris. Fol., vergl. was Tzetzes hat *Chil.* VIII, 212, und Constantinus Porphyrogenet. *de administr. imp.* p. 113. Bey Ptolemäus, um diess noch zu bemerken, weichen die Charten bey den verschiedenen Ausgaben von einander ab, bisweilen durch Versehen der Formschneider.

Verdienstlich wäre es auch gewesen, anzugeben, wie allmählich die neueren Landcharten ein richtigeres Bild des caspischen Meeres gaben. Auch hier Einiges beyzusteuern, erwähnen wir, dass auf einer alten Abbildung der Erde aus dem funfzehnten Jahrhundert, die der Cardinal Borgia in Kupfer stechen liess, und wovon Hr. Hofr. Heeren eine Beschreibung gegeben hat, das caspische Meer durch Flüsse mit dem Ocean in Verbindung steht. Die von Sprengel beschriebene Weltcharte des Ribero hingegen, die im Jahr 1529 entworfen worden, zeigt diess Meer als einen von O. nach W. ausgedehnten See; auf der westlichen Seite ist sie aber schon genauer als die folgenden Charten, und beym Ausfluss der Wolga sind bereits die vielen kleinen Inseln angegeben. Diese Charte ist jetzt, wenn Rec. nicht irrt, in Weimar; und die ersten münsterschen Charten von 1550, so wie die folgenden, auch die von Mercator, Ortelius, Blancard, Simson, Cellarius, sind alle fehlerhafter, als jene. Über die späteren Charten vom caspischen Meere giebt ein Aufsatz in Büschings wöchentlichen Nachrichten, vom J. 1777, Auskunft.

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

F O R T S E T Z U N G E N.

Anspach, b. Gassert: *Predigtbuch zur häuslichen Erbauung von Heinrich Theodor Stiller*, königl. baierischem Decan, Schuleninspector des Districts Heldenheim und Pfarrer zu Dittenheim. Zweyter Band, welcher die Predigten vom ersten Sonntage nach Ostern bis zum vierten Sonntage nach Trinitatis enthält. 1814. IV und 172 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recension vom 1 Bande J. A. L. Z. Jahrg. 1814 No. 199.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *De historia maris Caspii*, scripsit D. *Aug. Guil. Kephalides*. Praefatus est *A. H. L. Heeren* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

In dem Abschnitte über die Grösse des caspischen Meeres (S. 104) geht der Vf. von dem richtigen Grundsatze aus, dass bey den Alten an keine genauen Messungen zu denken sey. Zu unvollständig ist, was über diese Schätzungen gesagt wird, da wir in neueren Zeiten genauere Untersuchungen darüber haben, die dem Vf. manchen Zweifel hätten lösen können, so z. B. bey dem, was Agathemerus über dieses Meer sagt.

Bey den Untersuchungen über die Beschaffenheit des caspischen Meeres (S. 128 u. f. w.) wird auch, wie natürlich, die Frage aufgeworfen, wie denn die Alten es sich erklärten, dass, ungeachtet des grossen Zuflusses an Wasser, doch das hyrkanische Meer nicht übertrete. Denen, die es für einen Busen des Oceans hielten, wird diese Frage nicht eingefallen seyn, so wenig als bey dem persischen oder arabischen Busen, oder bey dem Mittelmeer; aber denen, die das Meer als rings umufert kannten, und die von den grossen Strömen gehört hatten, die hineinfielen, musste sie sich aufdringen. Es ist daher kein Grund vorhanden, die Stelle bey Aristoteles, Meteor. 1, 15, wie der Vf. will, auf einen unbedeutenden See des Kaukasus zu beziehen, da offenbar vom caspischen Meere die Rede ist, und von einer Verbindung der Meere unter der Erde gesprochen wird, wie man sie auch bey anderen Gewässern annahm, f. Eustath. ad Dionys. Per. v. 52. Bey der Nachricht über die Untersuchung, ob sich wirklich Strudel im caspischen Meere finden, hätten die Berichte von der auf Anordnung der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg veranstalteten Nachforschung, aus Müllers Sammlungen zur russischen Geschichte, benutzt werden sollen, da diese mehr beweisen, als was hier aus Reiseberichten angeführt wird.

Interessant sind im siebenten Capitel die Angaben über die allmähliche Veränderung des caspischen Meeres, indem nach Reiseberichten gezeigt wird, wo das Wasser ins Land gedrungen, und wie es an anderen Stellen abnimmt. Vermehrt und berichtiget hätten auch diese Notizen werden können, aus den früher genannten Werken, und aus anderen von Tott, Potocki, Gallitzin, Bergmann u. s. w., die ebenfalls zum folgenden Capitel, *de vetere ambitu et figura maris Caspii, et de lacu Aral*, mit Nutzen verglichen werden können. Zu bemerken ist hier nur, dass die grossen Veränderungen des Wasserstandes in jenen Gegenden, deren Spuren man noch überall findet, wahrscheinlich in die vorhistorischen Zeiten gehören, und dass die wenigen Nachrichten, die wir darüber bey spätlebenden Schriftstellern finden, wohl nicht als gerettete Sagen, sondern vielmehr als Versuche der Bewohner jener Gegenden, oder fremder Ankömmlinge, sich manche Erscheinung, auf die sie stiessen, zu erklären, zu betrachten sind. Rec. freut sich daher, in diesem und dem folgenden Capitel mehrere Bemerkungen gefunden zu haben, die damit übereinstimmen, und billigt die Versuche des Hn. *K.*, zu zeigen, dass neuere Reisende, vorzüglich Franzosen, Choiseul-Gouffier und andere, zuviel aus den Spuren von vulkanischen Ausbrüchen am Hellespont folgerten, und, ohne hinreichenden Grund, damit die Nachrichten der Griechen von den Fluthen unter Deukalion und ähnliche in Verbindung zu setzen suchten. Über die Vermehrung oder Verminderung des Meeres abzusprechen, sind wir bis jetzt nicht im Stande, und zu zeigen, wie schwankend alle bisherigen Versuche der Art sind, dürfen wir nur an die Streitigkeiten über den Wasserstand in der Ostsee erinnern, und an Marsiglis und Anderer Berichte vom mittelländischen Meere, womit man des Hn. v. Zach Aufsatz über die französische Küste, in der monatlichen Correspondenz vom Jahr 1810, vergleichen kann.

Doch wir würden die Grenzen einer Recension überschreiten, wenn wir weiter in diese Untersuchungen eingingen, und bemerken nur noch, dass wir, so ungewiss es auch ist, ob die Alten den See Aral gekannt haben, doch lieber die Nachrichten bey Ptolemäus und Ammianus Marcellinus von einem See Oxia auf den Aralsee deuten würden, als auf einen anderen kleinen See in jener Gegend, der schwerlich jemals beachtet ward. Mit Recht verwirft der Vf. die von St. Croix und Mehreren angenommene Meinung, dass der von Herodot L. 3, c. 117 beschriebene See der Aralsee sey.

J. G. D. L.

## ERDBESCHREIBUNG.

1) Halle u. Berlin, im hallischen Waisenhause: *Reise in den Kaukasus und nach Georgien* — unternommen in den Jahren 1807 und 1808 auf Veranstaltung der kaiserl. Akad. der Wissensch. zu S. Petersburg — enthaltend eine vollständige Beschreibung der kaukasischen Länder und ihrer Bewohner von *Julius von Klaproth*, Hofr. und c. Mitgliede der k. Societät zu Göttingen. II B. (I und II Abth.) 1814. 626 S., nebst drey geneaIog. Tabellen, einer Vorrede und mit einem Nachtrage von Verbesserungen — *kaukasische Sprachen.* 288 S. 8. (Beide Bde. 7 Rthlr. 12 gr. auf Schreibp. 10 Rthlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Maurer: *Russlands Vergrösserungen unter Alexander I durch den neulich mit Persien abgeschlossenen Friedenstractat* von *Julius v. Klaproth.* Nebst einer Charte. 1814. 269 S. 8. (1 Rthlr.)

Beide Werke können füglich mit einander in der Anzeige verbunden werden, obgleich sie zwey verschiedene Zwecke haben, wovon der des ersten dahin geht, die Kenntniss des Kaukasus und von Georgien mehr für den geographischen Gelehrten und den Geschichts- und Alterthums-Forscher für die Zukunft zu erweitern; der des letzten dahin, die neu vereinigten Länder in ihrer Gesammtverbindung mit Russland und dem Werthe dieser Verbindung statistisch und politisch für die Gegenwart kenntlich darzustellen, so dass jenes Werk mehr den ernsten, festen und geschlossenen Gang einer Reise für Wissenschaft, dieses die leichte, gefällige und anschauliche Darstellung für das Leben und die Gesellschaft als Mittel hiezu gewählt hat. Die Convergenz beider besteht besonders darin: das zweyte ist fast ein blosser gedrängter Auszug aus dem ersten mit Hinsicht auf die Gegenwart; und sollte dann und wann auch zu der früheren Zeit Zuflucht genommen werden, so geschieht es nur aus Anverwandtschaft der Begriffe oder in der Absicht, das Vergangene mehr zur Erklärung der Gegenwart herbeyzuführen, oder auch wohl, um des Guten etwas bey der zuströmenden Fülle aussergewöhnlich mehr zu thun. So ist es erklärbar, warum der Vf. bey dem zweyten von einer Zugabe Gebrauch macht, die eigentlich gar nicht dahin gehört. Es ist diese das Werk von *Abul Hhassan* mit dem Beynamen *Massudi*, eines arabischen Geographen um 943 n. Chr. Geb., das unter dem (übersetzten) Titel: *Goldene Wiesen und Gruben von Edelsteinen*, vorkommt — ein Werk, wovon drey Abschriften auf der grossen Nationalbibliothek zu Paris existiren, und von welchem Sylvestre de Sacy eine genau vergleichende Abschrift für den Vf. hatte nehmen lassen. Dieses Werk, das er dem Geheimen Leg. Rath und Prälaten von Diez, wie dieser dem M. Abicht zu Breslau zum Übersetzen mittheilte, wird hier bey No. 2 mit Anmerkungen von Hn. *Kl.* angehängt. So schätzbar die Denkschr ft ist, und so sehr sie auch den Ansichten des Vfs. zu Statten kommt, z. B. dass die Russen keine Chasaren sind: so war doch dieser Ort nicht passend, sondern mit grösserem Rechte musste sie dem Werke No. 1 und dadurch zugleich dem ersten Bande dieses Werkes dienen. Dennoch scheiden wir beide in der Anzeige, und fangen vom Zweyten zuerst an.

Eine Geschichte der Versuche und Vergrösserungen Russlands gegen den Kaukasus von Iwan Wassiliewitsch an (der sich in der Mitte des XVI Jahrhunderts die Reiche der Tataren von Kasan und Astrachan unterwarf, und Russlands Grenze bis zum Kaukasus ausbreitete), und fortgeführt bis auf den letzten Frieden (wodurch Persien ganz Daghestan, die Chanschaften von Kuba, Schirwan, Baku, Salian, Talischah, Karabach und Gandsha, mit Entsagung aller Ansprüche auf Schurageli, Kharthli, Kachethi, Imerethi, Guria, Mingrelien und Abchasien, und Gestattung der russischen Kriegsflagge auf dem caspischen Meere, überlässt), geht als Einleitung voraus, die die Ausführung der Riesenentwürfe Peters des Grossen (so nannte man vor 100 Jahren diese Unternehmung) in ein helleres Licht stellt. Auf die Frage: was hat Russland mit dem versicherten Besitze der Westküste des caspischen Meeres, so wie aller Länder zwischen demselben und dem Pontus, und vielleicht mit der dereinstigen nicht unwahrscheinlich nahen Unterwerfung der übrigen Gebirgsvölker und Fürsten gewonnen, und wird es gewinnen? möchte Folgendes zur Antwort dienen: Die Macht aller Chane, die durch den mit Persien jüngst abgeschlossenen Friedensschluss russische Vasallen geworden sind, schlägt der Vf. auf 80,000 M. guter Truppen, und mit Inbegriff der kaukasischen Republik auf 100,000 M. an. Russland hat durch ihre Vereinigung jetzt mehr als jemals festeren Fuss in der kaukasischen Erdenge gefasst, und Persien wird ihm schwerlich diese Eroberung streitig machen; der Plan aber, von dorther eine directe Handelsverbindung nach Ostindien auszuführen, wird noch lange ein frommer Wunsch bleiben, da nicht bloss der Weg von der neuen russischen Grenze bis nach Indien und Kaschmir sehr weit, beschwerlich und unsicher, sondern auch bey der Ungebundenheit der Chane, die gewiss, trotz der zugestandenen Privilegien, unverhältnissmässige Durchgangszölle erpressen werden, bey den Räubereyen der wilden Afganen, die in dem völligen Besitze von ganz Ostpersien sind, und bey den vielen Hindernissen, die sich der weiten Reise vom Indus bis zur Grenze der englischen Besitzungen in Hindostan entgegenstellen, fast nichts zu hoffen, aber viel zu verlieren ist. Hr. *Kl.* räth daher mit Recht, dass Russland sich dafür durch den Handel mit Persien und auf dem caspischen Meere entschädigen, und diesen durch Benutzung der zu Kaufleuten geborenen, in den südlichen Provinzen zerstreuten und die neuen Provinzen in Menge bewohnenden Armenier mehr und mehr befördern, zugleich aber auch den Küstenhandel auf dem schwarzen Meere berücksichtigen solle, da Persien, nicht Indien, russischer Producte bedarf, der Absatz russischer Producte von Tagenrock, Feodosia, Odessa leicht ist, Mingrelien und Abchasien vortreffliches

Schiffsbauholz liefern, woran es in den russischen Provinzen am schwarzen Meere fehlt. Diese nämliche helle Ansicht durchweht das Ganze, und die Beschreibung der einzelnen Theile ist um so interessanter, da der Vf. dabey ausser der geographischen, physischen, land-, stadt- und staatswirthschaftlichen Berücksichtigung verschiedene historische Bemerkungen beygefügt hat, die das Dunkele der grösseren Geschichte aufklären, und die Landesgeschichte als einen besonderen Theil isoliren. Unter allen schwierigen Verhältnissen, denen die Beschreibung der einzelnen Theile unterliegt, und bey der Verwirrung, die Reineggs als Charlatan und Ignorant, (so nannte ihn der Fürst Heraklius, als er, durch eine Ohrfeige von diesem Fürsten genöthigt, Ghuria verliess und später aus Rache Potemkin aufhetzte) überall verbreitet hatte, geräth er nie in Widerspruch mit sich (ein einziges Mal ausgenommen, wo er S. 70 und 71 Imerethi als fruchtbar und unfruchtbar annimmt, aber vielleicht fehlte hier der Nachsatz oder ein verbesserndes Wort). Hr. *Kl.* versichert, dass Reineggs nie in Daghestan war, obschon er seine Reiseroute dadurch führt, und er lässt es nicht an Beweisen fehlen, die R's. Blössen mehr aufdecken, obschon er ihm auch zugesteht, dass er über den Charakter der Bewohner und ihre Sitten manche gute und interessante Nachrichten mitgetheilt habe. — Wenn wir Alles, was wir Hn. *Kl.* in Hinsicht des letzten Werkes verdanken, zusammenfassen wollen: so müssen wir es eine vollständige und deutliche Zusammenstellung aller durch Güldenstadt, Gärber, Gmelin u. s. w. angegebenen, und meistens aus eigener Untersuchung berichtigten und bis auf die Zeit der Gegenwart fortgeführten Nachrichten, und zugleich eine fassliche Erklärung des mit Persien abgeschlossenen jüngsten russischen Friedens nennen. Eine gute Charte dient als Zugabe.

Das erste Werk setzt die Capiteleintheilung des früher erschienenen und in unserer A. L. Z. 1813. No. 163 — 165 angezeigten ersten Bandes fort, und fängt mit dem 36 Capitel, *Ursprung des Namens Georgien und einheimische Eintheilung*, an. Er widerlegt die Meinungen, dass dieses von den Georgiern nach einem Sohne des Thargamoss Kharthlos genannte Land Kharthli, das bey den Persern und Arabern Gurdschistan nach dem Hauptflusse Gur oder Kur heisst, woraus die Russen Grusia gebildet haben, nicht von dem Ackerbaue (worin man noch sehr zurück ist), noch mit Reineggs von dem heiligen Giorgi (denn sie nennten sich selbst nicht so) abgeleitet, und aus dem alten Namen *Iberien* mit Strabo und mit Louis Petit-Radel gefolgert werden könne, dass die Iberier am Kaukasus eine Colonie der Iberier in Spanien wären. *Die* Besitznahme des Landes geschah den 12 Sept. 1801, und das Land ward in 5 Kreise abgetheilt, die näher beschrieben werden. Das, setzt er hinzu, ist die jetzige Verfassung von Georgien, aber wahrscheinlich von kurzer Dauer, indem in Russland gemachte politische Einrichtungen selten lange bestehen; auch ist er der Meinung (so gross auch die Vortheile seyn mögen), dass Georgien dem russischen Reiche wenig nutzen, ja durch die Verlängerung der Kriege mit Persien mehr Nachtheil bringen werde, und dass es besser gethan hätte, den Kaukasus zur Grenze zu behalten, oder auch dieses Land einem seinem Interesse ergebenen Fürsten zu verleihen. Noch beschreibt er einige benachbarte, nicht zu Georgien gehörige, aber Russland unterworfene Landschaften, z. B. das Gebiet der Stadt Gandsha, die Herrschaft Ekarabagh (schwarzer Garten, Timurs vielmaliger Aufenthalt), das Gebiet von Scheki. — In der *Geschichte von Georgien* (37 Capitel) benutzte er ein Originalbruchstück von der vollständigen Geschichte dieses Landes, wie sie vom Könige Wachtang V, dem Vater des Georgi, im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus drey verschiedenen Annalen von unbekannten Verfassern und aus den Archiven der Klöster von Mzchetha am Kur, und Galethi in Imerethi zusammengesetzt war. Sie hält einen starken Folioband, und er liess sie während seines Aufenthalts zu Tiflis übersetzen; allein die Übersetzung war mit manchen Schwierigkeiten verbunden, und da er das Werk bey seiner Abreise zurückgeben musste: so blieb es unvollständig; es geht nur bis zum vierten Jahrhundert nach Chr. Geb.. Von dieser Zeit bis auf die Gegenwart musste er daher die Geschichte durch andere Hülfsmittel ergänzen; er zog die asiatischen und byzantinischen Schriftsteller, und ausser diesen eine kurze Geschichte der Georgier, die in dem von Davith, Sohn des Giorgi, letzten Königs von Georgien, zu Tiflis 1800 in 8vo herausgegebenen Abrisse der alten Geschichte besteht, eine zweyte von Davith in russischer Sprache auf 145 S. 1801 herausgegebene, weniger brauchbare, und eine dritte von 1647 — 1757, eine handschriftliche russische, aber schlecht geschriebene Übersetzung in Fol. zu Rathe. — Hr. *Kl.* scheint Breitenbauchs Geschichte des Staats von Georgien, Memmingen 1788, und Prof. Alter über georgianische Literatur, Wien 1798 in 8. nicht zu kennen. Ob das von F. Schmidt, Riga 1804, aus dem russischen Original, das 1802 zu S. Petersburg erschien, übersetzte historische Gemälde von Georgien in politischer, kirchlicher und gelehrter Hinsicht vom Patriarch Eugenius einem Theile der von *Kl.* benutzten Werke angehöre, kann Rec. aus Mangel dieser Werke nicht entscheiden. Die Könige sind vor und nach Chr. Geb. (mit Tharmawas, dem ersten Könige von Georgien, 3680 der W. anfangend, und mit Giorgi XIII in unserer Zeit endigend) chronologisch, und ihre Zahl (einige Lücken ausgenommen) reicht an 98. Das Bruchstück der früheren Zeit hat wenig historischen Werth, wird aber durch die von *Kl.* beygefügten Anmerkungen wichtiger, obgleich der Vf. oft mehr folgert, als das Original schliessen lässt. Die 3 vortrefflichen genealogischen Tabellen der Könige von Imerethi, von Kartheli und Kacheti gehen bis in das XV Jahrh. zurück. Das 38 Capitel (enthaltend eine Reise zu den Quellen des Terek, um Güldenstadts Nachrichten hievon an Ort und Stelle zu vergleichen) ist bereits in dem Journal der Reisen 1813 abgedruckt, wird aber hier mit grösserer Correctheit wiedergegeben. In einer Note er-

klärt sich der Vf. über die dorpatschen Gelehrten Engelmann und Parrot und ihre in dem Intelligenz-Blatte der leipz. Lit. Zeitung vorkommenden übertriebenen Berichte auf eine Art, die nur zu deutlich beweist, dass ihre Berichte durchaus unwahr sind. Auf der Reise von *Tiflis nach Thianethi* und zum *Aragwi* fand er viele Taranteln, die aber nicht gefährlich sind, und gegen deren Stich man Öl braucht. Weit gefährlicher sind aber die Scorpionenspinnen, die oft 3 Zoll lang werden. Schade, dass der Vf. über die eigene Art der Bereitung des Chagrins, wozu ihm ein gefundener Beutel mit Saamen Veranlassung geben konnte, nicht nähere Auskunft ertheilt. Die kleine Völkerschaft Thuschi (meistens griechische Christen) bestrafen die Feigen im Gefechte dadurch, dass sie mit den Hunden aus einem Troge essen, und nie wieder bey Tische sitzen dürfen. Er widerlegt noch die abgeschmackte Fabel von Reineggs, der den Aragwi einen kleinen von Alasan getrennten Arm Alazohni aufnehmen läfst. Bey der *Reise am Kur* (40 Capitel) schloss er sich anfänglich an einen Zug georgianischer Edelleute an, die gegen die Räuber bis Achalziche streifen wollten, von dem er sich aber nachher trennte, um die Gegenden am Kur und Kiachwi näher zu untersuchen, und bey dieser Gelegenheit beschreibt er ausführlich K'areli am östlichen Ufer der Dsama — eine Ebene, wo man Heu erntet, eine Seltenheit in Georgien; dann die nach Tiflis vorzüglichste Stadt Gori, und die Stadt und Gegend von Khrschinwali. Alle diese Nachrichten sind wirkliche Bereicherungen der Geographie. Von hier kehrt er den 9 May nach 17 Tagen Abwesenheit zurück. — Die Reise von *Tiflis* nach *Wladikawkas* und zurück (41 Capitel) giebt nicht so viel Ausbeute als die Reise nach *Ossatien* (42 Capitel). Bey jener findet man die Nachrichten des trefflichen Güldenstädt bestätigt, und hier Mosdock, den Brunnen Kurp, und auf einer Excursion Dsuhlat und Jartartup genauer dargestellt. Die Mühseligkeiten der Gebirgsreisen, das ungesunde Klima am Terek und andere Unannehmlichkeiten zogen ihm ein Tertianfieber zu, und krank reiste er nach Petersburg zurück, wo er den 11 Januar 1809 noch krank ankam. Der Vf. kann gewiss auf die Dankbarkeit aller Kenner und Freunde der Geographie im weitesten Sinne dieses Wortes rechnen; er hat seinen Nachfolgern bloss die Erweiterung der Kenntniss des östlichen Theils vom Kaukasus und der Küstenländer am schwarzen Meere übrig gelassen, — glücklich für sie und die Geographie, wenn sie mit gleichem Talent, mit gleich reicher Ausstattung an wissenschaftlicher Bildung und gleich reiner Liebe und Resignation ihre Reise dahin so beginnen, so fortsetzen und endigen, wie er! Eine zweyte Abtheilung dieser Reise enthält noch 1) sehr interessante *Bemerkungen über die chinesisch-russische Grenze* nach der Grundlage des Friedens von 1727 Aug. 20, dessen Original, in mandschuischer Sprache verfasst, und ins Lateinische und Russische übersetzt, verbessert von allen Fehlern und begleitet mit berichtigenden Anmerkungen, zugleich mit den früheren Grenzanstalten des Grafen Saawa Wladislawitsch, und den späteren Einrichtungen mitgetheilt wird. 2) *Sprache und Schrift der Uiguren*, schon im zweyten Bande der Fundgruben des Orients, aber sehr fehlerhaft, desswegen hier von Neuem und mit einer Vergleichung des uigurischen Alphabets mit dem syrischen abgedruckt. Hn. Langles und Hn. De Guignes wird bewiesen, ersterem, dass er keine Kenntniss von diesem Alphabet habe, und diesem, dass es ihm an historischer Kritik fehle. 3) *Osseten*, ein kräftiger Völkerstamm (5000 streitbare Männer), oft 5 Fuss 2 — 4 Zoll, die Weiber klein, von Jagd, Raub, Viehzucht und Ackerbau lebend, ihre Religion ein Gemische von Christenthum und Aberglauben; sie schwören bey Katzen, Hunden und Todten, ja sogar bey Excrementen von Menschen, welche letztere sie mit einem Stocke schlagen, unter dem Ausrufe: so sollen meine Verstorbenen geschlagen werden, wenn ich den Diebstahl begangen habe. Sie nennen sich selbst *Ir* und *Iron*, also Iran im Neupersien; bey den nogaischen und anderen Tataren heissen sie *Oss*, auch *Tauli* (Bergbewohner). Schon im ersten Bande hat der Vf. sie für medische Sarmaten der Alten und für die Alanen des Mittelalters ausgegeben — eine Meinung, die er hier bestätigt. 4) *Physikalische Bemerkungen über das nördliche kaukasische Gebirge* — nur ein Resultat der in beiden Bänden zerstreuten Bemerkungen, denen wir mehr Umfang gewünscht hätten. Warum nahm der Vf. auf Marschalls von Biebersteins Reise, auf Ellies Memoir of a Map, auf Rommels und Lunnemanns Preisschriften wenig oder gar keine Rücksicht? Sie verdienten es doch mehr als Reineggs, mit dem er so oft streitet! 5) *Kaukasische Sprache*. Es ist hier von der *lesgischen*, *mizdshegischen*, *ossetischen*, *scherkessischen*, *abassischen*, *suanischen* und *tatarischen* die Rede, deren Hülfsmittel, innerer und äusserer Charakter mit einer Sicherheit vorgetragen werden, die für ein gründliches Studium derselben bürgt. Rec. gesteht offen, dass er keine hinreichende Kenntniss davon habe, und dass er die Beurtheilung dieses einem Anderen überlassen müsse, der dann auch das Wesentliche davon mittheilen kann. Die versprochene grosse Charte hat Rec. nicht gefunden. — Ein besonderes Schicksal hatte ein Theil des Manuscripts des Vfs., bey der Absendung zum Druck von Warmbrunn in Schlesien: es ging nach der Schlacht bey Bauzen verloren.

Dk.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
## JENAISCHEN
## ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Historische Bibliothek des Auslandes.* Herausgegeben von *Ch. E.* Grafen *von Benzel-Sternau.* Erster Band. Mit dem besonderen Titel: *Venedigs Geschichte im Abriss.* Nach *Eugen La Blaume's Histoire abrégée de Venise*, Paris 1811. 1812. VIII und 524 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.) Zweyter Band. Mit dem besonderen Titel: *Frankreichs Friedensgeschichte unter den drey ersten Dynastieen.* Nach *Flassan's Histoire génerale et raisonnée de la diplomatie française*, II Ed. Paris 1811. Erster Band. 1813. II und 520 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.) Dritter Band. Mit dem besonderen Titel: *Frankreichs Friedensgeschichte unter den drey ersten Dynastieen.* Nach *Flassan's Histoire génerale et raisonnée de la diplomatie française.* II Ed. Zweyter Band. 1815. 732 S. gr. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Während man in Deutschland freylich wenig mit der eigenen Geschichte zu thun hatte oder zu thun haben mochte, wurde gegenwärtige historische Bibliothek des Auslandes unternommen. Der Herausg. trägt in unsere Literatur zwey neue Geschichtwerke über, von Staaten, welche durch eigene Ausbildung der Politik, jeder in seiner Art, dem ganzen Europa vorangegangen sind.

Nach diesem, wiewohl von dem Herausg. nicht bestimmt ausgesprochenen Gesichtspuncte erhalten die beiden genannten Werke ein vorzügliches Zeitinteresse, da die ganze europäische Geschichte späterer Zeit im Grunde nichts Anderes darbietet, als die Entwickelung eben jener Politik, welche so endigen musste, wie sie nun geendiget hat.

*Staatsweisheit* war die grosse Auszeichnung einer Republik, welche schon durch ihr hohes Alterthum, wie durch die Eigenheit ihrer Verfassung, einer der merkwürdigsten Staaten blieb. *Venedigs* Senat erinnerte an die römische Zeit. Schon bey der Annäherung des Verfalls, beym Ämterverkaufe (zeigt das erstere der vorliegenden Werke S. 484) wurde noch an *Rom* gedacht. Die inneren Einrichtungen, das Abwägen und Berechnen in der Vertheilung der Gewalten, diese Mischung von Freyheit und Beschränkung war einzig. Andere Staaten suchten hier ihre Muster, sie baten selbst um venetianische Rathgeber und Führer, S. 178. Damals (zu Anfang des XV Jahrhunderts) „vereinigte der Senat mehr staatskluge Geister, als das ganze übrige Europa besass;" und zu Ende eben dieses Jahrhunderts war Venedig „reich, mächtig, geehrt, das gebildetste Volk der Welt in sich fassend, der Künste und Wissenschaften Heiligthum." S. 265. — Aber die Staatsweisheit ging über in *Klugheit*, in Arglist. Zu seiner Erhaltung bedurfte dieser Freystaat eines Grossinquisitors; schon der Gedanke einer Gährung war furchtbar. Als das innere Leben zur blossen Vegetation herabgestimmt wurde, um, je willenloser und matter, desto unveränderlicher zu dauern: blieb noch in den äusseren Verhältnissen die Überlegenheit der venetianischen Staatsmänner anerkannt, bis auch diese unter anderen Gestirnen erloschen. „Diese berühmte Republik, heisst es am Schluss (S. 523), scheint bestimmt zu beurkunden, was die Weisheit über das Geschick der Staaten vermag, und wie sehr dieselbe Weisheit, irrig und einseitig berechnend, zum Keime des Verderbens wird."

Allerdings die lehrreichste Ansicht. In der Einleitung aber ist gesagt: zwey Wahrheiten lehre die Geschichte unaufhörlich, wenn sie gleich selten verstanden und noch seltener befolgt würden. „Die eine sagt uns, dass verhältnissmässig kleine Staaten, ihr Mass überschreitend, Obelisken zwar bauen können, aber unter der Last der zuletzt nothwendig einstürzenden zerdrückt werden. Die andere ächtet (!) die republicanische Verfassung als einen *Traum* (in Venedig hat er doch fast anderthalbtausend Jahre gewährt), welcher in der Speculation gedeihend, in der Wirklichkeit immer (?) die Menschheit verheert, oder ihre kurze (?) Blüthe mit tiefer Abwürdigung vergilt." Soll das alles den Republiken allein gelten?? Sollten die Verhältnisse, unter denen diess niedergeschrieben wurde, nicht noch andere Wahrheiten aufgedrungen haben??

Des Vfs. Absicht war, aus den zahlreichen, wenig gekannten oder gelesenen Bänden der Nationalgeschichtschreiber Venedigs, aus den Chroniken und aus den eigentlichen Historiographen von *Sabellico* bis *Nani* und *Foscarini*, ein gedrängtes Ganzes zu entwerfen, das gewissermassen alle vereinigte. Es lässt sich hier nicht mehr sagen, was dem Einen oder dem Anderen angehört: eine einzige kritische Note lesen wir S. 4. Der Sammlungen und Vorarbeiten

ſind genug; er giebt eine gemeinnützige, praktiſche Darſtellung, die „in dem reichhaltig kurzen Gemälde des Stoffes und der Betrachtungen Viel finden laſſe." (Einleit. S. VII.) So wenig der Vf. etwas von Vorgängern (den *Giuſtiniani*, *Sandi* u. ſ. w.) berührt: ſo wenig der deutſche Herausg., was etwa unſere Literatur ſchon hatte (*Lebret's* Staatsgeſchichte der Republ. Venedig u. ſ. w., ein auf viele eigene Beobachtungen und treffliche, auch ungedruckte Nachrichten gegründetes Werk).

Um das Verdienſt der Übertragung der *la baume*'ſchen Arbeit näher zu würdigen, wollen wir Einiges vom Inhalt und der Darſtellung angeben. In XII Bücher iſt das Werk abgetheilt, jedes mit Inhaltsüberſchriften und voran ein alphabetiſches (beſſer chronologiſches) Verzeichniſs der Dogen. Die Abſchnitte ſind folgende: I. vom J. Chr. 400 bis 697. II. 697 bis 991. III. bis 1173. IV. bis 1311. V. bis 1400. VI. bis 1441. VII. bis 1468. VIII. bis 1501. IX. bis 1519. X. bis 1570. XI. bis 1618. XII. bis 1797. Kundige ſehen leicht, daſs dieſe Abſchnitte gröſstentheils auf ausgezeichnete Ereigniſſe oder Veränderungen in der Verfaſſung ſich beziehen, Wahl des erſten Doge, Erweiterung des Gebietes und Handels, Entſtehung des groſsen Rathes, Übergang in Erbariſtokratie u. ſ. w. Wenn dieſe Hauptbegebenheiten oder die in der Verfaſſung vorgegangenen Modificationen an der Spitze der Abſchnitte deutlicher ausgehoben und irgendwo in einer Überſicht oder Einleitung anſchaulicher gemacht worden: ſo würde das dem Leſer eine groſse Erleichterung geweſen ſeyn. In der Geſchichte eines Staates, der ſelbſt in immerwährender Bewegung iſt, wo die inneren und äuſseren Ereigniſſe ſich drängen, iſt es ſchwer, einen Ruhepunct zu finden, wenn noch dazu, wie es hier der Fall iſt, die Darſtellung in der bloſs chronologiſchen Ordnung faſt ununterbrochen fortläuft. Das Durchführen einer oder einiger Hauptideen, wie es auch ſchon verſucht worden iſt, würde vielleicht von einem deutſchen Verfaſſer gewählt worden ſeyn; jene gefallen ſich mehr in dem Schimmer vieler einzelner lichter Puncte.

Von den Handelsniederlaſſungen der Venetianer, von ihrer Ausbreitung bis zur äuſserſten Grenze des Palus-Mäot*ides* (*ſic!*), S. 83, beſonders aber von dem Freyheitskampfe des italiäniſchen Städte fängt das Intereſſe des Buches an, mit dem der Geſchichte zu wachſen, auf dieſelbe Art, wie es bey *Sismondi* im Gröſseren der Fall iſt. Der forſchende Leſer wird hier manche Veranlaſſung zu näheren Vergleichungen finden. Es fehlt auch hier nicht an ausgezeichneten, groſsen Zügen, welche das Ganze beleben, und überall erſcheint die eigene Energie der ſüdlichen Menſchen, erſcheinen die lebhafteſten, für Wuth und unbezähmte Grauſamkeit, wie für die edelſten Hingebungen, empfänglichen Charaktere, über vielen anderen von zweyter und dritter Gröſse. Eben ſo die Regierung ſelbſt; in der einen Periode in catoniſcher Pflichtſtrenge, in der anderen im Gebrauche der verwerflichſten und unmenſchlichſten Mittel. Lauter Scenen von ſtärkerem Colorit, als dieſſeits der Alpen. Wir wollen nur einige von den vielen Stellen auszeichnen, die uns nach verſchiedenen Rückſichten bemerkenswerth geſchienen haben."

Vor Errichtung des groſsen Rathes war die „*Guarantià*" die einzige, das Anſehn des Doge aufwiegende und Parteyen und Volksgährung hemmende Gewalt, S. 86. Verdiente das bedeutende Wort nicht in unſere neuen Verfaſſungen wieder aufgenommen zu werden? — Dem Maſtino antwortet Dandolo, S. 138: „Du willſt Krieg, und du ſollſt ihn haben: *deine Ungerechtigkeit bürgt uns, daſs er dir Verderben bringe.*" Darſtellungen, wie Carl Zeno's Tod, S. 182, Carmanogla's Hinrichtung mit verknebeltem Munde, S. 195, zeichnen ſich von ſelbſt aus. *Sforza*, in der Mitte zwiſchen Venedig und dem Visconti, ſeine muthvolle Erſcheinung vor denſelben, welche den Carmanogla getödtet, ſeine Erwerbung der Hand der Blanka, enthält wahrhaft dramatiſchen Stoff, S. 210 — 215. Die Reden des Cornaro und Treviſani gehören zu den Zierden dieſer Schrift, S. 385 f. Die Einführung der *Staatsinquiſition*, der erſt hundert Jahre ſpäter die *Glaubens*inquiſition beygeſellt oder gewiſſermaſsen untergeordnet wurde, iſt S. 127 f. zu leſen: „ſie war furchtbarer dem Dogen und den Patriciern als den Plebejern; faſt alle Opfer fand ſie unter der Zahl ehrſüchtiger, des Strebens nach Herrſchaft verdächtiger Edeln. Solche düſtere und im Dunkeln wandelnde Gerechtigkeitspflege war allen Völkern Europa's ein Abſcheu; ſieht man ſie aber in den Händen ehrwürdiger Greiſe, welchen das Alter nur noch die Leidenſchaft für das Vaterland gelaſſen: ſo fällt die Wahrſcheinlichkeit ihres Miſsbrauchs. Des Senates reife Erfahrung hatte des Verbrechens Hemmung durch Entſetzen minder grauſam, als deſſen Ermunterung durch falſch verſtandene Menſchlichkeit erfunden. Eine ſtarke Behauptung! — Das IX Buch zählt Rec. beſonders unter die anziehenderen. Die Ligue von Cambrai gewährt mehr Pragmatie und Einheit als in den anderen. Venedig erſcheint auf einer die Eiferſucht des ganzen Europa erregenden Stufe, und ſein muthiger Widerſtand verdient Bewunderung. „Acht Jahre hindurch war Italien von dem Blute ſeiner unglücklichen, dem Feldbau und der ſchönen Kunſt entriſſenen Bewohner benetzt: dieſe Jahre waren verfloſſen, und alle Verhältniſſe auf den vorigen Fuſs hergeſtellt. Im Laufe ſo denkwürdiger Ereigniſſe ſah ſich Venedig am Rande des Unterganges. Muth und Vaterlandsliebe allein erhoben es aus der Zerrüttung." (Die oben bemerkte Stelle der Einleitung ſcheint hier vergeſſen zu ſeyn.) „Dieſs Benehmen enthält eine groſse Lehre für Völker, welche ſich in der Mitte der öffentlichen Stürme nicht zu regieren wiſſen: urkundend, daſs der aus Umwälzungen hervorgehende Sturz der Reiche nur dem gänzlichen Mangel an jenen ſeltenen Männern zur Laſt fällt, welche, für des Vaterlandes Heil geboren, in Gefahren die Nahrung ihres Muthes und Genies ſehen." S. 371.

Die letzten Abſchnitte und beſonders der Ausgang des Freyſtaats in dem alles verſchlingenden Revolutionskrieg iſt im Verhältniſs zu den vorhergehenden

und in Rückficht des gröfseren Interesse zu kurz ausgefallen. Die ganze Geschichte von 1789 an nimmt nicht 4 Blätter ein; doch der Inhalt könnte desto gewichtiger fich zeigen. Es ist wirklich nicht ohne Erhabenheit, wenn das *alte* Venedig, das bey feinem 1400 jährigen Daseyn so viele andere Staaten vor fich vorübergehen und dahin finken gesehen, hier mit der Hoffnung auftritt, in der schrecklichen Gährung und Bewegung der Völker und Staaten in Abgezogenheit und Parteylosigkeit allein übrig zu bleiben, um künftigen Geschlechtern den Fall der alten Welt zu verkünden. Fünf Tage und fünf Nächte hindurch wurde die grosse Frage (von bewaffneter Neutralität) im Senate erörtert. — Aber die schrecklich prüfende und richtende Zeit deckt bald auch die inneren Blössen auf. Doch wohl zu hart spricht der Vf. S. 520. „Venedigs Neutralität war mehr das Verstummen der Unruhe, als die Entschlossenheit der Weisheit. Der Senat, der fich Manches gegen Frankreich vorzuwerfen hatte (was? ist nicht gesagt), der grosse Rath, der gleich den verbündeten Königen vor den Vorschritten eines gegen Adelsvorrecht fich laut erklärenden Volkes zitterte, — ergriff ängstlich alle Entschliessungen, von welchen er Besänftigung hoffte, und schickte einen Gesandten nach Paris; doch bald liess er, wie im *Wahnsinn*, die Österreicher von Peschiera Besitz nehmen, so selbst seinen Untergang aussprechend." — Indem der französische Feldherr in Steiermark eindrang, erhob fich Venedigs Senat in jenem *Schwindelgeiste*, welcher stets dem Falle der Staaten vorauswandelt, aus langem Schlummer, seine Fehltritte durch Verbindung der Unklugheit mit der Feigheit vollendend."

Von der letzteren Ausstellung abgesehen, darf diese Schrift, in Rückficht der obigen Vorzüge, und in sofern wir in ihr die erste gedrängte Darstellung der ganzen venetianischen Geschichte besitzen, als eine Bereicherung unserer Literatur angesehen werden. Der Effect der deutschen Bearbeitung würde noch glücklicher seyn, wenn nicht die oft gesuchte Kürze und besonders der allzuhäufige Gebrauch der Participien zuweilen dem Stil nachtheilig würde. S. 338. „Über den Fluss *eilend*, nahm der *Herzog* Loreo. Aber ihre neue Eroberungen *deckend*, führten die *Venetianer* eine verschanzte Linie auf" u. s. w. — S. 519. „Dem verbündeten Europa *trotzend* (wer?), unter dem Drang zahlloser Schaaren nach den Grenzen, in Mitte der Missethaten, der Parteywuth, des rastlosen Kampfes der politischen Elemente *begeisterten* Freyheitsliebe, grenzenlose Anhänglichkeit an den Ruhm und Abscheu vor ausländischem Joche, *Tausende von Franzosen* für des Vaterlandes Vertheidigung." —

Doch wir eilen zu dem gröfseren Geschichtswerke von *Flassan*, dessen Einführung in unsere Literatur ebenfalls den Bemühungen des Grafen von *Benzel-Sternau* zu verdanken ist.

Welcher Staat konnte wohl besser eine Geschichte der Diplomatie geben, als der, dem fie eigentlich ihre ganze heutige Gestalt zu danken hat? *Frankreichs* Monarchie hat ihre Gesichtspuncte nie aus dem Auge verloren. Zur *inneren* Consolidirung bedurfte es nur der consequenten Ausübung Einer Maxime, Vernichtung der grossen Reichsvasallen. Diess geschah unter Ludwig XI, der, nach Franz I Ausdruck, den König „*hors de page*" gesetzt. Sodann von dem Augenblick an, da die Engländer vom gallischen Boden verdrängt waren, kannte die Richtung nach *Aussen* keine Grenze mehr. Eroberungen in Italien und an den deutschen Grenzen, Sprengung der habsburgischen Macht in Österreich und Spanien, Ausdehnung gegen die beiden angrenzenden Handelsstaaten, brachten Frankreich nicht nur mit allen europäischen Verhältnissen und Interessen frühzeitig in die innigste Berührung, sondern es wusste auch planmäsig auf die Leitung aller öffentlichen Geschäfte und in alle Cabinette (auch dieser Ausdruck ist ja von den Franzosen) einen entscheidenden Einfluss zu erhalten. Da kein Staat von der Diplomatie in solcher Extenfion und Intenfion Gebrauch gemacht hat, wie Frankreich: so giebt uns dieses gewissermassen die Geschichte der Diplomatie überhaupt, indem es uns seine eigene giebt. Die eigentliche Anfangsepoche ihrer gröfseren Wirksamkeit ist das Ende des XV Jahrhunderts; der Hauptschauplatz zuerst die (geschickt unterhaltene) Parteyung in den deutschen und italiänischen Staaten, als Vorübung zur Ausdehnung derselben Maximen über ganz Europa. Schon zu Ende des XVI Jahrhunderts fing die diplomatische Kunst an, unter französischen Händen eine festere Gestalt zu erhalten. Die Einrichtung des Gesandtenwesens gehört zwar zu den früheren Instituten der römischen Curie; aber Richelieu und Mazarin brachten einen bestehenden Zusammenhang durch beständig unterhaltene Gesandtschaften an allen Höfen zu Stande. (1668 kam der erste russische Gesandte nach Paris; die Verhältnisse mit der Pforte hatten schon früher einen so schamhaften Anfang genommen, sagt *Spittler*, dass man bis jetzt noch ihre wahre Ursprungsepoche nicht weiss; worüber jedoch das vorliegende Werk nun auch nähere Aufschlüsse giebt.) Unter jenen Ministern wurde das Institut der Gesandtschaften herabgewürdigt zu einem privilegirten Spionen-System, persönliche Künste übertrafen alle reellen Kenntnisse; endlich unter Ludwigs XIV anmasslicher Selbstherrschung erhielt das System jener „willkührlichen Politik" eine Vollendung, von der man nicht hätte denken sollen, dass fie noch auf einer höheren Potenz fich wiederholen würde, wie fie in den Proclamationen des Jahres 1813 mit den freymüthigsten Bekenntnissen officiell bezeichnet ist.

Es ist ein liberaler, dem ersten Consul beygelegter, auch von unserem deutschen Herausgeber gepriesener Gedanke, dass dem Nationalinstitut die Aufgabe gemacht worden, ein Werk zu liefern, welches „*la filiation des actes diplomatiques de la France*" enthielte. Einen schöneren Entschluss kann eine aufgeklärte Regierung nicht fassen, als wenn fie selbst auf solche Art den Schlüssel zu allen Staatsverhandlungen bis auf ihre Zeit giebt oder finden lässt. Sie selbst wird ein solches Werk als das lehrreichste und unentbehr-

lichste Handbuch benutzen, das zugleich, wie *Flassan* sagt, die *Seele der Geschichte* seyn wird. Frankreich, obgleich das Land der Memoires, stand noch in verschiedenen zu dieser Aufgabe gehörigen Foderungen zurück; nun es den Vorgang gemacht hat, dürfen wir uns doppelt freuen, wenn unsere Erwartung nicht, wie in so vielen jenseits des Rheins entstandenen oder verheissenen Dingen, getäuscht worden ist.

Da wir aber nicht das französische Original nach seiner ganzen Anlage hier anzuzeigen oder zu beurtheilen haben, sondern bloss das Verhältniss zu unserer historischen Literatur, wie es in der deutschen Übertragung des Hn. Grafen *von B.* vor uns liegt: so werden wir uns in Hinsicht auf jenes auf einige Bemerkungen einschränken, die zugleich unser Urtheil über die deutsche Bearbeitung begründen.

Die erste Aufmerksamkeit ziehen ohne Zweifel die *Quellen* des Vfs., besonders die *neuaufgeschlossenen* an sich. Wenn er gleich unsere bisherigen *corpora diplomatica*, besonders in Betreff der Richtigkeit der Abdrücke, hin und wieder (mit Recht) zu tadeln hat: so muss er doch gestehen (Einleit. S. 33), *que la France est le seul grand état de l'Europe, qui n'ait pas de Corps diplomatique*. denn die Compilationen eines *Léonard* verdienten diesen Namen nicht. Er gesteht, dass *Leibnitz*, „*dont le génie embrassa tout*" (S. 30), *Dumont*, *Wenk*, *Georgisch*, *Lünig*, *Martens*, (mit einem Wort, *Deutsche*) den Franzosen hierin (wie in manchem Anderen) vorausgegangen sind.

Da aber eine Geschichte der Diplomatie nicht bloss in der Aneinanderreihung der officiellen Hauptverträge besteht, sondern den eigentlichen historischen Stoff aus den (grösstentheils geheim gebliebenen) besonderen Verhandlungen, aus den Instructionen, Correspondenzen und anderen Papieren der Agenten zu schöpfen hat: so ist das bey weitem das Wichtigste, dass dem Vf. die grossen handschriftlichen Sammlungen, namentlich der *kaiserl. Archive* beym *gesetzgebenden Corps*, bey der *kaiserl. Bibliothek* und im *Arsenal* offen gestanden, und dass ihm, wie er versichert, die Vorsteher derselben mit aller Bereitwilligkeit entgegen gekommen sind. Hier bietet sich nun erst dem kritischen Forscher, wie dem Politiker dar, was schon lange gewünscht worden ist, und was andere Regierungen nun um so mehr nachahmen sollten, um zu Allem die passenden Gegenstücke zu geben.

In Deutschland würde, wenn eine Regierung sich für die Sache interessirte, der Anfang wahrscheinlich gemacht werden mit dem Abdruck der reinen Actenstücke oder auch mit einer Reihe zweckmässiger Auszüge, wie wir überhaupt bisher weit mehr im Sammeln geleistet haben, als in der Verarbeitung, was aber doch den Vorzug behält, dass dadurch für mehr als Einen Zweck vorgearbeitet bleibt, und alle Subjectivität aus dem Spiele gelassen ist. *Flassan*, den bereits jene Aufgabe beschäftigte, als dem Nationalinstitut der Auftrag gemacht wurde, hat das zweyfache Verdienst auf sich genommen, zugleich eine *Histoire raisonnée* zu geben. So vielen Dank ihm besonders das grössere Publicum, das weder selbst zu prüfen, noch langwierige Sammlungen und Vorbereitungen zu erwarten aufgelegt ist, mit Recht zu bezeugen hat: so offenbart sich doch von der anderen Seite gerade bey diesem Werke besonders das Nachtheilige der allgemeinen französischen Gewohnheit, keine oder doch sehr sparsame Citate oder Anmerkungen zu machen.

Wir meinen nicht bloss Anführung der gedruckten Sammlungen, zur Rechtfertigung einzelner Behauptungen und Ausdrücke im Text, und zur Erleichterung des Nachschlagens (worin wir Deutsche vielleicht nur zu gewissenhaft und freygebig sind); jenem Bedürfniss ist der Vf. wenigstens so weit entgegengekommen, dass er jedem Band ein chronolog. Verzeichniss der Verträge, mit Bemerkung der Sammlung, wo sie zu suchen sind, angehängt hat, der deutsche Herausgeber giebt diess am Schlusse des Ganzen: — wir meinen vielmehr die nähere Bezeichnung der handschriftlichen Quellen, auch der Privatnachrichten, des verschiedenen Grades ihrer Glaubwürdigkeit, der Art und Weise, wie er von den genannten Vorräthen der kaiserl. Archive Gebrauch gemacht hat, und wie er durch Vergleichung mit den gedruckten officiellen Actenstücken sein Resultat gefunden. Was *Flassan* hierin thut, schränkt sich bloss auf die *allgemeinsten* Hinweisungen ein, welche zur Bewährung und Erörterung der *einzelnen* Stellen noch bey weitem nicht hinreichend sind. Kaum ein paar Mal finden wir unten bemerkt, dass die Nachrichten aus *Handschriften* geschöpft seyen, wie die ersten Verträge mit der Pforte, T. I S. 359. 401, unter namentlicher Anführung des Fascikels „*Traités faits avec le Turc*," und T. III S. 215 die Bemerkung, dass Ludwig XIV dem Kaiser den Titel: Oberhaupt der Christenheit, gestrichen habe, nach *Manuscr. de la Biblioth. imp.* Eine so kurze Anzeige ist aber mehr auf Erregung als Befriedigung der Wissbegierde angelegt. Wir wünschten mehr Noten, wie T. IV S. 366, wo der Vf. aus der Handschrift beweist, dass der kleinste Theil der *Mémoires*, welche bisher Ludwig XIV zugeschrieben worden, von ihm selbst sey.

*Flassan* hat bey seiner Composition die rühmliche Methode befolgt, aus den wichtigeren Instructionen, Berichten und anderen Actenstücken *wörtliche Auszüge* aufzunehmen; diess giebt seinem Werke ein besonderes Gepräge der Gediegenheit. Er hat auch hin und wieder ein allgemeines Urtheil über die ministeriellen Arbeiten des Einen oder Anderen in den Text aufgenommen, wie vom Marschall d'Estrades oder über Harcourts Briefwechsel; doch kann auch das zur Prüfung der *détails* nicht genügen: es bleibt immer noch eine grosse Zahl einzelner Stellen und Züge übrig, bey welchen das Warum unbeantwortet bleibt. Wir setzen durch das Ganze keinen Zweifel in die Treue und Glaubwürdigkeit des Vfs.; aber hier müssen wir doch nur *ihm*, seinen Combinationen, seinem Raisonnement glauben.

Ob er Alles benutzte, was da war, ob man ihm Alles geben *wollte*, wie weit sich die Bereitwilligkeit der Vorsteher erstrecken *durfte*, darüber wäre wohl zu fragen, aber die Antwort wird ausbleiben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## GESCHICHTE.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Historische Bibliothek des Auslandes.* Herausgegeben von *Ch. E.* Grafen von *Benzel-Sternau.* Erster, zweyter und dritter Band u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Ein deutscher Bearbeiter hätte in jener Beziehung noch ein grosses Verdienst sich erwerben können. Durch nähere Vergleichung mit dem Bekannten oder Gedruckten hätte sich das Neue sowohl in den Thatsachen als in den Combinationen gewiss nicht unerwünscht ausfinden lassen. Noch mehr würden die anderen Regierungen sich jetzt verdient machen, wenn sie eine solche Untersuchung ihrerseits ebenfalls durch Eröffnung der Archive unterstützen wollten. Vor allem aber müsste unser *deutsches Reichsarchiv*, dessen die neueren Verhandlungen noch mit keinem Worte gedacht haben, wieder aus Paris da seyn! *) — Eine solche Arbeit würde keine von den leichteren oder schnell zu vollendenden seyn: aber wie viel Einseitiges, das immer Einer dem Anderen nachschreibt, könnte mit einem Mal aus der Geschichte entfernt werden! Mit Bedauern müssen wir sagen, dass die vorliegende deutsche Bearbeituug in Rücksicht obiger Ausstellung noch hinter dem Original zurückgeblieben ist. Bey dem Bestreben, den Inhalt in möglichster Kürze wiederzugeben, sind gerade jene wörtlichen Auszüge, welche den Werth des Originals in unseren Augen besonders erheben, häufig unter das Übrige vermischt, so dass man, ohne das Original zu Hülfe zu nehmen, nicht zu sagen weiss, was Combination des Herausg., was Raisonnement des Vfs., oder was die wesentlichen Worte der Urkunde sind.

Abgesehen von dieser Foderung, abgesehen überhaupt, dass der Zweck des Herausg. nicht kritische Geschichtforschung seyn sollte, dürfen wir seinem Verdienst, in Ansehung der Befriedigung des grösseren Publicums auf möglichst leichtem und kürzem Wege, immerhin Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die ungeduldige, Vieles in Wenigem erwartende Zeit erhält hier die 4 ersten Bände des Originals in Einem; das ganze Werk wird in zwey Bände zusammengedrängt werden. Indem der Herausg., wie wir oben bemerkten, seinen Stil für die Kürze bildete, hat er hier zugleich den pompösen und imposanten Ton der französ. Staatsschriften, wie es scheint, nachzubilden gesucht.

Eine weitere Bemerkung ist diese: Da Geschichte der *Diplomatie*, als Darstellung des vorzüglichsten Vehikels der Staatsgeschichte in den *äusseren* Beziehungen, der *Kriegs*geschichte zur Seite geht (List und Gewalt sich immer die Hand bieten), und beide, der Geschichte der inneren Verwaltung, der eigentlichen *Friedens*geschichte, gegenüber stehend, mit dieser das Ganze der Staatsgeschichte ausmachen: so ergiebt sich von selbst, dass der Titel der vorliegenden deutschen Bearbeitung des flassan'schen Werks: *„Frankreichs Friedensgeschichte,"* nicht ganz treffend ist.

Was die Methode betrifft: so konnte der Vf. drey verschiedene Gesichtspuncte wählen. Er konnte zum Leitfaden nehmen entweder die Idee des Staates selbst in seinen äusseren Beziehungen, oder bloss die diplomatischen Formen, oder die Succession der handelnden Personen. Das Erstere gewährt den eigentlichen inneren Zusammenhang, der Zweck ist immer gegenwärtig und die Verhandlungen mit ihren Resultaten finden von selbst ihre rechte Stelle. Das Andere, allein betrachtet, giebt bloss fragmentarische, oft sehr trockene Notizen, und etwa nur eine chronologische, äussere Aneinanderreihung (*„filiation"*); das Dritte mehr biographische Notizen und Gesandschafts-Anekdoten, als Geschichte. Der Vf. hat diese drey Gesichtspuncte so viel möglich zu vereinigen gesucht. Eigentlich stellt er die diplomatischen Geschäfte gewöhnlich oder grösstentheils in der chronologischen Ordnung auf, wobey der Leser die Reise von einem Hof und Cabinet zum anderen macht; damit aber jener innere Zusammenhang nicht fehle, so hat er einerseits von Zeit zu Zeit die nöthigen Übersichten aus der Staatsgeschichte eingeschaltet (die Verhandlungen hätten auch nach gewissen Classen geordnet werden können), andererseits hat er durch Zeichnung der handelnden Personen, wenn hiedurch auch zuweilen der Faden der Verhandlungen abgebrochen würde (wie die westphälischen Friedensverhandlungen durch den Tod und die Charakteristik Richelieus), dem Ganzen eine besondere Belebung gegeben. Das

*) Geschrieben zur Zeit des wiener Congresses.

Letztere könnte man gewissermaßen als Hauptleitfaden ansehen in einer Geschichte, worin von jeher die Ministerial-Regierungen so bedeutend gewesen sind. Zugleich aber, indem der Vf. eben so viele gutgerathene Portraits aufstellt, wird sein Werk besonders für diejenigen sehr anziehend, die beym Eintritt in die diplomatische Laufbahn die Geschichte lieber lesen als studiren möchten, wenn gleich die Zeit zum Letzteren so laut aufruft.

Was die Foderung der *Unparteylichkeit* und *Freymüthigkeit* anbelangt, als nothwendiger Folgen einer ernsten Geschichtforschung: so können wir über das Original und die Übersetzung nicht wohl ein allgemeines Urtheil aussprechen. Wenn man die Atmosphäre erwägt, in welcher der Vf. athmete: so erscheint er allerdings in den meisten Darstellungen offen und streng. Schon in der meisterhaften Einleitung (die wir ungern in der deutschen Bearbeitung vermissen) unterscheidet er die ächten Zwecke der Diplomatie von den unlauteren und verwerflichen mit den treffendsten Zügen, T. I p. 16. „*Toute diplomatie, qui par principe et sans nécessité impérieuse, divise, est machiavélique et digne de reproche. — On sent déjà, quelle fermentation brulante peuvent exciter dans les cabinets tant d'agens autorisés à interpeller le souverain sur ses intentions et ses démarches, à semer partout, pour l'intérêt de leur prince, l'espionnage et la corruption, et à employer des pratiques sourdes, sous le dehors de l'amitié; en sorte que la diplomatie ressemble souvent à ces volcans, qui, sous des tertres parés d'arbustes et de verdure, préparent les détonations, qui bouleversent la contrée etc.*“ — Ohne Rückhalt wird erzählt aus Ludwigs XI Instruction für seine Gesandten an die Herzoge von Guienne und Bretagne, „*s'ils vous mentent, mentes-leur encore plus.*“ T. I p. 244. So nennt er auch beym rechten Namen „*la fausseté de Louis XI*“ p. 432. Am Schlusse des vierten Zeitraums ist gesagt (deutsche Übersetz. S. 374): „Die diplomatischen Aufsätze von Heinrichs IV Cabinet gehören durch ihr Gepräge der Rechtlichkeit und *Ehrengeist* (*par l'empreinte de probité et d'honneur, qui s'y trouve*) auf die vorzüglichste Stufe; auch Ludwigs XIII Minister, Mazarin eingeschlossen, arbeiteten auf eine Weise, welche ihre Schriften den ausgezeichneten Geisteswerken durch kluge Auswahl der Mittel, Menschenbenutzung und gewandte Leitung der Ereignisse beygesellt; *nur* verunstalten allzuoft *Machiavelism* und *Ränkesucht* die Schöpferideeen des Genius.“ Der Vf. weiss die Strenge auch wieder zu mäfsigen. Bey der Widerrufung des Edicts von Nantes, aus welcher eine der härtesten Stellen (gegen die kranken Protestanten) wörtlich abgedruckt ist, T. IV p. 93, sagt der Vf. auf der folgenden Seite, die Protestanten hätten geglaubt, die früheren Verträge ansehen zu dürfen „*comme des vrais traités obligatoires pour le roi. Sans discuter ici cette prétention, qui n'est pas destituée de tout fondement* (man glaubt das Achselzucken zu sehen), *au moins est-il certain, que Louis XIV au moment, où l'Europe irritée se liguait contre lui, fit une faute capitale en politique etc.*“ Für die Freyheit, welche den Schriftstellern der kürzlich erloschenen Periode in Absicht des Alten noch gelassen wurde, konnten sie schon einige Discretion zeigen. Im *Discours préliminaire*, bey der Eintheilung des Werks, p. 45, bemerkt *Flassan*, das eigene Werk, das er der letzten Epoche von 1792 an gewidmet habe, werde seine Vollendung erst von der Ausführung „*des vastes desseins de Napoléon I*“ erhalten. „*La pensée des grands hommes ne doit pas être divisée; n'en donner qu'une partie, c'est s'exposer à la méconnaitre.*“ Schon auf der zweyten Seite des *Avant-propos* sagt er, indem er seine vormaligen Mitschüler aus der *Ecole militaire* nennt, *Champagny etc. et un autre personnage plus grand encore; mais que son rang met tellement hors de la ligne, qu'il ne peut plus être nommé.*

*Unparteylichkeit* gegen *Auswärtige* können wir, nach unseren deutschen Ansichten wenigstens, diesem Werk nicht überall zugestehen. Die grofsen Ungerechtigkeiten, welche besonders das System Ludwigs XIV uns zugefügt (und das getheilte Deutschland geduldig gelitten hat), werden zwar im Allgemeinen hin und wieder von *Flassan* zugestanden; doch weiss er über viele einzelne Gegenstände mit der seiner Nation eigenen Leichtigkeit hinwegzugehen. Was aber noch mehr befremdet, ist, dass der deutsche Herausgeber, bey seiner Art, das Original zu epitomiren, unglücklicherweise gerade solche Stellen durch Abkürzung oder gänzliche Auslassung noch besonders gemildert hat.

Zur Bestätigung der obigen Bemerkungen fügen wir noch einige Proben bey von der Manier des Herausg., und dann noch besonders von dem letztgenannten Verhältniss zum Original.

In dem ersten Allianztractate mit Schweden 1631 sind die Einleitungsschritte der Franzosen S. 284 Wort für Wort nach *Flassan* II, 382, nur dass, wie häufig, die Data weggelassen sind; wo aber die eigentlichen diplomatischen Sachen, Auszüge aus Instructionen u. s. w. vorkommen, ist der Inhalt entweder höchst unbefriedigend zusammengedrängt (wie S. 285, wo man nicht weiss, durch wen oder wie Richelieus Anerbieten geschehen ist), oder der Inhalt ist ganz übergangen, wie beym schwedischen Manifest, vgl. *Flassan* p. 385. — In der Stelle: „der von Charnacé gebrauchte Ausdruck der *Beschützung* missfiel,“ hätte wohl das bedeutendere „*protection*“ aus dem Original beybehalten werden mögen. Ebendaselbst: Wallenstein mit Mecklenburg *beliehen* statt *belehnt* u. s. w. — Die Erneuerung des schwedischen Vertrags 1638 ist im Original T. III p. 38 in der deutschen Bearbeitung S. 304 zu vergleichen. In den Betrachtungen über den ersten Vertrag (dass Ludwig XIII, der die französischen Protestanten vernichtet, die Parthie der deutschen genommen) gesteht *Fl.* p. 389 aufrichtig: „*La raison d'état, qui est soumise à l'empire des circonstantes, ordonnait l'un et l'autre.*“ Dieselbe Entschuldigung, auch vom deutschen Herausg. ausgedrückt, lesen wir an mehreren anderen Stellen, wo man ungewiss bleibt, in wessen

Sinn gesprochen wird, und wie es mit dem in der Einleitung Gesagten übereinstimmen solle.

Die Plane auf *Lothringen* 1633, *Flassan* III, 10, dann 1644, p. 95, im westphäl. Frieden, p. 161, und noch 1661, p. 275, müssen um der näheren Einsicht willen zusammengestellt werden. Hier und in mehreren ähnlichen Fällen fragt es sich, ob es nicht zweckmäfsiger gewesen wäre, die Verträge classenweise zu ordnen, als sie bloss in der chronologischen Reihe folgen zu lassen — Um des erneuerten Interesse willen verdienen die westphäl. Friedensunterhandlungen, die sich hier besonders über die Abtretungen am linken Rheinufer verbreiten, und leicht eine *schmidtsche* Geschichte der Deutschen in Verlegenheit setzen möchten, so wie die Fortsetzung dieser Frage in den folgenden Friedensschlüssen zu Nimwegen, Ryswik, Rastadt und Baden, im Original selbst verglichen zu werden. Manche diplomatische Anekdoten, wie die Bemerkung des Contarini, III, 122: *„qu'il y avait deux cents ans, qu'aucun ambassadeur de France n'avait envoyé à son maitre trois provinces dans une lettre,“* werden in der deutschen Bearbeitung vermisst. — [Im Jahr 1634 hatte *Feuquière* den Protestanten die feyerliche Versicherung gegeben, „die Krone Frankreich wolle weder im Elsafs noch sonst irgend Etwas, es sey ihr bloss um die Ehre, den Ständen Beystand geleistet zu haben.“ Wie Vieles der Art könnte aus deutschen Documenten dem flassan'schen Werke entgegengestellt werden!]

Bey der Kürze, womit der Herausg. z. B. die Wiederanknüpfung der Verhältnisse mit der Pforte unverhältnissmäfsig mit dem Übrigen zusammenzieht (am Ende des ersten Buchs im V Zeitraum, S. 402, eben so im Anfang des zweyten Buchs), hätten doch Züge wie die, dafs der persönlich aufgebrachte, bey St. Gotthard geschlagene Grofs-Vezier eigentlich die Schwierigkeiten in den Weg gelegt, *Flassan* III, p. 305 sqq. nicht übergangen werden sollen. — Ludwig XIV entschuldigt sich hier, dafs er nicht als König von Frankreich, sondern als deutscher Reichsfürst am Türkenkriege Antheil genommen, kraft der ihm zugehörigen Länder.

*Die schlechten Gründe*, welche eben dieser König gegen die Verzichtleistung seiner Gemahlin (in Betreff des Heimfalls der spanischen Niederlande) anführt, und welche *Flassan* selbst *„raisons peu solides“* nennt, in einer eigenen Anmerkung p. 337, werden in der deutschen Bearbeitung rein ohne diese Anmerkung gelesen S. 410; und wenn *Flassan* Ludwigs XIV Erklärung, dafs er sich „des Pyrenäenfriedens unbeschadet“ in den Besitz setzen werde, geradezu eine offenbare Verletzung eben dieses Friedens nennt, p. 338: so sagt der Herausg. bloss: „in diesem, wie in dem Bündniss mit Portugall, *fand Spanien* eine offenbare Verletzung u. s. w. Das Original sagt, p. 341: „der aachner Friede sey merkwürdig *comme le premier acte de cette politique arbitraire, qui apprit à Louis XIV par un premier succès, qu'il suffisait d'être fort pour faire valoir les prétentions les moins fondées.*“ Hätte diese Bemerkung nicht auch eine Stelle in unserer historischen Bibliothek des Auslandes verdient bey S. 412? Doch kam der Vf. auch wieder in den Bemerkungen über den nimwegener Frieden versichern p. 445: *„Louis XIV n'ayant eu dans le cours de la guerre que des alliés infidèles ou malheureux, se piqua envers ceux-ci d'une fidélité aussi honorable, qu'utile; car elle contribue singulièrement à établir la reputation d'un prince.“* Später sagt der Herausg. S. 456: „Man hat behaupten wollen, Ludwig XIV habe die hungarischen Missvergnügten und die Pforte zum Krieg gegen Österreich erregt, um den Daufin (Dauphin) zum römischen König erwählen zu lassen. Doch ist es wahrscheinlicher, dafs er Östreich (Österreich) nur zu beschäftigen wünschte, um seine Masregeln rücksichtlich der unmittelbaren Elsasser ruhiger zu bewirken.“ Das Original (T. IV p. 61) leugnet jene Vermuthung nicht (sie war wohl 100 Jahre lang mehr als Einmal im *Werk*), es macht vielmehr den schönen Zusatz: *„mais les princes de l'empire qui redoutaient déjà le voisinage de Louis XIV, se gardèrent bien de se le donner pour maître dans la personne de son fils, et rejetèrent ses propositions.“*

Über die Ratification des nimwegener Friedens bemerkt *Flassan*, T. III p. 435, die kaiserl. Gesandten hätten jetzt behauptet, des Kaisers Ratification sey unzertrennlich von der des Reichs, ungeachtet sie zuvor gesagt, der Kaiser könne unterhandeln für das Reich ohne eine Specialvollmacht, und die Ratification des Reichs sey eine ganz unnütze Formalität.“ Auch diese Stelle hat der Herausg. S. 444 weggelassen, so wie er auch die weiteren Verhandlungen der kaiserl. Gesandten fast zu kurz berührt.

„*L'occupation ou plutôt l'usurpation de Strasbourg*“ ist bey *Flassan* ausführlich erzählt mit mehreren neuen Umständen, als eine des *Louvois* würdige Handlung, T. IV p. 65 f.; er nennt diesen Gewaltstreich unverholen eine *„surprise au sein de la paix.“* Diefs Alles fasst Hr. Gr. *v. B.* in eine Linie zusammen: der König legte eine Besatzung in Casal, *und nahm Strassburg in Besitz.* (Punctum.) Auch die Antwort, welche Ludwig XIV dem Grafen Mannsfeld (der Strafsburg als *Zugehör des Reichs* zurückfoderte.) gegeben, S. 67: *„que cette ville s'étant volontairement soumise au roi* (nachdem sie besetzt war), *ne faisait plus partie de l'Empire,*“ ist nicht erschöpft: „Strafsburgs freywillige Unterwerfung wurde gegen ihn angeführt.“ Hätte die deutsche Bearbeitung bey der darauf angeführten frankfurter Conferenz das Datum ihres Anfangs nicht weggelassen: so würde sich von selbst ergeben haben, was auch *Flassan* nicht bemerkt hat, dafs der Gewaltstreich eben während dieser Conferenz geschah, die zur Absicht hatte, die Streitigkeiten auszugleichen.

Bey dem augsburger Bündniss 1686 macht der Herausg. S. 465 den Zusatz, der vermuthlich in der zweyten Ausgabe des Originals steht (Rec. hat die erste): *„Wahrscheinlich* habe der Prinz von Oranien dazu mitgewirkt.“ Eigentlich hat er den Grund zu dieser Allianz gelegt. Ludwig XIV brach los, „weil

er am liebsten seinen Feinden zuvorkam," und liess den 24 Sept. 1688 durch Crecy zu Regensburg den Krieg erklären. — [In der That ging seine Armee schon am 20 Sept. über den Rhein, und Crecy hatte die Dreistigkeit, immer noch zu behaupten, „der König habe den (kaum einige Jahre zuvor geschlossenen) 20jährigen Stillstand mit dem Reiche nicht gebrochen, er suche bloss mit gewaffneter Hand, was er ohne diese nicht erhalten könne." Solches und vieles Andere, was sich noch aus den Reichsacten darthun liesse, wenn hier der Ort dazu wäre, findet man denn freylich auch bey *Flassan* nicht.]

In der Kriegsübersicht T. IV p. 150 sagt *Flassan*, wiewohl ganz kurz: „*les Français s'étaient emparé de presque tout le Palatinat, qu'ils avaient incendié et devasté.*" Gr. v. *B.* noch kürzer: „und beynahe die ganze Pfalz *erobert*, *bey Fleurus gesiegt* u. s. w." Wie war es möglich dem deutschen Herausg., bey so nahe liegender Auffoderung eine Unthat *ganz zu übergehen*, von der selbst Henault gesteht, der König habe durch eine *Wüste* die Grenze seines Reiches decken wollen.

Wer findet in der überhaupt sorgfältigen Charakteristik Ludwigs XIV die Stelle nicht treffend (T. IV p. 365): „*En balance d'un million d'hommes péris dans de guerres peu nécessaires* (Gr. v. *B.* übersetzt bloss: *Menschenmenge*), *de cinq cent mille protestans sujets fidèles, forcés de s'expatrier, et de deux milliards soixante millions de dettes; — il faut porter les yeux sur les chefs-d'oeuvre de Versailles, sur les invalides, l'observatoire et le canal de Languedoc, sur la marine et le commerce etc.*" — Am Ende der V Epoche sagt *Flassan* T. IV p. 367: „*Le goût de ce monarque pour la guerre, communiqué à l'Europe, fit fermenter dans tous les cabinets la soif des accroisemens, et l'intention réciproque de se dépouiller, de s'humilier.*" Gr. v. *B.*: „sein Hang zum Krieg setzte alle Cabinete in Bewegung, und verbreitete (bloss!) den Vergrösserungsgeist." S. 518. Doch genug der Beyspiele: sieht es nicht aus, als hätte *Flassan* in Deutschland geschrieben, und Gr. *v. B.* hätte dazumal in Paris übersetzt!

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Erlangen*, b. Hilpert: *Vermischte Gedichte* von *J. Chr. Gottlieb Zimmermann*, Doctor der Philosophie und Privatdocenten auf der Universität zu Erlangen. 1811. 200 S. 8.

2) *Hof*, b. Müntzel: *Achilles auf Skyros*, Schauspiel in fünf Acten von *J. C. G. Zimmermann*. 1808. 176 S. 8.

Der Vf. zeigt in diesen Schriften einiges Talent zur Poesie, aber nur in einem beschränkten Grade, oder vielmehr in einer beschränkten Richtung: er neigt nämlich gar zu sehr zum Pathetischen hin, und verfällt darüber ins Rednerische, reiht grosse Worte an einander, füllt mit wohlklingenden, pomphaften Versen mehr das Ohr als das Gemüth, umschreibt, umhüllt und umkleidet mehr eine Sache, als dass er sie darstellte. Oftmals ist der Ausdruck in seinen Gedichten erhaben, ohne dass es der Inhalt ist. Wo indess gerade der Gegenstand seiner Neigung zusagt, da herrscht in seinen Versen viel Schwung und Kraft. Diess ist besonders mit einigen Balladen, gleich mit der ersten, der Fall, die damit freylich in zu grosse Breite ausarten und zu beschreibenden Erzählungen und poetischen Reden werden. Eine der kräftigsten Stellen ist folgende, aus dem Gedichte an die Freyheit, die zugleich von seiner Einkleidungsweise zeugen kann:

*Mit der Hölle finsterm Reich im Bunde,*
*Mit des Aberglaubens Otternbrut,*
*Hetzt der Despotismus seine Hunde,*
*Und ihm fröhnen Dolch und Scheiterglut.*
*Hoheit bettelnd Sclavenkniee sinken,*
*Angeheftet an des Stolzen Winken.*
*Ha, der Erde freygeborner Sohn*
*Kniet entadelt vor des Frevlers Thron.*

Schlechter ist folgende Einkleidung:

*O so lang durch meiner Adern Röhren*
*Noch des Lebens warme Quelle strömt,*
*Will ich, Gottgeborne, dich verehren!*
*Die mich frey spricht, die mich Freyen zähmt.*

In einer Elegie ist des pathetischen Anredens an verlorene Gegenstände Griechenlands so viel, dass es darüber zu keiner elegisch-schmerzlichen Empfindung kommen kann. — *Der Sammethut* lässt in seinem pathetischen Anfange den komischen Schluss gar nicht ahnen, der doch nicht übel also lautet:

*Die Traute war ihm längst schon gut,*
*Jetzt wird sie weinerlich:*
*Da küsst er meinen Sommerhut,*
*Ach, küsst' er lieber mich!*

In Hexametern versucht er öfters den leichten, scherzhaften Ton, verliert sich dabey aber nicht selten ins Schleppende und Geistlose. Überhaupt hat er viele unbedeutende Sachen besungen, denen er doch keine poetische Seite abzugewinnen weiss, wie z. B. in den Gedichten: *die Täuschung, die Erscheinung, des Jünglings Reise* Dabey kommt mancher mangelhafte Vers, wie z. B. folgender Pentameter, vor:

*Kommen Sie heute nur | Abends zum Garten hieher.*

Man kann dem Vf. keinen besseren Rath geben, als einer bestimmten Manier ganz zu entsagen, und sich treuer an die Gegenstände zu halten, sie ruhiger zu durchschauen und tiefer in sich aufzunehmen.

Über sein *Schauspiel* sagt er in der Vorrede selbst, dass er es in seinem sechzehnten Jahre begonnen und gegen das neunzehnte vollendet habe, dass es, besonders im Anfange, zu gedehnt, hie und da überladen und oft das Antike mit dem Modernen gemischt sey. Ja, gedehnt, fügen wir hinzu, ist es in einem sehr hohen Grade: Achilles will fort von der Insel Skyros, und seine Gemahlin Deidamia will ihn nicht lassen. Das wird vom Anfange bis zum Ende besprochen; nur der dritte Act giebt einige Erholung und hat wirklich dramatisches Leben; denn das schlaue Benehmen des verkleideten Odysseus ist hier so gut dargestellt, dass man oft darüber in eine angenehme Verwunderung geräth. Hier sieht man ein Beyspiel, wie dem Vf. etwas gelingen kann, wenn er sich treu an den Gegenstand hält. Desshalb wollen wir ihm wegen des Übrigen keine weiteren Vorwürfe machen, sondern nach ausgestandener Geduld ihn mit dem freundlichen Blick der Hoffnung, dass er noch etwas Gutes liefern könne, entlassen.

T. Z.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
## JENAISCHEN
## ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Historische Bibliothek des Auslandes.* Herausgegeben von *Ch. E.* Grafen von *Benzel-Sternau.* Erster, zweyter und dritter Band u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Der zweyte Band des Herausgebers von der Geschichte der französischen Diplomatie, die Periode 1715 — 1792 enthaltend, ist verhältnissmässig ausführlicher. Wenn der erste beynahe 4 Bände des *flassan*'schen Werkes begreift: so umfasst dieser, bey stärkerer Bogenzahl, nur 2, nach der neueren Ausgabe die 3 übrigen Bände des Originals. Es finden sich daher, wie leicht zu erwarten, mehr wörtliche Übertragungen, als im ersten; namentlich gilt dieses von den meisten und wichtigsten *Denkschriften*, woran diese Periode so reichhaltig ist, und wovon wir auch unten einige näher bezeichnen werden. Dasselbe gilt von mehreren Verträgen: nur die Art und Weise, oder die näheren Umstände der Verhandlungen, sind hin und wieder noch zu wenig erschöpft, z. B. die merkwürdigen Unterredungen zwischen den französischen und russischen Ministern nach Peters I Ankunft in Paris, bey *Flassan* IV, 384 — 389 (der ersten Ausgabe), in der vorliegenden deutschen Bearbeitung in wenigen Zeilen, S. 29. Eben so werden von den Friedensunterhandlungen zwischen Österreich und Frankreich aus *Flassan* V, 38 — 56 nur die Resultate angegeben, S. 56. Diese Letzteren sind im Grunde schon bekannt; was wir in solchen Fällen vorzüglich zu wissen wünschen, ist das eigentlich Historische von dem Hergang der Sache, das freylich auch am schwersten ins Kurze zu ziehen ist, wenn es darauf ankommt, den wahren Nerv der Verhandlungen bestimmt zu bezeichnen.

Je mehr das Interesse bey der Annäherung zu den Ereignissen unserer Zeit in diesem Bande steigt: desto mehr fühlt man das Unzweckmässige einer bloss *chronologischen* Darstellung der diplomatischen Geschäfte. Die Nachrichten von dem *geheimen diplomatischen Cabinet* Ludwigs XV, eine ganz eigene Erscheinung, sind einige Mal sehr unerwünscht abgebrochen. Den Anfang lesen wir S. 213 (bey unserem deutschen Herausg.), wie der König durch diese Anstalt nicht selten in Widerspruch mit seinem — übrigens ganz verdachtlosen — Minister gekommen. S. 306 folgt die Fortsetzung aus Veranlassung der geheimen Aufträge für *Breteuil* bey seiner Sendung nach Holland, mit einem näheren Urtheil über diese sonderbare verborgene Geschäftigkeit eines sonst im Rufe der Nachlässigkeit und Weichlichkeit stehenden Königs. Nachdem der Leser lange in der Meinung geblieben, Ludwig sey wirklich so glücklich gewesen, diese Anstalt vor seinem Minister zu verhehlen, kommt noch unerwartet S. 372 kaum vor seinem Tode die Nachricht, dass die Gräfin *du Barry* einen hierauf sich beziehenden Brief aus dem Cabinette des Königs genommen und dem Herzog von Aiguillon, der auch schon anderwärts her darüber unterrichtet gewesen zu seyn schiene, mitgetheilt habe. — Die noch weit merkwürdigeren Nachrichten von der Aufhebung des *Jesuitenordens* (von dessen Geschichte, wenn sie ganz enthüllt werden könnte, der Vf. „das interessanteste Gemälde menschlicher Geschäftsklugkeit" erwartet, noch ehe ihm ahnen konnte, wie bald sie ein neues Interesse erwecken sollte) sind ebenfalls nur Fragmente. Dass das Parlament auf einmal auf den Gedanken gekommen, die Verfassung des Ordens zu untersuchen, berichtet S. 264. Nachdem die Neugierde völlig gespannt ist, wird eine Menge gleichzeitiger und nachfolgender diplomatischer Verhältnisse nach den verschiedensten Richtungen dazwischen geworfen, und erst S. 369 — 371 folgt der Ausgang, wo wir unter anderen die bedeutende Kleinigkeit mit Recht ausgehoben finden, dass im Augenblick der Entscheidung ein vom spanischen Gesandten kaum verstandener Wink des Cardinal Zelada die Zurückgabe und sehr wahrscheinliche Vernichtung der bereits vom Papst wieder bereueten Aufhebungsbulle verhinderte. — Wenn solche Stücke, so wie die nachfolgenden Berichte von *Breteuil*, in ein Ganzes zusammengestellt worden wären: wie viel kürzer, lichtvoller und anziehender würden die Parthieen ausgefallen seyn! So ist es auch im letzten Abschnitte. Wo die Verhältnisse mit Österreich und den Ausgewanderten 1791 eben recht erläutert sind, springt der Vf. ohne Weiteres zurück auf die Wahl Pius VI im Jahr 1776, um sodann auf die Verhältnisse von Avignon und Venaissin zu kommen. Auf diese Weise läuft überall die Darstellung der heterogensten Dinge ohne alle Verbindungsglieder, gleichsam in Einem Athem fort. Wenn nun gleich der Vf. hie und da die Übersicht eines Zeitraums einschaltet, auch mit Sentenzen zuweilen

freygebig ist, oder am Schlusse einige Resultate zusammenfasst: so ergiebt sich doch von selbst, dass es immer noch eher eine *Chronik* der Diplomatie, als eine eigentliche *Geschichte* heissen kann, die übrigens immer das hervorstechende Verdienst behält, viele und recht schätzbare Materialien für eine künftige, nach einem höheren Leitfaden anzulegende Bearbeitung aufgestellt zu haben.

In Absicht des Buchhandels müssen wir noch eine Bemerkung beyfügen. So schätzbar und gewinnreich es für die Geschichte ist, dass der Vf. seine zweyte Ausgabe besonders in Beziehung auf die neueren Zeiten bedeutend vermehrt hat: so musste es doch für die Besitzer der ersten Ausgabe (eines bändereichen und kostspieligen Werks) ziemlich verdriesslich seyn, durch eine schon nach Verfluss von zwey Jahren (von 1809 — 1811) erfolgte neue Auflage den Werth der ersten fast ganz vernichtet zu sehen, da, so viel wir wissen, nicht etwa durch besonders abgedruckte Nachträge, wie in Deutschland häufig geschieht, auch für sie gesorgt worden ist. Nach dieser Rücksicht hat denn die vorliegende deutsche Bearbeitung das Nebenverdienst, dass sie, indem sie die neue Ausgabe bereits benutzt hat, zugleich die Stelle der Nachträge zu der ersten Originalausgabe vertreten kann.

Ohne dass wir uns auf eine nähere Anzeige des Inhalts, auch nur der merkwürdigsten Stücke, hier einlassen können, fahren wir fort, in Beziehung auf den oben angegebenen Zweck, noch auf verschiedene Stellen aufmerksam zu machen. Zu der Äusserung des Vfs. in der Vorrede, S. 42, dass durch die Eitelkeit oder sonstige eigene Schuld der Agenten nicht leicht Etwas geheim geblieben sey, könnte als Beleg dienen, was in dem vorliegenden 2 Theile S. 21 erzählt ist. Cardinal *Dubois*, der an einer Operation gestorben, die eben so schrecklich, als schmählich in ihrer Ursache gewesen sey, habe die Unvorsichtigkeit begangen, die Briefe, welche er fälschlich, zu seinem Gunsten, dem Könige entziffern liess, nicht zu vernichten, wodurch der Betrug an den Tag gekommen sey. — Die Vorstellung, welche man zu Anfang des 18 Jahrhunderts von der Verdorbenheit der Cabinette hatte, konnte wohl nicht stärker ausgesprochen werden, als in dem von *Torci* angenommenen Grundsatz: „um die Höfe zu täuschen, müsse man Wahrheit sprechen." — Die Allianz mit Baiern 1741 wird freymüthig als ein politischer Fehler dargestellt, S. 51. Auch über Fleury wird, ungeachtet seiner sonstigen Vorzüge, unnachsichtlich der Tadel ausgesprochen, dass er eine eigene Art von *Späherey* bey den Botschaftern eingeführt habe, S. 56. — Schon beym Jahr 1764 (S. 274) ist gesagt, das Bestreben Frankreichs, *Polen* Könige zu geben, sey gewöhnlich von ungünstigem Erfolge gewesen. — Über Ludwig XV wird bey verschiedenen Veranlassungen, besonders aber beym Überblick seiner Regierung, ein ziemlich unbefangenes Urtheil gefällt, nicht nur in Absicht seiner Person, sondern selbst auch in Absicht des französischen Nationalcharakters überhaupt, S. 373 f. „Er war liebevoller Vater u. s. w. Nichts desto weniger hatte sein Charakter das eigentliche französische Gepräge der Contrastvereinigung, welche in beweglicher Einbildungskraft und ihrer Unabhängigkeit von dem Nachdenken liegt. Daher betrieb er kleine Geschäfte mit hoher Pünctlichkeit, und grosse mit Planlosigkeit, u. s. w.; er war Menschenkenner, und wählte mehrmal sehr übel. — Seine Verschlossenheit ging von Kindheit an, bis zur Verstellung. Diese bestand im äusseren Gegensatze mit seinen Wünschen; je sehnlicher er eine Sache verlangte, um so lebhafter verwarf er sie scheinbar. So bestritt er, insgeheim dem Frieden ergeben, zuweilen lebhaft im Staatsrathe, besonders während des Krieges von 1740, die Friedensmeinung. — — Er hatte die Gewohnheit, vorzugsweise gern von traurigen Dingen zu sprechen; diess lag in einem natürlichen Hange zur Schwermuth, der er durch Verhältnisse mit Frauen zu entgehen suchte: aber diese beherrschten ihn, und wirkten wesentlich zur Zerrüttung der Finanzen. Seine letzte Wahl in dieser Hinsicht brachte tiefe Schatten über ein Gemälde, das ausserdem schön seyn konnte." — Wenn aber S. 378 gesagt wird, des Königs Privatleben gehöre der diplomatischen Geschichte *nicht* an: so ist vergessen worden, dass der Vf. selbst mehrere Züge aus diesem als besonders einflussreich auch für die diplomatischen Verhältnisse angeführt hat. Ausser dem bereits bemerkten Beyspiel von Eingriff der *du Barry* in die geheime Correspondenz, ist S. 133 gezeigt, wie das Bündniss gegen Preussen (vor dem siebenjährigen Kriege) in der That durch die Frau von Pompadour eingeleitet worden: „sie war durch Friedrichs II Spöttereyen beleidigt, und Stahremberg vermochte seine Monarchin zu einem verbindlichen Briefe an sie." — Wie vielmehr muss dann im Allgemeinen der Einfluss auf den Charakter des Königs überhaupt in Betracht kommen, wenn auch nachher, wie schon in der oben angeführten Stelle, von dem Vf. selbst darauf hingewiesen wird, wie und woher die auf einmal mit Schrecken sichtbar gewordene *innere Schwäche* der französischen Regierung gekommen. — *Rohans* niedrige Künste, die Geheimnisse am österreichischen Hofe zu erforschen, werden nach S. 382 nicht als Muster zur Nachahmung, sondern als historische Thatsachen vorgelegt (eigentlich als Belege, dass nichts mehr heilig, auch nichts mehr geheim genug ist, wenn die Höfe ihren Gesandtschaften erlauben, so tief zu sinken).

*Breteuils* Nachrichten von seinen Audienzen bey Maria Theresia und Joseph II enthalten allerdings viele auch psychologisch merkwürdige Züge; doch müssen wir die Wahrheit des Ganzen auf den blossen Credit des — sich selbst fast zu viel schmeichelnden und bloss aus dem Gedächtniss niederschreibenden französischen Berichterstatters annehmen. — Den Versicherungen der Kaiserin, dass ihr die Theilung Polens aufrichtig leid thue, wird von dem Vf. besondere Wahrhaftigkeit beygemessen, S. 388. „Wenn die Tugend spricht, verdient sie Glauben." Auch was Joseph nach einer anderen Stelle S. 483 geäussert haben soll von der „Geringschätzung, welche ihm seine

Geschäfte als Kaiser einlösteh," und von dem Missbehagen, seine Schritte bald als günstig „für die Capuziner," bald nach dem Gegentheil beurtheilt zu sehen, scheint uns viel Charakteristisches zu haben; weniger, was S. 480 erzählt ist, wie *Breteuil* den über den teschner Friedensschluss unzufriedenen jungen Kaiser mit Complimenten beschwichtigt habe.

Die Scenen zwischen *Kauniz* und *Breteuil* (Ersterer scheint wenigstens für seine jüngeren Jahre ebenfalls ziemlich nach dem Leben gezeichnet S. 176) haben viele Lebendigkeit, und der Vf. sagt selbst (S. 453): „eine solche dramatische Darstellung der von zwey gewandten Männern behandelten diplomatischen Kriegskunst (dieser Ausdruck wäre auch noch gegen den vom Herausg. gewählten zweyten Titel der vorliegenden Schrift anzuführen) entwickelt ein sehr interessantes Schauspiel und den edelsten Kampf der Klugheit, der Gaben und des Geistes. Der Geschichtschreiber muss sich hier an wirkliche Vorlage der amtlichen Berichte halten. Auszüge entstellen den Inhalt, oder bringen ihn auf kurze Skizzen zurück, welche keinen Begriff von der Grösse, Kraft und eigentlichen Stellung der handelnden Personen geben." Indessen wird man doch den Wunsch nicht ungerecht finden, dass man auch einige kaunizische Relationen möchte vergleichen können.

Als der eigentliche Anfang von dem Kampfe zwischen England und Frankreich in Betreff Amerika's ist *Vergennes* Note an Lord Stormont (15 Jul. 1777) ausgezeichnet, S. 403. Es ist aber auch schon voraus gezeigt (S. 401), wie England zur Erbitterung der Gemüther Anlass gegeben.

Ausführlich folgt S. 435, wie das französische Cabinet zu zeigen gewusst, dass es in dem baierischen Erbfolgestreit, ungeachtet seines Bündnisses mit Österreich, neutral bleiben dürfe. Wie die Versicherung *Breteuils*, „dass man ganz keinen Vortheil bey der angeschuldigten Begünstigung Preussens habe," aufgenommen worden, S. 451, ist wohl schwerlich aus seinem Bericht allein abzunehmen.

*Friedrich II* (von Maria Theresia der Reichsdictator genannt, nach S. 92) wird fast durchgehends in den Schatten gestellt. Er habe, heisst es S. 114, sich bey der Selbsttäuschung erhalten, als hätte er Schlesien nur seinen Waffen, nicht Frankreich, zu danken. — *Choiseul*, dem man zu grosse Hinneigung zu Österreich anschuldigte, behauptete nach S. 164, man habe bey dem Offensivbündniss mit Österreich 1756 doch nicht die Absicht gehabt, Preussen zu tief sinken zu lassen. — Dass *Vergennes* Friedrichs Freund nicht war, und besonders seinen moralischen Charakter überall angriff, geht aus mehreren Stellen hervor. In der Denkschrift über die muthmasslichen Absichten von Josephs II Reise sagt er (S. 294): „Der König von Preussen mag immerhin in sittlicher Hinsicht nicht sehr rücksichtswürdig scheinen, allein in politischer liegt Frankreich vielleicht mehr als jeder anderen Macht daran, dass er in seinen jetzigen Verhältnissen erhalten werde." — In dem Urtheil über *Vergennes* sagt ebenfalls die vorliegende Schrift S. 563: „Er schonte Preussen, um es Joseph II, selbst Russland entgegen zu stellen; aber er ging dennoch mit vieler Vorsicht gegen den König zu Werke, dessen moralischer Charakter ihm nicht zusagte. „„Ein Heer und ein Schatz," sagte er übrigens, „begründe allein noch keine Macht."" Wie lebhaft dieser Minister (von dem S. 561 zugestanden wird, dass seine Gaben keinen besonderen Schwung gehabt) gegen das *Convenienzenrecht* gesprochen, lesen wir S. 563: „Wollten nur alle Mächte sich die Erbärmlichkeit der politischen Klügeley aufhellen: so wäre die Welt besser regiert, die Minister würden weniger geplagt, die Menschheit hätte weder die Irrthümer noch die Raserey der Ehrsucht zu beseufzen. Da, wo Sie (*Breteuil*) sich befinden, scheint man in dieser Hinsicht nicht geheilt zu seyn, nicht einmal geheilt werden zu wollen." Nachher, S. 566, erhebt die vorliegende Schrift dieselbe Klage noch stärker gegen Friedrich II, „Ungeachtet seiner grossen Gaben verdient dieser Fürst den Vorwurf, aus Ehrgeiz und Habsucht die *Convenienz*, dieses jedem Rechte des öffentlichen und Privat-Eigenthums widerstrebende Princip, welchem die europäischen Höfe seit einem Jahrhundert entsagt zu haben schienen, wieder in die Cabinette Europa's eingeführt zu haben."

Wie *Breteuil* in dem Verhältnisse zu den anderen Gesandten, statt die kleinen Herrlichkeiten zu fodern, diese vielmehr (zu Regensburg) selbst angeboten, und damit auch in der Etikette seine Überlegenheit gezeigt, ist S. 429 gerühmt.

Auf Josephs II Zurückhaltung in Betreff Russlands äussert eine französische Note unter anderem (S. 534 ff.): „Die Betrachtung, dass Österreichs Interesse ihm rathe, sich in dem Verhältnisse möglicher russischer Ausdehnung gleichfalls auszudehnen, würde ein Beyspiel aufstellen, dessen gefährlicher Irrthum durch hundertjährigen Krieg nicht auszulöschen sey. Wäre die Furcht vor einem künftigen Übergewichte Russlands über Österreich ein hinlänglicher Grund, sich auf Kosten eines schuldlosen Dritten auszugleichen: so lasse sich bestimmt voraussehen, dass Andere, die ihrerseits mit eben so viel Gründen Österreichs Übergewicht gegen sie befürchten, das Beyspiel der beiden Kaiserhöfe anführen würden, um sich Vergrösserungen und Ausgleichungen auf irgend fremde Kosten zu verschaffen. Wohin würde es mit Europa kommen?" u. s. w.

*Ludwig XVI* ist im Ganzen mit Schonung behandelt, auch wo die vorliegende Schrift seine Schritte zu tadeln hat, oder ihn bedachtsam und schüchtern nennt, wie S. 562 u. a. Stellen. Bey der Vereitelung des baierischen Ländertausches (welche fast zu viel auf Frankreichs Rechnung geschrieben wird) ist S. 554 gesagt: „Ob es gleich nur eine verneinende Thatsache, Verhinderung einer Absicht war: so ist sie doch ehrenvoll für Ludwigs XVI Cabinet, und bestätigt die Meinung, dass er nicht vom wiener Hofe abhing. Die Freunde der glänzenden Unternehmungen und der *grossen Schläge* haben zu wenig Achtung für dergleichen Schritte der Klugheit, welche Kriegen und Er-

schütterungen zuvorkommen; indessen erfodert die friedliche Erhaltung der Ordnung mehr Grösse und ächte Gaben, als ihre Herstellung durch gewaltsame Massregeln.“ Solche Stellen erhalten ihre Merkwürdigkeit erst durch den Zeitpunct, in dem sie geschrieben und gedruckt wurden.)

*Necker* wird um so strenger beurtheilt. „Seine Absichten bestunden in Beziehung auf den stufenweise von ihm seiner Macht entkleideten Monarchen nicht als rein.“ — „Er erhitzte methodisch die Parteyen — erweckte den Hass der *Protestanten* gegen die Königswürde — beurtheilte Frankreich nach dem *genfer Masstab*.“ S. 579. Jene in der That eigene Anklage des Protestantismus hat den Herausg. doch zu einer missbilligenden Anmerkung veranlasst, die einzige, die wir gefunden haben.

„*Dumourier*, wird S. 595 gesagt, war der Erste, welcher in den diplom. Verhältnissen einen der Würde der Höfe und der bis dahin beobachteten Zurückhaltung zuwider laufenden Ton einführte“, und S. 598: „er hatte durch Einführung eines stolzen, hochfahrenden Tons und neuer Grundsätze zuerst das Revolutionsgift in die Diplomatie eingeführt.“

*Ludwigs XVI* Ende ist S. 600 so beschrieben: „Anfangs zur Vertheidigung gegen die Empörer entschlossen, gab Ludwig XVI anderen Rathschlägen nach, und begab sich aus seinem von der Nationalversammlung eroberten Pallaste nach den Feuillans, von den Feuillans nach dem Tempel, von dem Tempel *nach der Ewigkeit*.“ —

Den Urfehler, sagt der Vf. S. 602, beging der König am 6 Febr. 1778. An diesem Tage unterzeichnete er den Handels- und Bundes-Vertrag mit Amerika. — Doch, heisst es weiter unten, dürften die Folgen des amerikanischen Krieges nicht als *nothwendige* gelten. (Auch sind schon früher S. 410 mehrere Gründe zur Rechtfertigung des franz. Cabinets zu lesen.) Eben hier am Schlusse, wo die wahren Ursachen der Revolution entwickelt werden, ist die moralische Vorbereitung oder Bearbeitung der Nation gänzlich übergangen. Über den Umsturz des Throns schliesst der Vf. S. 606: „Fälschlich hat man diesen denkwürdigen Sturz benutzen wollen, die Staatskunst anzuklagen, und ihr jede Wirklichkeit abzusprechen. Nicht weil ächte Staatsklugheit wirkte, fiel der Thron; sondern vielmehr, weil man sie vergass, und nicht nach den veränderten Verhältnissen gebrauchte. Heinrich IV, Richelieu und Choiseul hätten auch nicht eine augenblickliche Verlegenheit empfunden!“

— C. —

---

# KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Johann Vasmer, historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen*, von *Friedrich Ludewig Schmidt*. Mit einem Kupfer. 1812. 196 S. 8. (18 gr.)

Der Inhalt dieses Drama besteht in einer Streitigkeit zwischen dem alten und neuen Rath in Bremen ums Jahr 1430, welche zur Folge hatte, dass der alte Bürgermeister Vasmer, der sich für den alten, aus der Stadt gebannten Rath verwandte, zum Tode verurtheilt wurde, und auf dem Blutgerüste starb. Der Vf. äussert in der Vorrede selbst darüber: „Obwohl ich diesen Stoff zu meinem Zwecke frey gestaltete, so bemerkte ich gar bald, dass er im Wesentlichen sich nicht den Bedingungen der *wahren* Tragödie fügte: das Laster herrscht hier mehr, als die dunkelwaltende Nemesis.“ Allerdings ist der Gegenstand nicht von der Art, dass der Blick des Geistes und das Gefühl dadurch ganz zur tragischen Höhe, zum Scheidepuncte zwischen Menschenfreyheit und Schicksalshandlung, erhoben würde. Auch Ton und Sprache stimmt ganz zu einem bürgerlichen Drama, dem sogar komische Züge eingewebt sind. Übrigens glauben wir recht gern, dass es auf der Bühne, wie schon im Lesen, Interesse erwecken muss: das liegt in der Natur der bedrängten Unschuld und des gekränkten Rechts. Auch hat der Vf. mit vieler Klugheit und Theater-Kenntniss für Contraste in den Charakteren und für anziehende Situationen gesorgt, die ihrer Wirkung gewiss seyn können. Durch das Hin- und Herkämpfen und durch das wechselnde Glück beider Parteyen wird die Hoffnung des Zuschauers fast bis ans Ende erhalten. Als den eifrigsten Feind sieht man den Schwiegersohn dem ehrlichen Vasmer gegenüber, und auch die Kinder, die sich von jenem losreissen, haben dabey keine undankbare Rolle, wodurch besonders im vierten Act eine Scene entsteht, die schon physisch und durch blosse Sympathie das Herz rühren muss. Am meisten hat uns noch in dem Gange der Geschichte gefallen, dass die Söhne Vasmers, indem sie ihn zu retten wähnen, jedesmal im Contraste mit einem anderen Umstande seiner Sache schaden, und so sein Unglück beschleunigen, was dem Drama wenigstens den Schimmer eines Trauerspiels giebt, durch welchen das Schicksal schwach herüberdämmert. — Die Sprache ist im Ganzen schlicht, einfach und natürlich, wie sie zwar nicht für eine Tragödie, aber für die auftretenden Personen passt. Deshalb wünschten wir auch noch solche gedehnte, steife Redensarten, wie diese, hinweg:

> Ich hab' *in meines Herzens tiefstem Raum*
> Dein Bild gehegt.

Die Jamben gehören zur leichten Mittelgattung, und machen auf grossen Wohlklang eben keinen Anspruch; nur Verse, wie diese, verdienen durchaus Verwerfung:

> Der neue Rath ward stets mit Missmuth angesehn.

Im Ganzen behält diess Drama bey aller Behutsamkeit in der Behandlung immer noch etwas Beengendes und Drückendes, und giebt über das menschliche Leben voll so kleinlicher Schwächen und Parteyungen mehr ein prosaisches als ein poetisches Gefühl.

T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

Cambridge, gedruckt in der Universitäts-Buchdruckerey und zu haben bey Longman, Hurst, Rees und Orme zu London: *A descriptive Catalogue of the oriental Library of the late Tippoo Sultan of Mysore. To which are prefixed Memoirs of Hyder Aly Khan and his Son Tippoo Sultan. By Charles Stewart*, Esq. M. A. S. late Major on the Bengal Establishment, and Professor of oriental Languages in the honourable East-India Company's College at Hertford. (*Beschreibender oder raisonnirender Katalog der orientalischen Büchersammlung des ehemaligen Sultans von Maisur, Tipu, nebst vorangeschickten Memoiren vom Leben des Heider Ali Chan und seines Sohnes Tipu.* Von *Carl Stewart*, Esq. u. s. w.) 1809. VIII, 94 u. 364 S. in gr. 4. (28 Rthlr. in Golde.)

Tipu (wir befolgen die Aussprache, die der persische Name تيپو im Deutschen erfodert), Sultan von Maisur, des berühmten Heider Ali Chan's Sohn und Nachfolger, ein sehr staatskluger und kriegerischer Fürst, der gefährlichste Feind der Europäer in Ostindien, besafs eine für sein Vaterland sehr ansehnliche Bibliothek von ungefähr zweytausend orientalischen Manuscripten, wovon die allermeisten in der Sprache, die an den dortigen mohammedanischen Höfen die herrschende ist, der persischen, ziemlich viele in arabischer, einige in hindostanischer und äusserst wenige (kaum ein paar) in türkischer Sprache abgefasst waren. Die meisten waren von Heider und Tipu als Kriegsbeute und nur wenige durch Ankauf gesammelt, einige waren auf Befehl des Letzten oder auch von ihm selbst verfertiget worden. Sein grosser Vater, der es schmerzlich empfand, wie nachtheilig es ihm in mancher Rücksicht sey, dass er in der Jugend nicht gehörig unterrichtet worden war, gab dem Sohne die geschicktesten Lehrer in allen Wissenschaften, womit die Mohammedaner sich bekannt zu machen pflegen, und hielt ihn mit Strenge zum Lernen an: allein Tipu hatte keine gute Anlage zum Wissenschaftlichen, und musste zu früh die Waffen führen; daher kam es, dass er in keinem Theile der Gelehrsamkeit sich gründliche Kenntnisse erwarb. Doch gewann er das Lesen und die Bücher, besonders theologische und mystische, lieb, und suchte eine Ehre darin, nicht allein Gelehrsamkeit und Gelehrte zu begünstigen, sondern auch selbst Schriftsteller zu seyn; und obgleich kein vollständiges von ihm selbst verfertigtes Werk hat aufgefunden werden können: so waren doch nicht weniger als 45 Bücher über allerley Gegenstände, theils auf sein Geheiss, theils unter seiner Aufsicht verfasset und ihm zugeeignet worden. — Als er im 50sten Jahre seines Alters und im 17ten seiner Regierung, den 4ten May 1799, nach der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam durch das brittische Heer unter dem General Harris (die Leitung des Ganzen hatte der Generalgouverneur Marquis Wellesley, der jetzige Marschall und Herzog von Wellington, gehabt), umgekommen war, und man seine anderen daselbst gefundenen Schätze, die in einer öffentlichen Versteigerung die Summe von 1,143,216 ℔ Sterling (nach jetzigem Curse 6,478,225 Thaler sächsisch, das ℔ Sterl. à 5⅔ Rthlr.) betrugen, unter die Eroberer vertheilte, schloss man die literarische Beute von der übrigen aus, schenkte einige wenige Manuscripte der asiatischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Calcutta und den Universitäten zu Oxford und Cambridge in England, die übrigen wurden alle der ostindischen Compagnie verehrt, auf Wellesley's Befehl nach Fort William zu Calcutta gebracht, und allda im bengalischen Collegium, wo die jüngeren Bedienten der Compagnie in europäischen Wissenschaften und asiatischen Sprachen unterrichtet werden, aufgestellt. So hatte also brittischer Hochsinn eine unschätzbare Sammlung gelehrter Seltenheiten gegen Vernichtung und Zerstreuung gesichert; dass aber dieselbe nicht ungenutzt bliebe, sondern das Publicum und besonders die jungen Freunde der orientalischen Literatur erführen, was darin zu suchen sey, dafür sorgte der eifrige Fleiss des Vfs. unseres Katalogs. Hr. *Carl Stewart*, der von seiner Jugend an 25 Jahre lang in Kriegsdiensten gestanden hatte, nahm im Jahr 1803 Abschied als Major, ward Professor der persischen Sprache im Fort William, und ungefähr 3 Jahre später Prof. der orientalischen Sprachen bey der von der ostindischen Compagnie zu Hertford in England errichteten Akademie. Den Entschluss, diesen beschreibenden Katalog zu entwerfen, hatte er schon beym Antritte seines Lehramtes

1803 gefasst, und, von seinen Obern aufgemuntert und unterstützt, sogleich begonnen. Anfänglich bediente er sich der Beyhülfe von 4 indischen *Monschis* (Schreibern oder Gelehrten), behielt aber hernach, da diese andere Beschäftigungen und Lehrämter bekamen, nur einen einzigen Gehülfen, den Mulewi Hosein Ali, der 1805 als Herausgeber des Buches Anwar Soheili oder der persischen Übersetzung der Fabeln des Bidpai berühmt worden ist; und so entstand in nicht sehr langer Zeit dieses Werk, dem man Werth und Nutzbarkeit keineswegs absprechen kann. Hr. *St.* selbst drückt sich über dasselbe mit rühmlicher Bescheidenheit aus: „er habe nur (so sagt er ungefähr) den jüngeren Beflissenen der orientalischen Literatur nützlich werden, und es auch den Forschern der Wissenschaften überhaupt anschaulich machen wollen, dass, wenn gleich die Europäer jetzt Vieles darin vor den Asiaten voraushaben, diese doch ehedem die Vorgänger und Lehrer von jenen gewesen seyen: mit Herbelot und anderen ähnlichen Gelehrten zu wetteifern, sey seine Absicht nicht gewesen.“ Wir setzen über das Letzte einen Theil seiner Erklärung wörtlich hieher: „Bevor ich diesen Katalog anfing, suchte ich in Indien ein Werk, das mir zum Muster dienen könnte; aber das einzige, das ich mir da verschaffen konnte, war M. d'Herbelot's *Bibliotheque orientale*, ein Buch, das hinlängliche Belehrung enthielt, aber für meinen Zweck zu weitläuftig war. Seit meiner Rückkehr ins Vaterland habe ich die 2 berühmten Kataloge der Bibliothek im Escurial und der k. französischen zu Paris gesehen; von welchen der erste auf Kosten des Königs von Spanien in 2 Folianten 1765 und 75, und der zweyte in 10 Quartanten, wovon die 2 letzten die arabischen und persischen Bücher enthalten, 1739 gedruckt worden ist. Erst, nachdem der Druck meines Buches schon angefangen war, erhielt ich den von der Universität zu Oxford edirten Katalog der MSS. in der bodlejanischen Bibliothek, ein schätzbares Werk, das aber wenig [doch 177] persische Schriften angiebt. Mit jenen königlichen Werken das meinige zu vergleichen, masse ich mir nicht an. Hätte ich den Plan des Escurial-Katalogs befolgen wollen: so würden mehr Jahre erfodert worden seyn, als ich Monate darauf verwenden konnte, und die Kosten würde ein Privatmann nicht haben bestreiten können. — Keine Absicht, Geld zu erwerben, hat mich zu meiner Unternehmung bewogen, und desswegen habe ich nur sehr wenige Exemplare drucken lassen, und für diese keine Subscriptionen gesucht. — Da ich in den Jahren, wo andere junge Leute Schulen besuchen, Soldat geworden, und es so lange geblieben bin: so hat es mir an Gelegenheit, gelehrte Kenntnisse zu erlangen, gefehlt; allein so gross auch die Fehler meiner Schreibart und der Anordnung des Ganzen seyn mögen: so wird doch der Gegenstand des Werkes selbst, wie ich fest versichert bin, ihm eine *nachsichtsvolle Aufnahme* verschaffen.“ — Und eine solche, ja eine *ehrenvolle Aufnahme* wird Hn. *St.* bey keinem sachkundigen Leser entstehen, obgleich derselbe es sehr bedauern muss, dass nicht wenigstens auf den braven d'Herbelot, an den Orten, wo es nöthig und thunlich war, verwiesen worden ist.

Wir haben bisher das Wesentlichste aus der Vorrede ausgezogen und es hie und da aus dem Werke selbst ergänzt, und gehen nun zu diesem über. Es besteht 1) aus den Memoirs vom Leben Heiders und Tipu's, 2) aus dem beschreibenden Kataloge, und 3) aus Proben von den beschriebenen Handschriften.

Die Memoirs oder Denkwürdigkeiten des Lebens und der Thaten der beiden maisurischen Regenten füllen 94 SS. Sie sind, dem grössten Theile nach, aus gedruckten englischen und französischen Büchern — s. S. 94 — sorgfältig und treu ausgezogen, ausserdem wurden noch (n. 1 und 2) drey von Orientalern verfertigte und vom Obersten Kirkpatrick dem Herausgeber mitgetheilte historische Handschriften benutzt. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier untersuchen wollten, wie viel durch die neuen Gewährsmänner zu dem bisher schon Bekannten gekommen sey, und desswegen überlassen wir es lieber eigentlich historischen Forschern, wozu wir desto mehr berechtiget sind, weil diese Denkwürdigkeiten ein für deutsche Durchblätterer des Katalogs ziemlich entbehrliches Nebenwerk (*Hors d'oeuvre*) zu seyn scheinen. Freylich lassen die Ursachen, warum *St.* sie voranschickte, sich wohl hören: er wollte, da die im jetzigen Jahrhunderte in Europa vorgefallenen ausserordentlichen Begebenheiten die Thaten Heider Ali's und Tipu's nicht wenig verdunkelt hatten, dieselben wieder auffrischen, und setzte voraus, dass die, für welche er eigentlich schrieb, umständlichere Nachrichten von den beiden Fürsten, deren Bibliothek er zu beschreiben hatte, begierig lesen würden.

Der Katalog der Manuscripte nimmt 184 SS. des Hauptwerkes ein. *St.* hat sie in 22 Classen gebracht, — und wenn schon gegen die gewählte Classification sich Verschiedenes mit Grund erinnern liesse: so wollen wir doch, eingedenk dessen, was er in der Vorrede gesagt hatte, uns alles Bekrittelns enthalten, und ihn von einem Fache seiner Bibliothek zum anderen begleiten.

I) Die erste Classe übertrifft die meisten übrigen (bloss mit Ausnahme von IV) an Menge und Reichhaltigkeit, und alle an Brauchbarkeit: denn sie enthält 118 historische Bücher; nur 10 davon sind arabisch, die anderen persisch, doch viele von diesen aus dem Arabischen übersetzt. Die historische Classe theilt *St.* wieder in 3 Ordnungen. 1) Die ersten Nummern (1 — 27) behandeln die Geschichte von meistens asiatischen Ländern ausserhalb Indiens, z. B. von Persien, Arabien, der Tatarey, auch von Griechenland. Die berühmten Werke von Mirchond, Chondemir, Taberi, Kazwini, Sebzwari, Dschordschani, Ali Jezdi, Daulet Schah findet man darunter. 2) Die folgenden Nummern (28 — 52) sollen die indische Geschichte behandeln; doch hat auch Einiges, was sich auf die allgemeine und persische Geschichte, oder auf die Geschichte der Literatur und die Geographie bezieht, sich hieher verirrt. Die übrigen

Bücher dieſer Ordnung gehören zu den wichtigſten, und man möchte dem Publicum eine nähere Bekanntſchaft mit manchen von denſelben wünſchen: denn nur wenige ſind bereits durch Überſetzungen oder Auszüge benutzt, wie Feriſchta (n. 29) von Dow und Scott, Schah Alem's Leben (n. 40) von Scott u. ſ. w. Wichtig mag unter anderen *die Chronik der Könige von Maiſur* (n. 48) ſeyn, die Tipu aus dem Canariſchen ins Perſiſche hat überſetzen laſſen. [Ob der Oberſte Marc Wills, der vor Kurzem zu London eine Geſchichte dieſes Staates geliefert hat, ſie gebraucht habe, wiſſen wir nicht.] 3) In den übrigen Büchern dieſer Claſſe (n. 53 — 118) wird die Religionsgeſchichte, beſonders die mohammedaniſche, abgehandelt, und manche davon erzählen das Leben berühmter Sufier oder mohammedaniſcher Myſtiker. Nro. 72 hat einen mogoliſchen Prinzen, Dara Schekoh, des Kaiſers Alemgir Aurengzeb älteren unglücklichen Bruder, zum Verfaſſer. Es führt den Titel: *Sefinet alaulia*, سفينة الاوليا, *Schiff oder Arche der Gottesfürchtigen*, — und ſoll eine Lebensbeſchreibung des Propheten Mohammeds und ſeiner Angehörigen ſeyn.

Weil von *St.* Kataloge nur wenige Exemplarien erſchienen ſind (ſ. oben), und dieſelben faſt alle in Groſsbritannien bleiben oder nach Indien wandern, äuſserſt wenige aber (theils deſswegen, theils wegen ſeines hohen Preiſes von ungefähr 5 ℔ Sterl.) in die Hände der Deutſchen kommen werden: ſo geben wir hier eine Probe von der Art, wie *St.* zu verfahren pflegt:

„Nro. XXVIII. طبقات اكبري *Tabkat Acberi* [d. i. Acberiſche Geſchichtsfolgen, oder hiſtoriſches Werk, dem Kaiſer Acbar, dem mächtigſten von den mogoliſchen Fürſten, die auf dem indiſchen Thron geſeſſen haben, zugeeignet.] Ein ſtarker Quartband, in Naſtalik d. i. gewöhnlicher perſiſcher Schrift und Sprache. — Eine allgemeine Geſchichte von Indien, aus einer Einleitung, 9 Abſchnitten und einem Schluſſe beſtehend. Die Einleitung enthält einige allgemeine Bemerkungen über die alte Geſchichte Indiens und der Hinduer. Dann folgt 1) die Geſchichte des erſten Einfalles der Mohammedaner in Oſtindien und der gaznewidiſchen Dynaſtie vom Jahr Chr. 975 — 1186. 2) Geſchichte der Stadt Dehli, ſeit ihrer Eroberung durch die Mohammedaner bis zum 28 Regierungsjahre des Kaiſers Acbar, J. Chr. 1593. [Hier muſs ein Fehler ſtecken: denn Acbar kam 1552 auf den Thron, folglich war das J. 1593 das 41 J. ſeiner Regierung.] 3) Geſchichte von Dekan oder den Königreichen Golconda und Bidſchapur (Viapur), von der Zeit an, da ſich die Mohammedaner in dieſem Lande feſtſetzten, bis 1593. 4) Geſchichte der Beherrſcher von Gudſcherat bis zum J. 1572, in welchem Acbar dieſes Reich eroberte. 5) Geſchichte von Bengal, von 1243 — 1522, wo es von Baber, dem 5ten Abkömmling Timur's und dem Stifter der jetzigen Dynaſtie, bezwungen und mit dem Reiche Dehli vereinigt ward. [Die Zahl 1522 ſcheint unrichtig zu ſeyn.] 6) Geſchichte der Fürſten von Malwa (deren Land jetzt dem Oberhaupte der Mahratten, Scindia, zugehört), von 1436 — 1559, wo Acbar es bezwang. 7) Geſchichte der Provinz Sind, in einem Zeitraume von 236 Jahren, bis ſie 1572 von Acbar erobert ward. 8) Geſchichte der Beherrſcher von Dſchoanpore, die man auch die Könige von Oſten nennt, von 1465 — 1559, wo Acbar ihren Staat mit dem von Dehli vereinigte. 9) Geſchichte der Provinz Multan, in einem Zeitraum von 245 Jahren, bis 1572, wo Acbar ihr Oberherr ward. Im Schluſſe wird über Geographie, Topographie und Klima von Indien gehandelt. — Der Verfaſſer, Nizamoddin Ahmed Ben Mohammed Mokim, von Herat [in Choraſan], der am Hofe zu Agra lebte, hat es ſeinem Kaiſer Acbar um 1600 gewidmet [und nach ihm benannt]."

II) Faſt eben ſo zahlreich an Bänden, aber bey weitem nicht ſo wichtig und brauchbar als die erſte Claſſe iſt die zweyte; ſie begreift 115 Nummern, wovon nur die 18 letzten arabiſch, alle anderen aber perſiſch ſind. Sie iſt überſchrieben: *Sufyism*, und hat es mit der myſtiſchen oder geheimen Theologie der Mohammedaner zu thun. Man weiſs es längſtens, daſs unter dieſer Religionspartey eine Art *Myſtik*, deren Anhänger ſich durch eigene Formeln, die von der ſinnlichen Liebe, dem Weine u. ſ. w. hergenommen ſind, und durch eine beſondere, äuſserlich ſtrenge Lebensweiſe auszeichnen, ſehr gewöhnlich iſt, ob ſie gleich von ächten Mohammedanern für phantaſtiſch, irreligiös und atheiſtiſch gehalten wird. Sehr viele der berühmteſten perſiſchen Dichter (*St.* ſagt gar p. 30: *all the celebrated Poets*), z. B. *Hafiz*, *Saadi*, *Dſchami*, waren Sufier oder ſolche Myſtiker, und daher kommt es, daſs mehrere Bücher, die man in der IV Claſſe (*Poetry*) antrifft, auch hieher hätten gerechnet werden können. — Der Sultan ſtudirte myſtiſche und andere theologiſche Schriften am liebſten, und deſswegen waren manche von beiden Arten, als Lieblingsſtücke, mit dem ſeinen Namenszug enthaltenden Geheimſiegel bedruckt (*impreſſed with the private ſignet: Typu Sultan*). — Merkwürdig mögen die 3 letzten perſiſchen Nummern dieſer Claſſe, oder 95 — 97, ſeyn, weil ſie Vertheidigungen der mohammedaniſchen Religion und Beſtreitungen der heidniſchen und chriſtlichen ſind. Sie ſind dem Sultan dedicirt, und n. 97 iſt auf ſeinen ausdrücklichen Befehl geſchrieben worden. *St.* beſchreibt die letzte Nr. wie folgt: „XCVII) وعظ المجاهدين *Vaaz al Mujahidin*, ein dicker Quartant in Schekeſteh-Schrift (einer Abart der gewöhnlichen perſiſchen Taalik). *Ermahnung an die Zeloten oder Religionseiferer.* Es iſt eine Aufmunterung zur Verfolgung der Hinduer und zur Ausrottung der Chriſten, und enthält viele ſich darauf beziehende Stellen aus dem Koran. Es iſt auf Befehl des Sultans verfertiget, der bey Tag und bey Nacht ſich mit dieſer Sache beſchäftiget zu haben ſcheint. Sein Briefwechſel mit Zeman Schah (dem König der Afganen oder Abdallies) iſt voll von ſolchen Äuſserungen, und ſeine Träume, die im Anhange zu Beatſon's Geſchichte des maiſuriſchen

Krieges zu lesen sind, beweisen, dass dergleichen Gedanken ihn selbst im Schlafe beunruhiget haben. NB. Ich müsste mich vielleicht bey den Sufiern entschuldigen, dass ich diese 3 Bücher hieher (nahe bey die ihrigen) gesetzt habe: allein mein Gehülfe (Hosein Ali, ein Seid, oder Abkömmling Mohammeds) wollte durchaus nicht zugeben, dass ich sie unter die orthodoxen Schriften (der Mohammedaner, die in der Classe der *Theologie* vorkommen werden) aufnähme." Er wollte ihnen also lieber unter den *sufischen* Schriften, als welche von den meisten Mohammedanern für heterodox und verdächtig gehalten werden, einen Platz angewiesen haben.

III) *Ethics* oder moralische Schriften. Diese Classe gehört zu den dürftigeren, und begreift 24 Stücke, von welchen nur eins arabisch ist. Von den übrigen sind einige aus dem Arabischen und 2 aus dem Sanscrit übersetzt. Eins von den letzten, n. 21, ein starker Quartband, betitelt: *Hakaik wa irfan*, حقايق وعرفان, d. i. *richtige Kenntnisse* — ist ein Versuch, die brahminische Vielgötterlehre mit der moslemischen Eingötterey zu vereinigen, und mag dem unbekannten Verfasser und Übersetzer, welcher ihn dem Prinzen Dara Schekoh zugeeignet hat, unbeschreibliche Kunst und Mühe gekostet haben. — Von dem eben genannten Prinzen rührt n. 22. das Buch *Sir asrar*, سرّ اسرار, *Geheimniss der Geheimnisse*, eine Übersetzung des sanscritischen Buches *Oupnekat*, her, wodurch derselbe im J. 1656 ebenfalls eine Religionsvereinigung bezweckte, aber sich dadurch der Ketzerey und des Unglaubens verdächtig und unglücklich machte. Die französische Übersetzung des Oupnekat von Anquetil du Perron ist vor etlichen Jahren gedruckt, und eine englische von Halhed in MS. wird im brittischen Museum zu London aufbewahrt. — Wie sehr die Moral durch Einflüsse unächter Religiosität getrübt werden könne, davon hat man ein starkes Beyspiel an Nro. 4 dieser Classe. Im Anhange zu Moinoddin's Schrift: Candschi Seadat, كنج سعادت, *Schatz der Glückseligkeit*, die er dem Kaiser Aurengzeb dedicirt hat, worin Rathschläge für Könige und Vorschriften über ihr Benehmen vorgetragen werden sollen, macht er es seinem Herrn zur Gewissenspflicht, die nichtmohammedanischen Unterthanen in strengem Zwange zu halten und zu verfolgen; und es leidet wohl keinen Zweifel, dass dieser ungemein intolerante Fürst den verderblichen Rath eifrig genug werde befolgt haben. Auch der nachherige Besitzer desselben Buches, Sultan Tipu, that es gewiss: denn er war ein wüthender Eiferer für seinen Glauben und seine Partey. Den stärksten Beweis davon gab er im Jahr 1787 u. 88, als er aus der eroberten Provinz Malabar 70,000 Thomas-Christen wegschleppte, und 100,000 Hinduer zu seiner Religion bekehrte. Er liess die letzten mit Gewalt beschneiden und Rindfleisch zu essen zwingen: dadurch verloren sie ihre angestammte Caste auf immer; und waren genöthigt, um nicht ganz achtungslos zu bleiben, sich zu den Mohammedanern zu halten und ihre Kinder im Islam zu erziehen, von welchen dann manche in der Armee gut angestellt und Eiferer für ihr neues Bekenntniss wurden. S. Memoirs p. 52. Die Christen, selbst die europäischen, behandelte er immer geringschätzig, und sogar gegen die Franzosen, die ihm doch im Kriege manchen guten Dienst thaten, war er nicht so gnädig und freygebig, wie sein Vater und andere indische Fürsten. Mem. p. 49.

*(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KURZE ANZEIGEN.

Römische Literatur. *Leipzig*, b. Gleditsch: *Oweni Epigrammata selecta.* Mit den vorzüglichsten vorhandenen deutschen Übersetzungen und Nachahmungen verschiedener Verfasser. Herausgegeben von *Karl Heinrich Jördens.* 1813. VIII und 158 S. 8. (16 gr.)

*Hamann* bekennt in einer seiner Schriften, dass er täglich seinen himmlischen Vater unter Anderen auch bitte, er möge die Versuchung des ausserordentlichen Büchermachens von ihm gnädig abwenden. Diess Gebet fiel uns bey Durchlesung dieser Schrift bey, bey welcher man nicht weiss, ob die Übersetzungen oder der Text die Hauptsache seyn soll. Der Vf. sagt zwar, er habe ein Seitenstück zu *Ramlers Martial im Auszuge* geben wollen; allein dort fanden sich wirkliche Übersetzungen, hier aber stehen oft deutsche Verse unter dem lateinischen Texte, die kaum ahnden lassen, dass ein owenscher Gedanke darin liege, oft fehlen die Übersetzungen ganz, so dass z. B. auf den S. 85 — 87 von 14 Epigr. nur 7 verdeutscht worden sind. Der Vf. antwortet auf die mögliche Frage, wie er zu dieser Art von Beschäftigung gekommen sey, dadurch, dass er seit früheren Jahren die Geschichte des Epigramms studirt habe. Wir fragen aber vielmehr, wozu diess Buch dienen solle, und was sein Zweck sey. Leicht lässt sich derselbe nicht absehen, und wir gönnen Jedem, der ihn gefunden, das ganze Buch zu bleibendem Besitze. Die Übersetzungen und Nachahmungen sind von Logau, Tscherning, Olearius, Weckherlin, Flemming, Zeiler, Wernike, Giseke, Lessing, Meissner, Kretschmann, Alxinger, Conz, Langbein, Haug und A., so wie von dem Vf. Die schon bekannten Übersetzungen haben wir nicht zu recensiren. Als Übersetzung oder Nachahmung wird z. B. S. 95 mit dem Lateinischen

*Non quantum dederis, sed quanta mente dedisti,*
*Pensandum est: placat victima parva deum*

zusammengestellt Herders Distichon, das *Sinngedicht* überschrieben:

Nimm diess kleine Geschenk, o Piso, nimm es mit Huld an;
Kleiner Weihrauch ergötzt auch dem erhabensten Gott.

Doch nicht genug; auch S. 101 steht es noch einmal, als Verdeutschung eines ganz anderen Epigramms. Sollte da nicht einer meinen, Hr. J. wäre des Glaubens, als habe *Herder* jenen Gedanken aus zwey Epigrammen des Owen zusammenstoppeln müssen! Armselig genug! Wir wissen sonst nichts von und über das Buch zu sagen, und wünschen nur, dass der Vf. uns andere bessere Proben seines Studiums der Geschichte des Epigramms vorbehalte.

W.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

## JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *ORIENTALISCHE LITERATUR.*

Cambridge, gedruckt in der Universitäts-Buchdruckerey und zu haben bey Longman, Hurst, Rees und Orme zu London: *A descriptive Catalogue of the oriental Library of the late Tippoo Sultan of Mysore. To which are prefixed Memoirs of Hyder Aly Khan and his Son Tippoo Sultan. By Charles Stewart*, u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

IV) *Poetry*, oder vielmehr *Bücher aus dem Fache der schönen Redekünste:* denn nicht nur Gedichte und Commentare über Gedichte, sondern auch einige prosaische Stücke stehen in dieser Classe, die die reichhaltigste von allen ist, indem sie beynahe 300 Stücke oder Bände umfasst, wovon aber 100 nicht namentlich verzeichnet werden, weil sie nur flüchtige Arbeiten oder Auszüge aus mancherley Autoren sind. — Hier erscheint die ganze üppige Fülle der persischen schönen Literatur (denn persisch ist alles, nur 18 arabische Stücke ausgenommen); hier lieset man nach den Namen der literarischen Heroen aus der Nation, welcher man im Oriente den ersten Rang wegen der Fruchtbarkeit und Lieblichkeit in den Musenkünsten zugesteht, z. B. eines Ferdusi, Hafiz, Dschami, Saadi, Dschelaloddin Rumi u. s. w., die Namen vieler anderen Sänger, die weniger oder gar nicht bekannt, aber gewiss nicht ohne verhältnissmässigen Reiz und Werth sind. Leider lieset man von vielen nur die blossen Namen, indem *St.*, weil es an Zeit und Raum fehlte, nichts mehr geben konnte, und dadurch eröffnet er den Orientalisten, die künftig die tipuische Bibliothek besuchen und benutzen werden, ein weites Feld, durch dessen fleissige Bearbeitung sie dasjenige, was er angefangen hat, vervollkommnen können. (Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, einen herzlichen wohlgemeinten Wunsch laut auszusprechen. Der grösste Kenner der persischen schönen Literatur in Deutschland und vielleicht in ganz Europa, der k. k. Legationsrath und Hofdollmetscher in Wien, Hr. von Hammer, hat ein ansehnliches Werk, das in seinem Fache Epoche machen muss: *Eine ausführliche Geschichte der schönen Redekünste des neueren Persiens*, vollendet, und vor etlichen Monaten (im August 1814) der k. Societät der Wissenschaften zu Göttingen überreichen lassen. Hr. v. H. kennt ohne Zweifel das Allermeiste von dem Besseren, was Persien hervorgebracht hat, allein in der Fort-williamischen Bibliothek liegt sicherlich noch manche Fundgrube verborgen, die ihm, wenn er sie anbrechen könnte, reiche Ausbeute gewähren würde, und Freunde dieser Literatur dürften wohl wünschen, dass ihm dieses vergönnt seyn möge. Doch einen solchen Wunsch meinen wir nicht, weil demselben gar zu Vieles im Wege steht; der unsrige ist viel bescheidener und ausführbarer, dass nämlich ein Literaturfreund unter unseren Buchhändlern obiges Werk bald durch den Abdruck gemeinnützig mache. Ist das geschehen: so steht zu hoffen, dass es dereinst auch aus Indien mehr als eine herrliche Bereicherung erhalten werde.) — Unter den Gedichten findet sich viel Mystisches, s. oben. — Das Buch *Halladsch-nameh*, n. 36, möchte man gern genauer kennen, da es sich auf den berühmten Mystiker, Alhosein Ebn Mansur, genannt *Alhalladsch* (der Baumwollenkrämpler), der im J. d. H. 309 (Chr. 921) zu Bagdad als Märtyrer für seine Lehre umkam, bezieht. Interessant würde auch n. 120 seyn. Es führt den Titel: *Mujad aldschahedin*, مويد المجاهدين, d. i. *Stärkung der Religionseiferer*, und enthält 52 *Chotbat*, خطبات, metrische Reden oder Predigten, die auf Tipu's Befehl von dem obersten Geistlichen (Metropolitan) zu Seringapatam, Zein alabedin verfertiget und dazu bestimmt waren, dass eine davon an jedem Freytage im ganzen Sultanat Maisur in den Moscheen abgesungen würde, um den Eifer der Mohammedaner gegen Heiden und Christen zu entflammen. Sie sind in 16 verschiedenen Sylbenmassen, vermuthlich denjenigen, die *Jones de poesi asiatica* p. 20 sqq. kennen lehrt, abgefasst. — Das Buch *Kisseh Ramajan*, wovon eine persische Übersetzung unter n. 105 stehet, ist seitdem durch eine englische Übersetzung bekannter worden. — Unter den arabischen Stücken, n. 173 — 190, findet man Weniges, was in Europa unbekannt wäre. Die 7 Preisgedichte (Moallakat), die Gedichte Banat Soad, Borda, Hariri's Consessus u. s. w. sind denn doch, wie man hier sieht, auch in Ostindien vorhanden.

V) *Fables etc. Fabeln und Romane*, 18 Stücke, alle persisch; nur eins, n. 16, betitelt *Asmar alasrar*, اسمار الاسرار, *nächtliche Unterhaltungen in Geheimnissen*, von einem berühmten Sufi, Sedreddin

Mohammed Hoseini, Gisu diraz (d. i. *Langhaar*, und nicht *Langbart*, wie *St.* p. 30 diesen Beynamen übersetzt), ist auch zugleich arabisch. — Das erste Stück dieser Classe: *Anwari Soheili*, انوار سهيلي, dem Ursprunge nach ein indisches sanscritisches Erzeugniss, kennen die meisten cultivirten europäischen und asiatischen Völker unter allerley Namen und Formen: denn kein Buch, ausser der Bibel, ist wohl so oft, als diese *Fabeln des Bidbai* (Pilpai), übersetzt. Persisch ist es zu Calcutta 1805 gedruckt (s. oben). Das 4 Stück, *Bahar Danisch*, eine Sammlung unterhaltender Erzählungen und Satiren über die Weiber von Inajet Allah (Inatulla) ist von Dow und Scott englisch übersetzt, so wie das achte, *Kamrup's und Letaram's Liebesgeschichte*, von W. Franklin. Die erste Hälfte von n. 13 *Geschichte des Azad Bacht und seiner* 10 *Wesire* ist [in einer arabischen Übersetzung 1807 von Hn. Knös zu Göttingen und] englisch von Ouseley herausgegeben worden.

VI) *Letters* — Briefe und Anweisungen zum Briefschreiben, 53 Nummern, wovon nur die 2 letzten arabisch sind. Mehrere der hier verzeichneten Sammlungen mögen, da sie von persischen und indischen Regenten herrühren oder sich auf sie beziehen, für die Geschichte höchst wichtig und brauchbar seyn, und das wird besonders von Allem, was zu Tipu's weitläuftiger Correspondenz gehört, n. 29 — 51, gelten. — Wir heben die zwey einzigen Merkwürdigkeiten, die sich aus dem Katalog darüber entnehmen lassen, weil sie vielleicht sonst nicht bekannt sind, hier auf: 1) Tipu's Geringschätzung der Europäer zeigte sich unter anderen auch dadurch, dass er den König von Grossbritannien und den von Frankreich, selbst alsdann, wenn er ihrer bedurfte, niemals *Padischah* oder *Sultan*, wie sie doch erwarten und verlangen konnten, sondern immer nur *Raï*, راي, wie jeder kleine indische Fürst heisst, nannte und nennen liess, p. 92, und wir vermuthen, er möge diese Benennung um so viel lieber gewählt haben, weil sie mit *Ra-i*, رعيّ, *ein Unterthan* oder *einer vom Pöbel*, fast gleichlautend war. 2) Die zweyte ist eine Bemerkung des persischen Secretärs beym englischen Generalgouvernement, p. 94. „Tipu, entweder um seine völlige Unabhängigkeit recht kräftig auszusprechen, oder aus Stolz und Eigensinn, veränderte die Zeitrechnung, die in allen mohammedanischen Staaten Statt findet, die Titel aller öffentlichen Beamten, die bisherigen Abtheilungen der Gebiete und Ländereyen, die Benennungen der Einkünfte, der Kriegsgeräthschaften, der Münzen, Masse und Gewichte u. s. w., und führte dafür Namen, die er selbst erfunden hatte, ein." Fast sollte man denken, man werde beym Lesen dieser Zeilen in unseren Welttheil versetzt, wo vor wenigen Jahren ähnliche Erscheinungen in Menge vorkamen. Von allem diesem, was Tipu in seinem Staate verfügt hat, möchten wir mehr zu erfahren wünschen, vornehmlich von der veränderten Jahresberechnung — vielleicht würde es sich alsdann aufklären, warum in Cl. IV n. 120 *zwey und funfzig* Chotbât (metrische Reden) angegeben wurden, von denen eine an jedem Freytage abgesungen werden sollte (s. oben). Das gemeine Mondenjahr der Mohammedaner hat 354 und ihr Schaltjahr 355 Tage; in keinem von beiden können 52 Freytage Platz finden. Es lässt sich fragen, ob Tipu vielleicht das *Sonnenjahr* in seinem Staate eingeführt habe. — N. 52 möchte auch bekannter zu werden verdienen, weil daraus erhellen soll, dass nicht alle Mohammedaner so unduldsame Glaubenseiferer sind, als Tipu war. Der unter dieser Nummer stehende Octavband wird dem vierten Chalifen, Alî, Mohammeds Schwiegersohne, zugeschrieben, und ist eine Anweisung für seine Generale, wie sie sich auf ihren Feldzügen gegen die Unglaubigen zu benehmen haben. Die Authentie des Buches wird nicht gut zu erweisen seyn. Es hat, ob es gleich arabisch ist, einen persisch geformten Titel; und das ist etwas höchst Seltenes, indem die Araber sonst nie ihren Büchern ausländische Titel vorsetzen, welches hingegen bey den Persern sehr gewöhnlich ist.

VII) *Künste und Wissenschaften*, 19 St., nur das letzte ist arabisch. — Nro. 2 und 3 handeln von Edelsteinen und Mineralien. Bey n. 3: *Chawass alhischar*, خواص الاحجار, *Eigenschaften der Steine*, das aus dem Arabischen von *Tuffaschi* übersetzt ist, könnte man auf den Gedanken kommen, es sey eine Version von dem arab. Buche des *Ahmed Teifaschi*, von welchem S. F. J. Ravius zu Utrecht 1784 eine schöne Probe geliefert hat, weil die Titel von beiden Büchern und die Namen einander sehr ähnlich sind. — Nro. 8 ist eine Sammlung von Recepten für Tuchfärber und Parfumeurs, die Tipu hatte besorgen lassen. — Nro. 9 eine Abhandlung über die Naturgeschichte und Kräuterkunde, aus französischen und englischen Büchern gezogen und mit guten Figuren (Etchings) versehen, ein Foliant, der auch auf des Sultans Befehl verfertigt ist. *Stewart's* Vermuthung, er möge sich der unglücklichen Engländer, die in seine Klauen gefallen waren, zum Übersetzen europäischer Bücher bedient haben, ist nicht unwahrscheinlich. — In dieser Classe finden sich auch Schriften über die trüglichen Künste der Traumdeuterey und Wahrsagerey, dessgleichen zwey Bände unterhaltender Räthsel.

VIII) *Mathematik* — nur 7 St., 2 in persischer, 1 in pers. und arabischer, und 4 in arab. Sprache. Von Nro. 2 sagt *St.*, es sey eine sehr vortreffliche Abhandlung über die *Mathematik* [er hätte setzen sollen: *über die Arithmetik*, حساب] nach dem indischen System, von Lutfallah, J. 1681. [Nro. 3 eine andere Abhandlung über die Rechenkunst von Bahaoddin ist 1813 zu Calcutta gedruckt worden.] — Nro. 4 ist die arab. Übersetzung von Euklids Elementen von Ishak Ben Honein.

IX) *Astronomie*, 20 St., und darunter 8 arabische. Die Tafeln von Nasiroddin (n. 1), Gaijasoddin

Dſchemſchid (n. 2), Ulug Beig (n. 3), Almanache (n. 10 11). Bey Nro. 11 ſchreibt *St.*: „Dieſs Buch (der Kalender für die perſiſche Stadt Ardebil auf das Jahr d. H. 1182, Chr. 1768) hat viele Ähnlichkeit mit Moore's engliſchem Almanach, deſſen Vorherſagungen von der Abſetzung des letzten Groſsherrn (Selim III) den Sturz dieſes unglücklichen Fürſten bewirkt oder wenigſtens beſchleunigt zu haben ſcheinen: denn die Türken und die meiſten Morgenländer ſetzen groſses Vertrauen auf die Aſtrologie." — Zum aſtrologiſchen Unrathe gehört auch Nro. 13 das arab. Buch *Dſchefer dſchami* [ſ. Herbelot unter *Geſr*], das vom Chalifen Ali hergeleitet wird, und die Schickſale der Mohammedaner enthalten ſoll. Man verſtehet es nicht, erwartet aber, daſs der Imam Mehdi, der, wie die Perſer glauben, mit Jeſu Chriſto kurz vor dem jüngſten Tage erſcheinen, und die mohammed. und chriſtliche Religion mit einander vereinigen wird, ſeine Geheimniſſe enthüllen werde.

X) *Arzneykunde*, 62 St.; 14 ſind arabiſch (und darunter Avicenna's Kanon, Sedideddin Gazeruni's Commentar über Alaoddin's mediciniſches Compendium u. ſ. w.), die übrigen perſiſch. Einige von dieſen hat Tipu aus dem Engliſchen überſetzen laſſen, wie das londoner Diſpenſatorium, eine Abhandlung über elektriſche und mediciniſche Experimente, *Cockburne on the twiſt of the inteſtines*, ein Buch über die Hebammenkunſt und die Behandlung der Kinder.

XI) *Philoſophie*, 54 Nummern. — Das Verhältniſs zwiſchen perſiſchen und arabiſchen Büchern in des Sultan Tipu's Bibliothek, welches in den 7 erſten Claſſen zum groſsen Nachtheil der letzten Literatur beſtanden hatte, änderte ſich ſchon einigermaſsen ſeit der achten Claſſe, und fällt in der gegenwärtigen gänzlich zum entſchiedenſten Nachtheile der erſten aus: denn von den hier verzeichneten Nummern ſind 52 in arabiſcher Sprache abgefaſst. Welch ein Abſtand dieſer Claſſe von der IV! In dem hochpoetiſchen Perſien hat das philoſophiſche Studium, wie es ſcheint, nicht einwurzeln können, und iſt von denen, die es dennoch pflegten, nicht in der einheimiſchen Sprache, ſondern in einer fremden, nämlich der arabiſchen, wie ehedem in Europa in der lateiniſchen, getrieben worden. — No. 1 *Hedajat alhicmet*, هداية الحكمة, *Anleitung* [zur W]*eisheit*, ein kleines Buch in 12, von Aſireddin al Abheri, wird vorzüglich geſchätzt, und ein ſtarker Commentar darüber in 2 Quartbänden (No. 2 شرح هداية) von Mohammed Ben Ibrahim Sudr, Oberrichter zu Schiras in Perſien, wird von den indiſchen Mohammedanern für das Non-plus-ultra der Gelehrſamkeit gehalten, und auf ihren Univerſitäten erklärt. [Wir erlauben uns, zur Vervollſtändigung der orientaliſchen Literatur, hier einige Zeilen über den Vf. des Buches Hedajat beyzufügen: *Aſireddin* (أثير الدين) *Mofaddel* (المفضل) Ben Omar Abheri (الابهري d. i. aus Abher im perſiſchen Irak gebürtig) war ſchon ein angeſehener Lehrer und Schriftſteller, und hielt es doch nicht für eine Schande, unter dem hochberühmten Camaloddin ſeine Studien noch etliche Jahre lang fortzuſetzen. Ebn Chalican erzählt in ſeinen Biographieen (n. 757 nach Tydeman's Abtheilung), er habe es mit eigenen Augen geſehen, wie jener von dieſem ſich das Almageſti im J. 625 (1228) zu Arbel habe erklären laſſen. — So iſt das, was als ein Zuſatz von Reiske im verdeutſchten Herbelot B. 1 S. 33 geleſen wird, zu verbeſſern. Was R. aus Abulfeda beybringt, hat dieſer aus dem Ebn Chalican genommen.] — In No. 5 iſt *Ilahiat*, الهيات, nicht ſowohl die *Theologie*, als die *Metaphyſik*. Bey n. 18 hätte *Hicmet alain*, حكمة العين, nicht *Fountain of wisdom*, *Quelle der Weisheit*, ſondern *Weisheit aus der Quelle* überſetzt werden ſollen, ſ. Herbelot h. v. Bey No. 35 iſt es nicht genau, wenn der groſse *Saladin*, als er den Schehabeddin Jahja Ben Habaſch Aſſchahrawerdi zu Aleppo im J. 597 (1191) hinrichten lieſs, bloſs *General* genannt wird: er war damals ſchon lange *Sultan* oder uneingeſchränkter Beherrſcher von Syrien, Ägypten u. ſ. w. *St.* hätte ſchreiben ſollen: „*Shehab Addeen — having been put to death by the famous* S u l t a n *Saladin at Aleppo, for having more Philoſophy than Religion.*" Unter der philoſophiſchen Claſſe iſt auch talismaniſches, geomantiſches, nekromantiſches und alchymiſtiſches Unweſen mit begriffen.

XII) *Philologie oder Grammatik*, 45 Nummern: 33 davon, wo nicht gar 41, ſind arabiſch; alle haben es auch nur mit der arabiſchen Sprache zu thun. Einige ſind ſchon in Europa bekannt und gedruckt, wie Borhaneddins Schrift über die Syntax unter dem Titel *Cafia*, الكافية; 2 andere ähnliche (No. 28, 29 *Hedajat al Nahw* und *Misbah al Nahw*) hat Prof. Bailie zu Calcutta 1802 und 3 herausgegeben. Mit Dſchemaleddin Ben Malec Buch *Alfiat*, No. 44, ſind wir durch Hn. Silveſtre de Sacy bekannter worden. Von No. 7 *Ctab mizan*, كتاب ميزان, und No. 8 *Ctab monſchaaba*, كتاب منشعبة, womit man in Indien das Studium der arabiſchen Sprache beginnt, möchte man genauere Nachrichten wünſchen. Es iſt ein Verſehen von *St.*, wenn er den Vf. des Buches *Schafia*, الشافية, (n. 13 dieſer philoſophiſchen Claſſe) *Jemaladdeen Abu Omar vn Osman Ebn Hajeb* nennt; er hätte ihn *Abu Amru Osman* nennen ſollen. [Ein Commentar über jenes Buch, *Safia*, الصافية betitelt, der am Ende des Ramadan 838 (Chr. 1435) von einem gewiſſen *Juſof Ebn Abdal melic algaffur*, einem Unterthan des osmaniſchen Sultans Murad II, verfertiget worden iſt, befindet ſich auf der Univerſitätsbibliothek zu Jena.]

XIII) *Lexikographik*, 29 gröſsere oder kleinere Bücher, wovon 14 arabiſch ſind. — *St.* macht auf Einiges, was man bey perſiſchen, in Perſien verfertigten Wörterbüchern zu bemerken hat, weil ſie darin von der Einrichtung der europäiſchen abgehen, aufmerkſam, und wir ſchalten es hier ein: 1) Sie

find nicht für Ausländer, fondern für Einheimische, die fehr Vieles oder gar das Meiste von ihrer Sprache schon kennen, berechnet, und enthalten gemeiniglich nur die feltenen, nicht aber die allgewöhnlichen Wörter; daher würden Europäer, die fich ihrer zum Erlernen des Perfischen bedienen wollten, ohne den Meninski und Richardfon, oft ganz verlaffen feyn. 2) Verfchiedene Lexika find fo eingerichtet, dafs man beym Auffuchen der Wörter auf ihren erften und letzten Buchftaben zu fehen hat. „Diefe Einrichtung (fo fchreibt *St.*) kommt anfänglich einem Nichtafiaten fonderbar vor; allein wenn man bedenkt, dafs die Buchdruckerkunft im Oriente wenig gekannt und noch weniger gebraucht wird, dafs die dortigen MSS. im Ganzen von Schreibefehlern wimmeln, und dafs die mittelften Buchftaben der Wörter fehr verkürzt und die Puncte zufammengerückt, die erften und letzten Buchftaben hingegen ftark und deutlich gezogen werden: fo mufs man eingeftehen, dafs die morgenländifche Einrichtung hierin den Vorzug verdiene." — Die vorzüglichften arab. Lexika, das *Sehah allogat* des *Dfchauhari* und das *Kamus* des *Firuzabadi* finden fich unter Nro. 16 und 22. Von dem letzten verfichert *St.*, man lefe in der Vorrede, der Vf. habe es aus einem alten weitläuftigen Wörterbuch, *Lema* betitelt, ausgezogen: aber in der Vorrede unferes Exemplars giebt Firuzabadi das grofse Werk *Allami*, اللامع, für feine eigene Arbeit aus, und damit ftimmt Herbelot in den Artikeln *Firouzabadi* und *Lame* überein; im Artikel *Camous* drückt er fich freylich eben fo, wie *St.*, aus.

Die nunmehr folgenden 6 Claffen hätten billig fo geordnet werden follen: XIV. Korane, XV. Commentare über den Koran, XVI. Traditionslehre, XVII. Theologie, XVIII. Erbauungsbücher, XIX. Rechtsgelahrtheit; allein dem Vf. des Katalogs hat eine andere Anordnung gefallen, und wir müffen ihm folgen. Alfo

XIV) *Theologie*, 46 Bücher, worunter 35 arabifche find. Diefs Fach ift folglich nicht fo reichlich ausgeftattet, als wir, da *St.* oben fagte, es fey eins von den Lieblingsfächern des Sultans gewefen, erwarten durften. Doch freylich gehört auch alles in Cl. XVI — XIX, ja in gewiffer Rückficht felbft Manches von dem in der XV Cl. Stehenden in das Gebiet der mohammed. Theologie, wodurch dann die Anzahl folcher Bücher gar fehr anwächft. Immer bleibt aber doch unfere Cl. eine von den weniger intereffanten, theils weil das darin Verzeichnete ziemlich bekannt ift, und theils weil viele Hauptbücher fehlen.

XV) *Rechtsgelahrtheit.* Sie hat bekanntlich bey den Mohammedanern ihren erften Grund im Koran, und bey den Sunniten auch in der Tradition (dem Hadis, der Sunna f. Cl. XVI.). Zu ihr gehören 95 Bücher: 65 find arabifch und einige davon mit perfifchen Überfetzungen verfehen; die übrigen find zwar perfifch, aber meiftens aus dem Arabifchen überfetzt. Einige, wie Nro. 15 und 16, find in Verfen abgefafst, weil die Morgenländer mit Recht glauben, dafs etwas Poetifches fich leichter als das Profaifche ins Gedächtnifs aufnehmen und darin erhalten laffe, und fie defswegen oft die dunkelften und trockenften Materien in Reimen behandeln. — Zur Rechtsgelahrtheit rechnen die Mohammedaner Manches, was Proteftanten nicht dazu rechnen würden, z. B. was die Reinigungen, das Beten, Almofengeben, Faften und Wallfahrten angeht, als welches alles bey jenen zu ihrem geiftlichen Rechte gehört. — Nro. 1. Des im J. 591 (1195) verftorbenen Borhaneddin Ali von Marginan Buch: *Hedaja Scherh Beda-i*, هداية شرح بدايع, ift von Carl Hamilton auf Befehl des Generalgouverneurs Haftings ins Englifche überfetzt und 1791 zu London in 3 Quartanten herausgegeben worden; es hat bey den englifchen Gerichtshöfen in Oftindien in Rechtsfachen der Mohammedaner eben das Anfehen, das Blackftone's Commentaries in Grofsbritannien haben. — Die gröfste Merkwürdigkeit kommt, nach unferem Urtheile, dem perfifchen Buche unter No. 70 zu: es ift diefs ein Quartband, *Madfchmu Sultani*, مجموع سلطاني, *fultanifche Sammlung* betitelt, worin Rechtsfchwierigkeiten durch Fragen und Antworten erörtert werden, und ift, wie *St.* meldet, auf Verlangen des tapferen Sultans Mahmud Gaznewi im Anfange des 11 chriftlichen Jahrhunderts von den berühmteften Rechtsgelehrten in Gazna verfertigt, um ihm auf feinen Kriegszügen in Indien, wo er nicht immer Rechtsbeyftände zur Seite hatte, zur Leitung zu dienen. Es würde demnach beynahe das ältefte Denkmal der perfifchen Profa feyn, gleichzeitig dem poetifchen, das Ferdufi in feinem Schahnameh aufgeftellt hat. — Merkwürdig mag ebenfalls das 92 Buch feyn: *Fetawi Mohammedi*, فتاوي محمدي, *mohammedanifche rechtliche Entfcheidungen*, in 313 Capiteln, unter Tipu's Aufpicien von einer Gefellfchaft *Ulemá* (*Doctorum Juris utriusque*) im Staate Maifur gefammelt; fo wie auch No. 93 *Dfchami Abaffi*, جامع عباسي, *Abaffi's Sammlung*, ein Auszug aus No. 92, in 93 Capiteln, von *Abdarrahman Abas.* — Die vier unter den Sunniten für orthodox geltenden Secten (Schafe-i, Hanefi, Hambali und Maleki) gehen mehr in juriftifchen als in theologifchen Sätzen von einander ab: wir wiffen aber noch nicht Alles, was dahin einfchlägt; Manches davon möchte man wohl aus dem arabifchen Buche No. 24 *Ichtilaf medzahib*, اختلاف مذاهب, *Unterfchied der Secten*, erfahren können, auch könnten vermuthlich No. 41 u. 42, worin Unionsvorfchläge für jene Secten vorgelegt werden, dazu dienen. — Übrigens geht auch diefer Claffe Vieles ab, um vollftändig zu feyn, wie z. B. eine Hauptfchrift über die Inteftaterbfolge von Mowaffikeddin Arrahabi, die Jones 1783 zu London arabifch und englifch herausgegeben hat. Die bodlejanifche Bibliothek zu Oxford ift an arabifchen MSS. über die Rechtsgelehrfamkeit reicher, als die tipuifche es war, indem fie in Uris Kataloge 101 dergleichen zählt.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

Cambridge, gedruckt in der Universitäts-Buchdruckerey und zu haben bey Longman, Hurst, Rees und Orme zu London: *A descriptive Catalogue of the oriental Library of the late Tippoo Sultan of Mysore. To which are prefixed Memoirs of Hyder Aly Khan and his Son Tippoo Sultan. By Charles Stewart*, u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

XVI) *Hadis* (حديث) *oder Überlieferungslehre*, d. i. Nachrichten von dem Merkwürdigeren, was Mohammed oder einer von seinen gläubigen Zeitgenossen gesagt oder gethan hat. Diese Überlieferungen werden, wie bekannt, von den Sunniten angenommen, aber von den Schiiten meistentheils verworfen. (In so fern verhalten sich jene zu diesen, wie unter den Christen die Katholiken, Griechen und andere Morgenländer zu den Protestanten, oder unter den Juden die Rabbaniten zu den Karäern.) In dieser Cl. findet man 46 Nummern, von welchen 35 arabisch, und die übrigen persische Übersetzungen aus dem Arabischen sind. — Von dem vorzüglichsten Schriftsteller dieses Fachs, *Mohammed Albochari*, (No. 12) handelt gut der zu früh verstorbene Rinck in einem Bruchstücke von dem, was er über die mohammedanische Traditionslehre zu schreiben vorhatte, in den Fundgruben des Orients B. II S. 201 ff. Der arabische Text, den er daselbst aus Ebn Chalican beybringt, ist zuweilen fehlerhaft, wir können ihn aber nicht hier verbessern. — Wie weit der Hass der Sunniten gegen die Schiiten gehe, sieht man aus einer Anmerkung, die ein Sunnit an den Rand des Buches No. 25, worin ein Schiit Aussprüche Mohammeds und der 12 Imame gesammelt hat, setzte: „Gottes Fluch treffe den Verfasser und den Abschreiber dieses Buchs!" — Von No. 32 möchten wir gern etwas mehr, als darüber gesagt wird, wissen. Es soll ausser einer Sammlung, zur mohammedanischen Überlieferungskunde gehörig, die Geschichte des Patriarchen Josephs und einen grossen Theil des Buches Hiob, *aus der Bibel gezogen*, enthalten.

XVII) *Korane.* a) 44 ganze Exemplare, arabisch, zum Theil mit Commentarien und persischen Übersetzungen. Die grosse Anzahl wird Niemand befremden, der es weiss, dass die Mohammedaner eine Ehre und ein Verdienst darin suchen, dieses *Buch aller Bücher* in allerley Formaten zu besitzen. Wer es vermag, lässt es so schön als möglich abschreiben und verzieren. Für eines der verdienstlichsten Werke gilt es bey ihnen, es selbst abzuschreiben. So soll der letzte Kaiser (Grossmogul) von Indostan, Schah Alem, es nicht weniger als 50 Mal copirt haben; und freylich mochte seine Hand wohl geschickter seyn, das Schreiberohr, als den Scepter und Säbel mit Kraft zu führen. — Unter Tipu's Koranen fanden sich zwey wahre Prachtexemplare. Das eine, No. 12, ein Quartant, soll 9000 Rupien, d. i. mehr als 1000 ₶ Sterl. oder 5666 Rthlr. gekostet haben: es war ehedem ein Eigenthum des Kaisers Aurengzeb gewesen, und hat nun (wie *St.* sagt) einen Platz in der Bibliothek des besten und grössten Königes [vermuthlich Georgs III]. Das andere, No. 33, ein Octavband, wird gar 3000 Pagoden (à ⅖ ₶ Sterl.) also 1200 ₶ Sterl. = 6800 Rthlr. geschätzt: Tipu aber besass es wohlfeiler, als ein Beutestück. — No. 43 ist ein Koran, aus 30 Octavbändchen, und No. 44 ein anderer, aus 15 solchen Bändchen bestehend. In dergleichen kleine Theile (*Para*) wird er nämlich zur Gemächligkeit der Priester und Vorleser zerlegt, deren Amtspflicht es erfodert, ihn in den Hauptmoscheen an *jedem Tage ganz* abzusingen, und sich darin ordentlich abzulösen. (Mit dem mechanischen Lesen ihres Korans (der Bibel) haben die Christen auch vielen Unfug getrieben; ob der aber so weit gegangen sey, als der eben erwähnte bey den Mohammedanern, und ob z. B. das ganze neue Testament, das dem Koran in Ansehung des Umfanges verglichen werden kann, an *einem Tage* ausgelesen worden sey, das wissen wir nicht, und glauben beynahe, dass die Mohammedaner hierin, wie in anderen Ἐθελοθρησκείαις (*selbsterwählten Gottesdienstlichkeiten*), die Christen übertroffen haben.) — Noch gehören zu dieser Cl. b) 35 kleine Bände, von welchen jeder ein oder mehrere Capitel des Korans enthält.

XVIII) *Commentarien über den Koran*, theils in arab., theils in pers. Sprache, 41 Nummern. Einige von denselben, wie von den Koranen selbst, folgen der sunnitischen, andere der schiitischen Recension. Beide Recensionen sind im Texte nur in wenig Worten verschieden, desto öfterer aber widersprechen sich mit Heftigkeit die Commentatoren beider Parteyen,

so wie etwa ehedem katholische Bibelausleger den protestantischen und diese jenen. Die meisten indischen Mohammedaner sind Schiiten, Catal. p. 25. — Die Nummern 33 — 41 geben Anweisungen, den Koran richtig ab- und vorzulesen, den Accent gehörig zu setzen, wo es erfoderlich ist einzuhalten, sich bey gewissen Stellen zu bücken, die Kniee zu beugen und niederzufallen. Eine Auslassung oder unrichtige Aussprache eines einzigen Wortes beym Vorlesen u. s. w. gilt für eine Sünde; um hierin nicht zu fehlen und um zur Vollkommenheit zu gelangen, wird vielfache Mühe und Übung erfordert, weswegen die Vorlesekunst als eine eigene und wichtige Wissenschaft geschätzt wird. (Einiges darüber hat Hr. Silvestre de Sacy im 8 Bande der *Notices et Extraits des MSS. de la bibliotheque impériale* einrücken lassen.)

XIX) *Gebete und Erbauungsbücher*, 35 St. in beiden Sprachen. — Merkwürdig mag der Anhang von Nro. 30 seyn: „Rath für einen jungen Ehemann von seinem Vater", desgleichen Nro. 31 eine Sammlung mohammed. Predigten, كتاب خطبه. — Die 2 letzten Nummern dieser Cl., 34. 35, machen 72 kleine Bände über religiöse Materien aus.

XX) „*Vermischte Schriften* — 22 Bände verschiedener Gröſse — arabische und persische Auszüge aus mancherley Schriftstellern." — Das ist alles, was davon gesagt wird.

XXI) Die Summe aller in den bisherigen Classen befindlichen Bücher beträgt über 1200 Stücke: kaum den 50sten Theil dieser Summe machen die in der zweytletzten Cl. verzeichneten aus, nämlich 27. *St.* nennt sie: *Hindy and Dekhany Books*, *indische und dekanische Bücher*. Sie sind in den Mundarten abgefaſst, die an den Höfen zu Dehli, Bidschapor und Golconda üblich waren; das alte Hinduische (Sanscrit) ist ihre Quelle, die durch Einmischung vieler persischer und arab. Wörter sehr getrübt ist — man schreibt sie mit persischen Buchstaben. Wir bedauern es, daſs *St.* der Beschreibung dieser (meistentheils poetischen) Bücher nur sechs Seiten gewidmet hat, weil hier ein fast unbekanntes Sprachengebiet sich eröffnet, — und deswegen geben wir ihren Inhalt ganz kurz an. Nro. 1) Nachrichten von dem Leben und den Schriften 108 indischer Dichter. 2) Nusret's Heldengedicht von den Thaten Ali Adil Schah, Sultans von Bidschapor, im 16ten Jahrhunderte. 3) Eben desselben Liebesgeschichte des Raja Menuhur Kenur, mit Gemälden verziert. 4) Eben desselben Oden und Minnelieder. 5) Gedichte des Sultans von Golconda, Cutb Schah, eines Kenners und Beförderers der Gelehrsamkeit, der 1582 zu regieren anfing. 6—12) Romantische Gedichte. 13) Heilige Gesänge, aus dem Sanscrit übersetzt. 14 — 20) Gedichte über allerley Gegenstände. 21) Elegieen auf den Märtyrertod Hoseins und seiner Familie, welche die Schiiten an ihrem Gedächtniſsfeste, in den 10 ersten Tagen des Monats Moharram, mit groſsem Affecte zu singen pflegen. 22) Volkslieder. 23) Poesieen im Purubi-Dialekt, welcher mehr als die anderen vom alten Indischen beybehalten hat, und um Benares und auf der Ostseite des Ganges geredet wird. — Die übrigen Stücke sind prosaisch, nämlich 24) über die Liebe Gottes — im mystischen Sinne, 25) über das Gebet, 26) Auszug aus dem mohammed. Gesetzbuch, auf Tipu's Befehl verfertigt. 27) Schlüssel zur Telinga-Sprache — eine Grammatik und ein Wörterbuch über diese Sprache, die auf der Küste Malabar zu Hause ist. [Sie wird, wie man aus anderen Nachrichten weiſs, in Golconda und Orixa noch geredet, und soll eine liebliche, kräftige und gelehrte Sprache seyn. Neuere englische Missionsberichte (s. Morgenblatt für 1814. St. 205) melden, daſs protestantische Missionarien sich eifrig mit ihr beschäftigen, und einen Theil des Evangeliums Matthäi und einen Catechismus des D. Watts darin übersetzt haben. Das oben erwähnte Buch würde ihnen gute Dienste thun.]

XXII) *Türkische Bücher* machen die letzte Classe aus, ihrer sind aber nur zwey, nämlich 1) eine Grammatik und ein Lexikon dieser Sprache mit persischen Erklärungen in 4, und 2) ein starker Octavband, *Tuzuk Baberi*, تزوك بابري. Dieser ist vom Sultan Zehiroddin Mohammed Baber, dem Timuriden, der 1525 Hindostan eroberte, und 1530 als dessen Beherrscher starb, verfaſst, und enthält die Denkwürdigkeiten seiner Geschichte: seine Ächtheit ist unbestreitbar, und die Sprache reintürkisch, frey von persischen und arabischen Beymischungen. [Woran wir doch zweifeln; es würde dieſs Buch alsdann das einzige in seiner Art seyn.] Man hat auch eine persische Übersetzung davon. Die türkische Sprache war in Ostindien so unbekannt, daſs dieſs Buch für ein türkisches Lexikon ausgegeben werden konnte, und kein einziger von den im Fort William angestellten Lehrern war im Stande, etwas davon zu erklären. Ein mogolischer Kaufmann zu Calcutta gab *St.* die nöthige Auskunft.

Nach Tipu's Bibliothek verzeichnet *St.* noch p. 185 — 9 einige arab. und pers. Bücher, die dem oft erwähnten Collegium von Britten geschenkt worden sind. Jene (4 St.) brachte der Major Malcolm aus Persien, wo er Gesandter gewesen war, mit: das erste davon ist eine Sammlung, zur alten Geschichte gehörig, ohne Namen des Vfs., welcher versichert, er habe sein Buch aus den Originalchroniken der Länder, wovon er handelt, gezogen; es ist mit vielen Abbildungen sinesischer und römischer Kaiser ausgeschmückt. Diese schenkte Elliott, Secretär bey der Gesandtschaft an die arabischen Fürsten: es sind 22 MSS., worunter sich kein merkwürdiges befindet, und ein zu Rom 1639 gedrucktes Buch: *An Arabic an Latin Dictionary, by P. F. Dominico.* — [Vermuthlich die *Fabrica linguae arabicae Dominici Germani à Silesia*, eines deutschen Franciscaners zu Rom, dessen Geschlechtsnamen wir, aller Nachforschung ungeachtet, nicht kennen.] In einer Nachschrift p. 190 entdeckt *St.* die Ursache, warum er auch diese Bücher mit eingerückt habe, nämlich um zu zeigen,

dafs man in beiden erwähnten Ländern (Persien und Arabien) wenig Unbekanntes und Wichtiges in der orientalischen Literatur antreffen könne. Malcolm und Elliott seyen in dieser Literatur wohl bewandert, und in der günstigsten Lage, um gute Ausbeute zu machen, gewesen, und doch hätten ihre Bemühungen wenig bewirkt. In Indien selbst gebe es nicht viele beträchtliche Büchersammlungen, die des Nizam zu Heiderabad und des Nabobs von Oude zu Lucknow seyen vielleicht die einzigen. In Europa, z. B. in den Hauptstädten von Toscana, Spanien und Frankreich, gebe es morgenländische Bücher genug, und wenn die in England zerstreuten entweder allgemein bekannt oder an einen Ort zusammengebracht würden: so würde kein Britte genöthigt seyn, wegen des orient. Studiums weite Reisen zu unternehmen.

Nach seiner Rückkehr ins Vaterland beschloss *St.*, um seine Arbeit noch gemeinnützlicher zu machen, dem Kataloge Proben aus mehreren *persischen* Schriftstellern, die er gebraucht hatte, beyzufügen, und von der Ausführung dieses Entschlusses sehen wir im Anhange oder im dritten und letzten Theile p. 191 — 345 einen schönen Anfang: es sind 15 Stücke aus eben so vielen persischen Historikern in der Ursprache und in einer englischen so viel als möglich genauen Übersetzung. Freunde der orient. Lit. und Alle, *qui nihil humani a se alienum putant*, werden uns eine kurze Anzeige derselben verdanken, es aber nicht übel deuten, dafs wir nur einige mit unseren Bemerkungen begleiten.

Nro. I aus Mirchond's (er starb im J. Chr. 1497) Welthistorie, der Anfang der Regierungsgeschichte des persischen Kaisers Chosru Nuschirwan. Diefs Stück hätte allenfalls entbehrt werden können, weil eine treue französische Übersetzung von Nuschirwans vollständiger Geschichte in Hn. *Silv. de Sacy Mémoires sur diverses Antiquités de la Perse* p. 358 — 376 steht. Aus dieser franz. Übers. ist Verschiedenes in der englischen und im Original zu verbessern und zu ergänzen, so wie dagegen der hiesige Text und *St.* Übers. zuweilen zur Verbesserung von jener dienen können. Was hier S. 196 (s. die Noten) ausgelassen ist, vermisst man desto mehr, weil etwas Dunkles in der franz. Übers. vielleicht dadurch hätte klar werden können. Was S. 197 in der ersten Note gesagt wird: „*The city of Madaïn, the Ctesiphon of the Greeks, was founded by Shapor, about the middle of the fourth century*", ist bekanntlich falsch. S. 197 scheint *Zabulistan* besser zu seyn als S. d. S. *Dschaganian*. S. 199 ist *into Turkistan* nicht richtig; باقصي ترکستان bedeutet, wie S. d. S. hat: *dans les provinces les plus lointaines du Turkestan*. Eben daselbst heifst der Vers: *Unser König nahm ein Reich und ging*. Eben daselbst sollte der Vater des gassanischen Fürsten Chaled nicht *Hyleh*, حيلة, sondern *Dschabala*, جبلة, genannt seyn. Eben daselbst drückt das englische: *whose* (es ist vom Fürsten von Hira, Mondar, die Rede) *mother was named Celestial water* den Text richtiger aus, als das französische: *(Mondar) surnommé Maolsema*. P. 201 ist *Rum*, روم, unrichtig übersetzt: *Turkey*; S. d. S. hat, wie billig: *Grèce*.

No. II aus Chondemir's, der ein Sohn Mirchond's war, Buche *Cholaset alachbar*, *Ausbund der Historie*, die Geschichte Holacu, des Enkels von Dschinkiz Chan, ziemlich kurz. S. 204 Z. 5 muss es nicht نصيبس, sondern نصيبين, *Nesibin*, heifsen. Den Namen eines Sohnes des Chans Holacu, der S. 205 بشمت, *Baschmet*, geschrieben wird, schreiben Andere anders, Jaschmut, Taserun, Schijün.

No. III aus Tabari's arabischem Geschichtsbuche, welches um 912 vollendet und 50 — 60 Jahre später von Abu Ali Mohammed Aljali ins Persische übersetzt worden ist, dem ältesten historischen Buche in dieser Sprache, das *St.* excerpirt, Beschreibung der Schlacht bey Kadesia, im J. Chr. 636, die der arabische General Saad gegen den persischen Rustem gewann. Diefs Stück ist vorzüglich unterhaltend und belehrend. Der S. 206, 7 genannte Chaled Ben Otba war kein Perser, sondern ein Araber. *St.* irrte, weil der persische Übersetzer auch geirrt hatte. Im Namen *Amru Madi Kurb*, S. 208, 9, ist wieder ein Fehler; er muss *Amru*, *Maadi Carb's Sohn* heifsen. S. 209 Z. 3 ist بن الخطاب ausgelassen: Asem war des Chalifen Omar's Sohn, Alchettabs Enkel. Der dritte arabische Kämpe war mit dem zweyten *eine* Person, und heifst S. 208 Z. 4 ganz recht im Persischen عمرو بن معدي كرب. Die Wörter *Amaris*, امارث, *Agwas*, اغوات, und *Agmas*, اغماص, sind verdorben; aus Abulfeda's Annal. Muslem. T. I p. 230 läfst sich Einiges, aber nicht Alles, verbessern. S. 208 ist wohl استر, *mulus*, für اشتر, *camelus*, zu setzen, s. Abulf. a. a. Orte. — S. 210 hat der arabische Dichter Dschoreir, Abdallah's Sohn, den Zunamen البلني, an dessen Richtigkeit wir zweifeln; *St.* übersetzt: *of Balkh*, als hätte er البلخي gelesen. Man schreibe *Albadschali*, البجلي, Abulfed. T. I p. 300. S. 216 sind ساعدين nicht *cuirasses*, sondern *Armrüstungen*, nach dem Arab. ساعد.

Nro. IV aus Behaoddin's, der im 13ten Jahrhundert gelebt hat, Buche *Montecheb alachbar*, *auserlesene Geschichte*, die durch das 18 Capitel des Korans bey den Mohammedanern in Umlauf gekommene Legende von den *heiligen Siebenschläfern* (*de VII pueris Ephesinis*) — von geringem Werthe. Die Namen sind schändlich verdorben; aus *Dionysius* ist *Dinmius* geworden. Wir können uns hier nicht damit abgeben, und verweisen auf *J. S. Assemani Bibliotheca orient.* T. I. p. 336 f. und die *Acta Sancto-*

*rum Antverp. mensis Jul.* T. VI. p. 375 sqq. — S. 224 §. 5 muss für *Anuzer*, انز ذر, geschrieben werden *Abu Dsorr*, ابو ذر — so hiess ein Freund Mohammeds.

Nro. V aus Moinoddin's von Herat, im 15ten Jahrhunderte, *Jahrbuche Mosis*, *Tarich Musawi*, ist wieder von geringem Werthe, und dienet nur, um an einem Beyspiele zu sehen, wie sehr die Mohammedaner die einfachen Erzählungen des alten Testaments bis zum Abenteuerlichsten übertrieben haben. — Die *Erstgebornem*, die nach Exod. 13 umkamen, verwandelt der Perser in *Jungfrauen* — ابکار ومخدرات, weil er die hier weniger schickliche Bedeutung des zweydeutigen arabischen Wortes *Bicr* oder *Becr*, بکر, welches *eine Jungfrau*, aber auch einen *Erstgebornen* bezeichnen kann, aufgefasst hatte. Pharaos Ausmarsch, um die Israeliten zu verfolgen, fällt auf den 10ten des Monats Moharrem; das Heer, das ihn begleitet, ist eine Million und siebenhunderttausend Bewaffnete stark u. s. w.

Nro. VI aus Scherifoddin's (Scherfeddin) Ali Jezdi Leben *Timurs* (Tamerlans); sein Krieg gegen den osmanischen Sultan Bajezid (Bajazet), war schon von Petis de la Croix französisch übersetzt. [*St.* konnte die franz. Übersetzung nicht gebrauchen, er schloss aber aus den Citaten, die Gibbon daraus genommen hat, dass sie genau sey; — und das können auch wir, nachdem wir seinen persischen Text mit derselben verglichen haben, in der *Hauptsache* bestätigen. In der *Hauptsache* sagen wir: *a*) weil Petis de la Croix die Verse, die im Original eingeschaltet waren, gewöhnlich auslässt, welches dem Geschmack der Europäer nicht missfallen wird; denn wie würden die es aufgenommen haben, wenn er anstatt zu sagen: *als es Nacht geworden war*, Folgendes ihnen zu lesen gegeben hätte: „als die weissen Fahnen des Tages zusammengewickelt waren, und die Nacht ihr moschusfarbiges Gezelt über das Firmament ausgespannt hatte, als die Quelle der Sonne trüb und farbenlos geworden war" —? — *b*) In Einigem geht P. d. l. Cr. vom pers. Texte und von *St.* Übers. ab, und da ist das Recht bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Z. B. wenn Timur bey Kirschehr nicht weit von Angora um sein Feldlager einen Graben machen lässt (p. 236 des Katal.): so umgiebt er denselben mit چپر ومنقلو, und da sind *St. chevaux de frise and abbatis* wohl besser, als P. d. l. Cr. *boucliers et palissades.* Wenn hingegen p. 240 f. für مقدار یکک اسپ gesetzt wird *a short distance*: so ist das franz. *la carriere d' un cheval* unstreitig bestimmter. *c*) Zuweilen scheint es, dass die Handschrift des Franzosen von der Handschrift des Engländers abgehe. Z. B. p. 236 f. schickt Timur 60 Reiter unter Anführung des *Alias Chowadscha*, *Scheich Ali Bahadur etc.*, um Kundschaft einzuziehen, aus; aber P. d. l. Cr. nennt die Anführer *Elias Coja*, *Sainte Maure*, *Mourad etc.*]

No. VII aus Secander Hummeschnini's im J. 1616 vollendeter Chronik des persischen Kaisers, Schah Abas I und seiner Vorfahren, betitelt *Tarich-Abassi*, Nachrichten von der Ankunft verschiedener Gesandtschaften am Hofe des Kaisers Schah Tahmasp. Am merkwürdigsten sind die von Sultan Soliman II zu Constantinopel, wodurch er um die Auslieferung seines ihm entflohenen Prinzen Bajezid nachsuchte, und sie endlich auch erlangte.

No. VIII aus Ferischta's Geschichte von Indien (um 1619), Nachricht von Secander, Sultan von Kaschmir, der von 1393 — 1416 regiert hat, und *Pot-schiken*, بت شکن, *der Götzenzerstörer*, heisst. Diess Stück fand, wie *St.* zu spät erfuhr, schon im *Asiatic annual Register for* 1799.

No. IX aus *Tarich Acberi*, *Acbars Chronik*, von dieses Kaisers vornehmstem Secretär, Abulfadl Alami, Erzählung von der Belagerung und Eroberung der Stadt Surate, im J. 1572.

No. X aus der Chronik des indischen Kaisers Dschehangir, von dem ihm gleichzeitigen Schriftsteller Motamed Chan, Geschichte des Jahres 1612 — 3. Am Schlusse davon liest man eine naturhistorische Merkwürdigkeit: Ein toller Hund beisst eine Elephantin und einen Elephanten; beide werden krank, ohne doch einem Menschen Schaden zu thun, und sterben. Der Vf. endigt diess Stück also: „Der Allerhöchste hat Mittel für alle Krankheiten, ausgenommen für den Biss einer Schlange und eines wüthenden Hundes erschaffen; dagegen giebt es keine Arzney: unsere Kaiser haben Beschwörungen und Curen in solchen Fällen anwenden lassen, aber keine hat helfen wollen."

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

---

In der Recension von *Wolke's Anleit zur deutschen Gesamtsprache*, Ergänz. Blätter 1814. No. 80 S. 253 Z. 14 v. oben st. *wie* l. *nie*, und in No. 81 S. 260 Z. 27 v. oben st. *Deutschen* muss nothwendig *wolkisch* stehen: **Deutschan.**

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

CAMBRIDGE, gedruckt in der Universitäts-Buchdruckerey und zu haben bey Longman, Hurst, Rees und Orme zu London: *A descriptive Catalogue of the oriental Library of the late Tippoo Sultan of Mysore. To which are prefixed Memoirs of Hyder Aly Khan and his Son Tippoo Sultan. By Charles Stewart*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nro. XI aus der Chronik des Kaisers Schahdschihan, von seinem Zeitgenossen Mohammed Taher Anajat Chan, Nachricht von der Belagerung und Eroberung der in Bengal gelegenen und den Portugiesen damals zugehörigen Stadt Hugli, im J. 1041 (Chr. 1632).

Nro. XII aus der Chronik des Kaisers Aurengzeb, von seinem Zeitgenossen Mohammed Saki Mostaid Chan, Nachricht von der Eroberung Sittara, der Residenz des Fürsten der Mahratten, im J. 1699.

Nro. XIII aus eines Ungenannten Chronik des Kaisers Behadur Schah, der 1707 — 12 regiert hat, Erzählung von dem Feldzuge des Emir's al Omara, Hosein Ali Chan, gegen die radschputischen Fürsten, um 1708.

Nro. XIV aus eines Ungenannten Chronik des Kaisers Ferrochsir, der 1712 — 17 regiert hat, Nachricht von Modaffer Chan's Zug gegen Mulhar Holkar, Fürsten der Mahratten. (Nach *Stewarts* Anmerkung S. 333 ist dieser Zug erst unter Mohammed Schah (also nicht vor dem Jahre 1720) vorgenommen worden.)

Nro. XV aus dem Buche: *Maasir alomara altimuria, Thaten der timurischen Grossen*, welches von Abdalhai Ben Abdalrazzak Schah Nuaz Chan angefangen und von dessen Sohne Samsamoddaula fortgesetzt und im Jahre 1779 geendigt worden ist, Nachrichten von Borhanolmolc Saadet Chan und von Suffder Dschung, welche indische Magnaten desswegen gewählt sind, weil ihre Nachkommen mit den Britten in Verbindung standen und zum Theile noch stehen, und weil dadurch etwas in Dow's Schrift verbessert werden kann.



Nach diesen Proben giebt *St.* noch dergleichen aus den Katalogen der escurialischen, parisischen und oxfordischen Bibliothek, und dann ein Register der von ihm beschriebenen Bücher. In der Vorrede hatte er S. VI gemeldet, er werde, wenn seine Arbeit günstig aufgenommen würde, in *einem zweyten Bande* Probestücke aus den übrigen Classen dem Publicum mittheilen. Die persische Literatur würde dadurch allerdings die grössten Fortschritte machen; allein, so viel wir wissen, hat er sein Versprechen noch nicht erfüllt, und wir erwarten nicht, dass er es werde erfüllen können.

Übrigens ist das Buch den Vorstehern (*to the Chairman, deputy Chairman and Directors*) der ostindischen Handlungsgesellschaft zugeeignet.

:ל:

N. S. Unter den sufischen (mystischen) Büchern, die *St.* in seiner Bibliothek antraf und in der Cl. II zu verzeichnen hatte, war auch Nro. 101 *Ibn Alarabi's* Buch فصوص الحكم *Fosus alhukem*, oder, wie wir es lieber mit Herbelot aussprechen, *F. alhecam*. Da er es aber gar zu kurz abfertigt, und andere Literatoren (Herbelot und die Vf. des pariser und oxforder Katalogs) ebenfalls nicht ganz genau sind, und ein unerwarteter Zufall uns, während wir mit der gegenwärtigen Rec. beschäftigt waren, einen arabischen Commentar über dasselbe in die Hände gebracht hat: so können wir nicht umhin, diese kleine Lücke hier auszufüllen.

Im 7ten Jahrhunderte der Hedschra, im 13ten nach Chr. Geb., lebte in Spanien Mohioddin Abu Abdallah Mohammed Ben Ali, Attaï (d. i. aus dem Stamme Tai), Alchatemi (aus der Familie Hatem's), genannt *Ebn Alarabi;* er war der Andacht und Beschaulichkeit ergeben, und wird von denen, die ihm gleich gesinnet sind, unter die Oberhäupter ihrer Secte gerechnet. In Sevilla offenbarte sich ihm sein Prophet Mohammed, und berief ihn, nach Syrien zu wandern, und er folgte dem Rufe. Hier, zu Damascus, erschien sein Berufer ihm wieder in der letzten Decade des Monats Moharram 627 (im Dec. 1229), und vollendete die Offenbarung, indem er ihm den Stoff des Buches eingab, den Mohioddin, wie er vo-

ſichert, den Leſern ohne Zuſatz und Abkürzung mitgetheilt. Es beſteht aus 27 Abſchnitten, von welchen jeder von einer göttlichen Vollkommenheit, die darin abgehandelt werden ſoll, und von einem Patriarchen oder Propheten, dem die weiſen Sprüche (*gnomae*) in den Mund gelegt werden, den Namen trägt. Die Propheten heiſsen: Adam, Schit (Seth), Nuh (Noa), Edris (Henoch), Ibrahim (Abraham), Iſhak (Iſaac), Iſmail, Jakub, Juſof (Joſeph), Hud, Saleh, Schoaib, Lut (Lot), Ozair, (Eſra), Iſa (Jeſus), Soleiman (Salomo), Dawud (David), Junos (Jona), Aijub (Hiob), Jahja (Johannes Bapt.), Zacaria Eljas (Elia), Lokman, Harun (Aaron), Muſa (Moſes), Chaled und Mohammed. Alle ſind entweder aus der Bibel oder dem Koran bekannt genug; nur den zweytletzten, *Chaled*, kannten wir nicht. Der berühmteſte des Namens, Ch. Walid's Sohn, war uns zwar als ein rüſtiger Streiter unter Mohammeds Fahne wohl bekannt, aber nicht als ein Prophet. Wir ſehen aus dem arab. Buche, daſs jener ein Sohn Sinan's geweſen ſeyn und die herannahende Ankunft Mohammeds verkündigt haben ſoll. Was noch weiter von ſeiner Legende angeführt wird, verdient nicht, hier angeführt zu werden. — Des Buches Titel: *Foſus alhecam*, ſoll nach der Angabe des Commentars ſo viel als *Kern der weiſen Sprüche*, oder aber *Siegel weiſer Sprüche* bedeuten. — Sehr vieles im Buche iſt uns, weil wir nicht zu den in die mohammedaniſche Myſtik Eingeweihten gehören, unverſtändlich. Es iſt im J. 1007 (Chr. 1598 — 99) von einem gewiſſen Moſtadſchab Ben Turſun Ebn Ali zu Damaſcus geſchrieben, und macht 541 Blätter in kl. 8 oder groſs 12 aus.

∴ ל ∴

---

Basel, gedr. b. Haas; Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Sohn: *Grammatica hebraica, cum notis maſorethicis ac dictis quibusdam Veteris Teſtamenti claſſicis.* Secundis curis edidit methodum legendi ſcripta Judaeorum germanorum, Geneſ. Cap. XLIX ac libellum Ruth adjecit *Thaddaeus Antonius Dereſer*, SS. Theol. Doctor, Profeſſ. et Seminarii Epiſcopalis Lucernenſis Rector. 1813. VIII und 136 S. gr. 8. (18 gr.)

In Hinſicht der Kürze, die dieſes Lehrbuch auszeichnet, die aber faſt zu compendiariſch iſt, will Rec. die Entſchuldigung des Vfs. in der Vorrede gelten laſſen; aber in Hinſicht der Methode in Anordnung der Redetheile iſt er ganz verſchiedener Meinung. Den erſten, oder theoretiſchen Theil handelt nämlich der Vf. in folgender Ordnung ab: 1) *De modo legendi;* und auf 7 Seiten unterrichtet er über die Conſonanten, Vocale, Diphthongen, das Dageſch, Mappik, Raphe, die rhetoriſchen und grammatiſchen Accente und den Ton. Sodann folgt gleich 2) die Lehre *de Nomine*, auf 3 Seiten; hierauf 3) *de Verbo in Communi.* Hier hat er ſelbſt es gefühlt, daſs eine andere Anordnung der Redetheile zweckmäſsiger geweſen wäre: denn er ſagt in einer Note: *Ante Verba legantur pronomina perſonalia.* 4) *De verbis imperfectis ſ. anomalis.* 5) *De quibusdam aliis verbis anomalis*, z. B. אבה, מות, חיה u. a., aber auch *quadrilitera*, wie כלכל, welche Rec. nicht hieher geſtellt haben würde. Auch kommt in dieſem Cap. ein Abſchnitt vor: *De nominibus a verbis derivatis*, den gewiſs die Leſer hier nicht geſucht hätten. 6) *De pronominibus* (*ſeparatis* und *affixis*). Das *poſſeſſivum* fehlt; das *Reciprocum* wird unten im zweyten Theile abgehandelt. 7) *De Adverbiis, Praepoſit., Conjunct. et Interjectionibus.* Wenn die Interjectionen auch zu den Redetheilen genommen werden ſollten: ſo hätten doch nicht bloſs *Onomatopoeticâ* angeführt werden ſollen. 8) *De praepoſitionibus inſeparabilibus ſeu praefixis*, *literis epentheticis* (die Rec. gar nicht erwartet hätte), *paragogicis et Nominibus numeralibus.* 9) *De mutatione vocalium.* 10) *De pleniore accentuum grammaticorum cognitione;* und endlich 11) *De modo inveſtigandi radices.* Hier werden, zur Erleichterung der Sache, einige *verſus memoriales* gegeben und durch Beyſpiele erläutert. Durch dieſe Angabe glaubt Rec. den ſachkundigen Leſer zu einem Urtheile über die Methode des Vfs. hinlänglich belehrt zu haben. — Auch mit dem Inhalte mehrerer Sätze und Paragraphen konnte Rec. nicht ganz zufrieden ſeyn. Nur Einiges zur Rechtfertigung dieſer Beſchuldigung. Das א iſt dem Vf. *ſpiritus lenis* und das ע *ſpiritus aſperrimus.* Beide ſind aber doch unſtreitig wirkliche Conſonanten; nur daſs wir Abendländer nicht im Stande ſind, ihren Laut hörbar zu machen, und daher die Vocale, die ſie bey ſich haben, in der Ausſprache prädominiren laſſen müſſen. Die Eintheilung nach den Redeorganen kommt hier auch vor, und unter den Dentalen oder Sibilanten auch das Reſch. Hätte es nicht beſſer zu den Gutturalen geſellt werden ſollen? vgl. die Bemerkung S. 5. Um die Radical-Conſonanten dem Gedächtniſſe leichter einzuprägen, wäre S. 2 kein *terminus technicus* nöthig geweſen, da jeder Conſonant radical ſeyn kann. Zu den ſervilen hätten aber noch einige geſetzt werden ſollen. S. 16 führt der Vf. ſelbſt das *Zain* als Servil-Conſonanten an: warum nicht auch das ד und ט z. B. in הִטַּהֵר, מְדַבֵּר? Schon gegen die Eintheilung der Vocale in 5 lange und 5 kurze laſſen ſich bedeutende Einwendungen machen; mehrere aber, wenn noch hinzugeſetzt wird: *his adde breviſſima*, nämlich das *Scheva ſimplex*, die *Schevata compoſita* und das *Patach furtivum.* Da der Vf. wohl weiſs, daſs, nach dem Willen der Grammatiker, die *Schevata* nicht als Vocale gelten; daſs die *Sch. compoſita* bloſs die Ausſprache des *Sch. ſimplex* beſtimmen, die man bey den Gutturalen nicht gern dem Sprechenden überlaſſen wollte, wie es Anfangs beym *ſimplex* der Fall war, und daſs endlich das *Pat. furt.* nichts mehr ſey, als ein Wink, den Gutturallaut recht tief aus der

Kehle herauf zu holen u. ſ. w.: warum nun ſolche unbeſtimmte und unrichtige Sätze? Bey der Kürze derſelben hätte nur das Probehaltige in ſie aufgenommen werden ſollen. S. 3 werden mehrere Diphthongen aufgeführt; aber es ſind nur Diphthongen*laute*: denn Jod und Vau ſind ja keine Vocale, ſondern wirkliche Conſonanten. Der Vf. kennt das Verfahren der alten Überſetzer und Araber, die da, wo im Hebräiſchen ein *Scheva mobile* ſteht, bald dieſen, bald jenen Vocal ſetzen; er kennt gewiſs die Regeln, die Kimchi dieſsfalls vorſchlug, und weiſs aus der Geſchichte die Veranlaſſung, warum *wir* ihm den E Laut geben: er hätte alſo den Inhalt des §. 8 auch beſtimmter ausdrücken ſollen. Eben daſelbſt würde Rec. auch ſtatt der Worte: *ut in Germ.* Gnad' *pro* Gnade, etwa geſetzt haben: *ut in Germ.* G'ſchwind *pro* Geſchwind. Unbeſtimmt iſt S. 12 die Angabe der Charaktere der Formen, für Niphal נִ, für Hiphil הִ u. ſ. w. Wenn nun aber der Anfänger נְ oder נֶ, הֲ oder הֶ punctirt findet? Warum gab er ihm nicht lieber den allgemeinen Satz, daſs alle *Praefixa* mit *Scheva* präfigirt werden? Das Zuſammentreffen zweyer *Sch.* würde ihn dann leicht über die Urſachen belehrt haben, warum hier הִ, dort הֲ u. ſ. w. geſetzt worden. S. 17 macht der Vf. drey Claſſen anomaliſcher Zeitwörter: a) פ״א, פ״ן und פ״י, b) ע״ע und ע״ו; c) ל״ה und ל״א, und ſucht Alles durch brauchbare Paradigmen zu erleichtern. Dem Rec. giebt eine genaue Betrachtung des regelmäſsigen Zeitworts (קטל z. B.) den Grund zu einer, wie es ihm ſcheint, richtigeren und genaueren Eintheilung. In קטל — ſo räſonnirt er — *ſind drey Stammconſonanten*; ſind mehrere da: ſo ... a) *verba plurilitera.* In קטל *bleiben alle drey ſtets zugegen*; iſt es das Gegentheil: ſo ... b) *verba defectiva*, wo der erſte (פ״ן) oder zweyte (ע״ע) Radicalconſonant u. ſ. w. fehlen kann; und endlich in קטל *werden alle drey ſtets gehört*; iſt es das Gegentheil: ſo ... c) *verba quieſcentia*, wo פ״א, ע״א, ל״א u. ſ. w. vorkommen können. Die י״ gehören alſo gar nicht in die vom Vf. angegebene Claſſe. Die פ״ן und ע״י, deren Exiſtenz doch nicht geleugnet werden kann, fehlen gänzlich. — Die §§. 67 und 68 ſind, wo nicht gar unrichtig, doch nicht beſtimmt genug. Es kann nämlich hier gar nicht die Rede ſeyn von dem *Nun*, das ein *Scheva mobile* unter ſich hat, ſelbſt bey dem Imperativ nicht, indem er ja nur den Präformanten des vorhin ſchon anomaliſch gebildeten Futurum wegwirft (z. B. תמל giebt מל). Überhaupt hätte die Regel gar nicht allgemein gefaſst werden ſollen: denn das Nun kann ja bleiben, ſo wie der Lateiner *inflectere* beliebt, da er ſonſt *illinere, irridere* ſagt. — Doch dieſs mag genug ſeyn. — Der zweyte Theil „*Syntaxis*" hat Rec. viel beſſer gefallen. Der Vf. iſt hier zwar nicht allumfaſſend, aber doch viel beſtimmter. Nicht unwillkommen wird dem Anfänger das 5 und 6 Capitel ſeyn: das fünfte, *de figuris et regulis hermeneuticis*, und das ſechſte, *de Notis maſorethicis*. Das Letztere ſetzt ihn in den Stand, ſich ohne weiteren Unterricht über das, was das Keri u. ſ. w. betrifft, ſelbſt belehren zu können. — Der dritte Theil, „*Exercitatio ſive applicatio regularum, in qua dogmata novae legis contra Judaeos probantur,*" hat Rec. weniger gefallen. Das erſte Capitel ſucht Stellen des A. T. auf, welche die Trinität u. ſ. w. beweiſen ſollen. Er befolgt den Rath des Vfs. in der Vorrede: *Si quis interpretatione dictorum claſſicorum non delectetur, iis omiſſis ad lectionem aurei libelli Ruth transire poterit.* Eine dankenswerthe Zugabe endlich iſt das *Corollarium de modo legendi ſcripta Judaeorum germanorum* und die dahin gehörigen Leſeübungen, als Mendelsſohns Überſetzung von Gen. 49 und einige Stücke aus „dem Judenfreund," z. B. דער העלפענדע קנאבע ; הירטענ קנאבע u. a.

Σλ.

## THEOLOGIE.

Jena, b. Göpferdt: *Paraphraſis et commentarius in Ev. Joannis capp. XIII — XVII, ultimos Chriſti ſermones continentia.* Scripſit *Chr. Lud. Guil. Stark*, Phil. D. Jen., Societatis Lat. Jen. ſoc. Additi ſunt *excurſus duo*, in quorum altero exponitur, *quidnam J. τοις ἔργοις, ad quae provocat*, altero, *quidnam πνευματι ἀληθειας denotaverit.* 1814. XIV u. 104, die Excurſe 63 S. gr. 8. (18 Gr.)

Die Probeſchrift eines jungen Gelehrten, deſſen Talente, wenn ſie gehörig ausgebildet werden, für die Erklärung der h. Schrift viel verſprechen. Eine Paraphraſe in dem bisher gewöhnlichen Sinne dürfen die Leſer nicht erwarten; Hr. *St.* giebt, wie er auch ſelbſt bekennet, faſt nur die Überſetzung aus *Schott's* N. T., und fügt in Klammern das bey, was er zur Erklärung einzelner Worte oder Ergänzung des Ideenganges für nöthig hält. Wo er jene Überſetzung verläſst, iſt es gröſstentheils auf Koſten des Genius der lateiniſchen Sprache geſchehen. Der Commentar ſoll die Hauptſache ſeyn, und vorzüglich das von anderen Erklärern Übergangene enthalten. Die Erklärungen in demſelben ſollen auf den Sprachgebrauch des Joh. und den Zuſammenhang gegründet werden, wie ſich dieſes auch bey dem Beyſpiele, das ihm ſeine Lehrer gegeben haben, nicht anders erwarten läſst. Da Rec. über die Excurſe, in welchen nach des Vfs. Ausdrucke *gravia quaedam necdum certo cognita illuſtrantur*, Einiges ſagen will: ſo ſey über den Commentar nur im Allgemeinen bemerkt, daſs dieſer die Erklärungen anderer Gelehrten durch die angegebenen Hülfsmittel entweder näher zu beſtimmen, oder auch zu beſtätigen ſucht. Nur wird es oft ſchwer, zu einer klaren Anſicht deſſen zu gelangen, was Hr. *St.* eigentlich ſagen will. In dem erſten Excurſe will Hr. *St.* beweiſen, daſs ἔργα nicht bloſs

Wunder bedeuten, sondern *quaecunque Messiae perficienda fuerunt, et quaecunque Christus, tanquam Messias, perfecit ex mandato dei, opera Messiana.* Ohne hier zu wiederholen, was *Flatt* in *Storr's Dogmatik* (2te Ausg. Th. I. S. 141 ff.) schon gegen *Paulus* und *Eckermann* und *Schott (de locis quibusdam ev. Joannei etc.* S. 14 ff.) deshalb erinnert haben, will Rec. nur noch hinzufügen, dass 1) die Juden von dem Messias Wunder erwarteten, und von diesen nur die ἐργα verstehen konnten; 2) das Volk Joh. VII, 21 das ἐν ἐργον 31 selbst durch σημειον erklärt. Man vgl. auch noch Joh. X, 41, wo Viele in Bezug auf die Äusserungen Jesu Joh. X, 37 f. eine Parallele zwischen ihm und dem Täufer anstellen, und sagen: Ἰωαννης μεν σημειον ἐποιησεν οὐδεν. — Der zweyte Excurs beschäftigt sich mit dem Beweise, dass πνευμα ἀληθειας so viel bedeute, als das einfache ἀληθεια, und anzeige „*eam omnem, quanta sit, veritatem, divinitus continuo suggestam, e deo ipso, penes quem et in quo sola veritas, ergo emanantem, divinae mentis igitur quasi partem, et utpote vim hominum animos invadentem et penetrantem, penetratos vero et plane ea imbutos excitantem et ad summa efferentem.* M. s. S. 59 f. der Exc. Der Vf. beruft sich im Allgemeiuem auf den Sprachgebrauch des A. T. und der Apokr., nach welchem πν. σοφ., γνωσ. u. s. w. so viel sey als σοφια, γνωσις u. s. w., und will nun zeigen, dass πν. ἀληθ. in folgenden 4 Stellen des Johannes auch so viel sey, als ἀληθεια. 1) XIV, 16. 17. Er nimmt an, dass οὐ θεωρει οὐδε γινωσκει bedeute, *percipere et cognoscere nolunt*, und setzt hinzu: *ita enim verba interpretanda esse, egregie demonstravit Kuinoel ad Joh.* VIII, 27 *et* XIV, 17. Bey diesem, der die Worte zwar so übersetzt, ist aber kein Beweis dafür angegeben. Dieses *nolle* wird nun urgirt, und daraus geschlossen, dass schon während J. Aufenthalt auf Erden ὁ κοσμος das πν. ἀλ. nicht habe annehmen wollen: es müsse daher die Wahrheit selbst seyn, welche J., indem er lehrte, der Welt angeboten habe. Nur kann man sich dann nicht erklären, wie J. XV, 26 versichern darf, dass er das πν. ἀληθ. vom Vater senden werde. 2) XIV, 26. Der Hauptbeweis für die Synonymität des πν. ἀληθ. und des einfachen ἀληθ. wird aus Sap. VII, 22—30 genommen, und aus Sap. I, 4—6, wo die σοφια πνευμα genannt wird. Folgt aber daraus, dass J., der Gott vollkommener den Menschen bekannt machte, das πν. ἀληθ. in keiner anderen Bedeutung genommen habe? 3) XV, 26 soll πν. ἀληθ. weder eine göttliche Kraft, noch eine göttliche Begeisterung anzeigen können, weil auch Schwärmer und Betrüger sich einer in ihnen wirkenden göttlichen Kraft oft rühmen, und ὁ ἐκπορευεται ἐκ του πατρος wird übersetzt: *quod e deo emanat.* Es möchten sich aber wohl schwerlich Spuren des Emanationssystems in den Aussprüchen Jesu aufweisen lassen. Und wenn nun die Apostel sich von der aus Gott ausströmenden Wahrheit durchdrungen fühlten: womit wollten sie beweisen, dass weder ihr Lehrer, noch auch sie Schwärmer oder Betrüger wären? 4) Joh. XVI, 7—16. Der Sinn soll seyn: der Tod J. werde alle Hindernisse entfernen, welche die App. abhielten, die Belehrungen J. ganz zu fassen, und τα ἐρχομενα wird von den Einsichten erklärt, welche die App. noch nicht tragen konnten, sondern durch das πν. ἀλ. empfangen sollten. Um dem sonderbaren Satze zu entgehen: die Wahrheit wird euch in die Wahrheit leiten: spricht der Vf. bey der Erklärung dieser Stelle bald von einer *vis adjutrix ad veritatem promovendam*, bald verwirft er sie wieder ausdrücklich, und πν. ἀλ. soll auch hier bloss die christliche Wahrheit bedeuten. — Unsere Leser werden aus dem bisher Bemerkten sehen, dass des Vfs. Streben zu ehren, er aber seine Anlagen noch ausbilden müsse. Dazu würde Rec. dem Vf., in Beziehung auf seine, in der Vorrede angegebene Studienweise, vorschlagen, sich in dem Interpretiren der römischen und griechischen Schriftsteller zu üben: denn alle ausgezeichneten Exegeten sind aus der philologischen Schule gekommen. Damit müsste dann ein streng prüfendes Studium irgend eines philosophischen oder theologischen Systems verbunden werden: denn dadurch wird, da kein Studirender das Hören fremder Meinungen von sich abwehren kann, das Entscheiden vor der Prüfung und die Vorliebe für gewisse Vorstellungen am sichersten gehindert. Dieses führt dann von selbst den Vortheil herbey, dass man die Gegenstände seines Nachdenkens klar sich vorstellt, und eben so klar für Andere darzustellen weiss.

O. P. B.

---

## KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Altona*, b. Hammerich: *Handbuch zum Gebrauch nachdenkender Christen beym Lesen der heiligen Schrift neuen Testaments nach der lutherischen Bibelübersetzung.* Erster Theil: die vier Evangelisten. Entworfen von *Christian Friedrich Callisen*, D. der Philos., königl. Kirchenprobst in der Probstey Hütten und Pastor der Friedrichsberger Gemeinde in Schleswig. 1815. 416 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Auch unter dem Titel: *Winke zum erbaulichen Lesen der Erzählungen aus dem Leben Jesu Christi in den vier Evangelisten nach der lutherischen Bibelübersetzung.* Zum Gebrauch nachdenkender Bibelfreunde.

Dieses Buch empfiehlt sich durch Kürze und gute Erklärungen und durch eine fruchtbare Anwendung derselben, und kann in dieser Rücksicht dem Prediger in seinen Vorträgen nützlich seyn. Manche Anwendung ist freylich gesucht und weit hergenommen; im Ganzen aber verdient diese Schrift Beyfall.

Φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *ÄSTHETIK.*

Leipzig, b. Tauchnitz: *Über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos.* Von *Heinrich Blümner*, D. d. R., königl. sächs. Oberhofgerichts-Rath, Mitglied und Ädilis des Magistrats zu Leipzig. 1814. 169 S. 8. (20 gr.)

Seit das Studium der alten Tragiker mit strengerem Ernste und geistvoller gepflegt, und die dramatische Dichtkunst unter uns durch Schiller und Goethe wieder ihrer ursprünglichen Würde näher gebracht wurde: ist so Viel und Mancherley über Schicksal und über den Gegensatz des Antiken und Modernen gesprochen und geschrieben worden, dass unsere literarischen Sammler schon weitschichtige Rubriken mit Namen füllen können. Der Einsicht in das Wesen und den Zweck der Tragödie ging man eifriger nach, dabey aber wurde auch so vieles Überschwengliche, versetzt mit neuester Philosophie, und eingekleidet in hochtrabende Phrasen, zu Tage gebracht, dass einem widerlicher Ekel ankommt, und man, wenn auch nicht für die Sache fürchten, doch die Quaal scheuen muss, welche grundlose Theorieen und armselige Pfuschereyen der Nachahmung auflegen. Mit allem dem, was bisher geschah, scheint im Ganzen wenig geleistet; die Untersuchung kann nur für angeregt und eingeleitet gelten, und das Weitere steht auf anderem Wege zu erwarten, als welchen unsere Ästhetiker einschlugen, die die Alten oft nur den Namen nach kennen, oder sich begnügen, sie in Übersetzungen zu lesen. Man mag das Einzelne oder Allgemeine in Betrachtung ziehen, überall begegnen wir vorschnellen, ohne Grund absprechenden Urtheilen. Diese, von heranwachsenden Dichtern und Dichterlingen ergriffen, haben uns seither eine Menge der traurigsten Tragödien, die am Schicksal rettungslos krankt, herbeygeführt, und Namen und Sache — wenn auch nicht die gute — sind in Misscredit gekommen.

So suchte man das Schicksal der Tragödie nur in der Gesinnung, und nicht einmal in dieser, sondern in den Worten der Sprechenden, und hat aus den alten Tragödieen die Stellen excerpirt, wo vom Schicksal und der Nothwendigkeit, wenn auch in den verschiedensten Lagen und Verhältnissen, gesprochen wird. In den Hindeutungen auf das Schicksal und in den Bekenntnissen, dass es über jedem Einzelnen bald streng und hart, bald gütig und rettend herrsche, glaubt man gefunden zu haben, was Andere als Princip der Tragödie aufstellten, ohne zu bedenken, dass dieses nicht in einer blossen Maxime, oder in gelegentlichen Gedanken und Äusserungen der handelnden Personen liegen könne. Den Nachahmern aber war es genug, und wir haben daher mehrere Stücke neuester Dichter erhalten, in denen so gewaltig viel vom grausen, verhängnissvollen Schicksal geredet wird, dass man es selbst darüber vergessen kann, und weil es sonst nicht in der Einheit der dargestellten Begebenheiten sichtbar wird, für eine Phrase halten möchte. Einen Vortheil gewinnen diese schicksalsvollen Dichter, dass ihre Helden sich durch die nothdürftige Ergebung in die Nothwendigkeit abquälen können, wenn sonst nichts ihre derben Naturen zu bezwingen vermöchte. Diess sind die Früchte voreiliger Nachbildung, von welcher durchaus nicht eher die Rede seyn darf, als bis man mit den Originalen der Alten aufs Reine gekommen. Den Theoretikern war es freylich leicht, über das Allgemeinste einigermassen einig zu werden, und den ziemlich geräumigen Begriff von Schicksal und Nothwendigkeit als Grundsatz aufzustellen. Auch dadurch wird nur wenig gefördert. Schon gilt es zwar unter uns als abgeschlossenes Urtheil, dass das Princip der antiken Tragödie das Schicksal ausmache, und dieses nach den tragischen Darstellungen — wie ein neuer Schriftsteller sagte — „in seinem Kreise tückisch waltend, den Menschen erdrückt.“ Mit der so hingestellten Idee des Schicksals wird das Wesen der Tragödie nur einseitig gefasst, weil nach derselben in allem Mühen und Wirken der menschlichen Freyheit nur eine wirkungslose, an sich nichtige Thätigkeit sichtbar wird, und eine nach langer Widerspenstigkeit abgenöthigte Ergebung des Menschen in den Willen einer höheren Gewalt, die ihm die unerkannte und feindselige bleibt, ihn selbst nur untragisch, nämlich würde- und bedeutungslos macht. Eine Willkühr, welche der Nothwendigkeit vergessen oder ihr trotzend entgegenstreben kann, erscheint eben so armselig, als ein Schicksal, das es nun einmal auf Unterdrückung absieht, und den freyen Willen zum Opfer sich ersieht. Läge in den Meisterwerken der Alten nicht mehr: wir könnten und würden sie nicht bewundern.

Hier wie überall geht die Kunst der Kunstlehre voraus, und es müssen daher auf dem historischen Wege die Untersuchungen noch weiter fortgesetzt werden, ehe an den Abschluss und an Principien für das Ganze gedacht werden darf. Dann wird sich ergeben, dass weder in dem Kampfe der Freyheit gegen das Schicksal, *an sich genommen*, die tragische Handlung der Griechen, noch in der absoluten Idee eines Nothwendigen das Princip der Tragödie liege, sondern dass von keinem Volke das Höhere, in welchem Freyheit und Nothwendigkeit in Eins fallen, und der Endpunct, dem alle menschliche Freyheit zustrebt, reiner und bestimmter erkannt worden ist, als von den Griechen. Willkommen muss jede und vorzüglich die angezeigte Monographie über das Schicksal in den Werken des Aeschylus seyn, da sich an diesen einzelnen Forschungen der einst das Ganze umfassende Geist am kenntlichsten erprobt. Wir sind gewiss, dass man diese Schrift durchaus freundlich und mit Beyfall aufnehmen wird. Andere mögen vor Allem in Rücksicht bringen, wie ein Mann unter den von solchen Studien weit entfernten Geschäften einer bedrängten Zeit die Liebe zum Alterthum und eine nicht gewöhnliche Einsicht in alte Sprache und Kunst sich bewahrt und unablässig genährt hat; wie der Vf., der sich von der Kennerschaft selbst lossagt, mit vollem Rechte wagen konnte, einen der schwierigsten Gegenstände aufzunehmen und glücklich durchzuführen: wir dagegen wollen uns an die Schrift selbst halten, und müssen in solcher Rücksichtslosigkeit dennoch bezeugen, dass sich hier eine seltene Besonnenheit und Ruhe, ein ernstes Studium und freyer Sinn kund thut, dass der Vf. wirklich einen schätzbaren Beytrag zu weiterer Untersuchung geliefert, und mehrere Hauptpuncte auf eine neue und richtige Weise gelöst hat. Schon dadurch zieht der Vf. grössere Erwartung auf sich, dass er im Eingange die Momente, welche hier die entscheidenden sind, hervorhebt, und seine Untersuchung für eine historische Vorarbeit zu den zu gewinnenden allgemeinen Resultaten angesehen wissen will. Wir wollen ihn durch die einzelnen Abschnitte hindurch beurtheilend begleiten, und werden dabey, da wir mit des Vfs. Methode nicht ganz einverstanden sind, sicher auf ein allgemeines Urtheil geleitet werden, und den Werth dieser Schrift, der eben mehr im Besonderen beruht, kenntlich darlegen können.

Der Vf. beginnt mit einer Zergliederung der Tragödien des Aeschylus, und konnte, da die Anordnung ihm für seinen Zweck freystand, nicht richtiger als mit dem bedeutungsreichsten und für die Lehre vom Schicksal der Tragödie entscheidenden Stücke, dem Prometheus, beginnen. Sogleich bemerkt der Vf. scharfsinnig, wie der Stoff dieses Werks, wegen seiner unendlichen Grösse und Göttlichkeit, von des Meisters Hand vortrefflich und glücklich behandelt worden ist, dass er noch in den Kreis menschlicher Fassungskraft falle, ohne in die irdische Sphäre selbst he abgezogen zu werden. Das Resultat, welches Hr. *B.* nach der sorgsamen Darlegung des kunstreichen Organismus dieses Stückes gewinnt, richtet sich polemisch gegen eine von *Schlegel* in dessen Vorlesungen über dramatische Kunst aufgestellte Ansicht, aber mit überzeugender Wahrheit und fester Begründung. Schlegel fand im Prometheus ein Bild der Menschheit, wie sie mit unseliger Voraussicht an ihr eigenes Daseyn festgeschmiedet, den verschworenen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerschüttertes Wollen und das Bewusstseyn früherer Ansprüche entgegensetzen könne. Prometheus büsse seine Empörung gegen die weltregierende Macht, obgleich diese Empörung in nichts anderem, als in der bezweckten Vervollkommnung des Menschengeschlechts bestehe. Und diess nennt er die Tragödie κατ' ἐξοχήν. Wir wollen uns hier nicht weiter gegen diese Ansicht wenden, da hinreichen wird, ihre Grundlosigkeit durch die von Hn. *B.* aufgestellten Resultate ins Licht zu stellen. In dieser Tragödie erscheint eine gediegene, intellectuelle Kraft, welche ihre sittliche Stärke in dem für das Wohl der Menschheit thätigen Willen offenbar werden lässt, im Kampfe gegen die Willkühr eines undankbaren Tyrannen, nicht gegen das weltbeherrschende Schicksal, das über Prometheus und Zeus erhaben als ein Höheres waltet. Nicht mit diesem kämpfet Prometheus, sondern mit dem nach Willkühr durch die höchste physische Kraft wirkenden Zeus, der gebieten will den Menschen und dem, der ihr Wohl begründet hat. Das Schicksal ist einig mit Prometheus; es liess durch ihn dem Menschengeschlechte Hülfe verleihen, und die reine, in der freyen That sichtbare Liebe des Wohlthuenden dauert auch unter Schmerz und Leiden aus, weil der Glaube an das Höchste und an die Einstimmung des Weltschicksals ungeschwächt erhalten bleibt, wo das Bewusstseyn der edlen That sicher durch den Kampf mit dem Bösen hindurchführt. Nach dieser einzig richtigen Auffassung der Grundidee erkennt der Vf. in Prometheus „ein Bild der Menschheit im Kampfe mit den gegen sie verschworenen Naturkräften, über welche ein Höheres, Ewiges waltet, und diese Vorstellung der sich aufopfernden Gottheit steht selbst mit der Offenbarung im Einklang.“ Hieran aber möchte die Theorie unserer Ästhetiker scheitern, die im Prometheus den kräftigsten Beweis gefunden zu haben glaubten, wenn sie behaupteten, hier offenbare sich der „innerste Geist der Tragödie in seiner ersten Herbigkeit, ganz daniederwerfend und vernichtend.“ Diess aber lag weit entfernt von den Alten und ihren idealen Kunstwerken.

Der Vf. musste nothwendig auf die Annahme kommen, dass die eine für uns vorhandene Tragödie nur einen Theil des bis zu Erfüllung aller Verkündigung durchgeführten Ganzen ausmache, und dass eine Trilogie vorausgesetzt werden müsse. Ausser dem entfesselten Prometheus wird noch Προμηθεὺς πυρφόρος und Προμηθεὺς πυρκαεὺς genannt, aber zugleich auch von dem Verfasser der Inhaltsanzeige zu den Persern ein Προμηθεὺς unter den Satyrspielen des Dichters. Hr. *B.* stellt nun die Meinung auf, eines von den genannten Stücken habe als Tragödie in der Trilogie die

erste Stelle eingenommen, das zweyte gehöre zu den satyrischen Spielen. Es ist zu beklagen, daſs wir nicht wenigstens einige Fragmente, die den Zusammenhang und Verhältniſs des Ganzen errathen lieſsen, besitzen; nimmer wird sich hierüber ohne sicherere Nachweisung eine Meinung festsetzen lassen.

Es folgen die Sieben gegen Theben; zuerst die Darstellung des Inhalts, und dann die beurtheilende Auffassung der Hauptmomente. Richtig weist der Vf. nach, wie der dem Laius kund gethane Orakelspruch, der Fluch des Oedipus (der Vf. schreibt, da er sonst die Namen nach griechischer Form richtig aufführt, *Oedipos*, was keine alte Autorität für sich hat) und der Fall der Brüder unter dem Willen des Schicksals begriffen sey. Hiebey aber stützt er das Ganze durch psychologische Gründe, und nimmt an, daſs in dem Orakel eine kluge Warnung enthalten war, weil Moira wuſste, daſs die Familie des Laius ihren Fall durch unbezähmte Leidenschaften herbeyführen würde. (M. s. S. 141.) Der väterliche Fluch habe seine Motive sowohl in der Verzweifelung des Oedipus, als vorzüglich in der widerrechtlichen That, mit welcher die Söhne sich des Reichs bemächtigten; der Fall der Brüder sey begründet in dem unverbesserlichen Stammescharakter des Geschlechts. Diese Motiven, die an sich wohl gültig sind, führen nicht auf die Lösung des Hauptpunctes, den der Grieche sich in dem absoluten Willen des Schicksals dachte. Über diesen hinaus liegt kein Höheres, oder anderweitig Bestimmendes, und er ist in sich selbst begründet. Warum das Schicksal seinen Willen auf diese oder eine andere Art, an diesem und an jenem Geschlecht verhängt, kann nicht in Frage kommen; in demselben liegt göttliche Einsicht und letzter Grund. Daher ist der Orakelspruch nicht als eine bloſs kluge Maſsregel der Moira zu betrachten, sondern in ihm tritt das Schicksal in Gegensatz der nun durch dasselbe aufgeregten Freyheit. Das Schicksal wuſste die gesammte Reihe der Begebenheiten und Laius Widerstreben allwissend voraus, und konnte nicht den Fall der Familie durch Warnung verhindern wollen: denn ewig war sein Beschluſs. Nach dem den Willen des Schicksals ankündigenden Orakelspruch erscheint Laius Handlung als freye Willkühr. — Auf Oedipus stammt die Schuld fort, und er geht büſsend selbst unter, doch erhalten wird das Verbrecherische in seinen Söhnen. Hier galt es nun vor Allem einer genauen, bis jetzt noch nirgends versuchten Untersuchung, was den Alten der Fluch war, und mit welcher Bedeutung er in ihre mythischen Dichtungen eingreift. Dann würde sich ergeben haben, daſs er auch hier nicht ein Erzeugniſs besinnungsloser Verzweiflung war, und nicht dadurch allein bewirkt wurde, daſs die Söhne das Reich zu gewinnen suchten. Als dieſs geschah, wiederholte ihn der unglückliche Vater. Der Fluch ging aus der Erkenntniſs des Verbrechens hervor, und war in Oedipus verdammendem Bewuſstseyn begründet; auf die Kinder aber erbte das Verbrechen fort, und noch nicht ausgetilgt war es durch des Vaters Büſsung. Nach dem Glauben der Alten lag in dem Verhältnisse des sich aufstufenden Geschlechts ein nothwendiger, nicht durch die individuelle Freyheit auslöschbarer Zusammenhang, und das einmal in die Familie einwurzelnde Böse wuchert in den späteren Nachkommen unabwendbar fort. Dabey aber wurde die Wechselwirkung der einzelnen Theile eines Familienganzen so entscheidend und einfluſsreich gedacht, daſs die Wirkung eines ausgesprochenen Fluchs so anerkannt werden konnte, wie wir sie fast durchs ganze Alterthum anerkannt sehen. In dem Fluche des Vaters liegt die unmittelbare Ursache von Eteokles und seiner Brüder Untergang, und darum allein, nicht weil durch den Fluch des Vaters sich das Schicksal erst wirksam zeige, fürchtet und erwähnt ihn Eteokles mehr als den Orakelspruch. Dieſs Alles verlangt eine weitere Darlegung, als uns der Raum hier vergönnt. Wir bemerken nur noch, daſs in jedem anderen Werke des Dichters derselbe Fall Statt hat, und so auch in der Orestia Wille des Schicksals und der Fluch, der auf der Familie lastet, in Eins fallen. Dieser fördert gleichsam das Verhängniſs von Glied zu Glied, und in ihm liegt die Anerkennung der Idee der Gerechtigkeit.

Da neben dem über Alles waltenden Schicksal in dieser Tragödie häufig der Götter gedacht wird: so ergreift der Vf. diesen Punct, um die Frage zu beantworten, wie das Vertrauen auf den Beystand der Götter, die doch nicht abzuändern vermögen, was das Schicksal beschlossen hat, ausreichend erklärt werden könne. Er findet die Entscheidung darin: Nicht jedes einzelne Ereigniſs war nach Aeschylus vom Schicksal festgesetzt, sondern das von ihm Beschlossene war allein selbst für die Götter unabänderlich, das Übrige zu lenken stand in der Götter Macht. Ein solches Ereigniſs war das Geschick von Theben. Die einzelnen Beweise hat der Vf. mit geschickter Hand aufgefaſst und zusammengereiht. Zu sichern war das Resultat dadurch, daſs von den Beweisen alle die Stellen ausgeschlossen werden müssen, in denen sich bloſs dichterische Combinationen finden, und wo der Dichter Namen der Götter und des Schicksals verbindet, ohne nach einem festgesetzten Systeme zu urtheilen, wie schon Homer dieſs thut und Ζεὺς καὶ Μοῖρα καὶ Ἐριννὺς zugleich nennt. Beym Aeschylus aber konnte noch einige nähere Bestimmung gewonnen werden. Nirgends nämlich werden Zeus und die Götter in der eigentlichen Beziehung auf Menschenschicksal angerufen. Da waltet nur das Verhängniſs. Der handelnde Mensch aber findet stets in den Göttern seine Vorbilder, und von ihnen erhält er Bekräftigung und Hülfe. Was über sein Handeln hinausliegt, kann weder er, noch die Götter ändern oder abwenden, nur der glückliche Erfolg seines Beginnens und die Leitung der begünstigenden oder widrigen Umstände wird durch sie bestimmt. Das Geschick Thebens wird hier nicht in dem Willen des Verhängnisses begriffen; über ihm waltet die schützende Hand des mächtigen Zeus. Diesen ruft der Kämpfer an, diesem vertraut er in der Erwartung des Siegs.

In der Oreſtia, oder der uns vollſtändig erhaltenen Trilogie, fand Hr. *B.* folgendes Syſtem: Das Schickſal iſt nicht über dem Zeus, ihm aber auch nicht untergeordnet. Moira und Zeus wirken gemeinſchaftlich in dem Fall des Agamemnon und in der That des Oreſtes; es ruht ein Fluch auf dieſem Hauſe. Artemis übt nur untergeordnete Macht, und Klytämneſtra und Ägiſthus ſind die Werkzeuge der höheren Mächte; nahe und thätig erſcheinen die Erinnyen; den Erfolg weiſſagen die Seher. Mit groſser Sorgſamkeit hat dieſs der Vf. im Einzelnen durchgeführt, und die einzelnen Momente zu einem Ganzen verbunden. In der Combination findet ſich viel Sicherheit; und die einzelnen Motiven, die der Dichter den Hauptbegebenheiten zur Stütze verlieh, ſind glücklich aufgefunden und ins Licht geſetzt worden. Wir haben nur ein Zweyfaches dabey vermiſst. Einmal nämlich herrſcht in der Trilogie kein anderes Syſtem als in dem Sieben gegen Theben, und ſich gleich bleibend läſst der Dichter uns aus ſeinen Werken nur eine Anſicht abnehmen. Wenn der Vf. ſagt: Moira und Zeus wirken gemeinſchaftlich: ſo darf dieſs nicht heiſsen: Beiden kommt die eine Macht zu gleichem Theile zu, und ſie ſelbſt ſind als das eine waltende Weſen zu betrachten. Wohl werden neben Moira die Götter und unter ihnen vor Allen Zeus genannt, dieſer aber nur in der von uns oben bezeichneten Beziehung. Nirgends erſcheint und nirgends wird Zeus als die verhängniſsvolle, die Schickſale der Menſchen beſtimmende Macht genannt; nur als der höchſte Gott, der Beyſtand und Hülfe verleiht, und der in der Handhabung des Rechts thätig wirkt, und den Verwegenen ſtürzt, den Unterdrückten erhebt. So in erſter Hinſicht Agam. 362 Choeph. 16. 243. f. 779, in letzter Choeph. 371. 390. Die Stellen Agam. 1024 *Μοῖρα ἐκ θεῶν* und Coeph. 304 *Διόθεν* ſind nicht auf die beſondere Macht und Perſon des Zeus zu beziehen, ſondern bezeichnen nur das göttliche Weſen der Moira überhaupt, und in den Worten liegt nur dichteriſcher Ausdruck, gleich einem Beywort. Dahin rechnen wir auch Agam. 1486, wo der Gedanke ausgedrückt wird: Auch dieſs Geſchick kommt von den Göttern: denn was geſchieht den Menſchen ohne Götterhülfe! Daſs der Sinn nur ſo allgemein gefaſst werden dürfe, zeigt ſchon vs. 1489. So hätte der Vf. die Syſteme der einzelnen Tragödieen unter eine Hauptanſicht bringen, und damit erſt zeigen können, was die Idee des Schickſals im Aeſchylus ſey. Dieſs führt auf die zweyte Bemerkung.

Der Vf. führt die einzelnen Stellen auf, in denen der Chor und die Sprechenden der Moira und der Götter gedenken, zeigt, wie dieſe Theil an den Begebenheiten nehmen, und nennt die Motive, durch welche die einzelnen Perſonen in Handlung treten. Hiedurch gewinnen wir allerdings Einſicht in die Kunſt des Dichters, mit der er alles Einzelne in die nothwendige Verbindung einer abgeſchloſſenen Einheit brachte, und Alles auf ſeinem zureichenden Grunde beruhen lieſs. Dadurch ſcheint aber die Idee des Schickſals ſelbſt, die doch gleichſam die Seele des Ganzen ausmacht, nicht in hinlängliches Licht geſetzt zu ſeyn, und nicht genügt es, zu wiſſen, daſs Aeſchylus den letzten Grund der Begebenheiten in dem Verhängniſs durch die Sprechenden nachweiſen laſſe, ſondern es muſs dargethan werden, wie ſich dieſe Idee des Schickſals in dem ganzen Werke ausprägt, und wie das ganze Stück eigentlich die objectivirte Idee ſelbſt ausmacht. Dann können nicht die Äuſserungen der Sprechenden allein den Beweis führen, ſondern die Erfindung und Behandlung des geſammten Stoffs. Doch vielleicht hat der Vf. dieſs ſelbſt wohl eingeſehen, und daher das Reſultat unter den ſpäter folgenden Abſchnitt zuſammenzudrängen geſucht. Darum gehen wir ſogleich zu demſelben über, und laſſen die Zergliederung der Perſer und Schutzflehenden und zwey andere Abſchnitte, bis wir ihrer ſpäter erwähnen werden, zur Seite.

*(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)*

---

## KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Berlin*, b. Petſch: *Sphinx und Harmonia, oder Sammlung noch nirgends abgedruckter Räthſel, Charaden, Logogriphen und Anagrammen, nebſt einem Blumenkranze für Stammbücher.* Von *Friedrich Zuckſchwerdt*, Lehrer am königl. Cadetten-Inſtitut in Berlin. Auf Koſten des Herausgebers. 1813. 215 S. 12. (20 gr.)

Nach der Unterſchrift des Vorworts zu urtheilen, ſcheinen Mehrere an dem Inhalte dieſer kleinen Schrift Theil zu haben, und Hr. Z. nur unter ihnen der Vorzüglichſte zu ſeyn. Die meiſten der hier aufgeſtellten Spiele und Sinnverſe ſind recht angenehm und unterhaltend; nur ſehr wenige ſind von der Art, wie das Räthſel Nr. 42:

Männlich iſt es dünn und ſpitz;
Sächlich war es der Heiligkeit Sitz.

oder der etwas zu künſtliche Logogriph Nr. 47:

Mein Ganzes iſt von dem Ganzen ein Theil;
Zwey Zeichen weniger iſt's eine Zahl;
Auch raubte vordem ſein furchtbarer Strahl
Dem armen Getroffenen Seegen und Heil.

Wer demnach entweder zur Unterhaltung oder zur Erweckung einer gewiſſen Geiſtesthätigkeit dergleichen, als hier dargeboten wird, bedarf, der wird keinen Miſsgriff thun, wenn er dieſs Büchlein zur Hand nimmt. — Mit S. 135 beginnen die Blumenkränze für Stammbücher. Der erſte Kranz iſt für Liebe, Freundſchaft, Treue, Trennung, Wiederſehn, Erinnerung; der zweyte für Hoffnung, Geduld, Glaube; der dritte für Tugend, Unſchuld, Wahrheit, Weisheit; der vierte für Glück, Freuden, Leiden, Zufriedenheit, Genuſs, Entſagung; und der fünfte für Leben, Tod und Unſterblichkeit. Rec. hat keine Blume gefunden, die einen dieſer Kränze entſtellt hätte, aber wohl manche, die ihm zur beſonderen Zierde gereicht.

— z —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## ÄSTHETIK.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aischylos.* Von *Heinrich Blümner*, u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Unter der Überschrift: *Über die Behandlung des Schicksals im Aeschylus und die Anwendung, welche die neueren Dichter von diesem Princip machen können*, nimmt der Vf. folgenden Gang: Alle Völker kamen auf die Betrachtung über den Grund der Erscheinungen zurück. In Griechenland herrschten verschiedene Meinungen unter Philosophen und Dichtern, bey denen oft die Meinungen gemischt erscheinen. Da die Tragödie die ernste Seite des Lebens und seine Leiden darstellt: so muss sich in jeder Einzelnen die Vorstellung darthun, welche sich der Dichter von der Quelle der Übel gebildet hat. Es ist herkömmlich, in der griechischen Tragödie einen groben Fatalismus zu finden. Die Tragiker aber mildern stets die Ansicht, als walte ein tyrannisches Wesen ohne Rücksicht der Verschuldung in auferlegten Leiden. Aeschylus hat die Ereignisse stets an etwas Höheres geknüpft, sey es Moira, oder Moira und Zeus, welches sich niemals grausam, neidisch oder schadenfroh, sondern stets erhaben und gerecht zeigt. Das Leiden ist entweder willkührlich übernommen, oder Wirkung eigener Unbesonnenheit, oder früherer Verbrechen der Voraltern. Im letzten Falle wird der schuldlos Gestrafte meistens für sein Leiden entschädigt. Tritt eine Vorherbestimmung, eine Vorbedeutung ein: so ist diese immer nur bedingt. Dieses Resultat weist der Vf. nochmals in den einzelnen Stücken des Dichters nach, und thut dar, dass in Keinem eine blinde Willkühr des Schicksals und despotisches Niederbeugen der sittlichen Freyheit sichtbar werde. — So hat der Vf. die hergebrachte Meinung, die er auch in einer Schrift von Garve ausgesprochen fand, von einem tyrannisch-willkührlichen, auf den Untergang gewisser Menschen ausgehenden Geschick zurückgewiesen, und, wir können sagen, für immer zum Schweigen gebracht. Doch meinen wir, dieser nur unter Unkundigen herrschende Irrthum sey der Mühe einer so ernsten und durchgeführten Entgegnung kaum werth, wenn diese nicht zur Gelegenheit wird, die Sache an sich einer umfassenden Untersuchung zu unterwerfen.

Wenn, wie der Vf. zeigt, in den Begebenheiten der Familie des Laius das Schicksal einzig nur *den* Willen hatte, dass Laius ohne Nachkommen bleiben sollte, und alles Andere durch Verbrechen verschuldet wurde; wenn die über dem Schicksal Agamemnons waltende Macht den Erfolg nur bedingungsweise beschlossen hatte, und nicht der Fluch die Nachkommen zum Fall bringt; wenn Agamemnon nur darum, weil er im Kriege vor Troja manchen Feind erschlagen und aus Ehrgeiz seine Tochter opferte, seinem Sturze nicht entgeht; wenn Klytämnestra nicht vom Schicksal zum Gattenmord bestimmt ward, sondern allein ihr böser Wille diesen bewirkt; wenn nur Habsucht und Ehrgeiz die Triebfedern von Xerxes Unternehmen waren, und dieses um jener willen scheiterte: so, dünkt uns, fällt das Schicksal in sich selbst zurück, und wird für die Ordnung der Ereignisse nur durch den Willen und Charakter der Menschen bestimmt. Dabey aber geht dem Stoffe das verloren, was ihn zum Tragischen macht, und wir erhalten nur einen moralischen Zusammenhang der Begebenheiten, in welchem das Verbrechen sich selbst die Strafe und den Untergang bereitet. Indem nämlich der Vf. sich bemühte, Alles auf menschliche innere Motive zurückzuführen: so entnimmt er der Handlungsreihe das für sie aufgestellte Princip, und der Anfangspunct erscheint in der Handlung, mit welcher dem Orestes Rache zu üben geboten wird, eben so zufällig, als in dem gegen Prometheus anstürmenden Zeus, da auch diesen Kampf, nach dem Vf., das Schicksal nicht veranlasst. Mit dem, dass man behauptet, in der gesetzmäſsigen Folge von Verbrechen und Strafe walte ein Göttliches, das die Gerechtigkeit handhabt, wird keineswegs die Idee des Schicksals erschöpft. Über dem verbrecherischen Individuum und dessen Wahl waltet das Schicksal als der von Ewigkeit her bestimmte Urgrund des Erfolgs.

Der Grieche hatte die Natur der Götter menschlich nach sich erkannt, und sie sind ihm in Allem verwandte Wesen, doch höhere und vollkommene in ihrer Art. Sie hegen Gesinnung gegen ihn, wie er gegen sie; zu ihnen aber steht er in dem Verhältnisse der Abhängigkeit, welches sich auf den für seine Handlungen verliehenen Beystand und die bekräftigende Hülfe bezieht, und dagegen leiten sie den Aus-

gang der Unternehmungen, und gleichen das Misverhältniss im Besonderen aus. Über dem Götter- aber und dem menschlichen Willen steht, nach der Ansicht, welche die Alten so weiter ausbildeten, die ewige Freyheit erhoben, das Gesetz des Daseyns, welches sich als Naturgesetz ankündigt, und für alles Andere als Nothwendigkeit gilt. Dieses Gesetz der Bestimmung vom Anfang her, welches in sich das Naturprincip und das moralische Princip in Eins vereinigt, war auch den Alten der höchste absolute Anfangspunct, der sich selbst Grund wird; daher nirgends die Frage nach dem Grunde des Willens des Schicksals eintreten kann. Die abgesonderte Idee der Gerechtigkeit, als der moralischen Nothwendigkeit, verbindet sich mit der Idee des Schicksals unbedingt, weil sie in derselben ursprünglich mit enthalten wird. So erscheint ein gerechtes Schicksal in den Begebenheiten der Tragödie, die uns darstellt, wie der ewige Wille wirklich wird in einer verklärten, das ist zu der ewigen Einheit selbst erhobenen Handlung des Menschen. Die Handlung des Menschen nämlich geht aus dem Gebot des ewigen Verhängnisses selbst hervor; indem aber dem Menschen die Wahl für Gutes und Böses frey bleibt, und er entweder gegen das Böse kämpft, oder zur verbrecherischen That sich verirrt, kann er unter zweyen Wegen wählen, die zu demselben Endpunct führen. Entweder übernimmt er den ihm vom Schicksal auferlegten Kampf mit offenem Willen, und strebt seiner Verklärung unter Leiden und Schmerz zu. So Prometheus. Oder die sinnliche, schwächere Natur masst sich ein entscheidendes Recht an, und durch Leidenschaft zuwider handelnd, wird sein Verbrechen ihm zur Schuld. Diese Schuld ist die seine; doch dass er durch sie erhoben werde, und aus dem Kampfe gegen das Schicksal geläutert hervortrete, das ist der Wille des ewigen Schicksals. In der Strafe und Vernichtung wird dann die höhere Läuterung enthalten. Damit diese aber nicht als gerechtigkeitslose Willkühr erscheine, sorgten die Meister der tragischen Kunst auf doppelte Weise. Einmal, dass sie nirgends die eigentlich verworfene Schlechtheit darstellen, sondern stets rein menschliche Charaktere, wenn auch bald mit volleren, bald mit feineren Zügen; dann aber, dass sie das Leiden und den Schmerz stets in unmittelbare Beziehung auf die Schuld und das Verbrechen brachten, und so das Besondere durch besondere Motive, das Allgemeine in der Idee selbst begründeten. In der antiken Tragödie tritt nicht hie und da das Verhängniss ein, sondern durchaus waltet es, und die eingreifenden menschlichen Motive sind nur, was das Ganze fortbewegt und fördert. Charakteristisch bleibt hiebey die Ansicht der Griechen, nach der sie die Individualität nicht so scharf ausschieden, als die Neueren, und dieselbe in dem Geschlecht gleichsam eingepflanzt fanden, daher aber durch eine Reihe Familienglieder hindurch das gleiche Wesen fortgestammt, und auch die einmal verschuldete Verderbtheit nicht mit dem Untergange des Einzelnen getilgt glaubten.

Der Vf. geht über auf den Gegensatz des Christlichen, und findet bey diesem das Eigenthümliche in der festen teleologischen Bedeutung, mit der wir Alles auf die ewige Gerechtigkeit und Güte beziehen, und diess Leben mit einem höheren in Verbindung bringen. Der christliche Dichter, sagt er, kann den grossen, geheimnissvollen Gang der Begebenheiten nachbilden, und gewinnt in ihm den erhabensten Gegenstand, den er für die Tragödie wählen kann. Er hat vor dem alten Dichter voraus, dass, wofern seine Darstellung in ihrer irdischen Begrenzung keine Befriedigung gewährt, er auf eine Auflösung durch eine unendliche Weisheit und Güte hindeuten kann. Der Vf. verbreitet sich dann über Einzelnes, und ertheilt den neueren Dichtern sehr trifftige Warnungsregeln, dass sie nicht der Macht des Schicksals auf Kosten der Freyheit Alles einräumen (wie Schiller in der Braut von Messina), vielmehr von den Alten die Kunst gewinnen sollen, die Auflösung, wo das Schicksal sich hart und grausam zeigt, zu mildern. Mit Recht sagt er: „dennoch quälen sie ihre Helden und die Zuschauer nur zu oft durch unwillkührliche Leiden ohne Hoffnung höherer Ausgleichung.“ Diess gründet sich allerdings auf traurige, aber nur zu oft wiederholte Erfahrung. Auch übersieht der Vf. nicht, wie dem neueren Dichter, gleich wie den Alten in dem Orakelspruche, so auch in Sagen, Ahndungen und Träumen Mittel dargeboten werden, welche auf die Nähe der auf das Leben einwirkenden dunkeln Macht hindeuten. Als eine ächt poetische Darstellung des Schicksals nennt der Vf. Calderon's Tragödie: *Das Leben ist ein Traum*, und giebt eine ausführliche Darstellung des Inhalts, die vielen Lesern, welchen das noch nicht in gedruckter Übersetzung erschienene Stück unbekannt blieb, erfreulich seyn wird. Da das tragische Drama ohne die Wechselwirkung der Nothwendigkeit und Freyheit, oder ohne Einwirkungen von aussen, die keinen psychologischen Grund haben, nicht möglich wird: so stellt der Vf. die sogenannte Schicksalstragödie und die Leidenschaftstragödie, in der das Ganze sich auf den Charakter der Handelnden stützt, nicht als sich ausschliessende Gattungen gegen einander, sondern meint, dass sie sich durch den höheren Grad des Antheils eines der beiden wesentlichen Principien trennen, und also eine Schicksalsfabel die ist, „welche, ohne die Leidenschaften auszuschliessen, sich über deren alltägliches Spiel erhebt, worin äussere Ereignisse einen wesentlichen Einfluss auf die Handlung und die Katastrophe haben, Ereignisse, welche auf eine höhere Weltordnung deuten, und worin das Irdische nur aus der Verbindung mit dem Überirdischen befriedigend erklärt werden kann.“

Uns dünkt, dass ausser dieser Foderung einer Beziehung auf ein Höheres, Überirdisches, in den Begebenheiten und Schicksalen, sie sey deutlicher ausgesprochen oder nur kenntlich in der Begebenheit selbst angedeutet, die Tragödie überhaupt aufhöre zu seyn, was sie soll. Wir möchten keineswegs eine absolute Vollendung der Kunst in den Werken der

Griechen zugeben: allein was ihrer Tragödie als Princip zum Grunde liegt, und wie diess das organische Ganze lebendig und beseelend durchdringt, bleibt für immer unwandelbares Gesetz, und kann auf dem christlichen Standpuncte nicht aufgegeben oder verändert werden. Welche Gegensätze das Alterthum erkannte, sind noch und werden stets die Bedingungen der menschlichen Handlung bleiben; was den Alten der mit dem Naturgesetz in Eins fallende göttliche Wille war, ist uns zur Vorsehung geworden, die nun selbst von der Natur getrennt und über sie erhoben erscheint. Was wir vorausnehmen, dass der göttliche Wille, der von Ewigkeit her auch über dem Einzelnen bestimmt war, zugleich Güte und Liebe ausmache, und dass Alles zur Verherrlichung des Guten ausgehe, fand der Grieche, und deutete es an in den Endresultaten, in welchen sich das Kämpfende und Widerstrebende ausgleicht, und wo der schuldige Mensch, wenn er durch das Loos seiner Leiden hindurchgegangen, wieder Eins wird mit dem einen göttlichen Willen. Was wir so als Beruhigung stets und vom Anfange her voraussetzen können, liegt bey den Griechen in der versöhnenden Ausgleichung, wie sie immer die dritte Tragödie in einer Trilogie darstellte. Hätten wir auf der anderen Seite den Zusammenhang des sittlichen Wesens und der Natur mehr durchdrungen: so würden wir auch den Widerstreit von den Elementen, welche eine Handlung bilden, richtig auffassen. Die Symbolik der Natur (wie sie Kant einmal nennt) ist die Symbolik unseres Schicksals. Allerdings legt dem neueren Dichter die Abstraction grosse Schwierigkeiten in den Weg, indem die Idee der Vorsehung, als der Natur entgegengesetzt, nur im Abstracten gefunden wird, und daher wieder mit dem Realen vereint werden muss, um darstellbar zu werden. Dass man sich, wie Schiller in der Braut von Messina, auf den geradehin entgegengesetzten Standpunct versetze, können wir nicht gut heissen, da nothwendig nur solche Werke daraus hervorgehen können, die mit dem Glauben unserer Zeit in Widerstreit stehen, und weil uns einmal die Weltansicht der Alten nicht werden kann, unwirklich und nichtig erscheinen. Die Leidenschaftstragödie aber giebt nicht allein, wie der Vf. sagt, ein blosses Rechenexempel für den Verstand, sondern trägt auch die höchste Unwahrheit in sich. Wie auch sollte sich in der Leidenschaft das Höhere der Menschheit, in ihrem Schicksale eine universelle Ansicht des Lebens aussprechen?

Wir werden durch den Raum erinnert, auf die übergangenen Abschnitte zurückzukehren. Im siebenten und achten findet sich die Zergliederung der Perser und der Schutzflehenden. Bey den Persern tritt der Vf. mit wohl bedachten Gründen als Rechtfertiger gegen mancherley tadelnde Urtheile auf, und wird der Kundigen Beyfall nicht verfehlen. Er findet das Stück nur der Form nach dramatisch und in dessen Inhalt keine Handlung, welche einen Kampf entgegen wirkender Kräfte voraussetzt, sondern eine Darstellung von Gefühlen. Aeschylus wollte seinem Volke zum Ruhme ein Siegesdenkmal errichten. Durch die glücklich gewählten Mittel wollte der Dichter nicht Mitleid hervorbringen, das neben dem erwekten Gefühl des Siegs und der Freyheit nicht hätte emporkommen können, noch weniger es auf Spott und Verachtung der Perser absehen; sondern er wollte in der Darstellung einer der grössten Begebenheiten die allen nach Verdienst lohnende Vergeltung veranschaulichen, und indem er das Andenken an Griechenlands Befreyung feierte, den Erfolg aus dem Beystande der Götter ableiten. Man wird das Wahre dieser Ansicht nicht verkennen können, und eine Vergleichung mit dem, was Hermann in seiner vortrefflichen Abhandlung *de Aeschyli Persis* aufgestellt hat, interessant finden, da unser Vf. dieselbe noch nicht benutzen konnte, und doch in mehreren Puncten, wie in der Rechtfertigung der Motive für die Erscheinung von Darius Geist, mit diesem Forscher übereinkommt. Was dort über den Schluss der Tragödie und dessen Nothwendigkeit so scharfsinnig als wahr gesagt ist, übergeht der Vf.

Der neunte Abschnitt spricht *von der verschiedenen Behandlung des Chors im Aeschylus.* Hier legt der Vf. den von Schlegel aufgestellten Begriff zum Grunde, und charakterisirt nach demselben die Behandlung des Chors in den einzelnen Tragödien, die er in der Ordnung nennt, in welcher sich die Behandlung dem Ideale nähert. In den Schutzflehenden, den Persern und Eumeniden greift der Chor in die Handlung des Stückes selbst ein, ja ist in dem ersten die Hauptperson; in ihm finden wir nicht den personificirten Gedanken über die dargestellte Handlung. Als den vollendetsten und mit grösster Kunst behandelten Chor nennt der Vf. den Chor der Greise im Agamemnon. Wie aber, wenn der von Schlegel aufgestellte Begriff nicht ausreichte, und er einseitig nur von einzelnen Tragödien abgezogen wäre, da doch den Stücken, die nach demselben zurückstehen, der wahre Kunstwerth nicht abgesprochen werden kann? Die Unbequemlichkeit, welche, wie der Vf. sagt, daraus erwächst, dass in dem in die Handlung eingreifenden Chor funfzehn Personen in Übereinstimmung gedacht werden müssen, wird zum Theil schon dadurch gehoben, dass dann, wenn der Chor handelnde Person ist, nur der Koryphäus oder zwey Halbchöre sprechen. Wir glauben, der Vf. werde nach näherer Untersuchung des Wesens des Chors auch auf den Puncten, die er verwirft, dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der zehnte Abschnitt: *Über die Schicksals-Gottheiten*, stellt sorgsam das Mythologische über die Moiren, Erinnyen, Adrasteia, Dike, Ate und die Dämonen aus den verschiedenen Dichtern und in besonderer Beziehung auf Aeschylus zusammen, und gewährt eine sehr schätzbare Übersicht, wie er die seltene Belesenheit des Vfs. bezeugt. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, der Behandlungsweise des Dichters bis zu dem Resultate nachzugehen, dass derselbe das Verhältniss der Moiren und des Zeus nach der Verschiedenheit des Stoffes seiner Werke modificirt. Nur hätte dabey auch die allen diesen Modificationen zum Grunde

liegende Ansicht schärfer hervorgehoben werden sollen. Das Einverständniss der beiden Gottheiten beruht immer nur in einer speciellen charakteristischen Beziehung.

In dem letzten Abschnitte stellt der Vf. die Frage auf: *Ist das Princip des Schicksals in der Tragödie mit der Poetik des Aristoteles vereinbar?* Aus der Ansicht des Philosophen von der Natur, die ihm das ist, worin Alles seinen Grund hat, leitet der Vf. den Grundsatz der Poetik ab, dass Alles sowohl in Hinsicht der Handlung als der Charaktere nach innerer Nothwendigkeit oder nach Wahrscheinlichkeit erfolgen müsse, und sucht zu erweisen, Aristoteles habe die Lehre vom Schicksal aus seiner Philosophie ausgeschlossen, und sey überhaupt der Idee von einer höheren Einwirkung oder von einer Weltregierung abgeneigt gewesen. Daher habe er auch das Schicksal der Tragödie verkannt, und nach seinem Systeme unberücksichtigt gelassen. So lange das Verhältniss der aristotelischen Poetik zur gesammten Philosophie des Aristoteles nicht bestimmter und vollständig dargelegt, ja so lange noch nicht über den wirklichen Verfasser der Schrift und deren lückenhafte Gestalt entschieden worden ist: lässt sich auch von der Ansicht des Aristoteles über das Schicksal der Tragödie nicht zureichend urtheilen. Dennoch lässt sich, da Aristoteles das göttliche Wesen, welches in und über dem Daseyn waltet, nur als speculative Idee betrachtete, und da er überdiess hiebey schwankend in Gott nicht die Thätigkeit des Handelns setzte, wenn er auch in demselben die Erhaltung der Welt begründet fand, wahrscheinlich machen, dass die in den Dichtern aufgestellte Ansicht von ihm vernachlässigt und als blosses Phantasiegebilde angesehen worden ist. Wir unseres Theils finden noch manches Andere in der Poetik mit dem Systeme des Philosophen und seiner Denkweise unverträglich, und zweifeln, ob wir in dem Buche den Grundriss eines später bearbeiteten Werkes besitzen.

So wird mit dem Inhalte auch der Werth dieser Schrift unseren Lesern vor Augen liegen. Sie ist sehr schätzbar und von gediegenem Gehalte, dieser aber würde mehr und leichter anerkannt werden, wenn das Besondere sich mehr zu einem Ganzen rundete, und die einzelnen Theile so in einander griffen, dass man die Hauptresultate in folgerechter Deduction fände, und mit einem Blicke auffassen und durchschauen könnte. Vieles, was sich dem Vf. in Hinsicht auf alte Kunst und die Geschichte der Literatur gelegentlich darbot, wird in den Anmerkungen abgehandelt, und diese beurkunden einen belesenen und gründlich forschenden Denker. Vor Allem suchte der Vf. zu einem richtigen Verständnisse des Originals zu gelangen, und hat seine Meinung über einzelne Stellen weitläuftiger mitgetheilt. Durch Hn. Prof. Hermann erhielt er die Erklärung einzelner schwieriger oder verdorbener Stellen, und es finden sich vortreffliche Bemerkungen dieses Gelehrten S. 38 zu Agam. 1027, S. 62 zu Choeph. 634, S. 71 zu Eumenid. 948 f., S. 72 zu v. 354. Die Worte des Dichters führte der Vf. nach den besten vorhandenen Übersetzungen auf; doch hat er hiebey in Vielen glückliche Verbesserungen vorgenommen, und Manches neu bearbeitet. Die Darstellung hat Bestimmtheit, und empfiehlt sich, wie durch Deutlichkeit, so durch Bildung und würdigen Ernst.

+ A + D.

---

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Wien*, b. Rötzl u. Kaulfuss: *Neue theoretisch-praktische Anweisung zum Schachspiele.* In fünf Tabellen bearbeitet von *Johann Allgaier.* Mit einem Kupfer und sechs Tafeln. 1811. 153 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Hr. *A.* gab schon vor mehreren Jahren eine neue theoretisch-praktische Anweisung zum Schachspiele heraus, wovon im J. 1802 eine zweyte verbesserte Auflage erschien. Dieses Buch ist nun eigentlich die dritte Auflage jener früheren Schrift; weil es aber so viele und bedeutende Veränderungen und Verbesserungen erfahren hat, hauptsächlich aber der Plan der Ausarbeitung in Tabellen neu ist: so hat der Vf. keinen Anstand genommen, es als eine ganz neue Schrift im Publicum einzuführen, und als eine solche wollen wir sie denn auch ansehen und beurtheilen. Nachdem im ersten Abschnitte die Vorkenntnisse für Anfänger im Schachspiele gegeben, und eine Anweisung zum Gebrauche der Schachtabellen und die Gesetze, welche beym Schachspiele zu beobachten sind, mitgetheilt worden: kommt der Vf. im zweyten Abschnitte auf die theoretischen Grundsätze. Was hier über den Werth der Figuren und ihre Verhältnisse gegen einander vorgebracht ist, verräth den ächten Kenner des Spiels. Im Allgemeinen hat jede Figur, welche schon thätig ist, mehr Werth, als eine andere, noch unthätige oder eingesperrte. Auch was von der Entwerfung eines Plans und dessen Ausführung gesagt ist, verdient genau von den Spielenden beachtet zu werden. Den Beschluss dieses Abschnittes machen theoretische Regeln über jede Gattung der Steine insbesondere. Hier hätte vielleicht noch etwas mehr gesagt werden können. Die Hauptsache bleiben die Musterspiele und das eigene Nachdenken über die angegebenen Züge. Die beygefügten Schachtabellen, welche einen Überblick über die wichtigsten Veränderungen eines Spiels geben sollen, sind sehr gut und bequem eingerichtet. Derjenige aber, der sie gebrauchen will, wird wohlthun, sie sich auf dünne Pappe ziehen zu lassen.

DS.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## ÖKONOMIE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Anleitung zur Kenntniss der belgischen Landwirthschaft von J. N. Schwarz.* I Band mit 7 Kupfertafeln. 1807. 374 S. II Band mit 5 Kupfertafeln. 1808. 440 S. III Band. 1811. 500 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Es hat wohl kein neueres Werk, nächst *Thaers englischer Landwirthschaft*, grösseres Aufsehen im landwirthschaftlichen Publicum erregt, wie dieses: darum können wir annehmen, dass es sich in den Händen aller derer, die diese Recension mit Interesse lesen werden, befinde, und ihnen der Inhalt hinlänglich bekannt sey. Um so mehr werden wir die Anzeige des letzteren ersparen, und zweckmässiger uns darauf beschränken können, dass wir einige der wichtigsten Ansichten, welche dieses Werk und der Gegenstand desselben darbietet, entwickeln.

Es sind vornehmlich nur die vormaligen österreichischen, jetzt unter einer Oberherrschaft mit Holland wieder verbundenen Niederlande, deren Landbau und landwirthschaftliche Verfassung hier unter dem Namen der belgischen beschrieben wird. Denn ohnerachtet man in dem französischen Antheile dieses Landes noch immer grössere Industrie im Ackerbau findet, als in den meisten alten französischen Provinzen: so ist doch schon seit geraumer Zeit eine auffallende Verminderung derselben von allen beobachtenden Reisenden verspürt worden, sobald man über die französische Grenze tritt. Auch hat es wohl keinen Zweifel, dass, wenn dieser Theil der Niederlande länger unter französischer Herrschaft geblieben wäre, — die, in welchen Händen sie bisher auch war, die Volks-Wohlfahrt nur als Mittel zu ihrem Zweck, nie als Hauptzweck ansah —, auch seine ländliche Industrie bald gelähmt worden wäre: worüber der Vf. sowohl, als der in mancher Hinsicht verdienstvolle vormalige Minister und Senateur *François de Neufchateau* — in einer dem 3 Bande eingerückten Abhandlung — manche Winke geben; ungeachtet man daraus, dass manche Landleute, die vormals Pächter waren, sich das Eigenthum erworben hatten, das Gegentheil hätte vermuthen sollen.

Die hohe Land-Cultur dieser Provinzen, die keineswegs durch einen ursprünglich sehr fruchtbaren Boden von der Natur begünstigt sind, gründet sich ohne Zweifel auf die frühen und glücklich proportionirten Verbindungen der Gewerbszweige: des Handels und der Manufacturen mit der Production, oder der städtischen Gewerbe mit den ländlichen. Doch waren jene keineswegs allein auf die eigentlichen Städte beschränkt, sondern wurden auch in den Dörfern betrieben. Die Manufacturen verschafften dem Ackerbau lohnenden Absatz seiner Producte; nicht bloss der Nahrungsmittel, sondern auch der Handels- und Fabrik-Gewächse, wodurch der Bau beider mit einander verbunden wurde, und folglich der so wohlthätige Wechsel der Früchte eingeführt ward. Je mehr der Getreidebau in seiner *Ausdehnung* durch Handelsgewächse und Futterbau beschränkt wurde: desto mehr ward er in seiner *Kraft* verstärkt. Und so blieb sein Ertrag gross genug, um die erstaunlich zunehmende Bevölkerung zu ernähren, obwohl selten an Getreide Überfluss zur Ausfuhr war. Wenn man es gleich dem scharfsinnigen *Malthus* zugestehen muss, dass die Production mit der Zunahme der Bevölkerung hypothetisch nicht Schritt halten könne, indem jene sich nur in arithmetischer, diese in geometrischer Progression vermehren kann: so beweist doch dieses Land, dass sie es factisch thue. Es hat 4000 und mehr Menschen auf 1 französischen Quadrat-Lieue ernährt, ungeachtet wohl kaum die Hälfte des Ackers mit Getreide bestellt ist. Die Natur bewirkt diess nicht: denn ausser den angeschwemmten Feldern ist der Boden nur mittelmässig und zum Theil sehr schlecht. Nur durch die, diesem Volke entweder angeborene oder durch seine vormalige Verfassung erzeugte Neigung zum ausdaurenden, obgleich nicht angestrengten Fleisse und zur Sparsamkeit geschieht es. Diese Sparsamkeit äussert sich am auffallendsten und wohlthätigsten durch die sorgfältige Sammlung, Aufbewahrung und Benutzung aller zum Dünger geeigneten Abfälle, wovon unser Vf. so viele einzelne Beyspiele zur Nachahmung aufstellt. Die allgemeine Sorgfalt, dass möglichst wenig aus dem Umschwunge des wundersamen Naturkreises zwischen Bildung und Verwesung, zwischen Leben und Tod verschleudert werde, vermehrt fast ins Unendliche die Masse der organischen Materie, wodurch Alles ernährt wird.

Die besondere Rustical-Verfassung dieses Landes hätte, wie Manche *a priori* behaupten würden, den

Landbau zurückhalten sollen. Denn der Ackerbau ward fast ausschliesslich von Zeitpächtern betrieben, die in Ansehung der Fortdauer ihres Pachts ganz abhängig waren von ihren Pachtherren, grösstentheils Prälaten geistlicher Corporationen — ein Verhältniss, das anderer Orten höchst nachtheilig geworden ist. Die niederländische hohe Geistlichkeit zeichnete sich aber dadurch vor anderen aus, dass sie auch von jeher für das leibliche Wohl ihrer geistlichen Länder sorgte: überzeugt, dass auch das Moralische verkrüppele, wenn das Physische schmachtet. Sie erlaubte sich keine Erpressungen und Unbilligkeiten; und wenn sie gleich den Pacht in richtigem Verhältnisse mit den Zeitumständen steigerte, und dadurch die Regsamkeit ihrer Pächter wohlthätig erhielt: so hatte sie doch immer Nachsicht, und suchte lieber durch eine zu rechter Zeit geleistete Hülfe der Verarmung derselben zuvorzukommen, als ihnen nachher Almosen zu spenden. Diess erhielt eine mehr patriarchalische, auf Achtung und Liebe begründete Verbindung zwischen Geistlichen und Laien, zwischen Grundherrn und Pächtern — denn auch die weltlichen Grundherrn ahmten das nach —, als in anderen Ländern, wo ein ähnliches Verhältniss lauter Elend und Armuth bewirkte. Ungeachtet die Pachter nur kurze Termine hatten, oder ganz auf Willkühr standen: so fiel es kaum einem ein, dass ihm oder seiner Familie seine Pachtung gekündiget werden könne, wenn sie fromme Kinder der geistlichen Väter blieben, und sich eine mäsig billige Erhöhung ihres Pachts gefallen liessen. Sie baueten sich in dieser Zuversicht Wohnhäuser auf, neben dem gepachteten Grundstücke, die mehrentheils Eigenthum der Pächter blieben. Das ganze Inventarium gehörte, wie sich versteht, den Pächtern. Dadurch ward bewirkt, dass das durch den Betrieb des Ackerbaues erworbene Capital dem *Betriebe* erhalten, und dieser dadurch vermehrt, nicht zum Ankauf von Grundeigenthum verwandt wurde. Die Kinder des fleissigen und wohlhabend gewordenen Pachters konnten sich auf anderen Pachthöfen etabliren, und sie gleich mit Kraft ergreifen; die Kinder der anderen dienten. Dass ein solches Pachterverhältniss seine gute Seite habe, zeigte sich hier wie in mehreren Gegenden Englands. Aber es passt nur zu einem gewissen Nationalgeiste, und durchaus nicht da, wo *Fichte's* Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit eingetreten ist. Nach der Revolution ging es auch grösstentheils in Belgien verloren, und wie es sich nun stellen werde, wird die Zeit lehren.

Rec. glaubte diese gedrängte Ansicht der belgischen ländlichen Verhältnisse vorangehen lassen zu müssen, ungeachtet sich die Data dazu erst im dritten Bande finden. Denn ohne diese Ansicht gefasst zu haben, ist Manches unbegreiflich, z. B. dass der Pachter eines kleinen, mit 2 Pferden zu bewirthschaftenden Hofes jährlich für 2300 Franken Dünger ankaufe, und dann freylich eine ununterbrochene Reihe erschöpfender Früchte bauen könne.

Wir wenden uns nun zu dem eigentlich Technischen des dortigen Ackerbaues, welches der Vf. so genau und so malerisch beschreibt. Den dortigen Pflug hält er für den vollkommensten, der existire, und der vielleicht denkbar sey. Aus seiner Beschreibung und Abbildung kann man sich keinen klaren Begriff davon machen; es findet sich aber eine andere, genauere und in alle seine Theile zerlegte im 12ten Bande der *thaerschen Annalen* des Ackerbaues. Rec. hat sich diesen so hoch gerühmten Pflug verschafft und oft genug versucht. Er übertrifft gewiss manche Pflüge, insbesondere auch den in den Rheingegenden üblichen Pflug mit umzusetzenden Streichbrete, den unser Vf. ausser diesem nur zu kennen scheint. Auch mag er sich mit Hülfe des anzuhängenden Streichhakens zur Anlegung der schmahlen, hochgewölbten Beete besonders gut eignen. Aber sonst kann Rec. unmöglich den Lobsprüchen beystimmen, die der Vf. diesem Pfluge macht, und ist überzeugt, dass Jeder, der die Wahl zwischen diesem Pfluge und gut construirten englischen Schwing-Pflügen hat, jenen nicht weiter anrühren werde, wenn er sie einmal neben einander versucht hat; Rec. muss mithin *A. Young* und *Balsamo* beystimmen, wenn sie gerade diesen Pflug als einen Beweis anführen, dass dieses Volk zu weiteren Fortschritten in der technischen Kunst keine Neigung habe.

Die sorgfältige und in der That sehr künstliche Anlegung der hohen, gewölbten, schmahlen Beete ist vom Vf. musterhaft beschrieben. Wenn gleich diese Beschreibung 66 Seiten mit Hinweisung auf viele Figuren einnimmt: so wird sie doch keinem Freunde des Pflugs zu lang seyn, auch wenn er diese Acker-Methode nicht annehmen will. Dass sie ihre Vorzüge habe, durch die Zusammenhäufung und Vertiefung der Ackerkrume, durch die Lüftung der Erdtheile, durch Abzug der überflüssigen Nässe, durch die Gelegenheit zum Jäten und zum Behacken der Früchte während der Vegetation, hat keinen Zweifel; aber wie der Vf. auch sagt, sie muss trefflich ausgeführt werden, wenn sie nicht schlecht seyn soll. Sie ist also nur passend für den, der zu seinem Sohne sagt: Komm, lass uns hinziehen zum Pflügen! — nicht für den, der seinen Knechten sagt: Ziehet hin und pflügt!

Im 3 und 4 Abschnitt der 3 Abtheilung vertheidigt der Vf. die freye Wirthschaft der Belgier gegen die Wechselwirthschaft und überhaupt gegen die, welche ein bestimmtes, regelmäsiges Feldsystem befolgt wissen wollen. Das wäre nun wohl nicht nöthig gewesen. Denn kleinen Wirthschaften, die, wie in Belgien, arbeitende Kräfte und Dünger so viel haben können, wie sie jeder Zeit gebrauchen, und die ihren Boden einmal in solche Kraft gesetzt haben, ein bestimmtes Feldsystem oder Fruchtfolge vorschreiben zu wollen, würde eine arge Einseitigkeit verrathen. Sie können von menschlichen und thierischen Nahrungsfrüchten, von Handels- und Fabrik-Gewächsen, denen ihr Boden zusagt, allerdings in jedem Jahre das bauen, was ihnen den meisten Vortheil verspricht. Wie der Gärtner, setzt sich hier der Ackerbauer nur

gewisse aus der Erfahrung abgezogene Regeln fest, nach welchen er gewisse Früchte lieber auf einander folgen läfst, als andere. Und das thut der Niederländer sehr aufmerksam. Ein Ackersystem ist nur für den gröfseren Landwirth wichtig, hauptsächlich in Hinsicht des zum Ersatz der durch die Ernten ausgezogenen Kraft des Bodens erfoderlichen Düngers, der in der Regel nur aus dem Viehstande hervorgeht, und welcher wiederum von der Weide und Fütterung abhängt. Daher beruht jedes Ackersystem hauptsächlich auf der Bewirkung eines gerechten Verhältnisses zwischen Fruchtbau und Futtererzeugung; dann aber auch auf den arbeitenden Kräften, die immer nützlich beschäftigt seyn, jedoch auch zur Vollführung der zu jeder Zeit eintretenden nothwendigen Geschäfte zureichend seyn müssen. Wer in beider Hinsicht nur nach augenblicklichem Gutdünken oder Laune oder auch nach denselben Gründen, wie der kleine Landwirth es thun kann, verfahren wollte, ohne sich an ein auf die Verhältnisse wohlberechnetes System zu binden, der hätte bald ausgewirthschaftet.

Indem der Vf. seine Belgier gegen den Vorwurf, dass sie nicht allgemein das System des Fruchtwechsels befolgten, vertheidigt, haben manche Gegner dieses Systems angenommen, er greife dasselbe überhaupt an, und haben ihn sich gewissermafsen zugesellen wollen. Ohnerachtet diess gegen seine ausdrückliche Erklärung ist: so hat es doch dadurch einen Anschein gewonnen, dass er mit Hn. *Thaer*, dem *ersten* Verbreiter dieses Systems, an mehreren Stellen *hadert*, weil dieser gesagt hat, der belgische Ackerbau stehe zwar auf der höchsten Stufe in Europa, sey aber dennoch minder instructiv wie der englische. Gleichviel, ob mehr oder weniger wie der englische, glaubt Rec. doch, dass er allgemein sehr instructiv sey, da er zeigt, wie hoch Production des Ackers getrieben werden könne; nur als Muster ist er bloss für diejenigen aufzustellen, die sich in Hinsicht des Düngers, der arbeitenden Kräfte und des Capitals, nach Verhältniss der Ausdehnung der Wirthschaft, in ungefähr gleicher Lage mit den Belgiern befinden. Denn wer ohne die einen so grofsen Kraftaufwand erfodernde Beackerung — bey welcher das Jäten nicht zu vergessen ist — einen so starken Handelsgewächsbau betreiben wollte, der würde sich bald genöthigt sehen, *zehn* Äcker liegen zu lassen, wenn er *einen* so bestellte; wobey doch wohl ein ausgezeichneter Verlust hervorgehen möchte. Bevor ein kräftiger Acker und ein sehr beträchtliches Capital nicht unter so viele fleissige, selbst handanlegende Menschen in einem Lande vertheilt ist, wie in Belgien, läfst sich auch keine belgische Wirthschaft einführen. Wohl aber geht es, wo die Güter nicht gar zu grofs, die Menschen nicht gar zu selten und das Capital nicht gar zu schwach ist, mit der neuen englischen; und sie kann also, mit wenigen Modificationen, eher zum Muster dienen.

Den Einwand des Menschenmangels gegen die Erhebung einer solchen Wirthschaft sucht der Vf. zu heben; und es ist recht schön, was er S. 268 u. f. darüber sagt. Rec. ist auch überzeugt, dass Menschen sich mit allmählicher Einführung einer solchen Wirthschaft finden würden, und plötzlich kann und soll es ja mit jener durch ein ganzes Land nicht gehen. Weit schwieriger ist es mit dem Capital, das den grofsen Grundbesitzern in Verhältniss ihres Areals fehlt und immer fehlen wird, und das die kleineren, wenn man den Acker unter sie vertheilte, sich erst langsam erwerben müfsten.

Wie oben gesagt, wird Rec. keine Auszüge aus diesem unter den lesenden Landwirthen hoffentlich allgemein verbreiteten Buche geben, sondern nach jenen allgemeinen Ansichten nur noch einige Bemerkungen über einzelne Gegenstände.

Roggen sey das Hauptgetreide der Belgier und ein Sprichwort bey ihnen: *ein Roggenbauer winet den Waizenbauer aus.* Das muss doch wahrscheinlich nur örtlich seyn: denn andere neuere Reisende behaupten, weit mehr Weizen gesehen zu haben, auch mehr Weizen- als Roggen-Brod. Vielleicht hat sich das seit der französischen Herrschaft schon mehr geändert. — Das Bälken oder Halbpflügen, besonders vor Winter, ist sehr üblich, und kann nicht genug empfohlen werden. — Fast jede Pflugfurche wird gewalzt; manchmal wird gewalzt, dann geegget, dann wieder gewalzt: sehr nachahmungswürdig. Auf gut vorbereitetes Land wird, nachdem es gewalzt worden, auf den berliner Morgen 0,64 berliner Scheffel Roggen gesäet und dieser eingeegget, auf mageres Land ⅛ mehr. Allgemein ist die Maxime, um so dünner zu säen, je stärker das Land ist. — Obgleich der Klee mit Asche, Kalk oder Stallmist überdüngt gewesen, wird doch zu dem darauf folgenden Roggen noch einmal gedüngt. Danach würde Rec. gewiss Lagergetreide haben. Auf der Compine sandigem Boden könne doch überall, wo Klee gebauet worden und stark gedüngt ist, Weizen darauf folgen; aber man finde seine Rechnung nicht dabey, auch weil die Vögel in einer Gegend, wo der Weizen selten ist, gewaltig darüber herfielen. Das Letztere hat auch Rec. erfahren. Nie folgt Weizen nach Weizen, oder nach Roggen, und es muss ein Marschboden seyn, wo er nach Gerste folgen soll. Letzteres ist in solchen Marschgegenden, wo man den Bau anderer Früchte nicht kennt, sehr gebräuchlich, weil Weizen nach der gedüngten Brache zu Lager geht. Aber der Weizen nach Gerste ist nie sonderlich, und man würde ihn mit Vermeidung jener Gefahr nach Raps weit besser haben. Der Weizen erfodere zu seiner Bestellung weniger Sorgfalt in der Bearbeitung des Ackers als andere Getreidearten, und *A. Young* bemerkt schon, man habe gewöhnlich desto weniger Weizen, je mehr man sich Mühe gegeben hat, welchen zu haben. Diess soll sich vermuthlich nur auf den Kleestoppel-Weizen beziehen, welchem eine einfurchige Bestellung oft besser zusagt, wie eine mehrfurchige. Beym Brachweizen ist dem wohl nicht so. Je früher man das Umbrechen der Kleestoppel vornimmt, desto besser; indem sich der Grund fester schliesst, und die Kleewurzeln durch ein frühes Verrotten dem Getrei-

de nützen. Der Vf. legt wenig Gewicht auf das Einkalken des Weizens gegen den Brand; es ist aber doch, wenn es gehörig geschieht, ein sehr sicheres Mittel.

Es gebe Gegenden, z. B. auf dem Westerwalde (vermuthlich kaltgründiger, saurer oder gerbestoffhaltiger Boden), wo kein Roggen wachsen will, und man gezwungen ist, nur Hafer zu säen. Dagegen halte man in der trockenen Compine das für gutes Land, wo Hafer und Buchweizen geräth. Überhaupt liebe diese Frucht einen fetten Boden und einen Acker, der für Roggen zu gut seyn würde. Hafer auf ein vom Wintergetreide ausgesogenes Land zu säen, sey eine sehr unrichtige Speculation und tadelhaft. Dennoch geschieht diess fast allgemein. Die verschiedenen Arten, Hafer zu säen S. 354 u. f., verdienen Aufmerksamkeit und Nachahmung in manchen Fällen; und Rec. unterschreibt das, was über die Einträglichkeit eines kräftigen Haferbaues, besonders nach Klee, gesagt wird, völlig.

Die gedrilleten Bohnen werden mit der Hand gesteckt; aber gewiss viel zu dünn, so wie der Vf. es beschreibt. Diese Aussaat ist ihm selbst auch nicht geglückt; die Bohnen hatten zwar viele Schoten gesetzt, aber der Pflanzen waren zu wenig. Das war natürlich; man säet sie aber nach *Thaers* Anweisung in eine Pflugfurche um die andere sehr dicht, so dass auf 1 Morgen $1\frac{1}{2}$ Scheffel einfallen.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Anweisung für den Landmann und jeden Baumgutsbesitzer, wie er auf die leichteste Weise seine Obstbäume nicht nur erziehen und verpflanzen, sondern auch sie selbst pfropfen, beschneiden, und den mancherley Gebrechen und Krankheiten derselben abhelfen kann.* Vom Verfasser des Bauern-Katechismus. 1814. XII u. 132 S. 8. (8 gr.)

Da das Publicum mit Büchern zur Baumzucht von mancherley Art schon so reichlich versorgt ist, dass auch dem Landmanne ausser *Christ's* Handbuche noch viele andere zu Gebote stehen, wenn er sich sonst aus Büchern über die Baumzucht unterrichten will: so war es gewagt, mit einer solchen Anweisung vor dem Publicum aufzutreten, und damit sich ein Verdienst um die Baumzucht erwerben zu wollen. Dem Vf. war das gar nicht unbekannt; er gesteht in der Vorrede selbst, dass es an Gartenbüchern nicht fehle, und hat auch gegen sie nichts eingewendet, als dass die meisten viel zu weitläuftig und für den grössten Theil der Baumgutsbesitzer zu theuer seyen. — Diess scheint nun das Verdienst zu seyn, welches er sich mit seinem Buche um die Baumzucht erwerben will; und diess wird ihm, nach unserem Urtheile, Niemand streitig machen. Man wird weder etwas von den wesentlichen Theilen der Wissenschaft, noch bey solcher Kürze Deutlichkeit vermissen: vielmehr gebührt dem Vf. hier dasselbe Lob, das ihm in dieser Hinsicht schon bey seinen anderweitigen Schriften zu Theil geworden ist. Er hat seine Anweisungen nicht bloss aus Büchern, sondern, wie er selbst sagt, aus eigener Erfahrung hergenommen, welches sogleich aus der praktischen Gewandtheit zu erkennen ist, mit welcher er seine Lehren vorträgt. Dem Landmanne kann daher dieses Buch zum Nützen und zur Beförderung der Baumzucht nicht genug empfohlen werden.

Der Inhalt besteht aus 6 Capiteln: I. Von Erziehung der Obstbäume. II. Von der Veredlung der Obstbäume. Der Vf. lehrt nur das Pfropfen in den Spalt und in die Rinde oder Krone. III. Vom Verpflanzen der Obstbäume auf den für sie bestimmten Platz. Hier hat der Vf. sehr gute Anweisungen gegeben, weil bey dem Verflanzen der Obstbäume gewöhnlich solche Fehler gemacht werden, wovon die Bäume nicht freudig fortwachsen können, sondern kränkeln und wohl gar eingehen müssen. Ob nach S. 31 dem nassen Boden allezeit mit Kies und Schutt im Grunde der Grube, ohne dass die thonartige Erdschicht durchgeschlagen wird, oder das sich im Grunde versammelte Wasser sonst abziehen kann, abgeholfen seyn möchte, könnte man wohl bezweifeln. IV. Vom Beschneiden der Obstbäume. Auch zu Spalier- und Zwerg-Bäumen ist eine Anweisung gegeben worden. V. Von den Krankheiten und Gebrechen der Obstbäume, von den ihnen schädlichen Thieren und den Mitteln dagegen. VI. Kurze Wiederholung, was in jedem Monat sowohl in der Baumschule als im Obstgarten zu thun ist. Übrigens hat Rec. verschiedene Mal das Wort *sochen* statt *siechen* gefunden.

Ks.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. Quedlinburg, b. Ernst: *Wahrer durch Erfahrung gegründeter Unterricht für Liebhaber der Canarienvögel, wie dieselben sowohl zum Nutzen als Vergnügen in und ausser der Hecke am zweckmässigsten behandelt werden müssen.* Von *G. C. R. St.* 1813. VIII und 104 S. 8. (8 gr.)

Das Buch enthält Alles, was der Titel besagt, und man darf nur einige Blätter lesen, um sich zu überzeugen, dass der Vf. ein Kenner der Canarienvögel und in der Behandlungsart derselben sehr erfahren ist. Wir ziehen daher diesen Unterricht dem, welchen *Bechstein* in seiner Naturgeschichte über die Canarienvögel gegeben hat, noch vor, und können ihn allen Liebhabern der Canarienvögel bestens empfehlen. Der Vf. hat seine Kenntnisse durch vielerley Versuche, wie er in der Vorrede sagt, und zwanzigjährige Erfahrung sich zu erwerben gesucht. Beweise davon findet man schon in der Vorrede S. VI. Dass der Mohnsamen die Canarienvögel ohnfehlbar tödte, hält er für ungegründet; vielmehr sey er ein sehr gutes nahrhaftes Futter, vorzüglich in der Heckzeit für die Jungen, nur müsse nicht zu viel davon gegeben werden. Dass die Federzeit die meisten Jungen wegraffe, sey ebenfalls nicht unbedingt der Fall, wenn nur die Vögel so behandelt würden, wie er beschrieben habe. Den Vögeln in der Federzeit Ey und anderes gutes Futter zu geben, erklärt er für ganz zweckwidrig und für die Ursache des Wegraffens der meisten jungen Vögel.

Übrigens zerfällt der Inhalt in zwey Abtheilungen: 1) Wie Canarienvögel in und ausser der Hecke zu behandeln sind; 2) Von der Einrichtung des Heckebehältnisses, auch wie die Canarienvögel in der Hecke behandelt werden müssen; mit anderen nöthigen Erinnerungen.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## ÖKONOMIE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Anleitung zur Kenntniss der belgischen Landwirthschaft von J. N. Schwarz*, u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

II Band. Über den Klee. Er komme in der niederländischen Rotation zwischen 4 und 7 Jahren wieder. Sonst dürfe er nur alle 12, höchstens alle 9 Jahre wieder kommen. In den Wechselwirthschaften hat man behauptet — und dem stimmt auch der Vf. bey —, der Klee könne sehr oft wieder kommen, wenn nur eine behackte Frucht, und wozu tief gepflügt würde, dazwischen komme. Rec. hat aber von Reisenden vernommen, dass der Klee nach vierjährigem Umlaufe Hn. v. Fellenberg, der es gewiss an tiefem Pflügen und Behacken nicht fehlen lässt, versage. Die Sache ist so wichtig, dass Rec. diese Gelegenheit wahrnimmt, alle Beobachter und namentlich auch Hn. v. F. um öffentliche Mittheilung ihrer Erfahrungen darüber zu bitten.

Was der Vf. über den verschiedenen Erfolg der Luzerne in verschiedenen Gegenden sagt, ist sehr merkwürdig. Das Klima macht den Unterschied gewiss nicht, sondern er hängt vom Boden ab. Aber der eigentliche physische Grund scheint Rec. noch im Dunkeln zu liegen, und es verlohnte sich wahrlich der Mühe, ihn aufzusuchen, was aber nicht die Sache des Einzelnen ist. Sollten sich denn unsere vielen ökonomischen gelehrten Gesellschaften nicht zu einer geregelten Untersuchung solcher Gegenstände vereinigen lernen!

Was der Vf. vom Spergel sagt, der zwar weder dem rothen Klee, noch der Luzerne und Esperzette auf Boden, der diesen angemessen ist, gleich kommt, dagegen ihre Stelle auf sandigem Lande vertritt, ist sehr wahr und treffend. Vom Bau der Rüben und Möhren in der Stoppel, letztere jedoch im Frühjahr unter das Getreide gesäet. So vortheilhaft der Bau der Stoppel-Rüben ist: so lässt er sich doch nicht in verhältnissmässigem Umfange in grossen Wirthschaften betreiben, weil die Bereitung des Ackers dazu und die Bestellung schnell beschafft werden muss, zu einer Zeit, wo die übrigen Ernte-Geschäfte zu dringend sind. Von den im ersten Frühjahr unter das Getreide gesäeten Möhren kennt Rec. nur verunglückte Versuche, d. h. wo die Arbeit, sie von der Stoppel und dem Unkraute zu reinigen, durch den Ertrag derselben bey weitem nicht aufgewogen wurde. Es passt nur für kleine Landwirthe, Gärtner, Familien, die ihre Arbeit nicht rechnen; doch können auch diese mehrentheils etwas Einträglicheres thun. Was der Vf. sonst über den Bau der Möhren sagt, ist sehr gut; aber immer ist es eine der schwierigsten Früchte im Anbau. — Gegen das Abblatten der Runkeln; sehr richtig. Eine Methode, die Runkeln nach dem Pfluge zu pflanzen, S. 76, ist merkwürdig, und muss von sehr gutem Erfolge seyn, ist aber dem Rec. in Praxi noch unbekannt. Zu jung dürfen die Pflanzen wohl nicht mehr seyn? Übrigens werden Runkeln in den Niederlanden nicht gebaut, weil man sie den Kartoffeln nicht gleich schätzt.

Über den Bau der Kartoffeln in den Niederlanden sowohl als in der vom Vf. damals bewohnten Gegend und ihren Ertrag. Es war der Ertrag dort zwischen 150 — 170 Scheffel vom Morgen (berliner Mass) angegeben; hier von 88 — 104 Scheffel.

Die 7 Abtheilung vom Handelsgewächsbau, und vor allem das, was über den Bau des Rapses durch Verpflanzung gesagt wird, ist sehr interessant. Wir geben um so weniger Auszüge daraus, da sie Jeder mehrere Male lesen wird. Wenn der Vf. aber behaupten will, dass der Rapsbau wenig oder gar nicht aussöge: so ist das — Theorie bey Seite — gegen alle Erfahrungen, die Andere, und ganze Gegenden, darüber gemacht haben. Freylich merkt man das am folgenden Getreide nicht gleich, weil nur der beste Acker dazu genommen, mehrentheils doppelt gedüngt wird, nämlich einmal mit Strohdünger, dann, bey uns mit Hürden, anderer Orten mit Jauche, und weil die dem Raps vorhergehende Brache, dann der Raps selbst — der noch wieder eine gute Beackerung für den Weizen zulässt — den Boden sehr pulvert und alle Nahrungstheile aufschliesst. Aber man hat der Beyspiele schon zu viele, dass ein mit dem Dünger-Stande nicht in Verhältniss stehender Raps- oder Rübsen-Bau die Kraft ganzer Güter augenscheinlich herunter gebracht, und des anfänglichen grossen Gewinns ungeachtet, ihnen beträchtlich geschadet hat; zumal wenn der Samen verkauft ward, und nicht durch Selbst-Pressen die Ölkuchen der Wirthschaft wieder zu gut kamen. Doch können auch diese den Verlust an Stroh gegen das Getreide nicht ersetzen. Aber freylich, wer so viele Mistzufuhr von aussen sich zu ver-

schaffen weiss wie die Belgier, der kann ihn mit nachhaltigem Vortheil treiben, zumal wenn er, wie bey der Verpflanzungs-Methode, nur ein Jahr dem Acker wegnimmt.

Es ist nicht zu verkennen, dass der Vf. zuweilen etwas leidenschaftlich, dann einseitig wird, und wohl etwas behauptet, was nicht seine Meinung seyn würde, wenn er kaltblütig wäre. Rec. will ihm dadurch keinen Vorwurf machen; er wünscht auch nicht, dass es in einem Werke wie dieses anders sey: denn sonst würde auch das Lebhafte und Hinreissende der Darstellung wegfallen. Er hält es aber für seine Pflicht, manche Leser darauf aufmerksam zu machen, damit sie Manches nicht so ganz wörtlich aufnehmen. So scheint er z. B. in dem Abschnitte vom Verhältniss der Viehzucht zum Ackerbau jene gewissermassen herabzuwürdigen, in der Absicht, seine Belgier zu vertheidigen, dass sie weniger als die Hälfte ihres Landes dem Futterbau widmeten, und nicht Wechselwirthschaft, in dem Sinne des Worts, wie er es nimmt, trieben. Hier scheint er wirklich gegen die Wechselwirthschaft bitter zu werden, die er nach anderen Stellen selbst so schätzt. Im 3 Bande kommen besonders viele Bemerkungen vor, die da beweisen, dass er auch eine andere Ansicht der Sache nehme, z. B. die Anmerkung S. 118.

Die Stallfütterung S. 225 u. f. ist in den Niederlanden überwiegend, und nur durch sie ist die hohe Cultur des Landes möglich. Nur in den weidenreichen Gegenden, und wo das Ackerland sehr wenig Dünger erfodert, wie in den Paldern, findet sie sich nicht. Nach einer S. 264 angelegten Berechnung von den Kosten und Ertrage einer Stallfütterungskuh (bey jenen sind auch die Capitalszinsen und Alles sammt dem Stroh berechnet) giebt sie 20 fl. 45 Kr. reinen Ertrag. Der Abgang der Molkerey ist nur zu $\frac{1}{10}$ des Butterwerthes und das Kalb nur zu $\frac{1}{18}$ des Werthes der Kuh berechnet: beides wohl zu geringe.

Der III Band enthält die Beschreibung der — von den Franzosen sogenannten — Departements des *Nordens*, der *Leye* und der *Schelde* von dem Senateur *François de Neufchateau*, die er wahrscheinlich aus den, während seines Ministeriums erhaltenen Nachrichten zusammengetragen hatte; nebst einem Nachtrage, das erstere Departement betreffend, von *Dieudonné*. Wenn gleich Manches dabey in Hinsicht der agrarischen Statistik zu wünschen übrig bleibt: so geben sie doch sehr klare Aufschlüsse über die bürgerliche Verfassung des Landes; und aus ihnen konnte Rec. die Ansicht hernehmen, die er oben von den Rusticalverhältnissen dieser Gegend gegeben hat. Dann folgt eine ältere Abhandlung von *de Beunie*, welche eine chemische Zergliederung mehrerer Bodenarten enthält, die in Hinsicht des Chemischen sehr unvollkommen ist, aber einen schätzbaren Beleg giebt über den wichtigen Gebrauch des mergelichten Lehms — denn das war der hier beschriebene und gebrauchte Thon offenbar — zur Urbarmachung des Haidelandes. Dann folgt eine Abhandlung von *Coster* über die Urbarmachung der Haiden, der diese hauptsächlich durch den Anbau des *Genst* (Ginsters, wahrscheinlich *spartium scoparium*) bewirkt hat.

Den Beschluss machen zwey Abhandlungen des Abbé *Man*, über die zweckmässige Grösse der Wirthschaften und zur Vertheidigung der kleineren in nationalwirthschaftlicher Hinsicht; weil in letzteren der Grund und Boden sowohl als der Fleiss der Menschen höher benutzt werde.

Dem Vernehmen nach haben wir von Hn. *Schwarz* nächstens eine Beschreibung der Wirthschaft im Elsass und demnächst auch von der in der Pfalz zu erwarten. Hoffentlich werden sie in eben dem Geiste, wie diese, geschrieben seyn, und dann können wir uns um so mehr davon versprechen, da der Beobachtungsgeist des Vfs. durch die Vergleichung mehrerer Wirthschaftsarten um so mehr geschärft seyn muss. M.

Lübben, b. Gotsch: *Der Tabacksplanteur, oder gründliche Anweisung zum inländischen Tabacksbau.* Von einem Landprediger. 1814. ½ Bogen u. 120 S. 8., mit farbigem Umschlage. (8 gr.)

Da der Krieg den Landmann so sehr erschöpft hat, dass er kaum mehr im Stande ist, auch die harten Folgen desselben zu überwinden: so sollte von einem solchen, zwar mühsamen aber doch auch lohnenden Geschäfte, wie der Tabacksbau ist, ihm eine gründliche Anweisung sehr willkommen seyn. Es giebt zwar mehrere nützliche Schriften über den Tabacksbau, aber sie sind nicht so für den Landmann eingerichtet, dass er sie als ein Handbuch gebrauchen kann. So hat der Vf. des Bauern-Katechismus, Hr. *Schmidt*, in seinem kürzlich erschienenen Handbuch für den deutschen Landmann auch eine vortreffliche Abhandlung über den Tabacksbau geliefert; da dieselbe aber nur den geringsten Theil des Buches ausmacht: so würde Manchen, um derselben willen das Buch zu kaufen, zu kostspielig seyn. Überdiess dürfte vorliegende Schrift in Hinsicht der Wartung des Tabacks, um denselben als ein veredeltes Product dem Fabricanten in die Hände zu liefern, besondere Vorzüge haben. Die Regeln sind aus der Erfahrung geschöpft, und umfassen alle beym Tabacksbau vorkommenden Geschäfte. Auch ist das Buch in einem fasslichen und anspruchslosen Tone geschrieben.

Das Ganze ist nach dem dreyfachen Naturgesetze der Zeugung, des Wachsthums und des Vergehens in drey Abschnitte eingetheilt. Die *Einleitung* enthält zuerst die Geschichte von der Ausbreitung des Tabacks als eines solchen Naturproducts, welches aus fremden Welttheilen zu uns gebracht worden sey, und von seiner Herrschaft, die die Deutschen sich zu Sklaven unterworfen hat, und dann handelt der Vf. von der schlechten und nachtheiligen Beschaffenheit der inländischen Tabackscultur. S. 6 behauptet er: *die inländische Cultur müsse ein besseres Blatt liefern.* Denn die wesentlichen Bestandtheile des Tabacks, Öl und Salz, könnten schon durch Dünger und Bau ungemein veredelt, d. h. das Tabacksblatt könnte dadurch verfeinert und das Salz desselben

flüchtiger gemacht werden. Dagegen führt er S. 7 die jetzige Beschaffenheit an: „Wenn man nun aber den Bau des Tabacks bey uns näher ins Auge fasst, wenn man insbesondere sieht, wie gewissenlose Mäkler das elendeste Blatt, dem es an aller Güte und Reife fehlt, aufkaufen, dadurch den Preis des besseren verderben, und so mittelbar zur Verschlechterung der inländischen Tabackscultur beytragen; wenn man weiss, welche Betrügereyen bey dem Abbinden und Abliefern des Tabacks unterzulaufen pflegen: so erscheint wahrlich der Wunsch nicht ungerecht, dass die Tabackscultur einer gewissen Oberaufsicht des Staats unterworfen werde. Mag nun auch immerhin unser inländisches Blatt nie zu der Güte des amerikanischen veredelt werden können; mag Letzteres auch für den feineren Gaumen derer, die es bezahlen können, unentbehrlich bleiben: so bleibt es doch gewiss, dass das Erstere durch fleissigere und gewissenhaftere Cultur bis zu einem hohen Grade verbessert werden könne. Man lasse unser gut und regelmässig erbautes Blatt nur fünf und mehrere Jahre alt werden, und dadurch seine nöthige Gährung zur Vollendung kommen — nach Art der Jahrgänge von Weinen —: so wird es, selbst ohne weitläuftige Zubereitung, dem feineren Tabackskenner geniessbar werden." Da der Taback kein unumgänglich nothwendiges Product für das allgemeine Bedürfniss des menschlichen Lebens, sondern nur ein unnöthiger Luxus ist: so zweifelt Rec., ob eine Oberaufsicht des Staates der Cultur in dem einen Falle so nöthig, im anderen aber auch so beförderlich seyn möchte. Der Tabackshandel scheint mit dem Wollhandel, der freylich etwas weiter gediehen ist, grosse Ähnlichkeit zu haben, und bey Letzterem würde Rec. noch mehr Grund für die Oberaufsicht des Staates finden. Wie bey Verfeinerung der inländischen Wolle der Gang des Handels beschaffen gewesen ist: eben so dürfte der Tabackshandel vielleicht einen ähnlichen annehmen müssen. Denn die Betrügereyen, die hier in beiden Fällen obwalten, liegen einmal in dem Charakter des Bauern von seinem Ursprunge her, und sie werden forterben, so lange der Bauer in einem rohen und gedrückten Zustande fortleben muss. Bis nicht eine Menge wohlhabender Producenten sich zusammen vereinigen, ihre veredelten Producte auf einige Jahre zurückbehalten, und dann mit denselben bey den Fabricanten die unedleren zurückdrängen, so dass dieselben auf einmal in den Stand gesetzt werden, dem Publicum von den inländischen Producten edlere und feinere Fabricate zum Verkauf anzubieten: eher können die Fabricanten keine besseren Naturproducte einzukaufen genöthiget werden, weil sie sich mit ihrer Waare nach dem Bedürfnisse des Publicums richten müssen.

I Abschn. *Von der Erziehung der Tabackspflanzen im Garten.* Die Abschnitte sind in Paragraphen eingetheilt, jeder mit einer besonderen Überschrift. §. 1. Verschiedene Gattungen der Tabackspflanzen. Für den ökonomischen Zweck sind hauptsächlich der *westliche* Taback mit langen spitzigen Blättern, und der *orientalische* oder *asiatische* mit runden Blättern zu unterscheiden. Unter die erstere Hauptgattung gehört vor allen anderen der amerikanische oder virginische. Ächten Saamen müsste man aus Amerika selbst über Holland zu beziehen suchen, weil er sonst durch selbsterbauten Saamen endlich in den deutschen Taback ausartete. §. 2. Beschaffenheit des Bodens zu Pflanzenbeeten. Die Erzeugung gesunder und frühzeitiger Pflanzen sey die Grundlage zu einem gesegneten Tabacksbau. §. 3. Zubereitung der Pflanzenbeete. §. 4. Grösse und Menge derselben. §. 5. Das Besäen der Tabacksbeete. §. 5. (statt 6.) Wartung und Pflege derselben. Begiessen, Decken, Reinigen. §. 6. (statt 7.) Krankheiten und Feinde der jungen Tabackspflanzen. II Abschn. *Von der Wartung der Tabacksstauden auf dem freyen Felde.* §. 1. Wahl und Bestellung des Tabackslandes. Hier sagt der Vf. S. 40: „Weil nun weder der schwere Boden noch der allzuleichte Flugsand dem Taback zusagt: so wähle man in seinem Brachfelde einen guten Mittelboden. Da jedoch ein auf frischem Sandboden erzeugter Taback insbesondere durch seine Güte und durch seinen Geschmack sich auszeichnet: so suche man, wenn man kann, insbesondere ein gutes frisches Sandfeld aus." An Verbesserungen, die sich in jedem Boden mittelst entgegengesetzter Erdarten anbringen lassen, ist nicht gedacht. Die Bearbeitung des Ackers mit dem Pfluge und Spaten oder Grabscheit ist auch nur ganz kurz abgefertigt, für einen leichten und fruchtbaren Sandboden freylich zureichend. Den Hakenpflug, welcher den Acker ungleich mehr als der gemeine Pflug zur Fruchtbarkeit vorbereitet, und den festen Boden noch weit besser als der Spaten auflockert, hat der Vf. in seiner Gegend vermuthlich noch nicht kennen gelernt. Eine gute Ackercultur muss aber dem Tabacksbau in festem Boden nothwendig voraus gegangen seyn, dann wird es mit dem guten Wachsthume der Tabacksstauden so schwer nicht halten, als der Vf. sich eingebildet hat. §. 2. Die Art und Zeit des Auspflanzens des Tabacks. Sehr instructiv. Nur S. 51 lieset man: „Will man aber nicht vorstechen lassen: so muss man bey trockenem Wetter die Reihen an den Pflanzstellen einige Zeit (etwa 1 Stunde) vorher, ehe man pflanzt, begiessen. Diess ist weit besser, als wenn man die Pflanzen nach dem Ausstecken begiesst." Nach des Vfs. Erfahrung in obgedachtem Sandboden ist diess wohl richtig; aber in fettem und schwerem Boden würden die Pflanzen auf diese Weise gar eingemauert werden. §. 3. Das Hacken und Behäufeln der Tabacksstauden. Man kann leicht denken, da der Vf. nur seinen fruchtbaren Sandboden vor Augen hat, dass diese Arbeit, die hier sehr regelmässig vorgeschrieben ist, in fettem und schwerem Boden öfter wird geschehen müssen, wenn das Wachsthum befördert werden soll. §. 4. Das Abgipfeln der Tabacksstauden. Diess geschieht, wenn der Taback eine Höhe von 2 bis 3 Fuss erreicht hat. „Jetzt tritt nun aber der Zeitpunct ein (S. 63), wo man alles anwenden muss, um ein vollkommenes und reifes Blatt zu gewinnen. So wie die bisher beschriebene Wartung des Tabacks mehr darauf hinging, der Natur zu Hülfe zu kommen: so arbeitet

die nun folgende mehr dem Fabricanten in die Hände." — Und hier ist unser Vf. ganz zu Hause: denn nach seiner ausführlichen Beschreibung soll alles aufs genaueste beachtet werden, was irgend zur Veredlung beytragen kann. §. 5. Vom Ausbrechen oder Geizen. §. 6. Allgemeine Bemerkungen über das Wachsthum der Tabacksstauden. §. 7. Krankheiten und Feinde der Tabacksstauden im freyen Felde. III Abschn. *Von der Behandlung des reifen Tabacks.* §. 1. Von der Reife des Tabacks. Man unterscheidet drey Sorten von Blättern, welche *Sandgut*, *Erdgut* und *Obergut* genannt zu werden pflegen. Die Sandblätter fangen schon um Laurentii an gelb und zeitig zu werden. Die folgenden zwey bis drey Blätter machen das Erdgut aus. Von diesen sagt der Vf.: weil sie wegen der eingesogenen Erddämpfe das flüchtige Salz und feine Öl nicht hätten, wie die guten Blätter; so sollten sie durchaus mit diesen nicht vermischt werden, wenn der inländische Tabacksbau auf einen höheren Grad der Vollkommenheit gebracht werden sollte. Man könnte sie besonders aufschnüren oder auch nur, wie das Sandgut, streuen; mit welchem sie dann zusammen das sogenannte *Halbgut* ausmachten. Würde dieses auch geringer bezahlt: so könnte man sich doch einen um so höheren Preis für das gute reine Blatt versprechen. Von den Kennzeichen der *Reife* heisst es S. 78: „Wer bereits viel Erfahrung im Tabacksbau hat, erkennt die Reife des Blattes schon am Geruch und am Gefühl. (Das Blatt greift sich, bey aller Fettigkeit, trocken an.) Wem diese Erfahrung abgeht, der kann die völlige Reife nach folgenden Kennzeichen beurtheilen. Die untere Seite des Blattes bekömmt eine Erbsfarbe, die Rippe, oder wenigstens das Mark (die Flechse) derselben darf beym Aufrollen des Blattes nicht glasartig springen; — es zeigen sich hie und da gelbe Pusteln, die Blätter werden gelbsprenklich (bekommen einen gelben ins Röthliche spielenden Schimmer und gelbe oder bräunliche Einfassungen. Die bräunlichen Einfassungen und Streifen finden vorzüglich beym virginischen Taback Statt); — die Flechse in der Rippe wird weiss, und es springt beym Bruche ein Stückchen davon hervor; die Spitzen derselben stehen nicht mehr gerade in die Höhe, sondern neigen sich gegen die Erde herab; so wie die Blätter selbst endlich klebrig und zähe werden, und sich mit leichter Mühe vom Stengel lösen lassen." §. 2. Abblatten der reifen Tabacksblätter. Von der Gewohnheit, den Taback gleich in Bunden schwitzen zu lassen, hält der Vf. nichts. „Viele haben die Gewohnheit, sagt er S. 84, die grünen Bunde über einander zu legen, und so lange schwitzen zu lassen, bis er gelb oder braun wird. Sie bedecken zu dem Ende die aufgeschichteten Bunde wohl gar noch mit Planen, Bretern und Säcken, um diese Absicht desto eher zu erreichen. Allein diese Art, dem Taback durch das Schwitzen seine Cruditäten zu benehmen und eine schönere Farbe zu geben, ist zu gefährlich, als dass dieses Verfahren zu empfehlen seyn dürfte u. s. w." §. 3. Das Aufreihen der Tabacksblätter. S. 89: „Jeder Arbeiter legt seine Schnuren besonders in einen Kreis oder Halbcirkel auf einen Haufen, so dass inwendig eine Öffnung oder ein leerer Raum bleibt, durch welchen die Luft zu dem Taback dringen kann. Jetzt ist nun der rechte Zeitpunct, wo man den Taback in dieser Lage schwitzen lassen muss, damit er von seinen rohen Bestandtheilen entbunden werde, und eine gelbe oder kastanienbraune Farbe erhalte. Bey warmer Witterung läst man ihn 8, bey kalter hingegen 12 bis 16 Tage in solchen Reihen über einander liegen. Wird der Taback warm oder nass, welches bey trockener warmer Witterung in zwey, bey nasskalter erst in vier bis fünf Tagen der Fall seyn wird: so wird es Zeit ihn aufzuhängen. Sollte man aber ja keine Zeit dazu haben: so müssen die Reihen wenigstens umgelegt werden. Der so behandelte Taback wird beym Aufhängen tröpfen. Man sieht von selbst ein, dass dieses Verfahren dem Schwitzen in grünen Bunden weit vorzuziehen sey, weil man hier zu rechter Zeit gleich aufhängen oder umlegen kann." §. 4. Aufhängen des Tabacks zum Trocknen. §. 5. Das Abbinden des Tabacks. §. 6. Lager der Tabacksbunde. §. 7. Kennzeichen eines guten Tabacksblattes.

Als Anhang folgt: I *Behandlung des Nachwuchses oder Geizes.* „Für die Veredlung des inländischen Tabacksbaues, sagt der Vf. S. 114, — und wir fügen hinzu: auch für den Acker, welcher ausgezehrt wird, — wäre es freylich weit vortheilhafter, wenn die Einsammlung der Geizblätter ganz und gar unterbliebe, da der Geiz nur die Güte und den Preis des guten Tabacks verschlechtert. Denn die Menge des Geizes macht das gute Blatt wohlfeiler, und schadet also dem Tabacksbauer, so wie hinwiederum der Käufer vom Fabricanten für sein Geld nur gemischtes Gut erhält. Das Beste wäre daher, nach der Haupternte die grünen Stengel auszuziehen, und, zur Düngung, unter die Erde zu bringen." Das ist auch Rec. Meinung. Wie konnte aber der Vf., bey solcher Überzeugung, noch eine Abhandlung schreiben, und sie seinem Buche als einen offenbaren Widerspruch entgegen stellen? — Und wie konnte er in der Einleitung S. 12 grösseren Gutsbesitzern anrathen, die Wartung und Pflege ihrer Tabackspflanzungen einem besonderen *Planteur* zu überlassen, der gewöhnlich vom Centner Taback 1 Rthlr. bis 1 Rthlr. 8 gr. und die Hälfte vom *Ertrage des Nachwuchses* erhielte? — Durch ein solches inconsequentes Verfahren würde ja die ganze Absicht der Schrift, den Tabacksbau zu veredeln, vereitelt! II *Wartung der Saamenstauden.* S. 119: „Hat man ächten (frisch aus Amerika erhaltenen) virginischen Saamen gesäet: so bringt dieser das erste Jahr bey uns im freyen Lande keinen reifen Saamen; und es müssen daher die zum Saamentragen bestimmten Pflanzen künstlich durchgewintert werden."

Die Druckfehler hatte der Vf. in dem Exemplar des Rec. hinten auf dem Umschlage mit eigener Hand selbst angezeigt; jedoch fanden wir S. 82 den Sprachfehler *Häufchens* statt *Häufchen* zweymal.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## THEOLOGIE.

Leipzig, b. Teubner: *Vita Laelii Socini.* Specimen historico-ecclesiasticum. Scripsit *Christianus Fridericus Illgen*, Chemnitiensis, Philos. D., Theol. Baccal. etc. VI u. 85 S. gr. 8.

*Laelius Socinus* hat bisher noch keinen besonderen Biographen gefunden. Man darf sich darüber auch nicht wundern, wenn man erwägt, dass er ein kurzes, von Geschäften fernes, einzig der Erforschung der Wahrheit gewidmetes Leben geführt, und nur wenige Schriften hinterlassen hat. Der Biograph kann daher fast nur das innere Leben seines Helden schildern, und dazu nur die in den Schriften der Socinianer und in den Briefen der Zeitgenossen zerstreueten Nachrichten, wie auch einige Antwortschreiben an den Laelius selbst benutzen. Hr. *I.* hat in der vorliegenden Probeschrift einen Versuch gemacht, eine Biographie des L. Socinus zu geben, die in 6 Abtheilungen zerfällt. Cap. I enthält die Nachrichten von Lael. Geburt A. C. 1525 bis zum J. 1547, in welchem er aus Venedig fliehen musste, und sich in die Schweiz begab. Cap. II umfasst den Zeitraum von 1547 bis 1551, welche er auf Reisen nach Frankreich, Deutschland, Polen und Mähren zubrachte. Am längsten verweilte er in Wittenberg 1548 — 1551, wo er vorzüglich Melanchthon's Umgang genoss. Cap. III giebt Nachricht von dem Zeitraume 1551 bis 56, in welchem Lael., ausser einer Reise nach Bologna zu seinem Vater, sich mehrentheils in Genf und Zürich aufhielt, an letzterem Orte jedoch länger, weil ihm Calvin's Härte nicht so zusagte, als Bullinger's und Pellican's, in dessen Hause er wohnte, milderer Sinn. Doch blieb er mit Calvin in Briefwechsel, der aber auf des Lael. vorgelegte Zweifel schon ungern antwortete. *Ac ego quidem*, schrieb er den 1 Jan. 1552 zurück, *silentio meo id, quod cupio, consequar, ne tu mihi posthac sis molestus. — Itaque paululum nunc mea asperitate offendi malo, quam dulcibus curiositatis illecebris male captum non retrahi.* Um diese Zeit wurde er auch von dem *Julius Mediolanus* des Servetanismus beschuldiget; er reinigte sich aber vor Bullinger durch ein schriftliches Bekenntniss, dass er der Lehre beystimme, *quae semper in eccl. cath. orthodoxa fuit, et hodie simpliciter et concorditer docetur in eccl. Tigurina.* Cap. IV geht vom J. 1556 — 1562. Um das ihm von seinem Vater, der 1556 zu Bologna starb, zugefallene Erbtheil zu erheben, beschloss er nach Italien zu reisen. Ohne Schutzbriefe glaubte er aber vor der Inquisition nicht sicher zu seyn. 1558 reiste er deshalb selbst nach Wien und Polen, um von beiden Höfen diese Schutzbriefe zu erhalten. 1559 kam er zurück, und ging nun nach Bologna, wie es scheint, ohne seine Absicht zu erreichen. Dann lebte er wieder in Zürich, wo er den 14 May 1562, 37 Jahr alt, starb. Das V Cap. hat die Überschrift: *Laelii doctrinae vestigia*, und das VI: *L. scriptorum brevis recensio*, in welchem die dem L. fälschlich und mit Recht zugeschriebenen Schriften aufgezählt werden. Hier hätte auch wohl die Nachricht einige Erwähnung verdient, dass Lael. Socinus, nach dem Zeugniss des *Flacius*, in *Verlegung des langen comments etc.* p. 33, im J. 1552 die von Ph. Melanchthon ausgearbeitete *confessio Saxonicarum ecclesiarum* zu Basel noch eher habe drucken lassen, als die sächs. Theologen sie öffentlich bekannt machten. Man vgl. darüber einen Brief von Jak. Thomasius in *Struve acta litter. e Mscr. eruta atque collecta.* *Fasc.* 7mus Jen. 1705. S. 23. Sehr viel Wahrscheinlichkeit hat es wenigstens, dass Soc. mit dieser Schrift Melanchthons bekannt war: denn in der Mitte des Jahres 1551 verliess er Wittenberg nach einem langen Aufenthalte, und in demselben Jahre den 10 Jul. unterschrieben die Theologen und Prediger in der Nähe Wittenbergs, wie ausdrücklich am Ende jener Schrift in dem *corpore doctr. Philipp.* bemerkt wird, dieselbe. Es könnte daher wohl möglich seyn, dass die S. 80 von Hn. *I.* erwähnten *articuli fidei*, welche Soc. an das Licht gestellt haben soll, jene *confessio* des Melanchthon's, welche bekanntlich späterhin den Titel: *repetita Augustana confessio*, erhielt, gewesen sind. — Der Vf. verdient alles Lob wegen des Fleisses, mit welchem er die Nachrichten zu dem Leben des Lael. gesammelt, und wegen der Bekanntschaft, welche er mit der Kirchen- und Gelehrten-Geschichte jener Periode zeigt: denn er lässt in dieser Hinsicht nichts zu wünschen übrig. Nur Ein Wunsch ist Rec. geblieben, dass es Hn. *I.* möchte gefallen haben, den gesammelten Stoff auch gehörig zu verarbeiten. Denn der Biograph soll uns nicht bloss aufzählen, wer sein Held gewesen, wo er sich aufgehalten, und in welchen Berührungen derselbe mit der Aussenwelt gestanden hat, sondern er soll uns auch darstellen, welche Anlagen und Bestrebungen ihm eigenthümlich waren, und wie unter dem Einflusse äusserer und innerer Einwirkungen und durch die Freyheit die Anlagen gebildet, die Bestrebungen geweckt und geleitet wurden. Die *vita L. Soc.* von Hn. *I.* sagt uns davon wenig, sondern sie begnügt sich nur mit der Angabe der äusseren Verhältnisse, in welchen L. lebte, und giebt uns nur S. 68 — 70, *quae faciant ad rectius dijudicandam Laelii tum vitam, tum doctrinam.* Dieses ist das Thema, das durch die ganze Schrift ausgeführt seyn sollte. Bey den unzulänglichen Datis ist es freylich nicht möglich, ein vollständiges Gemälde von dem Geiste und Charakter des Lael. aufzustellen; doch bietet das Vorhandene genug

lar, um wenigstens leichte Umrisse zu entwerfen, und lieselben zu rechtfertigen. Hieher rechnet Rec. das Jrtheil Bullinger's von Lael.: *Est sane illi curiosum ngenium et multiplicibus implicitum quaestionibus*, ınd Beza's: *L. Soc. incredibiliter ad contradicendum t varios nectendos nodos comparatus;* Socin's noch 555 abgelegtes Bekenntnifs: *reliquorum haeretico- um* (ausser dem Arianismus) *phantasias prorsus gnoro.* Auch geben uns die Antworten Calvin's einiges Licht über den Gang von Soc. theologischer Bildung ınd die wenigen Schriften, die wir von ihm haben. Von unverkennbarem Einflusse auf dessen Überzeu- ung und Handlungsweise scheint auch der Umstand ewesen zu seyn, dass er sich von dem Verdachte der Letzerey reinigen musste, und von der Zeit an seine Meinungen und Zweifel nur Gleichdenkenden mit- heilte. An diese und mehrere helle Puncte muss, vie Rec. dünkt, der Biograph des Lael. Soc. sich alten, um das Bild des stillen Denkers wenigstens n Umrissen aufzufassen, und Zusammenhang und weck in das Leben desselben zu bringen. Wenn da- er Hr. *I.* seinen psychologischen Blick schärft, und ortfährt, die Quellen zu studiren: so dürfen wir ns in Zukunft noch treffliche Arbeiten in diesem ache von ihm versprechen. Dann sollte er aber uch mehr Sorgfalt auf seinen lateinischen Stil wen- en, und nicht schreiben S. VI *sperans forē*, *ut — venirem* oder *suus proprius.* O. P. B.

Nürnberg, b. Riegel und Wiessner: *Der Kirchen-Staat oder die christliche Verfassung und Gemeinschaft der drey ersten Jahrhunderte.* Zur besseren Begründung und Erklärung des heutigen Kirchenrechts. Mit einem Kernauszuge der dahin gehörigen Urschrift von einem berühmten pariser Gelehrten, als Anhang. 1814. VI u. 136 S. 8.

Diese Schrift gehört zu den Erscheinungen in er Literatur, welche zwar nicht ganz selten sind, ber doch immer seltsam bleiben. Sie ist der theolo- ischen Facultät zu Erlangen gewidmet, und am Ende nterzeichnet: Coburg, geschrieben zu Ende des J. 812, gedruckt im July 1814. *J. H. M. Ernesti.* In eser Vorrede versichert Hr. *E.*: „Was das Publicum ier erhält, zu einer Zeit, wo der Gegenstand von usserster Wichtigkeit ist, ist ursprünglich und wesent- ch von dem unsterblichen *Just. Hen. Böhmer*," und hrt nach einem ausführlicheren Lobe dieses bis tzt unübertroffenen Lehrers des Kirchenrechts also rt: „Man wird zugleich die allerneuesten Untersu- ungen hier erörtert finden: die Grundsprachen ıd Kirchengeschichte des theologischen Gebietes ıbe ich in der Verbindung mit meinen Studien, zu- al bey meinem ehemaligen wichtigen Beruf am ofe, nie aus der Acht gelassen. Es sind aber nur *rundzüge*, welche zu seiner Zeit von mir ausge- ihrt werden sollen: dass auf keine Weise in meiner ewalt jetzt stand, zu geben, *was ich geben wollte*, rf ich nicht unbemerkt lassen." Rec. war nach esen Äusserungen begierig auf das, was Hr. *E.* jetzt ben *konnte*, und hat nach sorgfältiger Vergleichung. ch's weiter gefunden, als einen neuen Abdruck der hrift: *Justi Henningii Böhmeri*, JCti, *kurtzer Ent- urf des Kirchen-Staats derer drey ersten Jahrhun- dert* etc., *Halle*, in Verl. des Waisenh., MDCCXXXIII, mit dem Unterschiede, dass *B's.* veraltete Sprache verändert ist, und Hr. *E.* hie und da einzelne Einschiebsel gemacht und Manches, vorzüglich Citate, weggelassen hat. Um diess durch ein Beyspiel zu belegen, will Rec. den Anfang des ersten besten Cap. aus *B.* und *E.* in Columnen hersetzen.

| *Böhmer*, Cap. XI. | *Ernesti*, Cap. X. |
|---|---|
| Von dem Unterscheid der Bischöffe und Ältesten. | Von dem Unterschied der Bischöffe und Ältesten. |
| 1) Dass Viele davor irrig halten, dass schon zu Zeiten der App. der Unterscheid zwischen denen Bisch. und Ältesten sey eingeführet gewesen, ja aus göttlicher Einsetzung herkomme. | 1) Bestimmter Unterschied zwischen den Aufsehern (Bischöffen) und Ältesten war zu Zeiten der App. noch nicht eingeführt: das Wort Bischoff (ἐπίσκοπος, *inspector*) hatte auch noch nicht die Bedeutung; in der Folge bekam erst Einer von den Ält. die oberste Aufsicht, Leitung. |
| 2) Ob Timotheus Bisch. zu Epheso gewesen. | 2) Älteste und Bisch. oder Aufseher wurden überhaupt in dem ersten Jahrh. nicht mit Auszeichnung unterschieden; in gewissen Betracht waren Beide noch lange, nicht nur anfänglich, Eins. Älteste (Presb.) hiessen sie wegen ihres Ansehens, Aufseher (Episc.) wegen des Amtes. |
| 3) Von den 7 Engeln derer Gemeinden in Asia. Von Marco, Jacobo u. Clemente. | 3) Wohl haben die Ält. bey jeder Gemeine, gleichwie in den Synag. der Juden, ihren besonderen Sitz gehabt. |
| 4) Von des *Dodwelli paraen. ad eccl. Anglic. de orig. et potent. epp.* | 4) Unter den Ält. musste im Sitzen eine gewisse Ordnung gehalten werden. |
| 5) Von d. *Vitringae de synag. vet.* temperirten Meynung hievon. p. 475 sqq. | 5) Auch hatte der Vorsitzende unter den Vorstehern einigen Vorzug: doch führte er desswegen keinen besonderen Namen und kein unterscheidendes Amt. |
| 6) Von *Blondelli* und *Salmasii* Schriften und deren *adversariis.* | |
| 7) Dass in diesen Jahrhundert die Ält. und Bisch. oder Aufseher nicht distinguiret worden. | |
| 8) Dass solches der Ursprung der Ält. gar deutlich behaupte. | |
| 9) Dass die Ältesten bey jeder Gemeinde, gleichwie in den Synagogen der Juden, ihren besonderen Sitz gehabt. | |
| 10) Dass unter den Ältesten im Sitzen eine gewisse Ordnung gehalten werden müssen. | |
| 11) Dass, wie bey anderen *Collegiis* gewöhnlich, also auch der Vorsitzende unter den Vorstehern einigen Vorzug gehabt, doch derselbe desswegen keinen besonderen Namen und Amt geführet. | |

So geht es vom Anfange bis zum Ende. Man glaube auch nicht wegen der verschiedenen Zahl bey Überschrift der Capp., dass Hr. *E.* eins ausgelassen habe. Aus Cap. II in *B.*, das von den zu dieser Doctrin gehörigen Büchern handelt, hat Hr. *E.* den Schluss seines Werkes gemacht. Hier ist nicht einmal, wenige Schriften ausgenommen, die Literatur von *B's.* Zeit an nachgetragen, und *Pestalozzi's* Grundlinien der Gesch. d. kirchl. Literatur u. s. w. sind mit *Fabricii salutaris lux* etc. in Einen §. gesetzt. Auch rechne man es *B.* nicht an, wenn Eusebius nicht in dem §. von den Kirchenvätern, sondern in dem von anderen kirchl. Schriftstellern aufgeführt wird.

*B.* hatte seiner Schrift die anonyme Abhandlung eines Engländers: *de regimine eccl. primitivae 3 primis saec.* lateinisch und deutsch beygefügt. Diese hat Hr. *E.* weggelassen, und dafür einen Kernauszug aus *Joh. Franto's* Schrift, deren Titel vollständig ist: *Epistola ad Enano. Harlaeum de moribus et vita Christi-*

*anorum in primis eccl. saeculis*. Paris, 1660. 4. gegeben. Hr. *E.* nennt sie selten, macht aber die besondere Anmerkung gleich dabey: „sie war wenigstens selten, ehe sie ein *Albr. Fabricius* zu Hamburg 1720 wiederum auflegen liess." Wäre sie aber auch noch so selten: dadurch wird der Fehler nicht aufgehoben, dass sie die Sitten der Christen ins Schöne malt, und die Zeitabschnitte nicht sorgfältig unterscheidet.

O. P. B.

LEIDEN, b. Luchtmans: *Specimen philologicum, continens descriptionem codicis MS. bibliothecae Lugduno-Batavae, partemque inde excerptam versionis Samaritano-Arabicae Pentateuchi Mosaici*, quod praeside *S. F. J. Ravio* publice defendet *Guil. van Vloten*, Trajectinus, vocatus V. D. M. in pago Schermerhorn, auctor. 1803. 87 S. gr. 4. mit einer Kupfertafel.

Von der arabisch-samaritanischen Übersetzung, welche in neueren Zeiten, besonders durch die schätzbare Abhandlung des Hn. *de Sacy*, näher bekannt geworden ist, haben wir noch immer nur einzelne Bruchstücke aus einzelnen Handschriften, die man bisher in verschiedenen europäischen Bibliotheken entdeckt hatte. Hr. *van Vloten* liefert uns hier eine genaue Nachricht und Beschreibung der von Hn. D. *Rau* in der leidenschen Bibliothek aufgefundenen Handschrift dieser Übersetzung, und hat zugleich mehrere bisher noch ungedruckte Stücke dieser Version abdrucken lassen, und diese mit seinen Anmerkungen begleitet. Seine Schrift verdient daher als ein wichtiger Beytrag zur näheren Kenntniss und Würdigung dieser Übersetzung mit Recht empfohlen zu werden.

Die Schrift enthält, nach einer voranstehenden kurzen Einleitung, vier Capitel. Das erste handelt von der samaritanisch-arabischen Übersetzung; das zweyte von der in der leidenschen Bibliothek befindlichen Handschrift; das dritte liefert ausgesuchte Stücke aus der Handschrift abgedruckt, und in dem vierten werden verschiedene Bemerkungen über einzelne Stellen mitgetheilt. Wir wollen Einiges daraus auszeichnen, um die Leser mit dem Inhalte der Schrift näher bekannt zu machen.

In dem ersten Cap. redet der Vf. zuerst von den Samaritanern, die noch bis jetzt zu Sichem oder Nablos wohnen. Er führt eine Stelle aus dem Geographen Ebn Haukal an, der auch von den Samaritern handelt, und bemerkt zugleich, dass *Ouseley* in seiner englischen Übersetzung, welche zu London 1800 erschienen ist, nur kaum den dritten Theil des Schriftstellers nach der persischen Übersetzung geliefert und dabey viele Fehler begangen habe. Gegen die ziemlich gewöhnliche Beschuldigung, dass die Samaritaner ein ungebildetes und unwissendes Volk seyen, wird mit Recht erinnert, dass man sie noch zu wenig kenne, um dieses behaupten zu können, und dass es doch wirklich mehrere unter diesem Volke gebe, welche sich als Schriftsteller ausgezeichnet hätten. Der Vf. führt aus einer Handschrift des Ebn Abi Ossaiba, der in dem 15 Capitel von berühmten syrischen Ärzten handelt, drey Samaritaner an, die sich als Ärzte und Schriftsteller berühmt gemacht haben. Nach diesen vorläufigen Bemerkungen kommt Hr. *v. Vl.* auf die samaritanisch-arabische Übersetzung. Bekanntlich hatten die Samaritaner ehemals eine Übersetzung in ihrem eigenen Dialekt. Als sie aber unter die Herrschaft der Araber kamen, verlor sich allmählich dieser eigene Dialekt, und die arab. Sprache wurde unter ihnen allgemein herrschend. Nun wurde eine arabische Übersetzung des Pentateuchs nothwendig. Anfangs bediente man sich der Übersetzung des Juden Saadias, und glaubte, sie sey von einem Samaritaner Aboul-Hassan, aus Tyrus, gemacht; allein Abousaïd, ein gelehrter Samaritaner, entdeckte den Irrthum und zugleich, dass Saadias manche Fehler begangen habe. Er verfertigte daher eine neue Übersetzung aus dem hebräisch-samaritanischen Text, und gebrauchte dabey, wie man aus der Vergleichung sieht, die ältere samaritanische Version und die Übersetzung des Saadias; doch folgte er keiner sclavisch, sondern benutzte sie als ein geschickter Übersetzer mit vieler Auswahl. Diese Nachricht von dem Übersetzer enthält die Vorrede, welche der Übersetzung selbst in der einen pariser Handschrift vorgesetzt ist; eine andere pariser Handschrift nennt aber den Übersetzer Abilberecat, den Sohn Said. Wie dieses mit einander zu vereinigen sey, ist noch nicht genug aufgeklärt. Der Vf. stimmt im Ganzen der Meinung von *de Sacy* bey. Er findet es am wahrscheinlichsten, dass Abousaïd, der Vater des von Ebn Abi Ossaiba erwähnten berühmten samaritanischen Arztes, der eigentliche Verfasser der Übersetzung sey, dass aber Abilberecat aus Bosra diese Arbeit des Abousaïd in Syrien für seine Übersetzung ausgegeben habe. Rec. muss gestehen, dass ihm diese Vereinigung immer noch sehr unwahrscheinlich vorkommt. Es ist doch nicht glaublich, dass es Abilberecat in dem nahen Syrien werde gewagt haben, die Übersetzung des Abousaïds für die seinige auszugeben, besonders da die kleine Partey der Samaritaner in Syrien mit dem Hauptstamme zu Sichem in Palästina gewiss in Verbindung stand. Wahrscheinlich ist in der Vorrede der einen Abschrift ein Schreibfehler, der vielleicht in der Folge noch näher aufgeklärt wird. In dem zweyten Cap. wird von den bisher bekannt gewordenen Handschriften der samaritanisch-arabischen Übersetzung gehandelt, und insbesondere von der in der leidenschen Bibliothek befindlichen Handschrift ausführlicher geredet. Der Vf. zeigt, dass diese leidensche Handschrift, die aus der Bibliothek von *J. J. Schultens* 1780 angekauft wurde, ebendieselbe ist, welche der Abt *Longuerue* in seiner auf der Nationalbibliothek zu Paris befindlichen Abschrift, worin er die verschiedenen Lesearten aus drey Handschriften beygezeichnet hat, *Cod. Damascenus* nennt. Aus einer der leidenschen Handschrift beygeschriebenen Bemerkung sieht man, dass *Longuerue* deswegen die Handschrift mit dem Namen *Damascenus* bezeichnete, weil sie von Damascus nach Marseille und von da nach Paris gebracht wurde, wo sie Johannes Syrus 1684 kaufte. Die Vermuthung von *de Sacy*, dass sie deswegen so heisse, weil sie von Johannes Damascenus abgeschrieben sey, ist also irrig. Diese leidensche Handschrift ist in Quart auf 390 Seiten sehr gut und mit Sorgfalt abgeschrieben, und enthält den ganzen Pentateuch. Hr. *van Vl.* bedauert es, dass das

letzte Blatt verloren gegangen ist, weil dieses wahrscheinlich den Namen des Abschreibers und die Zeit, da der Codex vollendet wurde, enthielt. Das Fehlende ist zwar ergänzt, aber von drey verschiedenen Händen, ohne weitere Bemerkung. Auch findet man sonst nichts in der Handschrift, obgleich die ersten und letzten Blätter mancherley Inscriptionen enthalten, wodurch das Alter der Übersetzung näher angegeben wurde. Die bisher aus dieser Übersetzung abgedruckten Stücke werden zuletzt in diesem Capitel noch angeführt. Das dritte Capitel enthält nun die Excerpta, die Hr. *v. Vl.* aus der leidenschen Handschrift ausgewählt hat. Es sind folgende Stellen: 2 Mos. 3, 1 — 22. 4, 1 — 31. 3 Mos. 11, 4. 5 und 9 — 31. 4 M. 21, 1 — 35 und 5 Mos. 28, 1 — 69. Unter dem arabischen Text stehen die Varianten aus zwey pariser Handschriften, welche de Sacy dem Hn. *v. Vl.* mitgetheilt hat. Die in dem 4 Cap. befindlichen Anmerkungen über einzelne Stellen der hier abgedruckten Stücke sind lesenswerth, und zeugen von dem Fleiss und der Aufmerksamkeit, mit welcher der Vf. die Übersetzung untersucht hat. Rec. will Einiges davon als Probe anführen, und wählt dazu das, was über die Stelle 2 Mos. 4 angemerkt ist. V. 3 wird das hebräische וינס מפניו ausgedrückt فهرب من بين يديه, worin der Übersetzer dem Saadias zu folgen scheint, der ebenso übersetzt. Es wird dabey richtig bemerkt, dass die arabische Redensart überhaupt von allen Dingen, so wohl lebenden als leblosen, gebraucht werde. V. 6 ist מצרעת כשלג ebenfalls mit Saadias durch بيضاء كالثلج, *alba ut nix*, ausgedrückt. In der Stelle 4 Mos. 12, 10, wo Saadias dasselbe Wort ebenso übersetzt, hat aber die samar.-arab. Übersetzung das Wort وضحة, welches sowohl von der weissen Farbe, als von Aussatz gebraucht wird, sehr schicklich gewählt. V. 8 sind die Worte ולא — הראשון übersetzt ولا يسمعوا من مقتضى الاية الاولي, und gleich nachher steht anstatt לקול بمقتضى. Der Vf. bemerkt, Castellus erkläre dieses Wort durch *juxta hoc, prout postulat, in exigentia ejus.* Der Übersetzer habe also sagen wollen: *si non praestent obedientiam, quam exigit prius prodigium.* V. 13 ist die elliptische Redensart שלח — תשלח frey ausgedrückt *mitte nunc per manum, quam videbis,* i. e. *vide cujus ministerio uti velis in hac legatione.* V. 17 wollte der Übersetzer אשר nicht auf das entferntere מטה ziehen, sondern nahm es als Conjunct. caus., und drückte es durch حتي aus: *virgam hanc cape in manum tuam, ut cum ea opereris prodigia.* V. 22 ist בני בכרי übersetzt شعبي خاصي, *populus meus mihi proprius.* Der Ausdruck: mein erstgeborener Sohn, war dem Übers. vermuthlich anstössig, wenigstens findet es der Vf. nicht wahrscheinlich, dass Abousaid anders gelesen, und etwa בנים in der Bedeutung *tribus, familia,* genommen habe. V. 23 nahm Abousaid das praef. ו in ותמאן bedingungsweise فان امتنعت, *quod si renuas eum missum facere.* Doch folgt hier die pariser Handschrift genau der hebräischen Leseart.

V. 24 wird bemerkt, dass es nach dem hebr. Texte hier heisse: Jehova habe den Moses tödten wollen, diess sey aber den Samaritanern zu hart vorgekommen; desswegen hätten sie nicht allein anstatt Gott *Engel Gottes* gesetzt, sondern auch den Sinn so bestimmt, dass dieser Engel den Moses nur zur Beschleunigung seiner Reise nach Ägypten genöthiget habe. Schon die samaritanische Version übersetzte das hebräische בקש המיתו *quaerens eum fortiter urgere,* und leitete das hebr. Wort nicht von מות, sondern von המה *tumultuari, fervido impetu agere,* her. Castellus erklärt zwar das hier gebrauchte samarit. Wort עצץ durch *interficere,* aber bloss wegen dieser Stelle, ohne weiteren Beweis. 2 Mos. 5, 13 wird es offenbar von den ägyptischen Frohnvögten anstatt des hebr. אוץ, *premere, urgere,* gebraucht, und diese Bedeutung stimmt auch nicht allein mit עצם, welches die Bedeutung *robur, vis, vehementia* hat, sondern auch mit dem verwandten עצב, dessen Grundbedeutung *premere, comprimere* ist. Der samarit. Übersetzung ist auch hier Abousaid gefolgt. Die leidensche Handschrift hat وطلب اهاجته, *quaesivit eum incitare.* Eine pariser Handschrift hat aber hier das in der samarit. Übersetzung vorkommende Wort beybehalten und übersetzt عصبته. Den schwierigen 25 V. erläutert der Vf. ausführlich, wovon Rec. hier nur Folgendes auszeichnen will. Abousaid verstand die Stelle so, dass die Zippora an sich selbst die Beschneidung verrichtet habe, um die unangenehme Reise noch länger verschieben zu können. Die Worte قطعت ردية تبننها sind dunkel, und scheinen mit Fleiss ausgewählt zu seyn, um eine Sache, die die Schamhaftigkeit nicht erlaubt deutlicher zu bezeichnen, auf diese Weise auszudrücken. Den Sinn der Worte der Zippora bestimmt daher Hr. *v. Vl.* nach dieser Übersetzung: *care mihi constat pretio, usque ad excisionem, sive, adeo, ut tale quid facere debuerim.* V. 31 hat der Übersetzer das hebr. וישמעו als das Hiphil angesehen, und es durch واذاعوا, *et divulgarunt,* ausgedrückt. Die beygefügte Kupfertafel enthält einige Proben der arabischen und samaritanischen Schrift und der verschiedentlich in der Handschrift vorkommenden Zahlen. Auch hat Hr. *v. Vl.* das samaritanische Alphabet, welches ein Samaritaner zu Jaffa 1788 dem Hn. *Akerblad* aufschrieb, von welchem es nachher Hr. *Rau* erhielt, in Kupfer stechen lassen und hier geliefert. Dieses Alphabet kommt in einzelnen Buchstaben mit dem samaritanischen Charakter in der Handschrift überein, und man sieht daraus, dass das neuere samaritanische Alphabet sich schon nach der arabischen Schrift mehr gebildet hat. Möchte doch ein Schüler des nun verewigten *Rau* Anlass finden, von dieser Übersetzung noch mehr bekannt zu machen! Sie gehört freylich zu den jüngeren Übersetzungen, aber sie ist mit Sorgfalt von einem nicht ungeschickten Mann gemacht. Es ist immer interessant, zu sehen, wie derselbe einzelne Stellen und schwierige Wörter verstanden hat. Selbst die Bestätigung des bereits Bekannten ist für den biblischen Philologen nicht unwichtig.

T. D.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## PÄDAGOGIK.

1) Frankfurt a. M.: *Über die Lehrart in Volksschulen, mit besonderer Rücksicht auf die Weissfrauenschulen.* Von *A. Kirchner*, d. W. W. D., evang. Prediger an der heil. Geistkirche, Oberschulrath und Director der Volksschulen. Bey Gelegenheit der ersten öffentlichen Prüfung, welche mit obrigkeitlicher Erlaubniss am 27, 28 und 29 April in diesen Schulen Statt finden soll. 1814. 32 S. gr. 8.

2) Ebendas., auf Kosten des Herausg.: *Drey Actenstücke, die Weissfrauenschulen betreffend.* Von ihrem ehemaligen Director dem betheiligten Publicum als Rechtfertigung vorgelegt. 1814. 20 S. gr. 8.

Diese in örtlicher Beziehung stehenden Denkschriften würden schon, weil sie eine wichtige Angelegenheit der edlen freyen Stadt Frankfurt a. M. betreffen, von nicht geringem Interesse seyn; aber sie verdienen die Aufmerksamkeit des sich für Volksbildung interessirenden Publicums in einem höheren Grade, und haben eine höhere geschichtliche Wichtigkeit, weil sie zu ernsthaften Betrachtungen über gewisse *Zeichen der Zeit* Veranlassung geben. In dieser Hinsicht erlauben wir uns eine etwas ausführlichere Anzeige derselben.

Als unser Vaterland unter dem Drucke eines übermüthigen Feindes seufzte, und die Schmach und Erniedrigung der deutschen Nation jedes Biedermannes Brust zusammenpresste; als gar kein Zeichen der Erlösung erscheinen wollte, und alle Menschenhülfe fern schien: da suchten wir unseren Trost in der Aussicht auf eine schönere Zukunft; und weil uns die Hände gebunden waren, für die Gegenwart zu wirken, so wollten wir wenigstens den besseren Zustand der Dinge vorbereiten helfen, und *Erziehung der Jugend* wurde der Gegenstand unserer liebsten Sorge, unseres freudigsten Bestrebens. Wir dachten an jenen Ausspruch unseres Erlösers: „lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihnen ist das Reich Gottes!" und glaubten, dass die heranwachsende Jugend uns das neue Heil bringen sollte. Besonders richtete sich die Sorge des erziehenden Vaterlandsfreundes auf das noch hie und da so sehr vernachlässigte Volk: denn von diesem erwarteten wir vorzüglich das Bessere. Die höheren und gebildeten Stände hatten uns verlassen und verrathen: mit Feigheit und sklavischer Biegsamkeit hatten sie dem Feinde die Thore des Vaterlandes geöffnet, und seine Herrschaft selbst begründen helfen, und — wird es die Nachwelt glauben? — die Schriftsteller selbst, die Organe und Lenker der öffentlichen Meinung, hatten sich feig vor dem Götzen des Tages gebeugt. Wir richteten daher den hoffenden Blick auf das Volk, welches noch den ächten alten deutschen Kern enthielt, und die gute einfache Gesinnung unentweiht bewahrt hatte. Man musste aber das Volk, wenn es unser Retter werden sollte, zu heben und zu bilden suchen. *Mens agitat molem.* Ohne Geist vermag das Volk nichts, es ist nur das blinde Werkzeug in der Hand derer, die den Geist besitzen; wir sahen daher die Nothwendigkeit ein, unser Volk zu einer gewissen geistigen Selbstständigkeit hinzuführen, und ihm durch eine angemessene *Volkserziehung* die Augen zu öffnen, in sein dunkles unbewusstes Leben mehr Licht zu bringen. Und wer mag es leugnen, dass uns die Erlösung durch die vermehrte Kraft des Volks gekommen ist? Die Fürsten selber haben sich in der Gefahr an dasselbe gewandt, und mit starker Hand hat es ihre wankenden Throne wieder festgestellt. Die Feiglinge sehen diess und knirschen, aber sie dürfen es öffentlich wenigstens nicht leugnen. Das Volk lässt sich auch sein Verdienst nicht nehmen: denn das ist eben der Vortheil des erwachten Verstandes, dass der Mensch nicht nur mit Besonnenheit handelt, sondern auch, was er errungen, mit Besonnenheit erkennt und festhält. Das ist jene mächtige Volksstimme, die jetzt durch ganz Deutschland laut sich hören lässt, und die Rechte des Volks von den Fürsten fodert, und welcher diese gehorchen werden, so wahr sie ihren Vortheil verstehen. Die Freunde des Despotismus aber und der Finsterniss sinnen unterdessen, wie sie das Volk in die vorige Unbedeutenheit und Dumpfheit zurückdrängen können. Es lassen sich hie und da wieder Stimmen hören, welche die Volksaufklärung verdächtig machen, ja ihr sogar unser voriges Unglück zuschreiben wollen. Es regen sich allerley dunkele Versuche, dem Vorstreben des Volksgeistes Einhalt zu thun, und die Zügel wieder zu fassen, welche man im Drange der Gefahr verloren hatte. Man vertheidigt und stellt wieder Missbräuche

her, welche das Volk drücken und in unwürdiger Zurücksetzung erhalten; man sieht mit ängstlichem Argwohn den Äusserungen der patriotischen Volksstimmung zu, und möchte sie gern zum Schweigen bringen; man hütet mit sorglicher Vorsicht die Pressfreyheit u. dgl. m. Man urtheile, ob wir recht sehen, wenn wir zu diesen Versuchen des Obscurantismus und Despotismus auch den Schritt des provisorischen Senats zu Frankfurt a. M., eine allgemein geschätzte und zahlreich besuchte Volksschule aufzuheben, zählen.

Frankfurt a. M. hatte bis zum Jahre 1811 keine öffentliche Schule, welche den Bedürfnissen des zahlreichen unbemittelten Mittelstandes entsprach. In den öffentlichen Schulen herrschte noch der alte Schlendrian, und wer für seine Kinder etwas Besseres suchte, musste sie in theuere Pensionsanstalten thun, wovon natürlich die Meisten abgehalten wurden. Die primatische Regierung hat das Verdienst, diese Lücke zuerst ausgefüllt zu haben, indem sie in dem sogenannten Weissfrauen-Kloster eine höhere Volksschule stiftete, eine bedeutende Summe zu ihrer Einrichtung verwendete, und der Anstalt auch eine bleibende jährliche Unterstützung anwies. Local und Einrichtung waren sehr zweckmässig, und für die Gesundheit und Erholung der Kinder, so wie für anständige Ordnung und Disciplin, hinlänglich gesorgt. An der Spitze der Ökonomie-Verwaltung stand der berühmte Hr. *v. Bethmann*, und die Direction wurde im J. 1813 dem Hn. *Kirchner*, einem in Frankfurt allgemein geschätzten Prediger und auch rühmlich bekannten Schriftsteller, übertragen. Die Schule erfreute sich bald des entschiedensten Beyfalls, und die Anzahl der Kinder wuchs in kurzer Zeit zu 700 an. Von dem guten Geiste, der diese Anstalt beseelte, und der richtigen Einsicht, mit welcher der Unterrichtsplan entworfen und der Unterricht selbst betrieben wurde, legt die Schrift No. 1 Zeugniss ab. In das Einzelne der Lehrgegenstände und Methode, die wir höchst zweckmässig finden, können wir hier nicht eingehen; aber hören wir, wie Hr. *K.*, der Vorsteher der Schule, über Volksunterricht überhaupt urtheilt. „Einseitig würde es seyn, wenn man den Volksunterricht in einer ansehnlichen Stadt bloss auf Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus beschränken wollte. Die Volksschulen sind Pflanzschulen, nicht allein für künftige Bürger, sondern für *Menschen*. Mensch ist der Knabe, ehe er sich zu irgend einem Gewerbe bestimmt; und wehe ihm, wenn er es künftig nicht bleiben sollte. Darum muss vor Allem der Sinn für Humanität, der ächte Menschenverstand, die reine menschliche Empfindung, durch alle Mittel, die dem Lehrer zu Gebote stehen, in dem Knaben aufgeschlossen werden. Nicht Vielerley braucht deswegen in den Schulen gelehrt zu werden, nur das Wenige, was dem Menschen zu seinem geistigen, sittlichen und bürgerlichen Leben unentbehrlich ist, nur diess Wenige lehre man recht. — — Worin auch der Schüler unterrichtet werde, sey es im Sprechen oder Lesen, Schreiben oder Rechnen, in der Natur- oder Erd-Kunde, in der Glaubens- oder Sitten-Lehre: immer müsse sich der Lehrer bestreben, ausser dem nächsten Zwecke, die aufgegebene Wissenschaft zu lehren, auch die Verrichtung des Lernens als ein Mittel zu gebrauchen, um die Vernunft an frühe Thätigkeit zu gewöhnen; um dem Vorstellungsvermögen des Schülers Gewandtheit im Auffassen der äusseren Eindrücke, seinem Gemüthe Achtsamkeit auf innere Gefühle zu geben; um das jugendliche Auge zu üben, die Wahrheit vom Irrthume zu unterscheiden; um, mit einem Worte, die Menschen immer fester, immer selbstständiger, immer *unabhängiger von jeder Geistestyranney* zu machen. Wenn so die Lehrer des Volkes, von Einem grossen Zwecke beseelt, in allen Schulen in Einem Geiste wirken; wenn nach diesem Plane und dieser Methode, in Allen Schulen, in jedem Momente des Unterrichts, die Aufmerksamkeit Aller, die ihn empfangen, in der gespanntesten Thätigkeit erhalten wird; wenn so allmählich von der Wurzel bis zu den entferntesten Zweigen die Gesammtheit des Volkes der uralten Vormundschaft des Aberglaubens, des Starrsinns, der Vorurtheile entwächst: dann erst kann das erlöste Geschlecht einem auch in bürgerlicher Hinsicht glückseligeren Zeitalter der Freyheit und Gerechtigkeit, ohne Misstrauen und Gefahr, entgegengeführt werden; und dann erst wird das schöne Ziel aller vereinzelten Völker- und Menschen-Bildung — die höchste Veredlung der Menschheit, nicht mehr fern seyn." Diesem fügen wir nur noch hinzu, was der Vf. über Geschichtsunterricht sagt. „Die Geschichte ist die Vorschule der eigenen Erfahrung, und in sofern sie sich vornehmlich mit dem Vaterlande beschäftiget, auch der sicherste Weg zur nationalen Bildung. Aber ist nicht die Reihe der vergangenen Jahrhunderte viel zu unabsehbar, das Feld der neben einander bestehenden Staaten viel zu unermesslich, als dass ein ausführlicher Unterricht hierüber in einer Volksschule Statt finden könnte? Nein, wie gross auch immer das Gebiet dieser Wissenschaft seyn mag, darum bleibe sie nicht aus dem Kreise der Volksbildung ausgeschlossen! Nur ihr Umfang werde mit Klugheit beschränkt; nur eine zweckmässige Lehrweise mache sie den Zöglingen aus dem Volke eben so anziehend als lehrreich. Unsere Lehrer bestimmten sich, diesen Unterricht in zwey Lehrgänge also zu theilen, dass sie mit einem Überblicke der Weltgeschichte anfingen, und diesem eine ausführlichere Geschichte des Vaterlandes folgen liessen. Bey jener Übersicht mussten die Lehrer in der Auswahl des Wissenswürdigen sehr streng verfahren. Man begnügte sich mit wenigen, aber starken Grundlinien, die man durch fruchtbare Zeit- und Sitten-Gemälde zu heben suchte. Namen und Jahrzahlen durften weder überhäuft, noch auch vernachlässiget werden, u. s. w."

Mit der Regierungsveränderung in vorigem Jahre wurde die für die Schule bestimmte Unterstützungssumme eingezogen, und der Director sah sich genöthigt, diesen Ausfall durch Aufnahme einer grösseren

Anzahl von Schülern und die dadurch erhöhete Schulgeldeinnahme zu decken. Aber im vorigen Herbst beschloss die provisorische Stadtregierung (wir lassen es unentschieden, ob sie als bloss *provisorische* Behörde das Recht dazu hatte), die Einrichtung dieser Volksschule dergestalt abzuändern, dass, indem sie bloss für das Bedürfniss der ärmeren Volksclasse bestimmt und ihr Lehrplan vereinfacht würde, ein bedeutender Kostenaufwand erspart werden könnte: womit eigentlich die *Aufhebung* dieser Anstalt beschlossen war, weil sie, ihrer Bestimmung nach, eine höhere Unterrichtsanstalt für die Kinder des gebildeteren Mittelstandes seyn sollte. Hierauf bezieht sich No. 2. In einem Vorwort giebt der Herausg. zu erkennen, was ihn zur Bekanntmachung dieser Actenstücke bewogen habe. Vor wenigen Monaten noch hatte er dem Publicum Hoffnung zur Fortdauer der Anstalt gemacht (in dem oben angezeigten Programm): nun war der bisherige Schulplan durch höhere Verfügung aufgehoben, und der Schule eine andere Bestimmung gegeben; er selbst hatte sich genöthigt gesehen, seine Stelle als Director niederzulegen, und den Zweck aufgegeben, den er bisher so eifrig verfolgte. Dieses drängte ihn, sich vor denen, die ihm bisher sein Vertrauen geschenkt, zu rechtfertigen, indem er durch diese Actenstücke beurkundet, wie wenig jener Aufhebungsplan von ihm ausgegangen, und wie männlich er ihm widerstanden. Das erste Actenstück ist eine Vorstellung des Hn. *K.* an den Senat, worin er um unparteyische Untersuchung der Weissfrauenschulen oder Entlassung aus der Oberschul- und Studien-Inspection bittet. Hierin erklärt er sich sehr stark und freymüthig gegen das Vorhaben, die Bestimmung dieser Schule dahin einzuschränken, dass sie nur die Kinder der ärmeren Volksclasse ausschliessend mit dem nothdürftigsten Unterrichte versehen solle. „Wenn, sagt der Herausg., dieses der einzige Begriff einer Volksschule wäre: dann müssten *Volk* und *Armuth* gleichbedeutende Wörter seyn. Auch unter den Volksschulen giebt es, wie unter dem Volke, bedeutende Abstufungen, besonders in einer volkreichen Freystadt, wo auch der zahlreiche und schätzbare Mittelstand, die thätigen, erwerbenden Classen, zum Volke gerechnet werden. Diesen sollten vornehmlich die Weissfrauenschulen die Erziehung ihrer Kinder erleichtern. Sie sollten als Mittelschulen die grosse Lücke ausfüllen, die zwischen den gelehrten und höheren Bürgerschulen und zwischen den niederen Volksschulen geblieben war. — Neun Zehntheile unserer Zöglinge sind aus dem gebildeten Mittelstande. Von der Armencommission haben wir kaum dreyssig Zöglinge. Allerdings werden auch Kinder unbemittelter Ältern in den Weissfrauenschulen unterrichtet. Aber sollte, was unbemittelt ist, deswegen mit seinen Ansprüchen auf Bildung zur Plebs verwiesen werden? Sollten demnach alle Kinder aller unbemittelten Ältern zu künftigen Taglöhnern, Knechten und Mägden erzogen werden? — Auch will ich nicht in Abrede seyn, dass eine oder zwey Armenschulen in Frankfurt nützlich seyn würden. Aber ob es zweckmässig sey, eine bereits bestehende und blühende Mittelanstalt, eine Anstalt, die den Staat allein 18000 fl. für die erste Anlage gekostet hat, zu zerstören, um eine vielleicht sehr unvollkommene Armenschule aus den Trümmern zu erschaffen? — die Antwort auf diese Frage muss ich Anderen überlassen.“ Und nun zeigt noch Hr. *K.*, dass die angebliche Absicht, zu ersparen, durch diese Verwandlung nicht nur nicht erreicht, sondern im Gegentheil ein Deficit hervorgebracht werden würde. Das Übrige übergehen wir, und bemerken nur, dass diese Vorstellung den erwünschten Erfolg nicht hatte, und vom Senat in einer hier ebenfalls abgedruckten Resolution mit bitterer Kälte beantwortet wurde. Dieser stützt sich dabey vorzüglich darauf, dass der von der vorigen Regierung zur Unterstützung der Weissfrauenschulen angewiesene Fonds aufgehört habe. Sollte aber die *reiche* Stadt Frankfurt nicht 2500 fl. — so viel beträgt die Unterstützungssumme — zur besseren Bildung der Volksjugend aufbringen können? Ein ganz nichtiger Vorwand! Die erbetene Entlassung ward Hn. *K.* nicht ertheilt, und ihm vielmehr aufgegeben, die Leitung der Weissfrauenschulen so lange fortzusetzen, bis der neue Unterrichtsplan eingeführt worden. Der unerschrockene feste Mann nahm aber seine Entlassung, als man sie ihm nicht gab. Die diesen Schritt betreffende Anzeige an den Senat ist auch hier abgedruckt, und schliesst würdig also: „Bey dem pflichtschuldigsten Gehorsam gegen seine hochverehrten Obern und bey dem aufrichtigsten Wunsche, dem Vaterlande zu dienen, ist der Unterzeichnete dennoch überzeugt, dass er in seinem bisherigen Posten weder mit Nutzen für die Sache, noch mit Ehre für sich länger verweilen könne; und eben so fest ist er überzeugt, dass keine höhere Behörde ihn nöthigen könne und werde, ein Amt zum Schaden seiner Gesundheit fortzusetzen, das er mit notorischem Verluste von Zeit, Kraft und Vermögen seit anderthalb Jahren unentgeltlich geführt hat.“

A. S.

Gotha, b. Perthes: *Der Kinderfreund für Familien und Schulen.* Herausgegeben von *A. L. Hoppenstedt*, Generalsuperintendent zu Haarburg. Ersten Bandes erstes Stück. Mit einer Musik-Beylage. 1813. 192 S. 8. (18 gr.)

Einheit des Zwecks ist ein wesentliches Erfoderniss bey einer Schrift für die Jugend: denn das flüchtige Zusammenraffen eines bunten Allerley und das zufällige Nebeneinanderstellen ganz heterogener Dinge ist eben so verderblich für die Geschmacks- als für die Geistes-Bildung der Kinder. Sie gewöhnen sich dadurch an eine gewisse Oberflächlichkeit, Unstätigkeit und Zerstreutheit, lernen Mancherley, und wissen nichts recht. Freylich ist nichts leichter, als Gedichte, Erzählungen, Schauspiele, Briefe, Gespräche,

Räthsel u. dgl. aus anderen Büchern abzuschreiben, und daraus irgend ein Weihnachts- oder Geburtstags-Geschenk für artige Kinder zusammenzusetzen: aber wohin soll solche zwecklose Leserey führen?

Darum war es Rec. erfreulich, auch einmal wieder eine Jugendschrift erscheinen zu sehen, die nach einem festbestehendem Princip angelegt, den Kindern in einer abwechselnden Form sich wohlwollend mittheilt, und gerade in das recht kräftig eingreift, was zur Zeit am dringendsten Noth thut. Es hat nämlich dem Vf. scheinen wollen, als sey die Religion in unseren Kinderschriften ein wenig aus dem Gebrauch gekommen. Mit der Natur und Kunst, mit Geschichte und Dichtung, mit Moral und Lebensklugheit hat man in abgerissenen Stücken in Schriften für die liebe Jugend so viel zu thun, dass man allerdings wegen neuer Form und Einrichtung in Verlegenheit kommen kann. Das Höchste und Heiligste aber, für das doch die jungen Gemüther nicht früh genug geöffnet werden können, bleibt ihnen verschlossen.

Das Bedürfniss einer Jugendschrift, worin die religiöse Tendenz vorherrschend ist, veranlasste den Vf. zu vorliegendem Kinderfreund, der von Neujahr 1813 an in vierteljährlichen Heften von etwa zwölf Bogen herauskommen sollte, von dem aber unseres Wissens nur das erste Heft erschienen ist. Form und Einkleidung ist vom weisseschen Kinderfreund hergenommen. Es geht Alles in dem Kreise einer einfachen, verständigen und gebildeten Familie vor. Religiöse Bildung bestimmt die Auswahl und Behandlung der Gegenstände. Die Vorfälle des Lebens, wie sie die Familie darbietet, werden benutzt, um recht lebendig und praktisch auf Geist und Gemüth der Kinder e nzuwirken.

Diess erste Heft erzählt in einem Vorbericht an die Kinder die Entstehung und den Zweck dieser Schrift, beschreibt die vorzüglichsten Personen, die in derselben vorkommen, theilt einen Brief von Karl an Theodor mit, beschreibt die Feyer des Neujahrsmorgens in der Familie des Herrn Theophil, charakterisirt die Kinder des Herrn Theophil und Sincer, giebt kleine Erzählungen von guten Ältern und Kindern, eine Reisebeschreibung zu Silvester und Boncoeur, ein kleines Schauspiel, „die Waisen," und schliesst mit einer Reise nach den kanarischen Inseln und der Insel Trinidad, und mit der Geschichte eines jüdischen Knaben. Zuletzt beliebter Weise Charaden und Räthsel. Wir können die Auswahl nicht missbilligen, ob wir gleich mehr Einheit und inneren Zusammenhang erwartet hätten. Der Ton und die Erzählungsweise sind nicht anziehend, lebhaft und herzlich genug, und die Kinder mitunter zu steif und altklug.

L. Th.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Mannheim, b. Schwan und Götz: *Einige Winke über Aufklärung und Humanität*; nebst einer kleinen Abhandlung über die *Bestimmung und über die Pflichten gegen die Thiere*. Von *J. H. Eichholtz*. 1805. 136 S. 8. (12 gr.)

Sowohl die Bemerkungen über Aufklärung und Humanität, als auch die über die Bestimmung der Thiere und über die Pflichten gegen dieselben, sind, nach des Vfs. eigenem Geständniss in der Vorerinnerung, zerstreuete Ideen eines Werkes über die öffentliche Erziehung, mit dessen Plan er sich schon oft beschäftigte. Er will nämlich, dass der Staat, wie ehemals bey den Spartanern und anderen alten Völkern, die Erziehung selbst übernehmen, und die Ältern ganz davon entfernen soll. Eine Idee, die nicht so neu ist, als der Vf. glaubt, die aber bey unseren Staatsverfassungen noch so bald nicht realisirt werden wird. Überhaupt kommt der Vf. bey jeder Gelegenheit auf die Griechen und Römer und nebenbey auf die Zeiten der französischen Revolution zurück, und preist ihre Einrichtungen und Pläne als musterhaft. Allein er scheint oft dabey fehlzugreifen. In der pädagogischen Literatur ist er aber gewiss sehr zurück: sonst konnte er unmöglich seine längst bekannten Einfälle und Vorschläge für neu ausgeben, oder den Erziehern solche absurde Beschuldigungen machen, wie z. B. diese, dass sie die Erziehung erst mit dem 7 oder 8 Jahre angefangen wissen wollten. Über die Thierquäler giesst er mit Recht eine scharfe Lauge aus, übertreibt aber doch nicht selten. Seine Phantasie führt ihn zu sonderbaren Einfällen, wie S. 61, wo er dem Schöpfer unter anderen Zwecken bey der schönen Bildung der Thiere und Pflanzen auch den unterschiebt, dass er die Launen der Künstler habe befriedigen wollen. Wenn er S. 83 den Affen einen so hohen Grad von Verstand zutheilt: so stimmt diess wenigstens nicht mit Galls Theorie, der vollkommen richtig von diesem Thiere sagt, dass Nachahmungstrieb noch nicht Verstand im hohen Grade heisse. Zu den Verfolgungen, welche sich die Menschen gegen die Eulen zu Schulden kommen lassen, sucht der Vf. S. 100 den Grund in einem geheimen Widerwillen unserer Seele gegen *ernsthafte, tiefdenkende Physiognomieen!!* Vom Stile des Vfs. erregt der Anfang des Buches keine grosse Erwartung. Er beginnt nämlich so: „Aufklärung, ein schönes Wort! wer darf sich rühmen, *es zu besitzen?*" Doch kommen in der Folge dergleichen fehlerhafte Constructionen seltener vor.

Kg.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## GESCHICHTE.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Methodik des historischen Unterrichts für Lehrer an Gymnasien.* Von *Ludwig Schaaff*, Conventual des Stifts und Klosters Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg. 1813. VIII und 108 S. 8. (8 gr.)

(Vgl. J. A. L. Z. 1815. No. 215.)

Auch diese Schrift zeigt uns Hn. *Schaaff*, wie seine früheren Arbeiten, als einen denkenden, seines Faches kundigen, und von Eifer für dasselbe lebhaft durchdrungenen Schulmann; und da er aus Erfahrung spricht, da er auf die gewöhnlichen Verhältnisse und Beschaffenheiten der Schulen, Schüler und Lehrer Rücksicht nimmt, und dem gemäss Vorschläge thut und Hülfsmittel nachweist: so dürfen wir erwarten, dass sein kleines Buch häufig wird gelesen werden. Je mehr nun auch uns der Gegenstand desselben am Herzen liegt, und je öfter Rec. veranlasst wird, mit *Rühs* (Propädeutik, S. 18) zu klagen, „dass die Historie auf den Schulen entweder ganz vernachlässiget oder sehr unzweckmäsig behandelt werde," ohne die von Hn. *Sch.* S. V der Vorrede versuchte Rechtfertigung der *Lehrer* dem Vorwurfe entgegenstellen zu können: desto mehr scheint uns sorgfältige Prüfung der vorliegenden Schrift Pflicht, um, indem wir dadurch zugleich dem Vf. den deutlichsten Beweis unserer achtungsvollen Aufmerksamkeit geben, das allgemeine Nachdenken mehr auf den Gegenstand hinzuleiten.

Bey dem vielen Trefflichen, das die Schriften des Hn. *Sch.* enthalten, wünschten wir ihm einen leichteren Stil: sein Stil ist oft zu gewunden, streift hie und da ans Pretiöse hin, und wird dadurch, wenn schon selten, doch zuweilen dunkel. Z. B. S. 12: „Wie gross auch der Einfluss dieser Männer (Büsching, Gatterer, Schlözer, Schröckh) gewesen ist: so wirkten sie doch *unter Umständen, durch welche eine mannichfaltige Mitwirkung unvermeidlich wurde.*" Rec. hat die Stelle mehrmals gelesen, allein der Sinn des Vfs. ist ihm nicht klar geworden. Auf geglätteter Tafel fällt auch die kleinere Unebenheit ins Auge.

Der Titel des Buches verspricht: Methodik des *historischen* Unterrichts, und zwar bestimmt für *Gymnasien.* — Gymnasien sind *gelehrte* Schulen, d. h. vorbereitende Unterrichtsanstalten für diejenigen, die eine *gelehrte Bildung* zu erwerben streben. Die gelehrte Bildung aber ist eine nicht bloss formale, sondern umfasst auch bestimmte *positive* Kenntnisse, wie diess auch Hr. *Sch.* S. 20 selbst als Endzweck der Gymnasialbildung angiebt; mithin muss hier die Methode des Unterrichts nicht allein aus der allgemeinen Natur der Geisteskräfte des Menschen abgeleitet werden, sondern das Wesen der Kenntniss oder Wissenschaft, die gelehrt werden soll, muss die Regel des Unterrichts bestimmen. Hierauf, scheint uns, hat Hr. *Sch.* nicht die nöthige Rücksicht genommen, und behandelt daher fast den ganzen Geschichtsunterricht in Beziehung auf seine formale Wirkung. Weil diess nun zu Einseitigkeit, und den weniger Verständigen und Erfahrenen zu sonderbaren Fehlgriffen verleiten kann; weil dagegen aber der wahre formale Gewinn des Geschichtsunterrichts sich aus der durch die Natur der Wissenschaft bestimmten Methode am sichersten ergiebt: so wird auf gelehrten Schulen auch der Unterricht ganz nach dem Wesen der vorzutragenden Wissenschaft geordnet seyn, und also von dem Element derselben ausgehen müssen. — Nach eben diesem Grundsatze müssen wir ferner wünschen, Hr. *Sch.* hätte sich auf das, was der Titel nur erwarten läst, auf Methodik des Unterrichts in der *Geschichte* beschränkt. Weil aber S. 25 „das ernste historische Studium die genaue Bekanntschaft mit gewissen *allgemein vorbereitenden Grundkenntnissen* als nothwendig, und unter diesen die Kenntniss des *Ortes* als die unentbehrlichste *voraussetzt:*" „*also* werden S. 26 *hienach* die *allgemeinsten geographischen Begriffe*, verbunden mit einer Auswahl von ausgezeichneten menschlichen Ereignissen, der Gegenstand des *ersten Cursus* des *historischen* Unterrichts seyn." Weil Astronomie Fertigkeit im Rechnen als nothwendig und unentbehrlich *voraussetzt:* fängt *darum* der Unterricht in der *Astronomie* mit dem *Rechnen* an? — Die Geographie hat überdiess ihr eigenthümliches Object, das sie von der Historie bestimmt unterscheidet; und die Behandlung dieses Objects ist dem Wesen der Geschichte fast geradezu entgegengesetzt. Jene beschreibt und stellt dar, was im *Raume* zu irgend einer Zeit gegenwärtig und *dauernder Zustand* war oder jetzt ist, oder als dauernd gedacht wird oder gedacht wurde: die Ge-

schichte aber *erzählt*, was in der *Zeit auf einander folgte*. In einem wissenschaftlichen Lehrplane daher, wie man ihn von Gymnasien fodert, muss der geographische Unterricht von dem historischen getrennt seyn; und setzt dieser Kenntniss der Geographie *voraus*: so fange man ihn nicht eher an, als bis die nöthigen geographischen Kenntnisse erworben sind. Späterhin werden Erdbeschreibung und Geschichte einander unterstützen und sich gegenseitig erklären; allein darin liegt kein Grund, beide zu Einer Wissenschaft, zu Einer Lection zu verbinden. Hr. *Sch.* indess beginnt S. 53 auch den *zweyten historischen* Cursus mit *Länder- und Völker-Kunde*, die S. 55 bey Europa von einer gedrängten Übersicht der Hauptveränderungen in der Vertheilung desselben seit Anfang der französischen Revolution anhebt, und so zur genaueren Kenntniss des neuesten Zustandes übergeht, bey den übrigen Welttheilen aber mit einer kurzen Geschichte der allmählichen Entdeckung anfängt, und lässt dann S. 61 einen Abriss der Universalgeschichte nach Bredow's Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte in drey Tabellen folgen. Aber wo ist hier der Grund des Zusammenhanges? warum muss jene Länderkunde vorausgehen, und daran dieser historische Abriss sich anschliessen? Möchte nicht passender Erdbeschreibung fortdauernd der Geschichte *zur Seite* gehen? Dann aber scheint uns auch die für Geographie aufgestellte Methode kaum zweckmäsig. Kann ein Tertianer oder Quartaner die Geschichte der Entdeckung eines Erdtheils *verstehen*, wenn er nicht *vorher* ein Bild des Erdtheiles und seiner einzelnen Abtheilungen hat? Und die politischen Veränderungen Europa's in den letzten 20 Jahren sollte man so jungen Schülern deutlich entwickeln können, bevor sie die natürliche Geographie Europa's und die politische Vertheilung desselben in irgend einer Zeit, z. B. im Jahr 1790, geläufig hätten? Hr. *Sch.* sagt selbst S. 55 sehr richtig: „die bürgerliche Geographie hat sich durch die so ungemein schnell erfolgenden Veränderungen unserer verhängnissvollen Zeit von selbst immer mehr zur historischen — wir möchten geradezu setzen; zur Historie — erweitert.“ Ist dem so: so bleibe der Erdbeschreibung, was ihr gebührt: *Beschreibung* dessen, was ist oder war; aber lassen wir auch der Geschichte, was der Geschichte ist. Diese Folge der Veränderungen in der Vertheilung der Länder Europa's schliesse sich, und zwar erst in einer höheren Classe, der *Geschichte* an: da ist sie an ihrer Stelle, da nur kann sie verstanden werden; und sollte wirklich nach S. 87 „die *Anlegung einer Zeitungsstunde* für die fortdauernde Erneuerung der geographischen Gedächtnisskenntnisse das zweckmäsigste Mittel“ seyn: so möchte es doch Rec. damit nur bey gereifteren Schülern, nur in der ersten Classe versuchen. — Gegen diese Sorge des Vfs. um Geographie im historischen Unterricht ist um so auffallender, dass er im ersten Cursus Geschichte *ohne Zeitrechnung* lehrt, in der That also blosse *Geschichten* giebt, und die Chronologie erst im zweyten Cursus hinzutreten lässt, die doch inniger dem Wesen der Geschichte angehört, als die Geographie. Ist nicht eine Geschichte der Veränderungen denkbar, die irgend ein Himmelskörper, z. B. der Mond, seit Jahrhunderten erlitten hat? Und kann ein Unterricht auf den Namen des Wissenschaftlichen Anspruch machen, wenn er ein wesentliches, den jugendlichen Fassungskräften angemessenes Element der Wissenschaft geradezu ausschliesst?

Den reinhistorischen Unterricht theilt Hr. *Sch.* in vier Cursus. Der *erste* Cursus giebt S. 42 Erzählungen aus dem A. T. und aus den homerischen Gesängen: also A. Urgeschichte des Menschengeschlechts; B. Patriarchalisches Zeitalter; C. Heldenzeitalter (*mosaische Verfassung: demokratische Theokratie!?* — und das Alles für Kinder und ohne Chronologie?); endlich hellenische Heroenwelt. — Der *zweyte* Cursus giebt S. 51 einen chronologischen Abriss der allgemeinen Geschichte, bey welchem Hauptsache ist, ein historisches Fachwerk dem Gedächtnisse unverlierbar einzuprägen: daher eine Reihe solcher Thatsachen, die auf den jedesmaligen Zustand des Menschengeschlechts, als eines Inbegriffs der einzelnen Völker, entscheidenden Einfluss hatten, vorzüglich nach Zahlen und Namen *ernstlich auswendig gelernt*, und durch Abfragen und Wiederholungen belebt und befestigt werden muss; um aber zugleich die Theilnahme an den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen aufzuregen, und den Sinn für das Grosse und Edle zu schärfen, wird *bedächtiges Verweilen* bey den Hauptereignissen grosser Völker, so wie bey dem Leben und Wirken ausgezeichneter Männer unerlässlich seyn. (Alles, was S. 61 — 70 hierüber gesagt ist, findet Rec. so wahr und treffend, dass er Hn. *Sch.* nur die Freude wünschte, es beachtet und ausgeführt zu sehen. Lehrer finden hier auch ausser manchem trefflichen Rath die passendsten Hülfsmittel nachgewiesen, zu denen jetzt noch zu setzen ist: *Joh. Christian Dolz*, Abriss der allgemeinen Menschen- und Völker-Geschichte, in 3 Theilen, Leipz. 1813. 2 Rthlr. 20 gr. Die Beyfügung des Preises der Bücher scheint in einem Buche für Schulmänner in unserer theueren Zeit nicht überflüssig, und wird gewiss den meisten sehr willkommen seyn.) — Der *dritte* Cursus giebt S. 72 ff. Universalgeschichte der alten Welt, mit besonderer Beziehung auf die Geschichte der Griechen und Römer, ethnographisch und synchronistisch, verbunden mit alter Geographie, bey welcher der vergleichende Hinblick auf die neuere Geographie als Erinnerungsmittel für das bereits Erlernte dienen kann, mit griechischen und römischen Antiquitäten und mit Mythologie. (Vortrefflich, insofern es den Vortrag der alten Geschichte an sich angeht.) — Der *vierte* Cursus endlich giebt S. 90 die *noch fehlenden* (ja wohl, die noch fehlenden) Theile der Universalgeschichte, Universalgeschichte der neueren Zeit (in deren Übersicht S. 92 und S. 94 auffallend *England* ganz und gar nicht genannt ist; war damals etwa jenseits der Elbe selbst der Name proscribirt?); dann Literaturgeschichte der Griechen und Römer (und zwar nach S. 97 *nicht bloss* die chro-

nologisch geordneten Lebensbeschreibungen und Nachrichten von Autoren, ihren Schriften und Ausgaben, *sondern zugleich* die Darstellung des *ganzen* Ganges der Cultur und der wissenschaftlichen Kenntnisse!!), Mittheilungen über die classische Literatur der Deutschen in den sogenannten Declamirstunden, und über die neueren *französischen* Classiker bey dem französischen Sprachunterricht (die armen Engländer! aber die Italiäner hätten doch ohne politischen Anstoss genannt werden können); endlich, ausser dem fleissigen Excerpiren historischer Schriften und der vergleichenden Zusammenstellung der Quellen bey gewissen Begebenheiten durch die Schüler, fassliche Darstellung der allgemeinen statistischen Begriffe, Erörterung derselben an Beyspielen aus der vergleichenden Statistik, indem man von den einzelnen Staaten das Übereinstimmende, Ähnliche und Verschiedene bemerken lässt, und *zum Beschluss des Ganzen* S. 106 die statistische Übersicht des Vaterlandes. Als Vorbereitung auf den Universitätsunterricht aber beschliesse man S. 107 den ganzen historischen Schulunterricht mit einer encyklopädischen Übersicht, mit einer summarischen Darlegung des *Inhalts* der verschiedenen Richtungen und Zweige der menschlichen Thätigkeit und des gegenseitigen Eingreifens derselben in einander, und zeige endlich an der Bildungsgeschichte grosser Historiker, wie viel sich vereinigen müsse, um das Wahre und Wissenswerthe in der Geschichte glücklich aufzufinden, verständig zu ordnen und treffend darzustellen. Und in dieser Hinsicht können wir uns nach S. 3 und 18 „einer beträchtlichen Anzahl *deutscher classischer Geschichtschreiber* und einer nicht geringen Anzahl *classischer Werke* rühmen, die unsere historische Literatur gegenwärtig darbietet." — Fast scheint es, als habe Hr. *Sch.*, was er zu Anfange seines Buches gegen die deutschen Historiker zu nachsichtig schrieb, am Ende desselben durch Strenge gegen seine Schüler nachholen wollen. Wahrlich, es kann einem ganz unheimlich zu Muthe werden, da aufs Neue geboren zu werden und in Hn. *Sch's.* Schulen zu gehen doch einmal unmöglich ist, wenn unser einer bedenkt, was die so unterrichteten, eingeübten, vorbereiteten Primaner über ein Kurzes schon als Studenten, und abermals über ein Kurzes als *Magistri*, als *Doctores*, als *Professores* leisten werden. Was uns dabey über uns selbst trösten und beruhigen mag, ist, dass denn doch auch die gegenwärtigen Lehrer und Schüler nur mit menschlichen Kräften geboren sind: aber freylich mögen wir dann ernsthaft fürchten, sind die Saiten zu hoch gespannt und steht zu befahren, dass sie springen oder abgespannt erschlaffen.

Im Ganzen ist in dieser Methodik des sonst nach Consequenz strebenden Vfs. zu wenig innerer Zusammenhang: es nimmt nicht, wie bey einer guten Methode geschehen müsste, der nachfolgende Cursus gleichsam wiederholend den vorhergehenden so auf, dass er die einfachen allgemeinen Hauptsätze (Elemente) erweiterte, in ihrem Zusammenhange zeigte, in Einzelnes zerlegte. Erst wird aus dem A. T. und Homer erzählt, dann ein Abriss der Universalgeschichte gegeben; hier wird alte, dort neue Geschichte gelehrt. Und sollte wohl gerathen seyn, Primanern griechische und römische *Literaturgeschichte* in dem von Hn. *Sch.* bezeichneten Umfange vorzutragen? — Als zweckwidrig aber hat Rec. es an sich und seinen Mitschülern, und in der letzten Zeit wiederholt durch die Beyspiele mehrerer Gymnasien erkannt, die Geschichte so zu vertheilen, dass in *Secunda* alte, in *Prima* neue Geschichte gelehrt werde. In *Secunda* war das Interesse für die Geschichte der Griechen und Römer angeregt, das durch das Lesen der griechischen und römischen Schriftsteller unterhalten wurde; die neuere Geschichte dagegen zog nur in seltenen Fällen einen Einzelnen an: wir Übrigen lernten die neue Geschichte nicht, und vergassen grossentheils die alte: — denn wie selten wird das bey einem Secundaner aufgeregte Interesse, ohne Erneuung und fortgesetzte Übung, stark genug seyn, ihm das Gelernte unverlierbar einzuprägen! — und bey den Examinibus antwortete gewöhnlich Einer für Alle. In der That, Rec. hätte damals nie geglaubt, dass er je ein Wort über *Geschichte* mitzusprechen sich zutrauen werde.

Indess mag ihn vielleicht gerade das Gefühl der eigenen Mangelhaftigkeit gereizt haben, auf eine gute Methode des historischen Unterrichts zu denken; und so hat Rec. durch wiederholte Erfahrung an sich und durch eine fast zwanzigjährige Erfahrung an Anderen folgenden Fortgang des Geschichtsunterrichts, der aus dem Wesen der Wissenschaft selbst abgeleitet ist, bewährt gefunden:

Das Object der Geschichte ist das Geschehene, die Begebenheit; das Wichtigste in der Begebenheit ist die That, und das Element der That ist der *Mensch*. Was geschieht, geschieht in der *Zeit;* entweder nach einander, oder an verschiedenen Orten neben einander. Die Ortskenntniss oder Geographie wird bey der Geschichte im Allgemeinen vorausgesetzt: die Geschichte selbst lehrt die Begebenheiten, Thaten und merkwürdigen Menschen, in der Folge der Zeit, nach Jahren bestimmt, kennen; und wie der Mensch das materielle Element der Geschichte heissen mag: so ist die Zeit und ihre Bestimmung in Zahlen das formelle Element derselben. Diese Elemente der Wissenschaft empfehlen sich nun zugleich dadurch zum Elementarunterricht in der Geschichte, weil dem Kinde anschaulicher wird der einzelne Mensch als die Begebenheit, die schon immer mehr ein Mannichfaltiges zu einem Ganzen verbunden zusammenfasst (Hr. *Sch.* S. 41: „Am frühesten entwickelt sich die Theilnahme am Menschen als Individuum, an ausgezeichneten Lebens- und Familien-Geschichten"), und weil das junge Gedächtniss, ein wenig geübt, leicht Namen und Zahlen sich einprägt, und bey zweckmässiger Wiederholung für Lebenszeit behält. Der erste Cursus wird also seyn ein *biographischer*, wird das Leben und die Thaten einzelner Menschen, nicht ohne Bestimmung der Zeit, erzählen, und den Kindern Namen und Zahlen in chrono-

logischer Folge geläufig machen. Der zweyte Cursus wird den ersten ganz fast wiederholend in sich aufnehmen; er wird dem zweyten Cursus des Hn. *Sch.* entsprechen, und eine Reihe der universalistisch wichtigen oder an sich merkwürdigen und grossen *Begebenheiten* mit den möglichst genauen Zeitbestimmungen vortragen und einüben. — Der Mensch tritt in Verbindung mit Anderen, es bilden sich Gesellschaften, Völker, Staaten. Ein dritter Cursus wird also die Völker- und Staaten-Geschichte lehren; doch nicht die Geschichte aller Staaten, sondern nur der denkwürdigsten nach ihren Hauptmomenten: also vorzüglich die Geschichte der alten Welt, die Geschichte der Griechen und Römer. Er wird den biographischen Cursus in sich aufnehmen und wiederholen, indem er die allgemein merkwürdigen Menschen in ihrem Einflusse auf den einzelnen Staat zeigt; er wird den zweyten Cursus wieder aufnehmen, indem er den Einfluss der allgemein wichtigen Begebenheiten auf den Zustand der einzelnen Völker entwickelt. Die grösstentheils colossalen Hauptbegebenheiten des Mittelalters würden hier ganz synchronistisch, nach ihren Hauptzügen den Schülern dargestellt; und die Geschichte der vier letzten Jahrhunderte zwar ethnographisch vorgetragen, aber nach einer kurzen Angabe der Entstehung der einzelnen Staaten nur die allermerkwürdigsten Veränderungen derselben, bey manchen nicht über drey oder vier, herausgehoben. — Ein vierter Cursus endlich gäbe den Commentar zum dritten: er umfasst alte und neue Geschichte, erzählt ethnographisch, wiederholt mit den Schülern das Erzählte einmal ethnographisch, einmal synchronistisch; alte Geschichte bleibt Hauptgegenstand, hier verbunden mit Mythologie, Antiquitäten und den Hauptmomenten der Literärgeschichte; die Begebenheiten des Mittelalters werden erweitert, jedoch nur synchronistisch erzählt; und was der dritte Cursus von der neueren Staatengeschichte ganz kurz eingeübt hatte, werde hier etwas umständlicher nach Grund und Folge entwickelt, ethnographisch und synchronistisch wiederholt, und zum Schluss daraus der gegenwärtige Zustand der Völker und Staaten der Erde erklärt und dargestellt. Will man diess Letzte *Statistik* nennen; *in verbis simus faciles:* für den Schüler ist diese Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Staaten Schluss der *Geschichte.* Wir können hiebey nach so vielen verführerischen Beyspielen berühmter Gymnasien und beliebter Docenten nicht unterlassen, dem Lehrer aus der ersten historischen Classe es streng zur Pflicht zu machen, dass er, des Namens seiner Anstalt eingedenk, nicht anders als *gymnastisch* verfahre: nicht in schöner Erzählung breite er sich selbstgefällig aus; in gedrängter Kürze, nur bestimmt und deutlich, gebe er Begebenheit und Zusammenhang derselben mit Namen und Zahl, und wiederhole das Gegebene fleissig mit seinen Schülern. Grosse, erhebende Momente der Weltgeschichte mag er in etwas umständlicherer Erzählung hervorheben; doch darf diess nur selten geschehen: *universelle* Betrachtungen aber überlasse man den Anstalten, denen der Name sie zuspricht. Sonst wie vornehme, grossstädtische Schulen zu widernatürlichen Zwittern von *akademischen Gymnasien* geworden sind, möchte am Ende Noth thun, man errichtete andererseits gymnastische Akademieen.

V. A. n. M.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Berlin*, b. Hitzig: *Kopfrechenbuch zum Gebrauch des Lehrers bey den Übungen der ersten Anfänger.* Von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. 1812. 114 S. 8. (8 gr.)

Wer sich in Etwas auszeichnen will, wer in irgend einer Kunst oder Wissenschaft es zu einer vorzüglichen Gewandheit, Fertigkeit und Sicherheit bringen will, der muss früh mit Erlernung und Übungen derselben anfangen. Hr. *B.* hat daher ganz Recht, wenn er diess auch von denen verlangt, die es im Kopfrechnen weiter, als gewöhnlich, bringen wollen. „Schon früh müssen sie durch Übungen im Zu- und Zurück-Zählen, durch Erlernung und Anwendung des Ein mal Eins, des Eins in Eins, so wie der am häufigsten vorkommenden Eintheilungszahlen der Pfennige, Groschen, Thaler, der Wispel, Scheffel, Metzen u. s. w. auf das eigentliche Kopfrechnen nicht blofs vorbereitet, sondern auch vermittelst angemessener, mit diesen Vorbereitungen verbundener Aufgaben zu demselben selbst angeleitet werden." Wir haben dagegen gar nichts zu erinnern; aber wir wollen Hn. *B.* zu bedenken geben, ob es zu solchen Übungen eines Buchs bedarf, wie das seinige ist. Was müssen das für Lehrer im Kopfrechnen seyn, die zu einem Buche ihre Zuflucht nehmen müssen, in welchem sie Aufgaben von folgender Art zu Hunderten finden: Wilhelm hat 8 Äpfel und bekömmt dazu von seiner Schwester noch einen; wie viel hat er nun? — Luise hat schon 69 Ellen Garn gesponnen; sie hat jetzt wieder 1 Elle fertig, wie viel Ellen hat sie nun gesponnen? — 98 Hühnereyer und 2 Putereyer; wie viel Eyer zusammen? — Und damit sich der Lehrer nicht etwa verrechnen möge, sind die zu findenden Zahlen überall genau beygefügt. — Rec. zweifelt, dass Lehrer, die so dumm sind, wie sie diess Rechenbuch verlangt, werden lesen können.

B. C.

---

## NEUE AUFLAGEN.

Barmen, in Comptoir f. Literatur: *Lesebuch zur Übung in der Declamation.* Erster Theil für Elementarschulen. Herausgegeben von *Betty Gleim.* Zweyte, verbesserte und vermehrte Auflage. 1815. XII und 308 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recension Jahrg. 1815. No. 219.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *MEDICIN.*

Posen, b. Kühn: *Einleitung in die Lehre von den ansteckenden Krankheiten und Seuchen*, von D. *A. H. F. Gutfeldt*, ausüb. Arzt in Altona. 1804. XII und 168 S. gr. 8. (18 gr.)

Es ist eine erfreuliche Aussicht für die Arzneykunde, dass die schwärmerische Naturphilosophie ihre mystisch poetische Haut ablegt, und ihr Äusseres und Inneres läutert. Ihr ätherischer Flug erregte eine Menge guter, vorzüglich jugendlicher Köpfe zum Nachdenken, und erhob sie mit sich bis zu einer Höhe, von wo aus es ihnen möglich ward, die Einrichtung des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen, so wie alle seine Theile und Functionen, als ein unzertrennliches Ganzes zu betrachten, und einen feineren dynamischen Zusammenhang in diesem Organism mit den Augen des Geistes zu entdecken, als unsere bisherigen mechanisch-chemischen Physiologen und einseitigen Solidar- und Humoral-Pathologen wahrzunehmen vermochten.

Dieses angezeigte Buch ist eine solche Frucht geläuterten und verfeinerten Blicks in den mehr geistigen als körperlichen (dynamischen) Zusammenhang der Verrichtungen in unserem Mikrokosmus und seiner Veränderungsfähigkeit durch einen Theil der Aussenwelt, die sogenannten Ansteckungen. Wenn die medicinische Naturphilosophie sich noch vollends ihr Spielen mit Dualismus und Triplicität wird abgewöhnt haben: dann werden sich mit solchen Ansichten, wie dieses Buch gewährt, ja selbst mit ihrer Terminologie, auch kältere Köpfe befreunden.

Der Gang dieser Schrift ist ungefähr folgender. Alle am Organismus wahrgenommenen Erscheinungen sind nur unter der Voraussetzung der Erregbarkeit (Sensibilität und Irritabilität) und Productivität desselben begreiflich. Letztere ist die eigentliche charakteristische Function des Organischen. Diese drey Grundfunctionen kommen zwar dem Gesammtorganism so wie den kleinsten Theilen desselben zu, weil auch diese organisch sind; indess sind diese Eigenschaften dennoch in verschiedenen Organen in verschiedener Stärke (Quantität) vorhanden. Der Complex des Hirn- und Rücken-Marks, so wie der Nerven, und des kleinsten Nervenfädchens, ist nebst den äusseren Sinnwerkzeugen der Hauptsitz der Sensibilität. Im Aggregat der Blutgefässe, der einsaugenden Gefässe und der Muskeln wohnt im engeren Sinne die Irritabilität, während in denjenigen Organen, welche hauptsächlich für die Assimilation, Sanguification, Secretion, Nutrition und Desassimilation bestimmt sind, so wie in der ganzen Masse der Säfte die Reproduction thront. Alle diese verschiedenen organischen Systeme stehen in steter mittelbarer und unmittelbarer Wechselwirkung. Wenn das relative Gleichgewicht jener quantitativen Differenz der Functionen im Organism aufgehoben ist: dann ist Krankheit da, — die sich durch abnorme Erscheinungen verräth. Krankheit ist allemal eine Beschaffenheit des *ganzen* Organisms der starren sowohl, als der flüssigen Theile. — Beide letztere lassen sich im lebenden Körper nicht von einander abgesondert denken, keiner wirkt oder existirt ohne den anderen, beide gehen in unmerklichen Abstufungen in einander über, beide besitzen organische Thätigkeit und Vitalität. — So viel es Hauptarten der Abweichungen von dem normalen Verhältnisse jener Grundfunctionen in den Organen giebt: soviel Krankheiten giebt es.

(Hier setzt der Vf. drey Gattungen von Krankheiten fest, in deren einer die Sensibilität, in der anderen die Irritabilität, und in der dritten die Reproduction abnorm erhöhet, die anderen beiden Functionen aber jedesmal abnorm vermindert sind. Aber es giebt weit mehr solcher allgemeinen Zustände, wo z. B. bey erhöheter Reproduction auch wohl die Sensibilität, oder doch die Irritabilität krankhaft zugleich erhöhet ist, welche nicht weniger Erwähnung verdient hätten.)

Die Krankheitsformen, welche sich auf Abnormität der Reproduction beziehen, sind z. B. die sämmtlichen Afterorganisationen und die ansteckenden Krankheitsformen insbesondere. (Auf diesen Satz bezieht sich der Hauptinhalt dieser Schrift.)

Die charakteristische Function des Organismus, sich unter entgegengesetzten Einflüssen unaufhörlich wieder zu erzeugen, diese organische Thätigkeit hat man Bildungstrieb, Reproductionskraft genannt. Sie löst sich in zwey Processe von entgegengesetzter Tendenz, in den Assimilations- und in den Desassimilations-Process auf. (Von beiden hier umständlicher.) Aufstellung der verschiedenen Störungen des Normalverhältnisses der Reproduction (genau und treffend!). Doch würde die reproductive Thätigkeit im Orga-

nism in ihren Producten erlöschen, wenn sie nicht durch einen beständigen Einfluss eines Äusseren immer unterhalten und angefacht würde. (Hier sucht er die Processe der Chylification, der Sanguification und der Secretion durch Triplicität zu construiren, besonders aber die Letztere.) Die Säfte verhalten sich nicht passiv bey der Secretion; sie sind eben so thätig dabey als die Gefäfse selbst, von denen man daher nicht sagen sollte, sie secernirten, sondern: in ihnen wird secernirt. (Von der Secretion und Ernährung ausführlich — apriorisch, aber sehr wahrscheinlich!) Einleitung in die Lehre von den Ansteckungsstoffen. Schon im gesunden Zustande scheidet der lebende Körper Producte durch Haut, Lungen und die übrigen Excretionsorgane aus, welche sich für andere gesunde Körper als Schädlichkeiten beweisen: wie vielmehr werden dergleichen die in Krankheiten ausgeschiedenen Stoffe (tropfbare und gasförmige) thun! Höchst wahrscheinlich werden da die lebensgefährlichen Gasarten, gekohltes und geschwefeltes (Rec. setzt hinzu, phosphoriges) Wasserstoffgas, Salpetergas u. s. w. in Menge ausgeschieden. Durch Erscheinungen und Erfahrungen erläutert (zu deren Erklärung jedoch die Wirkungen jener bekannten Gasarten nach Rec. Meinung nicht ausreichen, sondern welche noch unbekannte thierische Mephiten voraussetzen). Die meisten dieser Schädlichkeiten wirken desoxydirend auf die Organismen, und mit desto gröfserer Stärke, da sie gewöhnlich durch die Respirationsorgane, die in so engen Verhältnissen mit den edelsten Organen der Thierökonomie stehen, in den Körper gelangen. Diess ist die eine Gattung von Schädlichkeiten thierischen Ursprungs, wodurch nur gröfserer oder geringerer Grad von Krankheit überhaupt erzeugt wird, nicht aber jedesmal eine bestimmte (ansteckende) Form von Übelseyn, auch nicht jedesmal in einzelnen, bestimmten Organen. Die zweyte Gattung, die *Ansteckungsstoffe*, nennt der Vf. diejenigen Schädlichkeiten thierischen Ursprungs, welche aus kranken Organen entwickelt, mit gesunden Organismen in Wechselwirkung gebracht, in diesen dieselbe bestimmte Form von Übelseyn und Abnormität der Reproduction zu veranlassen vermögen, welcher sie selbst ihre Erzeugung verdanken. Die Ansteckungsstoffe charakterisiren sich also dadurch, dass sie durch ihre Einwirkung vorher gesunde Organismen zu bestimmten abnormen, materiellen Productionen, welche mit ihnen eine und dieselbe specifische Qualität besitzen, zu bestimmen vermögen. Aber nicht selten fehlt den gesunden Organismen jene Bestimmbarkeit zur Production einer Materie von jener eigenthümlichen Qualität (d. i. sie sind nicht ansteckbar durch den gegebenen Ansteckungsstoff). Manche Ansteckungsstoffe beweisen sich daher, mit solchen Organismen in Berührung gebracht, entweder gar nicht als Schädlichkeit, oder sie veranlassen andere Formen (allgemeinen) Übelseyns. Finden aber die Ansteckungsstoffe bestimmbare, ansteckungsfähige Organismen so erregen sie die ihrer Einwirkung entsprechenden, bestimmten Formen des Übelseyns, doch nicht gleich viel in welchen, sondern nur jedesmal in solchen Organen, welche zum reproductiven System der thierischen Organisation gehören, und zwar besonders in denen, auf welche die einzelnen Ansteckungsstoffe eine speciellere Beziehung haben. Diess ist auch dann der Fall, wenn die bestimmten, einzelnen Ansteckungsstoffe nicht zunächst und directe, sondern nur mittelbar (erst durch andere Organe hindurch) auf solche (specifisch für den Ansteckungsstoff geeignete) Organe des reproductiven Systems wirken, z. B. (nach einem wuthgiftigen Biss am Finger) die Wuthkrankheit u. s. w. (Der Vf. setzt hier unter die Beyspiele auch die Chancres im Halse. Allein diese secundären syphilitischen Geschwüre an den Mandeln werden wohl nur sehr uneigentlich so genannt; ihre weit geringere Schmerzhaftigkeit und, den Erfahrungen zufolge, auch ihre Unfähigkeit anzustecken, unterscheidet sie hinreichend von den wahren Chankern primärer Ansteckung an den Lippen, an den äusseren Geburtstheilen u. s. w., welche noch nicht den grossen Assimilationsprocess im Organism passirt sind, wie der Stoff der secundären venerischen Übel.) Indessen beweisen sich die Ansteckungsstoffe auch für die übrigen Organe, auf welche sie keine specifische Beziehung haben, oft als allgemeine, oft grosse Schädlichkeiten, und erregen, je nach der verschiedenen Proportion, in welcher die Sensibilität, die Irritabilität und die Reproductionskraft in den verschiedenen Organen (des Individuum) mit einander stehen, bald gröfsere, bald kleinere, bald sthenische, bald asthenische Formen des Übelseyns. Auch an der Natur gewisser Ansteckungsstoffe selbst liegt die Verschiedenheit dieser Erscheinung. Wenigstens bey einigen von ihnen kann man, ausser der ihnen als Ansteckungsstoffen eigenthümlichen, schädlichen Wirkung, noch gewisse schädliche Nebenwirkungen voraussetzen — zu welchen er das Wuthgift, den Ansteckungsstoff der Aussatzarten, der Yaws, Pians, Radesyge und des Weichselzopfs zählt — deren Ausbildung zu ansteckenden Übelseynsformen jedesmal zahlreiche Abnormitäten der Sensibilität und Irritabilität vorausgehen, und sich mit jenen compliciren. (Bey der Hundswuth ist diess in so hohem Grade, dass Rec. geneigt ist, hier den Hauptsitz des ausgebildeten Übels weit mehr in das System der Sensibilität und Irritabilität zu setzen, als in das der Reproductionskraft, in welches letztere der Vf. *alle* Ansteckungskrankheiten zu setzen geneigt ist. — Denn oft sind bey Leichenöffnungen an der Hundswuth Verstorbener gar keine merkbaren Abnormitäten in den Theilen, wo das gröfste Leiden zu seyn schien, wahrgenommen worden.)

In geschwächten und schon vorher kranken Körpern kann auch der mildeste Ansteckungsstoff zugleich bedeutende Abnormitäten der Sensibilität und Irritabilität veranlassen. Sind ansteckende Krankheiten als Epidemieen vorhanden: so wird das Übel nicht nur durch den eigentlichen Ansteckungsstoff, sondern zugleich durch die atmosphärischen Schädlichkeiten verbreitet, von welchem Zusammentreffen dann die

temporäre Bösartigkeit des Ansteckungsstoffes herzuleiten seyn möchte. Auch dann, wenn der Ansteckungsstoff von einem Organism ausgeht, in welchem ausser der Ansteckungskrankheit noch andere gefährliche Formen des Übelseyns, von niederschlagenden Affecten, schlechten Nahrungsmitteln u. s. w. erzeugt, zugegen wären, können Letztere leicht dem von einem solchen Körper ausgehenden Ansteckungsstoffe zum Vehikel dienen, und eine zusammengesetzte gefährliche Krankheitsform in einen anderen Organism übertragen. (Eine vollkommene Qualitätsveränderung des Ansteckungsstoffes, wie der Vf. meint, wäre es doch nach Rec. Dafürhalten wohl nicht, wenn auch der Ansteckungsstoff an sich zuweilen bösartiger, zuweilen gutartiger wäre.) Auch der Ort, wo der Ansteckungsstoff zuerst angebracht wird, ändert viel in der Intensität der entstehenden Krankheit. — In die Haut gebrachter Pockenstoff, wie sehr sind seine Folgen von denen des durch die Athmungsorgane beygebrachten verschieden! Dem Vf. scheinen alle thierischen Ansteckungsstoffe desoxydirend zu wirken; die Hypothese, dass sie alle Stickstoff zum Grunde hätten, sucht er mit Wahrscheinlichkeit zu widerlegen. Ihre Wirkungen sind so verschieden, dass sich nichts Gewisses von ihrem Substrate sagen lässt. Wenn sie auch specifisch auf die Reproductionskraft wirken: so wird doch jedesmal das System der Sensibilität und der Irritabilität vorgängig erregt. Wo dieser Vorausgang weniger bemerklich ist, da haben die Ansteckungsstoffe entweder nur auf Organe des reproductiven Systems eingewirkt, oder sie waren frey von anderen bedeutenden schädlichen Nebenwirkungen. Erörterung, ob die Ansteckungsstoffe unseren Säften bloss zugemischt oder innig von ihnen aufgenommen werden, — aus welcher nach dem Vf. hervorgeht, dass, wenn Erstere die Letzteren penetriren, Erstere bey ihrem Eintritte in den Körper mit der organischen Materie (den starren und flüssigen Theilen) in Wechselwirkung treten, woraus ein Drittes entstehe, indem die Lymphe den Ansteckungsstoff assimilire. — Werden die Ansteckungsstoffe auch wohl durch Einsaugung in den Organism aufgenommen? — In diesem Falle könnte auch nur eine mechanische Zumischung Statt finden, und der Ansteckungsstoff könnte in Kurzem auch unverändert wieder aus dem Körper geschieden werden — daher die Erscheinung, dass Jemand den Saamen einer ansteckenden Krankheit bey sich tragen, und durch die Berührung Andere anstecken könne, ohne selbst im eigentlichen Sinne angesteckt zu seyn. — Mancherley Vehikel und Träger der Ansteckungsstoffe. Zerstörungsmittel derselben (unter denen Rec. das nach seiner Erfahrung als eines der wirksamsten zu schätzende — *grosse Hitze* — mit Vergnügen mit angeführt findet). Übertragung einiger ansteckender Krankheitsformen von Menschen auf Thiere, und umgekehrt.

Beyträge zur Geschichte der Entstehung der ansteckenden Krankheiten. Auf die Frage: wie entsteht eine ansteckende Krankheit im Organism? ist die Antwort: 1) durch wirkliche Ansteckung, mittelst eines Ansteckungsstoffes; 2) ohne eine eigentliche Ansteckung. Bey der Ansteckung von aussen her besteht die Function des Ansteckungsstoffes darin, dass er in den bestimmten Organen des von ihm afficirten Organismus ein bestimmtes abnormes Verhältniss der organischen Thätigkeit veranlasst, und dadurch mittelbar dem dynamischen Processe eine bestimmte Richtung giebt, bey welcher aus demselben Producte von gleicher specifischen Qualität hervorgehen, als welche ihm selbst (dem Ansteckungsstoffe) eigenthümlich ist. Wenn der Ansteckungsstoff die seiner Einwirkung entsprechende Form des Übelseyns in bestimmten Organen des reproductiven Systems, durch unmittelbare Einwirkung auf diese Organe in gesunden Körpern erregt: so verläuft die dadurch veranlasste Krankheit, sich gänzlich überlassen, in ihrer reinen einfachsten Gestalt, ohne dass die ansteckende Übelseynsform von anderen heterogenen Formen des Übelseyns begleitet ist, die Affectionen abgerechnet, die sich vermöge der Associationsverhältnisse aus den afficirten Organen mehr oder weniger auf das Ganze verbreiten. Wenn aber der Ansteckungsstoff directe nur mit solchen Organen in Wechselwirkung tritt, zu welchen er keine specielle (specifische) Beziehung hat: so werden zwar diese nicht eigentlich angesteckt, — hat z. B. der Kinderblatterstoff auf die Respirationsorgane directe gewirkt: so erfolgt der Blatterausschlag darum nicht auf der Oberfläche dieser Organe, — aber während diese Organe zum Übergange des Ansteckungsstoffes auf diejenigen Organe dienen, für welche er sich erst als specifische Schädlichkeit erweisen kann, erfolgt die ansteckende Krankheitsform in Letzteren nie in reiner Gestalt; immer gehen ihr noch manche andere Formen eines bedeutenden Übelseyns (Abnormitäten der Sensibilität und Irritabilität) voraus, oder begleiten sie. Der erste Zeitraum dieser Krankheiten beginnt mit dem Momente der Einwirkung des Ansteckungsstoffes auf den Organism, und endigt sich mit der Sichtbarwerdung der ersten Spuren eines Übelseyns der Lebensverrichtungen. Er ist bey den einzelnen Ansteckungskrankheiten von ziemlich bestimmter Dauer. In diesem Zeitraume wird die Ansteckung begründet und vollendet; vor Verfluss desselben ist die ansteckende Krankheit noch nicht wirklich vorhanden, sondern wird erst vorbereitet. Der zweyte Zeitraum beginnt mit der ersten Erscheinung eines Übelseyns in den Functionen derer Organe, für welche der Ansteckungsstoff sich als specielle Schädlichkeit beweist, und endet sich mit dem Momente, wo die Ausbildung eines Ansteckungsstoffes in diesen Organen vollendet ist; er ist ebenfalls von ziemlich bestimmter Dauer. Aber nicht bloss durch Ansteckung von aussen, — auch ohne Vermittelung eines eigentlichen Ansteckungsstoffes können sich in den Organismen ansteckende Krankheitsformen erzeugen. (Diesen Satz macht der Vf. durch die Endemie einiger ansteckender Krankheiten, und durch das epidemische Herrschen anderer ziemlich wahrscheinlich, worin wir ihm aber hier nicht folgen können. Offenbar zu viel behauptet ist es, wenn er sagt, man

werde einst mit Gewissheit einsehen, dass fast alle uns bekannten ansteckenden Krankheiten, Blattern, Masern, Kopfgrind u. s. w. *noch täglich* sowohl ohne eigentliche Ansteckung als durch dieselbe entstehen. Dann wäre die Vaccination vergeblich!) Vom Flechtenausschlag habe er unzubezweifelnde Beweise, dass er sich durch Ansteckung fortpflanzte, dessen ungeachtet aber in den meisten Fällen sich auch ohne Ansteckung erzeuge. Es ist höchst wahrscheinlich, dass nach längerer Dauer einer krankhaften Beschaffenheit in einem Körper, welche anfänglich keine ansteckende Form hatte, sich allmählich, in gewissen einzelnen Organen, eine solche Form des Übelseyns erzeugen könne, bey welcher die Absonderung eines Ansteckungsstoffes in ihnen Statt hat. (Das S. 81 angeführte Beyspiel aber, wo eine Frau, welche nebst ihrem Manne die Kindblattern in ihrer Jugend gehabt hatte, mit einem Kinde niederkam, welches die natürlichen Kindblattern mit auf die Welt brachte — beweist bey weitem nicht, wie der Vf. will, die Entstehung einer ansteckenden Krankheit ohne stattgehabte Ansteckung. Was zu viel beweist, beweist nichts — wäre diess vor dem siebenten Jahrhunderte in Grätz geschehen, wo noch kein Kindblatterstoff nach Europa gekommen war, dann bewiese ein solcher Fall Alles; — aber 1802, wo kein Haus in Europa sich findet, in welches dieser Stoff nicht von Zeit zu Zeit eindrang, da beweist er nichts — so lange man nicht darthun kann, dass der von aussen dargebrachte Kindblatterstoff durch den mütterlichen Körper hindurch auf die Leibesfrucht unmöglich wirken könne, wenn die Mutter schon geblattert gehabt, und dem Ausbruche dieser Krankheit *für ihre Person* nicht mehr unterworfen war.)

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Erlangen*, b. Palm: *De vitiis congenitis circa thoracem et abdomen, commentatio anatomico-pathologica;* auctore *Godofr. Fleischmann*, M. D. in theatro anatomico prosectore. 1810. 50 S. 4. (16 gr.)

Der Vf. beschränkt sich hauptsächlich auf anatomisch-pathologische Beschreibung derjenigen Fehler, welche sich äusserlich wahrnehmen lassen, vorzüglich handärztliche Hülfe erfodern, oder auch nur palliativen und diätetischen Beystand zulassen. Was diese Schrift veranlasste, waren eines Theils die diesen Gegenstand betreffenden Präparate, welche sich in der anatomischen Sammlung zu Erlangen vorfinden, und welche er für würdig hält, der Dunkelheit durch öffentliche Mittheilung entzogen zu werden, anderen Theils eigene neue Wahrnehmungen, welche den genannten Gegenstand betreffen. Die fehlerhaften Bildungen und Entartungen des Brustgebäudes, deren anatomische Beschreibung Hr. F. im ersten Abschnitte seiner Schrift mittheilt, sind I) Entstellungen des Brustbeins, völliger Mangel desselben, ausschweifende Grösse, Abweichungen seiner Lage und Richtung, wobey die davon abhängenden Beschränkungen der Lebensäusserung und die Mittel, von welchen sich Erleichterung hoffen lässt, erwähnt werden. II) Verunstaltung der Rippen, abweichende Stellung, Grösse, Verbindung und Form derselben, so wie die hiedurch begründeten Zustände der Brusthöhle. III) Missbildung des Rückgrates, widernatürliche Krümmung und Spaltung desselben, mit Angabe der muthmasslichen Ursachen der erwähnten Fehler, und der allenfallsigen Hülfe, welche sie zulassen. IV) Ungewöhnliche Zustände des Herzens, Ortsveränderung und Vorfälle dieses Organs. Den Inhalt des zweyten Abschnittes machen Missstaltungen des Unterleibes aus. Sie sind I) Fehler der allgemeinen Decke, Vorfälle der Eingeweide oder sogenannte Brüche u. s. w., wobey wir manches Beherzigungswerthe über die Lehre der Brüche überhaupt und ihre Behandlung vernehmen. II) Naturwidrige Zustände der den Harn absondernden Organe. III) Entstellung der Zeugungsorgane. Mangel, ungewöhnliche Lage und Ortsveränderung derselben, Verschliessungen der Scheide mit ihren Arten, Vorfälle der Ersteren u. s. w. Ein anspruchloser, kurzer und bündiger Vortrag zeichnet diese Schrift, in der Rec. einen schätzbaren Beytrag der allgemeinen Krankheitslehre erkennt, vor vielen anderen ihrer Art vortheilhaft aus, die überdiess durch die ihr beygefügten Zeichnungen, welchen Rec. hin und wieder etwas weniger Sparsamkeit in der Darstellung der benachbarten normalen Theile zur Erleichterung der Einbildungskraft wünscht, die nöthige Deutlichkeit gewinnt.

Δφ.

*Breslau* und *Leipzig*, b. W. G. Korn: *Ansichten über physische Erziehung (,) in vier Vorstellungen dargestellt* vom Dr. *Joh. Wendt*. 1811. VIII und 104 S. kl. 8. (8 gr.)

Diese Vorlesungen sind in der allgemeinen Sitzung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur gehalten worden, und vorzüglich auf Schlesien berechnet, aber bey der nicht unbeträchtlichen Anzahl ähnlicher Arbeiten gewiss auch einer weiteren Verbreitung werth. Neues darf man in dergleichen Schriften nicht erwarten: werde nur das hier Vorgetragene wohl beherziget und angewandt! Auch mit der Schreibart wird man zufrieden seyn können; nur dürfte vielleicht die Stelle S. 74: „Ich weiss, dass die Verrichtungen des menschlichen Gehirns die oberste Stufe der Schöpfung den (dem) Menschen vindiciren, und ihn zur Centripetaltendenz der ganzen Natur machen," etwas zu gesucht scheinen. S. 84 wird in einer Note *Krusensterns* Nachricht von den colossalen Einwohnern der Insel Nukahiva, die meist ohne Brust erzogen werden, bezweifelt. S. 100 Z. 16 ist ein arger Druckfehler stehen geblieben.

Ks.

---

## BESONDERE ABDRÜCKE.

*Oldenburg*, b. Schulze: *Über Bürgergarde, ihre Bestimmung, Einrichtung und ihren Nutzen.* 1814. 61 S. 8. (5 gr.) Eine nützliche Abhandlung, besonders abgedruckt aus der Germania.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## *MEDICIN.*

Posen, b. Kühn: *Einleitung in die Lehre von den ansteckenden Krankheiten und Seuchen*, von D. *A. H. E. Gutfeldt*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Beyträge zur Geschichte der ausgebildeten ansteckenden Krankheiten (82). Wenn in einem kranken Organism, in gewissen einzelnen Organen, eine bestimmte Form von Abnormität der Reproduction vorhanden ist, zufolge welcher in diesen Organen die Absonderung einer Materie von specifischer Qualität Statt hat, welche nach ihrer Ausscheidung aus diesem Körper mit einem anderen gesunden Organism in Wechselwirkung gebracht, den letzteren zu *derselben bestimmten* Abnormität der Reproduction — und zur Secretion einer Materie von gleicher specifischer Qualität — zu bestimmen vermag: so nennen wir den vorhandenen Krankheitszustand einen ansteckenden. Diese Form des Übelseyns, meint der Vf. (83), stelle sich sowohl durch die ansteckende Eigenschaft der abgesonderten Flüssigkeiten, als auch durch sinnlich veränderte Eigenschaften der starren Theile (Afterorganisirungen) der Wahrnehmung dar. (Aber wo finden sich die Letzteren bey der Hundswuth? Oft sind nach dem Tode gar keine sichtbaren Veränderungen im Rachen oder dem Schlunde aufzufinden, und die ja zuweilen in diesen Theilen vorfindliche Röthe steht mit der bis zum Tode gestiegenen Grösse der Krankheit in gar keinem Verhältnisse. Der Satz also, dass die ansteckenden Krankheiten sich bloss auf das Reproductionssystem des Organismus bezögen, möchte wohl Ausnahmen leiden!)

Da die Kuhpocken, die Krätze und der Kopfgrind bloss durch die Haut, als dem Sitze ihrer Entwickelung, anstecken: so kommen sie einfacher und gelinder vor, als die Kindblattern, die Masern und das Scharlachfieber, deren Ansteckungsstoff einer solchen Verflüchtigung fähig ist, dass sie gewöhnlich durch die (edleren) Einathmungsorgane anstecken; Letztere stehen auch oft mit epidemisch-atmosphärischen Schädlichkeiten in causalem Zusammenhange, und werden so aus beiden Ursachen complicirt. Einfluss der sogenannten epidemischen Constitution auf die ansteckenden Krankheiten (90). Das Wort Epidemie bezeichnet bloss eine Verbreitung einer gewissen Krankheitsform über eine gewisse Gegend. In dem Begriff einer epidemischen Krankheitsform ist eben so wenig der Begriff eines bey ihr erzeugten Ansteckungsstoffes enthalten, als in dem Begriffe einer ansteckenden der Nebenbegriff einer epidemischen Existenz eingeschlossen liegt. Ansteckende Krankheiten können leicht epidemisch werden, wenn ihr Ansteckungsstoff sehr flüchtiger Natur ist, sind es aber nicht nothwendig. Eben so können sich epidemische Krankheiten leicht in ansteckende umbilden. Epidemische Krankheiten setzen epidemische (atmosphärische und andere) Schädlichkeiten voraus, wie bey Nordostwinde leicht Bräune epidemisch wird. Die epidemische Constitution kann die Ausbildung und Entwickelung der ansteckenden Krankheitsform befördern oder zurückhalten, das ansteckende Übelseyn durch die Complication heterogener Formen vergrössern, und die dem Ersteren eigenen Afterorganisationen verändern. Es lässt sich die Möglichkeit nicht leugnen, dass nicht in einzelnen Fällen die Abnormität der Reproduction bey der Lungensucht, Flechte, Rose eine solche bestimmte Form sollte annehmen können, bey welcher die Erzeugung eines Ansteckungsstoffes Statt fände. Diess ist um so eher zu glauben, da sich noch täglich vor unseren Augen manche schon bekannte, ansteckende Krankheitsformen ohne vorhergegangene wirkliche Ansteckung erzeugen können. Hat Typhus ansteckende Eigenschaft? Typhus bezeichnet nur eine gewisse krankhafte Beschaffenheit des ganzen Organisms, einen bestimmten Gattungszustand von Krankheit; die ansteckenden Krankheiten aber eine bestimmte Form von Abnormität der Reproduction. Ersterer, welcher einen hohen Grad von allgemeiner (directer) Asthenie der Lebensthätigkeit mit Gefässfieber bedeutet, giebt keine Bedingung zur Erzeugung irgend eines Ansteckungsstoffes ab, und ist daher, *als solcher*, auch im höchsten Grade nicht ansteckend, wie der Vf. (109) meint. Aber es kann bey ihm zugleich eine ansteckende Übelseynsform in einzelnen Organen entstehen, so dass eine Krankheit, deren generischer Charakter Typhus ist, dem specifischen Charakter (der Form) nach ansteckend seyn kann. Auch von mit Typhus complicirten Kindblattern sagt man ja nicht, dass die Krankeit ein ansteckender Typhus sey. Diese Combination ist wirklich bey dem Lager-, Hospital- und gelben Fieber; — nur dass die wesentlichen Merkmale der dabey befindlichen ansteckenden Übelseynsform noch wenig beachtet und gar nicht genau

angegeben worden ſind. Der Umſtand, daſs ſich von einem an Typhus leidenden Körper Stoffe ausſcheiden (112), welche ſich in hohem Grade als Schädlichkeiten für andere geſunde Organismen erweiſen können, macht ſie noch nicht zu anſteckenden Krankheiten. (Wie aber nun, wenn dieſe Excretionen der Typhuskranken in den Geſunden auch nur wieder bloſsen Typhus erzeugen, wie häufige Beyſpiele lehren: ſollte dieſs keine Anſteckung — wenigſtens Anſteckung allgemeiner Krankheit — genannt werden können? — was iſt dieſs Phänomen anders als Anſteckung?) Bemerkungen über die Peſtkrankheit (115). Nicht jeder ſchwere, ſelbſt epidemiſche Typhus iſt Peſt. Auch iſt die Peſtkrankheit nicht immer aſtheniſch; ſie kommt auch hyperſtheniſch vor. Sie muſs ſich alſo durch weſentliche Merkmale, durch ſpecifiſche Verſchiedenheit, nicht bloſs durch generiſche, auszeichnen. Dieſe ſpecifiſchen Erſcheinungen an der Peſt findet der Vf. an den Drüſengeſchwülſten und Afterorganiſirungen der Haut (Karfunkeln), wenigſtens an den Erſteren, den Bubonen. Nach *Ruſſel* hatten Alle, welche auch nur den leichteſten Anfall von der Peſt bekamen, Bubonen. Nach *Chenot* entrinnt keiner, der nicht wenigſtens eine Spur davon hatte. Dieſen Satz ſucht er ſehr wahrſcheinlich durchzuführen (wiewohl auch Typhusarten neben der Peſt zu herrſchen pflegen, deren Anſteckbarkeit als Typhus Rec. nicht leugnen möchte, ohne dieſem jedoch den Namen Peſt beylegen zu wollen). Epidemiſche Schädlichkeiten nennt der Vf. nicht allein die atmoſphäriſchen — von welchen z. B. Epidemieen der Peſt in der Regel nicht veranlaſst zu werden pflegen —, ſondern alle Schädlichkeiten, welche aus einer phyſiſchen und moraliſchen nachtheiligen Lage der Volksmenge hervorgehen. Daſs die Peſt in einzelnen Perſonen ſich ohne Anſteckung von ſelbſt erzeugen könne, möchten wohl die angeführten Autoritäten (151) und Gründe (152, 153) zu beweiſen zu ſchwach ſeyn. Das Verbreiten ſucht er richtig in beiden, ſowohl in den epidemiſchen Schädlichkeiten, als in dem Anſteckungsſtoffe ſelbſt, welcher in der Höhe der Krankheit ſelbſt zur epidemiſchen Schädlichkeit werde. Das Verſchwinden der Peſt rühre theils von dem Nachlaſſen der epidemiſchen Schädlichkeiten, theils davon her, daſs es zuletzt an anſteckbaren Individuen fehle. (Letztere Meinung iſt zur Erklärung nicht hinreichend, es muſs noch eine andere unbekannte Urſache des Verſchwindens ſolcher Epidemieen vielleicht in der Atmoſphäre entſtehen, da in den gröſsten Städten, z. B. London, die Kindblattern zuweilen faſt gänzlich zu graſſiren aufhören, ungeachtet es an unangeſteckten Kindern nicht fehlt.) Gelbes Fieber iſt Gefäſsfieber (gewöhnlicher Typhus als Synocha) mit Gelbſucht complicirt.

Dieſs iſt ungefähr der Gedankengang des ſcharfſinnigen Vfs. in dieſem Werke, welcher zu vielen Hoffnungen berechtiget. Rec. wünſcht, daſs er die kleinen Mängel der Schreibart (*reproductiſes* Syſtem, *poſitiſe*, *negatiſe*; beruht auf *das* Verhältniſs u. ſ. w. —) als unhaltbar aufgeben möge.

N. E. D.

1) Dresden, b. Arnold: *Friedrich Hahnemanns*, des Sohnes, *Widerlegung der Anfälle Heckers auf das Organon der rationellen Heilkunde. Ein erläuternder Commentar zur homöopathiſchen Heillehre.* 1811. 128 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendaſ.: *Reine Arzneymittellehre* von *Samuel Hahnemann.* Erſter Theil. 1811. 248 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Den Inhalt der Duplik No. 1 ſpricht der Titel und das darunter geſetzte Motto (*Eſt interdum ita perſpicua veritas, ut eam infirmare nulla res poſſit, tamen eſt adhibenda interdum vis veritati, ut eruatur. Cicero, pro Quinto*) deutlich genug aus; und der Commentar zu dieſen Worten findet ſich S. 55: „Auch iſt es gar nicht der Fall, daſs mein Vater dem allgemeinen Verderben des Arzneyweſens, wie es *Hecker* und Conſorten lehren und treiben, je „*mit leiſen Worten*" widerſprochen habe. Wenn er es that: ſo geſchah es laut und kräftig, daſs ihnen die Ohren gellen muſsten, um ſie wo möglich Alle aus der Schlendrianslethargie aufzuwecken." Nach dieſer Äuſserung werden unſere Leſer (wir hoffen, Hr. *H.* werde uns unter die vielen rechtſchaffenen und Wahrheit ſuchenden Ärzte rechnen, deren er S. 42 gedenkt) wohl keine ausführliche Triplik oder Anführung aller Stellen erwarten, wo die *hahnemanniſchen* homöopathiſchen Anſichten erläutert oder vertheidigt werden. Rec. hat die *heckerſchen* Annalen, worin (Jul. und Sept. 1810) die Beurtheilung des *Organon der rationellen Heilkunde* vorkömmt, zwar geleſen, aber jetzt nicht bey der Hand, und mit dem Tode des Vfs. derſelben dürfte wohl dieſe Streitigkeit geendigt ſeyn; doch möchte er faſt behaupten, der Ton derſelben könne ſchwerlich den in gegenwärtiger Schrift übertroffen haben, welcher S. 87 in wenigen Worten ſich ausdrückt: „Nur dem geſunden Menſchenverſtande leuchtet meines Vaters Heillehre ein, aber nimmermehr der Verkehrtheit und Verdorbenheit des Kopfes" (vgl. viele Stellen) „und Herzens" (vgl. S. 23 ff. 37, 41). Ein paar Stellen möchten wohl für manchen Leſer undeutlich oder unbeſtimmt ſeyn: „über die gewöhnlichen Verhältniſſe des Lebens, als unfähig zur Umänderung der urſprünglichen Arzneyſymptome bey Geſunden, S. 15 f.; daſs durchaus *kein* einziges Beyſpiel ſich anführen laſſe, daſs zwey Krankheiten je in einem Körper geraume Zeit *einzeln neben einander* und alſo — *einzeln heilbar* beſtanden hätten, S. 43; über die bloſs mit Aderlaſſen nicht zu bewirkende baldige völlige Heilung der Pneumonie, S. 96 ff; über die Heilung der Nymphomanie durch Kampher, S. 115 f.; über die Wirkungen des Weins, S. 124 ff. Aber *laut und kräftig* (ſ. oben) iſt die Warnung vor bloſs äuſserlichen Mitteln zur Heilung der Chanker S. 121 ff.

In No 2 liefert der Vf. eine Reihe von eigenen und fremden Beobachtungen über die reinen urſprünglichen Wirkungen und Symptome der Arzneyſtoffe (dieſes Mal von 12 alphabetiſch geordneten) nach ſeinem ſchon bekannten Grundſatze, daſs die dynamiſch wirkenden Arzneyen bloſs nach ihren Symptomen ähnliche Krankheiten auslöſchen, zu de-

ren Auswahl und Anwendung im Allgemeinen das Organon Anweisung giebt. Er führt ihre Wirkungen in den kleinsten Gaben mit Bestimmung der Dauer der Primärwirkungen an, und unterscheidet sorgfältig, wenn irgend ein Umstand dieselben auch nur wahrscheinlich hätte verändern können. Die Versuche sind nach seiner Versicherung an möglichst gesunden Personen gemacht, und alle Mal ist dabey bemerkt, wenn bey fremden Beobachtungen die Personen chronische Kranke mit bekannten Krankheitssymptomen waren, die man nicht mit unter die neuen Effecte von der zum Versuche genommenen Arzney mischte, wie wenigstens *Greding* sorgfältig gethan zu haben scheine. Hr. *H.* verspricht von Zeit zu Zeit die Fortsetzung dieser Beobachtungen, wovon jedoch, so viel Rec. weiss, bis jetzt noch nichts erschienen ist, und wir wünschen nicht, dass die Besorgniss des Rec. des Organons in unserer A. L. Z. (1811 No. 7 am Ende) eintreffen möge.

*Belladonne (sic)*: der frisch ausgepresste Saft der Blätter, entweder an der Sonne verdickt oder mit gleichen Theilen Weingeist gemischt. Die ungemein starke Kraft dieses Gewächses verliert wenig, wenn es im Garten gebaut wird. Es giebt keine Arzney von so langdauernder Wirkung, welche sich in so vielfachen Wechselzuständen äusserte. „Als Antidot gefährlicher Gaben kann ich den Essig durchaus nicht rühmen, der fast allgemein als Gegenmittel nach Vermuthung angenommen worden ist.“ Aufgelöseter Brechweinstein, dessen Wirkung nachgetrunkener Kaffee befördert, welcher auch, in recht kräftigem Aufgusse sehr reichlich angewandt, die krampfhafte Verengerung des Schlundes fast zuverlässig hebt, und auch übrigens die Reizbarkeit palliativ herstellt. Bey der Weinerlichkeit, mit Frost, Kopfweh und unbeweglich erweiterten Pupillen, Küchenschelle; bey Schlafsucht und Schläfrigkeit, kräftiger Wein. Vom Kampher erwartet er Viel, hat aber selbst keine Erfahrung darüber. Die Trockenheit im Munde ist bloss Empfindung des Kranken: er bleibt wirklich feucht. *Bittersüss:* der ausgepresste Saft der jungen Stengel und Blätter, mit gleichen Theilen Weingeist gemischt. Die Wirkung hält 17 Tage an, nach *Carrère* nur ungefähr 12; früh ist die beste Zeit es einzugeben, weil seine Symptome immer in der Nacht am häufigsten erscheinen. (S. 54 Z. 5 von unten ist eine Undeutlichkeit, die wir nicht aufzuhellen vermögen.) *Cinasaamen*: 40 Gran bey einem drittehalbjährigen Kinde scheinen doch zum Versuche beynahe zu viel, im Gegensatze von 3 bey einem zwey- und 6 bey einem vierjährigen. *Hanf:* theils das Extract aus dem Hülsen (?) des Saamens, theils der Saft der Blätter mit gleichen Theilen Weingeist gemischt. Die Beobachtungen Anderer betreffen auch den Dunst des Krautes, dessen Auflegung auf den Unterleib und die Folgen des Hechelns. *Kockelsaamen* von *Menispermum Cocculus:* die geistige Tinctur dieses gepülverten Saamens. Gehörig verdünnt, ist sie nach den vom Vf. zuerst angestellten Versuchen in nicht wenigen Fällen der gewöhnlichen Menschenkrankheiten unentbehrlich. Ihre Wirkung dauert nur etwa 5 Tage; Kampher ist ihr Hauptgegenmittel. *Krähenaugen:* die geistige Tinctur des im warmen Mörser fein gepülverten Saamens. Sie eignen sich vorzüglich nur für Personen von lebhaftem, feurigem, höchst selten hingegen für die von stillem, nachgebendem Charakter; sie wirken, einige Stunden vor Schlafengehen gegeben, gelinder als bey anderen Tageszeiten (dringende Nothfälle ausgenommen), am beschwerlichsten früh nüchtern; nächstdem erfolgen ihre Zufälle am häufigsten nach Tische und nach Kopfanstrengungen. Die lebensgefährliche Wirkung übermässiger Gaben am unrechten Orte dauert nicht viel über Tag und Nacht, die Arzneywirkung aber erstreckt sich, wenn sie nicht gehemmt wird, bis auf 15 Tage. Antidot ist Wein, auch vorzüglich gegen Hauptweh und Appetitlosigkeit Kaffee, gegen Lähmungszufälle Kockel, gegen Überempfindlichkeit und Engbrüstigkeit Sturmhut. Essig hat bey Menschen nie gute Wirkung gehabt, Citronensäure bey Hunden offenbar geschadet. Kampher untrüglich bey Hunden; bey Menschen fehlen die Erfahrungen; so auch vom Pariskraute. (Die eigenen Beobachtungen des Vfs. sind sehr zahlreich und äusserst detaillirt, selbst in Hinsicht der Wirkungen auf die Seele in Träumen, Vorstellungen beym Wachen u. s. w., welche fast vermuthen lassen, er habe sie an sich selbst angestellt.) *Mohnsaft:* Ohne homöopathische Anwendung desselben kann man unmöglich wohlthätig damit handeln. Wenn er in einigen wenigen Fällen Husten, Durchfall, Erbrechen, Schlaflosigkeit, Zittern u. s. w. hebt: so geschieht diess nur dann, wenn diese Übel in einem bisher gesunden Körper erst jetzt und plötzlich entstanden und klein sind. Daraus folgt also nicht, dass er eine wahre Heilkraft besitze, diese Übel in jedem Falle dauerhaft zu heben, wenn sie schon einige Zeit gedauert haben, da die gedachten Beschwerden nicht in der Primärwirkung des Mohnsaftes, sondern bloss in der Nachwirkung und der anfänglichen momentanen Reaction enthalten sind. Er ist in chronischen Fällen von Schmerzen ganz unzulänglich, irrationell und verderblich in seinen unausbleiblichen Folgen. — Die ganze Abhandlung ist einer überdachten Prüfung äusserst werth. *Moschus* (bloss nach fremden Beobachtungen). Der versüsste Salpetergeist giebt die kräftigste Tinctur. *Oleander:* geistige Tinctur der gepülverten Blätter. *Quecksilber.* Seine bekannten Wirkungen sind grösstentheils nur primär. Nur wenige lassen sich mit Gewissheit unter die Nachwirkungen zählen; sie zeichnen sich durch Schmerzlosigkeit und Entzündungslosigkeit aus. Obgleich jede Form des Quecksilbers die allgemeinen Symptome desselben im menschlichen Körper äussert: so erregen doch seine verschiedenen Hauptformen noch Nebenwirkungen, welche genauer beobachtet zu werden verdienen. Zahlreiche eigene Versuche mit den verschiedenen Zubereitungen, sehr instructiv. — *Sturmhut:* der aus dem Kraute frisch gepresste und mit (gleichen Theilen) Weingeist vermischte Saft. Da seine Wirkungskraft sehr kurz und fast stets in 24 Stunden beendigt ist: so kann er grösstentheils nur in acuten Krankheiten dauerhaft hülfreich seyn,

in chronischen Übeln aber nur selten ausreichen. Wo er mit seinen übrigen Symptomen passt, da wird er desto hülfreicher seyn, wenn zugleich die Gemüthsaffection in der Krankheit vorherrscht, die in den Symptomen ausgedrückt ist. Die Gewächssäuren heben seine Wirkung fast gänzlich und schnell auf, und müssen daher möglichst vermieden werden; daher findet man in ihnen und namentlich im Essig eines der vorzüglichsten Antidote desselben; gegen davon erregten Schlummer und unbändigen Schweiss bey stark erweiterter Pupille Mohnsaft; bey wilder Hartnäckigkeit, Gesichtsröthe, Kopfweh u. s. w. Wohlverleih; bey grosser Ärgerlichkeit statt alles Anderen Wein. *Wohlverleih:* die geistige Tinctur der gepülverten Wurzel. Eine flüchtige Arzneysubstanz, deren Wirkungsdauer sich höchstens auf 5 Tage erstreckt; sie scheint noch weit mehrere Symptome als die bis jetzt bekannten hervorbringen zu können, die seinen Nutzen als Heilmittel vielfach erhöhen werden. Gegen die Nachtheile von übermässigen Gaben öfters kleine Schlückchen Weinessig; gegen gewisse Arten Kopfschmerz mit Grämlichkeit die Ignazbohne; gegen die grosse Schwere der Glieder mit hypochondrischer Verdriesslichkeit Kapsikum; gegen einige Nachwirkungen und Nachwehen Ipecacuanha; gegen andere die weisse Nieswurzel. Hofmannscher *liquor anodynus* nach *Dresky* (der aber unter den angeführten fremden Beobachtungen nicht vorkömmt); muthmasslich Kampher in mehreren Fällen, je nachdem die Symptome sind, welche er palliativ beschwichtigen oder homöopathisch austilgen kann. Wein schadet bey allzustarker Erregung von Arnika.

Ks.

Hannover, b. Hahn: *Der Gesundheitsfreund des Alters, oder praktische Anweisung, wie man im Alter seine Gesundheit, sein Leben verlängern und froh geniessen könne*, von D. *Chr. Aug. Struve*, A. in Görlitz. 1804. 158 S. 8. (10 gr.)

In 24 Abschnitten handelt der Vf. von dem Glücke des Alters, von den Vorzügen des Alters vor der Jugend, der Gemüthsbeschaffenheit im Alter, der Bestimmung des Menschen zum hohen Alter, der nützlichen Thätigkeit im Alter, von der Dauer des menschlichen Lebens, den Hauptmomenten, welche zum Altwerden beytragen und den hoffnungsvollen Kennzeichen eines langen Lebens, von den verschiedenen Methoden zur Verlängerung des Lebens und Alters, von den Hindernissen und allgemeinen Grundsätzen zur Erreichung eines hohen Alters, von der Achtung, welche demselben gebührt, der Thätigkeit, Bewegung und Ruhe, dem Schlafe und der Wärme, den warmen Bädern, Frictionen und Salben, dem Genusse der reinen Luft, der Kleidung, den Speisen und Getränken, von dem frohen Muthe im Alter und Regimen der Leidenschaften (als Beziehung auf das Alter), von dem Gewöhnen an eine bestimmte Lebensordnung und endlich von den Krankheiten alter Leute. Aus dieser Skiagraphie erhellt, dass der Vf. manche Gegenstände abgehandelt habe, welche eben so gut dem frühesten Lebensalter und allen anderen einzelnen Stufen des menschlichen Lebens zukommen, als dem Alter; es lässt sich auch schon aus diesen Aufschriften der einzelnen Rubriken und der Anzahl der letzteren, mit der Bogenzahl der Schrift selbst verglichen, muthmassen, dass der Vf. unmöglich in tiefe Untersuchungen eingegangen sey. Indess sind sie doch meistens leicht, angenehm und mit Deutlichkeit, wie bekanntlich die Manier des Vfs. ist, bearbeitet. Hierin besteht das eigenthümliche Verdienst des Vfs. Neue Ansichten, tiefgeschöpfte Urtheile, scharf gezogene Resultate, unerwartete Ähnlichkeiten zwischen fremdartigen Gegenständen sucht man umsonst in allen Schriften desselben. Er hält sich stets in bekannten Regionen auf, verliert sich nicht von der Oberfläche, verirrt sich nicht vom gebahnten Wege. Man kann daher eben nicht sagen, dass man wirklichen Irrthümern in denselben begegne. Sogar schiefe Darstellungen sind selten; Alles läuft seinen gemeinen flachen Weg fort. Unter denjenigen Stellen, welche wir nicht ganz unterschreiben können, zeichnen wir folgende aus: S. 6 sagt Hr. *St.*, die Körperconstitution des Alten habe eine grosse Biegsamkeit und Nachgiebigkeit erlangt, weshalb die Gegenwirkung der Natur gegen die Reizung der Krankheit nicht mehr so heftig sey, als sonst. S. 8: Es werde im Alter nicht mehr ein solcher Aufwand von Kräften erfodert, um den gewöhnlichen Gang des Lebens zu erhalten, doch müsse die Kunst oft zu Hülfe kommen. Das öftere Verwechseln des physischen Alters mit der Erschöpfung durch Ausschweifung, z. B. S. 9, gehört auch hieher; so auch die Verwechselung der im hohen Alter oft eintretenden blossen Vegetation, indem die Sensibilität und Irritabilität zurücktreten, und die Reproduction fast allein übrig bleibt, mit der Verjüngung des Körpers und Geistes. Das S. 24 angeführte Beyspiel des Hyppoli beweist eigentlich gegen den Vf., dass nicht immer Mässigkeit in allen Stücken dazu gehöre, um alt zu werden: denn H. heyrathete 5 Frauen, zeugte 24 Kinder in und 25 Kinder ausser der Ehe, war in ziemlich hohem Grade ausschweifend, und wurde dennoch über 100 Jahre alt. Als Regeln der Lebensordnung für Alte setzt der Vf. folgende fest: 1) Man vermeide die Entziehung der gewohnten Reize. Viele Speisen, die in derselben Quantität dem jungen Manne nicht schaden, verderben leicht einen alten Magen. Hieraus folgt (?), dass unnöthige Aderlässe und Abführungen dem Greise gefährlich werden u. s. w. 2) Man verhüte die Überreizung der Kräfte. 3) Man sorge für eine gleichmässige Wirkung der Reize. 4) Der Grad der Reize muss in eben dem Masse, als die Abnahme der Kräfte erfolgt, vermehrt werden. Unter den Krankheiten der Alten wählt Hr. *St.* die Gesichtsschwäche, den Schlagfluss, den Brand und den Marasmus aus, um einige Worte von ihnen anzugeben, und mit einem schönen Gedichte eines Hn. *v. Nostiz* schliesst die Schrift. Das Ganze halten wir, in Bezug auf das allgemein bekannte Werk eines berühmten Schriftstellers, für eine Iliade nach dem Homer, welche noch dazu durch viele Druckfehler entstellt ist.

Fj. n. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.

*PHILOSOPHIE.*

1) Leipzig, in Comm. b. Feind: *Elemente der Biosophie*, von *Ignaz Paul Vital Troxler*, Med. D. 1808. XXII und 119 S. 8. (18 gr.)

2) Aarau, b. Sauerländer: *Blicke in das Wesen des Menschen*, von D. *Troxler*. 1812. X und 259 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben hier zwey Schriften anzuzeigen, die für die Geschichte der Philosophie unserer Tage von Wichtigkeit sind. Man könnte sagen, es culminire in ihnen der Inbegriff aller Missverständnisse, die seit Schelling die Philosophie so vielfach verwirrt haben, und nun, nachdem diese Reinigung erfolgt ist, dürfen wir schönere Tage hoffen. Vielfach hat man sich an der Form der aus der Einheit der höchsten Idee hervorbrechenden Zweyheit geirrt; fast überall wurde der Schein statt des Wesens, ein Trugbild statt des Geistes ergriffen. Aber am tiefsten lag diejenige Täuschung, in welcher die Zweyheit jener Form, zum Theil durch die nothwendige Beschränktheit jeder wissenschaftlichen Darstellung fixirt, und gleichsam in sich selbst erhaben und erniedrigt, als Trennung des *Edleren* und Unedleren, als Rangordnung im Absoluten begriffen wurde. Diese Rangordnung, welche, die Form in ihrer ursprünglichen Natur verkennend, ihr eine Würde beylegt, welche ihr durchaus abgesprochen werden muss, findet sich in vielen philosophischen Schriften der neuesten Periode verborgen, in viele wurde sie hineingelesen. Hr. *T.* ergreift sie mit vollem Bewusstseyn, und hebt sie an die Spitze eines Systemes, das man eben darum als das der absoluten Differenz nach Aussen, nach Innen aber als den Versöhnungspunct aller formalen Philosophie, charakterisiren könnte. Es war gut, dass diese Versöhnung so frühe erfolgte; doch wäre die Ruhe nach derselben noch gefährlicher, als der alte Streit. Wenn nämlich, nach einer bisherigen Ansicht der Philosophie, alles Besondere nur in dem All und für dasselbe Daseyn, ausser ihm aber nur den Schein der Wirklichkeit hat, das All an sich aber, für die endliche Anschauungsweise in Gott und Natur getrennt, an einen Act des höheren philosophischen Bewusstseyns den Anspruch machte, auch diesen letzten Gegensatz in jene ungetrübte Klarheit aufzulösen, die, alles Irdische, vor Allem aber des Menschen Stolz und Eitelkeit verzehrt, und den befreyten sinnigen Geist sich zuläutert: — dann war die Eitelkeit des Philosophen nothwendig der grösste Feind der Philosophie, und es blieb ihm, von der Foderung der Absolutheit gedrängt, nur der eine Ausweg übrig, sich selbst, sey es nun als Person, oder als Gattung, zum Princip der Philosophie zu erheben. Wir wollen nicht auf die zahlreichen Schriften hinweisen, in denen dieser Geist sich ausdrückt; auch nicht auf die Rangstreitigkeiten, in denen sich Person über Person zu erheben suchte, das Ewige der Idee relativen Zeitverhältnissen unterwerfend. Aber andeuten mussten wir es hier, dass Hr. *T.* in seinem neuesten Systeme diesen Egoismus in seiner höchsten Allgemeinheit, unter der Form des Lebens der Menschheit, zum Princip eines in sich vollendeten Systems erhoben habe. Freylich hält es schwer, sich selbst in seinem Werke untergehen zu sehen, und es mag wohl thun, den eigenen Geist, allmählich bis in die Tiefe der Gattung gesteigert, aus ihr herab sich selbst beschauen, und die Natur zugleich mit der Naturphilosophie unter seine Füsse treten zu lassen. Es entsteht aber die Frage, ob die Fixirung des Gegensatzes, sey es nun in der Form von Thesis, Antithesis und Synthesis, oder in der von Identität, Differenz und Totalität, oder in der von Unterscheidungs- und Beziehungslosigkeit, Unterscheidung und Beziehung, und Unterscheidung und Beziehungslosigkeit, — ob die Trennung des Menschen in Geist, Seele, Leib und Körper nicht bloss die Abwege der Philosophie, sondern Himmel und Erde selbst, in des Menschen Brust versöhnen könne.

In den beiden vor uns liegenden Schriften entwickelt Hr. *T.* mit unverkennbarem Witze und Scharfsinne die gekreuzten Fäden seines Systems, und zwar stellt die erste das Gerüste, gleichsam das systematische Knochengebäude dar; die zweyte aber überkleidet es mit weichem Fleisch, giesst Kräfte und Säfte in seine Adern und bläst ihm Athem und Leben ein. Wir wollen uns also in der Darstellung auf demselben Wege halten, — die erste nach ihren Grundzügen angeben, bey der zweyten aber in freyerer Berührung vertraulich weilen. Ehe wir jedoch ans Werk gehen, können wir uns nicht enthalten, nach dem Beyspiele, das uns in No. 2 vorleuchtet, folgende Apostrophe an unsere Philosophen, sowohl an die existirenden als an die nichtexistirenden, zu

richten. Habt ihr denn ganz verkannt (wir wissen zwar wohl, dass kein Philosoph diess jemals verkannt hat), habt ihr denn ganz verkannt, dass alle Philosophie seit Anbeginn der Menschheit nichts Anderes war, als ein Reflectiren des Menschengeistes auf sich selbst, und ihr die Creatur, die sich im Widerschein dieses Strahles sonnt; dass ihr euch sondert von ihrem Geiste, wenn ihr euch selbst, in eurer Besonderheit, darein mischt, und dass ihr abtrünnig werdet, wenn ihr die Zeit zur Richterin des Unendlichen erhebt? — Dem Dichter ziemt der Stolz und dem sittlichen Künstler, in Werk und That: denn in ihm wirkt zur Stunde ein Gott, und er ist eins mit ihm. Aber der Philosoph predigt das ewige Wort, das der Menschengeist durch alle Zeiten spricht, in der Sprache seiner Zeit, wie er es jenseits seiner selbst geschrieben findet. Sein Schmuck ist die Demuth, in der allein er eins wird mit dem, was er verkündigt. Friede sey mit der Kirche und mit der Philosophie.

No. 1. Nachdem Schelling die Idee des Absoluten, aus intellectueller Anschauung, zum Princip der Philosophie erhoben, und nun durch die erste Geburt einer philosophischen Methode die Leiblichkeit jenes Geistes auszuwirken begann: war es ein unerfreuliches Schauspiel, zu sehen, wie Viele jede Einzelnheit und individuelle Zufälligkeit der Methode heisshungrig aufgriffen, um nur recht schnell die Absolutheit der Philosophie, die ihnen wohl so unbeleibt wie ein Gespenst erscheinen mochte, tief genug in die gemeinste Körperlichkeit hinunter zu ziehen, — Andere hingegen, die ihre Tendenz nicht weniger verkannten, und ebenfalls starr auf ein vermeintes Ableiten und Erklären dessen, was sie die Wirklichkeit zu nennen pflegten, ausgingen, weil sie immer mehr einzusehen anfingen, oder zu finden glaubten, dass eine solche Ableitung, wie sie sie gerade brauchten, aus dem ihnen dargebotenen Absoluten, nach ihrem Verstehen desselben, nicht füglich zu Stande gebracht werden könne, nun an der Absolutheit selbst des Absoluten muthig ihre Meisterschaft versuchten. Wie war da doch Alles in leerer formaler Bewegung! Auf der einen Seite haben sie das Absolute im Kothe mit Füssen getreten, auf der anderen haben sie es immer absoluter haben wollen, und zwischen den Gegensätzen immer weiter rückwärts geschoben, damit es doch endlich einmal über den Horizont, und über die Gegensätze, die es unter sich bekommen sollte, hinausgerathen möge. Wir haben oft genug gesehen, wie dieses Streben immer wieder misslang, und immer aufs Neue an dem Absoluten geschoben werden musste, sobald sich im Fortbauen ergab, dass es noch nicht recht in die Perspective der idealen und realen Reihe falle, und zu sehr auf die eine oder die andere Seite neige. In diesem allgemeinen Zuge schien das Bessere mit dem Schlechtesten eine Zeit lang in demselben Strombette fortgerissen zu werden, bis es sich da oder dort in seiner eigenen gediegenen Gestalt krystallisiren konnte. Die Richtung aber war ein für allemal nach dem *Realen* hin bestimmt, und wenn Schelling, dem Geiste der *Philosophie* getreu, noch in seinen neuesten Darstellungen das Absolute = Vernunft setzt, weil eigentlich eben in dem Geiste dieses A = A zugleich die Möglichkeit des Setzens sowohl unter der Form des Idealen als des Realen gegeben war: so musste dieses bey der herrschenden Richtung ganz vorzüglich zum Anstoss gereichen. Die Formen, die diese Widersprüche angenommen haben, sind bekannt. Diese Schrift des Hn. *T.* aber erscheint uns gleichsam wie ein Kern, an welchen der vermischte Fermentationsstoff, als um ein festes Centrum, angeschlossen, und zur beharrlichen Gestalt gelangt ist. Wirklich haben wir auch seitdem im Ganzen eine gewisse Ruhe verspürt, und es scheint nun, nachdem für die Realität des Absoluten ein befriedigenderes Zeichen gefunden worden ist, von den Naturphilosophen für die Zukunft mehr Universalität, und auch das *Wissen* um die *Erfahrung* gefördert werden zu können. Die *Biosophie* des Hn. *T.* verdient also schon um desswillen unsere Aufmerksamkeit, ob wir gleich durch das oben Beygebrachte keinesweges aussagen wollen, dass sie jene Wirkung *durch sich selbst* hervorgebracht habe. Vielmehr scheint sie in dieser Hinsicht sich nur negativ zu erhalten, und selbst der Zeit anzugehören, die in dem scharfsinnigen Vf. zur deutlicheren Erkenntniss ihrer selbst gekommen ist.

Aller Irrthum der neuesten Philosophie habe, sagt Hr. *T.* in der Biosophie, seine Wurzel *in dem Egoismus des Wissens*, nach welchem nur die Eine Seite des Universum, die der *Intelligenz*, der Philosophie, deren Sphäre das Wissen sey, zugeeignet werden könne, und Schelling selbst müsse desshalb das Absolute = *Vernunft* setzen, und behaupten, dass ausser ihr *Nichts* sey. Dieses Setzen einer Einheit des *Objectiven* und *Subjectiven* aber, als absolute Vernunft, sey eben darum nur ein *relatives* Setzen mit vorherrschender *Subjectivität*. In der Vernunft liege das Absolute nur unter der Form des *Erkennens*, wie in der Natur unter der des *Existirens*. Da aber in Beiden *die gleiche Absolutheit* sey: so müsse nothwendig auf der ideellen Reihe eben so viele Existenz, als auf der reellen Reihe Intelligenz postulirt werden; oder beide Reihen müssten gleich absolut seyn. Dieses aber werde in dem schellingschen Systeme vermisst, wo die ideelle Reihe einen Factor im Jenseits habe, während die reelle nur in der Aufnahme in das Ideelle hinüber gelange. Sollen nun Intelligenz und Existenz in gleicher Absolutheit bestehen: so muss das Absolute in demjenigen gesucht werden, welches weder *erscheint*, noch *ist*, sondern ein Nichts für *Erscheinung* und *Existenz*, über Beiden, dem *Wissen* wie der *Darstellung* unzugänglich, thront, — oder mit anderen Worten: das Absolute darf nicht mehr transscendental, sondern es muss *transscendent* seyn. Ein solches nun ist dem Vf. das *Leben*, als *Ursache*, in sich beschlossen, in absoluter Unzugänglichkeit; durch das *Urtheil* aber sich selbst, als *Intelligenz* und *Existenz*, unterscheidend. — Leben also, als das *An sich* von Erscheinung und Existenz, ist das Einzige wahrhaft Absolute, und der Grund des

*Alls;* die Wissenschaft des Lebens aber ist nicht Philosophie, sondern *Weisheit*.

Nachdem wir das *Leben*, als *absolute Ursache*, erkannt, und gesehen, wie es in dem *Urtheile* sich selbst, als *Intelligenz* und *Existenz*, spaltet und vereint, oder erschafft und vernichtet, dürfte nicht schwer werden, einzusehen, wie eben dasselbe sich in seinem Urtheile zugleich als *Ursprung* und *Abgrund* seiner *Wirkung*, der Welt, zeige. Und zwar *jenes* durch die *Unterscheidung*, dieses durch die *Beziehung* von Intelligenz und Existenz im Urtheile. Was sich also in der Wirkung oder der Welt, als Getrenntheit und Verschiedenheit der *Phänomene* und *Producte* darstellt, ist selbst nur eine Getrenntheit und Verschiedenheit des *Gegensatzes* und *Wechsels* von Intelligenz und Existenz im Urtheile, diese aber (Intelligenz und Existenz) sind Ausdruck und Äusserung der *Selbstthätigkeit* und *Selbstständigkeit* des *Urtheils*, und dieses Offenbarung einer *Ursache*, deren Charakter *Schaffen* und *Vernichten* ist. Wie nun die Ursache in dem Urtheile von Intelligenz und Existenz, durch Unterscheidung und Beziehung, Ursprung und Abgrund der Wirkung oder der Welt ist: so wird, indem die Wirkung in der Unterscheidung und Beziehung von Phänomen und Product das Abbild der Ursache ist, ihr Urtheil als *Zeit* und *Raum*, wie die vermittelnde Form zwischen Phänomen und Product, hervortreten. — Zeit und Raum gehören zur *Welt*, wie Intelligenz und Existenz zum Leben; sie selbst aber sind nur in der *Unterscheidung* und *Beziehung*, und in der Welt, als Universum. oder der *ganzen Wirkung*, kann demnach nur *Ein* Raum seyn, welcher = Zeit, und *Eine* Zeit, welche = *Raum* ist. In dem *Jenseits* ist das Leben unsterblich, das *Diesseits* aber, als das *Lebendige*, ist das Sterbliche. Eben so ist in dem Unsterblichen Intelligenz und Existenz ewig und unendlich, — *Phänomen* und *Product* des *Sterblichen* aber sind zeitlich und endlich. Die Zeit aber ist eben das Ausgleichende des Ewigen und Zeitlichen, und der Raum das Ausgleichende des Unendlichen und Endlichen; jene selbst nichts Anderes, als ein *Ewigzeitliches*, — dieser an sich nur ein *Unendlichendliches*. Daraus möge begriffen werden, wie die Welt, als *Lebendiges*, einerseits unsterblich, andererseits sterblich lebe; wie sie in der Erscheinung ihrer Phänomene einerseits *ewig*, andererseits *zeitlich hervorgehe*, in ihren Producten aber einerseits endlich, andererseits unendlich *sey*. So wie aber das Lebendige in die Erscheinung tritt, *erscheint* es als *Kraft*, und wie es in die *Existenz* übergeht, *ist* es als Materie. Kraft und Materie also sind sich weder einseitig noch wechselseitig untergeordnet, sondern beide sind in dem Ewigen und Unendlichen des Unsterblichen, in gleicher Ewigkeit und Unendlichkeit mit Intelligenz und Existenz. Es ist in dem Jenseits nur Eine Kraft, welche die *Phänomene* der Welt *trägt*, und Eine Materie, in welcher alle *Producte* der Welt bestehen. Da aber das Ewige seinen Ausdruck in der Zeit hat, und das Unendliche seine Äusserung im Raume, welches als die Offenbarung der gleichen *Ursache* nur in der Unterscheidung und Beziehung geschieht: so folgt, dass die Kraft in ihrer Erscheinungsweise, als *Quantitatives*, mit der Materie, und die Materie, in ihrer Existenzweise, als *Qualitatives*, mit der *Kraft* sich *ausdrücken* und *äussern* müsse. Daher erscheint in dem Quantitativen die Materie in der Kraft = *relativer Activität*, die Kraft in der Materie = *relativer Passivität*; in dem Qualitativen aber ist die Kraft in der Materie = *relativer Positivität*, die Materie in der Kraft = *relativer Negativität*. So ist also, was in der *Unterscheidung* des Lebendigen in sich als *Actives* und *Positives* hervorging, in der *Beziehung*, als *Negatives* und *Passives*, wieder *zurückgeführt*, und es ist ein Ausdruck des Zeitlichen und Endlichen gefunden, in welchem das Ewige und Unendliche durch *Bewegung erscheinen*, und in der *Gestaltung existiren* kann. „So gelten mir die *Vernunft*, welche der Philosoph, und die *Kraft*, welche der Physiker sich nimmt, selbst auch nur als sowohl qualitative als quantitative Indifferenzen von Subjectivität und Objectivität, und drücken nur vorzüglich die Qualität und Quantität der Ersteren aus, so wie gegentheils *Natur* und *Materie* vorzüglich die der Letzteren äussern." — Darin, dass Alles, was in der Welt *erscheint* und *ist*, als Ursache in einem *Jenseits* beruht, und als Wirkung *diesseits* sich *offenbart*, liegt unmittelbar das Hervortreten des vermittelnden *Dynamismus* und *Organismus*. Der Dynamismus ist dasjenige, was das *Jenseits* und Diesseits mit der Erscheinung vermittelt, und sein Grund ist die ewige *Schwere* der Urkraft, der Organismus aber ist dasjenige, was das Jenseits und Diesseits in der Existenz ausgleicht, sein Grund die *Urmaterie*, als unendliches *Centrum*; jener *vereinigt* also Ewiges und Zeitliches, und dieser *vergleicht* Unendliches und Endliches, und so sind Beide eine Offenbarung des unsterblichen Lebens in dem Lebendigen. — Indem Beide in beiden Welten stehen, ist Jener (der Dynamismus) ein *Erwecken* des *relativ Passiven* durch ein *relativ Actives*, — und ein *Auslöschen* des *relativ Activen* durch das *relativ Passive*; — dieser (der Organismus) ein lebendiges Setzen des *relativ Negativen* durch das *relativ Positive*, und ein *Vernichten* des *Ersteren* durch das Letztere. Das An sich ist (S. 90) „ein unsterbliches Original, welches sich selbst auf eine ewig zeitliche Weise *dynamisirt* und *adynamisirt*, und auf eine unendlich endliche Weise *organisirt* und *anorganisirt*," — und zwischen beiden Functionen wogt und schwebt die *Reflexion* und Production. — Wie nun ferner aus der *selbstthätigen Potenz* des Ewigen, durch die Begrenzung der Substanz, die *Accidenzen* in die Zeit hervorgehen, und durch den ausgleichenden Dynamismus aus der *Simultaneität* in die Succession gesetzt werden, aus der *selbstständigen Substanz* des Unendlichen hingegen, in der Beschränkung durch die *Potenz*, die *Attribute* im *Raum* hervortreten, und vom Organismus aus der *Coexistenz* in *Extension* entfaltet werden, brauchen wir nicht weiter anzugeben. Den *Urrhythmus* des *Kreises* und den *Urtypus* der *Sphäre* dürfen

wir nur andeuten. Auch was dem Vf. *Freyheit* und *Nothwendigkeit* sey, wird leicht aus dem Vorhergehenden abzunehmen seyn. Jenseits nämlich im Reiche der *Spontaneität* und *Substantialität* liegt die *Freyheit* und *Möglichkeit*, — diesseits in dem der Zeitlichkeit und Endlichkeit herrscht *Nothwendigkeit* und *Wirklichkeit*; oder: die Freyheit ist nichts Anderes, als die ewige *Nothwendigkeit* in der *Spontaneität* des Lebens, und selbst nur Ausdruck von jener im *Phänomen*. Eben so ist die *Wirklichkeit* nur die *Möglichkeit der unendlichen Substantialität*, wie diese sich im *Producte äussert*. In der durch Organismus und Dynamismus vermittelten Erscheinung aber ist nothwendig immer die Freyheit = der Nothwendigkeit der Accidenzen im *Dynamischen*, und die Möglichkeit der Substanz = der der Wirklichkeit der Attribute im Producte des Organismus. Alle *Causalität* ist nur das Vereinigende und Vergleichende von Diesseits und Jenseits, und es giebt diesseits in dem *Nothwendigen* und *Wirklichen* keine Causalität des einen Besonderen aufs andere, sondern der Causalnexus erstreckt sich nur von dem Ewigen aufs Zeitliche und vom Unendlichen aufs Endliche. — Die Causalität der Ursache, an sich nur Eine, ist in der Wirkung eine doppelte, — des *Ursprungs* derselben aus der *Ursache* einerseits, andererseits aber des *Untergehens* in der *Ursache* durch das Urtheil; das Urverhältniss aber des Lebens in den Elementen der Wirkung ist gleich zu setzen dem der ursprünglichen *Vitalität*, welche sich in Intelligenz und Existenz (Vernunft und Natur) als Geist und Körper offenbart und darstellt, und in der Reflexion und Production bezieht. Aber „dieses Urverhältniss an sich vermag weder das Nachdenken noch das Erfahren für sich zu erreichen, und eben darum weder die *Philosophie* noch die *Empirie*, indem beide die Causalität des Lebens nur einseitig verfolgen." — Der Punct, auf welchem Hr. *T.* hier anlangt und den bisher zurückgelegten Lauf anhält, gestattet einen sicheren Rückblick auf den Anfang; jener reflectirt sich in diesem noch als *ideeller Egoismus*, der nach der Betrachtung seiner selbst im Absoluten trachtet. Der *Dualismus* des Endlichen ist es, der auf einen Dualismus der Principien hintreibt, weil er in dem *Geiste* der Einheit des Absoluten sich selbst zu verlieren fürchtet, diese aber zu retten hofft, indem er den in das Jenseits versetzten Dualismus sich für das Diesseits *real* erhält, und seine Identität in einer transscendenten Ursache sucht. Aber auch vorwärts thut sich eine weniger gebrochene Aussicht auf, der Keim des neuen Adam liegt lebensfähig in der Mutter Schoos. Die neueste Schrift des Vfs. führt ihn weiter ausgebildet mit schärfer hervorgehobenem Dualismus ins Leben ein. Der Ausdruck des Vfs. ist in dieser Schrift dem Gegenstand angemessen, in Antithesen beweglich, wie es hier seyn musste.

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Breslau, b. Grass und Barth: *Beschreibung des Treffens bey Brienne und der Schlacht bey La Rothiere am 29 Januar und 1 Februar 1814, nebst Sammlung aller (?) darüber erschienenen officiellen Berichten (te).* Mit einem Plan, auf welchem alle (?) Stellungen beider Armeen frey (?) illuminirt bezeichnet sind. 1814. 43 S. 8. (8 gr.)

Nichts, als die zusammengedruckten Zeitungsberichte der fünf verbündeten Armeen und der französischen, nebst einer gleichfalls aus den Zeitungen entlehnten sogenannten Beschreibung des Terrains und einer schlechten Charte der Gegend zwischen Brienne, Bar sur Aube und Montierender. Unter der *„freyen* Illumination" der Stellungen ist wahrscheinlich die Freyheit zu verstehen, welche der Verfertiger des Machwerks sich genommen hat, nach Willkühr ein paar unvollständige Stellungen hineinzuzeichnen.

Dass solche Buchhändlerspeculationen noch immer gelingen, liegt in der Natur der Sache; aber eine nachdrückliche Rüge verdient die seltene Kühnheit des Verlegers, auf dem Titelblatt eine *Beschreibung* der Schlacht zu versprechen, die er schuldig bleibt, und das Einzige, was er liefert, die Zeitungsberichte, nur als eine Zugabe anzukündigen.

Kf.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Druckort und Verleger: *Prudentius, oder das Bild eines klugen Predigers.* 1812. 159 S. 8. (12 gr.)

Man findet in dem Helden dieser Schrift einen Geistlichen von ganz gemeiner Gesinnung, ohne alles Gefühl für die Grösse seines Berufes, sinnlich, eigennützig, eitel und vergnügungssüchtig, der sein Amt recht eigentlich als ein *opus operatum ad panem lucrandum* treibt, und sich doch durch Heucheley und Schlauheit bey seiner Gemeinde Beyfall und Ansehn zu verschaffen weiss. Durch die gewöhnlichen Künste der Verstellung, durch den täuschenden Schein der Frömmigkeit und durch die schlaue Fügsamkeit in die Vorurtheile und Verkehrtheiten seiner Gemeinde erlangt er eine gute Pfarre, eine reiche Frau, zahlreiche Confirmanden und Beichtkinder, häufige Taufen und Trauungen, fette Mahlzeiten und ansehnliche Geschenke. Auf der Kanzel ist er voll heiligen Eifers; im Beichtstuhl frömmelnd und gegen das schöne Geschlecht zärtlich; in Gesellschaften lustig, ernst, scheinheilig, medisirend, wie es die Umstände verlangen; bey seinen Besuchen freundlich, höflich und kriechend; zu Hause mürrisch, zanksüchtig und träge; auf seiner Studirstube manchen Ausschweifungen ergeben. Einzelne Züge dieses widrigen Gemäldes mögen sich hie und da in der Wirklichkeit finden, im Ganzen aber sind die Farben zu grell und schreyend aufgetragen. Überall leuchtet ein versteckter Hass gegen die Geistlichen hervor, und mit rechter Wohlgefälligkeit malt der Vf. den hässlichen Charakter aus. Was auch in der Einleitung über den Nutzen der Schrift gesagt wird, wir halten sie nicht nur für überflüssig, sondern auch für schädlich. Den unwürdigen Geistlichen wird sie nicht bessern, der würdige wird sie verachten, und bey dem gewöhnlichen Menschen wird sie den geistlichen Stand herabsetzen. Die witzelnde, ironisirende Sprache macht die Lectüre der Schrift noch lästiger, so dass Rec. das Freye suchen muss, um das peinigende Gefühl, das sie in ihm hervorgebracht hat, loszuwerden.

R. d. e. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## PHILOSOPHIE.

1) Leipzig, in Comm. b. Feind: *Elemente der Biosophie*, von *Ignaz Paul Vital Troxler*, u. s. w.

2) Aarau, b. Sauerländer: *Blicke in das Wesen des Menschen*, von D. *Troxler*, u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

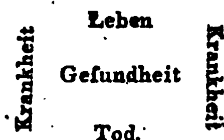
In No. 2 entfaltet sich das System, das die Biosophie nur in trockenen und grellen Umrissen darlegte, zu einem blätterreichen Gewächs, nicht ohne Anmuth der Rede und ohne das, auch dem Philosophen von Profession wohl verzeihliche Bestreben zu gefallen. Wir setzen bey dem kundigen Leser die Ahndung des Inhalts in so weit voraus, dass wir uns einer ausführlichen Inhaltsanzeige, die, mühsam und undankbar zugleich, leicht das Mass unserer A. L. Z. verletzen könnte, überheben dürfen. Statt dessen berühren wir einige wesentliche Puncte des *troxlerschen* Systems. Vielleicht dass ein Dritter aus diesen Beobachtungen, auf verschiedenen Höhen gemacht, die Elemente der Bahn dieses neuen Kometen glücklich herausrechnet. Das Eigenthümliche des Systems beruht auf der Unterscheidung und Fixirung eines doppelten, wesentlich verschiedenen Verhältnisses im Menschen, welches sich als eine zwiefache Polarität (Hr. *T.* vergönne uns diesen Ausdruck) darstellt, und im Centrum des Ganzen sich in einer vermittelnden Macht harmonisch ausgleicht. Der erste Gegensatz ist der der Causalität, des *bewirkenden* (Ununterscheidbaren und Unbeziehbaren) und *Bewirkten* (Unterschiedenen und Unbezogenen). Es ist die Axe des Lebens in Geist und Körper entfaltet. Der zweyte Gegensatz ist der der wechselseitigen Unterscheidung und Beziehung, in welchem die Seele, als das Unterscheidende und Beziehende, dem Leibe, als dem relativ Unterschiedenen und Bezogenen, wie der Geist dem Körper, in einer mittleren Breite des Lebens gegenüber tritt. Das Einende aber aller vier Gegensätze, selbst wieder in sich, wie jede der übrigen Sphären, nach dem Grundtypus des Vital-Verhältnisses vielfach gegliedert, ist das *Gemüth*, das, gleichsam im Centrum des Lebens, die Wurzeln des ganzen Stammes in sich sammelt. Hier wird nun wohl Jedem die Unterscheidung von Leib und Körper, und von Geist und Seele, als wesentliche, nicht bloss relative Gegensätze, Spuren der Willkühr an sich zu tragen scheinen, und es fragt sich, worin denn der Leib, der nach Hn. *Troxler's* Theorie *räumlich*, d. h. *nicht* im Raum seyn soll, nachgewiesen werden könne. Nach Hn. *T.* beruht die *Gewissheit* dieser Unterscheidung auf einem *nothwendigen Finden*; „der Leib," heisst es S. 48, „ist, und ist in keiner Hinsicht geringer, als die Seele, *denn* er ist ein Glied des Urtheils des Geistes, und entspringt beziehungsweise im Gegensatze wie sie. Oder wie sollte der Mensch, in seinem An sich *unendlich*, von der einen Seite der Unterscheidung in sich vollendeter seyn, als von der anderen?" Mit demselben Rechte könnten wir aber fragen: wie soll der Mensch in der Unterscheidung und Beziehung anders als endlich seyn? Ist also die Seele in der Unterscheidung: so ist sie eben dadurch, gleich dem Leibe, endlich, und Seele und Leib des Vfs. sind eben das nicht, was sie nach ihm als Pole des Idealismus (der Ichheit) seyn sollen. Diess ergiebt sich unmittelbar aus dem Folgenden: „Durch seine ewige Seele ist der Mensch allgegenwärtig, so wie durch seinen räumlichen Leib allanwesend," — „einen solchen Leib scheinen die Chaldäer und Ägypter, die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker unter der Form der ὀχήματος angenommen zu haben. Er ist das σῶμα νοετὸν der Kirchenväter, der Synoden von Ephesus und Nicäa, und *scheint unwidersprechlich* aus dem Daseyn von zwey Geschlechtern, ihrer gegenseitigen Anziehung, dem Entsprechen in ihrer Bildung und der aus ihrer Vermischung folgenden Frucht, dargethan werden zu können." — Mit Recht bleibt hier Alles beym Schein stehen. Denn hätte nicht Hr. *T.* den Körper als eine mechanische Existenz vom Leben ausgeschieden, und der nun einmal von ihm verdammten Natur zugeschlagen: so würde er das Allgemeine einer der Seele entsprechenden natürlichen Action erkannt haben, ohne die Hypothese eines nicht räumlichen, also auch immateriellen, und im Grunde gar nicht von der Seele verschiedenen Leibes zu Hülfe rufen zu müssen. Auf gleiche Weise, wie das Relative vor unseren Augen, spaltet sich das Causale in unserem Inneren, in Geist und Körper. Der Mensch zerfällt in ein Jenseits und in ein Diesseits, in ein Unsterbliches und Sterbliches. Das Organ aber, durch welches er diese absolute und ursprüngliche Spaltung in sich gewahr wird, ist keine der bisher bekannten Erkenntniss- und Gemüths-Kräfte. Es ist das absolut hohe, absolut dunkele, absolut überverständige und übervernünftige Vitalgefühl. Damit sind wir nun bey dem Vf. schlimmer daran, als bey der einst gefoderten und so oft anstössig gefundenen intellectuellen Anschauung. Denn

sollte einer wagen, zu gestehen, dass er diese tiefe Kluft, diesen ursprünglichen kreuzweisen Riss in seinem Innern nicht wahrnehmen könne: so mag ihm der Vf. getrost, wie dort der weise Nestor, antworten: „Dann sind Sie ein unbegreifliches und ausgemachtes Ungeheuer, das man nicht schnell genug aus der menschlichen Gesellschaft entfernen kann!" Denn dieser von mir nachgewiesene Gegensatz ist nichts Anderes, als die ungeheure Spaltung, die durch die ganze Menschheit geht; es ist die *alte* und die *neue* Zeit. Jene erkannte nur Geist und Materie, Gott oder Thier; diese nur Seele und Leib, Schein oder Seyn. Mein System aber ist die Mitte und die Versöhnung aller Einseitigkeiten der Alten und Neuen.

Es versteht sich, dass damit Jeder zum Schweigen gebracht würde, weil er ja gegen ein unendlichendliches und ewigräumliches System nur höchstens einige ärmliche Besonderheiten aus der Zeit, oder wenigstens von dem Orte seines eigenen Gehirns aus, zum Vorschein bringen könnte. Warum sollte er z. B. anführen, dass doch Hr. *T.* selbst das, was er Leib nennt, bey den alten Ägyptiern findet, die, nach den von ihm selbst abgesteckten Grenzen der alten und neuen Zeit, noch zur alten Welt gehören, und dass selbst die hermetischen Bücher, habe sie auch geschrieben wer da wolle, aller Wahrscheinlichkeit nach doch auch noch jenseits dieser Grenze fallen; dass man die Indier, wenn man nur recht wüsste, in welche Zeit sie gehörten, leicht für ausgemachte, nur etwas unbeholfene, Idealisten halten könnte u. dgl. Was Cicero den alten Cato sagen lässt, könnte man meinen, passe auch nicht recht in die alte Welt, und doch hatte Cicero, wie bekannt, das Meiste von noch Älteren. Wer möchte aber jetzt, wo man über diese abgebrauchten Quellen hinaus zu den allerältesten Ursprüngen tendirt, an Schulbücher erinnern? Auch *das* würde nur von bösem Willen zeugen, wenn man sich wundern wollte, wie doch die Menschheit in ihrem Philosophiren von jeher ein so unbehülfliches Thier gewesen sey, dass sie, von der Vorsehung mit vier gesunden typischen Füssen ausgestattet, dennoch von Anbeginn immer nur zwey derselben zu brauchen gewusst habe, und erst in ihren alten Tagen durch einen einzigen Meistergriff unserer vollendeten Pädagogik zum schulgerechten Gange auf allen Vieren habe gebracht werden können.

Wie streng bey Hn. *T.* die Scheidung zwischen Geist und Körper, als Materie, gemeint sey, ergiebt sich aus mehreren Stellen. Die neuesten naturphilosophischen Physiologieen werden S. 61 einer *schimpflichen Brutalität* beschuldiget, weil sie Seele und Geist dem Leib und Körper „zur niedrigsten und schmählichsten Dienstbarkeit eingesenkt hätten." Das Wesen des Körpers ist, nach S. 53, „absolut privativ, welches die neue Welt als ein dem Affirmativen entgegengesetztes Negatives begriffen habe, was sie nun aber wieder, im Sinne der Urwelt, in seiner Verkehrtheit gegen das Positive verstehen lernen müsse," er ist die ungeschlachte *Materia prima;* seiner Natur nach des Geistes, der Seele und des Leibes unwürdig, und keiner unmittelbaren Berührung fähig u. s. w. Hier, wo Hr. *T.* in der Begründung seines Systems zugleich polemisch auftritt, verbreitet sich ein eigenthümliches Licht über die Natur der ganzen Lehre, worüber wir uns einige Worte erlauben wollen. Was zuvörderst den Tadel der naturphilosophischen Physiologieen anbelangt, dass sie *Geist* und Seele ganz in Leib und Körper ertränkt hätten: so überschreitet dieser Vorwurf selbst die Möglichkeit der Brutalität aller vortroxlerschen Philosophen; denn diese gehören insgesammt zur neuen Welt, sind also auch nothwendig dergestalt in dem erst durch Hn. *T.* zerstörten Idealismus und Realismus befangen, dass sie, ihrer Natur nach, nur von Leib und Seele wissen, von Körper und Geist aber auch nicht die mindeste Vorstellung haben können. Wenn sie also die Seele dem Leibe und den Leib der Seele gleichsetzen: so thun sie damit nichts Anderes, als was Hr. *T.*, nur auf seine Weise, d. h. im fixirten Gegensatze, auch thut, und sie fodern eben die gleiche Würde in der Materie nach unten, die sie im Geiste von oben empfangen. Das Fixiren der Gegensätze aber halten sie nur für Spiel, oder für nothwendiges Übel. Hr. *T.* aber beweist eben durch dieses Festhalten an der Form, und durch diesen starren Dualismus, dass sein absolut productives Princip, welches er, als Geist, dem Privativen in gleicher Absolutheit gegenüber stellt, und so auch dieses Letztere, nichts weiter seyen, als abstracte Begriffe aus der Reflexion auf den *endlichen* Act der Causalität. Daher denn jenes fruchtlose Bestreben, das absolut Unvermittelte durch unzählige Mittelglieder, die am Ende wieder alle einer neuen Vermittelung bedürfen, zusammenzuhalten. Es ist wie in einem Mährchen, wo irgend ein Prinz einen Fluss quer über einen anderen legt, um auf dieser Brücke hinüber zu gelangen. Durch den Zwang, das Schema der Vitalität überall wieder zu finden, werden zugleich eine Menge Unterscheidungen und Gegensätze herbeygeführt, die jeder Unbefangene auf den ersten Blick als willkührlich oder unstatthaft anerkennen wird, obwohl der auf solche Weise gespornte Scharfsinn des Vfs. in diesen Operationen nicht wenige tiefe Blicke auf die zartesten oder verwickelsten Verhältnisse, besonders der geistigen Natur des Menschen, eröffnet, Phantasie und Witz aber treffliche und überraschende Beziehungen im Gebiete der Anthropologie hervorgehoben haben. Dahin rechnen wir z. B. die schöne Parallelisirung von Sprache und Zeugung und das Festhalten der Idee der Gattung, als erster und eigentlicher Realität, im existirenden Menschen. (Ob wir gleich nach diesem Princip die Vielheit der Sprachen unerklärbar finden, ein *Überragen* der Sprache und der Zeugung über die Menschheit aber in der Welt mit zu jenen Missverständnissen rechnen müssen, die, von einer Art von Kastenphilosophie eingegeben, den Adel des Geistes in der Menschheit durch jede körperliche Berührung zu beflecken fürchten, und zu der Behauptung führen, „der Mensch, als Besonderes, würde, wenn die Welt nicht wäre, im Geiste leben," womit je doch beyläufig im Widerspruch zu stehen scheint, dass die Abstraction von dem Körper und das Ertödten des Sinnlichen an anderen Orten streng verworfen wird.) — Mit Vergnügen haben wir ferner die lichten Bli-

cke auf die Natur des Traumes in seiner Einheit mit der Idee des Lebens, in der Differenz von Schlaf und Wachen, in seiner Steigerung zur Begeisterung und in seiner Versenkung in thierischen Magnetismus gelesen, — mit Vergnügen die Anordnung der Temperamente, die nur etwas zu flüchtigen Winke über die richtige (permutative) Bedeutung der Sinne und Triebe, über *Turgor vitalis* u. m. a. Wer darf wohl zweifeln, dass Hr. *T.* auf seinem Gebiete überall zu Hause sey, und dass er nur den Hang, ein neues, ganz originelles System aufstellen zu wollen, beherrschen dürfe, um, von dem gefährlichen Formalismus, dem selbst geschmiedeten, befreyt, wahrhaft Vortreffliches zu leisten, und die Wissenschaft des Menschen, wie Wenige vermögen, zu fördern. Warum sollten wir uns nun lange damit aufhalten, einzelne Ausstellungen zu machen an den Besonderheiten des künstlichen Gliederbaues, durch welchen Hr. *T.* die, wie es zuerst scheint, ursprüngliche, wie sich aber am Ende ergiebt, durch einen gewaltsamen Riss entstandene Kluft zwischen Geist und Körper auszufüllen sucht? Wir machen nur auf die Unterscheidung der Zeugung, Genesis — und Zeugungskraft, — auf die Differenz von Odem und Athem, Kräften und Säften im Flüssigen, auf die Vorstellung eines *animus* im Herzen, und auf die, dem Letzteren zugeschriebene, unmittelbare geistige Spiration, aus deren Auflösung der Selbstmord hergeleitet wird, kurz aufmerksam. Da, wo Seele und Leib in ihrer absoluten Beziehung verglichen werden, fallen die qualitativen Gegensätze des Leibes in beträchtliche Entfernung von denen der Seele, während die allgemeinen Kategorieen, unter welche beide gebracht sind, sich nur positiv und negativ zu einander verhalten. Manche Unterscheidungen scheinen überhaupt mehr grammatisch und dialektisch, als wahrhaft vital, und das Ringen nach Erfüllung einer unendlichen Leere wird vorzüglich in der Häufung der Mittelstufen nach der Richtung des Körpers hin sichtbar. Statt aller näheren Beleuchtung dieser und ähnlicher Unvollkommenheiten des Systems, die uns leicht unter den Händen umgedeutet werden könnten, wollen wir uns lieber an zwey wesentlichere, mit der Grundidee des Ganzen verkettete Widersprüche halten. Sie betreffen das Verhältniss des Körpers zum Geist und zur Aussenwelt, und die damit zusammenhängende Möglichkeit und Natur der Krankheit *). Zuerst tritt der Körper auf als das durchaus *Beherrschte.* Er ist, nach S. 122, „keiner unmittelbaren Berührung der höheren Vermögen fähig;" — also auch keiner unmittelbaren Berührung der Seele und des Leibes. Aber nach S. 87 sind „Seele und Leib, diesseits in ihrer Durchdringung und Vermischung, nichts Anderes als Körper;" — folglich nicht bloss in unmittelbarer Berührung, sondern völlig identisch mit demselben. Zugleich sind „Seele und Leib, in ihrem An sich jenseits, nichts Anderes, als Geist;" — Geist und Körper berühren sich also in der Nichtunterscheidung und Beziehung des Leibes und der Seele unmittelbar. Ferner ist der Körper, nach S. 122, „das Product des sterblichen Lebens," und anderswo „das Residuum des Organisationsprocesses," — nach S. 210 aber „liegt noch in allem Organischen das unterirdische Lebensprincip, als das unausgesetzt dem Überirdischen Widerstrebende, der eingepflanzte Lebensreiz, der allein die Stetigkeit des Lebensprocesses unterhält." Der Geist ist also wieder, in dieser Hinsicht, im Körper nicht das Herrschende, noch der Körper das von Innen heraus Erzeugte, sondern, als Product des sterblichen Lebens (in welchem wir denn doch wohl eben jenes unterirdische Lebensprincip, jenes dem Leben des Geistes ursprünglich entgegenstehende Bor der Chaldäer, erkennen müssen), ist der Körper dem Geiste von unten herauf entgegen gebildet. Woher also jene prästabilirte Harmonie zwischen Geist und Körper, wenn sich der Geist nicht wirklich in dem Körper verkörpert? Oder woher die Möglichkeit einer Beschränkung des durch den Geist, als das absolut Herrschende, beherrschten Körpers durch die Aussenwelt? Sind doch die Triebfedern des Organisationsprocesses nach Hn. *T.* durchaus immateriel; oder wenn Materie, gleichfalls nur in einer bloss idealen Vermittelung existent. Man sollte also nach Hn. *T.* annehmen, dass, wenn die Idee der Krankheit durch folgendes Schema ausgedrückt werden muss (welches wir, beyläufig bemerkt, für vollkommen richtig anerkennen):




Krankheit, als solche, ursprünglich nur aus den verborgenen höheren Mächten des Lebens, durch welche auch die Gesundheit bedingt ist, abgeleitet werden könne, welches auch Hr. *T.* selbst zugiebt. Es sind also nach Hn. *T's.* Ansicht in diesem Schema nur die nothwendigen Differenzen des endlichen Lebens überhaupt, keinesweges aber die Möglichkeit einer specifischen, durch die Aussenwelt in dem Organismus bedingten Abweichung gegeben. Dieses ergiebt sich auch hinlänglich S. 223 u. f., wo, seltsam genug, die Frage aufgeworfen wird: ob Gesundheit und Krankheit dem Körperlichen, oder dem Seelischen und Leiblichen, oder dem Geistigen unterworfen sey, und dieser Annahme dadurch widersprochen wird, dass ja umgekehrt Körper, Leib, Seele und Geist der Krankheit und Gesundheit selbst unterworfen sey, als wenn Krankheit und Gesundheit, selbstständige Wesen eigener Art und gleicher Stufe, in die Rangordnung des Lebensprocesses, wie *Qualitates occultae*, eingereihet werden könnten! Es bedurfte also allerdings der Behauptung S. 257, dass „der *hochfahrende* Dunst der Materie den Lichtkreis des Geistes zu er-

*) Es ist merkwürdig, dass fast zu gleicher Zeit in unserer Literatur zwey Systeme hervortreten, von denen das eine durchaus auf geheimen Potenzen ruht, und selbst in dem handgreiflichsten Experiment entweder nur ein absolut losgerissenes bedeutungsloses Phänomen, oder eine tieferliegende *Qualitas occulta* anerkennen muss; während das andere (wir meinen kein naturphilosophisches) sich fest und ausschliesslich an die Materie hält, und dieser ein Organ leiht, wodurch sich in Beobachtung und Experiment viel Verschlossenes offenbaret, das nun in leiblichem oder körperlichem Gewande, wie die unterdrückte Creatur, gegen jenen Druck von oben seufzt, und Zeugniss verheisst, dass auch in ihm ein Gott sey.

reichen vermöge," um in die Autokratie des Menschenlebens Scheidung und Trübung zu bringen. Hier entsteht aber nun die höhere Frage: giebt es ausser dem Geiste der Menschheit und dem Körper noch ein Diesseits und ein Jenseits, welches in den *Blicken* u. s. w. nach der Idee der Absolutheit des Menschenlebens unentschieden bleibt, und können, wenn dieses Diesseits und Jenseits über und unter der Menschheit Realität hat, der übermenschliche Geist und die untermenschliche Materie, nach anderen Gesetzen, als nach denen des Vitalsystems, d. h. durch Vermittelung von Seele und Leib, in Beziehung kommen? Wie mag also der Dunst der Materie den Lichtkreis des Geistes erreichen, da die Materie selbst in ihrem ganzen Daseyn durch die vermittelten Gegensätze ausgeglichen, die Menschheit aber, wenn sie nicht ganz absolut gedacht werden soll, entweder im Centrum dieser Gegensätze oder nirgends ist? Wir haben diese, wenigstens nach unserer Ansicht des troxlerschen Systems, unverkennbaren Widersprüche ausführlicher behandelt, als es Manchem vielleicht nöthig scheinen dürfte, weil in ihnen, sie mögen stehen oder fallen, die Natur des Vitalsystems sich am klärsten bewähren muss. Übrigens müssen wir der Kritik der bisher herrschenden pathologischen und therapeutischen Ansichten, wie überhaupt der zahlreichen kritischen Seitenblicke dieser Schrift mit Ruhm erwähnen, so weit nicht eine gewisse, eines Philosophen sehr unwürdige Animosität der Willkühr Raum giebt, und die Gesichtspuncte verrückt. In das Besondere aber der Pathologie und Therapie des Vfs. können wir hier nicht eingehen, und verweisen lieber auf dessen *Grundlage der Nosologie und Therapie*, und auf den *Grundriss der Theorie der Medicin*, zwey lesenswerthe Schriften, die auch noch nicht, wie die vorliegende, fest von den Banden des Vitalsystems umfangen sind.

Die Erweiterung der Idee der Gesundheit und Krankheit, so wie die der Genesung und Heilung über die gesammte Menschheit in ihrer historischen Evolution ist scharfsinnig durchgeführt. Wir würden dabey an verwandte Ideen in *Schelvers Philosophie der Medicin* erinnern, wenn wir nicht eben jene egoistische Animosität aufzureizen fürchteten, durch welche nicht wenige unserer Philosophen, die Würde ihres Berufes verkennend, unfreundlich und im buchstäblichen Sinne *inhuman*, das Begegnen, Vor- und Gleich-Eilen, das harmonische Zusammenklingen des in rascher Evolution begriffenen Geistes der Speculation von sich zurückweisen, und so gerade dasjenige, was an aller Philosophie von Ewigkeit her mangelhaft war und mangelhaft bleiben wird, die Individualität, wie schlechte Musiker, überall allein hören lassen. Man sollte fast glauben, es sey eine Schande, andere Bücher, als etwa den Hippokrates und Galen, oder die Schriften der alten Chaldäer und indischen Weisen, höchstens, nach den neuesten Mustern, auch noch die Bibel gelesen zu haben; und es wäre also auch schon Beleidigung, wenn wir nur, um das troxlersche System noch mit einem Wort näher zu bezeichnen, uns die Bemerkung erlauben wollten, dass es, seinem Wesen nach, mit den theosophischen Arbeiten Jacob Böhms (vgl. dessen *Betrachtung göttlicher Offenbarung* in 175 theosophischen Fragen, auch das *Mysterium magnum*) in so fern übereinstimme, als hier, wie dort, ein absolut Höheres, Bewältigendes, als Princip, einem absolut Tieferen, Bewältigten und Erstehenden eingebildet wird,

| hier: | | | dort: | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | Geist | | | | |
| Seele | | Leib | Geist. | Seele. | Leib. |
| | Körper | | Christus. | Adam. | Satan. |

Wer würde aber hier auch nur auf entfernte Weise an eine Nachahmung denken wollen? Es wäre das nicht anders, als wenn man aus der Aufnahme der reinholdischen scharfsinnigen Dialektik *Reinholds* System in Hn. *T's.* Schriften aufspüren, oder in der Form der Quadruplicität nach sich durchschneidenden Richtungen *Wagners* Kreuzigungs-System nachweisen, oder gar behaupten wollte, Hr. *T.* habe dadurch, dass er sein System recht absichtlich als den Herzpunct aller anderen hinstellt, förmlich jeden Anspruch auf Originalität aufgegeben. Die Vergleichung mit jenen theosophischen Ansichten greift aber in der That tiefer, und leitet darauf hin, das Vitalsystem in doppelter Hinsicht als Anthroposophie aus dem Centrum, worin es sich wähnt, in einen neuen Gegensatz zu stellen; — so viel an uns liegt zum Heil und Frommen der Philosophie, die in den Differenzen ihrer Systeme pulsirt. Wären diese hier wirklich in einen grossen Amalgamationsprocess solvirt: was fingen wir dann ferner an? Nicht beruhigen kann uns hierüber, dass das Vitalsystem in der Vorrede, mit bescheidenem Stolze, nur als *Hypothese* eingeführt wird, weil es dabey heisst: „der Fehler aller bisherigen Hypothesen sey, dass sie nicht hypothetisch genug gewesen. Die aber, die diess sey, müsse allen Hypothesen ein Ende machen." Denn thut sie dieses, und zwar nicht, wie man die Sache nur durch Verdrehung deuten könnte, durch ein blosses Zurechtschieben, sondern ursprünglich und schöpferisch: so ist sie nothwendig mehr als Hypothese. Denn das Reich der Hypothesen ist das der absoluten Duldung, weil jede derselben eine unendliche Erfahrung postulirt, die durch keine, auch noch so vollständige Unterordnung des Bestehenden gegeben, sondern nur dadurch anticipirt werden kann, dass sie in die Zukunft prophezeiht; welches unter allen uns bekannten Hypothesen nur von den astronomischen in vollem Umfange gilt, von der magischen Medicin aber, die zum Theil unter Hn. *T's.* Vorgang in das sehr empfängliche Zeitalter eintritt, noch erwartet werden muss. Den Stil, besonders in den *Blicken* u. s. w., loben wir als lichtvoll, einfach, leicht beweglich, nur selten etwas pretiös; hie und da wird er ungleich durch Seiten- und Rück-Blicke auf die Schriften Anderer. Wir müssen noch wünschen, dass Hr. *T.*, der gern griechisch schreibt, künftig einen correcteren Setzer finden möge; man möchte sonst die äusserst unrichtige Orthographie Hn. *T.* selbst zur Last legen, und dann würde, was an sich natürlich ist, da ja jeder Gelehrte billig das Griechische versteht, als affectirt erscheinen. Wir empfehlen z. B. zur künftigen Correctur δεῖον statt θεῖον, ἐνοςμῶν statt ἔνοςμον — *Das* ὄςμη. — ὁμοίωσις χοῦ θεοῦ statt τοῦ θεοῦ — δανατου u. s. w. בשמכחיים des Moses, dessen Übersetzer S. 151 zurecht gewiesen werden, ist gar kein Wort; es muss נִשְׁמַת חַיִּים heissen. Druck und Papier sind sehr schön.

**s.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Lyrische Anthologie*, herausgegeben von *Friedrich Matthisson.* Neunzehnter Theil. 281 S. Zwanzigster Theil. 216 S. 1807. 12. (2 Rthlr.)

Bey der Anzeige des 1—18 Theils dieser angenehmen Sammlung (J. A. L. Z. 1807. No. 48) hielten wir das Werk für geschlossen, weil die beiden letzten Theile bereits die allerjüngsten Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und *Nachträge* und *Ergänzungen* zu den früheren Theilen enthielten. Was wir noch wünschten, war die Nachlieferung von einem oder etlichen Supplement-Bänden, welche die mit Unrecht übergangenen Dichter und Dichterinnen, von denen wir mehrere namhaft machten, enthalten würden. Dieser Wunsch, worin auch ein anderer Recensent einstimmte, ist jedoch nicht erfüllt worden. Hr. *Matthisson* liefert uns dagegen hier noch zwey Theile, welche bloss Stücke der schon aufgestellten Dichter nachholen. Die meisten dieser Nachträge wird man übrigens mit Vergnügen lesen, wiewohl man einige derselben auch gar nicht vermisst haben würde, weil sie sich weder durch Poesie des Inhalts, noch durch schöne Darstellung auszeichnen.

Wir geben eine kurze Übersicht der in beiden vorliegenden Theilen enthaltenen Nachträge. Im 19 Theile findet man: *Hagedorn.* Neun Gedichte dieses trefflichen Sängers, mit einigen kleinen, aber glücklichen Änderungen. Einige Stücke von *Kleist;* „ein Seufzer" von *Kästner.* Noch *dreyssig* Gedichte von *Gleim*, von dem im zweyten Theile der Anthologie nur Kriegslieder mitgetheilt worden waren; unter andern findet man hier einige gehaltvolle Stücke aus *Halladat;* aber auch die *wundervollen Abentheuer Hrn. Schout by Nachts Kornelius van der Tyt, vornehmen Bürgers und Gastwirths*, u. s. w. sind nicht vergessen worden. Von *Uz* werden noch eilf, und von *Götz* noch drey Gedichte nachgeliefert. Dann folgen noch *neun* Stücke der Madame *Unzer*, geb. *Ziegler*, deren Stelle zum Theil durch bessere Arbeiten anderer Dichter hätte eingenommen werden können. So enthält das Gedicht: *Gelassenheit*, sehr prosaische (wenn gleich moralisch-tadellose) Gedanken, prosaisch vorgetragen. Die *Überlegungen* dieser Dichterin fangen so an:

Strenge Weisen zu vergnügen,
Sollt' ich niemals durstig seyn?
Keine Lust zu trinken *kriegen?*
Keine nach Maderawein?
Nein, nein!
Da müsst' ich eine Thörin seyn!

Eben so prosaisch ist das Gedicht: *Zufriedenheit.* Es beginnt mit den Worten:

Entfernt vom niedern Schwarm der pöbelhaften Seelen,
Leb' ich, vergnügt mit mir, in stiller Einsamkeit;

und schliesst:

Zum besten Zeitvertreib, lehrt mich die Dichtkunst singen;
Und sing' ich meine Noth, *so ist sie schon vorbey!*

Mehr poetischen Werth haben die 6 folgenden Gedichte, worunter besonders das kleine Liedchen: *an die Nachtigallen*, nicht ohne Anmuth ist. Wer aber würde nicht gern vier oder fünf dieser Lieder für einige Stücke von *Karoline Rudolphi*, *Sophie Brentano*, *Philippine Engelhard* geb. *Gatterer*, *Susanne von Bandemer* u. s. w. hingegeben haben? — — Von *Cramer* giebt Hr. *M.* noch das Gedicht: *Melanchthon.* Dann folgen 4 artige Stücke von *Ebert;* 10 zum Theil vortreffliche Stücke von *Klopstock*, und ein *Säculargesang* 1800, von *Schmidt.* Ob der Vf. noch lebe, ob er im J. 1800 noch lebte, oder in prophetischem Geiste sang, erfährt man nicht. Einzelne Stellen sind doch auch zu prosaisch, z. B. der Chorgesang:

Der Weisheit, nicht des Goldes Glanz
Erleuchte der Aufklärer Köpfe;
Aus der Begeistrung Quelle schöpfe
Der Dichter, oder schweige ganz!

Von *Withof* ein Gedicht: *Entschlüsse.* Eine wahre Bestätigung dessen, was die Literatur-Briefe einst über *W.* urtheilten: „Er hat Flickwörter, Härte, Reimzwang, die einen gemeinen Dichter abscheulich machen würden; allein ich bedaure den, der bey *Withof* noch müssig genug ist, sich an diese Kleinigkeiten zu stossen." Fünf ächt-lyrische Gesänge von *Ramler.* Auch die 14 Stücke von *Weisse*, von welchem der vierte Theil bloss *Amazonenlieder* gab, wird man mit Vergnügen lesen. Ein kleines malerisches Gedichtchen von *Zachariä: die Landschaft*, macht den Beschluss des 19 Theils dieser Anthologie.

Der 20 Theil enthält Folgendes: Vier ächtlyrische Gesänge von *Denis.* Von dem ehrwürdigen *Kretsch-*

*mann* ist das ganze, aus fünf Liedern bestehende Gedicht: *Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschlagen war*, abgedruckt worden. Von *Thümmel* lieset man hier noch 6, aus dessen Reise ins südliche Frankreich entlehnte Gedichte, unter andern auch den anziehenden *politischen Traum*. Wenn jedoch in der schönen *Morgenphantasie vor Toulouse* S. 80 *der Cherubim* (der hebräische Plural) statt *der Cherub* vorkommt: so ist es zwar einem Laien in der hebräischen Sprache nicht zu verübeln, wenn er *Cherubim* für einen Singular hielt, allein besser ist es doch in solchen Fällen, lieber einen deutschen Ausdruck zu wählen. Von *Blum* ein kleines *Trinklied*. Unter den vier schönen Beyträgen von *Jacobi* zeichnen sich *die Unschuld* und *die Tempel* am vortheilhaftesten aus. Von *Lavater* noch zwey Gedichte; das eine: *der Rheinfall*, hat kräftige Stellen. Die von *Brückner* nachgeholten Gedichte: *die guten Menschen* und *die Klage Dina's*, sind ihrer Stelle werth. *G. N. Fischer* besingt *Friedrich den Einzigen*, als *seinen Heiligen*. Unter andern heisst es da:

Und überall, in Allem um mich her,
Wohin ich blicke, webt und wirkt sein Geist!
In all' *der grossen Ordnung seines Reichs*,
Die *stets noch, wie die Räder der Natur,*
*Im Stillen ihren Gang geht, lebt sein Geist!*
In allen Männern, die er bildete,
Zu denken oder handeln, lebt sein Geist!
*Im Glück der Brennen, die ihr Vaterland*
*Mit keinem andern tauschten, lebt sein Geist!*
*Im Muth der Helden, die noch immerdar*
*Europas Ehrfurcht und sein Muster sind,*
*Lebt Er!* — — —

Das zweyte, von *Fischer* mitgetheilte Gedicht ist überschrieben: *Friedrich, der Schutz der Freyheit*. Neben manchen prosaischen Stellen kommen auch mehrere kräftige, gedankenreiche und poetische vor. S. 141 steht folgende Prophezeihung, wozu Rec. ein freudiges *Amen* sprechen möchte:

— Von nun an, seit *Friedrich*
Der Menschheit Ehre war,
Wird Menschenrecht und Menschenfreude
Heilig den Fürsten,
Und heilig den Dienern der Fürsten seyn,
Und keiner wagen, neue Fesseln
Dem denkenden Geiste zu schmieden;
Denn sicher träf' ihn seiner Werke Lohn! —

„Rustans Geburt" von *Christian Gr. zu Stollberg*, findet man mit Vergnügen hier wieder. Eben so das liebliche Stück von *Fr. Leop. Gr. zu Stollberg: Erdenschlummer*, das uns an ein ähnliches schönes Gedicht von *Aemilia*, im göttinger Musen-Almanach v. J. 1782 erinnerte. Das letztere ist *das Grab* überschrieben, und fängt so an:

Ruhig ist des Todes Schlummer,
Und der Schoos der Erde kühl,
Da stört unsre Ruh kein Kummer,
Nicht der Leidenschaften Spiel;
Unsre Sorgen gross und klein
Schlummern alle mit uns ein.

Von dieser Dichterin, der Gattin eines göttingischen Professors, hat jedoch Hr. *M.* nichts aufgenommen. Von *Küttner* werden nachgeholt: *das Lob der Jagd*, und *die Winter-Seereise*. Das letztere Gedicht hat mehrere kraftvolle Züge, aber auch prosaische Stellen, wie folgende:

„Und die Kälte ward unerträglich und öde die Landschaft;"

und Daktyle, wie *muthvolle, sternhelle, angstvolle* u. s. w. Von *Goethe* werden noch acht Stücke, unter andern auch *der Erlkönig, der Fischer*, das Fragment *Gott* (aus *Fausts* Unterredung mit Margarethe), die schöne *Legende* u. s. w. mitgetheilt, wiewohl die letztere mehr poetische Erzählung, als lyrisches Gedicht, ist. Doch scheint es Hr. *M.* mit der Grenzbestimmung der Dichtungsarten nicht so genau zu nehmen. Von *Friedrich Müller* ist noch die gefühlvolle Ballade: *das Fräulein von Flörsheim*, mit einigen glücklichen Veränderungen des Herausgebers, nachgeholt. Den Beschluss des 20 Theils, dem auch ein Namen-Verzeichniss sämmtlicher Dichter und Dichterinnen beygefügt ist, macht eine Ballade von *Tiedge, die Blume der Lauenburg* überschrieben.

Auch in diesen beiden Theilen hat Hr. *M.* wieder etwas zuviel aus bekannten Sammlungen gesammelt; aber auch diessmal sahen wir uns vergeblich nach *Bürgers: Pfarrers Tochter von Taubenheim* und *hohem Liede*, nach *Schillers: Macht des Gesanges*, nach *Kosegartens* begeisterungsvollen Gesängen: *die Harmonie der Sphären, die Sterne, was bleibet und was schwindet, Cidlo und Meli, die Narzisse*, so wie nach einigen Romanzen und Elegieen dieses Dichters um. Unter den neuesten, mit Unrecht übergangenen Dichtern nennen wir nur *Pape* (den geschmackvollen Übersetzer des *Hiob*), dessen Ton in Romanzen, — trotz dem, was eine strengere Kritik gegen einige etwas tändelnde Stücke und einzelne nicht tadellose Ausdrücke zu erinnern haben möchte; — ein Gepräge von Originalität und Innigkeit an sich trägt. Warum dieser talentvolle junge Dichter, von welchem sich bloss Beyträge in den *göttingischen* Musen-Almanachen von den Jahren 1796 bis 1800 finden, nachher verstummt ist, können wir nicht sagen. Auf jeden Fall machen seine Romanzen: *der Harfner, das Fischermädlein, der Königssohn, die Lautensängerin* u. a. vielen der von Hn. *M.* aufgenommenen Stücke den Platz streitig. Wir wiederholen unseren Wunsch, dass es dem Herausg. gefallen möge, uns in einem oder zwey Bändchen die mit Unrecht übergangenen Dichter und Dichterinnen des 17 und 18 Jahrhunderts nachzuliefern, ohne jedoch fernere Stücke der schon aufgeführten Dichter mitzutheilen. Manches, jetzt übergangene, und der Aufnahme doch würdige Gedicht könnte in einer neuen Auflage dieser *lyrischen Anthologie*, die wir hoffen und wünschen, nachgeholt, und an die Stelle anderer, der Aufnahme nicht ganz werther Stücke (worauf Hn. *M.* sein feiner Takt ohnehin von selbst führen wird) eingerückt werden. Dadurch würde auch diese schätzbare Sammlung, die recht viele Leser zu haben verdient, nicht zu sehr vertheuert werden. Eben so wünschen wir, dass sich Hr. *M.* mit der Lieferung dieser Supplement-Bände (welche eine Durchsicht

sämmtlicher Blumenlesen und der vorzüglichsten Journale erfodert) nicht zu sehr übereilen möge. Sobald diese Nachträge erschienen seyn werden, wollen wir einen ausführlichen Bericht davon in diesen Blättern erstatten. Wir könnten dem geschätzten Herausg. noch einen reichen Nachtrag von lyrischen Gedichten liefern, die neben den schönsten dieser Sammlung zu stehen verdienten, wenn er es der Mühe werth achten sollte, auf unsere Nachweisungen (J. A. L. Z. 1807. Nr. 48) Rücksicht zu nehmen.

Kw.

Oldenburg, in der schulze'schen Buchh.: *Zeichnungen nach Natur und Phantasie*, von *Ernst von Heimburg*. Mit Kupfern und Musikalien. 1807. 161 S. (1 Rthlr.)

Eine Poesie, die zwischen Ossian, Schiller und Klopstock schwebt, und von dem Ersteren die schwermüthige Stimmung ohne seine Milde und Sanftheit, von dem Zweyten die farbenreiche Bildersprache ohne seine Ermächtigung und Durchdringung des Gegenstandes, und von dem Letzteren den betrachtenden, philosophischen Ernst ohne seine Herzenserhebung an sich trägt; eine Verstandespoesie, die immer von dem Gedanken ausgeht, und erst nachher zu den Begriffen die sinnlichen Prädicate sucht, die das Abstracte mit Bildern bekleidet, und so ein Scheinleben hervorbringt, die gern eine Menge von Gegenständen an einander reiht, welche einer allgemeinen Idee mehr zur äusseren Decoration als zu einem organischen Ganzen dienen, und die daher grösstentheils in Beschreibung und Schilderung besteht. So weit einer solchen Poesie überhaupt möglich ist, den Preis der Schönheit zu erlangen, so weit ist es dem Vf. damit vortrefflich gelungen; eine kräftige Sprache steht ihm zu Gebote, und einzelne Parthieen sind so schön, dass sie fast nichts zu wünschen übrig lassen. Seine abstracte, umschreibende Methode kann man gleich aus folgender Stelle kennen lernen:

*Epistel an meinen Freund.*

Freund, wenn einst die *Phantasie* vergebens
Meinem Geist mit leichten Flügeln winkt,
Wenn die matte Flamme meines Lebens
Ihrer Nahrung letzte Tropfen trinkt;
Wenn *Erinn'rung* nur mit schwachen Blicken
Nach den Schatten jener Zeiten zieht,
Die die *Jugend* würzte, und zum Pflücken
Mir kein Blümchen mehr entgegen blüht;
Wenn das *Alter* meine Scheitel bleichet,
Furchen auf der krausen Stirne gräbt,
Meine Brust den Schlummer von sich keuchet,
Und kein Traum die öde Nacht belebt:
Wer wird dann, bin ich des Lebens müde,
Rosen auf den dunkeln Pfad mir streun?
Meine Harfe stimmt zu keinem Liede,
Denn ihr Sänger kann sich nicht mehr freun.

Bey solchen Umschreibungen läfst sich voraussehen, wie schlimm es dem Vf. ergehen muss, wenn er sich an eine Erzählung wagt, weil hier jede einfache Veränderung, Abend und Morgen, Ausruhen und Weitergehen, durch die poetischen Bilder, worein diese Art von Poesie nun einmal ihr Wesen setzt, eine grosse Ausdehnung erleiden muss. Diess geschieht denn auch in dem Gedichte: *die Alpenhöhle*, in so reichem Masse, dass die Geschichte von zwey Liebenden, die in einsamer Gegend sich treffen, und, vor dem Zorn der Ältern nach einer Höhle fliehend, von einer Schneelawine verschüttet werden, 31 Seiten einnimmt. Um zu sagen, dass das Mädchen nach der ersten Unterredung mit ihrem Geliebten wieder nach Hause zurück eilt, heisst es hier z. B.:

Leicht wie Zephyr über Blumenbeete
Eilend seine zarten Flügel schlug,
Wenn ihn Flora's sanfter Hauch umwehte,
Den er zu den heil'gen Hainen trug,
*Floh das Mädchen* —.

Dabey trifft man indess auf manche schöne Schilderung, die der folgenden z. B. nichts nachgiebt:

Und es wand zum fernen Wolkensitze
Immer steiler sich der Pfad hinan,
Bis an des Gebirges höchster Spitze
Er das Ende seines Laufs gewann.
Schwindelnd von der schaudervollen Nähe
Eines jähen Abgrunds weggeschreckt,
Hob Mariens Blick sich zu der Höhe
Des beschneiten Glätschers u. s. w.

Das Ganze schliesst mit einem grausamen, zu stark versinnlichten Gedanken:

Treu vereinet schliefen sie in Frieden,
Himmelsruhe senkte sich herab;
Und das wilde Heer der Eumeniden
*Geisselte den Vater bis ins Grab.*

Der Vf. scheint überhaupt Gefallen daran zu finden, das Unglück zu schildern, und in alle seine Darstellungen den Tod einzumischen, so dass bey ihm fast nirgends Leben und Lebensgenuss, was doch der eigentliche Zweck der Poesie seyn sollte, zu gewinnen ist. Wer durch solche Ansichten und philosophische Betrachtungen alle Freuden der Welt, und die Erscheinungen der Dinge in Trug und Täuschung auflösen will, ohne die Kraft zu besitzen, ein höheres Leben heraufzuzaubern, der peinigt, auch durch die schönsten Verse, nur sich und Andere, und liefert weiter nichts als eine tragisch-*negative* Poesie. Mit Recht sagt daher *Gramberg*, dem der Vf. einen schweren Traum mitgetheilt hatte, in einem Gedichte an ihn:

Nennst du ihn *Traum*, den Götterschein, der lebend
Und wunderbar aus uns'rer Brust sich regt?
Der Schönes suchend, und das Schöne gebend,
Auf Erden rings des Himmels-Farbe trägt?
Traum ist die *Sorge* nur, die dunkelwebend
Und engend um sich selbst den Schleier legt.
Erwach, o Freund! das *Heit're* nur ist Wahrheit,
Und Freud' ist *in dir*, und *um dich* ist Klarheit.

T. Z.

Paris, b. Delaunay: *Cours de Declamation, divisé en douze Séances*, par *Larive*. 1804. 334 S. 8.

Obgleich diese Vorlesungen auf der einen Seite das reiche Thema nicht von allen Seiten erschöpfen, und auf der anderen Seite auch entferntere Zweige berühren: so verdienen sie doch immer den Namen

eines classischen Werkes. Rec. möchte sie mit den Akroamen jener Anagnosten vergleichen, womit in Rom die Cicero und Atticus bey Tische den Geist und Geschmack der Gäste zu bewirthen gewohnt waren. Welche seltene Erscheinung! Ein Schauspieler, der mit eben so viel Feinheit und Energie über Declamation schreibt, als er selbst declamirt. Um so viel anschaulicher und interessanter macht unser Vf. die Kunstregeln, je tiefer er sie aus dem Innern der Seele herausholt, und sie durch hinreissende Anekdoten, öfters aus seinem Leben, erläutert; um so viel ehrwürdiger erscheinen er und seine Kunst, je mehr er diese in ihrer innigen Verwandtschaft mit der Moralität darstellt. I Vorlesung: *Über den Menschen, über Mann und Weib, in Beziehung auf die Schauspielkunst. II. Über die Stimme und ihre Wirkungen; über die Aussprache.* So tief dringt der Vf. in der I Vorles. in seinen Gegenstand nicht ein, wie z. B. *Rousseau* und *Segur;* in der IIten steht er weit hinter *Cicero's Orator* zurück. Der Augensprache schreibt er Zauberkraft zu, dabey aber bedenkt er zu wenig, wie sehr ihre Sphäre beschränkt ist, und wie selten sich ihre Wirkung von der Bühne bis über das Parterre verbreitet. III. *Von der Empfindsamkeit überhaupt und von den Rückerinnerungen.* IV. *Von den Aufwallungen und Eindrücken.* Aufwallungen, *emotions*, sagt er, verhalten sich zur Empfindsamkeit, wie der Fieberanfall zum Fieber. Eben so schön als scharfsinnig sind die Erläuterungen. V. *Von dem anschaulichen, sichtbaren Ausdrucke und von der Imagination.* Das Herz, sagt der Vf., hat Empfindungs- und Lebens-Kraft, und die Imagination Zeugungskraft. VI. *Von der Begeisterung (Inspiration).* Das Wort nimmt der Vf. in engerer Bedeutung; darunter versteht er Geistesgegenwart, womit der Schauspieler zur Wiederherstellung oder Verbesserung seines Spieles unvorgesehene zufällige Umstände benutzt. Nur flüchtig berührt er die Kunst der Verführung (*Séduction*). Mehr als Täuschung bedeutet das Wort; es bedeutet hinreissenden Zauber. VII. *Über edeln Anstand und Würde*, sowohl in moralischer als in theatralischer Rücksicht; über den Trotz, den edeln und unedeln (*Bravoure*). VIII. *Über Wahrheit; über das gute und schlechte Herz.* IX. *Über die Eifersucht*, wiefern sie Theilnahme einflösst oder nicht. X. *Über Schattirungen und Contraste; über den Unterschied zwischen Diction und Declamation.* XI. *Umstände, welche dem Talente günstig oder ungünstig sind.* XII. *Ursachen von der Herabwürdigung der Talente.*

J. ftr.

1) Leipzig, b. Hofmeister: *Gesänge beym Pianoforte zu singen*, von *Bernh. Anselm Weber.* IIte Sammlung. (12 gr.)

2) Hamburg u. Altona, b. Vollmer: *Seelenruhe*, von *Andr. Romberg.*

Rec. vereint seine Stimme gern mit dem allgemeinen Urtheile der gültigsten Richter über *Webers* Gesangscompositionen, und rechnet auch die gegenwärtigen zu den zartesten Blüthen des deutschen Gesanges; nur über Einzelnheiten erlaubt er sich folgende Anmerkungen.

So oft auch Rec. das erste Stück von No. 1, und zwar von den besten Gesangscomponisten behandelt gesehen hat, und so schön auch die gegenwärtige Composition im *Grundtone* des *ganzen* Gedichts erklingt: so wenig kann er sich doch überzeugen, dass die eigentliche *Construction* desselben auch hier getroffen sey. Der *Dichter*, des *Mädchens Gesang*, und die *höhere, antwortende Stimme* sind nie gehörig unterschieden, und in ein Ganzes vereint worden, wie doch die Aufgabe für Musik verlangt. Aber näher als die bisherigen Componisten scheint *Weber* diesem Ideale dadurch gekommen zu seyn, dass er den 2ten und 4ten Vers, die Worte des Mädchens, besonders behandelt hat, und zwar so vortrefflich, dass wir nur sagen müssen: Harmonie und Melodie sind so innig vereint, wie Strom und Welle, in dem Laufe ihrer Klage. Dagegen sind die Zwischenworte; „und weiter giebt sie dem Wunsche nichts mehr," nicht als solche in der Melodie unterschieden worden. Der Dichter v. 1, und die Antwort v. 2, sind nicht verschieden, und haben dieselbe, fast *matte*, Melodie, in welcher der Grundton *zu oft* gehört wird. Auffallend ist auch die Betonung: ich die Himmlische will's nicht versagen.

Das 2te Stück wird durch die Mattigkeit des 3ten Tacts, und den garstigen, unrhythmischen Schluss der Singstimme, welcher, ohne zu befriedigen, einen anderen der Begleitung nothwendig machte, sehr entstellt.

Die schönen, ausdrucksvollen Compositionen von No. 3, 5, 6, 7. sind durchaus befriedigend und über unseren Tadel erhaben. No. 4 nehmen wir aus „der Junggesell und der Mühlbach," dessen Comp. ein unerklärbarer Missgriff von des Vfs. Hand scheint. Der leichte, liebeverlangende Junggesell *klagt* hier *in Cmol;* nur mit den letzten Worten: Geh sag ihr gleich u. s. w., geht er in etwas lebhafterem Gange nach *Dur* über. Weit gelungener sind *Zelters* und vorzüglich *Kanne's* Composition dieses Wechselgesangs.

Der Vf. von No. 2, als Componist für Instrumentalmusik rühmlich bekannt, hat seinen Beruf für Gesangscomposition durch *gegenwärtiges Stück* wenigstens *nicht* beurkundet. Unpoetische Reflexionen wie:

> Wohnt sie in Zellen bleicher Parakleten
> Die mit der Disciplin die Lust ertödten u. s. w.
> Umschattet ihre Palme Bonaparten,
> Wenn seiner Heldenbrust Gefahren harrten u. s. w.
> Fand Nelson sie auf stolzen Siegerschritten u. s. w. —

kann auch ein gutgearbeiteter Satz, und manche angenehme Einzelnheiten nicht zum musikalischen Kunstwerk machen. Übrigens ist auch die Declamation sehr vernachlässigt worden. Stichfehler sind zahlreich.

M . . . . s

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## CHEMIE.

1) Berlin, b. Nicolai: *Pharmacopoea Borussica.* Editio tertia emendata. Cum gratia et privilegio sacrae Regiae Majestatis. 1813. 208 S. 8. (20 gr.)

2) Berlin, b. Nicolai: *Preussische Pharmacopöe.* Dritte verbesserte Ausgabe. Mit königl. allergnädigstem Privilegio. Aus dem Lateinischen übersetzt. 1815. 8. (1 Rthlr.)

Im J. 1799 erschien die dritte Ausarbeitung des von dem Obercollegio Medico auf königl. Autorität 1725 und 1781 herausgegebenen preuss. brandenburgischen *Dispensatorium.* Gegenwärtige Pharmacopöe ist eigentlich nur eine neue Auflage jenes 1799 in Quart-Format auf Kosten des Obercollegii gedruckten Werks, welches sowohl wegen der wohlgetroffenen Auswahl der Medicamente, als vorzüglich wegen der musterhaften Zubereitungen derselben und der zweckmässigen, der wissenschaftlichen Epoche der Chemie und Pharmacie angemessenen Benennungen der Präparate, nicht allein bey den Gelehrten des Inlandes, sondern auch im Auslande die vereinte Stimme eines wohlgerathenen Werkes erhalten hat. — Die Vff. bemerken jedoch in dem Vorbericht, dass sie bey dieser Gelegenheit die neue Auflage durch Hinzufügungen, Weglassung und Ergänzungen noch mehr zu vervollkommnen gesucht haben. Im ersten Theile, welcher die rohen Mittel enthält, sind mehrere der in der alten Pharmacopöe enthaltenen weggelassen, während andere von anerkannter Wirksamkeit aufgenommen sind. Weggelassen sind z. B. *Cinabaris, Hb. Anagallidis, Hb. cicut. viros., Hb. Saponar., Hb. Solani nigr., Meloe majal., Nuces Behen, Rad. Chinae, Rad. Pyrethri.* Aufgenommen finden wir dagegen: *Cort. Prun. padi, Fab. Pichurim, Flor. Aurantii, Fol. Ilicis aquifolii* (richtiger wohl *acrifoliae*), *Fol. Rhodod. Chrys., Fruct. Capsic. annui, Hb. Chelidonii maj., Hb. Oreoselini, Origan. cretic.,* und *Stramonii, Rad. Hellebor. alb., imperatoriae* und *ptarmicae.* Zu den Verbesserungen gehört Folgendes: Der *Essig* wird hier mit essigsaurem Bley (ehemals mit salzsaurem Baryt) auf Schwefelsäure geprüft. Die *Aloe* kömmt nicht allein von *Aloe spicata,* sondern auch von *Al. socotrina* und *Al. vulgaris. Ammoniacum* soll von *Heracleum gummifer.* kommen; allein dieser Abstammung darf man wohl nicht unbedingten Glauben schenken, weil die Versuche, welche der um die Botanik so verdienstvolle *Willdenow* im königl. botan. Garten angestellt hat, gar nicht günstig ausgefallen sind. Wir haben daher immer nur noch den Namen für eine noch nicht bekannte Pflanze. — S. 6, wo das *Amylum* aus Getreide angezeigt ist, hätte wohl auch der wohlfeileren Stärke aus Kartoffeln Erwähnung geschehen können. — Die beiden Artikel *Argentum* und *Hydrargyrum,* die zum innerlichen Gebrauche angewandt werden, hätten billig im zweyten Theile den Präparaten hinzugezählt werden müssen, woselbst auch ihre Reinigungsart angegeben werden sollte. — *Cortex Angusturae* von *Bonplandia trifoliata* Willd.; *China flava* von *Cinchona Cordifolia, Chin. fusca* von *Cinchona Condaminea* Humb., *Chin. rubr.* von *Cinchona oblongifolia* Mutis.; *Cort. Cascarillae* von *Croton Elateria, Cort. Ulmi* nicht allein von *Ulmus campestris,* sondern auch von *Ulm. effusa; Elemi* von *Amyris zeilanica.* S. 21 sind *Flores Arnicae* genannt. Hier vermissen wir die für die Pharmacie sehr wichtige Beobachtung des Dr. *Mercier,* welcher fand, dass die den Arnicablumen eigene Schärfe nur von einem Harze herrühre, das Insecten verursachen, und dass die ganz reinen Blumen von dieser Schärfe frey sind. — Galläpfel von *Quercus infectoria. Gummi Mimosae* von mehreren Species der Gattung *Acacia. Helminthchorton* von *Ceramium Helm. Hb. Cent. min.* von *Erythraea Centaurium. Hb. Linariae* von *Lin. vulgaris. Hb. Matricariae* von *Pyrethrum Parthenium* Smith. S. 41 *Cineres clavellati.* Hier heisst es: *plerumque Kali sulphurico, Kali muriatico et partibus terreis inquinatur.* Diess ist wohl immer der Fall, weil keine Pflanze reines Kali enthält. — Das *Magnesium* ist *Manganum* genannt. Manna von *Fraxinus rotundifolia. Rad. Contrajervae* von *Dorstenia Contrajerva. Rad. filicis* von *Aspidium filix mas* Swartz. — *Rad. Sarsap.* von *Smilax syphilitica* Humb. *Sagapenum* von *Ferula persica. Sandaraca* von *Thuja orbiculata Vahlii. Sem. Cinae* von *Artemisia judaica.* Dieses Medicament dürfte noch einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden. Mancher im Handel vorkommende Wurmsaamen hat fast gar keine wurmtreibende Kraft, während diess bey ande-

ren Sorten in einem so hohen Grade der Fall ist. Besonders scheinen die mit dem Saamen stets verbundenen Blumen Aufmerksamkeit zu verdienen. — *Semen Cydoniorum* von *Cydonia vulgaris*. S. 68 finden wir den ehemaligen Namen *Lycopodium* durch *Semen Lycopodii* verschlechtert, da doch, das meiste in Handel kommende *Lycopodium* nichts anders, als der *Pollen* von *Pinus Species* ist. — Der Name *rohes Spiessglanz* ist durch *Schwefelspiessglanz* verbessert. — *Tacamahaca* von *Calophyllum Tacamahaca*.

Im zweyten Theile, welcher die Präparate umfasst, sind ebenfalls einige neue, in der ärztlichen Anwendung als bewährt erwiesene Zusammensetzungen aufgenommen worden, welche wir hier anzuführen, und mit unseren Bemerkungen zu begleiten würdig erachten. — Der Kraftessig wird nach der neuen Ausgabe nicht mehr mit Muscatennüssen, sondern mit Zedoarwurzeln bereitet. — Zu den in den Apotheken wirklich überflüssig scheinenden Zubereitungen gehört auch das sogenannte Bleyextract (S. 28), welches durch Kochen der Mennige mit Essig bereitet werden soll. Der in Wasser aufgelöste Bleyzucker entspricht vollkommen jenem Zwecke, und er kann leicht mit etwas freyer Säure, wo es nöthig seyn sollte, verbunden werden. — Die Pharmacopöe schreibt noch immer vor, zur Bereitung der Essigsäure das essigsaure Kali anzuwenden, und diess ist in der That löblich. In sehr vielen Apotheken bedient man sich des wohlfeilen Bleyzuckers, der bekanntlich bey sorgfältigem Verfahren ein eben so gutes Präparat liefert; allein dieses sollte eigentlich wegen der nachtheiligen Eigenschaften des Bley's nicht gebilligt werden. — Auch verdient bemerkt zu werden, dass das spec. Gewicht sämmtlicher officinellen Mineralsäuren in dieser Ausgabe angegeben ist. Die Phosphorsäure (S. 82) zum gewöhnlichen Gebrauche soll aus Knochen, die reine Säure aber durch Oxydation des Phosphors mittelst Salpetersäure bereitet werden. Die Vorschrift zu Bereitung des *Acidum tartaricum* (S. 83) zeichnet sich vor der älteren dadurch vortheilhaft aus, dass hier der Weinstein völlig zerlegt wird. Das durch die Behandlung mit reinem kohlensaurem Kalk aus dem Weinstein abgeschiedene neutrale weinsteinsaure Kali wird durch Behandlung mit salzsaurem Kalk ebenfalls in Weinsteinselenit verwandelt, der dann mit dem ersteren durch Schwefelsäure zersetzt wird. S. 87 ist neu aufgenommen *Aqua amygdalarum amararum concentrata*, wodurch folglich das theurere *Aqua Lauro-Cerasi* sehr gut ersetzt wird, ungeachtet auch letzteres hier beybehalten ist. Dagegen ist *Aqua Cochleariae* weggelassen, wahrscheinlich, weil es sich nicht gut hält. Eben so ist *Aqua oxymuriatica* aufgenommen; allein dieses Präparat sollte billig keine Officinalformel abgeben, weil es der Veränderung unterworfen ist, und die Bereitung nicht mehr Zeit erfodert, als die eines Decoctes. S. 85 wird *Baryta muriatica* noch auf nassem Wege durch doppelte Wahlanziehung zu bereiten vorgeschrieben, ungeachtet andere Methoden leichter zum Ziele führen. Vorzüglich zu empfehlen ist *John's* Methode, den Schwerspath durch ätzende Lauge rasch und vollständig zu zerlegen. — Sehr richtig findet man die Benennung *Bismuthum oxydatum album* durch *Bismuthum nitricum praecipitatum* gegeben. Eben so zweckmässig ist die Darstellung der *Calcaria sulphurata* auf trockenem, statt den vorigen auf nassem Wege; nur würden wir, anstatt der mit thierischer Materie verbundenen Eyerschalen, lieber den Marmor anwenden. — S. 97 ist das *Cuprum aluminatum* (der Alten *Lapis divinus*) aufgenommen; wir würden den Namen *Cuprum aluminato-sulphuricum* vorschlagen. S. 75 sind *Empl. Cetacei* aus gleichen Theilen Wachs und Hammeltalg und ½ Th. Wallrath, und S. 107 *Extr. Chelidonii majoris* und *Senegae* aufgenommen. S. 112 wird eine neue Vorschrift zur Bereitung des *Hydrargyrum aceticum* statt der älteren, nach welcher der rothe Präcipitat in Essigsäure aufgelöset wurde, gegeben. Es soll nämlich kraft der doppelten Wahlverwandtschaft durch Vermischung des *liquor kali acetici* und *liquor hydrargyri nitrici* bereitet werden. — S. 114 wird die Gewinnung des *Hydrargyri oxydulati nigri* so vorgeschrieben: man fälle die gesättigte Quecksilberauflösung durch Ammonium. Diess ist offenbar fehlerhaft. Weit sicherer und zweckmässiger zersetzt man die Auflösung der sich in der Auflösung bildenden salpetersauren Quecksilberoxydulkrystalle durch Ammonium. Da dieses Präparat aber kein reines Oxyd ist, sondern Ammonium enthält: so würden wir es *Hydrargyrum ammoniato-oxydatum nigrum* zu nennen vorschlagen. — *Hydrargyrum phosphoricum* und *lap. Cancrorum citrati* sind weggelassen; dagegen sind *liq. ammonii sulphurati* (*Hepar sulph. volat.*) und *liq. ammonii pyro-tartarici* aufgenommen. Auch die *Meloes majales melle conditae* sind S. 126 weggelassen; dagegen *Ol. Rutae*, *Calami*, (ein paar vortreffliche Mittel) aufgenommen. *Oleum Absinthii coctum* heisst hier *Ol. Absinthii infusum*. Sollte der Name *Infusum Absinthii oleosum* nicht besser seyn? Unter den fetten Ölen ist *Ol. papaveris* aufgenommen, dagegen *Ol. Ricini* weggelassen. — Zur Bereitung des *Ol. Cacao* wird S. 131 folgende Vorschrift gegeben: Die zerstossenen Cacaobohnen werden in einem Beutel durch kochende Dämpfe erhitzt, dann zwischen in Wasser erwärmten Pressen ausgepresst, und das Öl durch Leinewand filtrirt. Nach unserer Erfahrung gewinnt man eine ungleich grössere Menge Öls, wenn man die Cacaobohnen in einem ununterbrochen durch Kohlfeuer mässig erhitzten Mörsel zerreibt, und dann den Brey ebenfalls zwischen erwärmten Pressen auspresst. Diese Butter lässt sich an einem warmen Orte, z. B. in der Ofenröhre, sehr gut durch Löschpapier filtriren und so vollkommen weiss darstellen. — Durch Auskochen des Pressbeutels und des Filtrum erhält man dann noch eine kleine Quantität schlechteres Öls. — Auch *Pulpa Cassiae* ist weggelassen. — Ungeachtet *Klap-*

*roth* eine auf wissenschaftliche Principien sich gründende Bereitung des (S. 138 befindlichen) *Sapo stibiatus* gelehrt hat: so gehört doch dieses Medicament immer zu den unvollkommensten, weil die Seife, sie mag bereitet werden, wie sie wolle, stets eine ungeheure Menge freyes kaustischen Alkali's enthält, und sich, auf Kosten des Schwefels, der zu geschwefeltem Wasserstoffgas, bis zur gänzlichen Verschwindung, wird, sehr bald zersetzt. Gewöhnlich findet man daher in den Apotheken, statt einer Verbindung aus Antimoniumoxydul, Schwefel, Wasserstoff und Seife, bloss ein Gemenge von Seife, vollkommenem Oxyd und Kali. In allen Fällen sollte dieses Mittel keine Officinalformel abgeben. — Auch der *Spiritus nitrico-aethereus* S. 141 gehört zu den unvollkommenen Präparaten, in sofern sich sehr bald darin freye Säure ansammelt. — Eben so sind wir der Meinung, dass der *Spiritus sulphurico-aethereus martiatus* durch Klaproths vortreffliche *Tinct. ferri acet. aetherea* ersetzt werde, besonders da auch jenes Präparat sehr der Veränderung unterworfen ist, und dann oft gar kein Eisen enthält. — S. 145 sind die *vollkommenen* Antimoniumoxyde noch beybehalten, von denen wohl höchst selten der Arzt noch Gebrauch macht. S. 155 ist *Syrup. balsamicus* weggelassen; dagegen sind *Syrup. Croci* und *Senegae*, *Tr. arnicae*, *calami*, *Caps. annui*, *Valer. simp.*, *Digitalis simpl.* und *composit.*, *Valer. aether.* aufgenommen. Unter den Salben sind ein *Ungt. flavum* aus Fett, Harz, Wachs, Curcume, ein *Ungt. Hydrargyri album* mit *Hydrarg. ammon. muriat.*, ein *Ungt. oxygenatum* aus Fett und Salpetersäure, ein *Ungt. sulphurat. simpl.* aus blossem Fett und Schwefel, und *Ungt. tart. stib.* aufgenommen. *Ungt. Hydrargyri cinereum* (*Ungt. Neapolitanum*) soll durch Zusammenreiben des metallischen Quecksilbers mit Talg und Fett bereitet werden. Da das Quecksilber allen Erfahrungen zufolge im metallischen Zustande unwirksam ist, aber in dieser Salbe sich doch offenbar nur in jenem Zustande befindet: so muss es allein dem unendlichen Grade des Zertheiltseyns des Quecksilbers in dieser Salbe zuzuschreiben seyn, dass es auf den organischen Körper Wirkungen äussert. Zweckmässig scheint es uns jedoch sowohl in ärztlicher, als in pharmaceutischer Hinsicht, ein *Ungt. hydr. cin.* mit *Hydrarg. oxydulatum nigr.*, dessen oben Erwähnung geschah, bereitet, einzuführen. Zur Bereitung des *Zinci oxydati albi* soll schwefelsaures Zink mit Salpeter calcinirt, die Masse in Wasser aufgelöst, die Auflösung durch kohlensaures Natrum zersetzt und der Niederschlag geglühet werden. Hiedurch beabsichtiget man wahrscheinlich die Absonderung des Eisens. In diesem Fall ist die Vorschrift zweckmässig. Enthält aber das schwefelsaure Zink stets Eisen, zumal, wenn es sich der Apotheker reiniget? Wenn man daher die einfache Fällung des schwefelsauren Zinks durch Natrum und Glühung des Niederschlags nicht hinreichend findet: so sollte doch lieber der sichere und einfache Weg der Sublimation, d. i. die Darstellung des Oxyds durch unmittelbare Oxydation des metallischen Zinks eingeführt werden.

Wir wünschen, dass die Vff. dieser Pharmacopöe bey einer neuen Auflage unsere Winke benutzen mögen.

Die Übersetzung ist gut und dem Original getreu. **A. I.**

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM (wahrscheinlich BERLIN): *Die Einziehung überflüssiger Prediger- und Pfarr-Stellen, das sicherste und wirksamste Mittel, schlechtstehende Prediger und Pfarrer zu verbessern und ihr Amt schätzbarer zu machen.* In Anwendung auf die jetzt vacante Hofpredigerstelle am Dom und die vacante Predigerstelle an der Petrigemeine zu Berlin. 1812. 40 S. 8. (4 gr.)

Der Vorschlag des Vfs., durch Einziehung überflüssiger Predigerstellen die Einnahmen der beyzubehaltenden Pfarrer, wenn sie geringe sind, zu vermehren, hat in sich selbst schon etwas Empfehlendes, und wird gewiss gern überall befolgt werden, wenn Jemand, der eine solche für überflüssig gehaltene Stelle bekleidete, mit Tod abgeht, oder von ihr zu einer anderen befördert wird. Man setzt sich sogar heutiges Tages wohl darüber weg, wenn eine solche Stelle ehemals durch ein besonderes Vermächtniss für irgend einen Ort fundirt war, obgleich diess immer seine grossen Bedenken hat; und der Streit kann nur darüber entstehen, welche Stelle für überflüssig zu erklären ist, und ob das durch die Einziehung einer für überflüssig zu erklärenden Stelle erspatte Geld nicht noch zweckmässiger angelegt werden kann und muss. An die Möglichkeit des Letzteren scheint der Vf. gar nicht zu denken; es ist aber doch zu erwägen, dass, wenn irgendwo Predigerstellen eingehen können, die Schullehrer zuerst in ihren Einkünften verbessert zu werden verdienen, und Rec. glaubt wirklich, dass, wenn die letzteren gehörig gebildet werden können, nicht nur, wie es der Zweck ihres jetzigen Amtes erfodert, sondern auch so, dass sie mit Würde Sonntags der Gemeine gedruckte Predigten, die ihnen von Predigern allenfalls ausgesucht würden, vorlesen, auch den erwachsenen Gemeindegliedern nützlichen Rath zur Erziehung ihrer Kinder und zur Führung eines sittlichen Lebens ertheilen und religiöse Gefühle in ihnen wecken könnten, die Zahl der Prediger ohne Schaden vermindert werden dürfte. Auf diesen Fall aber müssten die Schullehrerstellen vor allen anderen verbessert werden. Denn dass die meisten zu wenig einträglich sind, um einem auch nur etwas gebildeten Manne annehmlich zu seyn, liegt am Tage. Wollte man aber auch nur im Preussischen, auf welches Land der Vf. sein Augenmerk vornehmlich gerichtet hat, die Einnahmen aller Schullehrer auf dem Lande auf 150 bis 200 Rthlr. setzen, welches doch das Mindeste seyn sollte: so würde man nimmer-

mehr so viel Predigerstellen einziehen können, als nöthig wäre, um das dazu erfoderliche Geld zu gewinnen, gesetzt man wollte auch im Umkreise von 2 Quadratmeilen nur Einen Prediger haben. Denn manche Pfarrstelle hat selbst nicht mehr, als so viel Einnahme. Der Vf. meint, im Ganzen genommen seyen jeder Predigerstelle 1000 Seelen zuzulegen, und so viele könnten eingezogen werden, als danach gerechnet übrig seyn würden. Er macht aber selbst davon die Ausnahme, wenn etwa Verwandte einer besonderen Confession, auch geringer an Zahl, an einem Orte lebten, wo sie zu entfernt wären, um so oft, als es nöthig ist, den Zuspruch eines Religionslehrers ihrer Partey zu haben; indess muss überhaupt daran gedacht werden, dass, wenn ein Dorf sehr entfernt von anderen Dörfern liegt, es füglich, wie die Sachen jetzt stehen, d. h. wenn es nicht einen sehr gebildeten Schullehrer hat, nicht ohne einen eigenen Seelsorger bleiben kann, wenn es auch schon nur etwa 4 oder 500 Seelen zählt. Wird man auf diese oder ähnliche Umstände Rücksicht nehmen: so wird man auf so viele überflüssige Predigerstellen nicht stossen. Rec. lebt jetzt selbst an einem Orte, der 4000 Seelen zählt, ehemals drey Prediger hatte, denen noch ein ¼ Stunde von der Stadt entferntes Filial mit 5 bis 600 Seelen zugelegt war, und wo man die Diaconatsstelle hat eingehen lassen, um die beiden ersten und die Schullehrerstellen zu verbessern. Berlin, an welches der Vf. vorzüglich denkt, hat 150000 Einwohner, aber lange keine 150 Prediger, obgleich sie bey der französisch- und deutsch-reformirten, deren Zahl etwa 12000 seyn mag und die zusammen ungefähr 27 Prediger haben, überflüssig sind. In der Neumark, welcher der Vf. wahrscheinlich angehört, sind ungefähr 280000 Einwohner und etwa, die Reformirten, die sehr kleine Gemeinden haben, mit eingerechnet, 270 Prediger. Wo möchten also nach der Rechnung des Vfs. wohl viele überflüssig, oder was für eine grosse Summe möchte wohl aus der Einziehung überflüssiger Predigerstellen zu erschwingen seyn?

Der Vf. rechnet auch viel darauf, dass bey Stellen, welche zu viel Einnahme haben, etwas von derselben soll gestrichen und anderen zugelegt werden; aber, wenn er annimmt, dass in grossen Städten kein Prediger ausser Wohnung und Holz über 800 Rthlr., in mittleren und kleinen über 600 Rthlr., auf dem Lande über 400 Rthlr. haben soll: so läst sich das vielleicht dadurch vertheidigen, wenn er zugiebt, dass den ersteren Nebenbedienungen, z. B. Consistorialraths- oder Professor-Stellen, können zugelegt werden; immer aber hat es doch etwas Bedenkliches, wenn im geistlichen Stande nicht auch einige Hoffnung oder Möglichkeit seyn soll, zu einer Stelle zu gelangen, in welcher man allenfalls auch für die Seinigen etwas ersparen, oder sonst auch etwas prächtiger leben kann. Wir wollen zwar keine bischöflichen Pfründen, aber wir wollen doch, dass man auch im Predigerstande einige Möglichkeit sehen muss, so gut, wie in anderen, was man nennt sein Glück zu machen. Wenn man daher vor einiger Zeit im Preussischen den Plan hatte, wenigstens *Eine* Stelle zu errichten, die etwa 5000 Rthlr. Gehalt haben sollte: so war diess wohl keine üble Idee. Aus den gebildeten Ständen werden, wovon doch der Vf. das Gegentheil wünscht, immer nur wenige ihre Kinder dem geistlichen Stande widmen, wenn sie ihnen keine Aussicht zu einem etwas erhöheten Lebensgenuss geben können. In Berlin aber reicht eine Einnahme von 800 Rthlr. seit langer Zeit auch kaum hin, um für eine etwas zahlreiche Predigerfamilie die Ausgaben zu bestreiten, deren sie nicht füglich nach ihrem Stande und ihren Verhältnissen entübrigt seyn kann. In kleinen Städten und auf dem Lande möchte die Rechnung des Vfs. eher als richtig angenommen werden können; aber aus der Einziehung überflüssiger Predigerstellen oder auch durch Verminderung der Einnahme der überreich dotirten ist es nicht möglich, auch nur die Hälfte der Summen herbeyzuschaffen, die nöthig seyn möchten, um alle Predigerstellen so hoch zu setzen.

Dass die Achtung und Nutzbarkeit des Predigtamts dadurch gewinnen müsste, wenn die Stellen besser besoldet würden, wie der Vf. meint, leidet wohl keinen Zweifel; aber er scheint doch darauf viel zu viel zu bauen. Gehörige Strenge bey Prüfung derer, die ins christliche Lehramt gesetzt werden, fortwährende Aufsicht über das Benehmen der Prediger und die Verbreitung eines solchen Geistes unter ihnen, als sie gemeinschaftlich beseelen sollte, durch sie selbst und ihre enge Verbrüderung nach einer wohlgeordneten Synodalverfassung, das sind unstreitig Mittel, die zu diesem Zwecke viel mehr wirken würden. Ohne sie richtet das vom Vf. vorgeschlagene gar nichts aus. Sie aber werden nicht ohne Wirkung bleiben, wenn es auch nicht gelingen sollte, allen Predigern zu einem froheren Lebensgenuss durch Erhöhung ihrer Einnahme zu verhelfen. Möge indessen dieses versucht, und jene Mittel, so viel möglich, angewendet werden, damit durch den Predigerstand die christliche Religiosität zum Heil der Menschheit in ihrer ganzen schönen Kraft recht weit verbreitet werde.

Dr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

WIEN, in d. camesina'schen Buchhandlung: *Deutsches Museum*, herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. Dritter Band. 1813. 554 S. 8. (8 Rthlr.)

Da der erste und zweyte Band dieser Zeitschrift in unserer A. L. Z. (Ergänzungsbl. 1813. No. 41) weitläuftiger beurtheilt worden ist: so glaubt Rec. den Lesern derselben Genüge zu leisten, wenn er im Allgemeinen versichert, dass ihr Geist derselbe geblieben ist, der er war, und wenn er, um dieses darzuthun, auf die einzelnen bedeutenderen Aufsätze aufmerksam macht.

Wir beginnen mit dem philosophischen Bestandtheile dieses neuen Bandes. In dem ersten Hefte begegnet uns, willkommen, wie gewiss jedem Leser, *die früheste Schrift Hamanns, begleitet von einem Worte über diesen Philosophen vom Herausg.* Diese Schrift, „biblische Betrachtungen eines Christen," wurde i. J. 1758, da Hamann sich auf einer Reise in London befand, abgefasst. Sie ist eine ächte Vorläuferin der späteren Schriften, und deutet, weniger sibyllinisch als jene, auf die spätere Fülle, auf den Witz und die eigenthümliche Denkweise des Vfs. hin. Man kann wohl nicht sagen, dass Hamanns Ansicht der Dinge den Charakter einer gewissen Zeit getragen, oder als Resultat aus einer solchen hervorgegangen sey; um so interessanter ist es, auf seine, unseren neueren philosophischen Systemen so ganz widersprechende, religiöse Ansicht hier aufmerksam gemacht zu sehen. Es haben sich jetzt andere Stimmen im Vaterlande erhoben, vor denen auf eine Weile natürlich die Stimme wissenschaftlicher Forschung schweigt; aber es scheint Rec., dass, wenn jene dieser wieder Raum geben, eine ernste, laute Frage Statt haben werde über die Freyheit und Nothwendigkeit in Gott. Dann wird Hamanns Wort keins der geringsten seyn. In dieser Hinsicht erfüllt das D. M. in der That, was eine gute Zeitschrift leisten soll, vorbereiten, Gedanken, die der Zeit gemäss sind, vorlegen zu weiterer Entwickelung. — Wir nennen hier ferner, als auf dasselbe hinzielend, die *Fortsetzung der Betrachtungen über den Werth der positiven Offenbarung*, von *C—r.* Sie begreift drey Abschnitte, betitelt: Über die Erkenntnisquellen — Von der Wahrheit — Von der Philosophie. Möchten diese Mittheilungen, wie die obige, doch einen Mann wecken, der, mit tiefer Einsicht in den Gegenstand und mit genauer Kunde von den vorzüglichsten philosophischen Systemen der alten und besonders der neuen Zeit gerüstet, der Speculation ihre Grenzen anwiese und die Offenbarung in ihre Rechte einsetzte! Was hier geschehen ist, hält der Vf. selbst wohl nur für eine Vorbereitung. Aber wie sehr unsere Zeit eines festen, sicheren Grundes hierin bedürfe, das erhellet deutlich aus ihr.

*Apologie des Krieges; besonders gegen Kant:* von Hn. *v. Rühl.* — Der Gedanke des Vfs.: „Die Vernunft kann weder kategorisch gebieten: es soll überhaupt kein Krieg, noch: es soll überhaupt kein Friede seyn, sondern bloss hypothetisch: es soll kein anderer Krieg und kein anderer Friede seyn, als solche, die vom ächten Geiste rechtlichen Strebens durchdrungen sind" — ist trifftig, mit Ernst und mit einem durch die Geschichte aufgeklärten Blicke durchgeführt worden. In der That, die Idee vom ewigen Frieden erscheint auch hienach unhaltbar, und sehr interessant ist die Hinweisung auf einen Gedanken Kants, „die Natur wolle unwiderstehlich, dass mehrere Staaten neben einander bestehen sollen, damit durch die Misshelligkeit und das gegenseitige Drängen und durch die Nothwendigkeit, als Macht *gerüstet* zu seyn, jeder sich innerlich zu einem desto vollkommneren Rechtsinstitut ausbilden könne."

Der literarisch-ästhetische Bestandtheil bietet uns Folgendes: *Wie steht es um die deutsche Bühne? Brief, am Schluss d. J. 1812 an den Herausg. des D. M. gerichtet* (von einem Ungenannten). — Die alten Klagelieder, die uns schon im ersten Jahrgange anstössig waren und hier zum Überdruss wiederholt sind; nicht geistvoll, oft voll erzwungenen Witzes, keine Hoffnung, ja nicht einmal die Quelle des beklagten Übels nennend, daher höchst unerfreulich. Wahrlich, so wird keine bessere Zukunft vorbereitet werden! — Eben so wenig ist der Aufsatz: *Über das deutsche Lustspiel, an den Herausg. des D. M.* von *v. Steigentesch*, zu belehren, zu erwecken geeignet. Wir bedauern Hn. *Schlegel*, dass er so viele Klagen dieser Art hören muss; nur sollte er, wenn er Missmuth darüber empfindet, diesen nicht, durch gedruckte Mittheilung solcher Klagen, seine Leser entgelten lassen. Über die weinerlichen Schauspiele ist ja wohl endlich genug geklagt und gespottet; die Ein-

heit des Orts möchte schwerlich ein besseres Lustspiel erzeugen, und es heisst doch wahrlich das Kind mit dem Bade verschütten, weil die Aufhebung dieser Einheit viel Übel gestiftet, sie wieder einführen zu wollen. So schwächlich ist die Phantasie der Deutschen gottlob nicht, dass sie einerseits durch die Veränderung der Decorationen sollte abgezogen werden von dem Hauptgegenstand, und dass sie andererseits nicht sollte ergänzen können, was lückenhaft bleibt. Eben so ungründlich scheint Rec. der Gedanke, dass das höhere Lustspiel sich nur im Kreise der höheren Stände bewegen müsse, weil aus diesem die Kinder des Mangels verbannt seyen. Solche Gesetze geben, um einen Missbrauch zu verbannen, das hiesse wohl annehmen, das Heil der Bühne gehe von den mittelmässigen Köpfen aus. Goethe's Mitschuldigen haben wohl deutlich gezeigt, wie der Geist seinem Bedürfniss Stoff und Stand zu unterwerfen weiss. — *Betrachtungen über das Trauerspiel Hamlet.* Von *W. v. Schütz.* — Eine originelle Ansicht des unergründlichen Gedichts, und so ein schätzbarer Beytrag zu dem, was in den letzten Jahrzehenden über Shakspeare geschrieben worden ist. Rec. hat ihn mit vielem Interesse gelesen, obgleich er dem Vf. keineswegs in seiner Ansicht beystimmt. Diese ist, der Hamlet solle einen zerrütteten, der Auflösung nahen Staat darstellen. Man erforsche den Hauptcharakter genau, und man wird finden, dass Shaksp. eine allgemeinere, auf das ganze Menschenseyn sich beziehende Idee hatte; aber Charaktere, wie Hamlet und seine Umgebung, sind trefflich in einen solchen Staat versetzt worden, wie sie auch wohl in einem anderen nicht vorkommen können. Und dass Hr. *v. S.* einen solchen so meisterhaft geschildert fand, beweiset nachdrücklich die grosse Weisheit Shakspeare's, und wie lebendig er sich in jeden Zustand hineinversetzen konnte, da er den genannten, seiner Idee nur dienenden so trefflich darzustellen wusste. — *Etwas über die Verhältnisse zwischen Heyne und Winckelmann.* Von *G. A. Heeren.* — Ein nicht unwichtiger Beytrag zu der Geschichte beider genannten Männer, für dessen Mittheilung die Freunde der Literatur dem Vf., der jetzt wohl am besten über diesen Gegenstand sprechen kann, danken werden. — *Briefe von Wieland, Ramler, Lessing u. A., in den Jahren* 1770 — 1786. Diese Briefe sind sämmtlich an den österreichischen Vicepräsidenten v. Gebler gerichtet, der sich durch seine „theatralischen Werke" (Dresden, 1772. 3) bekannt gemacht hat. Die bis jetzt im d. M. mitgetheilten sind allein von Wieland. „Sie beziehen sich grösstentheils, sagt der Herausg., auf das deutsche Theater, und mit Befremden sehen wir, dass sich dasselbe damals genau in demselben, oder doch in einem ähnlichen Zustande der Kindheit befand, in welchem wir es auch gegenwärtig noch sehen. Überhaupt versetzen uns diese Briefe auf das lebhafteste in die frühere Zeit unserer Literatur, und lassen uns gleichsam einen Blick hinter die Coulissen thun, indem sie uns den inneren Zustand, die guten und auch die schwachen Seiten des damaligen Literaturzustandes und Gelehrtenwesens deutlich vor Augen stellen." In dieser Rücksicht ist die Mittheilung dankenswerth; auch zeigt sich der edle W. hier, wie er war, gewandt, fein im Umgang mit Vornehmen, ohne ihnen zu schmeicheln, mild und angenehm. — *Ein deutsches Wort gegen die undeutschen, widersinnigen, oder willkührlich neugeschaffenen, sinn- und gehaltlosen Kunstausdrücke in heuttägigen Schriftverhandlungen, besonders in philosophischer und heilkundiger Beziehung.* Von Dr. *Schwarzott.* — Leider kann ein solches Wort noch immer nicht oft genug wiederholt werden, da Männer von dem entschiedensten Einfluss auf deutsche Literatur gegen deutsche Sprachreinheit so oft und vielfach sündigen. Verdienstlich ist demnach ein Werk, das Hr. *S.* verkündigt, ein Wörterbuch, worin alle fremden, oder neugeschaffenen Kunstausdrücke im Felde der Philosophie und Heilkunde, nach ihrer Verjährung, ihrem Inhalte und ihrem Verhältnisse zur Deutschheit gewürdigt, und den verwerflichen Wörtern ächte deutsche, kräftige zur Seite gesetzt werden sollen. Möchte doch Hr. *S.* die Klippe vermeiden, an der so manches Unternehmen dieser Art gescheitert ist! — Die Überschrift des Aufsatzes klingt doch fast barbarisch. — Sehr angenehm waren Rec. die Zusätze des Herausg., die Vertheidigung der deutschen Bücherschrift, und der Schreibart *Deutsch* vor *Teutsch.*

Was den historischen Theil des Museums betrifft: so führen wir an: *Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte.*, Von *Jacob Grimm.* — Gewiss wird nur ein der Etymologie durchaus Unkundiger und der nicht weiss, wie man in einer gebildeten, sehr reichen Sprache in Erforschung ihrer Wurzeln auf wenige Grundlaute zurückgekommen ist, eine Schrift ekel bey Seite schieben, die sich besonders auf Etymologie gründet, und manches auf den ersten Anblick Wunderliche aufstellt. Diess ist des Rec. Fall nicht. Er hat viel Ansprechendes, Erweckendes in dieser Schrift gefunden; und so ist gewiss der Hauptsatz, dass zu der Sage eines Volkes, die sich in immer einfachere Offenbarungen des Heiligsten auflöst, eine historische Thatsache nöthig sey, von der das Volk lebendig erfüllt ist, so dass sich die göttliche Sage daran setzen könne, — grosser Aufmerksamkeit werth. — Doch kann Rec. nicht hehl haben, dass ihm Stellen, wie die, wo Tell (der Schweizer-Schütze), Bell, der Schütze aus einer alten englischen Ballade, Toko (der Tell des Saxo Grammaticus) und Bellerophon für verwandt erklärt werden, wegen *telum*, βελος und τοξον, bedenklich vorgekommen sind. — *Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altdeutscher Sagengeschichte.* Von *Görres.* — Weitläuftiger hierüber zu sprechen, erlaubt der einer Rec. angewiesene Raum nicht; doch diess kann Rec. zu sagen nicht unterlassen, dass ihm zu viel Gewicht für die Geschichte auf diese, im Auszug des Abts Trithemius vorhandene, Sagengeschichte gelegt worden zu seyn scheint. — *Betrachtungen über die Geschichte.* Von *M.* — Mannichfaltig, gut gedacht und erweckend. — Endlich führen wir noch eine sehr schätzbare Schrift:

*Über die Kleidung der alten Deutschen, nach Hachenberg* von *Joseph Koller* an.

Wir sind weitläuftiger geworden, als es unsere Absicht war; diess möge ein Beweis seyn, dass auch jetzt das D. M. des Bedeutenden viel bot, worauf aufmerksam zu machen Rec. für Pflicht hielt.

Er führt zum Schluss nur noch an, dass die geistvollen *Beschreibungen altdeutscher Gemälde* von *A. v. Hellwig*, und die *Fragmente einer Geschichte der Baukunst des Mittelalters* von *Rumohr* ihren verdienten Platz in dieser reichhaltigen Zeitschrift haben.

Der poetische Bestandtheil ist dürftig; doch dürfen wir eine geist- und gefühlvolle *Ode* (*an meinen Bruder*) von *Christ. Grafen von Stolberg* anzuführen nicht unterlassen.

Und so wünschen wir dem deutschen Museum, das, es sey der Grund welcher er wolle, in der That von der bey den ersten beiden Bänden gerügten Fessel freyer erscheint, ungestörten Fortgang, und schliessen mit dem Wunsche, der Herausg. möge den Glauben, den er in der Vorrede (S. 4) äussert, „die höhere Philosophie dürfe nicht eben in den Nebel der üblichen Schulformeln eingehüllt seyn, sondern sie lasse sich vollkommen klar und, was die Sprache betrifft, allen verständlich vortragen" — recht bald in seinem Museum durch die That bewährt erscheinen lassen.

α. β. γ.

## CHEMIE.

HADAMAR, in der neuen gelehrten Buchhandlung: *Auszüge aus dem Briefwechsel der Gesellschaft correspondirender Pharmaceuten.* I — III Lieferung. 1813. 146 S. 8. (1 Rthlr.)

Es ist wahrlich eine sehr schöne Aussicht, eine Gesellschaft in eine Wissenschaft oder Kunst eingeweihter Männer durch gegenseitige Berathschlagungen, durch vereinte Ausübung der Geisteskräfte nach Vollkommenheit streben zu sehen; es ist ein treffliches Unternehmen, streitige Dinge auszugleichen, und durch Wahrheit und Licht Aberglauben und Finsterniss zu vertreiben. Abgesehen von neuen Metamorphosen, welche ein seltener excentrischer Kopf auf eine ganze Wissenschaft, oder auch nur auf einzelne Zweige derselben ausübt, ist es dem Einzelnen unmöglich, das zu leisten, was jene vereinten Kräfte vermögen. Die Wahrheit dieses Satzes hat sich durch die Thätigkeit gelehrter Gesellschaften, in deren Mitte wirklich Einheit herrschte, die, von einem und demselben Zwecke beseelt, ihre Functionen verrichteten, in allen Weltgegenden hinlänglich bewährt. Von diesem Gesichtspuncte betrachtet, wäre das Streben der Gesellschaft correspondirender Pharmaceuten, so wie der in einigen grösseren Städten errichteten pharmaceutischen Gesellschaften, musterhaft. Aber auch nur so kann das Gute gedeihen; nicht kleinliche Nebenabsichten dürfen den Zweck stören. Wenigstens ist zu verlangen, dass, wenn das ganze Publicum Theil an den Früchten ihres Wirkens nehmen soll, diese nicht zu oft mit ganz heterogenen Dingen vermischt seyen, oder dass statt ihrer wohl gar ganz fade und faule Früchte dargeboten werden. An Zeitschriften, angefüllt mit einem Wuste von unverdaulichen Speisen, fehlt es wohl nicht; desto grösser ist immer noch der Mangel an reifen Geistesproducten. Leider müssen wir bekennen, dass auch diese Auszüge auf einem zu niedrigen Standpuncte erscheinen, als dass sie der Pharmacie wesentlichen Nutzen versprechen könnten. Die Pharmacie hat diess vor vielen anderen Wissenschaften voraus, dass sie Kunst und Wissenschaft innig mit einander verbindet, und dass diese dadurch mathematische Gewissheit erhält, dass jene sie mit Mass und Gewicht verfolgt. Man sollte daher billig erwarten, auch in diesem Correspondenten Kunst mit Wissenschaft gepaart zu sehen; allein man sieht fast in der Regel das Handwerk vorherrschen. Daraus folgt ganz natürlich, dass nicht gehörig unterrichtete Männer, wie der Rec. von Thieme's Kinderfreund, die Pharmacie nicht als Wissenschaft, sondern als eine systematische Kunst betrachtet. Die bis jetzt erschienenen Jahrgänge geben hinlängliche Belege von unserem Urtheil. Zum Besten der guten Sache würde es offenbar gereichen, wenn der geringe Theil der pharmaceutischen Correspondenten, welcher sich berechtigt glaubt, die pharmaceutische Welt mit neuen Producten zu bereichern, die Aufsätze für die *Buchholzische*, oder auch die oft gar zu trockene *Trommsdorffische* Zeitschrift bearbeitete: denn wir sind überzeugt, dass unter der Leitung erfahrner Männer die pharmaceutische Literatur gewinnen wird, je mehr es ihnen möglich ist, eine zweckmässige Auswahl für eine zu einer festgesetzten Zeit versprochene Bogenzahl zu treffen, und dass umgekehrt jene Schriften bey zu starker Vermehrung an innerem Werthe verlieren, da es fast Hauptzweck der Verfasser wird, periodisch eine Anzahl Bogen zu liefern, ohne zu bedenken, dass die Wissenschaft stets ein formloses und zwangloses Gewand zeigt.

I Lieferung. I. *Beyträge* (der Mitglieder). *Vortheilhafte Bereitungsart des Ol. Tereb. sulphurati* von Hn. *Lippert*. Statt des Schwefels räth er, Schwefelsäure mit Leinöl zu kochen. Eine bekannte Methode, die ebenfalls dem Zweck entspricht, wenn man nur das Präparat gehörig reiniget. — Hr. *Hänle* in Lahr *über das natürliche rothe Bleyoxyd.* Dieser Aufsatz ist bereits von *Klaproth* im Magaz. der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin eingerückt. Bald darauf ist auch durch *Lenz* und *John* das Vorkommen des rothen und gelben Bleyoxyds in der Natur bestätiget worden (N. allgem. Journ. d. Chem. u. Phys.). Hr. *Rudrauff über Altheepaste*, und Hr. *Binder* über eben diesen Gegenstand. Zwey lange Aufsätze, wodurch nur Papier verschwendet ist. Dieses Präparat muss, wie alle Medicamente, nach der landesherrlichen Pharmacopöe und nicht nach der Willkühr eines jeden Apothekers bereitet werden. Hr. *B.* glaubt, der Name *Altheepaste* sey fehlerhaft, und nennt sie daher *Eibischteig*. Gleichwohl nimmt er, wie man diess fast allgemein thut, keine Spur Ei-

bischwurzel dazu, sondern wendet destillirtes Wasser zur Bereitung an. Wenn man allgemein anfängt, dieses Medicament ohne Altheewurzelinfusion anzufertigen: so würde der alte Name *weisse Reglisse* zweckmässig seyn. — II. *Beantwortungen einiger Fragen.* 1) *Auf welche Weise kann das Ol. animal. aether. ohne wiederholte Destillationen ziemlich farbelos dargestellt werden?* Diese Frage wird von Hn. *Lippert* so beantwortet: man soll das Öl aus dem Kolben mit Helm destilliren, und die Destillation mit Wasser wiederholen. — 2) *Sind ganz frische, oder trockene Wacholderbeeren besser zur Bereitung des Öls?* Hr. *L.* will gefunden haben, dass einige Kräuter im getrockneten Zustande mehr Öl geben, als wenn sie frisch destillirt werden, und dieses wendet er nun auch auf die Wacholderbeeren an. 3) *Welches sind die sichersten Proben; sich zu überzeugen, dass der spirt. sulph. aether. ätherhaltig genug sey?* Hr. *L.* beantwortet diese Frage sehr gut so: man zerlege die Verbindung durch salzsauren Kalk u. s. w. — Die III Abth. führt die Überschrift: *Literatur*, enthält aber nichts als Auszüge aus *Trommsdorffs* Journ. der Pharmacie B. 20 St. 1 u. 2. 1811, die Hr. *Morus* mittheilt.

II Lieferung. I. *Beyträge.* 1) Hn. *Nees's* und *Raab's botanische Excursion nach dem Rigi*, ist recht gut erzählt, und gewinnt durch das Verzeichniss der dortigen Vegetation noch mehr Interesse. 2) *Entdeckung und Untersuchung eines verfälschten Kupfervitriols* von Hn. *Gärtner* in Ham. Der verkaufte Vitriol war kupferhaltiger Alaun. 3) *Verschiedene Beobachtungen* von Hn. *Schlippe.* Sublimation des Mercurius dulcis. Reinigung des Quecksilbers von beygemischten Metallen nach *Hahnemann's* Art, oder mit reiner Salpetersäure. — Über die Ursache der immer stärker werdenden Effervescenz bey Sättigung des Kali mit Säuren. — Wenn wir hier auch nichts Unbekanntes angetroffen haben: so zeichnen sich diese Beobachtungen doch vortheilhaft vor anderen aus. 4) Hn. *Rudrauff's Bereitung der Quecksilbersalbe* enthält ebenfalls sehr wahre Beobachtungen; allein der Vf. ist unerträglich weitschweifig. Er bemerkt sehr richtig, dass das Quecksilber sich im metallischen Zustande in der Salbe befinde. — *Über alkalische Schwefelleber* von demselben, nebst Bemerkungen des Redacteurs. 5) *Über Geruchserscheinungen* von Hn. Apoth. *Binder.* Eine Beurtheilung des *hermbstädtschen* Aufsatzes im Magaz. der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin. II. *Beantwortung einiger Fragen* von Hn. *Rudrauff.* 1) *Die Entfärbung des Ol. animale aether. ohne wiederholte Destillation betreffend.* Der Vf. räth das Klauenöl (nicht aber das dickere Knochenöl) entweder mit reiner gestossener Kreide, noch besser aber mit Pfeifenthon zur Pillenconsistenz zu kneten, Kugeln daraus zu bilden und diese vorsichtig zu destilliren; oder jenes Öl auch für sich vorsichtig zu destilliren. 2) *Prüfung des Sublimats auf Arsenik.* Ein blosses Gewäsche. 3) *Wodurch kann es verhütet werden, dass die aus gleichen Theilen bereitete Mischung der Mixtura sulphurico-acida nicht nach einiger Zeit eine bräunliche Farbe annehme, und worauf gründet sich diese Erscheinung?* Die Antwort enthält zwar keine Erklärung jener bekannten Erscheinung dieser absurden Frage; allein sie giebt den nicht immer zu verwerfenden Rath, dass der Arzt diese Mixtur stets mit Wasser verdünnt verschreiben möchte. 4) *Noch eine Beantwortung der Frage, die hoffmannschen Tropfen betreffend.* Prüfung durch Vermischung mit Wasser und *Ol. Tartari per deliquium.* — III. Die *Literatur* enthält Anzeigen von *Kopp's* Staatsarzneykunde, und einen Auszug aus Apotheker *Hänle's* Entwurf einer allgemeinen und beständigen Apothekertaxe, welche allerdings gelesen, und worin manche Idee selbst berücksichtigt zu werden verdient. — Beobachtungen über die Reaction des Kupferammoniaks auf Arsenik von Hn. *Gärtner.* Der Vf. zeigt, dass der Grad des Verdünntseyns der Arsenikauflösung auf die Entstehung des scheelschen Grüns grossen Einfluss habe.

III Lieferung. I. *Beyträge.* 1) *Bereitung des Mars solubilis und der globuli martiales* von Hn. *Rudrauff*, mit Bemerkungen von Hn. *Binder.* Dieser Aufsatz enthält zwar viele wahre, aber auch desto bekanntere Bemerkungen, die jedoch durch Hn. *Buchholz's* Arbeiten, in *Trommsdorffs* Journ. B. 20, gänzlich verdunkelt werden. Hr. *R.* wendet zur Bereitung der Stahlkugeln 2 Th. Weinstein und 1 Th. Eisenfeile an; er hält die Masse mit Wasser stets feucht, und lässt die Sonne, nicht aber das Feuer, darauf wirken. — Der 2 Aufsatz von demselben Vf. *über Acidum tartari* giebt einen Beweis, dass er über diesen Gegenstand nachgedacht hat, oder die Erfindungen Anderer zu benutzen versteht. 3) *Bemerkungen über einige pharmaceutische Gegenstände*, vom Hn. Apoth. *Spiess.* Er bemerkt, dass der in heissem Wasser auflösliche, stärkeartige Stoff der Alantwurzel, den aber nicht *Funke* (wie hier steht), sondern *Rose* entdeckt, und Prof. *John* darauf in mehreren Pflanzen gefunden und Inulin oder Helenin genannt hat, die Ursache zum Schimmeln des Extracts darbiete. Nach Absonderung dieses Stoffes finde kein Schimmeln Statt. *Über die Klärung und Aufbewahrung des Citronensafts.* 4) *Bemerkungen über das beck'sche Areometer.* 5) *Bemerkungen über semen Cynae*, von Hn. *Binder.* II. *Literatur.* Auszüge aus dem 21 B. St. 1. 2 des *Trommsd.* Journ. d. Pharm. III. *Notizen.* 1) Ein Aufsatz von Hn. J. *Jobst* und *Klein* zu Stuttgardt, das Gesuch und die Nachfragen wegen Apothekergehülfen betreffend. — 2) Eine höchst sonderbare Notiz aus dem nürnberger Correspondenten 1813. N. 27, worin dem Apotheker Zuchthausstrafe und Privilegienverlust zuerkannt werden, wenn er sich weigern sollte, wegen nicht gleich baarer Bezahlung dem Patienten die von einem zur Praxis legitimirten Arzte und Wundarzte (mit der Bemerkung *cito*) verschriebene Medicin verabfolgen zu lassen, ohne die Schadloshaltung des Apothekers zu berücksichtigen, wenn der Kranke unvermögend sterben sollte, oder sonst Schulden halber gar nicht zahlen kann.

A. J.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN
# ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## GRIECHISCHE SPRACHLEHRE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlich zu lehren*, von D. *Fried. Thiersch*, Professor am Gymnasium zu München. Zweyte verbesserte, und mit den homerischen Paradigmen vermehrte Auflage. 1809. 11 Bog. (16 gr.) Dritte verbesserte Auflage. 1813. 11½ Bog. Fol. (16 gr.)

Die vorliegenden Tabellen sind ein Werk, wodurch sich der achtungswerthe Vf. einen bedeutenden Ruhm erworben hat, der ihm durch gegenwärtige Beurtheilung nicht streitig gemacht werden soll, in sofern Hr. *T.* da einen neuen Weg gezeigt hat, wo nach seiner, und der ziemlich allgemeinen Meinung, statt eines systematischen Verfahrens, ein willkührliches, Weitläuftigkeiten herbeygeführt hatte, die nichts weniger als die beabsichtigte Erleichterung verschafften. Die Neuheit der Sache machte, dass die Erscheinung der Tabellen viel Aufsehen erregte, und bald Recensionen (auch in unserer A. L. Z. 1808. No. 192) veranlasste, welche mit Ausnahme der „*Bemerkungen über Thiersch Tabellen über das griechische Verbum*", im vierten Intelligenzblatte der J. A. L. Z. von 1809, günstig für den Vf. ausfielen; und noch mehr zeugte von der Beystimmung des Publicums der schnelle Absatz der Tabellen, indem nach der zweyten Auflage, die neun Monate nach der ersten nöthig wurde, noch eine dritte erschienen ist. Wenn nun gleich häufige Auflagen nicht immer der sicherste Beweis für die Güte eines Werkes sind: so zweifelt Rec. doch nicht, dass die Tabellen des Hn. *T.*, weil sie, wenn auch nicht bloss von Gelehrten, doch wenigstens auf deren Rath; gekauft worden, durch ihre öftere Erscheinung, ihren, in gewisser Rücksicht nicht zu verkennenden Werth beurkunden. Diesen Werth setzt Rec., wie schon bemerkt, darein, dass Hr. *T.* in einem sehr gewöhnlichen Gegenstande des Schulunterrichts einen neuen Weg eingeschlagen hat, wobey eben so sehr sein Eifer für die Zweckmässigkeit des Unterrichts, als das Talent, welches er in Behandlung seines Gegenstandes an den Tag legt, zu loben ist. Rec. glaubt nicht befürchten zu müssen, durch dieses Urtheil das zu wiederholen, was sich in den Recensionen über die erste Auflage so unzweydeutig ausgesprochen hat; er will dadurch theils zu erkennen geben, wie sehr er das Verdienst eines achtungswerthen Gelehrten zu würdigen weiss, theils dem Vf. im Voraus beweisen, dass das, was in der gegenwärtigen Recension gegen seine Tabellen gesagt werden wird, nicht einen Ausfall der Tadelsucht, sondern bloss Bemerkungen enthalten soll, die, wenn der Vf. sie (woran nach seiner bekannten Ruhe und Humanität nicht zu zweifeln ist) mit eben den Gesinnungen aufnimmt, in welchen sie geschrieben sind, ihn auf Manches aufmerksam machen dürften, was ihm bey der angewandten Genauigkeit und dem bewiesenen Scharfsinn entgangen ist; es kann diess dem Vf. nicht anders als lieb seyn, wofern er die gemachten Bemerkungen nicht etwa, als ungegründet, sollte widerlegen können, in welchem Falle Rec. sich freuen würde, zur näheren Untersuchung eines so wichtigen und interessanten Gegenstandes Veranlassung gegeben zu haben.

Was ein Rec. der ersten Ausgabe nicht so sehr nöthig hatte, müssen wir bey der Beurtheilung der vorliegenden thun, nämlich die Vorrede ganz von den Tabellen trennen, weil jeder dieser beiden Theile des Werkes sein besonderes Publicum hat: die Vorrede ist bloss für Gelehrte, und die Tabellen sind bloss für Anfänger. In der Vorrede zur ersten Ausgabe hat Hr. *T.* bloss angedeutet, dass die Endungen dem Stamme geradezu angehängt werden müssten, und dass daher die alte Deductionstheorie, nach welcher die Anfänger, mit grosser Erschwerung des Lernens, um zu manchen Temporibus zu gelangen, durch mehrere andere hindurch getrieben würden, sehr verwerflich sey. Diesen Gegenstand handelt er in der Vorrede zur zweyten Auflage systematisch ab, und hiedurch zeichnet er eben einen neuen besseren Weg vor: es gebührt ihm allerdings die Ehre, das in ein System gebracht zu haben, was vor ihm hie und da nur im Einzelnen aufgestellt war.

So naturgemäss übrigens die Theorie von dem Anhängen der Endungen an den Stamm im Griechischen ist: so wenig kann Rec. dem Vf. im Einzelnen alles zugestehen, was in Beziehung auf diesen Gegenstand vorkommt. Der durch die aufgestellte Theorie gewonnenen grossen Einfachheit thut der Vf. selbst Abbruch dadurch, dass er ausser dem Stamme κατ' ἐξοχὴν noch *Tempus*stämme annimmt, deren er S.

VIII sieben aufführt. Diess kann Rec. für nichts anderes, als eine unnöthige Weitläuftigkeit halten, die bey dem Streben des Vfs. nach Einfachheit auffällt. Ausserdem ist dieses Verfahren gegen Hn. *T's.* Theorie: denn es werden die Endungen nicht geradezu angehängt, sondern erst getrennt, indem ein Theil davon gebraucht wird, den Tempusstamm zu bilden, und der andere für die eigentliche Endung bleibt (und auch selbst hierin ist der Vf. nicht immer consequent, wovon nachher). Ferner hat sich hiebey auch eine Willkührlichkeit eingeschlichen, nach welcher z. B. von ἐτύφθην, τυφθε der Tempusstamm seyn soll, indem in dem Stamme τυπε, ein θ vor ε getreten sey. Wodurch ist theils ein *Stamm* τυπε erwiesen, theils das Vortreten eines θ vor ε? Dergleichen scheint uns vor der alten Theorie nichts voraus zu haben. Wäre der Vf. bey dem einfachen Anhängen der Endungen streng geblieben, und hätte er besonders untersucht (was er für seinen Zweck ganz vorzüglich thun musste), woher die Endungen abzuleiten sind: so würde es ihm unfehlbar nicht entgangen seyn, dass es mit dem θην eine ganz andere Bewandniss habe. So ist er aber, um seiner Ansicht von dem Auflösen der Endungen einen Anstrich von Haltbarkeit zu geben, genöthigt worden, in das streng Systematische Behauptungen zu bringen, denen nach unserer Ansicht selbst die entfernteste Wahrscheinlichkeit fehlt. Doch hievon bey der Beurtheilung der Tabellen. Der beabsichtigten Vereinfachung zufolge, musste der Vf. bloss von Stamm im Allgemeinen sprechen (*langer* und *kurzer* Stamm muss unterschieden werden, nur nicht überall so, wie es Hr. *T.* thut — wovon hernach), weil ihm die Endungen in *jedem* Tempus *geradezu* angehängt werden, wofern man Alles, was zur Endung naturgemäss gehört, zusammen lässt. Hier, wo von Stamm die Rede ist, bemerken wir Einiges gegen die Ansicht des Vfs. von der Reduplication, weil ihm in dem Stamme mit der Reduplication die „Grundform des Perfects" erscheint. Über das Entstehen der Formen lässt sich nur nach weitläuftigen Untersuchungen etwas bestimmen; daher Rec. dem Vf. bloss gesteht, dass ihm ein Erfundenwerden der Reduplication, wovon geredet wird, nicht sehr wahrscheinlich ist. Wir wenden uns zu anderen, diese Spracherscheinung betreffenden Puncten. S. VI heisst es: „Um anzudeuten, dass die Gegenwart *vergangen* (*Praes. Perf.*) sey, entstand in den drey Grundsprachen die Reduplication (βέβαμεν, gegangen, *cecidi*)". Dieser Behauptung dürfte viel entgegenstehen. Hr. *T.* legt das Significante im Perfecto bloss der Reduplication bey: Rec. scheint sie dazu nicht geeignet, weil sie in den bekannten Fällen, deren nicht wenige sind, gar nicht Statt finden kann; ausserdem erscheint sie auch nicht bloss im Perfecto, z. B. in τίθημι, τιτρώσκω, κικλήσκω, βιβάζω u. dgl. (eine andere Art von Reduplication ist ἀγάγω, so wie auch noch andere Verlängerungen vorkommen, wie λάζω, λαμβάνω, πήγω, πηγνύω). Will der Vf. solche Wiederholungen wegen des ι nicht als wirkliche Reduplicationen anerkennen: so mag er sich an κέκλυθι erinnern, das, wie er selbst bemerkt, neben κλῦθι besteht; selbst ganz eigentliche Präsentia haben diese Reduplication, z. B. γεγαθέω; ja sogar ausser dem Gebiete des *Verbi* findet sie sich, z. B. in βέβηλος (im deutschen: *Ge*wölk, *Ge*witter). Nach dieser Ansicht von der Reduplication ist auch die Behauptung zu berichtigen, nach welcher das Perfect ein Augmentum annimmt (Tab. III, 2); hiedurch verlöre das Perf. noch dazu seine Natur als Haupttempus, die ihm der Vf. auch noch bey einer anderen Gelegenheit nimmt. Uns scheint hier ferner nicht übergangen werden zu müssen, dass wohl nicht gleich zuerst die Gegenwart als vergangen dargestellt worden ist: diese Art von Vergangenheit (um so zu sagen) dürfte erst später bezeichnet worden seyn (was sich aus der Bildungsgeschichte einzelner Sprachen ganz ohne Zwang beweisen lässt); früher wurde nur die Vergangenheit ganz im Allgemeinen angedeutet (*Herder* hat nach unserem Bedünken nicht Unrecht, wenn er behauptet, dass früher die Sprache die eines Erzählenden war; beym Erzählen wird aber nicht die Gegenwart als vergangen dargestellt, sondern die absolute Vergangenheit). Das Verbum εἰμί hat nur *ein Praeteritum*, und die vielen *Praeterita* der übrigen Verba mögen ursprünglich in der Bedeutung nicht verschieden gewesen seyn; wenigstens lässt sich aus Homer leicht beweisen, dass nicht bloss das *Perf.* die Gegenwart als vergangen bezeichne, sondern auch der *Aor.* z. B. Agamemnon antwortet dem Nestor, welcher ihm so eben sein Unrecht vorgeworfen hat: „οὔτι ψεῦδος ἐμὰς ἄτας κατέλεξας" Il. ι, 115. Zu dem von seiner Hand so eben erlegten Hector sagt Achilles: „τοι γούνατ' ἔλυσα" Il. χ, 335. Andere hieher gehörige Stellen sind die, in welchen νῦν bey dem *Aor.* steht, z. B. Od. α, 234; ferner die, in welchen des *Perf.* dem *Praes.* entgegensteht, z. B. Od. τ, 75; oder dem *Futur.*, z. B. Od. δ, 200, und 201; so wie Od. β, 279 steht: οὐδὲ προλέλοιπε, eben so steht Od. θ, 540: οὔπω παύσατο. Dass ein *Perf.*, welches die Gegenwart als vergangen andeutet, früher nicht als besonderes *Tempus* bestand, scheint auch dadurch bestätigt werden zu können, dass im Homer das *Imperf.* noch öfters als von dem *Aor.* nicht verschieden gebraucht vorkommt: z. B. beym Anführen einer Rede steht προσέφωνε, neben φώνησε und ἀγορήσατο; Il. ψ, 228 steht: τῆμος πυρκαϊὴ ἐμαραίνετο, παύσατο δὲ φλόξ; Od. ξ, 404: ὅς σ' ἐπεὶ ἐς κλισίην ἄγαγον, καὶ ξείνια δῶκα; Od. γ, 166: φεῦγε δὲ Τυδέος υἱὸς Ἀρήιος, ὦρσε δ' ἑταίρους. Eben so wird der *Aor.* statt des *Imperf.* gefunden: im Schiffskatalog wird z. B., wie natürlich von den commandirenden Fürsten, das *Imperf.* gebraucht, aber auch der *Aor.* ἡγησάσθην kommt vor. — Als eine sehr gute Zugabe sieht Rec. die Geschichte (wie man es nennen kann) der Aspiration im Perfect an.

Jetzt geht Rec. zu den Tabellen über, und bemerkt, dass die über den Unterschied zwischen η aus ει, und η aus εα und αα angeführten Beyspiele ihm (Tab. I.) nicht genügen. Denn es fragt sich, ob die Partikel ἦν aus ἐάν contrahirt ist, und ob nicht ἦν und ἄν ursprünglich neben einander bestanden (im Deutschen ist *wenn* und *wann;* man sagt, wenn auch nur nach einem Provin-

cialismus, *Täge* und *Tage*; wo wir *a* haben, sprechen unsere Dialektsverwandten, die Engländer, *ä* und *e*). Das Beyspiel, das zu η, aus αι contrahirt, angeführt wird, hält Rec. geradezu für falsch. Womit will Hr. *T.* beweisen, dass φημὶ statt φαιμι gesagt wurde? Der Stamm ist φα, ι angehängt, giebt φάι, μι angehängt, φαμί, neben welcher dorischen Aussprache auch φημὶ üblich war (sollte der Vf. z. B. Ἀθήνη früher Ἀθαιναι klingen lassen wollen?). Hr. *T.* kann nicht die S. VI bemerkten Formen dafür anführen, dass doppelt αι vorkomme: denn z. B. in μιαινεσθαι gehört das eine α zu der Endung αισθαι, und das andere zum Stamme, so wie diese Formen zu gleicher Zeit beweisen, dass αι nicht in η contrahirt werde. Was oben nur als Tempusstamm vorkam, z. B. τυφθε, erscheint Tab. II geradezu als Stamm, z. B. οικε, τιμα, χρυσο, δεικνυ; was aber als Tempusstamm schon bestritten werden musste, kann noch weniger als Stamm geradezu geduldet werden; *verba pura* sind daher nicht diejenigen, „deren Wortstamm auf einen Vocal sich endet." In der Ansicht von den *langen* und *kurzen* Stämmen scheint Hr. *T.* dem Rec. zu weit zu gehen, in sofern er neben einem langen *Imperf.* ein kurzes annimmt, welches doch nichts anderes ist, als der *Aor.* II. Ferner lässt sich gegen die Kriterien der Länge und Kürze Manches einwenden. So ist z. B. ἔφηνα ein langer *aor.*, πέφηνα aber ein kurzes Perf.; ἔφανον ein kurzer *Aor.* und πέφαγκα ein langes Perf. Nach unserem Bedünken kommt es hier doch bloss auf den Stamm φαν und φην an: denn κα ist bloss *Endung*, und hat als solche auf die Länge und Kürze des *Stammes* keinen Einfluss. Ferner dürfte Hr. *T.* es schwerlich Jemanden deutlich machen können, in wiefern das *futur.* auf εω kürzer ist, als das auf σω, zumal nach seiner Theorie, die das ε dem Stamme zulegt; τυπε ist doch offenbar länger als τυπ (Tab. II, §. 7, 3, steht mit dürren Worten und besonders durch den Druck herausgehoben: „zweysylbige Wortstämme *gehören natürlich zu den langen*"). Der Vf. kann nicht als Widerlegung anführen, dass er τυπ-έω schreibt: denn diess ist gegen seine eigene Theorie, der zu Gefallen er auch hier εω als Endung angiebt, und an anderen Stellen τυψ als Stamm, und bloss ω als Endung hat.

Mit Tab. IV geht eigentlich die Übersicht an, nach welcher der Anfänger das griechische Paradigma einfacher und gründlich lernen soll, und hiemit werden auch die Widerlegungen des Rec., die die Hauptsache betreffen, ihren Anfang nehmen. Rec. beruft sich hier nicht allein auf die oben angegebene Absicht seiner Beurtheilung, sondern gesteht dem Vf., dass er beym Unterrichte nichts für bequemer und erleichternder hält als Tabellen, deren er eine grosse Menge im Gebrauche hat (und namentlich beym griechischen Sprachunterrichte), weil er sie da anwendet, wo es nur irgend möglich ist. Wenn er also dennoch die vorliegenden Tabellen bestreitet: so greift er nicht die Sache selbst an, sondern nur die Art und Weise, wie sie behandelt ist. Zuerst wird das *Act.* und *Pass.* (ein *Medium* lässt Hr. *T.* mit Recht nicht mehr zu) nach seinen *Temporibus* und *Modis* so dargestellt, dass Stamm und Endung besonders erscheinen. Hiebey fällt Rec. auf, dass öfters bloss τυ als Stamm erscheint, z. B. τετυ—μ. μαι—ψαι, —π. ται. Durch diese nicht wohl zu verzeihende Willkührlichkeit in Aufstellung des Stammes hat es der Vf. doch nicht dahin bringen können, seine Theorie vom *aor.* I und II *pass.* durchzuführen: denn er durfte diese beiden *Tempora* nicht mit aufführen, weil, wenn er τυφθε und τυπε Stamm seyn liess, er nicht allein keine Endung erhielt, die für irgend ein anderes *Tempus* passte, sondern ihm eigentlich gar keine übrig blieb; und wäre er streng bey der Theorie geblieben, nach welcher die Endung dem nackten Stamme angehängt wird, und also τυπ—(φ)θην und τυπ—ην geschieden hätte: so musste er der Consequenz wegen auch τυφ—θησομαι und τυπ—ησομαι scheiden, und dann stimmten diese beiden *Tempora* wieder nicht zu den übrigen. Nicht mindere Willkührlichkeit scheint uns in der auf dieser Tabelle folgenden Übersicht zu herrschen. In einer Einleitung zu gedachter Übersicht heisst es: „An den Stamm kommt in jedem *Modus* und in jeder Person ein Vocal, den wir den Charaktervocal nennen, weil er dazu beyträgt, den *Modus*, auch die Person kenntlich zu machen. Zu dem Charaktervocal tritt noch die Endung." Hiernach giebt Hr. *T.* folgende Übersicht:

Die Endungen, welche bey den Haupttemporibus im *Indicat.* zu dem Charaktervocal hinzutreten, sind:

| | Endungen allein: | | | Mit dem Charaktervocale: | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| S. | 1. — ο | 2. — ις | 3. — ι | 1. ο-ο | 2. ε-ις | 3. ε-ι |
| D. | 1. — μεν | 2. — τον | 3. — τον | 1. ο-μεν | 2. ε-τον | 3. ε-τον |
| Pl. | 1. — μεν | 2. — τε | 3. — νσι | 1. ο-μεν | 2. ε-τε | 3. ο-νσι. |

Die Endungen, welche bey den Nebentemporibus im *Indicat.* zu dem Charaktervocale hinzutreten, sind:

| | Endungen allein: | | | Mit dem Charakterv. vereint: | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| S. | 1. — ν | 2. — ς | 3. — | 1. ον | 2. ες | 3. ε |
| D. | 1. — μεν | 2. — τον | 3. — την | 1. ομεν | 2. ετον | 3. ετην |
| Pl. | 1. — μεν | 2. — τε | 3. — ν. | 1. ομεν | 2. ετε | 3. ον. |

Die Scheidung der griechischen *Tempora* in zwey Classen hat ihren guten Grund, nur nicht nach der Theorie des Vfs.: denn nach den von ihm aufgestellten Merkmalen erscheint das *Perf.* als Nebentempus (Hr. *T.* muss selbst sagen, dass es „unregelmässig" gehe). Die gemachte Scheidung der Endungen in Charaktervocal und Endung scheint überhaupt nicht auf festen Gründen zu beruhen, weil sie nur im *Praes.* und den *Futuris* für die Haupttempora passt (eigentlich sollte freylich auch in der 3ten Person *Plur.* der Charaktervocal ε seyn), und für die Nebentempora in sofern nicht als überall anwendbar befunden wird, als die 3te Pers. *Sing.*, und im *Aor.* I auch die erste, keine Endung hat; abgesehen davon, dass man noch fragen kann, warum Hr. *T.* nicht auch das ει im *Plusq.* in ε-ι, und das οι im *Opt.* in ο-ι getrennt hat; er sieht also auch hier ein und dasselbe aus verschiedenen Gesichtspuncten an, je nachdem ihn seine Theorie dazu zwingt. Ferner muss man hier fragen, woher Hr. *T.* weiss, dass die *Endung* ω aus ε-ο, εις aus ε-ις und ει aus ε-ι entstanden ist, was ihm ohne Beweis nicht Jeder zugeben wird. Es ist, wie schon bemerkt, auffal-

lend, dafs der Vf. bey dem Scheiden der Endungen nicht darauf gekommen ist, zu untersuchen, woher sie entstanden sind, weil er nur erst dann mit Sicherheit eine Trennung derselben in ihre Bestandtheile vornehmen konnte. Aber auch abgesehen hievon, gehört eine solche Scheidung nicht für Anfänger, denen sie doch wohl nur das Lernen erschwert. Statt dafs ihnen sonst τύπτω. oder τυπτ . ω geradezu vorgelegt wird, werden sie, um dahin zu gelangen, nach des Vfs. Tabellen, durch drey, nicht so leicht wie τύπτω selbst zu behaltende, Einzelnheiten hindurch geführt. Hr. *T.* kann nicht einwenden, dafs man, um ein Ganzes leicht aufzufassen, jeden Theil besonders zu lernen hat: denn τύπτω ist nicht ein so grosses Ganzes, dafs sein Behalten ohne Zerstückelung nicht sehr leicht seyn sollte; das Vereinzeln ist eine Erleichterung, zuweilen aber auch das Zusammenfassen mehrerer Gegenstände, und besonders liegt es in der Natur des *Vereinfachens*, dafs man Mehreres in *Eins* zusammenfasst. (Rec. kann daher den Beysatz auf dem Titel „einfacher" der Ausführung nicht überall angemessen finden.) Die Schwierigkeit des Erlernens wird ausserdem noch dadurch vermehrt, dafs z. B. bey den Nebentemporibus erst die Endungen der einzelnen Personen behalten werden müssen, und wenn diefs geschehen, ist noch ausserdem zu lernen, dafs der *Aor.* I keine Endung in der ersten Person hat; und wenn man noch dazu die vielen Modificationen der Stämme rechnet, welche nach der aufgestellten Theorie durchaus nöthig sind, und dem Gedächtnisse nicht allein an und für sich eingeprägt, sondern für jeden besonderen Fall besonders gelernt werden müssen: so — — —! Wer würde es wohl im Lateinischen z. B. für nöthig, oder gar für eine erleichternde Vereinfachung halten, den Anfängern die vom Stamme geschiedenen Endungen noch in ihre Bestandtheile zu zerlegen, was sich, ihrer Übereinstimmung mit den griechischen zufolge, wohl thun liesse. Hr. *T.* hat ganz Recht, wenn er behauptet, dafs die *Verba* nur dann gründlich von dem Schüler gelernt sind, wenn er von jeder beliebigen Form ohne Durchconjugiren sagen kann, was sie ist, und umgekehrt, aus einem gegebenen Stamme jede beliebige Form zu bilden weifs; Rec. bemerkt nur, dafs der noch immer nicht im Besitze der Verbalformen ist, welcher noch die einzelnen Theile erst zusammensetzen oder auflösen mufs, um seiner Sache gewifs zu seyn, und dafs er aus Erfahrung weifs, wie sehr Schüler geneigt sind, das Mittel, zum Zwecke zu gelangen, für den Zweck selbst zu halten.

Auf Tab. V wird das *Passivum* dargestellt, von dem es heifst, dafs es „wegen Übereinstimmung und Regelmäfsigkeit seiner Theile das gröfste unerreichbare Meisterstück der Sprachbildung" sey; auf den Tabellen des Vfs. ist dieser Vorzug des *Pass.* vor dem *Act.* nicht allein nicht zu ersehen, sondern leicht nach ihnen zu beweisen, dafs jenes diesem gleichsam nachstehe: denn theils hängt das *Pass.* die Endungen auch nur an den Stamm, theils ist das *Perf.* vom *Praes.* auch hier abweichend gebildet, weil es keinen Charaktervocal hat, die *Futura* haben eine die Gleichförmigkeit störende Zwischensatzung des θε (um mit dem Vf. zu reden), und eine Unförmlichkeit (wenn man so reden darf) geradezu ist es, dafs *Aor. I* und *II* nicht einmal eine passive Form haben, der im *Perf.* nöthigen *conjugatio periphrastica* nicht einmal zu erwähnen. Für eine der Vereinfachung, und mithin auch der Erleichterung, hinderliche Behauptung hält Rec. die, nach welcher Hr. *T.* im *Perf.* τυπτ Stamm seyn läfst, und also erst das τ auswerfen mufs, um die Endungen anzuhängen. Dasselbe gilt von den Endungen für die zweyte und dritte Person *Dual.* und zweyte *Plur.*, welche im *Perf.* auch σθον und σθε seyn sollen, so dafs das σ ausgestofsen werden mufs, um dem φ Platz zu machen. Wie konnte ein Grieche τετυφσθον sprechen? Dem unmittelbar auf einen Vocal folgenden θ setzte sich leicht ein σ vor, wie seine Vergleichung mit dem englischen *th* beweist. Falsch geradezu ist die Darstellung der zweyten Person *Sing.* τετυπτ-σαι, τετυπ-σαι, τετυψ-σαι (dafs es kein Druckfehler ist, ergiebt sich aus der dritten Auflage, in welcher es auch vorkommt). Tab. VI enthält eine „vergleichende Darstellung des gewöhnlichen und homerischen Paradigma." Tab. VII. „Contractionen der Stamm- und Charakter-Vocale bey *Puris.*" Tab. VIII. „Conjugation der *Verborum* ohne Charaktervocale." Diese Benennung scheint Rec. gegen des Vfs. Theorie zu seyn (denn was hindert ihn, z. B. von ἔθην den Stamm ἐθε, den Charaktervocal ε, und die Endung ν seyn zu lassen, wie er bey ἐτύφθην thut, wozu er hier um so mehr Recht hatte, als ε eher dem Stamme zu vindiciren ist, als in Formen wie οἶκε, wir sagen eher, weil nach Wegnahme des εω in θέω θ blofs Stamm seyn würde; die Theorie der griechischen *Verborum* lehrt hier freylich etwas Anderes), nicht zu gedenken, dafs sie, da die Ansicht von den Charaktervocalen nicht auf den festesten Gründen beruhet, selbst keinen Grund hat. Tab. IX enthält „kleinere Paradigmen," und zwar „Paradigmen der Declinationen und Pronominen," und „Paradigmen von einigen *Verbis irregularibus.*"

Bey diesen letzten Tabellen wird die Beyhülfe des trefflichen Philologen *Dissen* erwähnt, dessen Eigenthum die 9te sey, so wie das Ganze ihm Vieles zu verdanken habe.

Dafs der Vf. durch die Behauptung: „Wer sich durch Memoriren das Paradigma aneignen will, wird nie zum sicheren Besitz desselben kommen," nicht gerade sagen will (was man daraus schliessen könnte), dafs er dem Memoriren ganz abhold sey, ersieht man aus einer anderen Stelle, wo es heifst: „Vor Einübung des Paradigma, wird an den Tempusformen selbst gezeigt, was Tempusstamm, Charaktervocal und Endung ist; es werden dann die Charaktervocale der *Modorum* bemerkt, darauf die Personalendungen der Haupt- und Neben-Temporum, und des *Imperat.* besonders memorirt, und erst wenn der Lehrling zum Bewufstseyn dieser Bestandtheile gekommen ist, und Formen wie λειφθησοίσθην in ihre Bestandtheile λειπ. β. oder φ. θησ-οι-σθην auflösen, und aus ihnen construiren kann, trete das Memoriren ein." Er beugt aber der sich nothwendig aufdringenden Frage nicht vor, wie die Tausende, welche das Griechische nicht auf diese Weise gelernt haben, und es doch früher und besser verstanden, als jetzt leider gewöhnlich auf Schulen der Fall ist, zu dessen Kenntnifs gekommen sind. (Die holländischen Philologen waren trotz ihrer sehr verwerflichen Ansicht von dem griechischen *Verbo* treffliche Griechen.) Aus dieser zuletzt angeführten Stelle folgt übrigens genau genommen nichts anderes, als dafs der Lehrling Alles einzeln memoriren soll, bevor er zum — Memoriren übergeht. Rec. hält sich für überzeugt, dafs durch die Umwege, auf denen Hr. *T.* die Anfänger führt, mehr geschadet wird, als durch die so lobenswerthe Verbannung der alten Theorie gewonnen werden kann.

Von der dritten Auflage sagt Hr. *T.* in der Vorrede, dafs „Mehreres geändert, und hoffentlich verbessert" wäre, wobey Rec. bemerkt, dafs sich diese Verbesserungen nicht auf das erstrecken, was er an der zweyten Auflage bestritten hat.

K. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiesner: *Versuch einer Darstellung der Licenzen-Geschichten.* Eine Bittschrift an die, zum Wohl Europa's verbündeten Monarchen, um Abstellung der Seekaperey, von *Georgius.* 1814. 124 S. 8. (12 gr.)

Zuerst sey der Freund ernsthafter Untersuchungen gewarnt, hier nicht etwa blosse Bruchstücke, Anekdoten, *Geschichtchen* zu erwarten, und kalt vorüber zu gehen. Was ihn dazu verführen könnte, oder, meint er es auch mit seiner Sprache ernsthaft, *müsste*, ist nur eine unglückliche Mode, ohne welche nun einmal wir selbst- selb- und selberständigen Deutschen weder Kinder noch Bücher taufen können. Seitdem J. v. Müllers 24 Bücher allgemeiner *Geschichten* erschienen sind, haben wir nun schon „der baierischen *Geschichten*" ersten Theil; „*Geschichten* des Cantons St. Gallen," ja sogar „*die Geschichten* der Ameisen" (Morgenblatt 1814 S. 869). Wenn aber auch ein durchaus entbehrlicher und zweydeutiger Latinismus zu ertragen wäre, und bey dem Grossen, einer Weltgeschichte z. B., nicht anmassend erschiene, bey dem Kleinen hingegen artig und nicht unpassend in die Geschichtchen hinüber spielte: so scheint er doch für die einzelne Geschichte eines verhältnissmässig beschränkten, aber ernsten Gegenstandes auf alle Fälle zu vornehm, oder — zu bescheiden zu seyn. Denn diese Geschichte der Licenzen ist sehr ernst, und ihr Geschichtschreiber sehr würdig. Es ist ein glücklicher und nützlicher Gedanke, dergleichen einzelne, wichtige Gegenstände herauszuheben; und zusammenhängend darzustellen, was uns vorher im Zeitenstrome nur nach und nach und stückweise zugeflossen, und wieder verschwunden war. Und dieser Vf. scheint dazu ganz besonderen Beruf zu haben. Nur ist für künftige ähnliche Arbeiten zu wünschen, dass er die Geschichte reiner gebe *), wodurch sie dann von selbst chronologischer werden würde, als sie jetzt ist. Seine Entwickelungen sind anziehend, seine Betrachtungen betrachtungswerth; aber sie zerreissen den Faden zu oft und zu lange, nöthigen den Vf. zu Wiederholungen, den Leser zu Rückblicken, und die recht helle Übersicht wird dennoch nicht erreicht. Es ist überhaupt ein eigenes Schicksal, dass bisher alle amtlichen und nichtamtlichen Darstellungen der Verhältnisse zwischen Frankreich und England, besonders in Ansehung der Behandlung der Neutralen, *chronologisch* verworren sind, selbst das sonst vortreffliche Werk: *Le traité d'Utrecht réclamé par la France etc.*, Leipz. 1814, nicht ganz ausgenommen.

Der Vf. unterscheidet zwey Arten von Licenzen, oder Freybriefen: 1) die von kriegführenden Mächten *ihren eigenen*, und 2) die *fremder* Völker Handelsschiffen ertheilt wurden (S. 5). Die *Erfindung* beider wird den Engländern zugeschrieben (S. 6), der ersten Art mit dem sonderbaren Ausdrucke: „die erste Art der Licenzen *erfand* England ebenfalls, und zwar dadurch, dass es sie *gelten liess.*" Auf diese Art hätte die ganze Welt die Wechsel oder das Pulver erfunden! Der Vf. des erwähnten *Traité d'Utrecht* bestimmt übrigens darüber gar nichts. „*En même tems*, (1809), sagt er S. 19, *on vit établir, comme par convention tacite, entre les deux parties belligérantes ce système de licences, par lequel chacune d'elles organisa la contrebande contre ses propres décrets etc.*" Unser Vf. aber führt eine Erklärung der engl. Regierung von 1806 an (S. 7), nach welcher die erste Art der Freyheit (sogar ohne Freybriefe oder Licenzen) von England für Russland gestattet wurde. Die zweyte Art von Freybriefen hat England 1808 im Nov. erfunden (S. 38), um Getreide zu erhalten. Sie wurden allen Handelsschiffen, ausser den französischen, angeboten, aber schon zu Ende 1809 wieder aufgehoben, und dagegen für die Ausfuhr englischer Fabrik- und Kolonial-Waaren ertheilt. Die Vortheile dieser Einrichtung bewegten nun Frankreich auch,

*) In sofern Licenzen nicht durch Vertrag auf die Dauer, sondern durch Noth, im Kriege, auf unbestimmte Zeit gemachte und erlaubte Ausnahmen von Schiffahrtsgesetzen sind: so kamen sie, nur nicht ihr Name, schon im Kriege Englands mit seinen Kolonieen vor, und auch damals musste sie zuerst England ertheilen. Durch jenen Krieg litten nämlich zunächst und sehr hart die westindischen Inseln, welche fast alle ihre Bedürfnisse, besonders Getreide, Reis, Stähe für ihre Zuckerrohrpflanzungen, und Fassdauben aus Nordamerika erhalten hatten, womit nun die Verbindung nicht bloss unterbrochen, sondern ausdrücklich verboten war. Als aber bey der Schwierigkeit, die Inseln von England aus zu versehen, vorzüglich an Zuckerstäben und Fassdauben drückender und dringender Mangel entstand, *sah sich das Parlament genöthigt, den Handel mit denselben nach den Inseln frey zu geben.* Dohm im deutsch. Merkur 1777, 2, S. 82. Und war es nicht im Grunde eine Art von Landhandelslicens, wenn der Marggraf zu Meissen, Heinrich, schon im 13 Jahrhunderte, aus Handelsinteresse dafür sorgte, „dass Kaufleute *auch feindlicher Lande*, wenn sie die leipziger Messe bezogen, Geleit und Schirm fanden?" J. v. Müller sämmtliche Werke B. 2. S. 242.

Freybriefe zu bewilligen (S. 40). Die englischen Licenzen waren verschieden in Ansehung der Länder, der Waaren, der Zeiten, der Flaggen, und der Schiffsdocumente (S. 41). Ihre Vollendung erhielten sie durch die Geheimerathsverordnung vom 2 Sept. 10, welche *allen* Handelsschiffen (ausser französischen) sogar dann englische Freybriefe zusagte, wann sie sich schon mit französischen versehen haben würden (S. 46).

Zu den französischen war die erste Ursache Herbeyschaffung der Schiffsbaubedürfnisse (S. 46); hernach die Versorgung mit den 1809 verbotenen Kolonialwaaren (S. 47). Daneben verfuhr Frankreich mit viel grösserer Vorsicht; bekannte sich nie *öffentlich* zu den unrechtlichen Grundsätzen, welche England bey Ausgebung der Freybriefe für falsche Schiffspapiere ausübte; und bot nie *öffentlich* Freybriefe für Schiffe aus, welche sich mit englischen versehen hatten (S. 48). Indessen so wie England 1811 Freybriefe ertheilte, um französische Seide nach England einzuführen: so bewilligte Frankreich zu gleicher Zeit deren, um Seide dahin auszuführen (S. 51).

Nach dem Ukas vom 31 Dec. 1810 gegen viele Arten ausländischer Waaren ertheilte nun auch Russland 1811 Freybriefe zur Einfuhr englischer Manufactur- und Kolonial-Waaren (S. 52), welchen England gern entgegenkam. In demselben Jahre folgte Schweden mit Freybriefen, zuerst wegen des Getreidemangels, wobey der Vf. die Bemerkung macht, dass die schlechten Ernten 1811 und 1812 sehr viel zur Erlösung Europa's beytrugen, und die gute von 1813 ihr sehr beförderlich war (S. 61). Wenn dieses doch die Erlöser auch hätten seyn wollen!

Die beiden Mächte, welche zuletzt Freybriefe anwendeten, verwarfen sie auch zuerst wieder, als sie das Continentalsystem aufzugeben anfingen (S. 79). Und als dieses allgemein geschah, 1813: *fiel die Schande*, des Licenzensystems einzig und allein bedürftig zu seyn, auf Frankreich zurück (S. 102). (Allenfalls das Unglück, der Schaden; aber warum denn *Schande?* Wenn die „nach Sache und Namen englische Erfindung" (S. 5) den Erfindern, welchen sie nach S. 35 bis 38 dringend nothwendig war, keine Schande machte: warum denn den eben durch die Erfinder zur Nachahmung genöthigten Nachahmern? Wer ausschlägt, kann Unrecht haben; wer wieder schlägt, vertheidigt sich rechtmäsig.)

Diese an sich kurze und einfache Geschichte verliert sich (S. 109) in eine Beantwortung der Frage, was frühere Ausartungen des Völkerrechts zur Erfindung und zum Missbrauche der Freybriefe beytrugen; in eine Erhebung des Vertrags Friedrichs des Gr. mit den nordamerik. Freystaten wegen Abstellung der Seekaperey; und zuletzt in eine Bitte an den wiener Congress, diese Abstellung allgemein zu machen.

Dieser Wunsch, welcher auch S. 6, S. 34, S. 95, S. 111, und öfter kurz oder ausführlicher abgehandelt wird, gehört gewiss zu den häufigen Beweisen der hohen Rechtlichkeit und Menschenfreundlichkeit des Verfassers, welcher S. 110 von sich schön und bescheiden sagt: „Der Vf. vermochte nie, sich den unwiderstehlichen Anlockungen seines eigenen Gemüths zu entziehen, welches ihm gebietet, Etwas zu thun, oder Etwas zu bedenken, oder wenigstens über Etwas eine Frage aufzuwerfen, was zum Wohle der Mit- und der Nachwelt gereichen, und was über seine dunkeln Lebenstage hinaus reichen kann."

Aber ausführbar möchte der Wunsch schwerlich seyn. Wahrscheinlich wird sich der Vf. davon überzeugen, wenn er sich recht klar denken will, was Seekrieg ist, und wie er sich wesentlich vom Landkriege unterscheidet. Er selbst führt die Möglichkeit an, dass eine Seemacht mit einer Nichtseemacht, z. B. England mit Preussen, in Uneinigkeit und Krieg gerathen könne. Wir wollen den Fall setzen, England habe Recht. Wie soll es denn nun sich Recht verschaffen? In Preussen zu landen, wird und kann es nicht unternehmen. Preussens Flotten, welche nicht sind, kann es auch nicht schlagen. Was bleibt ihm denn übrig, als durch Störung, und wo möglich Vernichtung seines Seehandels, und die daraus für den Staat selbst entspringenden Übel diesen zu Genugthuung und Frieden zu zwingen? Ausserdem könnte ja ein Staat — selbst die schwächere Seemacht, wenn diese nur ihre Kriegsschiffe in sichere Häfen zurückzöge oder abtakelte, nach Herzenslust und mit herrlich blühendem und wachsendem Seehandel den beleidigten Staat *ewig beleidigen!*

Man berufe sich nicht auf Friedrich den Gr.! Dieser macchiavellistische Vf. des Antimacchiavell wusste recht gut die öffentliche Meinung zu schätzen und zu gewinnen; er wusste recht gut, dass er so leicht nicht mit Nordamerika in feindliche Verhältnisse kommen könne; er wusste recht gut, dass in diesem Falle, die vereinigten Staaten mochten nun den Vertrag halten, oder nicht, entweder sein Volk ungestörten Handel, oder er den gerechten Vorwurf eines gebrochenen Vertrags gegen Nordamerika, also wiederum die öffentliche Meinung gewinnen müsse. Warum hätte er nicht einen leeren Vertrag schliessen sollen, welcher noch heute wohldenkende und gescheide Leute besticht?

Aber selbst bey ungefähr gleichen Seemächten wäre die Abschaffung der Kaperey zweckwidrig und verderblich, weil durch ungestörten Handel und also Wohlstand die Mittel, und Schrecken und Übel des Krieges nur verlängert würden, und dem endlich ganz geschlagenen Staate wenigstens die Zuflucht eines Nichtseestaats übrig bliebe.

Doch es ist hier nicht Raum, uns weiter in ausführliche Prüfungen einzulassen. Es ist natürlich, dass ein reichhaltiges, gedankenschweres Buch auch zu Zweifeln und Gegengedanken mehr Veranlassung giebt, als ein leeres oder oberflächliches.

Erinnert muss aber wenigstens noch werden, dass es dem Vortrage zuweilen an Klarheit und Deutlichkeit, öfter an Leichtigkeit und Ungezwungenheit des Ausdrucks, den Sachen an Ordnung, dem Ganzen an bequemer Übersehbarkeit fehle. Das Buch enthält zwar unzählige kleine Abtheilungen, durch Queerstriche bemerkt; ihre Bedeutung ist aber schwer zu finden. An ein Inhaltsverzeichniss oder einen

vorangestellten Plan ist, der Mode gemäss, nicht zu denken. Die Nachweisungen vermisst man zu häufig, zuweilen wenigstens die rechten und ächten. So wird S. 12 für den ehemaligen Handel Frankreichs mit Hamburg die „Auswahl kleiner Reisebeschreibungen" angeführt, ein äusserst planloses, flüchtiges Fingerwerk, welches nie angiebt, woher es zusammenschreibt, und also an sich gar keinen Glauben verdienen kann. Wenn man aber weiss, dass der erwähnte Aufsatz über Frankreichs Handel aus dem deutschen Museum 1782 B. 1 S. 8 und von *Dohm* ist: dann freylich bekommt er ganz anderen Werth.

Wiederholungen, fast wörtlich, finden sich z. B. S. 53 Z. 6 und S. 54 Z. 2; S. 73 Z. 19—22, und Z. 3 von unten.

Widersprüche z. B. S. 55 Z. 3 von unten, mit S. 54 Z. 12; S. 99 Z. 9 u. s. w. mit S. 41 u. s. f.

Kleine Unrichtigkeiten z. B. S. 30, wo gesagt wird: „*gegen Ende* des Jahres 1806 war die ganze Küste von der Elbe bis Brest in Blokadezustand versetzt." Fox in seiner *Declaration adressée au Ministre des Etats-Unis*, vom 16 May 1806, sagt schon: „*S. M. Britannique a jugé à propos de faire donner des ordres, de mettre en état de blocus les côtes, rivières et ports, à commencer par la rivière de l'Elbe jusqu'au port de Brest inclusivement*" etc.

Räthsel z. B. S. 83, wo der Vf. ausbricht: „Es ist sehr betrübend, dass, bey der Schilderung unerhörter Weltbegebenheiten, des Handels mit Tabaksblättern gedacht werden muss." Warum betrübend? Tabak oder Zucker; Hopfen oder Wein; Pelz oder Seide; Thran oder Kaffee: was Bedürfniss ist oder seyn kann, ist gleich würdiger Gegenstand des Handels.

Dass der für Gerechtigkeit glühende Vf., welcher an zwanzig Stellen nachweist, dass England von seinem Aushungerungssysteme an immer zuerst ausschlug, immer reizte, immer anfeindete (S. 13. 15. 21. 25. 26 u. s. f.), bey allen Gelegenheiten einen tiefen Widerwillen gegen Frankreich, oft in ein einziges Wort gedrängt, ausbrechen lässt, und zuweilen laut in unserer Wüthigen Hass gegen Napoleon und Frankreich mit einstimmt, das gehört bey diesem geschichtskundigen, sonst so ruhigen Manne zu den *maculis*,

*quas humana parum cavit natura.*

Darüber, und über die einseitige, aber allgemein herrschende Ansicht des Continentalsystems, ihn prüfend, zu sprechen, erlaubt der Raum hier nicht.

Da ein solcher Vf. wohl verdient, dass man auch seine Sprache nicht übersehe: so bemerkt Rec. von entbehrlichen fremden Wörtern: statuiren, Quantität, Navigationsakte (S. 68 steht Seefahrtsakte, wovon nur noch ein Schritt zum Seefahrtsgesetz ist), sich constituiren u. dgl.

Kaperer mag zu den ziemlich vielen Druckfehlern gehören. Das gemeine *selber* kommt aber dazu zu oft vor.

Von der *Schreibung* muss man das *Recht* weglassen. *Berussung*, *Bestättigung*, widersprechen der herrschenden Aussprache und Schreibung, weitläuftig, der nächsten Ableitung; *Absaz*, *Grundsaz*, *unverlezlich*, *Gesezze*, *Verlezzung*, *Ausdruk*, *Rükblik*, *Augenblikke*, *ebenfals*, *ein Schif*, *Waren* allem, zumal da gleichwohl geschrieben wird: *kann*, *wenn*, *denn*, *alsdann*, *Staaten*, *paaren*, *See* u. s. w.

Zu der Feindschaft gegen das mildbelebende Zusammensetzungs-s scheint sich dieser Vf. auch zu neigen, und so ungleich und folgewidrig, wie Andere. Er schreibt: *Handelschiffe*, *Handelschiffahrt*, *Staatschrift*, *Tabakblätter*, *Friedenschlüsse*, aber auch *Handelswesen*, *Handelsstationen*, *Kriegsschiffe*, *Staatssekretär*, *Tabaksblätter*, *Tabaksregie*, *Friedenszustand*, *Friedensruhe* u. s. w. Sogar bey weiblichen Wörtern, wo das Weglassen dieses s wenigstens einen Schein für sich hätte, schreibt er gegen ein seltenes *aussichtlos*, *hülfreich* u. dgl. viel öfter *hülfsbedürftig*, *Navigationsakte*, *Revolutions-Stürme*, *Eroberungssucht* u. s. w.

So gewiss es aber nicht erlaubt seyn kann, das Alte, Vorhandene einer Sprache nach neuen Regeln umbilden zu wollen: so gewiss ist man verbunden, etwas Neues nur nach festen Regeln zu beginnen.

Csk.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Beobachtungen und Phantasien auf einer Reise durch Sachsen und Brandenburg im Herbste* 1802, von *P. Scheitlin*, Prof. der Philosophie und Naturkunde und Diacon an der Hauptkirche in S. Gallen. 1807. I B. 308 S. II B. 326 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese, dem Hofr. und Prof. Blumenbach, dem Consistorialrathe D. Plank, dem Prof. Stäudlin und dem Hofr. und P. Bouterweck, seinen Lehrern, von dem Vf. zugeeignete Schrift, deren Anzeige durch Localumstände verspätet wurde, muss, was sie auch ist, als eine Reihe von Vorlesungen in der St. Galler Bibliothekgesellschaft vor einer vermischten aus Handwerkern und grösstentheils aus Kaufleuten bestehenden Versammlung monatlich gehalten beurtheilt werden. Sie ist ein Gemisch gelehrter und gemeiner, wissenschaftlicher und populärer Abhandlungen, die in die Reisekunde, Geschichte, Naturkunde, Pädagogik und zum Theil in alle Humanitätswissenschaften eingreifen. Der Beyfall, den sie fanden, war die Veranlassung zu ihrer Bekanntmachung, vor welcher der Vf. ihr nur noch eine kleine Feile gab, ohne ihr die Eigenthümlichkeit und das Gepräge seiner Individualität der damaligen Zeit (1802, als er die Reise bis nach Berlin und zurück machte) zu nehmen. „Sehr unangenehm, sagt er, müsste es mir seyn, dieses Werkchen als ein Erzeugniss meiner jetzigen Musestunden (deren ich gar keine habe) oder meiner jetzigen Kenntnisse beurtheilt zu sehen." Übrigens hofft er, dass auch der tiefere Denker da und dort ein gehaltvolles reifes Korn, der Fühlende nicht selten ein Mitgefühl, der Menschenbeobachter hin und wieder eine treffende Bemerkung, der Freund der Natur manche ihm angenehme Stelle, der Ernste und der Launige, kurz, jeder für sich Etwas finden werde. Das Alles ist in gewisser Hinsicht, und von dem Gesichtspuncte ausgegangen, den wir oben angegeben haben, wahr; man kann aber auch im Ge-

gentheile von dieser Schrift sagen, dass man darin nicht nur auf manches unreife gehaltlose Korn, auf manches ungeläuterte Gefühl, sondern auch auf manche schielende und flache Bemerkungen, auf manche unangenehme Contrefeyung der Natur, auf manches Unlaunige, das launig, auf manches Unernste, das ernst seyn soll, stosse. Schon aus einer Stelle Jean Pauls: Reisen ist Leben, wie umgekehrt Reisen das Leben ist; — einer Stelle, die gewaltig an die Saiten seines Herzens schlug, und ihm die erste Veranlassung zur Reise gab, sieht man, dass das überschwelgende meistens unstäte Herz das Lebensprincip des Vfs. ist, und so spricht er sich auch in allen bey der geringsten Veranlassung aufgeregten Empfindungen, in der Sprache dieser Empfindungen, die poetische Prosa ist und häufig mit Superlativen die Positiven steigert, in der Ansicht der Natur und der Menschen, in unnützer Verschwendung seiner Universitätskenntnisse, in den Mitteln der Anwendung und in einem grossen Theile seiner Handlungen aus. So schonend er gegen die Universität Göttingen, so ungerecht ist er gegen die Universitäten Jena, Leipzig, Wittenberg, auf die er noch den alten sinnlosen Reim: *wer von Leipzig kommt ohne Weib, von Wittenberg mit gesundem Leib, von Jena ungeschlagen, der hat von Glück zu sagen*, anwendet. „Die Studenten in Jena rechnen es sich zur Ehre, sagt er S. 118, dass es des Burschen-Comments Centrum ist, und Rohheit zeichnet diese Universität vor vielen, wo nicht allen Universitäten aus; an der Nachsicht, die die Studenten haben, ist die Milde des Herzogs die erste Ursache, vielleicht auch die Nothdurft der Bürger." Rec., der nie in Jena studirte, aber sich dort öfter und länger, als der Vf. in seinem Durchfluge, aufhielt, muss diese Verläumdung um so mehr rügen, da er nur in ihr den Grund findet, Göttingen über andere Universitäten aus jugendlich unbesonnenem Interesse zu erheben. Hätte sich der Vf. nur einige Mühe geben wollen, den Ernst der verdienstvollen Professoren, ihre Zuhörer zu sich d. h. zur Humanität heraufzuziehen, die gerechte Strenge, womit S. H. Durchlaucht auch ohne Rücksicht auf die Nahrungsquellen der Bürger die Mühungen der Professoren zu diesem Zwecke fördert, und die Beweise, die Beide gaben, etwas näher und unbefangener zu würdigen: so würde er wenigstens die älteren und neueren Zeiten scharf unterschieden haben; allein so wie er mit dem alten Vorurtheil wider Jena ankam, so kehrte er mit dem nämlichen Vorurtheile zurück, und so darf es einen nicht Wunder nehmen, dass der nämliche Vf., der sich überall in süsslichen Empfindungen herum zu drehen, und die Bildung der Gesellschaft, worin er dieses vorlas, zum Zwecke zu haben die Miene giebt, der sogar versichert, es sollte ihm Leid thun, ungerecht zu seyn, auf Prof. Schad den Ausfall macht: Einst trug er die Mönchskutte, studirte dann Ovids Verwandelungen, und ward Philosoph. In Salzmanns Institut zu Schnepfenthal, das nach seiner Versicherung, wenn es allgemein würde, die Erde in ein Eden, in einen Garten Gottes voll Licht und Freude, in ein Eden, wenigstens dem gleich, worin der erste Vater und die erste Mutter voll Liebe wandelten, umschaffen müsste, würde ein solcher Zögling viel Bildung lernen müssen; und wäre er darin besonders, was liebevolle Beurtheilung anlangt, zu einiger Vollkommenheit gelangt: so müsste dann das grössere Werk des Unterrichts beginnen. Wie vieles würde sich da ändern; auf der schönen Sternwarte zu Göttingen würde er dann nicht alle Sterne zählen, und mit Namen benennen; nicht desswegen, weil die Welt betrogen seyn will, den Medicus machen, und *aqua fontana* in einer entlegenen Apotheke für einen Bauer verschreiben, die Advocaten nicht mit ihrem *Codex Theodosiani* hecheln, in manchen Städten *Germaniens* nicht den nämlichen Koth finden, der schon auf Haufen lag, da man zur Stadt den ersten Grundstein legte, von der Wartburg nicht die herrlichste Aussicht in Deutschland haben, bey Weimar nicht das Schlachtfeld vier Jahre vor seiner Reise sehen, es nicht Declamiren nennen, wenn Riston gegen den Genuss des Fleisches, Faust gegen die Hosen, Hufeland gegen den Tabak, Hippel gegen das Nichtzuratheziehen der Weiber spricht u. s. w. Die Sprünge und Verbindungen seiner Ideen charakterisiren ihn in seinem jugendlichen *Pruritus* noch mehr. Koppe's Denkmal im englischen Garten zu Gotha, um zu ähnlichen Thaten zu begeistern, bringt ihn auf das Genie, das im Jünglinge die Fittige ohne Unterlass bewegt, und nur auf die Hand des ersten Beyfalls wartet, und wovon das Gegentheil sich in Schiller mit seinem Trauerspiel die Räuber zeigt; nach einem Ausfall auf Schlegel, wozu er in Weimar bey den Namen Herder, Goethe, Wieland Veranlassung nimmt, geht er Deutschlands Dichter der Reihe nach durch; zu Kunitz bey Jena fallen ihm die Ruinen von Tyrus, Jerusalem, Karthago, Babylon ein, die er weitläuftig beschreibt; Camburgs Stier führt ihn auf einen Vergleich zwischen Nord- und Süd-Deutschland; die Tabaksgewölbe in Leipzig machen ihn so ärgerlich, dass er sich berufen glaubt, ein Langes und Breites über den Nutzen des Tabaks auszukramen, und darüber zu schmollen, dass, während man weiss, dass Halley, wie er es nennt, die Blitze im Monde *erfand*, Ulloa die an einer Stelle durchlöcherte Mondscheibe, Galvani das Zappeln todter Frösche, Guerike die alte Wahrheit, dass wir ohne Luft ersticken müssten, Schwankart, wie durch die Ätzkunst das helle Glas verdunkelt werden könnte, kein Mensch noch den Erfinder des elastischen Strumpfbandes, der Schnupftabaksdose, der Rauchpfeife zu nennen weiss. Um dieses gut zu machen, setzt er dem Erfinder eine lateinische Inschrift, die weder in der Sache, noch in der Sprache Ausdruck hat. *Principi ducentium naribus pulverem sternutoriam* (wahrscheinlich hält er den Niestabak für das Genus der Schnupftabake) *et fistula haurientium fumum nicotianae* (dabey braucht man nicht selbst zu rauchen) — *Humanitatis Honori* (wahrscheinlich Hufelanden zum Trotz). — Die Hamster im Herzogthum Gotha stellt er in einem weitläuftigen *Pro* und *Contra* dar, und macht ihren Freund und Feind mit Bibelstellen. — Wir wünschen, der Vf. möge jetzt wünschen, dass das Werk nicht gedruckt erschienen wäre.

H. P. E.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Dieterici; Leipzig, in Comm. b. Mittler: *Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter*, von *Theodor Heinsius*. Th. 1. 1809. XXXIV und 394 S. Th. 2. 1809. XVI u. 386 S. Th. 3. 1810. XII u. 396 S. 8. mit Titelkupfern. (Jeder Band 1 Rthlr. 6 gr.)

Unter diesem wohlklingenden Titel, der immerhin ein wenig kostbar seyn möchte, wenn er nur angemessen und richtig wäre, erhalten wir zu den vielen vorhandenen eine neue Anthologie deutscher Gedichte und prosaischer Aufsätze: denn wenn auch nach des Vfs. Versicherung der Bardenhain in diese Classe nicht gehören *will*: so würde es ihm denn doch obgelegen haben, zu zeigen, warum diese Sammlung — was er behauptet — nicht dahin gehören *kann*. Ebenso ist es eine unbegründete Anmassung, wenn ein höherer Standpunct vorgegeben wird, „indem der Bardenhain durch seinen Inhalt die Belebung des sittlichen Gefühls bezweckt;" ausgesprochen hat denselbigen Zweck *Vetterlein* vor seiner Anthologie, und stillschweigend versteht er sich bey jeder für die reifere Jugend getroffenen Auswahl. Nicht besser steht es um die beiden anderen dem Bardenhain nachgerühmten Eigenthümlichkeiten: denn die fast jeder Mittheilung vorgesetzten Einleitungen und beygegebenen Anmerkungen hat der Bardenhain mit *Pölitz* und *Gruber* gemein. Dass sich dagegen die meisten Stücke zur Darstellung durch die Declamation eignen, wie auch in allen übrigen Anthologieen, war wohl gar nicht anders möglich, wenn der Sammler sich nicht auf das Lied hätte beschränken wollen. Die auf Accentuation, Ton, Ausdruck und Zeitmass gehenden Bemerkungen sind aber höchst mangelhaft und unzulänglich, und unser Herausg. hätte sich aus einer längst erschienenen, leider nicht über den ersten Theil hinausgeführten declamatorischen Bearbeitung deutscher Dichter von *Delbrück* gar mannichfache Belehrung holen können.

Wenn wir es so für Pflicht hielten, ungebührliche Anmassungen zurückzuweisen, und das Verhältniss dieser Anthologie zu ihren älteren Schwestern etwas unparteyischer zu bestimmen, als der Herausg. selbst es vermocht hat: so wollen wir jetzt auch mit gleicher Unbefangenheit die lobenswerthen Eigenschaften des Buches ins rechte Licht zu stellen suchen. Die Sammlung erstreckt sich über einige und vierzig deutsche Dichter, von den frühesten unter den schwäbischen Minnesingern an bis zu des Vfs. Zeit, dem man das bescheidene Plätzchen, das er sich und einigen guten Freunden aus dem preussischen Hausfreund im Bardenhain bereitet hat, recht gerne gönnt. Dazu kommen noch einige, verhältnissmässig viel zu lange Mittheilungen aus *Vossens Homer*, *Virgil* und *Ovid*, nebst Stücken aus *Ossian*, und endlich prosaische Bruchstücke aus *Joh. von Müller*, *Schleiermacher*, *Fichte*, *Jean Paul*, und einigen anderen, besonders geistlichen Rednern.

Über die ausgewählten Gedichte begeben wir uns alles fruchtlosen Streites: wir haben zwar manches edle, deutsche Wort darin vermisst, auch manches gefunden, das nach unserem poetischen Gefühl durch hundert bessere hätte verdrängt werden können; aber wir gestehen auch dankbar ein, gar Vielem begegnet zu seyn, was wir seines Ortes ganz werth, seiner Bestimmung ganz entsprechend glauben. Ob freylich auf den ästhetischen Sinn des Sammlers mit Grunde günstig gefolgert werden kann, wenn wir Dichtungen von *Klopstock*, *Schiller*, *Goethe*, *Voss*, *Stollberg*, *A. W. Schlegel* u. A. aufgenommen sehen; ob das nicht vielmehr aus unserem Zeitalter nothwendig hervorgehen würde, und man den Geschmack des Anthologen nicht vielmehr nach seiner Entfernung vom Mittelmässigen und Geringen schätzen müsste, bleibe unerörtert, weil die Anwendung auf den vorliegenden Fall unnöthig ist, und uns gar sehr ins Weite führen würde. Dagegen gehört ein gewisser Vaterlandseifer, der vielleicht noch nicht überall klar ist, und auch den Titel erzeugt haben mag, dem Herausgeber unstreitig eigen, und eine solche Gesinnung muss man schätzen und ehren, sie zeige sich in welcher Form sie wolle: doch wundern wir uns aus diesem Gesichtspuncte, dass aus *Friedrich Schlegels* feurigen und tiefen Vaterlandsgesängen nicht Einer in den Bardenhain aufgenommen ist. Dass die ältere Literatur unserer Nation mehr berücksichtigt ist, als von irgend einem unter Hn. *Heinsius* Vorgängern geschehen ist, — *Welkers* Sammlung nehmen wir aus — wird jedem Deutschgesinnten Freude seyn, und deshalb ist die kurze Übersicht unserer früheren Stamm- und Kern-Poesie zweckmässig. Nur müssen wir mit grösster und gerechter Missbilligung hinzufügen, dass des hohen *Nibelungenliedes*, dieses unvergänglichen, unerschöpflichen Meisterwerkes unserer trefflichen Altvor-

deren, nur einmal, und auf eine Weise gedacht wird, vor der diese Heldengesänge schon durch ihr würdiges Alterthum allein geschützt seyn sollten; des *Heldenbuches* und des grossen *Wolfram von Eschilbach* ist gar nicht erwähnt, und auch die schöne Periode unseres *Opitz*, *Flemming* und *Weckherlin* hat nicht Einen Beytrag zu geben vermocht, denen doch ja die Herren *Müchler*, *Langbein*, *Bichholz*, *Friedrich* u. A. ehrerbietig hätten Platz machen sollen. Endlich sey es vergönnt, recht ernstlich zu rügen, dass mit unverkennbarer Geflissenheit in dieser wie in den meisten anderen Anthologieen alle die Gedichte umgangen sind, deren Gegenstand die Liebe ist. Wir glauben recht gern, dass der grössere Schwarm der Pädagogen Hn. *Heinsius* dafür danken, und zu unserer Rüge ungebehrdige Minen machen wird. Aber wer die erwachenden Kräfte einer jugendlichen Seele mit Sinn überschauet, wer überhaupt in seinem eigenen Inneren gefühlt hat, was alle ächte Poesie wirkt, und wer den Schatz heiliger Gesänge der Liebe kennt, die von deutschen Dichtern gesungen sind, der wird unserer Meinung seyn, und es wird ihm wehe thun, dass diese strahlende Seite unserer Poesie von einem Ausländer früher und wahrer und inniger gewürdigt ist, als von einem patriotischgesinnten Deutschen.

Die Aufnahme von Übersetzungen aus griechischen und römischen Dichtern wird durch die Vortrefflichkeit der Übertragungen keineswegs gerechtfertigt, und scheint uns ganz zwecklos. Was der Herausg. dafür angiebt, begnügt sich negativ zu seyn, und giebt keinen positiven Gesichtspunct. Auch wird es wohl Niemand, der den Werth und den Reichthum der antiken Poesie einigermassen kennt, gutheissen, dass sich unter den drey bevorzugten Dichtern auch *Ovidius* befindet. Sollte aber aus dem *Ossian* eine Probe gegeben werden: so hätte sich der Herausg. doch ja an *Ahlwardts* neueste Übersetzungen halten sollen, zumal von diesem Dichter schon das kleinste Bruchstück charakterisirend ist. Endlich begreifen wir nicht, warum die italiänische und spanische Literatur nicht gleichfalls hat beysteuern müssen: eine innere Planlosigkeit, die durch dasjenige, was zur Vertheidigung der äusseren gesagt ist, keineswegs gerechtfertigt wird.

An den prosaischen Stücken wüssten wir das Wenigste auszusetzen; sie sind durchgängig zweckmässig gewählt, obgleich man auch hier manchen ehrwürdigen Namen lieber sähe als einen und den anderen vorhandenen: nur aus *Lessings Minna von Barnhelm* hätten ebensowenig als aus einigen *Schillerschen* Trauerspielen einzelne Scenen herausgerissen, und isolirt mitgetheilt werden sollen.

Von den Anmerkungen kein Wort: Hr. *Heinsius* selbst ahndet offenbar nicht allzuviel Gutes für sie. Unstreitig würde es ihm die grösste und beste Hälfte seiner Leser gedankt haben, wenn er den zu Noten verbrauchten Raum lieber noch zum Text geschlagen hätte. Die beygefügten Urtheile über den Werth der Schriftsteller möchten wohl den meisten Anstoss geben, und solches Absprechen, wie über *Bürgers* Gedichte, die eine gewisse, dem Jüngling nicht anstehende Lascivität athmen sollen, ziemen sich für Hn. *H.* überall nicht. Eine eingeschobene, ausführlichere Anleitung zum Declamiren zerfällt in die beiden Hälften Mimik und *Declamatorik*. Um aber dem letzten Wort Eingang zu verschaffen, wird wohl nothwendig erst eine δειλαματορικὴ τέχνη nachzuweisen seyn, oder wir können uns auch mit gleichem Fug eine Gestikulatorik, ja eine Tänzik und Fechtik machen.

Druck und Papier sind ausgezeichnet gut, und weit besser, als man beides in Büchern dieser Art zu finden pflegt.

P.

N. S.

Nachdem Obiges bereits zum Abdruck für die Jen. A. L. Z. eingeschickt war: wurde uns noch folgende Bemerkung mitgetheilt.

Hr. *Heinsius* hat in seinem *Bardenhain*, in den Anmerkungen, die den Gedichten beygefügt sind, grossentheils den Commentar zu *Vetterleins* Chrestomathie, theils wörtlich, theils mit einiger Veränderung der Phraseologie, abgeschrieben und fälschlich für sein Eigenthum ausgegeben. Davon zeugen, unter vielen anderen, folgende Vergleichungen:

| *Heinsius Bardenhain.* | *Vetterleins Chrestom.* |
|---|---|
| Th. 1. S. 80 ff. An die Deutschen von Uz — — | Th. II. S. 89 ff. |
| — — S. 333. Der Ring von Lessing — | Th. I. S. 193 ff. |
| — — S. 87. Schlachtgesang v. Klopst. | Th. III. 1 Abth. S. 150 ff. |
| Th. 2. S. 130. Das grosse Halleluja von Klopstock — — | Th. III. S. 145 ff. |
| — — S. 355—358. Unsre Sprache — | Th. III. S. 612 ff. |
| — — S. 353. An Herrn M. M. — | Th. III. S. 577 ff. |
| — — S. 354. Hinz und Kunz — | Th. III. S. 596 ff. |
| — — S. 359. Hofmanier — — | Th. III. S. 620 ff. |
| — — S. 360. Auf eine Übersetzung | Th. III. S. 626. |
| — — Ebend. Meine Bücher — | Th. III. S. 652. |
| Th. 1. S. 53. Ramlers Ode auf ein Geschütz — — | Th. II. S. 278 ff. |
| — — S. 59. An die Könige — | Th. II. S. 258 ff. |
| — — S. 64. An den Frieden — | Th. II. S. 316 ff. |
| Th. 2. S. 381. Gökings Epistel u. s. w. | Th. III. S. 480 ff. |

Ein andermal schreibt Hr. *Th. Heinsius Vetterleins* Handbuch der poet. Literatur ab; z. B. die Charakteristik Henfles Th. 2. S. 558 ist aus dem Handb. S. 567. — Vgl. *Bardenhain* I. S. 77 mit *Handb.* S. 128.

H. C.

Görlitz, b. Anton: *Reichs Söhne.* Oder: *Die vier Facultäten.* 1805. 208 S. 8. (14 gr.)

Ein Gutsbesitzer, Reich, hat fünf Söhne. Die vier ältesten sollen, nach des Grossvaters Willen, studiren. Ihr Hofmeister macht bey einer gefangenen Ratte, aus dem Benehmen jedes Knaben bey diesem Schauspiel, die Entdeckung, dass sich der älteste zum Theologen, der zweyte zum Juristen, der dritte zum Arzt, der vierte zum Philosophen qualificire. Nun ist ihr Loos entschieden. Der fünfte wird Ökonom. Von dem Thun und Treiben der Facultisten — von ihnen hat das Werkchen den zweyten Titel — hören wir nicht viel. Sie bleiben, wie sie absolvirt haben, alle auf dem väterlichen Gute, — der älteste wird dort Pfarrer — heirathen nebst dem Ökonomen Alle, bis auf den Mediciner, der die Grille hat, mit einem

Mädchen, ohne es zu heirathen, in eine enge Verbindung treten zu wollen, und diess durch die Zeitungen bekannt macht: — eine Narrheit, die in unseren Tagen in der wirklichen Welt, und noch um etwas grösser, denn man sucht durch die Zeitungen auch eine Frau, nicht etwas sehr Seltenes ist. Rec. hat nie begreifen können, wie ein Mann, der nur noch etwas gesunden Menschenverstand übrig behalten hat, darauf verfallen kann, sich eine Frau durch die Zeitungen zu verschaffen. — Ein Freudenmädchen aus Berlin benutzt diese Narrheit, führt sich bey ihm ein, macht ihn Anfangs zum Narren und — noch zu was obendrein, und beredet ihn endlich, da sie eine Entdeckung ihrer vorigen Lebensart fürchten muss, von den Brüdern, die ihr nicht wohl wollen, sich zu trennen, und vor der Hand mit ihr nach Berlin zu gehen. Der Bruder Arzt, von einem seiner Jugendfreunde begleitet, verfolgt das Paar, das seinen Stab nun weiter setzt. In einer herrnhutischen Kolonie in der Lausitz treffen sie endlich zusammen, und da findet sich's, dass die Schöne die Nichte eines Herrnhuters ist. Dieser, natürlich sehr erbosst, seine Nichte so wiederzufinden, dringt zu ungestüm auf sie ein, und will sie in eine entfernte Gemeinde seiner Glaubensgenossen senden. Dieser plötzliche, überraschende Überfall wirkt tödtlich auf das Geschöpf mit zarten Nerven. Ihr Liebhaber wird von ihr durch seines Bruders des Arztes guten Freund weggerissen, und zur Zerstreuung in die weite Welt geführt. Er wählt, nach langem Herumreisen, ein Kloster in Italien zu seinem Aufenthalt, wo er endlich ruhig und vergnügt seine Tage verlebt. Von den übrigen Brüdern erfahren wir weiter nichts. — Der Vf. dieses Fragments — denn mehr ist es nicht — ist kein gemeiner Kopf. Ist diess etwa sein erster Versuch — was wir vermuthen, denn Alles trägt die Farbe des Jugendlichen —: so kann er, bey mehrerer Reife, einst viel leisten. Er zeigt Witz, aber oft ganz am unrechten Orte. Er ringt nach Genialität, aber er will auch auf Kosten der gesunden Vernunft und der guten Sitten genialisch seyn. Sein Vortrag ist lebendig, sein Stil blühend, zuweilen üppig, allein seine Sprache nicht rein. So schreibt er: Disponirt vor geistigem Genuss — statt: zu geist. Gen. — Vor solchen wird das Opfer willkommen seyn — statt: solchen wird u. s. w. Auch kennt er nicht immer den Gehalt der Worte. Azung sagt man vom Frass der wilden, besonders Raub-, aber nicht der zahmen Thiere, am wenigsten von der Weide einer Heerde. Und in der bildlichen Beziehung, wie er diess Wort braucht, da er eine Gemeinde eine Heerde und den Vortrag ihres geistlichen Lehrers die Azung derselben nennt, wird es widerlich und ekelhaft, und ist hier doppelt unschicklich gewählt. Er unterbricht den Gang der Geschichte zu oft durch Raisonnements, die sich zwar gut lesen lassen, in welchen aber sein ungestümer, wilder Genius zu sehr ausschweist. Das Geschichtliche scheint ihm überhaupt nur zu dienen, seine genialischen, epikureischen und materialistischen Sprünge sehen zu lassen. Sichtbar ahmt er Andere, besonders einen unserer liebenswürdigsten Schriftsteller, den nicht alternden Thümmel, und diesen auch darin nach, dass er seiner Prosa durch eingestreute, nicht übelklingende Verse mehr Leben zu geben sucht. — Allein Thümmel ist kein grober Epikureer, kein Prediger des Fatalismus, kein Materialist. Und gerade so scheint sich der Vf. am meisten zu gefallen. Und deswegen, besonders des groben Epikureismus wegen, — der leider auch in manchen unserer sehr gelesenen Romane jetzt, ohne alle Schaam, zur Schau gestellt wird — müssen wir diesem Büchelchen ein Warnungszeichen beyfügen. Auch behagt es ihm — wie es von einem Manne dieser Denkungsart nicht anders zu erwarten ist —, in seinem *Kaspar Reich* den Predigerstand lächerlich zu machen. Bey der gefangenen Ratte qualificirt sich dieser dadurch, dass er einen salbungsvollen Sermon hält, und nebenbey mit der linken Hand das Stück Kuchen, das die Ratte wegmausen wollte, unbemerkt in seine Tasche bringen will, zum Prediger. Nachher lässt er ihn unter anderen eine Traurede halten, die eines neu philosophischen Tollhäuslers würdig ist, und stellt ihn überhaupt als eine Predigerkarrikatur auf. Wozu das? Es ist uns ganz wohl bekannt, dass hie und da ein Prediger seine Zuhörer durch die Anwendung neuerer philosophischer Systeme eingeschläfert hat; aber dieser Schwindel ist vorbey, und so toll hat es keiner machen können wie dieser Ehrn Thomas. Und wozu der so unschickliche Witz, die allgemeine Beichte — eine Reue *en gros* zu nennen? — Überhaupt möchte man wohl manche der Herren, die, wie der Vf. dieses Büchelchens, nicht sowohl zur Belehrung als zur Zeitverkürzung — oft zum Zeitverderb — des Publicums schreiben, und die vielleicht Gott danken würden, wenn das Loos manches braven Landpredigers das ihrige wäre, man möchte sie freundlich erinnern, einen Stand, dessen Wichtigkeit und Nothwendigkeit sie doch auch anerkennen müssen, nicht durch Aufstellung lächerlicher oder schlechter Exemplare aus demselben in den Augen des grossen Lesehaufens lächerlich zu machen, und so ihn noch mehr herabzuwürdigen. Es ist diess nicht bloss grosse Unbilligkeit gegen so viele verdiente Mitglieder dieses Standes; diess unartige Benehmen würdigt zugleich, bey den gewöhnlichen Lesern, — und deren sind doch die meisten — das immer mehr herab, was die Prediger lehren, wozu sie ermahnen — Moralität. Giebt es Karrikaturen, oder schlechte Menschen im Predigerstande: so zeige man sie der Behörde an, oder nenne sie in Zeitschriften, die nicht der grosse Haufe liest. Man verzeihe dem Rec. diese Herzenserleichterung, die er bey dieser Gelegenheit nicht unterdrücken konnte. — Durch auffallende Druckfehler — wir wollen sie dafür halten — ist diess kleine Büchelchen oft entstellt. So stösst man auf passende *Gestas*, *Neklektiker*, *Schibulukh*, und a. m.

J. J.

Halle, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Die Letten zu Buchen*, ein idyllisches Epos von *Fischer*. 1804. 172 S. kl. 8. (16 gr.)

Das vorliegende aus zehn Gesängen bestehende

Gedicht eines jungen und bescheidenen Mannes, ist ein Versuch, die Idylle und das Epos in einem Werke zu vereinigen. Auch einem grösseren Dichter und Künstler würde das Unternehmen misslungen seyn, da die Unterschiede beider Dichtungsarten zu wesentlich sind. Wohl kann der epische Dichter zuweilen episodisch in eine idyllische Welt hinüberführen, um seine Hörer oder Leser, die das stets rege Leben und die laute Bewegung der epischen Handlung ermüdete, in einer stillen friedlichen Entzogenheit augenblicklich ruhen zu lassen; aber nicht mit gleichem Erfolge wird der Idyllendichter seine ruhigen Gemälde durch geräuschvolle Scenen der Epopöe unterbrechen. Der letztere Fall findet in diesem Gedicht Statt, wo die ländliche Feyer eines Geburtstags durch die Verbreitung eines fern entstandenen Aufruhrs gestört wird.

Wir wollen dem Vf. nicht alles Talent zur Poesie absprechen, namentlich scheint er Gefühl und Neigung für die idyllische Seite der Natur und des Lebens zu besitzen; aber wenn es ihm Ernst ist, diese Anlage zu bilden: so muss er vor allen Dingen seiner Phantasie jene treffende Wahrheit geben, die sich in der richtigen, klaren, und anschaulichen Auffassung und Darstellung der Vorstellungen äussert. Nirgends zeigt sich der Mangel daran bey unserem Vf. mehr, als in der Wahl seiner Beywörter, und es ist uns auffallend, wie er bey einem ihm vorschwebenden Muster, wie Voss ist, darin so fehl greifen konnte. Ein paar Beyspiele werden das Gesagte bestätigen. S. 6:

— Lerchen
In der *perlenden* Luft erfüllten die Gegend mit Wohlklang.

Das Beywort *perlend* ist unrichtig, in wiefern der Thau nicht in Perlen aus der Luft fällt; es ist auch nicht *anschaulich*, weil er nicht sinnlich wahrgenommen wird. — Eine Unrichtigkeit ähnlicher Art, doch nicht bloss im Beywort, sondern im ganzen Ausdruck, ist folgender, S. 7:

Aber nachdem der Baron sich satt *geschlürfet des trinkbaren Goldes.*

Wer wird glauben, dass hier vom Genuss eines Sonnenaufganges die Rede sey? — Der Versbau ist sehr unvollkommen, wovon als Probe folgender *sechs und ein halbfüsseiger Hexameter* genügen wird. S. 83:

Jetzo | war es vor | stummt das | Wechselge | spräch, | wären die | Jungfraun —

Papier und Druck verdienen Beyfall. S. x.

LEIPZIG, in Comm. b. Hartmann: *Schauspiele von Lembert*, königl. würtemberg. Hofschauspieler. Erster Band. 1813. 455 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Hr. *L.* gehört zu den Schauspieldichtern, die bey der Darstellung vorkommender Schauspiele sich das, wodurch vorzüglich Eindruck gemacht und Beyfall erregt wird, merken, und es mit einiger Geschicklichkeit zu neuen Producten benutzen, die denn nach solcher äusseren Berechnung wohl freylich einige Wirkung thun, aber als Copieen beständig an ihre oft selbst nicht sonderlichen Vorbilder erinnern, und die Natur, die jenen zum Grunde liegt, entweder noch mehr verzerren, oder noch oberflächlicher behandeln. — Das erste Stück dieser Sammlung: *der Trauring*, Schauspiel in drey Aufzügen, stellt gleich zum Effect recht auffallend abstechende Farben zusammen, neben grausame Herzen recht mitleidige Seelen, neben Noth und Jammer viel Wohlthätigkeit, wie wir das in vielen anderen Stücken, obgleich mit mehr Mässigung, schon oft erlebt haben. Da ist ein harter Amtmann — siehe die Jäger von Iffland —, eine heirathslustige alte Jungfer — die bekannte Salome aus der Donaunymphe —, ein reuevoller Spieler — siehe das Stück dieses Namens —, ein biederer Wachtmeister — siehe Minna von Barnhelm —, ein mitleidiger Magister — siehe ähnliche Figuren bey Kotzebue. Dieser Magister will für eine arme Wittwe, die 112 Rthlr. Steuern (!) an den Amtmann zu bezahlen hat, den Sophokles übersetzen, und zwar den Bogen für einen Louisd'or, und nöthigenfalls noch wohlfeiler. Indess ein edelgesinnter Major hört kaum von dieser Kleinigkeit, so thut er ohne weiteres Fragen den Beutel auf. Der Amtmann, so grausam er ist, versichert doch, dass er manchmal so weich werden könne, wie eine frisch gebackene Semmel. Es ist, als ginge das ganze Leben um's liebe Brod, und die Tugend um's Geld. Dabey sind wir aber doch des Glaubens, dass das Stück hie und da herrliche Wirkung hervorbringen müsse; denn wenn z. B. ein blinder Vater seinen Sohn verflucht, und der verfluchte nun in seine Arme zurückkehrt — wenn oft ein Stein sich erbarmen möchte: wie könnte da ein menschliches Herz ungerührt bleiben!

Verdienstlicher mag das Bemühen des Vfs. seyn, wenn er französische Lustspiele bearbeitet. So erhalten wir hier das Lustspiel: *der Dichter und der Schauspieler*, oder *das Lustspiel im Lustspiele*, das durch Erfindung, Verwickelung und lebhaften Wechsel verschiedener Scenen sehr anziehend ist. Leugnen kann man sich freylich nicht, dass im Plan, wie schon der Titel sagt, und in der Ausführung der Idee etwas Gekünsteltes liegt, das bey aller Leichtigkeit einer glücklichen Verknüpfung hie und da doch noch als etwas Willkührliches hervorsticht; dabey scheint uns auch manche Scene noch zu gedehnt und zu geschwätzig. — Das dritte Stück dieser Sammlung: *Arete* oder *Kindestreue*, Schauspiel in fünf Aufzügen, ist gleichfalls die Bearbeitung eines französischen Drama's, worin viel Tugend und Laster und viel Scenenwechsel vorkommt, welche die Aufmerksamkeit spannen und bis an's Ende erhalten. Dabey fehlt es indess nicht an Unwahrscheinlichkeiten, die besonders durch die Unvorsichtigkeiten der handelnden Personen entstehen. So muss man erschrecken, wenn der Nachrichter am Schluss, statt auf den Verurtheilten, das Schwert gleich auf den Fürsten selbst wendet, und ihn auch glücklich niederhaut. — Die Sprache kann man im Ganzen gebildet nennen, doch läuft zuweilen eine Wendung und Redensart mit unter, die nicht recht an ihrer Stelle ist, z. B. wenn der Gemahl der Arete sagt: *Lachen kann man*, wenn des Todfeindes wuthentflammte Faust nach dem Leben zielt; wenn aber die Heissgeliebte selbst u. s. w. Hier ist die Steigerung auf Übertreibung gebaut, und der Abstand falsch gemessen. T. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## PÄDAGOGIK.

ERLANGEN, b. Palm: *Das Volksschulwesen im Königreich Baiern seit seiner organischen Einrichtung.* Für Schulvorstände und Lehrer (.) aus den Reichs- und Kreis-Verordnungen, auch andern amtlichen Quellen zusammengestellt und geordnet von D. *Andreas Schallhorn*, königl. baierischem Districts-Schulinspector und Stadtpfarrer zu Höchstadt an der Aisch im Rezatkreise. 1813. X und 204 S. 8. (14 gr.)

Früherhin hatte Hr. *St.* einen Leitfaden zur Verwaltung des Pfarramtes in seinen Dienstverhältnissen gegen den Staat im Königreich Baiern herausgegeben, und aufgefordert durch den Schulrath *Stephani* bearbeitete er auch für die Schullehrer einen solchen Leitfaden, der die Verfassung und Gesetzgebung des Volksschulwesens im Königreich Baiern vollständig und genau darlegen sollte. Man findet in dieser Schrift alle Verordnungen, Rescripte und gesetzlichen Verfügungen, die seit der Erhebung Baierns zum Königthum für das Volksschulwesen erschienen sind, aus den öffentlichen Amts- und Regierungs-Blättern sorgfältig und wohlgeordnet zusammengetragen. Der Vf. hat sie unter *zwey Hauptabschnitte* gebracht. Der *erste* enthält die *organischen* Verfügungen (soll wohl heissen die Verfügungen zur Organisation des Volksschulwesens in Baiern); der *zweyte besondere* Verfügungen, d. h. solche, die das Lehrer-Personale, die Einrichtung der Seminarien, das Schulvermögen, den Schulapparat, die Schulzucht und die Schulpolizey, so wie die Rechtsverhältnisse des Volksschulwesens, betreffen.

Das Schulwesen war vor 1806 in Baiern wie überall eine Sache der Kirche und der Geistlichkeit, wurde aber durch die, in der Constitution des Reichs bestätigte Organisation des königlichen Ministeriums vom 29 Octob. 1806 für eine Nationalangelegenheit erklärt, und als ein Theil der Staatspolizey zu einem Regierungszweige erhoben. Die Aufsicht und Leitung der Geistescultur und der sittlichen Bildung macht unter dem Namen: *Section für öffentliche und Erziehungs-Anstalten*, einen Theil der Geschäfte des Ministeriums des Inneren aus. Diese Section besteht unter der obersten Leitung des Ministers aus einem Präsidenten, aus drey Räthen (von denen jederzeit einer protestantisch ist), aus einigen consulirenden Räthen, wozu bey wichtigen pädagogischen Verhandlungen ausgezeichnete Schulmänner genommen werden, und aus dem erfoderlichen Kanzley-Personale. Alles, was zur allgemeinen Übersicht, zur Leitung des Ganzen und zum kräftigen Eingreifen in den Gang der Volkscultur dient, gehört zum Ressort dieser obersten Schulbehörde. In unmittelbarer Verbindung mit derselben stehen die *General-Kreis-Commissariate*, die in ihren Amtsbezirken die ersten Schulleitungsorgane der Regierung sind. Es ist nicht angegeben, aus welchen Personen dieses Kreis-Commissariat besteht; doch geht aus dem Ganzen hervor, dass ein eigener Schulrath in Verbindung mit einigen Civilbeamten die Schulangelegenheiten des Kreises besorgt. Der Geschäftskreis und die Obliegenheiten dieser Behörde sind von Seite 12—20 genau angegeben. Die unmittelbaren Hülfsorgane der General-Kreis-Commissariate sind die *Districts-Schulinspectoren*. Jeder derselben führt die Aufsicht über *alle* innerhalb des ihm angewiesenen Districts (gewöhnlich des Bezirkes eines Landgerichts, oder einer grösseren Stadt) gelegenen Schulen und Erziehungsanstalten. Er wird auf den gutachtlichen Vorschlag des Kreis-Commissariats und auf den Antrag der Section des öffentlichen Unterrichts ernannt, und in der Regel aus den achtungswürdigsten Rural-Dekanen und Pfarrern gewählt. Ihm liegt die Handhabung der äusseren Schulordnung, die Verbesserung des inneren Zustandes aller seiner Districtsschulen und die fortlaufende Controllirung der Localinspectionen seines Bezirkes ob. Diese Districts-Schulinspectoren machen unstreitig das Haupttriebwerk des ganzen Schulwesens aus, und es gehören Männer von gründlichen Kenntnissen, praktischer Gewandtheit, lebhaftem Eifer für die gute Sache und von rüstiger Gesundheit dazu, wenn sie alle die Obliegenheiten, die ihnen von Seite 22 bis 53 zur Pflicht gemacht werden, treu erfüllen sollen. Wir hätten von dem Vf. gern erfahren, wie viel Schulen wohl im Durchschnitt zu solchem Bezirke gehören. In jedem Pfarr- und in jedem Filial-Orte, der eine eigene Schule hat, befindet sich nun auch noch eine besondere *Localinspection*, bestehend aus dem *Pfarrer*, aus dem Gemeindevorsteher, und bey Patrimonialschulen aus dem Patrimonial-Beamten. In den Städten gehören zu solcher Local-Schulinspection der Polizeydirector, der Pfar-

rer und der Burgemeister. Sie haben das Interesse ihrer Schule in jeder Rücksicht wahrzunehmen, und sind für den Flor derselben verantwortlich. Auch die Industrie- und Sonntags-Schulen gehören unter die Aufsicht und Leitung der Localinspectionen.

Der *zweyte Abschnitt* enthält die *besonderen Verfügungen* für das Volksschulwesen, und zwar 1) in Hinsicht des *Schullehrer - Personals*. Diess besteht aus *Adspiranten*, *Präparanden*, *Seminaristen*, *Expectanten*, *Schulgehülfen*, *Privatlehrern* und *Schullehrern*. *Adspiranten* sind junge Leute, denen die Aufnahme ins Seminarium zugesichert ist. Sie müssen wenigstens das 15te Lebensjahr erreicht, in den Kenntnissen, welche in den Volksschulen vorschriftsmäſsig gelehrt werden, einen guten Fortgang gemacht, und über ihr sittliches Betragen ein beglaubigtes günstiges Zeugniſs aufzuweisen haben. Erweiset es sich nach angestellter Prüfung, daſs sie die nöthigen Vorkenntnisse nicht besitzen: so müssen sie sich bis zur gehörigen Reife dem Unterricht eines Geistlichen oder Schullehrers übergeben. Sind sie nun im Seminario aufgenommen: so erhalten sie noch einen besonderen Vorbereitungs - Unterricht, und heissen während der Zeit *Präparanden*. Der Unterricht im *Seminarium* ist auf einen *zweyjährigen* Cursus berechnet. Im *ersten* Jahre wird die Methode im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religionsunterricht gelehrt und praktisch eingeübt, zugleich aber auch der Unterricht im Singen, Zeichnen, im Orgelspiel, im Gartenbau und in der Disciplin ertheilt. Im *zweyten* Jahre folgt der Unterricht in der Geschichte, in der Geographie, Geometrie, Naturkunde, Technologie, in der Obstcultur, Bienenzucht, in der Gerichtsschreiberey, und täglich eine Stunde für die praktischen Übungen in der mit dem Seminarium verbundenen Musterschule. Offenbar ist der Unterricht im zweyten Cursus zu sehr überladen; der Lehrling ist auch bey dem besten Willen und bey dem beharrlichsten Fleiſse nicht im Stande, dieſs alles zu fassen, zu ordnen und zu behalten. Was über die Form des Unterrichts in den Elementarkenntnissen gesagt ist, enthält das Wesen der pestalozzischen Lehrmethode. Doch ist Alles nur zu kurz und flüchtig angedeutet, als daſs man danach beurtheilen könnte, wie weit dieselbe nach dem Willen der Regierung ihre Anwendung finden soll. Der Unterricht in den wissenschaftlichen Hauptgegenständen wird im Seminarium von zwey ordentlichen Lehrern ertheilt. Der erste Lehrer, welcher zugleich Director der Anstalt ist, hat den Hauptunterricht der oberen Abtheilung oder im zweyten Cursus, der andere, welcher zugleich Inspector ist, den Hauptunterricht in der unteren Abtheilung oder im ersten Cursus. Für den Unterricht im Singen und Orgelspiel, im Zeichnen und Schönschreiben, in der Gartenkunde, Obstcultur und Bienenzucht werden einige auſserordentliche Lehrer angenommen, und nach Verhältniſs der Stundenzahl remunerirt. Es ist nicht gesagt, wie viele solcher Seminarien im Königreiche sind oder nach der ursprünglichen Anlage seyn sollen, wie stark die Zahl der Seminaristen ist, wie es mit der Erziehung, Beköstigung und Haushaltung derselben gehalten wird, welche Beneficien sie vom Staate genieſsen, ob eine eigene Bibliothek beym Seminarium vorhanden ist u. dgl. — Diejenigen Seminaristen, welche nach dem zweyjährigen Cursus in der Prüfung bestehen, werden unter die Zahl der *Schuldienst - Expectanten* aufgenommen, und erhalten nach ihren Kenntnissen und Fähigkeiten die Anwartschaft auf einen mehr oder minder einträglichen Schuldienst. Wenn die Zahl der Schüler so groſs ist, daſs sie ein Lehrer in einer Classe nicht übersehen kann: so muſs auf Kosten der Gemeine ein *Hülfslehrer* angestellt werden, dessen Gehalt sich mindestens auf 125 Fl. belaufen muſs. Auch die Lehrer an *Privaterziehungs*- und *Lehranstalten* stehen unter der Aufsicht und Leitung des Districts-Schulinspectors, und können nur nach einer vorhergegangenen Prüfung angestellt werden. Die *öffentlichen Lehrer* sind frey von allen Personal-Gemeindelasten, vom Militärdienst und von allen beschimpfenden Polizeystrafen. Sie genieſsen im Allgemeinen ein Gehalt in der Stadt von 400 Fl. und auf dem Lande von 300 Fl., avanciren zu den einträglicheren Schuldiensten, erhalten für alle unanständigen Besoldungstheile ein angemessenes Äquivalent und für besonderen Eifer und Berufstreue gelegentliche Gratificationen.

Das 2 Capitel dieses Abschnitts enthält die Verfügungen in Absicht der *Schulbedürfnisse*, d. h. der Wohnungen der Lehrer, der Schulstuben, des Schulholzes, des Lehrapparats und der Unterstützung armer Kinder. Das 3 Cap. handelt vom *Schulvermögen*. a) *Schulgeld*. Von jedem schulfähigen Kinde, es mag die Schule besuchen oder nicht, müssen wöchentlich zwey Kreuzer bezahlt werden. (Die Zeit der Schulfähigkeit eines Kindes wird weiterhin angegeben.) Das Schulgeld für die armen Kinder muſs aus dem Wohlthätigkeitsfonds der Gemeine genommen werden. Die Beytreibung des Schulgeldes hat die Local-Schulinspection durch den Ortsvorsteher zu besorgen. Protestantische Ältern, welche die Kinder in die Schulen *ihrer* Confession schicken wollen, müssen dafür eine Entschädigung an die Ortsschule geben. (Eine offenbar ungerechte Verfügung!) Die Hälfte des Schulgeldes erhält der Lehrer; die andere Hälfte die Schulcasse. b) *Das Weihnachtsingen* ist abgeschafft. Der Lehrer erhält dafür eine Entschädigung, und die Gemeindeglieder zahlen eine fixirte Abgabe an die Schulcasse. c) *Schulgeschenke*. Die Gemeinden haben sich an vielen Orten willig bewiesen, statt des bey Taufen und Copulationen gewöhnlich gewesenen Auswerfens unter die Kinder, ein kleines Geschenk an die Ortsschule zu geben, auch bey der Aufnahme und Entlassung ihrer Kinder etwas zur Erhaltung des Schulapparats zu schenken. Diese und ähnliche Beyträge flieſsen in die Schulcasse. d) Die Hälfte des *Klingelbeutelgeldes* aus den protestantischen Kirchen. Aus den katholischen Kirchen wird die Revenüe des Klingelbeutels unverkürzt zum polizeylichen Armenfonds abgeliefert; von allen protestanti-

schen Gemeinden aber wenigstens die Hälfte des Opfergeldes zum Besten der Communalschulen verwandt. e) *Fundirungsvermögen*, wozu die Capitalzinsen der Schulstiftungen, die Wohnung, Garten und sonstige liegende Gründe, die Gerechtsame der Schulstelle und die ständischen Bezüge an Getreide- und Holz-Bestallung gehören. f) *Ergänzungsvermögen*. Dazu wird, ausser den unter Nr. a bis d verzeichneten Einnahmen, der Ertrag des Schulgartens, das Einkommen für die Schulzeugnisse und die Schulversäumniss-Strafen gerechnet.

4 Capitel. *Vom Schulbesuch.* Alle Kinder müssen vom *sechsten* bis wenigstens zum vollendeten *zwölften* Jahre die Schule besuchen. Jedes solche Kind wird, ohne Rücksicht des Standes, wenn es sich nicht in der Schule einfindet, auf die Absenten-Liste gesetzt. Für jeden ohne rechtmässige Ursache versäumten Schultag müssen zwey Kreuzer Strafgeld entrichtet werden. Diese Strafe ist in Rücksicht jener Kinder, welche sich dem Schulbesuch mehrere Wochen und Monate lang entziehen, dadurch zu schärfen, dass denselben ihre Entlassung aus der Schule verhältnissmässig um so später zugestanden wird. Unvermögliche Ältern haben die Schulversäumnissstrafen ihrer Kinder durch Arbeiten bey den Gemeinden abzuverdienen, und diese das Strafgeld vorläufig auszulegen. Legale Entschuldigungen sind nur Krankheit des Kindes oder der Ältern, wenn diese der Pflege ihres Kindes bedürfen, ungestüme Witterung, schlimme Wege bey weit entlegener Wohnung. Die Strafgelder müssen von den polizeylichen Behörden mit der grössten Strenge beygetrieben werden. In den Städten und Marktflecken läuft die Schule ohne alle Unterbrechung gleichförmig fort, auf dem Lande aber giebt es Sommer- und Winter-Schulen. Für die Winterschule müssen sechs volle Monate unverkürzt erhalten werden, und der Lehrer muss die zu gebenden sechs Lehrstunden so vertheilen, dass die Grösseren täglich wenigstens vier Stunden, und die Jüngsten zwey Stunden Unterricht erhalten. Im Sommer soll vom 1 May an die Schule jeden Tag nur vier Stunden lang gehalten werden, so dass die grösseren Kinder den Unterricht Morgens von 6 — 8 Uhr und die kleineren Nachmittags in zwey beliebigen Stunden erhalten. Die Ferienzeit ist so anzuordnen, dass wenigstens der grösste Theil derselben auf den Zeitraum verlegt wird, wo die strengste Feldarbeit eintritt, und die Ältern der Beyhülfe ihrer Kinder am meisten bedürfen. In der Regel sollen auf *einen* Lehrer nicht mehr als *sechzig* Schüler gerechnet werden. Wo sich die Zahl derselben über Hundert beläuft, muss von der Gemeinde noch ein Gehülfs-Lehrer beschafft werden. Bey ganz armen Gemeinden muss die Kirchencasse oder der Wohlthätigkeitsfonds zutreten. — Jeder Lehrer hat in seiner Schule ein Buch in Folio mit weissem Schreibpapier, worin jeder Schüler ein eigenes Blatt bekommt. Oben steht des Kindes Vor- und Zuname, Geburtsort, Alter, Tag des Eintritts in die Schule, Classe oder Abtheilung, Stand und Wohnort der Ältern u. s. w. Der übrige Raum gehört für die während des Schuljahres von dem Lehrer einzutragenden Beobachtungen und Bemerkungen, welche die geistigen Anlagen, den Fleiss, die Lernbegierde, die Fortschritte und das sittliche Betragen des Kindes betreffen. — Die *Lehrgegenstände* für die Volksschulen sind in dem zum Gesetze erhobenen Lehrplan ausführlich angegeben, in dem Regulativ für die Bildung der Schullehrer modificirt, und in der zweyten Auflage des Lehrplans (1811), der noch eine besondere dritte Abtheilung beygefügt ist, so wie in der Erläuterung dieses Lehrplans für die Schulinspectoren, sattsam erörtert. Sie betreffen ausser Lesen, Schreiben und Rechnen, den Religionsunterricht, Länderkunde, Zeichnen, Singen, Baumzucht u. s. w. In einem eigenen Manual oder tabellarischen Tagebuch muss der Lehrer wöchentlich bemerken, wie viel er in der Schule von jedem Lehrgegenstand abgehandelt hat. Alljährlich einmal ist auf dem Lande nach der Winterschule, in den Städten aber am Schlusse des Sommersemesters ein öffentliches Examen, das mit der möglichsten Feyerlichkeit und Publicität gehalten werden muss. — Jedes Kind, das aus der Schule entlassen wird, erhält ein Zeugniss seiner Kenntnisse und seiner Sittlichkeit, das auf seine künftigen bürgerlichen Verhältnisse Einfluss hat. Diejenigen, welche bey der Entlassung die gehörige Reife nicht erlangt haben, müssen in der Folge noch die Sonntagsschulen besuchen, und kein Lehrbursche soll frey gesprochen werden können, wenn er nicht durch Zeugnisse des Schulinspectors beweiset, dass er während seiner Lehrjahre die Sonntagsschule fleissig besucht hat. — Der *jüdischen* Jugend ist allgemein erlaubt, alle sowohl höheren als niederen Lehranstalten zu besuchen. Hat eine jüdische Gemeinde eine eigene Schule, oder will sie eine solche auf ihre Kosten errichten: so muss diess dem Districtsschulinspector und durch diesen der obersten Schulbehörde angezeigt werden. Diese Schule muss in allen Stücken den allgemeinen und besonderen Verfügungen der öffentlichen Schulbehörden Folge leisten. Wo keine eigenen jüdischen Schulen bestehen, soll den Ältern mosaischen Glaubens aufgegeben werden, ihre Kinder in die christlichen Schulen zu schicken. Der Religionsunterricht bleibt jedoch jüdischen Lehrern ausschliesslich überlassen. Alle *Winkelschulen* sind als gemeinschädlich aufs strengste verboten.

5 Capitel. *Rechtsverhältnisse des Volksschulwesens.* Die Polizeybehörden müssen in die Verbesserung des Schulwesens kräftig eingreifen, und die gute Sache auf alle Weise zu fördern suchen. Sämmtlichen Landgerichten wird aufgegeben, in ihren Jahresberichten zu bemerken, was sie in ihrem Bezirk zur Verbesserung des Schulwesens gethan haben. Der Schulsprengel einer Ortschaft wird durch die Grenzen eines Gemeinde-Gebieters bestimmt. Von allen Vermächtnissen, bey denen der Abzug des vierten Theils zum Besten der Armen Statt findet, soll auch ein weiterer vierter Theil für den Land- und Bürger-Schulfonds unter den nämlichen Bedingungen, welchen die *Quarta pauperum* unterliegt, abgezogen,

und diese *Quarta scholarum* von allen Ortsobrigkeiten und Testamentsexecutoren, bey Strafe des doppelten Ersatzes, zum Schulfonds eingeliefert werden. Es ist streng darauf zu sehen, dass den Schulen ihr Antheil an den Gemeindegründen nicht verkümmert werde. Die gesammten *gutsherrlichen* Schulanstalten sind der Aufsicht der einschlägigen königlichen General-Kreiscommissariate und Inspectionen untergeordnet. Die Einrichtung neuer Schulen steht dem Gutsherrn nach eingeholter Bewilligung des General-Kreiscommissariats zu. Die Anstellung der Schullehrer bleibt adlichen Gutsbesitzern da, wo es hergebracht ist; der ernannte Candidat muss jedoch dem Kreiscommissariat präsentirt, und von demselben bestätigt werden. — Angehängt sind als Nachtrag drey Tabellen und die Instruction über die Form der von den sämmtlichen Schulinspectoren zu erstattenden Jahresberichte.

Nur derjenige wird diese, in seinen wesentlichen Theilen hier angegebene Einrichtung des baierischen Volksschulwesens gehörig zu würdigen wissen, der die bürgerliche Verfassung, den sittlichen, religiösen und intellectuellen Zustand des Volks, die örtlichen Verhältnisse, die bisherige Beschaffenheit der Elementarschulen und das Eingreifen derselben in die Mittel- und höheren Schulen genau kennt. So viel aber sieht man wohl, dass das Ganze in einem guten Geiste aufgefasst, und mit Einsicht und Eifer durchgeführt ist. Vieles wird Zeit und Erfahrung vervollständigen und berichtigen. Möchte es denn nur hier nicht wie an so vielen Orten seyn, dass gute Gesetze gegeben und löbliche Einrichtungen getroffen werden, die alte Trägheit aber, der böse Wille, beschränkte Einsicht und schnöde Selbstsucht ihr freyes Spiel behalten!

L. Th.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntniss und Verbesserung des Kirchen- und Schul-Wesens in den königlich braunschweig-lüneburgischen Kurlanden*, gesammelt und herausgegeben von D. *J. C. Salfeld*. Sechster Band. 3tes u. 4tes Heft. 1804. S. 289—592. Siebenter Band. 1tes u. 2tes Heft. 1805. 3tes Heft. 1806. 4tes Heft. 1807. 544 S. 8. (Jedes Heft, 9 gr.)

Der anerkannte Werth dieser Zeitschrift (vgl. *Jen. A. L. Z.* 1805. N. 217) durch ihre sehr praktische Tendenz, wonach alle Theile der Amtsführung eines Predigers berücksichtigt werden, und durch die weise Leitung des Herausgebers, damit nicht manche Kräfte und Bestrebungen, die vom Geiste der Zeit geweckt werden, den höheren Geist der Gesetze und des Rechts überwältigen mögen — bestätigt sich auch in diesen Heften.

Der Hauptinhalt dieser Hefte betrifft das *Liturgische*. Es ist diess ein allgemeineres Lieblingsthema unserer Zeit. Rec. will daher auch nun im Allgemeinen einige Bemerkungen, die sich ihm schon oft aufdrangen, beyfügen. Bisher beschäftigten sich die meisten Schriftsteller hierüber hauptsächlich nur theils mit Versuchen, zu erweisen, *dass* man verändern dürfe und müsse, theils mit neuen zu substituirenden Formularen und Gebräuchen, deren manche ziemlich theatralisch aussahen, theils mit mancherley Rathschlägen und Angaben, wie man es selbst gemacht habe, und wie es Andere zu machen hätten, um sich vor der Gemeinde nach und nach ganz unvermerkt und leise neben der Agende wegzuschleichen. Durch diese Art von Schleicherey möchte es dann wohl in manchen Kirchen dahin gekommen seyn, dass die christl. Gemeinde von der Kirchenagende ihres Landes wenig oder nichts mehr zu sehen und zu hören bekommt. Da wird denn jede Generation der armen überlisteten Gemeinden drey, vier und mehrere neue und verschiedene Glaubensbekenntnisse sich und ihrem Gewissen aufdringen lassen müssen (s. den *vasmerschen* Aufsatz VI. S. 441), je nachdem die Personen oder die Überzeugungen ihrer Prediger oft wechseln. (Ein köstliches Wort hierüber steht in dem schönen *federschen* Aufs. S. 555 f. „Der gesunde Verstand wird nicht vergessen, dass er doch nur *ein* Verstand ist, nicht sich gebehrden, als ob er der Repräsentant der reinen Vernunft wäre u. s. w.“ Vergl. unter and. *Schnaubert* über Kirche und Kirchengewalt S. 78 ff.) — Seltener wurden die Stimmen gehört, die mit mehr Umsicht fragten: *Wie weit* man denn nur gehen dürfe? (Um so mehr verdienen die in den vorliegenden Beyträgen hierauf sich beziehenden Winke und Äusserungen des Herausg. und Hn. *Vasmer's* S. 440—448 u. a. ausgezeichnet und beachtet zu werden.) Man darf nur *da* und *so weit* verändern, *wo* und *wie weit* die Kirchenordnungen durch ihr: „Ungefähr auf diese Form und Weise u. s. w.“ es ausdrücklich selbst erlauben. Über diesen Punct der Befugniss, *innerhalb der Grenzen einer jeden Kirchenordnung* zu verändern, dürfte mithin kein Streit seyn können. Nur wäre etwa noch, der zu hitzigen und weit greifenden Formular-Stürmer wegen, von der höheren Behörde jedes Landes eine *solida, plena et perspicua declaratio* zu wünschen, welche Sätze, Bibelstellen, *ritus* u. s. in jedem einzelnen Theile als *wesentliche* Stücke unverändert und allgemein beyzubehalten seyen. Da würde denn Alles darauf hinauskommen, dass bey einem und anderem Actus nach den eigenen Winken der Agende ein Gebet, ein Ausdruck, ein paar Sätze zur Vorbereitung oder Erläuterung nach jedesmaligen besonderen Umständen mit anderen zu vertauschen, auszulassen oder zuzusetzen wären. Diess ist, nach des Rec. Einsicht, das Ganze, was geschehen *darf*, *so lange* einmal noch die älteren Kirchenordnungen als *öffentlich autorisirte Landesgesetze* da sind und gelten.

S. L. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## *PHILOSOPHIE.*

**Braunschweig**, b. Vieweg: *George Wilhelm Block, Über die Fehler der Philosophie mit ihren Ursachen und Heilmitteln.* 1804. 160 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, bekannt als ein scharfsinniger Denker, und berühmt durch eine von der berliner Akademie gekrönte Preisschrift, hatte eine dreyfache Absicht, welche er hier erreichen wollte. Zuerst zeigt er, wie der Titel besagt, die Fehler der Philosophie und deren Heilmittel; dann stellt er eine Antikritik gegen eine seiner Meinung nach sehr seichte und ungerechte Recension in der hallischen allgemeinen Lit. Zeit. vom Jahre 1790 über seine Prolegomena zur Philosophie und seiner gekrönten Preisschrift vom Ursprunge menschlicher Erkenntnisse auf, und endlich kündigt er eine neue Theorie der Erkenntniss an, die er damals ausarbeitete.

Das Werk selbst zerfällt in fünf Capitel: sie sind theils wissenschaftlichen, theils polemischen Inhalts; letzteres wird Rec. nur beyläufig erwähnen, ersteres aber, wegen seines Interesse bey der dermaligen Lage der Philosophie, näher beleuchten.

1 Capitel. *Allgemeine Bemerkungen über die Fehler der Philosophie und deren Ursachen, mit Anwendung auf die Vor-Kantische.* Der Vf. zeigt, dass die Philosophie, welche das Allgemeine, Übersinnliche, Unbedingte zum Gegenstand hat, sehr mangelhaft und unvollkommen sey, während die Erfahrungswissenschaften sehr grosse Fortschritte gemacht hätten. Diess Factum ist wahr, obgleich Metaphysik die Gelehrten früher beschäftigte, als Physik, Chemie u. s. w. Aber seit *Baços* Zeiten hat letztere den *richtigen Weg* der Versuche und Beobachtungen betreten.

Die öfteren Versuche, die immer missglückten, haben die Philosophie — vorzüglich jetzt — um ihren Credit gebracht. Negativ hat man immer die Fehler der vorhandenen Systeme gezeigt, aber positiv hat man noch keine allgemeingeltende Philosophie aufstellen können. Freylich ist Letzteres schwerer als Ersteres. Aber wenn man nur erst bestimmt weiss, was ein Ding *nicht ist*: so ist man schon einen Schritt der Wahrheit näher. Der Vf. zeigt, dass die Ursache des Misslingens in den unbegründeten Ansprüchen der Philosophen an der Wissenschaft liege; dass die willkührlichen Voraussetzungen und die unrichtigen Folgerungen die Hauptquellen der philosophischen Irrthümer seyen. Diess rühre, meint er, von der Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit der Sprachen, und von dem Mangel der Consequenz her. Daher verwechsele man das Verschiedene, verknüpfe man das Widersprechende, trenne und setze man entgegen das Übereinstimmende und Verknüpfte. Der berühmte *Wolf* besonders habe die Vernunft durch die mathematische Form nicht unfehlbar, ja nicht einmal weiter gebracht. Die Gründe seyen willkührlich, wenn auch die Form demonstrativ sey. Seine Erklärungssätze seyen bloss willkührliche logische (daher nicht logische) Bestimmungen der Begriffe oder Bedeutungen der Worte; und daraus schliesse er immer objective, sogar nothwendige Bestimmungen wirklicher Dinge und ihrer Verhältnisse; er habe die Einsicht logischer Verknüpfungen *willkührlicher Ideen* (also Schein-Ideen) für Erkenntniss realer Verknüpfung ihrer Gegenstände gehalten; und aus willkührlichen Begriffen flössen eben solche, oft sogar der Erfahrung widersprechende, obwohl angeblich nothwendige Sätze. — Diess habe *Kästner* und *Reimarus* schon bemerkt: aber sie hätten gegen ihre Herrschaft nichts vermocht. Verspottet hätte man zwar die wolfische Philosophie, aber nicht für *grundlos* zu erklären gewagt. — Rec. stimmt Hn. *Block* darin bey, und meint, dass es den jetzigen Philosophieen eben so gehe; ihre Form sey demonstrativ richtig; allein die Voraussetzungen und ersten Gründe, die sich wiederum auf das verjährte Ansehen der sehr zweydeutigen Logik stützen, wären falsch und zur Basis der philosophischen Systeme untauglich.

2 Cap. *Besondere Darstellung der Fehler der kritischen Philosophie, verglichen mit der vorigen, in Rücksicht jener angegebenen Ursachen.* Dieses Capitel enthält eine lange Reihe harter Beschwerden gegen den Kriticismus, welche aus dem *vom Vf. gewählten Standpunct*, welcher Rec. sehr richtig zu seyn scheint, mit Recht gemacht werden.

Er meint, bey *Kant* alle Fehler der vorigen Philosophen gefunden zu haben; und dass Unbestimmtheit der Sprache und Begriffe, gänzliche Willkührlichkeit der Voraussetzungen und Gründe, häufige Verwechselung der Fragpuncte und Unrichtigkeit der Folgerungen, die allgemeinen Quellen philosophischer Irrthümer, auch in seinen Schriften herrschen. Ehe Rec. die Beschwerden selbst anführt, so muss er erst die Quelle öffnen, woraus sie fliessen; sonst möchte

man wiederum fragen, worauf beruhen denn die Gründe des Gesagten? *Locke* nahm an, die Vernunft finde die Objecte mit ihren nothwendigen und zufälligen Eigenschaften; und die Abbildung derselben im denkenden Bewufstseyn erzeuge die allgemeinen und besonderen Begriffe. *Leibnitz* nahm, wenn auch nicht *effective*, doch *virtuellement* angeborene Ideen an, mittelst welcher der Mensch deutliche, der Wahrheit gemäfse Einsichten von den Dingen erhalte, während die Sinne mit ihren Eindrücken nur klare und undeutliche Bilder von den Phänomenen herbeyführten. Beides schien *Kanten*, veranlasst durch *Hume*, zu einseitig. *Locke* konnte nicht die reinen Vernunfterkenntnisse und die Mathematik, *Leibnitz* nicht die Sensationen und Reflexionen des äusseren und inneren Sinnes erklären. *Kant* schlug einen neuen Weg ein, der, da ihm nur ein *dritter möglich* zu seyn schien, ihn zur Wahrheit führen sollte. Er nahm an, die Vernunft finde ein gegebenes Mannichfaltiges, das aber *in* und *bey* der Erkenntnifs durch reine Anschauungen und Verstandesbegriffe *geregelt* und *geformt* werde. Vorher sey es ein Chaos, in dem nicht Licht, Leben, Regel, Form und Ordnung sey. Hr. *Block* meint, diese Voraussetzung könne eben so einseitig und fehlerhaft seyn, als die von *Locke* und *Leibnitz*, und es sey möglich, dass, wie auch Hr. *Krug* meint, noch ein nicht beachteter Fall, ein ursprünglicher *Synthetismus* Statt finde. Der Vf. vorliegender Schrift erklärt sich S. 150 sehr bestimmt über dieses Unternehmen. Er sagt: „Ich setze bey solchen Streitfragen voraus, entweder, beide Partheyen haben Unrecht, es ist keine von beiden entgegenstehenden Behauptungen wahr, und es giebt ein Mittel, oder ein Drittes, welches von beiden Seiten übersehen worden; oder ich setze voraus, beide Partheyen haben Recht, aber auf verschiedene Weise, und können vereinigt werden, weil sie von ganz verschiedenen Sachen reden. Man sieht leicht, dass beide Voraussetzungen oft zusammenfallen, jedoch können sie nicht immer vertauscht werden.“ *Kant* dachte auch so, und doch verfehlte er das Ziel; also muss noch ein vierter Fall Statt finden, den Hr. *Block* hier zum Grunde legt, *worauf er aber nur gelegentlich hinweiset*; und den er an der Spitze seiner neuen Theorie des Denkvermögens mit völliger Klarheit an das Tages-Licht hätte bringen sollen. Rec. meint, dass er voraussetze bey allen nachfolgenden Behauptungen: 1) das Denkprincip und Weltprincip sey identisch; 2) daher könne die Regel des Verstandes mit den schon durch jenes Weltprincip in der Welt vorhandenen Naturgesetzen harmoniren; 3) die Vernunft lerne nur sich und die Dinge außer ihr *mittelst sinnlicher Wahrnehmungen* kennen; 4) diese sinnlichen Wahrnehmungen seyen die unerlässlichen Bedingungen alles Denkens und Erkennens, ohne das Denken und Erkennen selber zu seyn; 5) das metaphysische Object sey vor allen Beziehungen denkender Wesen auf dasselbe schon seinem Wesen nach vorhanden. Das daraus sich bildende logische Subject sey von jenem Vorbilde mittelst der Vorstellungen im denkenden Bewufstseyn nur ein Nachbild, das Wahrheit habe, wenn es treu und richtig sey, eine Truggestalt hingegen, die zum Irrthum verleite, wenn es willkührlich, untreu und nicht eine ächte Copie der Wirklichkeit sey.

Der Rec. der *blockischen* Preisschrift in der allgemeinen deutschen Bibliothek scheint auch dieser Meinung zu folgen. Aus ihr lassen sich alle Rügen des Kriticismus, welche hier vorkommen, zur Gnüge erklären.

Der Vf. wirft *Kanten* die Verwechselung der Begriffe vor:

1) Bey der Lehre vom Grunde und Ursprung der Erkenntnifs verwechsele *Kant* und seine Anhänger, welche *a priori* entsprungene Erkenntnisse behaupten, eben sowohl als seine Gegner und die Empiristen überhaupt, welche alle Erkenntnisse aus Erfahrung ableiten, drey sehr wichtige Puncte. In Hinsicht der Materie, des Inhalts, des Stoffes der Erkenntnifs und deren Form zeigt er, dass die Erkenntnifs in der vereinten Wirkung der thätigen Denkkraft und der sinnlichen Wahrnehmung (als Bedingung) zu suchen sey. In Hinsicht des Ursprungs und Entstehunggrundes der Erkenntnifs zeigt er, dass man zwar die Gewifsheit einiger Erkenntnisse ohne neue Erfahrungen einsehen, dass es aber ohne Erfahrung keine Erkenntnisse geben könne. In Hinsicht der Ursachen der Erkenntnifs und Quellen derselben zeigt er, dass die *Wahrnehmung*, als Veranlassung der Erkenntnifs, *Quelle des Stoffs*; *die Vernunft*, als immer wirkende Ursache, *Quelle der Form* sey. Die Verwechselung der hieher gehörigen Gründe erzeugte die Schwierigkeit der Frage vom Ursprunge und Grunde der Erkenntnifs. Er rügt S. 22, dass *Kant* nur einen formlosen Stoff annimmt, und S. 23, dass er daher alle äusseren Gegenstände zu blossen Vorstellungen in uns macht. Wahr ist es, dieser formlose Stoff erregt, wie *Jacobi* schon bemerkte, tausenderley Schwierigkeiten, deren Lösung bey consequenten Köpfen den Idealismus herbeyführt. So verhält es sich mit Zeit und Raum. Er ist die ewige Form der Ausdehnung und Veränderung der Objecte. Der Raum beym denkenden Subject entspricht der Ausdehnung in der Welt, die Zeitfolge der Gedanken den Weltveränderungen. Ohne Ausdehnung und Veränderung der Objecte gäbe es keinen Raum und keine Zeit. Ersteres ist die Bedingung des Letzteren. *Kants* formloses Chaos machte die Lehre von reinen Anschauungen nöthig. S. 24. So verhält es sich mit den reinen Verstandesbegriffen. Der Möglichkeit nach sind sie *a priori* vorhanden, aber sie erzeugen *sich nur in und mit der Erfahrung*. *Kant* verwechselt beides. S. 25. Die Verwechselung der Begriffe zieht bey *Kanten*, der durch die Kategorieen die Erfahrung, und bey den Empiristen, die durch sinnliche Wahrnehmungen die reinen Verstandesbegriffe entstehen lassen, tausend Schwierigkeiten herbey.

2) Über den Gegenstand der Erkenntniss sind die Verwechselung der Begriffe eben so grofs. Gegen *Wolf* und *Kant* zeigt der Vf., dass die Erscheinung der Dinge sowohl in ihnen selbst, als in unserem Vorstel-

lungsvermögen gegründet sey; dass also sie weder blosse Vorstellung, noch auch das Ding an sich sey. Er meint, dass die Objecte mittelbare und das denkende Subject unmittelbare Erkenntnisse erzeuge; dass daher, wenn diess nicht beherzigt würde, grosse Irrthümer entstünden. Rec. hält dafür, dass die Vernunft sich nur mittelbar über sich selber, wie über jedes Object, mittelst angestellter Beobachtungen verständigen könne.

3) In Ansehung der Beschaffenheit der Erkenntniss herrschen auf beiden Seiten eben so auffallende und folgenreiche Verwechselungen. *Kant* verwechsele das Subjective mit dem Objectiven, die Gegenstände mit Vorstellungen, Erscheinungen der Sinnlichkeit mit Objecten der Erkenntniss überhaupt, und die Gesetze des Erkenntnissvermögens mit Gesetzen der Dinge. Harte Vorwürfe, die aber nicht grundlos sind. Sind sie wahr: so folgt gegen *Kant*, dass nach S. 41 „wir die Natur nicht schaffen, sondern erkennen; die Natur die Erkenntniss nicht schaffe, sondern dieselbe veranlasse; dass der Verstand der Natur ihre Gesetze nicht vorschreibe, sondern diese mittelst seiner Gesetze und denselben gemäss erkenne. Dass beide übereinstimmen, muss nicht nothwendig davon herrühren, weil eines das andere schafft und hervorbringt, oder weil eines nur eine Modification des andern ist, sondern es lässt sich auch ohne diese tiefsinnigen Hypothesen daraus erklären, *dass beide nur Theile desselben Ganzen, oder aus demselben Princip entsprungen sind.*"

Eine merkwürdige Stelle, welche sich auf die Nr. 1 aufgestellte *Identität des Denkprincips im Menschen und des Schöpfungsprincips in der Welt* stützt. Eine Quelle der grössten und wichtigsten Wahrheiten! — Dass *Kant* den wirklich paradoxen Satz in der Vorrede seiner Vernunftkritik aufstellte, dass die Vernunft *die Naturgesetze dictire*, scheint daher zu rühren, dass im Bewusstseyn des Urtheilers nur dann erst die Gesetze entstehen, wenn er sie auffindet. Aber waren sie desshalb nicht schon vorher vorhanden? Freylich! Aber die formlose Materie, die er postulirte, verbot, diesen gesunden Gedanken Gehör zu geben. Plato's Schriften und deren Sinn existirt schon mehrere Tausend Jahre; *aber für jedes vernünftige Wesen nur dann wirklich*, wenn es den Sinn derselben begriffen hat. Das Begreifen und Lernen geschieht *nun nach eben den Verstandesgesetzen, wornach der Sinn erzeugt ward.* Die Production der Objecte geschieht nach eben den Regeln, als die Analysis der Dinge. Aber desshalb kann man nicht mit *Kant* annehmen, in der Analysis des Objectes entstehe erst die Regel desselben. Welche Einseitigkeit hier hervorspringe in Kants Kritik, wird der Leser von selbst einsehen.

Rec. bricht hier ab, und übergeht die Aufdeckung der Widersprüche in der praktischen Philosophie des Kriticismus, um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten. Er merkt bloss an, dass die irrigen Meinungen in der theoretischen Philosophie die meisten Irrthümer in der praktischen herbeyziehen, und dass in diesem Felde menschliches Willens noch grosse Veränderungen vorhergehen müssen, ehe man von Freyheit, Wahrheit, Sittlichkeit, Pflicht und Recht ganz deutliche Begriffe wird erhalten können. Er empfiehlt, die dem Kriticismus gemachten Vorwürfe selbst nachzulesen. — Hr. *B.* schliesst dieses Capitel mit der Behauptung, „dass der Zustand der Philosophie jetzt nicht viel vollkommener sey, als vor 20 Jahren; dass noch nicht mehr Gründlichkeit in der Theorie der Erkenntniss und Sittlichkeit vorhanden, und dass die kritische Philosophie, welche sich allerdings durch Aufdeckung mancher Gebrechen der vorigen verdient gemacht hat, keinesweges der rechte Weg sey zur Verbesserung der alten Fehler, sondern dieselbe nur durch neue vermehrt, und die Wurzel des Übels (die Logik) unberührt gelassen habe.

Das 3 Capitel giebt *Nachricht von einem Versuche zur Verbesserung der wichtigsten unter jenen Fehlern.* Der Vf. glaubt, dass seinen früher erschienenen Prolegomenen zur Philosophie Unrecht in der hallischen Literaturzeitung geschehen sey; dass desshalb diese Schrift nicht den verdienten Beyfall und die ihr gebührende Aufmerksamkeit erhalten habe: darüber mag sich jener Recensent selbst rechtfertigen.

4 Capitel. *Anzeige eines abermaligen Versuchs von noch allgemeinerer Tendenz und Vertheidigung desselben.* Es enthält ebenfalls eine Antikritik gegen eine Recension der hallischen Lit. Zeit. über seine gekrönte Preisschrift: „Über den Ursprung der Erkenntniss." Er beschwert sich über die Ignoranz und Incompetenz des Recensenten, und meint, dass sein Buch desshalb nach seinem wahren Werthe nicht gewürdigt worden, weil es die herrschende Zeitphilosophie angegriffen hätte. Rec. kann und will nicht darüber sein Urtheil fällen.

5 Capitel. *Allgemeines Mittel zur Verhütung und Heilung jener Gebrechen und Ankündigung einer neuen philosophischen Elementarlehre.* — Hr. *B.* meint mit Recht, dass eine schärfere philosophische Analyse das einzige Mittel sey, die bisherigen Fehler der Philosophie, die so gross, mannichfaltig und folgenreich sind, zu verhüten und zu heben; der einzige Weg, Verwechselung der Begriffe, Willkührlichkeit in Voraussetzungen und Unrichtigkeit in Folgerungen zu vermeiden. Zunächst bezieht sich diese Analyse auf den Inhalt der Begriffe und die Bedeutungen der Worte, als die Elemente aller Erkenntniss und Quellen aller Irrthümer. — Mit Recht hat die berliner königl. Akademie der Wissenschaften die philosophische Analysis zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht. Eine gehörige Beantwortung derselben trägt zur Vervollkommnung der Philosophie, als Wissenschaft, sehr viel bey. — Hr. *B.* meint, „diejenige Philosophie oder dasjenige System wird bestehen, welches unmittelbar auf Thatsachen des Bewusstseyns und Gesetze des Erkenntnissvermögens gegründet ist, weil diess die wahren Gründe aller Erkenntniss sind." Er will noch einmal seine Ideen zur Begründung und Vervollkommnung der Wissenschaft *in einer neuen Theorie der Erkenntniss* vorlegen. Er bemerkt, dass es hier nicht auf Gelehrsamkeit, oder auf ein grosses Ansehn in der Gelehrtenwelt, sondern auf *Scharfsinn*

ankomme, der durch Mathematik gebildet sey, und den Reformatoren der neueren Philosophie fehle.

Zum Beschluss stellt er die oben angeführte Maxime seiner Untersuchung auf, und zeigt an Beyspielen aus der Physik, Chemie, Arzneykunde, Rechts- und Sitten-Lehre, wie sich eine grosse Menge der wichtigsten Irrthümer und Streitigkeiten heben lasse. Rec. gefällt diess Verfahren, und er glaubt, dass die Anwendung desselben auf des Vfs. neue Theorie einen heilsamen Einfluss haben werde.

GBG.

## *KINDERSCHRIFTEN.*

1) Salzburg, in d. mayrschen Buchhandl.: *Sammlung von Erzählungen für Kinder.* 1814. 95 S. 8. (3 gr.)

2) Leipzig, b. Hinrichs: *Moralische Erzählungen aus der Thier- und Menschen-Welt.* Zum Geschenke für gute Söhne und Töchter. Neue vermehrte Ausgabe (?). Mit Kupfern und Vignetten. 196 S. 8. (ohne Jahrszahl.) (1 Rthlr. 4 gr.)

3) Leipzig, b. Hinrichs: *Das Abendstündchen,* oder *kleine Erzählungen zur Bildung des Herzens für gute Kinder, die es schon sind oder noch werden wollen,* von *Georg Carl Claudius.* Mit 8 Kupfern. 1813. 231 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

No. 1. Hat ein Sammler von Erzählungen keinen besonderen gemeinnützigen Zweck, den er bey der Herausgabe schon gedruckter und bekannter Erzählungen zu erreichen sucht: so gehört er unter die Classe der Nachdrucker. Die Erzählungen in der gegenwärtigen Sammlung sind zwar nicht schlecht, aber alle sehr bekannt. Und einen besonderen Zweck bey dieser Sammlung hat Rec. nicht finden können.

No. 2. Der Sammler dieser Erzählungen hat sich vorgenommen, solche Erzählungen zu wählen, wodurch dem jugendlichen Alter die Pflichten des Wohlwollens und der Barmherzigkeit gegen die Thiere anempfohlen würden. Und wenn er diesen Zweck bey seiner Sammlung immer vor Augen behalten, und solche Erzählungen gewählt hätte, die das kindliche Gemüth ergreifen und zur Beförderung jenes Zweckes etwas beytragen könnten: so würde Niemand an einer solchen Sammlung ein Ärgerniss nehmen; aber in der gegenwärtigen sind Gedichte, Grabschriften und Erzählungen, die gar nicht zum Zweck der Sammlung gehören, z. B. S. 24 u. f. der verarmte Kaufmann und seine gute Tochter, S. 89 die Grabschrift eines Schooshundes, u. a. m. enthalten, und die Erzählungen selbst sind grösstentheils so langweilig und geschmacklos, die Gedichte so elend und für Kinder so unverständlich, dass sie ihnen unmöglich Nutzen schaffen können. Ja es sind mehrere Aufsätze auch der Beförderung des Aberglaubens so günstig, dass man sie nicht ohne Ärger lesen kann. Man höre nur, wie S. 131 u. f. „ein Mann, der ein Schaaf-Hirte war," seine drey Söhne bestraft, die „ein Rothkehlchen-Nest ausgenommen" hatten, und mit den jungen Vögeln unbarmherzig umgegangen waren, und was der Geschichtschreiber von dem Tode des ältesten Sohnes berichtet. Diese Probe wird zugleich ein Beyspiel seyn von dem ungebildeten und schwerfälligen Stil, der in diesen Erzählungen herrscht. S. 136 f. heisst es also: „Ihr barbarischen Buben, rufte der Schäfer aus. Ist diess der Dank, den ihr für meine Sorge und für meine guten Lehren gebet? Aber dafür will ich euch strafen. Den ältesten Sohn knüpfte er einen Strick um das dicke Bein, und zerrte ihn eine gute Weile so hinter sich her, wie es der Knabe dem Vogel gemacht hatte. Den anderen ritzte er mit Nadeln die Hände, bis sie über und über blutrünstig wurden. Auf den dritten hetzte er seinen Hund, der ihn bey den Beinen packte, wie er die Schaafe zu packen gewohnt war" u. s. w. — Nun schickte es Gott, dass etwan sechs oder sieben Monate hernach der älteste Sohn (der an alle diesen Unfug schuld gewesen war) krank ward und starb; und es leben noch viele Menschen, welche erzählen, da der Bube hätte beerdiget werden sollen, wären die Raben, die Dohlen, die Geyer und andere grosse Raubvögel mehr, über seinen Sarg geflogen, hätten geschrieen und gekrächzt, hätten sich auf keine Weise vertreiben lassen, und er hätte noch im Grabe vor ihnen keine Ruhe haben können, denn diese grossen Vögel hätten unaufhörlich die Erde, unter der er lag, aufgekratzt, als ob sie durchaus willens gewesen wären ihn aufzufressen — und manche behaupten auch geradezu, er wäre wirklich fort aus dem Grabe." — Und von der Schwester dieses Knaben, die ein junges Rothkehlchen gepflegt hatte, heisst es: „Ein Jahr nach dem Tode ihres Bruders starb sie selbst an den Blattern, und ich kann euch versichern, die Leute haben es mir als eine gewisse Sache erzählt, ihr Grab wäre ein völliges Gärtchen. Denn die Rothkehlchen liessen kein einziges Unkraut daran aufkommen, und der liebe Gott hätte es mit Feldblumen so ausgeputzt, die eben so unschuldig wären, wie das Mädchen, auf dessen Grabe sie wachsen.

No. 3 Hr. *Cl.* will mit diesen Erzählungen „kein sogenanntes Modebüchlein liefern, sondern er will damit auf die Bildung des Kindes in Hinsicht des Zeitgeistes und seiner Verhältnisse wirken, und dem Kinde Grundsätze und Kraft beybringen, dem Strome entgegenstreben zu können:" und es ist nicht zu leugnen, dass aus diesen Erzählungen Lehrer oder Ältern für ihre Kinder manche gute Anwendung werden machen können. Aber Rec. zweifelt, dass diese Anwendung gerade eine Beziehung auf den Zeitgeist haben wird, von dem ohnehin kein deutlicher allgemeingeltender Begriff vorhanden ist. Denn wo soll z. B. in der letzten Erzählung S. 224, welche die Aufschrift führt: „wie die Arbeit so der Lohn," die Beziehung auf den Zeitgeist liegen? Sie hat folgenden alltäglichen Inhalt: Ältern, die zum Besuch gehen, vermahnen ihre Kinder, die zu Hause bleiben, ihre Kleidung reinlich zu halten, unter der Verwarnung, dass sie im entgegengesetzten Falle den folgenden Tag an einer Reise zur Grossmutter keinen Antheil nehmen könnten. Die Kinder beschmutzen sich dennoch, und müssen zu Hause bleiben. — Weder ungehorsame Kinder noch die Strafen derselben gehören zu dem Geist einer besonderen Zeit. Und so werden die mehresten Erzählungen zwar gerne von Kindern gelesen werden; aber wenn Hr. *Cl.* glaubt, die Kinder dadurch gegen die bösen Eindrücke des Zeitgeistes zu schützen: so ist er im Irrthum begriffen. Es ist eine schwere Aufgabe, die Merkmale des Zeitgeistes zu finden, und man kann nicht durch Erzählungen aufs Gerathewohl demselben entgegen wirken. — Die Kupfer sind fein gestochen.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 5.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Potsdam, b. Horvath: *Lehrbuch der deutschen Sprache.* Besonders zum Gebrauche in Schulen bearbeitet von *Heinr. Bauer*, D. d. Phil., Conr. am k. Friedrichslyceum in Potsdam. 1811. Erster Theil. 232 S. Zweyter Theil. 388 S. Dritter Th. Erste Abth. 98 S. Zweyte Abth. 251 S. 8. (3 Rthlr.)

Dieses Lehrbuch eines als Deutschgrammatikers längst bekannten und hochgeschätzten Gelehrten verdient sowohl wegen seines grösseren Umfangs, als besonders wegen der Gründlichkeit der Bearbeitung, wegen des tieferen Eindringens in den Geist der Sprache, wegen Berücksichtigung und Beurtheilung alles dessen, was seit *Adelung* über die deutsche Sprache geschrieben worden ist, eine vorzügliche Auszeichnung und gründlichere Beurtheilung, um so mehr, da der Vf. zu den bescheidenen Gelehrten gehört, denen es nicht um das Rechthaben, sondern um das Rechtmachen zu thun ist. Da sich Rec. in dem Falle befindet, seine eigenen grammatikalischen Arbeiten in diesem Lehrbuche vorzüglich berücksichtigt, theils aufgenommen, theils mit Gegenerinnerungen zurückgewiesen zu sehen, und daher hin und wieder veranlasst werden könnte, für eigene Sache ein Wort einfliessen zu lassen: so hält er es für anständiger, dieser Recension seinen Namen unterzusetzen, als unter der Anonymität den Schein fremder Autorität für sich zu gewinnen.

Was die äussere Einrichtung und Bestimmung dieses Lehrbuchs anbetrifft: so sind die beiden ersten Theile, als ein Ganzes, auf einen zweyjährigen Lehrgang berechnet, für die Schüler, die beiden Abtheilungen des dritten Theils, welche Erläuterungen und Bestreitungen enthalten, ausschliesslich für die Lehrer bestimmt. Diese Einrichtung hat ihr Gutes für den Unterricht, ist aber nicht ganz geeignet für ein Lehrgebäude, in welchem der gesammte Stoff besser in ununterbrochenem Zusammenhange zu einem systematischen Ganzen verarbeitet worden wäre. Man schadet immer der Sache, wenn man Lehrbücher anfertigt, die für Lehrer und Schüler zugleich passen sollen: bey solchen Büchern bewahrheitet sich am meisten der Satz: *Niemand kann zween Herren dienen.* Da der Zweck dieses Lehrbuchs, vermöge seiner Ausdehnung, seyn musste, und, durch die Behandlung, wirklich war, die Grammatik der deutschen Sprache nicht zu verdolmetschen, sondern in ihren Grundsätzen zu vervollkommnen: so hätte dasselbe auf die Ansprüche eines Unterrichtsbuchs verzichten, und lediglich den Lehrer, oder vielmehr den Deutschsprachgelehrten ins Auge fassen sollen; für den Schüler wäre durch einen zweckmässigen Auszug besser gesorgt worden, wie denn ein solcher Auszug, auf den Rath des Herrn Fürsten Primas, wirklich von dem Vf. besorgt, und von uns in dieser A. L. Z. (1813. No. 101) nach Verdienst angezeigt worden ist.

Abgesehen von dem Äusseren, gehen wir zu dem Inneren über, und untersuchen, wie billig, zuvörderst den Plan des Ganzen.

Der Vf. hat sein Werk nach folgenden Rubriken abgehandelt: 1) Redetheile; 2) Rechtsprechung; 3) Wortforschung, Ursprung und Bildung der Wörter — auch vom Gebrauch ausländischer Wörter; 4) Rechtschreibung — wobey auch der Synonymen gedacht wird; 5) Wortbiegung; 6) Wortfügung — Redefiguren; 7) Interpunction.

Diess wird als gewöhnlicher Inhalt der Grammatiken angegeben und in diesem Lehrbuche, nach der angegebenen Ordnung, ausgeführt, dabey aber bemerkt, dass eine Grammatik billig auch noch folgende Theile enthalten sollte: 8) die Lehre vom Stil; 9) Rhetorik — dabey Lehre vom mündlichen Vortrage, vom Redetone, von der Declamation und von der Action; 10) Prosodie; 11) Poetik — und diese letzten Gegenstände verspricht der Vf. in einem vierten Bande zu liefern.

Dass alle diese Gegenstände in einem Lehrbuche der deutschen Sprache abgehandelt werden können, wollen wir nicht in Abrede stellen: denn der Begriff *Lehrbuch* ist so unbestimmt, dass er selbst ein vollständiges Wörterbuch aus seinem Gebiete nicht ausschliesst; ob aber eine Grammatik, ihres Begriffs unbeschadet, so weit um sich greifen dürfe, ist eine Frage, die nicht allgemein bejahet werden möchte. Der Begriff der Grammatik ist auf die *Richtigkeit* der Sprache beschränkt; die möglichen Gestaltungen, die man der Sprache für besondere Zwecke geben mag, sind der Grammatik fremd. Die Lehre von den verschiedenen Stilarten, die Rhetorik, Prosodie und Poetik liegen ausser den Grenzen der Grammatik; die Grammatik liegt aber als *conditio sine qua non* in den Grenzen dieser Disciplinen: denn bey je-

der Stilart, sie sey erhaben oder niedrig, poetisch oder prosaisch, wird grammatikalische Richtigkeit als Grundlage vorausgesetzt.

Was die Anordnung der in den vor uns liegenden drey Bänden abgehandelten Gegenstände betrifft: so scheint sie uns etwas willkührlich, mithin nicht ganz tadellos zu seyn. Wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde die Wortforschung (No. 5) ihre Stelle zwischen der Rechtsprechung und Rechtschreibung eingenommen hat. Da die Rechtsprechung und Rechtschreibung nur zwey Bezeichnungsarten für ein und dasselbe Bezeichnete sind, das Bezeichnete sich aber ganz wohl in der Vorstellung von seinem Zeichen trennen läſst: so scheint es sachgemäſs, zuerst das Bezeichnete abzuhandeln, und dann die Zeichenlehre folgen zu lassen. Orthographie und Orthoepie sind Äuſserlichkeiten, veränderlicher Schmuck, die das Wesen der Sprache nicht begründen. Es lassen sich Deutsche denken, die jedes Wort orthographisch schreiben, und doch mit dem Sprachgeiste nicht befreundet sind, und andere, die jedes einzelne Wort nach den Regeln der Orthoepie aussprechen, und doch die Sprache in ihren inneren Gesetzen nicht ergriffen haben. Luther gehörte gewiſs zu den Sprachkennern seiner Zeit, und doch war ihm eine geregelte Orthographie fremd; mancher Schwabe ist tief in den Geist seiner Muttersprache eingedrungen, und doch ist seine Rechtsprechung vielleicht durchweg eine Falschsprechung zu nennen. Beides zusammengenommen beweist, daſs Kenntniſs der Sprache unabhängig von Orthographie und Orthoepie gedacht werden kann, daſs folglich dieselbe auch als das Wesen zuerst in einer Sprachlehre abgehandelt, und Orthographie und Orthoepie, als zufälliges Gewand und Hülle, nachgestellt werden müsse. Wir würden daher die Rubriken folgendergestalt geordnet haben: 1) Redetheile; 2) Wortforschung; 3) Wortbiegung; 4) Wortfügung; hierauf würden wir 5) die Interpunction, als zum Geiste der Schriftsprache gehörig, folgen lassen, und dann mit der 6) Orthoepie und 7) Orthographie, als den Schmucklehren für die beiden äuſserlichen Darstellungs- oder Bezeichnungs-Arten, den Schluſs machen.

Nach diesen Bemerkungen über die Anordnung des Ganzen wollen wir zur Beurtheilung des Einzelnen übergehen.

*Classification der Redetheile.* Bekanntlich sind die Grammatiker über die Zahl der Redetheile unserer Sprache noch nicht auf dem Reinen, und können es natürlicherweise nicht seyn, da sie den Begriff eines Redetheils noch nicht logisch aufgefaſst haben. Auch unser Vf. hat die Sache nicht weiter geführt. Obgleich eine Classification der Redetheile, worunter man mit Recht eine von einem festen *Fundamento divisionis* ausgehende Zerlegung eines Ganzen in seine Theile versteht, versprochen wird: so erhalten wir doch nichts, als ein Aggregat von Wörterclassen, ohne daſs im Geringsten das Coordinationsverhältniſs derselben nachgewiesen wäre. Auch ist es nicht einmal immer ersichtlich, welchen Wörterclassen der Vf. das Prädicat *Redetheil* beygelegt wissen will, und man kann nach dem aufgestellten Begriffe eines Redetheils Geschlecht, Art und Unterart von Wörtern zu den Redetheilen zählen. Der Vf. sagt nämlich, *Redetheile* nenne man die wirklich vorhandenen Arten von Wörtern oder Ausdrücken von Vorstellungen in der Reihe der Begriffe; da nun das Verb, Substantiv u. s. w. in mehrere Arten zerlegt werden: so scheint zu folgen, daſs wie viele Arten von Wörtern angegeben werden, eben so viele Redetheile angenommen werden müssen, in welchem Falle denn zwanzig bis dreyſsig Redetheile herauskommen würden. Wir classificiren die Redetheile auf folgende Art, und glauben, daſs diese Eintheilung den Gesetzen der Logik völlig entspreche.

*Rede.*

| A. | B. |
|---|---|
| Gegenstandswörter — *Nomina.* | Formwörter — *Voces syntacticae.* |
| 1. Hauptwort — *Nomen substantivum.* | 1. Formwort zur Verbindung des Subject. und Prädicats — *Verbum.* |
| 2. Beywort — *Nom. adjectivum.* | 2. Formwort zur satzlosen Verbindung der Gegenstandswörter mit Gegenstandswörtern — *Praepositio.* |
| | 3. Formwort zur Einzelung der verallgemeinerten Gegenstandswörter — *Artikel.* |
| | 4. Formwort zur Beengung des Adjectivbegriffs — *Adnomen.* |
| | 5. Formwort zur Beengung des reinen Verbs — *Adverbium.* |
| | 6. Formwort zur Verbindung der Sätze mit Sätzen — *Conjunctio.* |

Aus dieser Classification geht hervor: 1) daſs nicht die Haupttheile des *Dividendi*, sondern die Untertheile als Redetheile in den Grammatiken aufgeführt werden; hätte man das Erste gethan: so hätten wir nur zwey Redetheile — *Nomen* und *Vox syntactica.* — 2) daſs die Zahl der Redetheile von uns auf 8 beschränkt wird.

Da die 8 aufgeführten Redetheile sich gegenseitig strenge ausschlieſsen, keiner in dem andern liegt, alle aber unter ein und demselben Obertheile liegen, folglich unter allen strenge Coordination Statt findet: so kann die Zahl der Redetheile nicht unter acht seyn. Daſs die Zahl in der deutschen Sprache auch nicht höher steigen könne, geht aus der Analyse des Begriffs der übrigen Sprachtheile, die man herkömmlich zu Redetheilen erhebt, nur zu deutlich hervor: denn aus dieser Analyse ergiebt sich, daſs ihre Begriffe mit den Begriffen der 8 aufgeführten Redetheile in den allgemeinen Merkmalen zusammenfallen, und nur in Nebenmerkmalen, die neue Subdivisionen begründen würden, von einander abweichen. Jene Sprachtheile, die man auſser den angeführten noch zu Redetheilen erhebt, sind das Pronomen, das Zahlwort, die Interjection, auch wohl das Particip. Was nun zuvörderst das Pronomen betrifft: so liegt dieses sei-

nem Begriffe nach unter dem *Nomen*, und zwar zum Theil unter dem Subſtantive, zum Theil unter dem Adjective. So wenig das *Nomen proprium* einen eigenen Redetheil bildet, obgleich es ſich weſentlich vom *Nomine appellativo* unterſcheidet: eben ſo wenig darf das *Pronomen perſonale* für einen eigenen Redetheil erklärt werden. Denn da alle Zeichen für das Selbſtſtändige Subſtantive ſind, das *Pronomen perſonale* aber das Selbſtſtändige, gleich dem Eigennamen, in ſeiner gröſsten Beſtimmtheit ausdrückt: ſo liegt es am Tage, daſs das *Pronomen perſ.* eben ſo begründet, als das *Nomen proprium*, das *Nomen abſtractum*, und andere Claſſen des Subſtantivs, zu dem gemeinſchaftlichen Oberbegriffe gehört, folglich ſich nicht die Rechte als eigenthümlich anmaſsen darf, die es nur als Mitbeſitzer mit Anderen gemeinſchaftlich genieſst. Daſs man das *Pronomen* zu einem eigenen Redetheile erhoben hat, iſt wohl in der Form begründet; allein bey Beſtimmung deſſen, was Redetheil ſeyn ſoll, kömmt es lediglich auf den Begriff, und gar nicht auf die Geſtalt des Wortkörpers an: nur ſoviel kömmt auf den Körper an, daſs derſelbe als getrennter, für ſich beſtehender Sprachtheil vorhanden ſeyn müſſe. In dieſer letzten Bedingung liegt der Grund, daſs die Zahl der Redetheile nicht in allen Sprachen gleich iſt, welches ſeyn müſste, wenn die Beſtimmung einzig und allein vom Begriffe abhinge. Denn nicht auf die verſchiedenen Arten der Begriffe eines Volks, wie der Vf. will, kömmt es an, wie viel Redetheile Statt finden ſollen, ſondern auf die Zufälligkeit, ob der Gang, den die Ausbildung einer Sprache nimmt, mehr oder weniger getrennte Formwörter ausprägt. Die Begriffsclaſſen, wenn auch nicht die Begriffe, ſind bey allen Menſchen, welche denken, dieſelben: denn die menſchliche Seele denkt in allen Körpern nach einerley Urgeſetzen; allein die Formen der Sprache, durch welche die Begriffe mit einander verbunden werden, können verſchieden geſtaltet, und namentlich als getrennte, für ſich beſtehende, ausgeprägt, oder einander angehängt, alſo mehrere mit einander zu einem Ganzen verſchmelzt werden. So kann z. B. der Redetheil *Praepoſitio* leicht wegfallen, wofern durch ein vollkommenes Declinationsſchema die Verhältniſſe an dem Körper des Nomen bezeichnet werden; eben ſo entbehren viele Sprachen des Artikels u. ſ. w. Die anderen Arten des Pronomen gehören ebenfalls dem Subſtantive, oder dem Adjective an. Das *Numerale* ſpricht ſich als Quantitätsadjectiv eben ſo deutlich aus, als die Wörter *viel*, *wenig*, *einige*, *etliche* u. ſ. w., denen noch Niemand das Adjectivrecht ſtreitig gemacht hat. Das Particip darf mit Stillſchweigen übergangen werden. Die Interjection verdient, da auch unſer Vf. ſie als Redetheil in Schutz nimmt, genauer beleuchtet zu werden. „*Seidenſtücker*, heiſst es S. 182 im 3ten Th. des Lehrbuchs, ſagt: Die Interjection und die Geſammtheit der Redetheile ſtehen als zwey Glieder eines Ganzen in coordinirtem Verhältniſſe neben einander, und machen zwey Sprachtheile aus. Von dieſen zwey Sprachtheilen liefert die Interjection die Empfindungsſprache, und der andere, die Vernunftſprache, liefert, weiter eingetheilt, die Redetheile. Doch geht er zu weit, wenn er auch ſagt: Die Interjection gehört zwar der Sprache, aber nicht der Sache an; die Rede beſteht aus lauter einzelnen Satztheilen; die Interjection iſt kein ſolcher Theil, vertritt ſelbſt die Stelle eines ganzen Satzes, und was der Satz in der Vernunftſprache iſt, das iſt die Interjection in der Empfindungsſprache. Sie iſt weſentlich von allen Redetheilen unterſchieden, und ſie unter dieſelben ſetzen, iſt um kein Haar beſſer, als wenn man bey einer Eintheilung Deutſchlandes neben die Kreiſe auf einmal auch die Krimm ſetzen wollte. Dieſs heiſst übertreiben. Bezeichnungen der Empfindungen können ſo gut Wörter heiſsen, wie Ausdrücke der Gedanken, und Interjectionen ſind auch oft nichts, als einzelne Satztheile." Auf das *Zuweitgehen* und *Übertreiben* erwiedert Rec. nichts, und berückſichtigt nur, was der Vf. entgegenſetzt, als: 1) Bezeichnungen der Empfindungen können *Wörter* heiſsen, 2) Interjectionen ſind oft nichts als einzelne *Satztheile*.

Daſs die Interjectionen dem Körper nach Wörter ſind, iſt keinem Zweifel unterworfen; nur iſt die Frage — worauf hier alles ankömmt —, ob dieſe Wörter Zeichen für *einzelne*, oder für *verbundene* Begriffe ſind, ob ſie folglich Theile der Sätze ſind, oder ſelbſt Sätze darſtellen; im letzten Falle, wenn ſie ganze Sätze repräſentiren, verſteht es ſich von ſelbſt, daſs ſie nicht das gerade Gegentheil, einzelne Theile des Satzes, ſeyn können. Der Vf. hat alſo den Beweis zu führen, daſs die Interjectionen: *ach! o weh! Himmel! pfui!* u. ſ. w. einzelne Begriffe, und nicht ganze Sätze ausdrücken. So lange dieſer Beweis nicht geführt werden kann, wird man die Interjectionen eben ſo wenig in die Kategorie der Redetheile bringen können, als es möglich iſt, in der Logik die Enthymemen aus der Kategorie der Schlüſſe heraus und in die Kategorie der Begriffe hineinzubringen. Was das Enthymem in der Logik, das iſt die Interjection in der Grammatik, ein, nicht geiſtig, wohl aber körperlich, unvollſtändiger Satz. Wenn der Vf. weiter ſagt, daſs die Interjectionen oft nichts als einzelne Satztheile ſeyen, ſo antwortet Rec. darauf, daſs 1) zu unterſuchen ſey, ob die Interjectionen da, wo ſie als einzelne Satztheile vorkommen ſollen, nicht das Weſen der Interjection ausgezogen haben, und Wort der Vernunftſprache geworden ſeyen; Himmel! iſt Interjection, aber es iſt auch Wort der Vernunftſprache; 2) daſs, wie jeder Satz der Vernunftſprache wieder Theil eines anderen Satzes werden kann, z. B. Liebe Gott über alles iſt das erſte Gebot, ſo auch die Interjection, als körperlich verſtümmelter Satz, wieder Theil eines anderen Satzes werden könne, ohne daſs daraus die Redetheiligkeit der Interjection im Geringſten folge. Am Ende wird Alles auf den Begriff des Redetheils ankommen, den man ſelten ſcharf begrenzt. Rec. verbindet mit einem Redetheile folgenden Begriff: Redetheil iſt jede Claſſe von Wörtern, die als Zeichen von Begriffen (nicht als Zeichen von Urtheilen, von Sätzen, alſo nicht als Zeichen der

Rede selbst) unter dem Oberbegriffe, Rede, dem *Dividendum*, als Subdivisionstheile enthalten sind.

Nach dieser Definition, der man eine andere entgegenstellen mag, kann die Interjection kein Redetheil seyn, wie sie kein Zeichen für Begriffe, sondern für Sätze ist. Man nenne demnach die Interjection einen Sprachtheil, nur keinen Redetheil; man handle sie in der Grammatik in der Syntaxe unter den Sätzen, nur nicht in der Etymologie unter den Redetheilen ab! So gewiss das *Wenn!* welches die Spartaner dem Feinde antworteten, als Wort zu den Sätzen, und nicht zu den Redetheilen, gehört: eben so gewiss gehören alle Interjectionen in das Capitel von den Sätzen, und nicht in die Lehre von den Redetheilen.

Der Vf. geht in der Classification der Redetheile in ein Detail ein, welches außer den Grenzen der Überschrift liegt: denn wie gehört das Geschlecht der Substantive hieher u. dgl. mehr? Hievon abgesehen, theilt der Vf. die Substantive ein I. in concrete und II. in abstracte, und jene wieder in a) *Nomina propria*, b) *N. appellativa*, c) *N. collectiva*, d) *N. materialia*; diese in a) [illegible] b) *N. iterativa, frequentativa*. Diese Eintheilung, obgleich von vielen Grammatikern, und, wenn wir nicht irren, auch von *Adelungen* beliebt, hat uns nie als consequent einleuchten wollen. Was sind concrete Substantive? Der Vf. sagt: solche, deren Gegenstände als wirkliche Substanzen, wahre, für sich bestehende Wesen, Dinge oder Sachen, entweder in der That da sind (existiren), oder doch da seyn könnten. Also sollen die Substrate der Begriffe concreter Substantive in der That existiren. Nun aber liegt es am Tage, dass das Substrat eines Appellativs in der That *nicht* existirt, und nur im Begriffe vorhanden ist: denn wo existirt ein Substrat für den appellativen Begriff *Mensch?* Derselbe Fall ist es mit dem *Nom. collect.* und *materiale*. Alle drey Classen von Substantiven sind durch eine Art von Abstraction entstanden, können ihre Substrate also *nicht in der That* haben, und es sieht demnach um das Concrete der Substantive dieser Art, nicht nur nach des Vfs., sondern nach der meisten Grammatiker Erklärung des Concreten, sehr misslich aus. Nur auf *Nom. Subst. proprium* leidet der angegebene Begriff des *Concreti* Anwendung; die drey übrigen Classen gehören unter eine andere Kategorie. Da diese Eintheilung sonach keinen logischen Halt hat: so wollen wir dem Vf. folgende wesentlich abweichende zur Prüfung vorlegen.

***Nomen Substantivum.***

I. *N. Subst.* für Begriffe mit Inhalt *ohne* Umfang.
- a) Eigennamen, *N. Subst. proprium*,
  - aa) der reine Eigennamen, Karl, Wilhelm,
  - bb) der verkleinernde Eigenn. *N. S. p. diminutivum*, Karlchen.
- b) Abstractionsnamen, *N. Subst. abstractum*,
  - aa) Eigenschaftsabstract, Muth, Schönheit u. s. w.
  - bb) Handlungsabstract,
    - aaa) einmalige Handlung, Ruf, Lauf,
    - bbb) wiederholte Handlung, *N. S. abst. iterat.* oder *frequentativum*, Geheul, Gefrage,
  - cc) Zustandsabstract, Seligkeit, Theurung u. s. w.

II. *Nom. Subst.* für Begriffe *mit* Inhalt und *mit* Umfang.
- 1) *abstractum*;
  - a) *materiale*,
  - b) Classennamen, *N. S. appellativum*,
    - aa) abstractconcreter Classennamen, Held, Geizhals, Verschwender,
    - bb) concretabstracter Classenn., Pferd, Mensch u. s. w.
- 2) *compositum*;
  Sammelnamen, *N. S. collectivum*, Volk, Bürgerschaft u. dgl.

Bey dieser Eintheilung sind die *Diminutiva* absichtlich nicht überall hinzugefügt, auch die *Pronomina* nicht an ihrem Orte eingeschaltet worden; es ist uns nur darum zu thun, einen haltbareren Eintheilungsgrund aufzustellen, zu dessen Versinnlichung eine unvollständige Tabelle hinreichend schien.

Der Begriff des *Nominis collectivi* scheint nicht richtig aufgefasst zu seyn. Der Vf. erklärt sich dahin: „wenn die einzelnen Theile einer ganzen Gattung nicht so wichtig seyen, dass man sie einzeln bemerken, benennen und betrachten, sondern dass man nur diese unbestimmte Menge selbst andeuten wolle, ohne die einzelnen Theile, woraus sie bestehe, unterscheiden zu wollen oder zu können, so nenne man die Ausdrücke für diese Vielheit Sammelwörter.“ Nach dieser Erklärung ist der Begriff völlig in die Willkühr des Denkenden gesetzt, und es wird lediglich von dem denkenden Menschen abhangen, ob er sich ein und dasselbe *Nomen* als *collectivum*, oder als *appellativum* denken wolle. Wir erklären ein *N. collectivum* durch ein solches Wort, dessen Begriff einen Umfang hat, aber nicht als Merkmal in den einzelnen Theilen des Umfangs enthalten ist. *N. appellativum* dagegen ist ein Wort, dessen Begriff einen Umfang hat, und in jedem Theile des Umfangs als Merkmal enthalten ist. So liegt der abstracte Begriff *Mensch* als Merkmal in dem concreten Begriffe der *Mensch Sokrates*, nicht aber ist der Collectivbegriff *Volk* in irgend einem der einzelnen Theile, die den Begriff *Volk* construirt haben, als Merkmal enthalten. Auch kann man sagen: der Begriff des *appellativi* lässt sich durch jeden einzelnen Theil seines Umfangs auf Anschauung zurückführen, der Begriff des *collectivi* nicht.

*(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)*

---

## NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. *Altenburg*, b. Brockhaus: *Conversations-Lexicon oder encyklopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände.* Zweyter Band. Brabant bis Czerny. Dritte Auflage des ersten bis vierten Bandes. 1814. 798 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

POTSDAM, b. Horvath. *Lehrbuch der deutschen Sprache.* Besonders zum Gebrauche in Schulen bearbeitet von *Heinr. Bauer* u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Der Vf. tadelt mit Recht die Grammatiker, welche die *nomina materialia* den *collectivis* zuzählen; allein wir vermissen den Beweis, dass diese Substantive eine eigene Classe bilden. Sollten sie keine eigene Classe bilden: so würden sie doch nicht den *collectivis*, sondern den *appellativis* zugezählt werden müssen, denn ihr Begriff wird nicht, wie bey jenen, durch Zusammensetzung, Aggregiren, sondern durch Abstrahiren gebildet, indem, wie bey den *appellativis*, alles Verschiedenartige abgesondert, und das bleibende Gemeinschaftliche zur Einheit, oder zum Begriffe, verbunden wird. Nehmen wir den Materialnamen *Milch*; wie man bey Bildung des *nominis appellativi Mensch* von allen Verschiedenheiten der einzelnen Menschen abstrahirt: so abstrahirt man auch bey Bildung des Materialbegriffs *Milch* von allen Verschiedenheiten, die in dem Thiere, von welchem die Milch kömmt, und in der abweichenden Beschaffenheit der Milcharten selbst begründet sind, und fasst das Gemeinsame, das sich bey allen Milcharten findet, in Einen Begriff zusammen. Es kömmt also darauf an, nicht sowohl das *materiale* vom *collectivo*, als vielmehr vom *appellativo* zu scheiden, und hier möchte wohl die *differentia specifica* darin bestehen, dass die Appellativbegriffe von bestimmten und begrenzten, die Materialbegriffe aber von unbestimmten und unbegrenzten Substraten der Anschauung abstrahirt worden sind. Es dürfte also wohl das *materiale* mit dem *appellativo*, und beide in ihrem Oberbegriffe mit dem *collectivo* in Coordination gesetzt werden müssen, also:

Substantive für Umfangsbegriffe.
1) für Umstandsbegriffe gebildet durch Abstraction:
   a) *Substantiva appellativa,*
   b) *Substantiva materialia,*
2) für Umstandsbegriffe gebildet durch Zusammensetzung:
   *Substantiva collectiva.*

Wir stellen es dem scharfsinnigen Vf. anheim, den angedeuteten Classificationsweg zu prüfen, und bemerken nur noch, dass dieser ganze Abschnitt besser *Terminologie* genannt worden wäre.

*Rechtsprechung.* Ein schweres Capitel! Der Orthograph sagt: *Schreib, wie du sprichst!* Wenn nun der Orthoepist sagt: *Sprich, wie du schreibst!* so läuft Alles in schönem Cirkel herum. Und doch, von welcher anderen Regel soll der Orthoepist ausgehen? Etwa von der: *Sprich, wie gesprochen wird?* Aber nach welches Landes, und welcher Menschen Sprechen soll man sich richten? Spricht doch beynahe jedes Land, und jede Menschenclasse anders, und auf eigenthümliche Weise! Der Vf. stellt den Grundsatz auf, dass sich jeder nach der Sprache seines Landes richten, also der Obersachse *schtehen*, der Niedersachse *Swein*, und der Westphale *Skinken* sprechen müsse, weil man sich sonst als Pedant der Bespöttelung aussetzen würde; es wird dabey *Schellers*, wohl nicht in dieser Beziehung zu nehmendes, Urtheil, dass Kenner nie eine eigene Sprech- und Schreib-Art affectiren, sondern alles Schöne nur in Gedanken, und nicht in Buchstaben suchen müssen, zum Beleg angeführt. Es scheint, als könne eine Orthoepie, nach diesem Grundsatze entworfen, nur eine Dialektenorthoepie, keine Orthoepie der hochdeutschen Sprache, werden; und so ist es. Alles ist auf den Gebrauch einer Provinz gebauet, folglich richtig, wo die Provinz richtig, und falsch, wo die Provinz falsch spricht. Solcher todten Anweisungen kann man füglich entbehren, weil sie jeder in seinem Umgange lebendig vorfindet.

Unserer Ansicht nach muss sich eine Orthoepie der hochdeutschen Sprache auf die Rechtschreibung derselben stützen. Denn da die hochdeutsche Sprache, wenn auch von einem Dialekte ausgegangen, doch nicht der Abdruck eines Dialekts, auch überhaupt nicht das Product des Sprechens, sondern lediglich des Schreibens ist: so muss, wer richtig hochdeutsch sprechen will, nothwendig mit seiner Mundsprache die hochdeutsche Schriftsprache nachahmen; und wer anders spricht, als die hochdeutsche Sprache schreibt, mag einen Dialekt richtig sprechen, das Hochdeutsche spricht er nicht richtig. Aber, wird man sagen, da die Schriftsprache uns nur Zeichen für das Auge darbietet, wie können wir auf dem Wege der Schrift zur Kenntniss der richtigen Laute, also zu den Zeichen für das Ohr, gelangen? Wie die hochdeutsche Schriftsprache von den Dialekten ausgegangen ist, und sich nach bestimmten Gesetzen veredelt hat: eben so muss auch die hochdeutsche Mundsprache die Gesammtheit ihrer Laute aus den Dialekten schöpfen,

aber dieſe Laute auch nach feſten Geſetzen, und zwar immer mit ſtrenger Befolgung der ſchon vorausgegangenen Schriftſprache, auswählen und zu einer harmoniſchen Einheit zuſammenſetzen. Kein Dialekt darf ſich in der hochdeutſchen Sprache ausgedrückt finden; aber jeder Dialekt mag ſeine Beyſteuer erkennen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daſs unter den vielen Dialekten der deutſchen Mundſprache immer einer, oder mehrere den Foderungen der hochdeutſchen Schriftſprache zuſprechen; das Ergebniſs dieſes Dialekts iſt in der Orthoepie der hochdeutſchen Sprache als Geſetz aufzuſtellen. Wenn das Schriftwort *geben*, *Gabe* von den meiſten Munddialekten ſchriftwidrig *jäben*, *Jabe* geſprochen wird, und ein einziger Dialekt die richtige Ausſprache *gheben*, *Ghabe* darbietet, ſo muſs der Orthoepiſt die letzte Ausſprache, wie landbeſchränkt ihr Gebrauch auch ſeyn mag, als die einzig richtige aufſtellen, und die andere, wenn ſie auch von Höfen und Gelehrten befolgt werden ſollte, als falſch bezeichnen. Schrift und Ausſprache müſſen mit einander im genaueſten Einklange ſtehen, und wo Disharmonie iſt, muſs die eine oder die andere abgeändert werden, damit Harmonie herauskomme. Weder der Orthoepiſt, noch der Orthograph ſoll die Disharmonie verewigen; der Eine ſoll dem Anderen hülfreiche Hand reichen.

Unſeres Erachtens iſt die Orthoepie in dem vorliegenden Lehrbuche zu gleicher Zeit zu reich und zu arm abgehandelt worden. Zu arm: denn es iſt die Ausſprache der einzelnen Buchſtaben, ſtatt ſie nach ihrer organiſchen Bildung nachzuweiſen, als bekannt vorausgeſetzt worden. So heiſst es: „Das r iſt unter allen Buchſtaben am ſchwerſten richtig auszuſprechen, wenn man dabey weder ſchnarren, noch lallen will;“ wie es nun aber richtig ausgeſprochen werden müſſe, darüber wird kein Wort geſagt. Zu reich iſt die Anweiſung, indem ſie einen ganzen Abſchnitt über die Ausſprache der Sylben enthält, dieſe aber ſchon in der Ausſprache der einzelnen Buchſtaben, der Vocale, Diphthongen und Conſonanten, enthalten iſt: denn wer dieſe richtig auszuſprechen verſteht, kann in der Ausſprache der Sylben nicht fehlen.

Die Orthoepie, als Theil der Grammatik, würde ihrer Beſtimmung völlig genügen, wenn ſie 1) die Ausſprache der Buchſtaben nach den bildenden Organen möglichſt genau bezeichnete; *Krug* und *Stephany* ſind hiezu gute Wegweiſer; und 2) in Wörtern die Höhe und Tiefe, Länge und Kürze, in wieweit dieſe feſten Regeln unterliegen, nach dieſen Regeln angäbe, und die Ausnahmen hinzufügte. Was keiner Regel unterliegt, auch nicht als einzelne Ausnahme unter eine aufgeſtellte Regel gebracht werden kann, bleibt, wie alles der Regel Widerſtrebende, dem Wörterbuche anheim geſtellt.

Zu der Etymologie erlauben wir uns folgende Bemerkungen. Bey Aufführung der Verbe, die in doppelten Formen tranſitiv und intranſitiv ſind, fällt es auf, daſs erſt bey den Verben *hangen* und *hängen* einer Abweichung der Schriftſteller gedacht wird, da doch dem Vf. nicht unbekannt ſeyn konnte, daſs gerade von den übrigen, vorzüglich durch *Radlof* in ſeinen Trefflichkeiten u. ſ. w., zur Aufnahme empfohlenen Verben der gröſste Theil in der Doppelform von den Schriftſtellern weit allgemeiner vernachläſſigt wird. Und was nun gerade die Verbe *hangen* und *hängen* betrifft: ſo iſt es wenigſtens noch ſehr problematiſch, ob der Vf. oder die getadelten Schriftſteller das Recht mehr auf ihrer Seite haben. Die von *Heinatz* u. A. aufgeſtellte Regel, bey den unregelmäſsig gebildeten Verben die 2te und 3te Perſon in der Einzahl des Präſens mit dem Umlaute zu conjugiren, alſo von *hangen* du *hängſt*, er *hängt*, und nicht, du *hangeſt*, er *hanget*, hat zu ſehr Gebrauch und Theorie für ſich, als daſs der Vf. mit ſeiner Meinung durchdringen wird. Man braucht dem Vf. nicht, *ich falle*, *er fällt*, *ich laſſe*, *er läſst*, entgegenzuſetzen: alle ſogenannten *verba irregul.* ſprechen gegen ihn, denn alle ändern den vollen Grundvocal in den genannten Perſonen: *ich ſpreche*, *du ſprichſt*, *ich eſſe*, *er iſst*, *ich trage*, *er trägt* u. ſ. w., und die Formen, welche der Vf. als gegen jene Regel laufend für ſich anführt, ſind theils ungebräuchlich, theils zweifelhaft, und daher der Regel zu unterwerfen. Gegen den Gebrauch iſt *du laufſt*; und *du kommſt*, ſtatt des richtigen *du kömmſt*, hat nichts für ſich, als *Adelungs* (falſche) Anſicht, daſs in den Verben ein Streben des (ſogenannten) Irregulären zum Regulären hin Statt finde, und einen irregeleiteten Theilgebrauch. In dem einzigen Worte *ſaugen* hat der Vf. den allgemeinen (falſchen) Gebrauch für ſich. Je wichtiger die Intranſitivformen ſind: um ſo mehr muſs man den Wunſch hegen, daſs der Vf. abſtehen möge, ſie durch ſein Anſehen verdrängen zu wollen.

Nicht richtig läſst der Vf. aus den *Simplicibus ſcheinen* und *glauben* die *compoſita beſcheinigen* und *beglaubigen* hervorgehen; die letzten ſind aus den Subſtantiven *Glaube* und *Schein* gebildet, welches Begriff und Analogie beweiſen; ſo ſind *befriedigen* aus *Friede*, *beläſtigen* aus *Laſt*, *beſchuldigen* aus *Schuld* componirt worden.

Übrigens iſt in dieſem Capitel der Abſchnitt von den Zuſammenſetzungen durch Vor- und Nachſylben vorzüglich gut abgehandelt worden. Was die Zuſammenſetzungen betrifft, die durch Verbindung mehrerer Redetheile gebildet werden: ſo iſt bekannt genug, daſs dieſe Parthie mit zu den ſchwerſten der Grammatik gehört; indeſſen gebührt dem Vf. das Lob, ſo viel Licht und Aufklärung in dieſe verworrene und verwirrte Region gebracht zu haben, als es bis jetzt einem Grammatiker möglich ſeyn dürfte. Wegen mancher ſchwierigen Wörter, die ſich den aufgeſtellten Regeln ſcheinen nicht fügen zu wollen, müſſen wir uns auf die Beurtheilung des Auszugs aus dieſem Lehrbuche beziehen, in welcher wir glauben noch manche Schwierigkeit gehoben zu haben. Ein Handwörterbuch könnte allerdings ein Buch ſeyn, welches Handwörter enthielte; wie dieſer Miſsdeutung zu begegnen ſey, iſt in jener Recenſion nachgewieſen worden. Übrigens werden einige Unrichtigkeiten immer in der Sprache zurückbleiben, nur mögen ſie nie von

den Grammatikern unter der Firma des Sprachgebrauchs geheiligt werden. Wenn irgend ein Schriftsteller, so ist der Grammatiker befugt und verpflichtet, den falschen Sprachgebrauch zu bessern. — In dem *compositis Bräutigam* und *Nachtigall* wird das *i* für unerklärlich ausgegeben, und es ist auch gewiss unerklärlich, wenn das erste mit *gam* (γαμος) und das zweyte mit *gall* zusammengesetzt ist. Da die Wörter *gam* und *gal* zufällig in ihren Bedeutungen sich mit dem ersten Worttheile in Einklang bringen lassen: so hat man kein Bedenken getragen, diese Zusammensetzung für unwidersprechlich richtig zu halten, und die (wichtige) Kleinigkeit mit dem *i* zu übersehen. Wenn man mit dem Worte *Bräutigam* das Wort *Leichnam* vergleicht: so ist es verzeihlich, wenn man auf den Gedanken kömmt, die deutsche Sprache habe, wie eine Endung *uth*, *Armuth*, so auch eine Endung *am*, *al*, oder *all*. Dafs die *composita* durch die Sylbe *ig* vorbereitet werden, ist eine bekannte Sache: *leicht*, *laichtig*, *Leichtigkeit*; *Glaube*, *gläubig*, *Gläubigkeit*; so auch *Braut*, *bräutig*, *Bräutigam*. Dafs *bräutig* nicht im Gebrauche ist, darf nicht eingewandt werden: denn *leichtig* ist eben so wenig im Gebrauche. — Was die Zusammensetzung *Bauersmann* betrifft, die der Vf. für unrichtig erklärt, und mit *Bauermann* vertauscht wissen will: so bemerken wir, dass dieses *compositum* eine besondere Regel befolgt, und eine eigene Classe bildet. Alle *composita* nämlich, deren einzelne Theile getrennt schon vollständige Zeichen für den durch die Zusammensetzung bezeichneten Gegenstand abgeben können, werden durch den Verbindungsbuchstaben s zum Ganzen vereinigt; Beyspiele sind, ausser Bauersmann, noch *Henkersknecht*, *Diebsgesindel*, *Helfershelfer*, *Mannsperson*, *Weibsmensch*. Wenn man diese *composita* mit den gewöhnlichen, in welchen beide Theile erst in ihrer Vereinigung, aber nicht einzeln, den Gegenstand bezeichnen, in Eine Classe setzen will: so ist ihre Bildung der Regel schnurstracks entgegen; allein da sie in ihrem Begriffe als eigene Classe dastehen, warum sollten sie nicht auch in ihrer Form eigenthümlich seyn, und als eigene Classe unter ihren Brüdern auftreten? Die Sache verdient wenigstens noch einer genaueren Prüfung. — Mit Recht widersetzt sich der Vf. den Schriftstellern, die darauf ausgehen, aus den *compositis* das *ung* zu verdrängen, und die überall *Beweggrund*, *Denkart*, statt *Bewegungsgrund*, *Denkungsart*, geschrieben wissen wollen; nur dürfte der Grund wohl nicht Probe halten, dafs die erste Zusammensetzung classificire, und die zweyte beylege. Die erste Art ist vielmehr der Grundbedeutung, die zweyte der abgeleiteten, moralischen Bedeutung der Verbe durch den Gebrauch zugewiesen. Jeden Studenten erwartet in seinem Candidatenleben eine *Prüfezeit* und eine *Prüfungszeit*, jene im Consistorium, diese in seinem Informatorstande. *Beweggrund* läfst sich gar nicht sagen, da der Begriff des Wortes *Grund* den physischen Begriff des Verbs *bewegen* verschmäht; allein mit Recht sagt man *Bewegkräfte*, *Bewegmaschinen* u. s. w. Von *Reizmitteln* spricht der Arzt; von *Reizungsmitteln* der Wollust hört man wohl in Predigten reden. Mit der *Denkart* hat es der Logiker, mit der *Denkungsart* der Moralist zu thun. — Der Behauptung, dafs man der Schriftsprache als Copie der Mundsprache keine Deutlichkeit leihen dürfe, welche dem Originale fehle u. s. w., setzt der Vf. entgegen, dafs man, dieses zugestanden, auch allen Unterschied zwischen grossen und kleinen Buchstaben, zwischen f, v, c und k, und alle Schriftzeichen verwerfen müsse. Es sind hier etwas heterogene Dinge gepaart worden. Die grossen Buchstaben, wie sie in unserer Sprache angewandt werden, sind weiter nichts, als eine Absurdität, und diese haben wir vor anderen Nationen voraus, als welche, wenn sie Wörter mit grossen Anfangsbuchstaben schreiben, wenigstens das Gewicht des Begriffs, und den Ton der Mundsprache für sich haben; wir schreiben von den 8 oder 10 Wörterclassen unserer Sprache eine einzige mit grossen Anfangsbuchstaben; warum? das möchte wohl Niemand mit Gründen beantworten können. Mit den grossen Buchstaben daher den zerzerrten *General-feld-marschall* zu vertheidigen, heisst eine schlechte Sache mit der anderen vertheidigen wollen. Nicht besser steht es mit den Buchstaben c und k, f und v, wenn die Duplicität derselben ihre Vertheidigung in der Wörterunterscheidung finden soll. Denn auf diesen Grund könnte man eine Vervielfältigung der Buchstaben ins Unendliche bauen. Ganz anders verhält es sich mit den Unterscheidungszeichen; diese sind wahre Repräsentanten der Mundsprache: denn was die letzte durch Betonung und Weilung ausdrückt, das bezeichnen sie durch ihr Eintreten in die Schriftsprache, und es trifft sie kein Tadel, als der der Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit.

Wir haben schon oben die Genauigkeit und Gründlichkeit gerühmt, mit welcher der Vf. die dreytheiligen Zusammensetzungen der Substantive behandelt habe; indem wir dieses Lob wiederholen, müssen wir doch einen aufgestellten Grundsatz tadeln, nach welchem unsere Sprache nicht allein eine grosse Anzahl von Zusammensetzungen verlieren, sondern auch in ihrem Bildungsgange eine starke Lähmung erleiden würde. Nach den von uns aufgestellten Regeln werden aus zweytheiligen Zusammensetzungen richtig dreytheilige gebildet, wenn vor jene ein auf den ersten Theil der Zusammensetzung beziehbares Adjectiv unconcrescirt gesetzt wird. Diese Regel scheint in den vollgültigen Wörtern „*Altschuhmacher*, *Altschneider*, *Weissgerber*“ und hundert anderen ihre Bestätigung zu finden; auch hat sie der Vf. als geltend aufgenommen, verwirft aber auf einmal hinterher die Zusammensetzungen „*Kleinuhrmacher*, *Wildeschweinsjagd*“ (sollte freylich heissen Wildschweins- oder schweinejagd), weil *Kleinuhr*, *Wildeschwein* gar keine Zusammensetzungen seyen. Allein giebt es denn eine Zusammensetzung *Altschuh*, *Blaufarb*, *Weissgerb*? und doch billigt der Vf. *Altschuster*, *Blaufärber* und andere Zusammensetzungen. Und wie will denn der Vf. einen *Kleinuhrmacher* nennen, wenn diese Zusammensetzung nicht taugen soll? Auch ta-

delt der Vf. zwar mit Recht als undeutsch die Ausdrücke „*lateinisches Wörterbuch*, *deutsche Sprachlehre*, *christliche Kirchengeschichte*" u. s. w., will aber doch auf der andern Seite auch „*Lateinwörterbuch*, *Deutschsprachlehre*, *Christlichkirchengeschichte* *als der Sprache ganz zuwider und sehr hart* nicht gelten lassen. Was die Härte betrifft: so ist dieses nur ein Halbjahrgrund; nur kurze Zeit diese Zusammensetzungen mit Mund und Feder fleissig gebraucht, und ein *Deutschwörterbuch* wird nicht härter klingen, als der ungetadelte Hoch- und *Deutschmeister*. Über die Sprachwidrigkeit dieser Zusammensetzungen werden wir uns nächstens bey der neuen Überarbeitung unserer Bemerkungen vollständig erklären. Auch dass der Vf. diese Zusammensetzungen auf solche Substantive, welche von objectiven Verben abgeleitet sind, beschränken will, ist gegen den Geist unserer Sprache; es kömmt durchaus nicht auf das Transitive und Intransitive des Begriffs an, sondern die Substantive aller Begriffe fügen sich der Form. Wäre dem nicht so, und hätte der Vf. Recht: so würden die Zusammensetzungen *Altmeister*, *Altgeselle*, *Weissbier* und ähnliche nicht bestehen können, die doch der Vf. selbst als richtig aufführt. Wenn indessen ein *Altgesell* durch einen alten Gesellen, *Grossknecht* durch einen grossen, oberen (wie kann *ober* hier neben *gross* stehen?) Knecht erklärt wird: so fällt die aufgestellte Theorie wieder über den Haufen. Wenn man die Begriffe *Altgesell* und *alter Gesell* u. dgl. analysirt: so springen uns wenigstens drey ganz verschiedene Beziehungen sogleich entgegen, die theils in dem Umfange, theils in dem Inhalte der Begriffe ihren Grund haben. Ein alter Gesell wird *alt* genannt 1) als Mensch, 2) als Gesell, 3) in Beziehung auf den Gegenstand der Einwirkung (wenn das Substantiv von einem transitiven Verbe abgeleitet ist, z. B. Altschneider), auf Würde, Rechte u. s. w. Die beiden ersten Beziehungen werden im Deutschen durchaus mit dem concrescirten Adjectiv, die letzte aber mit dem Adverbe bezeichnet; ein *Altgesell* ist sonach weder alt als Mensch, noch alt als Geselle, wohl aber *alt* in Beziehung auf ein gewisses Locale, auf gewisse Statuten u. dergl. Mancher Altgeselle ist an Jahren des Lebens und der Gesellenschaft jünger, als seine Mitgesellen, und doch ist er Altgesell, weil er gerade bey einem einzelnen Meister am längsten als Geselle gearbeitet hat. Doch wir behalten uns vor, dem würdigen und sehr verdienten Vf. über diesen Punct an dem oben angedeuteten Orte weitläuftiger entgegenzukommen, als es hier der Raum gestatten möchte.

Die aus Verben und Substantiven gebildeten Zusammensetzungen hätten wohl verdient, etwas gründlicher behandelt zu werden; vorzüglich fällt die angehängte Bemerkung auf, dass die Wörter *Rechenlehrer*, *Tanz*- und *Schulmeister* etwas anderes aufgelöst werden müssten; dass sie nicht wären Lehrer und Meister, welche rechnen, tanzen und schreiben, sondern welche dieses lehren, ohne selbst Meister in diesen Künsten zu seyn. Zunächst gehört der Schulmeister gar nicht hieher; die Auflösung der Zusammensetzungen *Tanzlehrer*, *Rechenlehrer* stimmt aber ganz mit der Auflösung der vorhergehenden Wörter. Es kömmt bey allen diesen *compositis* nicht auf den Begriff des Verbs, sondern lediglich auf den Begriff des Substantivs an, und daher hätte denn auch nicht sowohl das Verb, als vielmehr jedes Substantiv in seinem Begriffe dargelegt werden sollen. Nicht davon, dass der Begriff des Verbs transitiv, oder intransitiv ist, sondern von dem thätigen, oder unthätigen Begriffe des Substantivs hängt es ab, ob das Verb in der Zusammensetzung thätig, oder leidend zu nehmen ist. *Lesebuch*, *Lesepult*, *Leseschüler* sind Belege, dass Alles auf den Begriff des Substantivs ankömmt.

*(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)*

## LITERATURGESCHICHTE.

Ulm, in der stettinischen Buchhandlung: *Kleines historisch-literarisches Wörterbuch über alle denkwürdigen Personen, die vom Anfange der Welt bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts gelebt haben.* Zum Handgebrauche von *Samuel Baur*, kön. würt. Decan und Pfarrer von Alpeck und Göttingen. 1813. I B. 1060 S. II B. 1814. 1090 S. 8. in gespaltenen Columnen. (4 Rthlr. 16 gr.)

Theils eine Nachbildung des in 5 Bänden 1809 von dem Vf. herausgegebenen historisch-biographisch-literärischen Handwörterbuchs und Abkürzung der hier mitgetheilten Nachrichten, theils eine Ergänzung und Berichtigung desselben, ebenfalls bestimmt dem Freunde der Literatur als Handbuch zur Belehrung, Wiederholung und zu Unterstützung seines Gedächtnisses, und besonders den jungen Studirenden zum Gebrauche bey ihren akademischen Studien zu dienen, vernachlässigt im Vortrage, ungleich in den Artikeln, bald zu lang, wo die Quellen reichlich, bald zu kurz, wo sie sparsam flossen, bald geschieden mit dem Schlusse, bald hinaus über den Schluss des achtzehnten Jahrhunderts, bald genau in den Daten und der Literatur, bald voll Fehler, oft neu, oft alt, bald hinweisend, bald verlassend, schwankend und bestimmt, dunkel und hell, matt und kräftig, ungehörig zur Sache und fremd. Mit diesen Fehlern und Vorzügen erscheint das Werk, jene verzeihlich nur da, wo unverschuldeter Mangel an Quellen und Hülfsmitteln, unverzeihlich, wo eigene Schuld zum Grunde lag; diese verdienstlich, wo Widerstreben die Mühe nicht lähmte, unverdienstlich, wo die Nachrichten zu Tage ausgingen. Die Beweise für und wider würden zu viel Raum einnehmen; Rec. ist aber erbötig, sie öffentlich mitzutheilen, wenn es der Vf. verlangt.

Dk.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Potsdam, b. Horvath: *Lehrbuch der deutschen Sprache.* Besonders zum Gebrauche in Schulen bearbeitet von *Heinr. Bauer* u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

*Zweyter Theil.* Die gewöhnliche Vorstellung, welche sich auch bey unserem Vf. findet, dass nur die Appellative eines Plurals empfänglich seyen, ist in der Sache nicht begründet. Gerade der appellative Begriff widerstrebt der Pluralisirung, und der appellative Begriff *Mensch* kann als solcher eben so wenig, als der abstracte Begriff *Tugend*, einen Plural haben; nur in wiefern diese Begriffe individualisirt und gleichsam in die Sphäre des *nominis proprii* herabgesetzt werden, in sofern werden sie einer Mehrzahl empfänglich. *Mensch* hat als Appellativ nur ein einziges Substrat, und dieses beruht in der ganzen Menschheit; aber bezogen auf den einzelnen Menschen, also seiner appellativen Natur entkleidet, hat das Wort so viele Substrate, als es Menschenindividuen giebt, so wie jeder Eigenname, z. B. Karl, so viele Substrate hat, als wie vielen Menschen die Bezeichnung *Karl* beygelegt worden ist. Man sollte demnach nicht lehren, dass der Eigenname ohne Plural sey, sondern dass Alles, was pluralisirt werden solle, allererst die Natur des Eigennamens annehmen müsse. Wenn wir sagen: *die Menschen sind sterblich:* so ist „*die Menschen*" nicht der Plural von dem appellativen Begriffe, „*der Mensch,*" sondern von dem individuellen Begriffe, „*dieser Mensch, jener Mensch,*" welche einzelnen Substrate, verbunden mit einander, natürlicherweise eine Mehrheit ausmachen, also einer Pluralform erheischen. Alle Pluralisirung geht sonach vom Eigennamen, oder von dem Begriffe des Individuums aus, und das *nomen proprium*, weit entfernt, des Plurals zu entbehren, enthält vielmehr in seinem Begriffe den einzigen Grund alles Pluralisirens.

Die Zahl der Declinationen wird auf 6 festgesetzt; wenn man auch in dieser Zahl dem Vf. nicht beystimmen sollte: so wird man doch übrigens der gründlichen Behandlung dieses Gegenstandes volle Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Die Declination der Eigennamen und der Ausländer wartet freylich noch immer auf einen durchgreifenden Regler.

Das Wesen des Artikels wird in die Verselbstständigung der Substantive gesetzt; die Erläuterungen deuten mehr das Individualisiren als Zweck an. Unbezweifelt ist das letzte allein richtig, und daher auch die Benennung *Selbstſtandswort* eben so wenig, als *Geschlechtswort*, der Sache zusprechend. Die Selbstständigkeit ist ein Hauptmerkmal in dem Begriffe des Substantivs überhaupt, darf also nicht als erst durch den Artikel in den Begriff hineingebracht gedacht werden; allein die meisten Substantive sind in ihrem Begriffe abstract, also der Bezeichnung der Individuen entnommen; sie zu diesem Zwecke wieder tauglich zu machen, ist der Artikel da. Der Artikel hebt das Allgemeine aus seiner Allgemeinheit heraus, und stellt es als ein Einzelnes dar; er einzelt das Allgemeine, daher möchte *Einzeler* sein passendster Name seyn.

In der Theorie der Comparation ist der Vf. den Grundsätzen des Rec. gefolgt, doch sich selbst nicht immer gleich geblieben. Vielleicht ist das Vielerley, was der Vf. gelesen, verglichen und benutzt hat, Schuld, dass Manches erst als richtig aufgestellt wird, und bald hinterher wieder den Schein des Unrichtigen gewinnt. So stellt der Vf. erst unsere Bestimmungen über die Vergleichung durch *Als* und *Wie* sammt unseren Belegen als eigene Ansicht auf, und doch lässt er hinterher Anderer Meinungen, wieder als eigene Ansicht, folgen, obgleich das letzte mit dem ersten in Widerspruche steht. Auch waltet mitunter einiges Missverständniss ob. Es soll nach unserer Theorie nicht heissen: „die Europäer sind mehr gebildet, als die Pescheräks; Christus hatte reinere Begriffe, als Sokrates," sondern umgekehrt: „die Europäer sind gebildeter — Christus hatte mehr reine Begriffe, als Sokrates," und so stimmt die Theorie, denken wir, ganz mit dem Sprachgebrauche; was übrigens die comparativen Sylben *er* und *est* betrifft, so möchten diese wohl, wie die lateinischen Sylben *or*, *simus*, eine haltbarere Ableitung zulassen, als ihnen die *ramlersche* Hypothese in *mehr* und *meist* anweist. — Wer die Steigerungsformen *möglicher*, *möglichst* tadelt, vergisst, dass alle steigerbaren Adjective in ihrem Begriffe relativ sind, und dass, die Begriffe absolut genommen, gar keine Steigerung Statt finden kann. So lange wir noch steigern: „*weiss*, *weisser*,

*weisseſt*, *gut*, *beſſer*, *beſt*", wird auch wohl *möglich* und *unmöglich* ſein Steigerungsrecht behaupten.

Wie *Adelung* und Andere, erklärt auch der Vf. das Adjectiv, wann es durch das Verb mit dem Subſtantive verbunden wird, Adverb. Allein ändert denn dieſe Stellung den Begriff des Adjectivs? Wird nicht auch in dieſer Stellung das Subſtantiv durch dieſen beſtrittenen Begriff beſtimmt? Und wie wollen wir denn das Adjectiv definiren und von dem Adverbe, im herkömmlichen Sinne, unterſcheiden, wenn wir nicht das unterſcheidende Merkmal feſthalten, daſs das Adjectiv das Beſtimmungswort für das Subſtantiv, wie das Adverb für das Verb, ſey? Weit entfernt, dem Vf. in Erweiterung des Adverbialbegriffs zu folgen, ſcheiden wir vielmehr noch das Adverb, und nennen nur die Wörter Adverbe, welche das Verb beſtimmen, die übrigen ſogenannten Adverbe, welche nicht das Verb, ſondern das Adjectiv beſtimmen, glauben wir mit mehrerem Rechte *Adnomen* genannt zu haben. Wenn der Vf. conſequent ſeyn will: ſo wird er auch die Subſtantive, welche anderen Subſtantiven als Prädicate durch das Verb hinzugefügt werden, Adverbe nennen müſſen. Es hängt alles davon ab, ob der Vf. die Redetheile nach dem Begriffe, oder nach Stellung und Körperform beſtimmt wiſſen will. Wir halten dafür, daſs der Begriff höher ſey, als die Form. Was im Lateiniſchen und in anderen Sprachen Adjectiv iſt, kann im Deutſchen nicht Adverb heiſsen, wenn wir nicht mit Begriffen ſpielen wollen.

Die Wörter *ganz* und *halb* ungebeugt vor Hauptwörter zu ſetzen, verwirft der Vf., und räth, ſtatt *ganz Deutſchland*, *halb Wien*, zu ſagen, *das ganze Deutſchland*, *das halbe Wien*. Da der Vf. ſonſt den Sprachgebrauch ſo hoch achtet: ſo fiel es uns auf, dieſe durch den einſtimmigſten Sprachgebrauch gerechtfertigte Conſtruction als ſprachwidrig getadelt, und der Ausmärzung werth erklärt zu finden. Was tadelt man denn an dieſen Adjectiven? daſs ſie nicht concreſcirt werden? Giebt es denn nicht mehrere Adjective, die unconcreſcirt vor ihr Subſtantiv treten? Man ſagt „*kein Wein*" und nicht „*keiner Wein*", wie es, nach der Analogie — „*guter Wein*" heiſsen müſste. So *mein*, *dein*, *ſein* Vater, nicht meiner Vater u. ſ. w. Aber, wird man ſagen, alle dieſe Adjective werden doch in den übrigen Beugfällen concreſcirt, *ganz* und *halb* behalten überall die Adverbialform! Überall? Werden denn dieſe Wörter nicht den ganzen Plural hindurch concreſcirt? *Ganze Länder*, *das Heil ganzer Völker u. ſ. w.* Aber ſie bleiben doch im ganzen Singulare unconcreſcirt! Geſchieht denn nicht daſſelbe bey den Zahlwörtern? Nehmen wir das Wort *Hundert*; bleibt dieſes nicht, wie *ganz* und *halb*, in allen Beugfällen unconcreſcirt? So lange wir noch ſagen: *von hundert Schaafen*; ſo lange werden wir auch ohne Anſtoſs ſagen dürfen: *von ganz Europa*. *Ganz* und *halb* ſind Quantitätsadjective, wie *ein*, *vier*, *fünf*, *viel*, *wenig* u. ſ. w., und dieſe verdienen insgeſammt nach einer anderen Theorie von dem Grammatiker behandelt zu werden, als die *adjectiva qualitatis*; beide Claſſen unter einerley Regeln gebracht, muſs Unregelmäſsigkeiten über Unregelmäſsigkeiten erzeugen.

Den Plural „*die einen und die anderen*" tadelt der Vf., und will dafür geſagt wiſſen, „*einige und andere*". Daſs man die letzten Ausdrücke nicht überall für die erſten ſetzen könne, wird den Vf. ein kleiner Verſuch lehren. Wenn jene Formen einmal unrichtig ſeyn ſollen: ſo würden doch die Stellvertreter nicht „*einige und andere*", ſondern „*jene und dieſe*" ſeyn müſſen. Allein ſollte denn der Plural „*die einen*" wirklich unlogiſch ſeyn? Uns ſcheint dieſer Plural ganz logiſch, und den Pluralen anderer Begriffe analog zu ſeyn. Keine Einheit wird durch Pluraliſirung zur Mehrheit, ſondern Einheiten zu Einheiten gethan geben Mehrheit, und in dieſer Mehrheit bleiben die Einheiten, als der Inhalt der Mehrheit, immer Einheiten. So entſteht der Plural „*die Pferde*" nicht aus einer Pluraliſirung des appellativen Singulars „*das Pferd*;" der appellative Begriff iſt, wie oben gezeigt worden, gar keines Plurals empfänglich —: ſondern aus den Singularen der Individuen, die, zuſammengedacht, Mehrheit geben. Was hier bey Pluraliſirung eines Hauptwortes geſchieht, nämlich Beziehung deſſelben auf mehrere Einheiten, daſſelbe geſchieht, wenn man „*die einen*" ſagt; man bezieht hier, wie dort, den Ausdruck auf eine Sammlung von Einheiten, die in dieſer Mehrheit daſſelbe Zeichen, Wort, behalten, welches jede einzelne Einheit führt, alſo dieſes Pferd und jenes Pferd, zuſammengedacht, die Pferde, dieſer *eine* und jener *eine*, zuſammengedacht, die einen. Da „*der eine*" immer „*der andere*" zum Gegenſatze hat, und nur in dieſem Gegenſatze mehrere Individuen in der grammatiſchen Form „*der eine*" auftreten und in Mehrheit übergehen können: ſo kann auch der Plural „*die einen*" nur in dieſem Gegenſatze in der Sprache vorkommen. Da der Plural „*die einen*" alſo eine Mehrheit von Einheiten, die insgeſammt durch „*der eine*" bezeichnet ſind, in ſich ſchlieſst: ſo iſt die Richtigkeit ſeiner Pluralität ſo unbezweifelt, als die Richtigkeit der Pluralität des Plurals „*die Pferde*", welcher mehrere Einheiten, *Pferd* genannt, zuſammengedacht darſtellt.

Die Quantitätsadjective *viel*, *wenig*, *mehr* läſst der Vf., wenn ſie ohne Artikel vor das Subſtantiv treten, im Nominative ungebeugt, giebt ihnen aber in allen übrigen Fällen die Beugung, und tadelt, wie uns ſcheint, mit Unrecht Hrn. *Heinſius*, welcher in ſeinem Teut beide Formen „*viel Wein*," und, „*vieler Wein*" aufführt und in der Bedeutung unterſcheidet. Die Beyſpiele, welche der Vf. gegen *Heinſius* aufſtellt, ſind zum Theil unrichtig gebildet, und daher nicht treffend. Hr. *Heinſius* wird nicht ſagen: „Er weiſs *mehr* Sachen, *die* ich nicht weiſs," ſondern, „als ich weiſs;" die letzte Wortfügung „*die ich nicht weiſs*" wird er gebrauchen, wenn der erſte Satz heiſst: „*Er weiſs mehrere Sachen.*"

Der Vf. verkennt die Sinnverſchiedenheit der Sätze: „*Der König iſt mit wenig Soldaten zufrieden*, und, *der König iſt mit wenigen Soldaten zufrieden*;"

allein der Gebrauch spricht gewiss der Deutung zu, dass der erste Satz aussage, der König verlange keine grosse Armee, und der letzte, der König habe nur wenige Soldaten, mit denen er zufrieden sey. Es liegt in der Natur der Sache, dass bey Quantitätsadjectiven, wenn sie unbestimmt mit Substantiven verbunden werden, das ihnen zugefügte Prädicat, wann es der Sinn desselben zulässt, sowohl auf das Adjectiv, als auf das Substantiv bezogen werden kann. In dem Satze: der König ist mit hundert Soldaten zufrieden, kann das Prädicat *zufrieden* auf das Quantitätsadjectiv *hundert*, aber auch auf das Substantiv *Soldaten* bezogen werden; da jede Beziehung einen ganz verschiedenen Sinn giebt: so ist eine Unterscheidung durch den Sprachkörper gewiss sehr wünschenswerth, und da sich diese Möglichkeit in den Wörtern *viel*, *wenig*, *mehr* findet, und der Gebrauch schon zuspricht: so sehen wir nicht ein, warum wir uns einer Unterscheidung widersetzen wollen, die so offenbar zur Vervollkommnerung der Sprache beyträgt.

Den obersächsischen Gebrauch des *Welcher* für das Französische *en* verwirft der Vf. geradezu, doch vermisst man die Gründe. Wenn ein gebräuchliches Wort einen Begriff, oder eine Beziehung bezeichnet, die durchaus kein anderes Wort der Sprache so bezeichnet: so darf das Wort nicht verworfen werden; und das ist hier der Fall. Weder *etwas*, noch *einige* ersetzen das Wort, und nur Puristen, die den Gouvernanten gleichen, die ihre Zöglinge lehren, statt: *„es ist nicht wahr, er hat es hingeschmissen,“* zierlich zu sagen: *„es ist nicht andem, er hat es hingeworfen,“* konnten diesem körperlich und geistig gesunden Worte den Verbannungskrieg ankündigen. Dasselbe lässt sich für das unbestimmte *einem*, *n*, sagen, welches der correcte *Lessing* unbedenklich gebraucht hat, und dessen Ausmärzung dem unbestimmten *man* seine unentbehrlichen Glieder raubt.

Bey den Zahlen werden die beiden Formen *„der hunderte*, und, *der hundertste“* aufgeführt, und der letzten der Vorzug gegeben. Warum? Da die erste Form allein richtig gebildet ist, die zweyte aber einen ausgedehntern Gebrauch für sich hat: so könnte man beide Formen beybehalten, jene für die bestimmte Zahl 100, diese für die unbestimmte Grösse gebrauchen. Von den widerspänstigen Soldaten wurde der hunderte Mann erschossen. Der hundertste, der tausendste weiss nicht, wie es vor ihm in seinem Vaterlande ausgesehen hat.

In der Declination der Substantive mit mehreren Adjectiven, Fürwörtern u. dgl. hat der Vf. von den Grundsätzen des Rec. mehrere zu Regeln erhoben, als Rec. vielleicht in einer förmlichen Grammatik gewagt haben würde. Die zurückgewiesenen Formen sind allerdings für eine förmliche Grammatik noch nicht reif, und es fragt sich auch, ob sie je in diesen Gebrauch hineingreifen werden; indessen wird Rec., da ihm seine Theorie, blos auf den Sprachgeist gesehen, noch immer richtig zu seyn scheint, bey der neuen Bearbeitung den Gegenstand tiefer zu begründen, und auch mehr zu popularisiren suchen, oder, was nicht halten will, und körperlich zu widerspänstig ist, selbst zurückweisen. Übrigens wird man auch in diesem Abschnitte die Klarheit und Bestimmtheit rühmen müssen, mit welcher der Vf. Alles, auch das Verwickeltste, dargestellt hat. Vor Allem aber verdient die Behandlung des Zeitworts als ein wahres *chef d'oeuvre* gepriesen zu werden. Je wichtiger dieser Redetheil auf der einen, je schwieriger eine erschöpfende Darstellung desselben auf der anderen Seite ist: desto höher muss das Verdienst angeschlagen werden, wenn die Aufgabe so meisterhaft gelöst wird, als es von unserem Vf. geschehen ist. Alles, was über diesen verwickeltsten Redetheil, dieses feinste Ideengebilde, Gründliches gedacht und geschrieben worden ist, hat der Vf. im dritten Theile geschickt zusammengestellt, und durch dessen Benutzung im zweyten Theile ein so wohlgeordnetes und vollendetes Conjugationsgebäude aufgeführt, dass den künftigen Grammatikern wenig mehr zu wünschen übrig bleiben wird, als dass der Körper unserer Sprache den Foderungen der Idee vollständiger zusprechen möchte. Indessen können wir doch auch nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, dass der Grammatiker in seinen Foderungen an den Körper der Sprache nicht über das Wesentliche hinausgehen dürfe. Zu diesem Überschreiten des Bedürfnisses kann der Grammatiker leicht kommen, wenn er den Körper mehrerer Sprachen studirt und nun bald in diesem, bald in jenem besondere Formen für besondere Schattirungen findet, und nach diesen einzelnen Formen seine Foderungen an jeden Sprachkörper bestimmen will. Manche Sprache hat Formen zur Ungebühr gebildet; diese dürfen durchaus nicht verleiten, zu glauben, als gehörten diese Formen als nothwendige Glieder zum Wesen des Begriffes. Die russische Sprache hat unbezweifelt Verbtheile, die nicht im Begriffe des Verbs liegen; denn wie kann ein *Plusquamperfectum frequentativum*, Я писывалъ, ich habe *oft* geschrieben, als zum Begriffe des Verbs nothwendig vertheidigt werden? Wollte man sich durch solche einzelne Formen leiten lassen: so würde das Verb einen unbegrenzten, nie zu schliessenden Umfang erhalten. Daher ist es noch ein Bedürfniss, das Verb als Redetheil genau zu begrenzen, damit man auf der einen Seite bestimmt wisse, was einem Sprachkörper an Form fehle, und damit man auf der anderen Seite auch nicht unstatthafte Foderungen an die Sprachkörper mache. Diese genaue Begrenzung des Gebiets der Verbe dürfte noch eine Aufgabe seyn, die des angestrengtesten Nachdenkens eines Grammatikers werth wäre. Man würde aber bey dieser logischen Begrenzung von dem reinen Verbe, das der Vf. noch nicht ergriffen hat und beynahe für eine Thorheit erklärt, ausgehen, und sich strenge an die Modalität und die Zeitlinie halten müssen. Alles, was ausserhalb dieser beiden Beziehungen liegt, liegt auch ausser dem Gebiete des Verbs; und selbst, was in der Zeitlinie, aber gemischt in derselben, liegt, muss aus dem Gebiete ausgeschieden werden. So gehört

der Begriff des *Jetzt*, *Sonst*, *Künftig* zum Verbe, aber nicht der Begriff des *Oft*; denn *Oft*, obgleich in der Zeitlinie liegend, gehört doch keinem der drey Theile der Zeitlinie ausschliesslich an, und muss daher jedem Theile, zu welchem es gezogen werden soll, durch einen besonderen Redetheil, Adverb, äusserlich hinzugefügt werden. Doch wir überlassen dieses den künftigen Grammatikern, und gehen zu den Präpositionen über. Nicht ganz ordnungsmässig folgen diese Verhältnisswörter auf das Verb; sie stehen offenbar in einem verschwisterten Verhältnisse mit den Casen, und sollten daher mit diesen gleichzeitig abgehandelt werden. Bey vollständigen Casen sind Präpositionen überflüssig; also nur, wo jene unvollständig sind, müssen diese als Hülfswörter hinzutreten, und daher sollte die Grammatik die Präpositionen ganz genau mit der Declination verbinden. Übrigens wäre es gut, wenn der Begriff der Präposition enger begrenzt würde. Wo soll sich das Gebiet der Präposition schliessen, wenn „*anstatt*, *halb*, *ausserhalb*" u. dergl. zu den Präpositionen gezählt werden? Doch wir übergehen dieses, und erlauben uns nur zu den Präpositionen, wie sie einmal vom Vf. aufgeführt worden sind, einige Bemerkungen. *Seinerseits* findet der Vf. häslich; gegen *meinerseits*, *deinerseits* hat er nichts zu erinnern. Ist diess nicht sonderbar? Ferner soll es heissen *unserseits*, und nicht *unsererseits;* allein ist denn *meiner*-, *deinerseits* nicht der Genitiv? und muss sonach nicht auch *unserseits* der Genitiv seyn, also heissen *unsererseits?* *Mittelst* wird ohne Bemerkung aufgeführt; Andere tadeln dieses Wort, und behaupten, es müsse *mittels* heissen. Nur über *mittelst* und *vermittelst* werden mehrere Meinungen angeführt. Der Satz: „*ausser dich liebe ich nur noch einen,*" dürfte eben so wenig dem Sprachgebrauche, als der Theorie zusprechen. Soll *ausser* als Adverb stehen, folglich den Casus des Verbs neben sich dulden: so muss es wenigstens hinter dem Verbe stehen. Und auch in diesem Falle darf man wohl nicht mit *Adelung* sagen, dass *ausser* immer den Casus des Verbs bey sich habe. Der von *Adelung* angeführte Satz: „*ich sahe Niemanden*, *ausser d i c h*, *ausser diese zwey,*" kann auch wohl heissen müssen: „*ich sahe Niemanden ausser dir*, *ausser diesen zweyen;* der letzte Satz sagt aus, dass das Sehen der einen und der zwey Personen schon erwähnt worden sey, oder als bekannt vorausgesetzt werde; der zweyte Satz spricht nicht nur negativ ein Nichtsehen, sondern auch positiv ein Sehen aus. — Dass die Präposition *Bey* nur als dativregierend aufgeführt worden ist, finden wir in der Ordnung; da indessen in den Anmerkungen gegen den Gebrauch des Accusativs geeifert wird: so wären die Gründe für den ausschliesslichen Gebrauch des Dativs wohl an ihrer Stelle gewesen; die hingeworfene Behauptung, dass *Bey* mit Bewegung unverträglich sey, kann nicht für einen solchen Grund gelten. Da weder *Zu*, noch *Neben* genau entsprechende Stellvertreter des *Bey* sind: so dürfen die Vertheidiger des Accusativs um triftige Gegengründe ansprechen. — Ich halte mich an *dir*, soll besser seyn, als: ich halte mich an *dich.* Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Unrichtigkeit dieser Meinung darthun wollten. So wenig man in dem bekannten Sinne sagen darf: *ich schreibe an dir;* eben so wenig darf man sagen: *ich halte mich an dir;* man möchte denn ausdrücken wollen, dass man den Rockschoss gefasst hätte. Bey den Präpositionen, die zwey Case regieren, kömmt es vorzüglich darauf an, dass man den Begriff der Bewegung in seiner ganzen Ausdehnung auffasse, vorzüglich, wann die Präpositionen bildlich gebraucht werden. Jedoch kömmt es auf die Bewegung nicht allein an; auch *actio* und *actus* müssen stets berücksichtigt werden — *es steht mir an der Stirn geschrieben*, und, *es stekt mir an die Stirn geschrieben.* — *Adelung* wird getadelt, dass er sagt: *er ist über alle Berge;* es soll heissen: *über allen Bergen;* allein *über allen Bergen* kann kein Mensch seyn, oder er müsste sein *Ich* so vielfach zertheilen, als über wie vielen Bergen er seyn (schweben) sollte. Die Redensart ist elliptisch und *Adelung* hat Recht. Eben so muss es auch heissen: *er sieht mich über d i e Schultern an*, und nicht, *über den Schultern;* im letzten Falle müsste der Ansehende sich mir auf die Schultern legen; das Bild ist aber von einem hergenommen, der neben einem anderen steht, und ihn (verächtlich) von der Seite ansieht, ihm also seine Blicke über die Schultern (hinüber) zuschickt. — Den Unterschied zwischen *darin*, *darein*, *worin*, *worein* erkennt der Vf. nicht an, ja! erklärt *darein*, *worein* sogar für Sprachfehler! — Über das *Her* und *Hin* in der Zusammensetzung gestehen wir die Ansicht des Vfs. nicht ergriffen zu haben. *Adelung* scheint uns in seiner Meinung nicht geirrt, nur die Sache nicht weit genug geführt zu haben, weswegen wir das letzte zu thun versuchten; auch finden wir nach dem, was *Eberhard* über diese Wörter (wie es scheint, uns gar nicht entgegen) bestimmt hat, noch gar keinen Grund, von unserer Ansicht abzuweichen. Wie dem auch sey, so können wir wenigstens dem Vf. nicht beystimmen, wenn er — ganz im Allgemeinen — behauptet, es müsse heissen: „*Jesus stieg vom Berge herab*, *und er stieg in das Thal hinab; ich ging aus dem Hause heraus*, *und in das Feld hinaus.* Alle vier Sätze können richtig, aber sie können auch alle viere falsch seyn, je nachdem der Standpunct des Redenden ist. Wer im Hause ist und sagt: ich ging aus dem Hause heraus, macht eben so unbezweifelt einen Sprachfehler, als wer im Felde ist und sagt: ich ging ins Feld hinaus. Jesus stieg vom Berge herab und in das Thal hinab, werden alle Bewohner der Ebenen sagen müssen; aber wer auf dem Chimboraço wohnte, würde wohl, wenn er Deutsch spräche, im ersten Satze die entgegengesetzte Richtung andeuten müssen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Potsdam, b. Horvath: *Lehrbuch der deutschen Sprache.* Besonders zum Gebrauche in Schulen bearbeitet von *Heinr. Bauer* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Die Conjunctionen sollen nach dem Vf. nicht nur Sätze, sondern auch einzelne Begriffe verbinden, und derselbe findet es unbegreiflich, wie wir das Letzte gelegentlich geleugnet haben. Die Sache lässt sich durch einen einzigen Satz klar machen. Der Vater und die Mutter sind brav. In diesem Satze scheint die Conjunction *Und* wirklich zwey einzelne Begriffe zu verbinden; allein es ist nur Schein. Anerkannt ist dieser Satz aus den beiden Sätzen: der Vater ist brav, die Mutter ist brav; in Einen zusammengezogen. Wenn dieses nicht geleugnet wird, und nicht geleugnet werden kann: so ist es ja wohl klar, dass die Conjunction *Und* in demselben nicht zwey einzelne Begriffe als Begriffe, sondern in wiefern dieselben Repräsentanten von Sätzen sind, verbindet.

Gern machten wir uns das Vergnügen, auch noch den zweyten Haupttheil dieses interessanten und gründlichen Lehrbuchs, die Syntaxe, durchzugehen: allein der etymologische Theil hat uns zu sehr angezogen, und die Anzeige beynahe schon über die Grenzen hinausgeführt; wir müssen uns daher auf die allgemeine Bemerkung beschränken, dass die Syntaxe mit gleichem Fleisse und gleicher Gründlichkeit behandelt worden ist, als die Etymologie, und dass sie ein wahres Repertorium der feinsten Sprachbemerkungen genannt werden kann. Sollten wir etwas ausstellen: so wäre es der Umstand, dass die Syntaxe nicht scharf genug von der Etymologie geschieden ist; daher der Übelstand, dass so Vieles doppelt, halb in der Etymologie, halb in der Syntaxe, vorkömmt, und der Leser so oft zurückgewiesen werden muss. Dieser Fehler klebt freylich den meisten Grammatiken an; indessen ist dieses keine Entschuldigung. Die Etymologie sollte sich auf die blossen Formen der Redetheile beschränken, und die Vereinigung derselben zu einem Ganzen ausschliesslich der Syntaxe überlassen. In keinem Falle, wie weit, oder wie enge man auch den Kreis der Etymologie ziehen möchte, dürfte ein Zurückweisen aus der Syntaxe in die Etymologie Statt finden. Besser wäre es auch, wenn die Terminologie, oder Erklärung und Bestimmung der grammatischen Begriffe, nicht mit der Etymologie verwebt, sondern derselben als ein eigenes Capitel vorausgeschickt würde. Diese Einrichtung würde auch den Vortheil haben, dass die grammatischen Begriffe genauer geschieden werden würden; denn einander näher gestellt, würden sie den Grammatiker mehr zu scharfer Scheidung der Begriffe auffodern, als wenn sie, weit von einander getrennt, das Ineinanderlaufen der Merkmale dem Auge und der Beachtung des Grammatikers entziehen. Die Terminologie von *Betty Gleim* dürfte dem Grammatiker für die Bearbeitung dieses Theils als das gründlichste und gedachteste Buch vor allen anderen zu empfehlen seyn. Übrigens brauchen wir kaum am Schlusse unserer Anzeige zu bemerken, dass dieses Lehrbuch allen Schullehrern und Freunden unserer Muttersprache höchlich zu empfehlen sey. Das Buch spricht seinen Werth selbst zu vernehmlich aus, als dass es noch der Darlegung eines Recensenten bedürfte; das Buch hat einfach und bestimmt dargelegt, was schon im Reinen ist, und problematisch, durch Zusammenstellung der sich durchkreuzenden Ansichten und Meinungen, aufgestellt, was seinen Ergründer und Bestimmer noch erwartet. Wir schliessen unsere Recension mit *Kolbe*'s Urtheile: Bey uns Deutschen sind Sprache und Literatur noch das einzige Band, das die getrennten Gemüther zusammenhält, der einzige feste Punct, an welchem Gemeinsinn und Vaterlandsliebe sich anknüpfen lassen, so dass wir demnach mehr, als andere Völker, Veranlassung haben, unsere Muttersprache der sorgsamsten Pflege, der fleissigsten Bearbeitung werth zu achten. — Das scheinen aber weder unsere Staatsmänner, denen jedes Mittel, die schlummernde Kraft der Nation zu wecken, willkommen seyn müsste, noch unsere Gelehrten, die doch Ausbreitung veredelnder Geistesbildung bezwecken, zu wissen, oder wissen zu wollen, — um das Glaubensbekenntniss hinzuzufügen, dass dieses vermeintliche Band ein Hirngespinst war, und bald genug sich in sein Nichts aufgelöst haben würde, wenn nicht die Gewalt der Waffen die fremde Sprache in ihre Grenzen zurückgewiesen hätte. Jetzt wäre es aber Zeit, den zweyten Theil des obigen Urtheils jedem Deutschen, den Hohen wie den Niederen, kräftiger, als je, ans Herz zu legen, damit endlich die Schande von uns weiche, un-

ferer gediegenen, kraftvollen, bildfamen Sprache den franzöfifchen Ärmling vorzuziehen; und dafs der Deutfche mit Deutfchen auf deutfchem Boden den Franzofen fpielt. Wir meinen, der Deutfche habe in den verfloffenen fieben Jahren des Franzöfifchen genug gelernt. Bücher, wie das vorliegende, werden dazu beytragen, dafs der Deutfche nun gründlicher Deutfch lerne, und mit der gründlicheren Sprache auch gediegeneren und probehaltigen deutfchen Sinn fich einhauchen laffe.

*Seidenftücker, in Soeft.*

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Orthographifches Wörterbuch mit Hinweifung auf die Ableitung und Gefchlechtsbeftimmung der Wörter.* Ein Anhang zu allen deutfchen Sprachlehren. Von M. *J. C. Vollbeding.* 1814. 862 S. 8. (12 gr.)

Hr. *V.* befchenkt alljährlich das Publicum mit einem oder mehreren Schriftchen über die deutfche Sprache. Ohne zu verlangen, dafs der Vf. gerade Neues und noch nicht Gefagtes mittheile: fo ift es doch keine unbillige Zumuthung, wenn man Richtigkeit, Ordnung, Beftimmtheit und Ebenmafs in feinen Mittheilungen zu finden wünfcht. Allein auf folche Eigenfchaften mufs man bey ihm verzichten. Dafs viel Wahres und Brauchbares in feinen Schriften, und auch in diefer, fich finde — wer mag daran zweifeln? Bey einem Compilator ift diefes in der Ordnung: denn wie follte alles Gute, das er Anderen abborgt, oder abnimmt, unter feinen Händen gerade gänzlich verderben! Wir glauben dem Vf. nicht zu nahe zu treten, wenn wir über fein Buch das Urtheil ausfprechen, es fey in demfelben das fremde Gute fchlecht verarbeitet. Sehen wir zunächft auf das Ebenmafs in dem aufgenommenen Wörtervorrathe: fo ift es wirklich auffallend, wie ein Schriftfteller mit fo wenig Beurtheilung und Umficht, und gleichfam blindlings in die grofse Wörtermaffe hineingreifen kann. Um diefes etwas harte Urtheil zu belegen, wird es hinreichend feyn, wenn wir einige Wörter anführen, die hier Platz gefunden haben: denn fchon hieraus, verglichen mit dem befchränkten Umfange des Buchs, und in Betracht gezogen, dafs mancher Artikel, z. B. das Wort „Rechtfchreibung," nicht weniger als zwölf Seiten einnimmt, läfst fich entnehmen, wie grofs die Zahl derjenigen Wörter feyn müffe, die ohne Grund und Recht übergangen worden find.

„*Bratfch; Pratfch!* gab fie ihr eine Ohrfeige. *Bratfpiefs*, M. u. N., in Niederfachfen häufig. *Brennzelich* und *brennzeln:* nach dem Brande riechen oder fchmecken, ift landfchaftifch. An manchen Orten *brunftig. Broihan* (Breyhahn, Brühahn, Braühan). So hiefs der Erfinder einer Art Bier. Diefer Braumeifter, der fich in Hannover niederliefs, brauete es 1526. (*Brondrut) Bruntrut*, Refidenzftadt des Bifchofs zu Bafel. Buntfchäckig: von Schacht, oder vom Isländifchen *Skakr*, d. i. unähnlich, hergeleitet (buntfcheckig). *Bunzen*, M., ein ftählernes Werkzeug der Gravirer. In Oberdeutfchland fpricht man die Bunze — *punzello, ital.* ein Werkzeug der Goldfchmiede u. f. w. *Burgemeifter* ift wohllautender als Bürgermeifter. *Burger* kommt von Burg her. *Butte*, W. 1) ein runder oder eyförmiger Kübel, und oben weiter als der pyramidenförmige Kübel mit Henkeln zum Wafferholen — welches letzte man in Schwäb. Halle *Budde*, *Budden* nennt; 2) ein platter und faft rautenförmiger Meer- und Seefifch, welcher einen dunkelgrauen Rücken und weifsen Bauch hat, und faft von beiden Seiten mit Flofsfedern umgeben ift, die fich in dem Schwanze mit einer einzigen Breite enden. Auch *Halbfifch, Platt-Eis, Scholle* heifst er. 3) *Hagebutte*, die bekannte Frucht des Hagedorns oder wilden Rofenftocks, von einer fchönen hochrothen Farbe; an *Hagen* oder Zäunen wächft fie. — *Cabale*, W., kommt von den Anfangsbuchftaben der Namen *Clifford*, *Afchley*, *Buckingham*, *Arlington* und *Lauderdale* her. Sie waren Minifter des Königs Carl II in England, die fich durch fchädliche Anfchläge bey dem Volke fo berüchtigt gemacht hatten, dafs fie aus dem Anfangsbuchftaben ihrer Namen das Wort *Cabale* zufammenfetzten. Eben daher bezeichnet diefs Wort jetzt: Meucheley, liftige Ränke, Geheimbund, Unruhftiftung. — *Cabinett*, N. Diefe Schreibart hat *Adelung* gerechtfertiget, er gefteht aber ein, dafs das Franzöf. vermuthlich vom deutfchen *Koben* abftamme, und alsdann könnte auch die Schreibart *Kabinett* wohl vertheidiget werden. — Der Grund diefes Wortes ift entweder celtifch, oder fonft in einer alten Stammfprache zu fuchen. *Frifch* leitet es vom lateinifchen *cavea* her. — Überhaupt heifst jenes Wort ein kleines Zimmer, befonders neben gröfseren. Dergleichen find z. B. in den Gaftftuben gemeiner Wirthshäufer zum Aufenthalt, und Verkauf des Getränks, auf manchen Schulen zur Auffícht der Lehrer und in den Kanzelleyen zur Abfonderung der einzelnen Schreiber. In diefer niedrigen Bedeutung fagt man in Sachfen: *das Käfter.* — In Schlöffern und grofsen Häufern der Vornehmen nennt man *Cabinett* das kleinere Zimmer hinter den zu Befuchen und Audienzen beftimmten gröfseren, wohin der Befitzer zurückgehen kann, um allein zu feyn. Alfo könnte man es Geheimzimmer, Hinterzimmer nennen. — Statt *Münz-Cabinett* fetze man lieber: Münzenfammlung; Naturfammlung, Kunftfammlung ftatt *Naturalien-* und *Kunft-Cabinett.*"

Aus diefen wenigen Wörtern, die wir von einigen Seiten abgefchrieben haben, mufs jedem Lefer fchon die Planlofigkeit des Buches einleuchten. Da der Vf., z. B. *Bruntrut* aufnahm: wie viel andere geographifche Namen mufste er nun mit aufführen! Aber man fieht fich umfonft nach taufend deutfchen Städten um, deren Laut die richtige Schreibung unverbürgt läfst, z. B. Helmftädt (Helmftedt, Hälmftedt), Detmold (Dettmold, Dedtmold, Detmoldt) Bremen, (Brämen), Soeft (Soft, Sohft, Sooft). Und da er das (obenein falfch gefchriebene) Adjectiv: *brennzelich* (mufs heifsen brennzelig, weil das l zum Stamme, nicht zum Anhängfel gehört), aufnahm: welch eine Menge gebräuchlicherer Adjective, deren Laut ihre Schreibung

nicht verbürgt, hätte er aufführen müssen! Da er ferner dem *Broihan* die Ehre erwies, ihn nach seiner verschiedenen Schreibung, nach seinem Erfinder, sogar nach dem Jahre der Erfindung (obgleich diess possierlich ausgedrückt) zu erwähnen: wie viel andere berühmte Biere sprachen ihn nun um ihre Erwähnung an, z. B. der Duckstein und andere? Und was sollen wir vollends von: „*Bratsch; Pratsch! gab sie ihr eine Ohrfeige*," sagen? Diess scheint fast unter der Kritik zu seyn. Bey *buntschäckig* und *Bunzen* muss man die gelehrte Ableitung bewundern; für *Burgemeister* wird nur der Wohllaut in Anspruch genommen, nach welchem Grunde *Keker* besser seyn würde als *Kerker*. Bey *Butte* und *Cabinett* muss die Ausführlichkeit auffallen, und aus dem Artikel *Cabale* muss man schliessen, das Wort sey vor Karl II gar nicht da gewesen. — Doch wir gerathen unvermerkt in die Unrichtigkeiten, und wollten doch nur vorerst die Planlosigkeit sichtbar machen; wir bleiben vor der Hand noch bey dem letzten Puncte stehen. S. 13 steht: (*Brondrut*) *Bruntrutt*, Residenzstadt des Bischofs von Basel. S. 14: *Bruntrut* (Brondrut), Residenzstadt des Bischofs zu Basel. Ist das nicht planlos? S. 18 steht: *Cacao*, *Kakao*, eigentlich *Koko*. M. Die Frucht des Cacaobaums. Eine Zusammensetzung davon ist die *Chocolade*. S. 82: *Kakao*, *Cacao*, sprich: *Koko*; die Frucht des Cacaobaums; *Schokolade*. Die erste brachte 1510 ein Spanier aus Mexiko nach Europa. Hier ist nicht bloss Planlosigkeit, sondern auch Widerspruch. Planlos ist es ferner, dass der Vf. bey einigen Wörtern ekelhaft weitläuftig ist, andere dagegen ganz kurz und unvollständig erklärt, und viele ganz ohne Erklärung lässt. Liest man einige Seiten dieses Wörterbuches: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, der Vf. habe von vielen Wörtern selbst nichts gewusst, und dagegen geglaubt, bey anderen, die ihm bekannter waren, desto weitläuftiger seyn zu müssen. So viel ist gewiss, dass noch ein halb Dutzend orthographischer Wörterbücher dieser Art und dieses Werths geschrieben werden können, ohne dass sich der Inhalt auch nur in einem einzigen Worte wiederhole, und deswegen darf das Publicum auch nicht ohne Besorgniss seyn, dass es noch mit diesem halben oder gar mit einem ganzen Dutzend orthographischer Wörterbücher heimgesucht werde; und wirklich, wenn das Publicum gutmüthig oder einfältig genug ist: so giebt es keine profitlichere Schriftstellerweise, als zuerst demselben ein Bruchstück vorzuwerfen, und dann dasselbe in jeder Messe mit einem Supplement auszustatten, bis am Ende aus dem Stück- und Flickwerke ein Ganzes wird. So ist von jeher schlechten Büchern gelungen, durch zahlreiche neue Ausgaben zu figuriren. Denn fehlerhafte und mangelhafte Bücher können immer mit dem *Vermehrt* und *Verbessert* glänzen, und die Besitzer des Fehlerhaften und Mangelhaften werfen leicht dasselbe weg, und greifen nach dem Besseren, und wiederholen dieses Wechselspiel, so lange der Vf. schlau genug ist, anlockende Aushängeschilde anzubringen. Ein ursprünglich gutes Buch kann sich dieser glücklichen Steigerung nie erfreuen; jeder Besitzer hält es von Haus aus in Ehren, und der Vf., der sogleich bey der ersten Ausgabe seine Pflicht erfüllt hat, kann nicht so, wie die schlechten Autoren, mit *Vermehrt* und mit *Verbessert* prunken.

Jetzt könnten wir zu den vielen Unrichtigkeiten, Widersprüchen und Inconsequenzen des Vfs. übergehen; allein es scheint uns, als geschehe einem so schlechten Buche zu viel Ehre, wenn man dasselbe in seiner ganzen Nichtigkeit darlegt; und da keine Seite sich in diesem Buche findet, die nicht zu vielfachen Bemerkungen und Berichtigungen auffoderte: so würde doch eine mit Beweisen belegte Würdigung dieser Compilation die ausgedehntesten Grenzen einer Recension weit überschreiten. Sonach wünschen wir durch die kurze Erklärung, dass wir dieses Buch des Hn. *V.* unter aller Kritik finden, den Vf. etwas zur Besonnenheit zu führen, und in ihm endlich den Gedanken zu wecken, dass ein Bücherschreiber nicht bloss sich, sondern auch seinen Leser und deren Interesse in's Auge fassen müsse. Wenn Hr. *V.* mit unserer Erklärung, dass sein Buch ein schlechtes Buch, ein Machwerk unter aller Kritik sey, unzufrieden seyn, und vermeinen sollte, wir haben uns zu stark ausgesprochen: so sind wir erbötig, ihm den Beweis so vollständig zu führen, als er es nur verlangen mag. Doch wir trauen ihm wenigstens so viel zu, dass er den Unwerth seiner Arbeit selbst nicht verkennen könne. st.

## *GESCHICHTE.*

STRAUBING, b. v. Schmid: *Allgemeinfassliche Geschichte der französischen Revolution — von Gottlieb Wahrmuth.* Erster Band. 1803. 229 S. Zweyter Band. Abth. I. 1804. 224 S. Abth. II. 1804. 192 S. kl. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Unter der grossen Menge von Schriften, die über die französische Revolution seit einer Reihe von Jahren in Deutschland erschienen sind, ist die vorliegende zwar nicht die allerschlechteste, aber doch eine der mittelmässigen. Der uns unbekannte baiersche Vf. (der Name *Wahrmuth* auf dem Titel ist wohl erdichtet) sagt in der Vorerinnerung: „er habe für den gemeinen Mann geschrieben; Kürze und Deutlichkeit, dabey aber möglichste Vollständigkeit seyen also seine Gesetze gewesen; er habe sich bestrebt, wahr zu seyn, und das Gute in seinem vortheilhaften, das Böse in seinem nachtheiligen Lichte darzustellen, Schwäche und Mängel aber zu schonen." Für den gemeinen Mann, womit wohl nur Handwerker und Landleute gemeint sind, mag das Buch grösstentheils deutlich genug seyn; aber die meisten würden eine gedrängtere und kürzere Darstellung jener grossen Ereignisse vorgezogen haben. Kürze und *möglichste* Vollständigkeit lassen sich nicht leicht vereinigen; wenigstens ist es dem Vf. nicht gelungen. Manche bedeutende Thatsachen berührt er zu kurz; andere fehlen ganz. Mehrere sind, nach Verhältniss, zu umständlich erzählt, oder konnten, dem Ganzen un-

beſchadet, völlig wegbleiben. Es gehört Scharfſinn, geſundes Urtheil, ein hiſtoriſches Gefühl und Übung dazu, unter der ungeheuren Menge von Thatſachen eine zweckmäſsige Auswahl zu treffen, und das Wichtige vom Unwichtigen, das Nöthige vom Entbehrlichen zu unterſcheiden. Dieſes Talent ſcheint der Vf. nicht zu beſitzen. Auch iſt er von manchen Begebenheiten nicht hinlänglich, oder auch ganz falſch unterrichtet. Zur Rechtfertigung dieſes Urtheils wollen wir nur Einiges ausheben.

B. I S. 5 heiſst es von Ludwig XIV, „er ſey der *erſte* geweſen, der die beſtändigen Soldaten oder ſtehenden Heere eingeführt habe." Dem Vf. ſcheinen alſo die wichtigen Verbeſſerungen des Militärweſens, die *Gens d' armes*, die Schützen, die *Compagnies d' ordonnance* unter Karl VII, die ſtehenden Truppen unter Ludwig XI und Franz I nicht bekannt zu ſeyn. Ebendaſ. ſagt er: „*zehntauſend* prächtig gekleidete Soldaten, welche er mit *Titeln* (mit was für Titeln?) überhäufte, machten ſeine Leibwache aus." S. 6: „die Früchte ſeiner Siege waren die Eroberung einiger Länder, eine Schuldenlaſt von mehr als 2000 Millionen Gulden u. ſ. w." Ludwig XIV hinterlieſs, nach jetzigem Gelde, 4550 Millionen Liv. Schulden. Dieſe machen nicht viel über 1700 Mill. Gulden Conv. M. Überhaupt konnte Alles, was von Ludwig XIV hier geſagt iſt, füglich wegbleiben; er war an der Revolution von 1789 nicht Schuld. Dagegen hätten die Urſachen, welche unter Ludwig XV und ſeinem unglücklichen Nachfolger die fürchterliche Exploſion allmählich herbeyführten, beſſer und umſtändlicher aus einander geſetzt werden ſollen. Der Feldzug der Preuſſen und Öſterreicher in Champagne von 1792 und ihr Rückzug (B. I S. 206 ff.) iſt nicht nur mangelhaft, ſondern auch groſsentheils unrichtig erzählt. Eben ſo der Proceſs und die Hinrichtung Ludwigs XVI (S. 218 ff.). Von Ludwigs Vertheidigern bey ſeiner Anklage wird bloſs *de Seze* genannt, da doch dieſer nur der Gehülfe von *Tronchet* und *Maleſherbes* war. B. II Abth. II S. 192 wird unrichtig behauptet, dem Kaiſer ſey in den leobener Präliminarien die Rückgabe von Mantua verſprochen worden: dagegen ſagt der Vf. von der darin verglichenen Ceſſation der Feindſeligkeiten zwiſchen dem deutſchen Reiche und der franzöſiſchen Republik und von der Beſchickung eines Congreſſes zur Abſchlieſsung des Hauptfriedens nicht ein Wort. Die häufig angebrachten Noten ſind bloſs geographiſch. Da erfährt dann der Leſer, z. B. daſs Verſailles eine Stadt, vier Stunden von Paris, ſey (B. I S. 32); daſs Lothringen ein gröſses Herzogthum ſey, welches ehemals zu Deutſchland gehörte und an Deutſchland grenzt; daſs Luxemburg die Hauptſtadt des Herzogthums Luxemburg ſey (S. 161); daſs Coblenz die Reſidenzſtadt des Churfürſten von Trier geweſen, und jenſeit des Rheins, zwiſchen dieſem und der Moſel, liege (S. 192); daſs Speyer, Worms und Mainz drey groſse deutſche Städte ſeyen, und alle jenſeits des Rheins liegen; daſs Mons die Hauptſtadt der Grafſchaft Hennegau und befeſtigt ſey (S. 211 f.); daſs Petersburg die Hauptſtadt von Ruſsland und Madrid die Hauptſtadt von Spanien (S. 154), London aber die Hauptſtadt von England ſey (B. II Abth. I S. 9). Auf hiſtoriſche Kunſt und auf edle Simplicität und Reinheit des Stils darf der Vf. gar keinen Anſpruch machen. Er ſchlieſst die zweyte Abtheil. des zweyten Bandes mit den leobener Friedenspräliminarien vom 18 April 1797, und Rec. iſt nicht bekannt, ob er das Machwerk fortgeſetzt habe; vielleicht hat es ihm ein verſtändiger Freund widerrathen.

G. v. F.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Literaturgeschichte.** *Zittau*, in Comm. b. Schöps: *Beytrag zur evangeliſchen Predigergeſchichte in den Sechsſtädten der Oberlauſitz.* 1ſte Hälfte. 5 1/2 Bog. 2te Hälfte. 4 Bog. 1803. 8. (6 gr.)

Der fleiſsige Sammler von oberlauſ. kirchlichen und literariſchen Nachrichten, Hr. Pfarrer *Seifert* in Kemnitz, iſt Vf. dieſer beiden ſchätzbaren Schriften. Was er hier liefert, iſt gewiſs dankenswerth, und allen Beſitzern der von *Dietmann* herausgegebenen *Prieſterſchaft in dem Marggrafthum Oberlauſitz* (welche die Sechsſtädte enthält), Lauban und Leipz. 1777. 8, unentbehrlich. Man findet hier nicht nur eine Fortſetzung von *Dietmanns* Buche, ſondern auch ein vollſtändiges *Namen-Regiſter* dazu, welches dieſem Buche noch fehlte, ſo daſs man nun über die *ſechsſtädtiſche Prieſterſchaft* etwas Vollſtändiges hat. Bey den von vielen Predigern in Druck gegebenen Schriften verweiſet der Vf. um der Kürze willen auf *Otto's Oberl. Schriftſteller-Lexikon*, weil man hoffen darf, daſs dieſes Werk in den Händen aller Liebhaber von dergleichen biographiſchen und literariſchen Nachrichten ſeyn werde. Die *erſte Hälfte* des hier angezeigten *Beytrags* iſt der Verehlichung des Hrn. Pf. *Otto's*, ſo wie die zweyte dem Andenken des verewigten Pf. *Fiebigers* in Markersdorf gewidmet. In deſſen voranſtehenden Perſonalien findet Rec. eine Unrichtigkeit; der Hr. Pf. *F.* war nie *Hauslehrer*, ſondern nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn blieb er in ſeines Vaters Hauſe, und ſublevirte im Predigen verſchiedene Prediger. — Auch bemerkt Rec. noch zur Berichtigung und Ergänzung: Bey dem Diac. *Lenhard* S. 48 f. iſt wegen ſeiner Schriften die Nachweiſung bey *Otto* II, 454 f. vergeſſen. Zu ſeinen bey *Otto* verzeichneten Schriften iſt noch hinzuzuſetzen: 51ſte Fortſ. nebſt Vorrede: *von der nöthigen Behutſamkeit bey der Beurtheilung unſerer Obrigkeit* 1803, und 52ſte Fortſ. nebſt Vorr.: *welche Geſinnungen ſollen wir bey dem Anfange dieſes neuen Jahres unter dem Drucke ſchwerer Zeiten in uns erwecken und befeſtigen?* 1804. 8. — M. J. E. *Schafrath* S. 53 iſt nicht 1740, ſondern 1739 geboren, vergl. *Götzinger's* Geſchichte und Beſchr. von *Sebnitz*, S. 188, wo man *Schafraths* Leben lieſet; — deſſen fehlender Sterbetag war 1801 d. 12 Dec. — Der Diac. *Marloth* S. 63 verehlichte ſich 1803 d. 30 Oct. Am Ende lieſet man noch einige von den Hrn. Diac. *Käufer* mitgetheilte Notizen von den *ſechsſtädtiſchen* Pf. *vor der Reformation.* Hier kann Rec. noch auf einige hiſtoriſche Data hinweiſen. *Conrad Opor* S. 68 unterſchrieb 1391 die Schrift des Official *Fulſchuſſels* in Breslau, wegen der Streitigkeiten zwiſchen dem Plebam und den Franciskanern in Görlitz. Von *Behlern* ebend. iſt noch im löbauiſchen Archive ein Entſchied vorhanden, welchen 1499 der Landvogt *Sigismund von Wartenberg* zwiſchen ihm und dem Rathe in *Löbau* wegen eines Lehnguts in *Tieffendorf* machte.

Zum Schluſſe kann Rec. den Wunſch nicht unterdrücken, daſs doch mehrere Prediger bey ähnlichen Gelegenheiten ſolche Nachrichten von den oberlauſ. Landſtädten und Dörfern liefern möchten; die oberlauſ. Prediger- und Literär-Geſchichte würde dabey gewiſs gewinnen.

P. O.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN
# ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## THEOLOGIE.

Landshut, b. Krüll: *Das heilige Abendmahl.* Von Dr. *Heinrich Stephani*, k. b. Kreis-Schulrathe, des königl. St. Michaels-Ordens Ehren-Ritter, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit einem Kupfer. 1811. VI und 158 S. gr. 8. (16 gr.)

*Lichtenberg* sagt irgendwo, es gäbe Bücher, über welche ein Rec. wenig, oder nichts sagen könne, die aber desto mehr Stoff zu allgemeinen Betrachtungen darböten. In diese Classe gehört unseres Erachtens vorliegende Schrift. Alles kommt bey gründlicher Beurtheilung derselben darauf an, zu untersuchen, ob die darin herrschende Ansicht von den Sacramenten, und namentlich vom Abendmahle, eine rein christliche, und historisch richtig aufgefasste ist. Hienach wird sich der Gehalt des Buchs von selbst bestimmen, und in wenig Worten aussprechen lassen. Rec. will die Anzeige derselben dazu benutzen, die angedeutete Idee etwas näher zu entwickeln.

Was wir im Gentilismus *heilige* oder *gottesdienstliche Gebräuche* nennen, das finden wir im Christenthume mit dem höheren Namen von „*Sacramenten*" bezeichnet, worunter wir im Geiste des Christenthums religiöse, das Irdische mit dem Göttlichen unmittelbar verknüpfende Institute verstehen, in deren Feyer das Leben zu höherer übersinnlicher Bedeutung geweiht wird. Eine Ansicht, welche auf die Gebräuche des heidnischen, und, wie wir hernach zeigen werden, selbst des jüdischen Cultus durchaus nicht anwendbar war. Gleichwohl enthält diese Ansicht nichts Zufälliges, das aus willkührlich erfundenen oder ausgebildeten kirchlich-dogmatischen Annahmen erklärt werden könnte. Vielmehr zeigt sich auch hierin auf das unverkennbarste die höhere, welthistorische Richtung der christlichen Religionsform, oder der neuen Welt in Vergleich mit der alten Götterwelt. Die heiligen Gebräuche des *Heidenthums* hatten, und konnten nach dem Geiste des Heidenthums keine Beziehung auf Gott, als auf ein geistiges Princip, haben, das Alles in Allem erfüllt, und sich in dem Menschen selber offenbart. Sie waren insgesammt nur gottesdienstliche Weihungen besonderer irdischer Lebenszustände, wobey die verschiedenen Gottheiten, denen sie geheiliget waren, durchaus entweder als bloſse äuſserliche, erkennbare Naturwesen, oder als willkührliche Schöpfungen der Phantasie erschienen, ja nicht selten in solchen Beziehungen aufgeführt wurden, daſs das Endliche, wo möglich, selbst noch mehr verendlicht, und die innere geistige Natur des Menschen herabgewürdiget wurde. Einzelne Beyspiele hier anzuführen, würde überflüssig seyn. Die gesammte Götterwelt des Heidenthums, besonders wie sie sich in Griechenland und zu Rom ausgebildet hatte, ist im Ganzen, wie im Einzelnen, hier Beyspiel, Erläuterung und Beweis. Die heiligen Gebräuche des *Judenthums* standen mit der Beziehung des Übersinnlichen in dem Menschen auf Gott gleichfalls nur in entfernterer Verknüpfung. Bloſs das Hebräervolk schaute seine engherzige Nationalgeschichte, wie in einem in sich selbst geschlossenen Cyklus, nur immer wieder und wieder darin an; von einer höheren religiösen Weltansicht, von einer Anschauung des Universums als einer göttlichen Einheit, verrathen auch sie beynahe keine Spur. — Im *Christenthume* muſsten die heiligen Gebräuche, welche sich aus dessen innerem Geiste entwickelten, und welche es als positive Religion haben muſste, sofort vom Anfange an unter einem neuen, völlig veränderten Gesichtspuncte aufgefaſst und dargestellt werden. Gott, Er, dessen Geist nach der Offenbarung des Christenthums *in* dem Menschen ist und wirket; Er, der Ewige und Unendliche, in dem wir leben und da sind: Er war es, der sich darin unmittelbar dem Menschen offenbarte; das Unendliche und Ewige war es, das sich darin unmittelbar mit dem Endlichen, das Göttliche, das sich darin mit dem Irdischen vereinigen muſste.

In der *alten* heidnischen Welt hatte die Religion der Griechen und Römer das Eigene, daſs sie sich den menschlichen Leib, in sofern er die vollendetste Erscheinung der endlichen Natur ist, als die Hülle des Göttlichen dachte, und ihn so in den unzähligen Idealen der in veredelten Naturwesen dargestellten Götterwelt, zum Gegenstande der Vergöttlichung an sich erhob. In der *neuen* christlichen Welt wurde der Leib als der Kerker des Geistes, und die unsterbliche Seele allein als des Menschen wahres und besseres Selbst betrachtet. Aber dieser bessere, der Welt durch das Christenthum wieder kund gemachte Theil des Menschen, die Seele, befand sich in einem Zustande der Verdunkelung ihres ursprünglichen Lich-

tes, getrennt von Gott und dessen reiner Erkenntniss durch die Sünde. Sie konnte nur durch die eigene unmittelbare Wirkung Gottes wieder erleuchtet, zum Wahren und Guten zurückgebracht, und darin erhalten und befestiget werden.

Dass Gott, im Gegensatz der endlichen, von Raum und Zeit abhängigen Götternaturen des Heidenthums, allen Wesen unmittelbar nahe sey; dass seine Wirkungen sich auf das innere Wesen der Dinge erstrecken; dass, indess endliche Wesen nur von Aussen auf einander einzuwirken vermögen, die mit ihrem unendlichen Geist allgegenwärtige Gottheit von Innen heraus wirke: diess waren daher vom ersten Augenblicke der Verkündigung des Christenthums an nicht zufällige, nicht willkührliche, sondern welthistorische, nothwendige Grundlehren desselben. Schärfer konnten die Gegensätze zwischen dem neu beginnenden Weltgeist und dem vergangenen nicht bezeichnet werden, als durch diese Lehren geschah. Im Christenthum ist der Mensch und das ganze Universum durch und in Gott da. Im Heidenthum erhebt sich nichts über die sinnliche Natur, vermag nichts aus dieser herauszugehen. Da spricht ein Gott vom hohen Olymp herab; ein Anderer besteigt den rollenden Donnerwagen: eine Göttin streut den befruchtenden Saamen über den Erdboden aus; wieder eine Andere lenkt mit purpurfarbenem Finger die glühenden Sonnenpferde. Diess alles musste im Heidenthume so seyn, da nach dem in ihm herrschenden Princip seine Gottheiten nicht anders als idealisirte Naturwesen angeschaut werden konnten. Von der übersinnlichen Natur und heiligen Bestimmung des Menschen, von seinen geistigen Verhältnissen zu höheren unsichtbaren Naturen, von seinen Hoffnungen, Bestrebungen und Bedürfnissen über das Sichtbare hinaus wusste es Nichts. Wie ganz anders das Christenthum! Gerade diess war die Seite, welche das Christenthum zur Rettung seiner Welt am Menschen ergriff und fest hielt. War in der vorchristlichen Welt der Charakter der *Äusserlichkeit* in der Religion, wie im Leben, der herrschende: so leitete dagegen das Christenthum Alles auf *Innerlichkeit*, auf innerlich anzuschauende und zu erfahrende Zustände im Gemüthe des Menschen zurück. Mit Einem Worte, die ganze Religion des Heidenthums beruhte auf Sinnenanschauung; das Christenthum durchaus auf innerlicher Anschauung: das Princip von jenem war in der Natur, indem es das Göttliche als Naturerscheinung im Endlichen an sich darstellte; von diesem in dem Idealen, in dem göttlichen Heiligthum der inneren Menschenwelt.

*Glauben, religiöses Vertrauen, Wiedervereinigung mit der Gottheit*, musste daher, im Gegensatz der endlichen Götterwelt, die Grundbedingung der christlichen Offenbarung seyn. Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben: — so konnte kein Heide sagen. Religiöses Vertrauen, Glauben an eine unsichtbare göttliche Welt und des Menschen ewige heilige Verbindung mit derselben; Gnade, oder innere Erfahrung von der Einwirkung Gottes auf das Gemüth, Erfahrung von der Seligkeit eines höheren überirdischen Lebens: — diess waren aus dieser Ursache die beiden beziehungsreichen Grundbegriffe, welche sich zur neuen Gestaltung der Welt und des Lebens im Christenthume nothwendig und welthistorisch ausbilden mussten. Darum veränderten sich mit dem Christenthume denn auch sofort alle Verhältnisse und Zustände des Lebens. In der alten Welt war die *Natur* das Höchste, in der neuen Welt *Gott*: in jener die *Erde*, in dieser der *Himmel*. Das Leben ward zum Tode, der Tod zum Leben. Alle endlichen Formen, wie gross und schön an sich sie auch seyn mochten, verloren sich in der Anschauung des unendlichen Formlosen. Die Herrlichkeit der Erde erblasste in dem Glanz des Überirdischen. Hatte man bis jetzt allein im Irdischen die höchste Lebensweihe zu finden gestrebt: so ward nun das Höchste, das Heilige, das Selige bloss als *in* dem Menschen, und zwar als Wirkung und Werk Gottes, erkannt und betrachtet.

Dass nun auch *„die äusserlichen Rituale*, oder *die religiösen Institute“* dieser Religion, in einer durchaus neuen Beziehung, in durchaus verändertem Charakter, als im Heiden- und Judenthum, erscheinen mussten, diess folgt hieraus von selbst. Wie die inneren, so mussten auch die äusserlichen Formen verschieden seyn. In den gottesdienstlichen Gebräuchen des Ethnicismus und Mosaismus war Alles erkennbar, denn die Beziehungen derselben waren irdische: in einer Religion, in der Alles auf innerliche, durch unmittelbaren göttlichen Einfluss bewirkte Zustände zurückgeführt wurde, mussten es überirdische seyn. Wenn daher durch die heidnischen Rituale der Mensch nur in das Leben, das zeitliche, um so inniger, um nicht zu sagen, um so üppiger verschlungen wurde: so trat er in der Feyer der christlichen Rituale mit dem Ewigen, mit Gott selbst in Verbindung, und zwar — nicht um für das Leben, als ein Vergängliches, sondern um für den Himmel, für die Seligkeit eines heiligen überirdischen Lebens, der Weihe der Religion theilhaftig zu werden. So wurden die christlichen Rituale — *Sacramente*.

Die Ansicht des Christenthums von seinen heiligen Gebräuchen musste aus diesem Grunde vom Anfange an jene *„mystische“* seyn, d. h. das Unendliche musste darin als in und über dem Endlichen waltend angeschaut werden; sie mussten das Göttliche und Irdische in seiner religiösen Einheit und wechselseitigen Durchdringung darstellen oder vielmehr verwirklichen; und wenn im heidnischen Ritual der Mensch sich als alleiniges Naturwesen selbst vergötterte: so musste in der heiligen Feyer eines christlichen Rituals etwas Höheres ausgedrückt und dargestellt werden, als der Mensch, und was er sich selber geben kann. — Im Heidenthum bezogen sich die gottesdienstlichen Rituale ohne Ausnahme auf Erscheinungen des sichtbaren Universums, auf Gegenstände und Bedürfnisse des zeitlichen Lebens. Im Mosaismus

waren sie Darstellungen nationaler Begebenheiten, oder Versinnbildlichungen politisch-theokratischer Maximen, in deren Kreise der Jude sich überall nur als Jude bewegte, ohne darin zur Anschauung eines höheren idealen Lebens in dem Gemüthe und dem Universum gelangen zu können. Beide Ansichten konnten dem neuen christlichen Weltgeist, als einer Offenbarung des Unendlichen und Heiligen, nicht genügen, ja sie waren gänzlich unverträglich damit. Im Christenthum konnten religiöse Institute überall nur dann eine Bedeutung haben und einen Platz finden, wenn sie sich, wie die ganze Religion in ihrer Grundansicht, unmittelbar auf das Innerliche, auf die Wiederherstellung einer beseligenden Vereinigung des Menschen mit Gott durch Glauben und Gnade bezogen, und so die Verwandtschaft und Wiedervereinigung desselben mit der Gottheit unmittelbar darin gefeyert wurde.

Bey dieser Anschauung aber mussten sie nothwendig den eben bezeichneten „mystischen" Charakter erhalten, und so ging denn die höhere religiöse Darstellung der Rituale des Christenthums als *„Sacramente"* oder als solcher Institute, worin die geheimnissvolle Einheit des Göttlichen und Irdischen angeschaut wird, aus dem innersten Geiste desselben von selbst mit mächtigem welthistorischem Einfluss in die neue Welt über. In dieser Vereinigung eines Sichtbaren und eines Unsichtbaren zu Einer göttlichen Handlung wurden die religiösen Institute des Christenthums „Sacramente", und hörten auf blosse gottesdienstliche Gebräuche oder Ceremonieen zu seyn, was die heidnischen und jüdischen bis dahin gewesen waren. Da im Christenthume die Religion sich wieder durch sich selbst erhob; da durch dasselbe die Menschen wieder in innigere Berührung mit der Geisterwelt gesetzt wurden: so mussten auch dessen heilige Gebräuche die Form der „Mysterien" wieder annehmen, wie es in der ältesten Welt gewesen war, und einst wieder seyn wird. — Es ist beynahe unbegreiflich, dass man diess in unseren dogmatischen Lehrbüchern, in unseren Kirchen- und Dogmen-Geschichten so oft übersah, und daher die erhabenen Uransichten der ältesten christlichen Welt von der Taufe und dem Abendmahl, weil man sich solche nicht historisch zu erklären verstand, lieber durch Nachahmung heidnischer Gebräuche, oder auf alle andere Weise zu erklären suchte. Die Ursache hievon lag, wie gesagt, allein darin, dass man von keiner unbefangenen geschichtlichen Construction des Christenthums ausging. Sonst würde man sich leicht haben überzeugen können, dass, wenn das Christenthum von seinem frühesten Ursprunge an, sich auch durch den in seinen äusseren Instituten ausgesprochenen Geist von den Religionsformen der heidnischen Welt durchaus und wesentlich unterschieden habe, diess nichts Willkührliches gewesen sey, sondern dass der innerlich nöthigende Grund von dieser Erscheinung in der welthistorisch-religiösen Richtung des Christenthums, nämlich als einer Offenbarung eines unendlichen und heiligen Gottes, allein richtig aufgefasst und mit Sicherheit nachgewiesen werden könne.

Wenden wir die hier im Allgemeinen vorgetragenen Ideen nun besonders auf das *„Abendmahl"* an: so ist hier die erste Frage: *„Hat sich, im Geist dieser Ideen, die Ansicht von dem Abendmahl in der christlichen Kirche auch wirklich vom Anfange an ausgebildet, und welches war die ursprüngliche, reinchristliche Ansicht von diesem Institute?"* Beynahe sollte man verzweifeln, diese Frage auch nur einigermassen befriedigend beantworten zu können, so viel ist seit Jahrhunderten darüber gestritten worden; und doch ist es, wenigstens nach Rec. Überzeugung, gar nicht so schwer, hier die ursprüngliche, christliche Ansicht aufzufinden. Über die bisherigen Untersuchungen dieser Frage wagen wir zu behaupten, dass man in Ansehung der Zeugen nicht kritisch genau und scharf genug, z. B. nach ihrem Alter, nach ihrem kirchlich-geographischen Gewichte u. s. w., zu Werke gegangen sey. Unser Vf. hat in dieser Hinsicht, bey seiner einmal angenommenen Vorstellungsart vom Abendmahle, gar nichts geleistet; allein dieser Tadel trifft mehr oder weniger selbst auch die neueste Schrift über das Abendmahl von *Marheinecke.* Hier kann natürlich nur eines und das andere ausgedeutet werden.

Berücksichtigen wir zuerst die sogenannten Stiftungsworte des Instituts kritisch genauer: so sprach Christus in jener merkwürdigen Stunde ohne Zweifel weiter nichts, als die bedeutungsvollen Worte: *Nehmet, esset: diess ist mein Leib — trinket, diess ist mein Blut des neuen Bundes. — Das für euch dahin gegeben* (oder gar das harte paulinische, wie *Paulus* in s. Commentar, und nach ihm auch Hr. *St.* zeigt, selbst historisch unrichtige, *gebrochen*), *vergossen, zur Vergebung der Sünde, zu meinem Gedächtniss* — sind offenbar spätere Zusätze Pauli und des Paulinners Lukas. Diess hat *Paulus* a. a. O. Th. III. S. 574 f. befriedigend gezeigt, und es lässt sich noch mehr dafür sagen, wenn es hier aber freylich an Raum gebricht. Welchen Unterschied in der Bestimmung der ursprünglichen Ansicht des Institutes schon diess mache, bedarf keiner Erinnerung. Die beliebte neuere Annahme, welche in demselben nichts weiter, als ein Gedächtnissmahl Jesu erblickt, wird dadurch von selbst aufgehoben.

Diesen bedeutungsvollen Worten Jesu entsprechend, finden wir bey den ersten Christen das Abendmahl als — mysteriöse Handlung, wobey jedem Profanen, wie sich *Augusti* (Dogmengesch. S. 326) ausdrückt, der Zutritt zum Heiligthum versagt wurde, ohne dass jedoch, so viel wir wissen, über das Dogma selbst speculirt wurde.

Im N. T. wird, ausser der Erzählung seiner Stiftung in den drey ersten Evangelien, des Abendmahles namentlich nur von Paulus erwähnt. „Der Genuss der Eucharistie, bemerkt *Schmidt* zu diesen paulinischen Worten (Kirchengesch. Th. I S. 363), war von den frühesten Zeiten an den Christen höchst wichtig und heilig. Wenn es bloss die Absicht des Stifters

gewesen wäre, seine Anhänger durch ein brüderliches Mahl enger mit einander zu verbinden, oder — wenn es bloss die Absicht desselben gewesen wäre, das Andenken an seinen Tod dadurch, dass er ihnen im Brode ein Bild seines Körpers, und im Weine ein Bild seines Blutes gab, in ihre Gedankenreihen so einzuweben, dass es nie ihrem Gedächtnisse entschwinden könne, wenn der Stifter des Abendmahls bloss diese oder jene Absicht gehabt hätte: dann müsste man bekennen, dass dieselbe schon sehr frühe verkannt geblieben sey. Denn was Paulus hier darüber sagt, ist zwar dunkel, verräth aber eine durchaus andere Vorstellung vom Abendmahle."

Erklärt man Joh. VI vom Abendmahle (wovon Rec. die Gründe, welche ihn zu dieser Annahme bestimmen, an einem anderen Orte angeben wird): so muss man gestehen, dass auch bey diesem Evangelium jene Absichten Jesu gänzlich verkannt geblieben wären. (Es ist auffallend, dass ausser jener Stelle bey Paulus, wo der Apostel noch dazu gewissermassen nothgedrungen desselben gedenken musste, des Abendmahles ausserdem keiner Erwähnung weder in seinen Schriften, noch sonst irgendwo im N. T. geschieht; diess ist um so auffallender, da man Pauli hohe Achtung gegen dasselbe aus jener Stelle ersieht, und er mehrmals von der Taufe redet, deren auch Petrus gedenkt. Ist vielleicht selbst dieses Stillschweigen daraus zu erklären, dass man das Abendmahl von seinem Ursprunge an als Mysterium betrachtete? Rec. erklärt sich die Erscheinung mit daraus, dass der Stiftung desselben im johanneischen Evangelium, das, wenn auch seiner wesentlichen Grundlage nach von Johannes selbst herrührend, doch in seiner jetzigen Gestalt ohne Zweifel etwas späteren Ursprungs ist, gerade da, wo man es recht eigentlich erwartet, nämlich nach den letzten liebevollen Gesprächen Jesu, dennoch nicht namentlich gedacht wird.) Auch wirft diese Annahme auf die Erklärung von Cap. VI, in Verbindung mit den unmittelbar vor dem Abendmahle gesprochenen letzten Reden Jesu in diesem Evangelium, Cap. XIII — XVIII, wenigstens nach Rec. Ansicht von diesem Evangelium, ein helleres Licht.

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Hamburg*, b. Perthes: *Das heilige Abendmahl.* 1809. 37 S. kl. 8. (6 gr.)

Diese Schrift hat, wie öffentliche Blätter behaupten, und die in ihr herrschende Sprache und Darstellungsweise zeigt, den liebenswürdigen *M. Claudius* zum Vf., der zwey und drey Jahrzehende hindurch in seinem *Wandsbecker Boten* manches tiefere Wort über Religion und göttliche Dinge zu sagen den Muth hatte. Er hätte seinen Namen nur immer nennen mögen: denn die Schrift macht seinem Geist und Herzen gleiche Ehre. Oder wollte sich Hn. *Claudius* vielleicht deswegen nicht nennen, weil er voraus sah, dass einseitige theologische Stimmführer ihn und sein Buch übel beurtheilen würden? In der That ist Rec. darüber erstaunt, wie befangen und einseitig diese Schrift in mehreren öffentlichen Blättern beurtheilt worden ist. In dem einen wird es dem Vf. in einem witzig seyn sollenden Tone sogar zum Vorwurf gemacht, dass er nicht Theolog von Profession sey, er dürfe daher auch nicht glauben, dass er den heiligen Geist allein empfangen habe u. s. w. In einem anderen wird gesagt, Hr. *Claudius* sey nicht zufrieden, ein halben, er wolle ein ganzer Lutheraner seyn und dgl. Was soll dieses? Woher diese Einseitigkeit? Und passt eine solche Sprache für unsere Zeiten und ihre Bedürfnisse in religiöser Hinsicht? Als die berliner Bibliothek begann, da war sie Mode: aber die Zeiten sind vorüber, und man ist von der oberflächlichen und ideenleeren Verstandesaufklärerey (die als eine, das Tiefere vorbereitende, vorübergehende Erscheinung freylich nothwendig, und in sofern von Nutzen war) zur Wissenschaftlichkeit und einem heiligen Ernst in der Theologie zurückgekehrt. — Gewiss diese anspruchlose Schrift enthält mehr *Ideen*; — und ist die Theologie etwas anderes, als die Wissenschaft der *Ideen?* — als vielleicht in allen gegen sie geschriebenen Beurtheilungen, welche Rec. gelesen hat, anzutreffen sind. Und was endlich, möchte man fragen, hat denn unser herzvoller *Claudius* Übeles gethan, dass man sich so sehr über ihn ärgert? Durchaus nichts, als dass er behauptet, das Abendmahl sey und müsse in der Ansicht seines Stifters etwas Anderes und etwas Tieferes gewesen seyn, als ein blosses *Gedächtnissmahl.* Diess behauptet er einfach, ohne alle Polemik, weil ihm diese Annahme Herzenssache und religiöses Bedürfniss war. Und ist denn diese Behauptung grundlos? Beruht sie vielleicht bloss auf Hrn. *Claudius* Individualität? Nichts weniger, als diess. Sie hat selbst in historisch-kritischer, so wie in psychologischer Hinsicht alles für sich; ja man darf wohl sagen, so gut gewiss, dass das Abendmahl in der Absicht seines Stifters etwas Anderes seyn sollte, als ein blosses Gedächtnissmahl oder die Feyer seines Andenkens. (Selbst *Socin* fühlte diess, und bestimmte deswegen die Worte: *zu meinem Gedächtniss*, in s. System auf eine von der allgemein angenommenen Erklärung abweichende Art. S. *Henke's* N. Magazin B. IV S. 259 f. in der Darstellung des Socin. Lehrbegriffs von *Ziegler.*) Was hier entscheidend ist, ist dieses. Man nehme das Evangelium von Marcus oder das von Matthäus für das älteste, oder wenigstens für *das* Evangelium, welches aus einem aramäischen Urevangelium verfertiget worden ist: beide haben die Worte: *zu meinem Gedächtnisse*, nicht. Hätte sie Jesus gesprochen, wären sie, wie wir gewöhnlich annehmen, Hauptsache des Rituals: so müsste ihrer *hier* nothwendig erwähnt werden. Da er sie aber nicht sprach: so musste das religiöse Institut in dem Sinne Christi ohne allen Zweifel etwas Anderes seyn sollen, als eine blosse Gedächtnissfeyer. Bloss der einzige Pauliner, *Lucas*, setzt die Worte: *zu meinem Gedächtniss*, wovon sich in dem Ur- und den ältesten Evangelien keine Spur findet, in seinem Evangelium noch hinzu. So ist demnach Hrn. *Claudius* Ansicht, der das *Wesentliche* des Instituts aus den eigentlichen Einsetzungsworten: *diess ist mein Leib — mein Blut des N. Testamentes*, zu erklären sucht, auch *kritisch-exegetisch* hinlänglich begründet. Ihm selbst ist diese Bemerkung keinesweges entgangen: doch hätte sie leicht, als in dieser Sache entscheidend, noch bestimmter ausgeführt werden können. Zu bedauern ist, dass das *johanneische* Evangelium die Einsetzung des Abendmahls nicht erzählt. In welchem Sinn und Geiste aber der Vf. desselben die Abendmahlsfeyer angesehen habe, darüber kann dem, der dieses Buch unbefangen studirt, kein Zweifel übrig bleiben. Ungern trennt sich Rec. von diesem schätzbaren Erzeugnisse des nunmehr verstorbenen Vfs., der durch sein reiches und sinniges Gemüth vor vielen Anderen berufen war, über das wahre tiefere Wesen der Religion, sowohl an sich, als in ihren äusserlichen Umgebungen, — den heiligen Ritualen und Feyerlichkeiten des Cultus —, seine Stimme abzugeben.

H. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## THEOLOGIE.

Landshut b. Krüll: *Das heilige Abendmahl.* Von Dr. *Heinrich Stephani* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Die drey ältesten Zeugnisse, zu welchen wir, um die früheste Ansicht von diesem Institut zu erforschen, zurückgehen müssen, sind die von *Ignatius, Justin* und *Irenäus.* Diese drey Schriftsteller sind die wichtigsten, sowohl weil sie die ältesten sind, bey denen wir des Abendmahles erwähnt finden, als auch in kirchlich-geographischer Hinsicht, einer Hinsicht, welche man bis jetzt bey den dogmengeschichtlichen Untersuchungen noch zu sehr vernachlässiget hat. *Ignatius* lebte und wirkte in einer Gegend, von welcher man vorzugsweise anzunehmen berechtiget ist, dass sich daselbst das Christenthum in seinen eigenthümlichsten Urformen ausgebildet habe, und welche in dieser Hinsicht auch wirklich im christlichen Alterthume in besonderem Ansehen stand (Irenäus *adv. Haer.* III. C. 3 §. 2), nämlich in Kleinasien, wo, ausser Paulus, insbesondere Johannes, der allgemeinen Tradition zufolge, lange gelebt und gelehrt hatte. Gewiss sind auch die ignat. Briefe ihrer wesentlichen Grundlage nach als ächt anzunehmen, und von dem höchsten Alter. (Einen Grund für das hohe Alter derselben, auf den bey dieser Untersuchung noch wenig oder nicht Rücksicht genommen worden ist, findet Rec. mit *Münscher*, der diese Bemerkung irgendwo gelegentlich macht (Dogmengesch. Th. I S. 408), besonders darin, dass in ihnen auf die innere Harmonie der einzelnen Gemeinden, aber noch nicht auf die Verbindung mehrerer Gemeinden gedrungen wird, wie z. B. bey Irenäus.) Die Ansicht vom Abendmahl aber, welche wir in diesen Briefen finden, ist ganz von der Art, wie sie sich nach dem oben geschilderten, nicht willkührlichen, sondern welthistorisch-nothwendigen Geiste des Christenthums in diesem Vereinigungsmahle mit Jesu und der übersinnlichen Welt ausbilden musste, nämlich eine *mystische*, in dem oben bestimmten Sinne dieses Worts. Ohne über das Dogma zu speculiren, ist ihm das Abendmahl Sacrament, die Feyer desselben Mysterium. Ignatius nennt dasselbe ein Arzneymittel zur Unsterblichkeit und ein Gegengift gegen den Tod, *um in Christo ewiglig zu leben.* (*Epist. ad Eph.* c. 20. p. 16. *ed. Cot.* Ganz im Geiste von Johannis VI!) Gegen Doketen, oder, wenn es diese zu seinen Zeiten, unter diesem Namen, noch nicht gab, wenigstens gegen Leute, welche die wahre Menschheit Christi in Zweifel zogen, sagt er: Sie enthalten sich der Eucharistie, weil sie nicht bekennen, *dieselbe sey das Fleisch unseres Heilandes Jesu Christi.* Diejenigen, welche also diesem Geschenk Gottes widersprechen, kommen durch ihren Widerspruch um. (*Epist. ad Smyrn.* c. 7. p. 36. Eine wegen ihrer Beziehung auf doketische Vorstellungen, und in sofern I. aus der Abendmahlsfeyer das *wahre Fleisch, die wahre Menschheit Jesu* zu beweisen strebt, noch ganz besonders wichtige Stelle!) *Justin* sagt auf das bestimmteste, dass das Brod und der Trank der Eucharistie kein *gemeines* Brod und kein *gemeiner* Trank sey. Wir empfangen, sagt er in der Apologie an Antonin. Pius, diese Speise nicht wie gemeines Brod, oder wie gemeinen Trank, sondern so wie Jesus Christus, unser Erlöser, zu unserem Heil Fleisch und Blut angenommen hat, so sind wir auch belehrt (diese Vorstellung drückte also die älteste Kirchenlehre aus, wie er derselben war belehrt worden bey seinen Nachforschungen über das Christenthum!), dass die durch die Gebete seinen Aussprüchen gemäss geweihete Speise, wodurch unser Fleisch und Blut durch Veränderung (κατὰ μεταβολὴν) genährt wird, *dieses fleischgewordenen Jesu Fleisch und Blut sey.* Bey *Irenäus* endlich finden wir ganz dieselben Vorstellungen, nur noch mehr ausgebildet, und in bestimmteren Beziehungen angewendet. Er gründet eben so, wie Ignatius und Justin, die Fortdauer des menschlichen Körpers darauf, dass derselbe im Abendmahle mit dem Leib und Blute Christi genährt und vereiniget worden sey, und sagt im Geiste der oben bezeichneten Grundidee des Christenthums recht eigentlich charakteristisch: „So wie das irdische Brod, wenn die Anrufung Gottes hinzugekommen ist, kein *gemeines* Brod mehr, sondern Eucharistie ist, *welche aus zwey Theilen, einem Irdischen und einem Himmlischen, besteht:* so sind auch unsere Körper, welche die Eucharistie geniessen, nicht mehr zerstörbar, sondern haben die Hoffnung der Auferstehung u. s. w." (*Adv. haeres.* IV. 18.)

Die Übereinstimmung dieser drey ältesten kirchlichen Schriftsteller unter sich und mit dem Joh. Evangelium (Cap. VI. XIII—XVIII) in so merkwürdigen,

so eigenthümlichen Ansichten von diesem heiligen Institute, als dem eigentlichen Mysterium des ganzen Christenthums, diese Übereinstimmung mit einer Gleichförmigkeit in Wort und Sache, wie wir sie sonst eben nicht so oft antreffen, ist äusserst wichtig, und muss uns überzeugen, dass wir hier die Uransicht des Christenthums von dieser religiösen Feyer finden. Man erwäge dabey noch Folgendes. Ignatius war ein Freund von Polykarp, dieser, der allgemeinen alterthümlichen Sage nach, ein Schüler Johannis. Die Ächtheit dieses Theiles seiner Briefe wird selbst durch diese Übereinstimmung in einer so eigenthümlichen Vorstellungsart mit den beiden übrigen ältesten historischen Denkmalen, welche des Abendmahls gedenken, bestätiget. Ignatius lebte und wirkte, wie oben bemerkt wurde, in einer Gegend, wo Paulus und Johannes vorzüglich gewirkt hatten, und wo die berühmten Kirchen von Ephesus, Smyrna, Antiochien u. s. w. sich befanden. Bey seinen vielen Reisen, um sich über das Christenthum zu unterrichten (oder die er bey seiner späteren Wirksamkeit vielleicht auch zum Vortheile der Katholiker unternahm!), hatte auch Justin diese berühmten Kirchen kennen gelernt: denn wie sehr man darauf sah, sich an Orten, wo die Apostel gelehrt hatten, zu unterrichten, und in welchem Ansehen die von den Aposteln gestifteten Gemeinen standen, weil man solche als Muster und sichere Aufbewahrerinnen der reinen apostolischen Lehre betrachtete, — diess sagt uns der eine von diesen drey kirchlichen Schriftstellern selbst, nämlich *Irenäus adv. Haer.* L. III c. 4 §. 1. Wenn über irgend eine Frage, sagt er hier, Zweifel entstehen: so muss man bey den ältesten Kirchen, in welchen sich die Apostel aufgehalten haben, die Entscheidung suchen! Namentlich stand, wie uns ebenfalls Irenäus berichtet, besonders die smyrnensische Kirche in dieser Hinsicht in grossem Ansehen. *Adv. Haer.* III c. 3 §. 2. Irenäus stand mit den dortigen Gemeinen nicht weniger in Verbindung, und wahrscheinlich bestand die Gemeine zu Lugdunum in Gallien (Lyon) selbst, wie *Schmidt* (Kirchengesch. Th. I S. 128) gelegentlich bemerkt, grossentheils aus christl. Flüchtlingen aus Phrygien und Vorderasien. — Justin überdiess, was bey dieser Untersuchung äusserst wichtig ist, spricht nicht gelegentlich vom Abendmahl, sondern an einem Ort, in einer Schrift, wo man keine Privatmeinung, sondern die eigentlichste Kirchenlehre erwartet, wo ihm jedes Wort wichtig seyn musste, weil es Folgen haben konnte, wo also die grösste Gewissenhaftigkeit auf Sache und Ausdruck mit Recht vorausgesetzt wird, nämlich — in einer *Apologie* an den Kaiser. Noch interessanter muss uns das, was dieser Schriftsteller als Kirchenlehre vom Abendmahle sagt, erscheinen, wenn wir dabey erwägen, dass die Christen, wie er wohl wissen musste, von den Heiden thyestischer Mahlzeiten beschuldiget wurden, wozu die, hier auf das bestimmteste vorgetragene Lehre von der Theilnahme der Glaubigen am Leib und Blute Jesu so leicht mit Veranlassung geben konnte. Diess Alles macht es mehr als wahrscheinlich, dass wir in diesen drey kirchl. Schriftstellern, in ihrer näheren Bestimmung dessen, was das N. T. darüber sagt, wirklich die *älteste* Ansicht der christl. Offenbarung vom Abendmahle besitzen. In der That war auch die mystische Ansicht, die eben so wenig von einer Transsubstantiation etwas weiss, als ihr Brod und Wein blosse Zeichen des getödteten Leibes und des vergossenen Blutes Christi sind, so ganz im innersten Wesen der neuen Weltreligion gegründet, dass sie ein späterer kirchlicher Schriftsteller — *D. Hieronymi duo Dialogi graeci etc. Altenburgi*, 1772 — noch in einem Zeitpuncte, da die Transsubstantiationslehre sich schon zu entwickeln anfing, in folgender, so viel Rec. weiss, für das Dogma vom Abendmahl noch nicht benutzten Stelle, auf das bestimmteste also vorträgt: — Ὅθεν καὶ πληροφορεῖται ὁ Χριστιανὸς, οὐ ψιλὸν ἄρτον καὶ οἶνον μεταλαμβάνειν, ἀλλὰ σῶμα ἀληθῶς καὶ αἷμα τοῦ υἱοῦ τοῦ Θεοῦ, — πνεύματι ἁγίῳ ἡγιασμένον κ. τ. λ. *Carpzov*, der neueste Herausgeber dieses Schriftstellers, der Presbyter zu Jerusalem war, und wahrscheinlich im fünften Jahrhunderte lebte, macht S. 200 hiebey folgende Bemerkung: *Ceterum cogita qui haec legis, num corporis et sanguinis Jesu Christi veritatem, ac simul quod panis tamen atque vinum in S. Eucharistia retinent suam naturam pristinam: haec cogita, num potuisset vel Lutherus planius exprimere, Hieronymo hoc? Agnovit etiam S. R. Ernesti* (*in Bibl. theol.* T. X p. 191), *verba hujus antiqui patris multum momenti habere etc.* Bemerkenswerth allerdings, aber nicht auffallend, da die älteste mystische Ansicht so nahe lag, bleibt diese seltene Überstimmung; dieser Schriftsteller bestimmt in der That das Wesen des Abendmahles — bis auf das ἀληθῶς, wahrhaftig gegenwärtig u. s. w. — ganz auf dieselbe Art, wie Luther, der ihn gewiss nicht kannte, so viele Jahrhunderte später. Ehrenvoll bleibt es für Luther, dass er, von seinem tiefen religiösen Gefühl geleitet, im Kampfe jener Zeit zwischen den beiden Extremen, der Transsubstantiationslehre und der zwinglischen Ansicht, im Wesentlichen auf die ursprüngliche mystische Ansicht zurückkam und dieselbe in sein dogmatisches System von Neuem aufnahm.

Forschen wir nun nach der Grundidee, welche dieser Uransicht von dem Abendmahle zum Grunde liegt: so ist es keine andere, als die einer unzertrennlichen (mystischen) *Vereinigung mit Jesu*, als dem in's Göttliche wieder zurückgegangenen Oberhaupte seiner Kirche, *und durch ihn mit der übersinnlichen Welt und dem Göttlichen* überhaupt. So war diess Institut recht eigentlich das Mysterium des Christenthums überhaupt und an sich, so wie es durch die Anwendung dieser Idee in ihrer höchsten weltbürgerlich-religiösen Beziehung, als Mysterium aller Religion, zu jeder Zeit gefeyert werden kann. Auf diese Art wurde diess Mahl im eigenthümlichsten Sinne zugleich auch ein *Bundesmahl* des neuen Glaubens, nämlich ein Bundesmahl der innigsten Vereinigung des Glaubigen mit seinem Oberhaupte und der unendlichen Welt.

Denn darin stimmt Rec. mit Hn. *St.* überein, dass

man das Abendmahl auch aus dem Gesichtspuncte eines *Bundesmahles* ansehen sollte, worauf der Vf. *Alles* in vorliegender Schrift zurückführt. Aber eben darum müssen in dieser Feyer natürlich auch die Grundideen des neuen Bundes, dessen Siegel und Mysterium dieses Institut zu seyn bestimmt war, deutlich ausgesprochen und gefeyert werden. Hr. *St.* bemerkt selbst, dass das Abendmahl, seiner Natur nach, eine das *ganze* Christenthum umfassende Idee ausdrücken müsse. Hätte er diesen Gedanken unbefangen verfolgt: so würde er weniger einseitig geblieben seyn; denn einseitig ist doch mehr oder weniger Alles, was er über die eigenthümlichsten Lehren des Christenthums von der höheren Natur Jesu, der Versöhnung u. s. w., zum Theil in sehr absprechender Sprache, sagt, wie er, als ein einsichtsvoller Schriftsteller, leicht selbst einsehen wird. Die Grundansicht der neuen Welt, worin die Glorie des Christenthums im Gegensatz der alten Welt aufging, war die Verkündigung des Unendlichen in seiner Verbindung mit dem Endlichen. Diese Idee wurde in dem Abendmahle, als einer mystischen Verbindung mit Jesu und der übersinnlichen Welt, gefeyert, — zwar so viele Jahrhunderte hindurch in mannichfachen kirchlichen Verdämmerungen, zum Grunde aber lag sie der Ansicht desselben *vom Ursprunge an.* Denn in der alten Welt hätte eine ähnliche Feyer, da der Mensch in geheiligter Speise am Übersinnlichen und Himmlischen Theil nimmt, überall auch nicht einmal in der Idee Statt finden können. — Hier eröffnet sich, und wenn auch erst in dämmernder Ferne, eine schöne Aussicht zur Einführung, oder vielmehr zur Wiederbeselung einer allen christlichen Confessionen gemeinschaftlichen religiösen Feyer im Abendmahle oder der Messe, wie sie dem menschlichen Geiste überhaupt, und abgesehen von kirchlicher Confession und zufälligen Namen, ein Bedürfniss ist. Alle bestimmteren kirchlichen Ansichten müssen sich im Laufe der Zeiten bey der Feyer dieses Instituts verlieren, und in die darin liegende höchste Idee der Verbindung des Göttlichen und Irdischen und unserer daraus entspringenden Verpflichtung, dem Ewigen und Heiligen zu leben, auflösen. Werden Abendmahl oder Messe einmal aus diesem Gesichtspuncte gefeyert: so erscheint die Feyer derselben, in der höchsten Aufgabe aller menschlichen Erkenntniss gegründet, nicht bloss als Fest des Christenthums, oder gar wohl nur dieser oder jener Confession, sondern als Feyer der Religion überhaupt und an sich, kurz als religiöse Weihe des Gemüths für das Höchste, was die Vernunft zu erkennen, das Herz zu fühlen im Stande ist. — Man sage daher nicht, dass die wahre Würdigung des Abendmahles in der Transsubstantiationslehre gänzlich untergegangen sey. Wie dürfte man diess auch annehmen! Dunkel lag auch dieser, bloss als Dogma gewürdigten Lehre jene höchste Idee zum Grunde, und so sprach sie denn den heiligsten Geist des Christenthums im Gegensatz der früheren Welt mit einer Kühnheit aus, und behauptete sich Jahrhunderte hindurch mit einem Aufgebot von Scharfsinnigkeiten und einer Consequenz, dass es unsere Bewunderung erregen muss. Vergeistigen wir dieses allerdings ungeheuere Dogma zu einer Idee: so erblicken wir auch darin eine Veranschaulichung der höchsten Lehre des Christenthums von der Einheit des Sichtbaren und Unsichtbaren zur heiligenden Weihe des zeitlichen Lebens als eines Lebens in Gott. Wie Schwärmerey und Frivolität sich auch in einzelnen Momenten der Geschichte dagegen auflehnen mögen: — es ist durchaus im Geist des Christenthums, dass so der Glaube das wirklich und wahrhaftig Göttliche im Menschen erblicke; dass so der sinnlichen, wie der geistigen Gewissheit genug geschehe; und dass so die Einheit des göttlichen und des menschlichen Wesens in einem Mysterium angeschaut werde, das den Inhalt aller Religion an sich erschöpft und ausspricht, und Alles, was Mensch heisst, zu seiner Feyer vereiniget.

Nun zum Beschluss dieser Anzeige noch Eine Bemerkung! Eine allgemeine kirchliche Feyerlichkeit, worin sich alle christlichen Parteyen vollkommen mit einander zu vereinigen vermögen, welcher die allgemeinsten religiös-weltbürgerlichen Ideen zum Grunde liegen, welche, indess sie auch dem sinnlichen Anschauungsvermögen auf eine würdige Art durch heilige äusserliche Schönheit Genüge leistet, den Geist ergreift, das Gemüth erhebt, das Leben heiligt, weiht, verschönert: — eine solche kirchliche Feyerlichkeit ist ein wahres Bedürfniss. Wie oft muss diess nicht besonders bey öffentlichen Veranlassungen, bey gemeinschaftlichen Dankfesten, woran Mitglieder verschiedener Confessionen Theil zu nehmen verpflichtet sind u. s. w., gegenwärtig empfunden werden! — Weder die Messe, noch weniger das Abendmahl, wie es in den protestantischen Kirchen gefeyert wird, sind jedoch von der Art, dass sie diesem Bedürfniss vollständig abzuhelfen vermögen. Aber die höchsten Ideen zu einer solchen Feyer liegen in diesem heiligen Institute des Christenthums für aller Zeiten Zeiten, die nur einer neuen Beseelung bedürfen, damit der Christ darin die reinste Weihe des wirklichen Lebens nach allen seinen verschiedenen Zuständen, in Leid und Freude, in Bitte und Dank, in einzelnen, wie in allgemeinen Angelegenheiten, mit frommem, das Irdische heiligendem Sinne feyern möge. Die unmittelbare Beziehung alles Endlichen auf das Unendliche und Heilige, als dem Princip aller Religion, ist in diesem Ritual gegeben.

H. II.

LANDSHUT, b. Weber: *Jesus der göttliche Lehrer.* Erster Jahrgang, zweyter Band, erstes bis drittes Heft. 1811. S. 221 — 408. 8. (1 Rthlr.)

Rec. ist der erste Band dieser periodischen Schrift nicht zu Gesichte gekommen, und da dieselbe, wie aus dem Umschlage erhellt, eine Fortsetzung derjenigen ist, die unter dem Titel: *Deutschlands Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert*, schon fünf Jahre bestanden hat, muss er hinzufügen, dass auch diese früheren Jahrgänge ihm ganz unbekannt geblieben sind. Er ist aber auch gar nicht begierig, irgend etwas von denen zu lesen, die zu dieser Zeitschrift Bey-

träge geliefert haben mögen. Den Zweck des Herausgebers bey dieser Fortsetzung kann man leicht aus Vergleichung des alten und neuen Titels errathen. Er will dadurch den Glauben bewirken, dass eine gewisse Art der Aufklärung oder dessen, was von Einigen mit grossen Lobpreisungen dafür ausgegeben wird, dem Christenthum entgegen, und in diesem das wahre Licht des Verstandes gegeben sey; allein viele Abhandlungen des vorliegenden Bandes sind diesem Zwecke ganz fremd, und er kann durch keine derselben erreicht werden, da keine die Meinungen beschreibt, denen eigentlich entgegengewirkt werden soll, und keine eine gründliche Belehrung enthält. Zu dem jetzigen Titel passen die allerwenigsten. Nur von zwey Aufsätzen ist zu ersehen, wie sie hieher kommen. Der Eine ist überschrieben: *Jesus der Sündenvergeber*; der andere: *der Tod Johannes* (des Täufers). Sie scheinen in den früheren Heften schon Vorläufer gehabt zu haben; die zweyte ist hier noch nicht vollendet, und es stehen noch mehrere ähnliche zu erwarten. Aber wes Geistes Kinder sind sie? Erzählungen des Neuen Testaments werden darin theils in einer eigenen, nicht eben genauen und richtigen Übersetzung, theils in einer Paraphrase mitgetheilt. Und wie geschieht das Letztere? Bald wird die Scene dichterisch ausgemalt, indem Umstände hinzugesetzt werden, die entweder der Vf. selbst oder ein alter Legendenschreiber ersonnen hat; bald werden auch Erläuterungen aus der alten Geographie und Geschichte angebracht. Wofür soll man solche Machwerke nehmen? Als wahr kann unmöglich, soll auch wohl nicht einmal, Alles gelten; schön erzählt, erbaulich soll es seyn; aber es ist weder das Eine, noch das Andere, und wenn es Beides wäre, so sollte doch der Vf. Ehrfurcht vor der biblischen Einfalt und Wahrheit gehabt haben, die er so ganz bey Seite gesetzt hat. Katholische Leser, die mit der Bibel wenig bekannt sind (und für diese schrieb doch der Vf.), werden glauben, der Vf. habe allein aus dem N. T. geschöpft, und wunderliche Vorstellungen von diesen heiligen Urkunden erhalten.

In einem anderen Aufsatze, der schon in einem früheren Hefte angefangen war, soll das Zwergfell erschüttert werden (1 Heft S. 161): Pater *Kochem's* (der Vf. schreibt auch *Chochem*) Dankaddresse an unsere Philosophen. Der Ton eines mit Unverstand witzig seyn wollenden Kapuziner's ist hier allerdings sehr richtig getroffen; aber diejenigen, welche darin bespöttelt werden sollen, werden dabey nur, voll Mitleiden mit dem Vf., die Achseln zucken. Eine weitläuftige Abhandlung, die durch alle drey Hefte geht und noch fortgesetzt werden soll, betrifft die Musik überhaupt, besonders die Kirchenmusik; mehrere sagen etwas über den Zustand der Baukunst und anderer schönen Künste in Baiern (wer sollte dergleichen nach dem Titel hier erwarten?), und in der letzten, die hier schon 70 Seiten einnimmt, aber, wenn der angedeutete Plan mit gleicher Weitschweifigkeit ganz ausgeführt wird, wenigstens noch zwanzigmal so lang werden muss, sollen die neueren Philosophen, die der Vf. lieber Sophisten genannt wissen will, und auf die er sehr schmählt ohne sie oder ihre Meinungen deutlich zu beschreiben, von welchen er aber Nachtheil für das Christenthum befürchtet, durch Anführungen aus der Geschichte der Philosophie widerlegt werden, welches der Vf. für das leichteste und sicherste Mittel hält, sie zum Verstummen zu bringen. Wie sehr er in dieser Geschichte bewandert sey, kann man daraus schliessen, dass er eine Erzählung als ganz glaubwürdig anführt, nach welcher *Pytagoras* (so schreibt der Vf.) einem Kaiser Leo gleichzeitig erscheint S. 354; und als Beyspiel des Tons, in welchem er schreibt, mag Folgendes gelten, S. 350: „Aus welcher Quelle schöpfen sie diese ihre absurden Behauptungen? Sie sagen, aus der Vernunft; das wäre mir noch weniger, als eine Hunds- aber keine menschliche Vernunft; oder S. 351: „Unsere falschen Aufklärer sind also im Sinne des Herrn Grosspapa (wer dieser seyn soll, ist schwer zu ersehen, man muss auf *Sokrates* rathen) keine ächte Weisen, sondern die grössten Thoren, *id, quod erat demonstrandum*. Das Beste der Menschheit liegt dieser Natternbrut der Pharisäer zwar immer auf der Zunge und ihrer spitzigen Feder, nie aber in ihren gegen alles Gute verpanzerten Herzen." Welch ein Philosoph der Vf. sey, ergiebt sich schon daraus, dass er in die Definition des Thoren setzt: *der seinen Zweck verfehlt*, welches doch auch dem Weisesten unter den Menschen begegnen kann, und gewiss auch dem Vf. dieser Abhandlung, wie dem Herausgeber dieser Monatsschrift, begegnet ist und begegnen wird, über deren Weisheit oder Thorheit Rec. sich übrigens alles Urtheils enthalten will. Provincialismen, deren unzählige vorkommen, und Sprachfehler, auf die man auch zuweilen stösst, wollen wir weiter nicht rügen.

Dfr.

## KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *München*, b. Lentner: *Neues Monatsblatt für katholische Literatur.* I Jahrgang 1—4 Heft. 1813. 264 S. II Jahrgang 1 und 2 Heft. 1814. 150 S. 8. (1 Rthlr. 5 gr.) Diese Vierteljahrschrift ist eine Fortsetzung des Augsburger Monatsblattes für die neuere katholische Literatur, welches schon seit 1802 fortgedauert hat, nach einem etwas erweiterten Plan. Ein Theil derselben enthält, wie schon der Titel erwarten lässt, Recensionen und kurze Anzeigen katholisch-theologischer Schriften, zu deren Lobe wir Manches sagen könnten, wenn diess hieher gehörte. Ein Theil wird durch Nachrichten von einigen würdigen katholischen Theologen, die kürzlich verstorben sind, z. B. D. *Anton Michl*, *Marian Dobmeyer*, interessant. Ein dritter Theil endlich enthält Abhandlungen, von denen aber einige, z. B. *Johannes von Müller* über die Reisen der Päpste, schon anderswo gedruckt gewesen sind, auch Fragmente aus grösseren Schriften, z. B. aus *Göthe's* Leben, welche den Herausgebern für ihre Leser nützlich scheinen. Der Geist, der in dieser Zeitschrift herrscht und verbreitet wird, ist milde, fromm und verständig. Mehr von ihr zu sagen wird nicht nöthig seyn.

Dfr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## ARCHAEOLOGIE.

Rom, b. Mori: *Alcuni bassirilievi della Grecia* descritti e publicati in otto Tavole da *Eduardo Dodwell*, membro onorario dell' academia Romana di archeologia e della società pelasgica di Parigi. 1812. Num. I. VIII S. Fol.

Gegenstände, Zeichnung und Stich dieser acht Platten sind von der Art, dass sie die vortheilhafte Erwartung, die man von dem grösseren Werke des Herausgebers über seine Reise in Griechenland hat, rechtfertigen; und auch die in den kleinen Raum von acht Folioseiten zusammengedrängten Bemerkungen sind kenntnissreich und schätzbar. Doch sind sie weniger bedeutend in Beziehung auf die verschiedenen Stile der Bildnerey vor der Zeit des Phidias, als den Gesichtspunct, unter dem, nach der Zueignung an Le Chevalier, die kleine Zusammenstellung gefasst ist, wie zur Erklärung der einzelnen Werke. Die Verschiedenheit des Stils giebt die Zeichnung selbst am besten zu erkennen; die Unterscheidung desselben durch das Kunstgefühl, und der Ausdruck durch Worte, in so weit sie es zu bezeichnen fähig sind, können gegenwärtig nicht mehr als ein eigenthümliches Verdienst angesehen werden. Glücklich, wer so vorzügliche, herrliche Stücke, an denen sich der erworbene Geschmack bewähren und üben kann, neu in die Kunstwelt einzuführen und gleichsam aus seinem Eigenthum einen kleinen Cyclus aufzustellen vermag, der die wesentlichsten Übergänge und Entwickelungen einer merkwürdigen Kunstzeit in sich schliesst. Noch feinere Unterschiede, eine mannichfaltigere Reihenfolge und viele andere lehrreiche und anziehende Vergleichungen würden sich ergeben, wenn man die anderen sonsther bekannten wichtigsten Denkmäler aus dieser alten Zeit in gleicher kunstgeschichtlicher Absicht mit den hier mitgetheilten zusammenstellen wollte.

Taf. 1. Das erste dieser merkwürdigen Basreliefe ist über der Hauptthüre der Akropolis zu Mykenä, welches Strabon als bis auf die letzte Spur vernichtet angiebt, da doch Pausanias später noch vorhandene Gebäude beschreibt; eben so wie Livius von verschiedenen Städten in Italien *sine vestigiis* redet, wovon doch noch grossartige Trümmer vorhanden sind, die vor seiner Zeit erbaut wurden. Es stellt vor zwey langgestreckte Löwen, welche die Vorderfüsse auf das Fussgestell einer kleinen Säule mit einem viereckten Aufsatz setzen. Die Köpfe sind abgestossen; der Stein gleicht dem grünen ägyptischen Basalt. Diese Arbeit, die Pausanias kyklopisch nennt, ist der Vf. sehr geneigt für ägyptisch zu nehmen. Er glaubt, dass nach der Vertreibung der Inachiden die Beliden ägyptische Künste nach Argolis eingeführt haben, dass diesen ausser den Löwen das Thor der Akropolis und die unterirdischen Kammern oder Schatzkammern des Atreus (Paus. 2, 16) zuzuschreiben seyen, die sich durch Grösse der Steine und Regelmässigkeit der Zusammenfügung von den aus ungleichen Vielecken errichteten Stadtmauern des Perseus unterscheiden. Die noch ganz erhaltene Kammer habe noch besondere charakteristische Zeichen ägyptischer Bauart. Demnach wird auch die Bedeutung der Löwen bestimmt, die so wenig, wie die phallischen Sinnbilder an den Thoren und Mauern von Alatri und einigen anderen griechischen Städten in Italien, bloss zur Verzierung dienten. Der Löwe scheint die Hieroglyphe der Nilüberschwemmung und der daher entstehenden Fruchtbarkeit zu seyn. Der lernäische See überschwemmte zuweilen die Ebene von Argos, wie noch jetzt, indem seine Gewässer, die am Fusse eines Hügels entspringen, aus verschiedenen noch vorhandenen Quellen gewaltsam hervorbrechen. In Argos sind noch viele Statuen von Löwen übrig geblieben; in Attika, der anderen ägyptischen Kolonie, gleichfalls. Bekannt sind die beiden nach Venedig von dort gebrachten; ein sehr grosser steht am Fuss des Hymettus, der so wie der pireäische vermuthlich λέων κρηνοφύλαξ (Pollux 8, 9) war. Einen fand der Vf. unter den Trümmern der attischen Stadt Aixone, ganz im Stil der mykenischen, die denen auf gemalten Vasen, namentlich auf einer korinthischen im Besitz des Vfs., und auch einigen ägyptischen Löwen in Rom gleich sehen. Sollten also nicht ägyptische Anpflanzer diess Sinnbild hieher versetzt haben, wie ägyptische Künstler nach Pausanias 4, 32 in Messene und Sparta Statuen bildeten? Damit wird die schwankende und spielende Deutung verknüpft von der Hydra, als See, dessen verheerende, also gar nicht mehr nilartige, nicht zurückzudämpfende Quellen Herakles eingedämmt habe, wie er denn überhaupt auf eine besondere Weise Vorsteher der Seen, Flüsse, Brunnen und warmen Bäder gewesen sey, den Pheniossee in Arkadien

ausgetrocknet, den Lauf des Acheloos umgewandt, und in Nemea, dessen Ebene, nach den Muscheln und dem Lotos, woraus zum Theil die umgebenden Berge bestehen, in uralten Zeiten sicher unter Wasser gewesen, den Löwen der Überschwemmung gebändigt und in Schranken gewiesen habe. Sonst könnten auch die Löwen, meint der Vf., das Schildzeichen des Agamemnon, wenn sie ihm bey Paus. 5, 19 als solches zukommen, und die Säule in der Mitte sein berühmtes Scepter vorstellen. Das letztere wenigstens ist sicherlich falsch gemuthmasst.

Taf. 2. 3. 4. Eine Brunnenmündung aus weissem Marmor, in Korinth noch jetzt, nur nicht in einem Tempel, wie ehemals, zum alten Gebrauch dienend, und daher sehr abgerieben, in sehr niedrigem Relief und im archaistischen Stil; und zwar „augenscheinlich älter als das bekannte capitolinische Puteal und ohne dessen ganze Anmuth, Zierlichkeit und Vollkommenheit in der Ausarbeitung.“ In Griechenland sah der Vf. von diesem Stil sehr wenige Werke; ein Basrelief und einige kleine Statuen aus gebrannter Erde bey Hn. Fauvel in Athen. Die in dem Tempel des Zeus Panhellenios auf Ägina gefundenen Statuen (die nunmehr der Kronprinz von Baiern angekauft haben soll) sind darin gearbeitet, und vielleicht Kallons Werk. Was von demselben in Italien gefunden wird, leitet der Vf. von den griechischen Künstlern her, die Demaratus mit nach Italien gebracht haben soll, und von dem Kunstraub des Mummius und Lucullus. Das schöne korinthische Puteal hat zehn Figuren, die nicht, wie auf manchen ähnlichen Werken, bloss eine durch irgend eine Rücksicht bestimmte Anzahl und Vereinigung von Göttern zu seyn, sondern sich auf eine bestimmte Handlung zu beziehen scheinen. Mit Recht, nach Rec. Dafürhalten, vermuthet der Vf., dass diess die Aussöhnung des Apollon und Herakles seyn möge. In ihrem Streit um den Dreyfuss begleiteten nach einer Gruppe bey Pausanias 10, 13 den ersten Leto und Artemis, den anderen Pallas. Auf unserem Relief ist der Symmetrie wegen oder in irgend einer sinnbildlichen Bedeutung auch dem Herakles eine zweyte Göttin beygegeben. Der Vf. nennt sie wegen ihrer majestätischen Haltung Here; die tiefe ihr angemessene Gürtung würde diess bestätigen, wenn sie nicht auch an einer anderen Figur desselben Werks vorkäme. Dass beide Götter, Herakles in der Mitte beider Göttinnen, Apollon den seinigen voran, gegen einander zuschreiten, zeigt, wenn auch in ihrer Haltung, nach der Beschränktheit dieses Stils in der Hinsicht, gar nichts weiter ausgedrückt seyn sollte, hinlänglich, dass auf ein Verhältniss zwischen ihnen das ganze Werk berechnet sey. Dazu ist die dritte Abtheilung (wenn man bloss nach dem inneren Zusammenhang abtheilen darf, wo keine äusseren Sonderungen sind), so dass sie mehr als Zugabe und Erweiterung, wie als selbstständig nothwendig, erscheinen muss. Hermes nämlich, mit den Flügel vorstellenden Haken- oder Sporen an den Füssen, die er auch auf verschiedenen Münzen und Gemmen und auf anderen Reliefen hat, geht, in der Richtung des Apollon; hinter Artemis und Leto drey Göttinnen in langer Tunica, mit knappem in Schwalbenschwänze gefälbeltem Peplos, die in naher Verbindung stehen. Die erste und zweyte reichen sich die Hände und sehen sich an, die dritte legt ihre Hand auf den Arm der vorhergehenden. Die erste und die dritte haben noch Brust- und Arm-Bedeckung von jenem geriefelten, wellenartigen Stoffe, während der mittleren Tunica mit anliegenden Ärmeln versehen ist. Bey dieser fällt der Peplos vom Kopf abwärts (die Köpfe der beiden anderen sind verstossen), und sie ist in der Mitte des Leibes, die hinterste aber schräg über die eine Schulter unter dem anderen Arm hin gegürtet. Der Vf. nennt die letzte, weil bey ihr durch das Gewand die Nacktheit deutlich durchblickt, und weil ihre Bewegung etwas Eiteles hat, Venus, und die beiden anderen, die ihr aber nicht schicklich vorangehen würden, die beiden Grazien, Auxo und Hegemone oder Kleta und Phaenea, und verknüpft sie unter der Bedeutung des Freundlichen und Günstigen mit dem Verhältniss beider Götter. Hiebey ist nur nicht bedacht, dass jene alten athenischen und spartischen Grazien dem Namen nach einen ganz anderen Sinn hatten, ob sie gleich unter den weiten Begriff des Holden und Werthen gleichfalls eingehen. Eher könnte man an die drey Grazien im Tanze denken. Rec., wenn er nicht im Gefühl der geringen Kenntniss, die wir, fast nur aus Pausanias und einigen wenigen verlorenen Spuren, von den besonderen religiösen Vorstellungen und Gebilden dieses Zeitalters haben, zweifelhaft wäre, würde eher an die drey Horen denken, und in dieser Verknüpfung sich zu der sinnbildlichen Auslegung dieses Streites und dieser Aussöhnung neigen, an die Visconti im *Musée Français* des *Robillard-Peronville Livr.* 42 gedacht hat. Dass Werke dieses Stils eine tiefgesuchte Deutung und ein sinnreiches Philosophiren im Sinne der ungereiften Weltanschauung zulassen, darf man als sicher annehmen. Der Vf. bezieht auf diesen Stil die Schilderung des Kanachos von Cicero im Brutus, und des Kallon und Hegesias durch Quinctilian 12, 10, und setzt zwischen ihn und die Myrone, Polyklete u. s. w. den Kalamis als Mittelstufe.

Taf. 5. 6. Drey hocherhabene Bruchstücke vom Theseustempel zu Athen, die besterhaltenen, die der Vf. daran fand. Sie sind im grossen heroischen Stil, und zeigen, dass die Bildnerey fast zu der Vollkommenheit gelangt war, die nach dem Jahrhundert des Phidias nie übertroffen, noch erreicht wurde. Sie wurden wenige Jahre vor den Werken dieses grossen Künstlers ausgeführt. Denn der Tempel, den sie schmücken, wurde unter dem Archon Apsephion Ol. 77 errichtet, nämlich wahrscheinlich bald nach der Versetzung der Gebeine des Theseus nach Athen, Ol. 74, 4 nach *Dodwell de vet. Gr. et Rom. cycl.* 3, 34, vgl. *Corsini* 3, 159. Der Stil ist kräftiger und heroischer noch, als die schönen Werke des Parthenon, und die Bewegungen so mannichfaltig als in dem panathenäischen Aufzuge. Diese Zeichnungen sind entzückend schön. Der Vf. schreibt sie dem Maler und

Bildhauer Mykon zu, obgleich Pausanias in Aufzählung seiner Arbeiten im Theseustempel γράφειν gebraucht. Er nennt Theseus, der einen Kentauren tödtet; und von der Lapithenschlacht sieht man eine Gruppe an dem Fries über den Anten der Vorhalle. Alle Basreliefe an diesem Tempel waren, nach genauer Besichtigung des Vfs., wie auch von denen des Parthenon Millin behauptete, gemalt. Die Bewaffnung ist vergoldet, die Kleidung allgemein grün, blau oder roth, was die Lieblingsfarben dieses Volks zu seyn scheinen. Der Vf. sah in Griechenland einige andere bemalte Marmorreliefe, und Bildchen aus gebrannter Erde; andere Beyspiele führt Ackerblad *sopra due laminette di bronzo* an. (An einigen Statuen in Charlottenburg haben die Köpfe noch Zeichen der ehemaligen Färbung. Von mehreren anderen ist es bekannt.) Pausanias könnte also, nach seiner bekannten Übereilung und Kürze, die zusammengesetzte Ausführung dieser Reliefe nur mit dem einen Wort γράφειν bezeichnet haben. Wegen der von ihm genannten Gegenstände, die sich jetzt nicht mehr finden, vermuthet der Vf., dass die glatten Metopen an den drey übrigen Seiten blos gemalt und mit diesen angefüllt waren, während die Hauptseite gemalte Reliefe hatte.

Taf. 7. Zwey herrliche Stücke von dem Fries über den Anten der Westseite des Parthenon, die zu dem panathenäischen Festzug gehören, dem schönsten, ausgedehntesten und mannichfaltigsten Gegenstande, der vielleicht je von griechischen Künstlern ausgeführt wurde.

Taf. 8. Bruchstück von ganz gleicher Art und Werth, und wahrscheinlich auch von dem Fries eines Tempels, das die Familie Giustiniani aus Griechenland, und von ihr der Maler Camuccini erhielt.

Beachtenswerth ist die Schlussbemerkung: „Die Bildhauerey an den Tempeln der Griechen hatte die Wirkung zum Ziel; der glühende und gespannte Geist der griechischen Künstler liess sich nicht zu den ins Kleine gehenden Regeln der Proportion herab. Bey sorgfältiger Betrachtung entdeckt man Mängel und Nachlässigkeiten in der Bildnerey des Theseustempels, des Parthenon, des Thurms der Winde und des Denkmals des Lysikrates; aber auf diese Geringfügigkeiten darf man nicht achten, wenn das Ganze zusammen dermassen schön ist. Die Köpfe der Menschen und der Pferde sind im Allgemeinen gross. Die Pferde haben jetzt noch in Griechenland, und vorzüglich in Thessalien, die Bildung, die man auf den alten Denkmälern bemerkt. Ich ward überrascht durch die Ähnlichkeit des Stils zwischen der Bildhauerey des Parthenon und den berühmten Gruppen von Monte Cavallo; doch ist eine augenscheinliche Ungleichheit des Talents in den Arbeiten dieses Tempels, die sich leicht erklärt. An einem Werk von solcher Grösse, ausgeführt in so wenigen Jahren, mussten wahrscheinlich die meisten athenischen Bildhauer helfen: denn wie könnte man annehmen, dass Phidias oder irgend ein einzelner Künstler, ausser seinen anderen grossen und zahlreichen Werken, 1500 römische Palmen, mit Einschluss der beiden Frontons, woran kolossale Statuen sind, der Metopen, die unter natürlicher Grösse hocherhaben verziert sind, und des Frieses um die Cella in niederem Relief, Bildarbeit ausgeführt hätte? denn so viel ungefähr war an diesem einzigen Tempel, was eine grosse Vorstellung von dem Geschmack und dem Einfluss des Perikles, dem Reichthum Athens und dem blühenden Zustande der Künste in dieser Zeit der Feinheit und des Luxus giebt. Und doch ist diese überraschende Pracht von Pausanias kaum angegeben, der nur der beiden Gegenstände an den Frontons leichtweg gedenkt, ohne zu sagen, ob sie gemalt oder in Marmor waren, und die Kentauren- und Lapithen-Schlacht an den Metopen und die Panathenäen rings um den äusseren Fries der Cella ganz übergeht. Nicht zu verwundern ist es, wenn er nicht über den weit weniger grossen und reichen Theseustempel in regelmässige Beschreibung eingeht; und so überrascht wir durch seine Beschreibung der prächtigen Werke sind, die in den drey Bildkünsten zu seiner Zeit in Griechenland waren: so können wir dennoch gewiss seyn, dass er viele herrliche Gegenstände ausgelassen hat, vielleicht durch die Sättigung und Gleichgültigkeit, die ein zu grosser Überfluss natürlich hervorbringt. In Ansehung der athenischen Burg freylich könnte er über die Meisterwerke auch darum so leicht weggegangen seyn, damit er nicht wiederholte, was Heliodor in seinen funfzehn und Polemon in vier Büchern über diesen Ort allein geschrieben hatten."

W—k.

NEAPEL: *Lettera del Marchese Francesco Maria Berio in dilucidazione di un vaso Etrusco* diretta a S. Eccellenza *Giuseppe Capece Latro Arcivescovo di Taranto*, Consigliere di Stato, Ministro del Interno e Presidente della Società reale. 1808. 100 S. 8.

Manche archäologische Abhandlungen haben blos das Verdienst, die Zeichnung irgend eines alten Kunstwerks in die Welt zu bringen, dem leichten Blatt zu einer wohlverwahrenden Mappe zu dienen. So ist es mit dieser, wodurch wir mit einer der selteneren Vasen bekannt werden, die eine bestimmte Handlung ausführlicher darstellen, und einen besonderen, mit dem bacchischen Wesen nicht in Verbindung stehenden Gegenstand behandeln. Sie ist im Besitz des geistvollen Erzbischofs von Tarent, wenn er anders, nachdem er seine auserlesene Sammlung griechischer Münzen neuerlich an den Hof abgetreten, seine übrigen schönen Sachen aus dem Alterthum jetzt noch für sich beybehält. Die Erklärung möchte Einem, der sich unterhalten wollte, das räthselhafte Gemälde zu deuten, schwerlich in irgend einem Punct auf die rechte Spur helfen. Ihr Verfasser zeichnet sich in einer Stadt, wo nur so wenige Menschen einigen Sinn für die alten Merkwürdigkeiten haben, wovon ein so grosser Überfluss dort ist, durch grosse Liebhaberey zu dergleichen aus, und hat Kenntnisse, die in Neapel und in seinem Stande noch seltener sind, indem er in einer grossen Menge gelehrter Bücher nachzuschlagen

und nachzusuchen weiss, und sogar die griechischen Verse, die er anführt, grossentheils selbst übersetzt: aber etwas Unerklärtes und Schwieriges wird er wohl niemals erklären, so unglaublich verfehlt und verkehrt sind die Bemühungen, die er hier angestellt hat.

Auch Rec. versteht die auf zwey Tafeln wohl gezeichnete Vase durchaus nicht. Auf der Vorderseite sitzt mitten ein junges Weib auf einem Stuhl, und singt zu einer fünfsaitigen unten ganz zugespitzten Laute. Hinter ihr steht ein bärtiger Mann, mit grossen Flügeln, den Mantel auf den Schultern geschnallt, eine Lanze in der Rechten und in der Linken eine sehr kleine unbesaitete Laute; vor ihr ist eine Gruppe von drey Personen. Ein geflügelter Jüngling oder eher Mädchen, mit aufgeschürztem Kleide, deutet mit dem Finger unten auf ihre Laute; ein bärtiger Alter hält ihr eine vorn ausgezackte, gedupfte Binde vor, und auf den Füssen der beiden, und nach dem Alten zugewandt, von der Sängerin also abwärts, steht ein ganz nackter, flügelloser Knabe, der Amor seyn könnte. Die Rückseite enthält einen Altar, worauf die Flamme brennt. Über ihn ragt von den Knieen an, so dass sie also hinter dem Altar nicht bis auf dem Boden stehen könnte, ob man gleich auch nichts von Kniebeugung sieht, eine geflügelte weibliche Figur in ärmelloser Tunica, eine Opferkanne in der Rechten, und mit dem linken Zeigefinger auf die Flamme zeigend. Am Altar steht ΑΗΛΟΣΙΑ. Die Buchstaben sind deutlich zu sehen und richtig gelesen, wie sich Rec. selbst überzeugt hat, der sie mit dem Besitzer zu der Zeit, als sie gestochen wurde, mehr als einmal genau untersucht hat. Die Figur schaut nach ihrer rechten Seite, wo eine hohe weibliche Gestalt mit Opferkanne und grossem Stabe, so wie auf der anderen Seite ein eingemäntelter Alter mit dem Reisestabe steht. Der Vf. sieht in dieser Sängerin Sappho, und wendet ihre ganze bekannte Geschichte an, um das Ganze und alles Einzelne zu deuten. Ob er nun gleich behauptet, dass Sappho selbst ihm erschienen sey, und den unruhigen Schlaf, den sein Erklärungseifer ihm verursacht, durch eine vollständige Offenbarung und Unterhaltung, die durch das ganze Machwerk zieht, gelohnt habe: so ist doch keiner seiner Einfälle und Spizfindigkeiten nur einer kleinen Gegenbemerkung werth. Eben so hat in Hinsicht der Zusammenstellung und Deutung der Nachrichten der Alten über die Sappho, die man ein Leben der Sappho nennen könnte, wie viele ähnliche fast eben so schlechte Versuche, nach dem Durchlesen Rec. keine weitere Verpflichtung, und auch das Durchlesen werden sich selbst diejenigen, denen dieser Gegenstand ganz besonders wichtig ist, ersparen dürfen. Das Wort αηλοσια nimmt der Vf. als Antwort, welche die unglücklich Liebende im Tempel der Juno Cinxia erhalten habe, an den Altar geschrieben, wie an dem des Amonn Fragen und Orakel angeschrieben wurden, Paus. *Eliac.* p. 416, und zwar als Anfangsbuchstaben der folgenden Worte:

Απολλωνος Ηθος Λευκας ΟΣΙΑ
*Apollinis domicilium Leucate expiatio.*

Sie solle sich nämlich den Tod geben. Über diese Albernheit ist wiederum nichts zu sagen; nur ist zu bemerken, dass Alles, was von Siegeln der Alten angeführt ist, hieher nicht passt. Bekannte und kurze Formeln, wie κελεύσει βουλης, Titel, Namen, wurden durch Anfangsbuchstaben ausgedrückt, zwey oder auch mehrere hinter einander (vorzüglich auf Münzen; auf Vasen ist kein Beyspiel). Aber nicht jede beliebige Rede. Harduin hatte das Wort κοινον auf Münzen mit ähnlichem Unsinn behandelt, und Neumann (*Populorum et reg. n. vet. in.* p. 128) sich die Mühe genommen, ihn ernsthaft zu widerlegen. Zwey andere Erklärungen werden angeführt: die eine von Hn. Pezzetti S. 69: ΑΗλοσια, *tempestatis expiatio*; die andere in einem Nachtrag, von Hn. Ancora, welcher aussagt, ΑΗΛ sey aeolisch, die Aspiration nachgesetzt, sey es aus einer nicht ungewöhnlichen Nachlässigkeit der Vasenmacher, sey es durch Quinct. I, 5 gerechtfertigt; ΑΛ aber verkürzt, wie ἅλιος, nach Strabo (VIII *P.* 364 *ed. Paris.* 1620) in ἅλ, Sol und Apollo gleich viel, ὁσία endlich *expiatio.* Auch über diess Wort weiss Rec. nichts Wahrscheinliches; doch vermuthet er, dass es eher der Name eines Festes, als einer Person oder Göttin seyn möge. Hosia als Göttin kommt nach der Vermuthung eines berühmten Archäologen auf Marmorwerken vor; aber hier scheinen diese Sylben doch mit αηλ in Eins zu gehören.

W—k.

## KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Die schwarzen Augen*, Kleinigkeit von *Friedrich Laun.* 1814. 220 S. 8. (20 gr.)

Die intrigante kleine Hofzunft, worein der Vf. seinen Helden hier im Anfang als Leibhusaren aufstellt, erregt weniger Unterhaltung, als Widerwillen; Cabalen der allerkleinlichsten Art, an einem allerkleinsten Hofe, haben in ihrer Niederträchtigkeit selten etwas ächt Lächerliches, indem sie alles Bessere im Menschen empören; und der talentvolle Vf. dieser Erzählung hat dem Gegenstande keine neue und interessante Seite abgewonnen, das Ganze aber mit Recht eine Kleinigkeit genannt, worin auch die Verhältnisse etwas bunt durcheinandergeworfen sind, so dass man eine Vermischung von Familiarität und knechtischem Wesen unter den vorkommenden Personen bemerkt, die sie vollends ganz um alle Haltung bringt. Es fehlt zwar an einzelnen getroffenen Momenten nicht; doch glaubt man sich berechtigt, von dem Vf. *mehr* zu fodern.

—us.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *MATHEMATIK.*

1) Leipzig, b. Kühn in Commiss.: *Mauricii de Prasse Institutiones analyticae.* 1813. XVIII und 332 S. 4. (5 Rthlr. 8 gr.)

2) Paris, b. Courcier: *Traité élémentaire de Calcul différentiel et de Calcul intégral*, par *S. F. Lacroix.* Deuxième édition, revue et corrigée. 1806. XII und 600 S. 8.

Diese beiden Schriften sind so ziemlich für dieselbe Classe von Lesern bestimmt, und ihre Verfasser setzten sich, einzelne Abweichungen abgerechnet, ungefähr denselben Zweck vor; wir werden daher füglich die Beurtheilung beider mit einander verbinden können. Der Vf. von Nr. 1 bestimmt die Classe von Lesern näher, denen er sein Buch widmet; es sind diejenigen, die entweder zuerst sich eine Übersicht der gesammten Analysis zu verschaffen, oder auch das schon umständlicher Erlernte, in einer gedrängten Darstellung sich vergegenwärtigen wollen; und diesen glaubt er desto nützlicher zu werden, je mehr er aus den vorhandenen analytischen Werken das Nützlichste in der Kürze zusammengedrängt habe.

Wir werden suchen die ähnlichen Abschnitte beider Bücher mit einander zu vergleichen, und müssen daher mit dem ersten Buche von Nr. 1, welches *von den bestimmten Grössen* handelt, anfangen, indem Nr. 2 diese Lehren voraussetzt und sich sogleich zu dem wendet, was bey Hn. *v. P.* in den folgenden zwey Büchern vorkömmt

Nr. 1. Der Vf. setzt blofs die Lehren der gewöhnlichen Zahlen-Arithmetik voraus, und fängt deſshalb hier mit der Buchstabenrechnung an, deren erste Elemente sehr kurz und auf keine sonderlich ausgezeichnete Weise im 1 Cap. gelehrt werden. Die beiden folgenden Capitel handeln von Ausziehung der Wurzeln und Auflösung der Gleichungen; letzteres sehr kurz, Das 4 Cap. handelt den binomischen Lehrsatz für ganze Exponenten ab. Die Capitel 5 bis 11 geben einen kurzen, aber schönen Abriss der Operationen der combinatorischen Analysis. Wir würden diese Darstellung noch brauchbarer gefunden haben, wenn der Vf. die Elemente nicht durch Buchstaben, sondern, so weit es irgend möglich war, durch Zahlen dargestellt, und auch wenigstens die Classen bey den verschiedenen Operationen durch mehr unterscheidende Kennzeichen ausgezeichnet hätte; denn die grossen lateinischen Buchstaben, die das eine Mal *obliquae* und das andere Mal *rectae* seyn sollen, sind gar zu leicht der Verwechselung unterworfen. Übrigens enthalten diese Abschnitte: 5tes Cap. *Von den Combinat. Variationen*, d. i. von den sämmtlichen, aus gegebenen, wiederholbaren Elementen darstellbaren Verbindungen zu ein, zwey u. s. w., welches die verschiedenen Classen giebt. Hier wird auch $(a+b+c+++)^n$ durch diese Variationen gefunden. Dann geht der Vf. zu den Permutationen, als solchen Variationen über, die blofs in der Ordnung der Elemente verschieden sind. Die Formirung der verschiedenen nach der Ordnung einander folgenden Permutationen wird sehr gut gezeigt; nur scheint es uns, dafs dem Anfänger die Sache an Zahlen, deren Ordnung ganz bestimmt ist, und bey denen wir schon gewohnt sind, an einen von der Stelle abhängigen Werth zu denken, hier passender wären. Doch diese Bemerkung betrifft nur etwas Ausserwesentliches. 6 Cap. *Von den Combinationen oder denjenigen Verbindungen der Elemente, wo die Elemente in bestimmter Ordnung einander folgen.* Es sind also nur diejenigen Verbindungen aus der Tafel der Variationen hier aufgeführt, die nicht dieselben (in jener nur permutirten) Elemente enthalten. Hier wird aus dem Werthe von $\frac{1}{(1-\alpha x)\,(1-\beta x)\,\ldots\ldots\,(1-\gamma x)}$, dessen Bestimmung sehr gut gelehrt wird, die Anzahl der aus n Elementen möglichen Combinationen bestimmt; — aber es scheint uns, als ob man dieses Letztere lieber unmittelbar aus der Natur der Sache herleiten sollte, und allenfalls eine Darstellung, wie die hier gewählte, nur gebrauchen, um an einem schon bekannten Resultate die Anwendung jenes Satzes zu zeigen. 7 Cap. *Combinationen ohne Wiederholung der Elemente.* Relation zwischen ihnen und den Comb. mit Wiederholung. 8 Cap. *Variationen zu bestimmten Summen.* Hier werden die Elemente nach ihrer Ordnung als das erste, zweyte u. s. w. betrachtet, und gleiche Summe heisst hier, wenn einerley herauskömmt, wenn man den Elementen den Werth unterlegt, der ihrer Ordnungszahl entspricht. Hier werden die Potenzen $(ax+bx^2+cx^3++)^m$ und $(1-(ax+bx^2+cx^3+++))^{-1}$ gesucht und in Zeichen der combinator. Analysis dargestellt. 9 und 10 Cap. *Combinationen mit und ohne Wiederholung zu*

*bestimmten Summen.* Entwickelung von $\frac{1}{(1-axy)(1-bxy^2)(1-cxy^3)\ldots}$; von $(1-(ax+bx^2++))^{-1}$, und $(1+axy)(1+by^2x)(1+cy^3x)\ldots\ldots$

11 Cap. *Von den Involutionen der Zerfällungen.* Des Vfs. Erklärung §. 72 wird wohl den, der der Sache noch nicht kundig ist, schwerlich befriedigen. Der Vf. zeigt übrigens recht gut, wie *alle* Verbindungen zu einer bestimmten Summe aus bestimmten Elementen gefunden werden, wenn man nicht mehr nur die zu einer bestimmten Classe gehörigen Verbindungen abgesondert zu haben verlangt. 12 Cap. *Von den continuirlichen Brüchen.* Nur die leichtesten Sätze. 13 Cap. *Von arithmetischen Reihen.* Nach einer kurzen Darstellung dessen, was über die arithmetischen Reihen der ersten Ordnung zu sagen ist, nimmt der Vf. sogleich die allgemeine Form einer Reihe der $m$ten Ordnung, zeigt, wie ihr allgemeines Glied und ihre Summe gefunden wird, was für Reihen man erhält, indem man zweyer Reihen mit gleichem Index bezeichnete Glieder zu einander addirt oder in einander multiplicirt. Alles dieses wird völlig allgemein an Reihen unbestimmter Ordnung rechnend dargethan, welches bey der Kürze, die der Vf. sich zum Gesetze gemacht hatte, unstreitig die zweckmässigste Methode war; von dem Lehrer, der seinen Vortrag an die Sätze dieses Buches anreihen wollte, möchte nun freylich noch manche Erörterung, besonders eine Darlegung in Worten, wie dieser und jener Satz aus der Natur der Sache folge, nachzutragen seyn. — Dieser Abschnitt enthält endlich noch eine gründliche Anleitung zur Interpolation der arithmetischen Reihen jeder Ordnung. 14 Cap. *Von den Zahlengleichungen.* Diese Lehre schliesst sich hier der Lehre von arithmetischen Reihen an, und manche Sätze, z. B. wenn schon Grenzen für eine Wurzel bekannt sind, diese Wurzel in engere Grenzen einzuschliessen, werden ganz auf jene Lehre gebaut. Dieser Abschnitt, in welchem ausser den ganz gewöhnlichen Methoden auch die Bestimmung der Wurzeln durch continuirliche Brüche gelehrt wird, ist mit mehreren Beyspielen ausgestattet, als wir sonst bey dem Vf. gewohnt sind. Am Schlusse wird noch gelehrt, wie man aus einer gegebenen Gleichung eine andere bildet, deren Wurzeln die Differenzen der Wurzeln der ersteren sind, und wie man mit Hülfe dieser Untersuchung zur Entdeckung der Anzahl der unmöglichen und der gleichen Wurzeln einer Gleichung geleitet wird.

Diese Abschnitte machen den Inhalt des ersten Buches aus, dessen Reichhaltigkeit in Vergleichung gegen seine geringe Grösse nicht abzuleugnen ist. Ob aber, wie doch des Vfs. Absicht war, Jemand, der zu allererst sich mit der Analysis bekannt machen will, diesem gedrängten Vortrage gut werde folgen können, scheint Rec. zweifelhaft: vielmehr glaubt er, dass ein Lehrer, der seine Vorträge an diese Darstellung des Vfs. anreihen will, noch überaus viel zu erläutern, und besonders oft auf den eigentlichen und natürlichen Ursprung der Sätze aufmerksam zu machen haben werde. In Rücksicht der Anordnung der Sätze müssen wir noch bemerken, dass wir gewünscht hätten, manche Sätze, z. B. alle Entwickelungen der Potenzen von Polynomien mehr an einer ausgezeichneten Stelle beysammen zu finden. Sie kommen allerdings vor, aber der Leser wird nicht genug an ihre Wichtigkeit erinnert, wenn er sie hie und da, gleichsam Beyspiels halber oder als gelegentliche Anwendung, eingeschoben findet.

Das 2te Buch: *von den Functionen.* 1 Cap. *Umformung der Functionen;* Zerfällung der Bruchfunctionen, Umkehrung der Reihen u. s. w. 2 Cap. *Von den Logarithmen.* Ausser der Darstellung des Logarithmen durch die zugehörige Zahl und umgekehrt dieser durch jenen, wird auch Log. $(1-(\alpha x+\beta x^2+\gamma x^3++))$ zu finden gelehrt und das Product $(1-ax)(1-bx)(1-cx)\ldots\ldots$ in eine Reihe entwickelt. Die Darstellung hat uns nicht in dem Grade befriedigt, wie es wohl anderswo, namentlich in *Thibauts* allg. Arithm., der Fall war. 3 Cap. *Die Erhebung eines Polynomii auf Potenzen, deren Exponenten Zahlen jeder Art seyn mögen.* Der Beweis des binomischen Lehrsatzes für Bruch-Exponenten wird hier auf die Lehre von den Logarithmen gegründet. Dort nämlich hat der Vf. umständlich bewiesen, dass Log. $(1+x)^u = u$. Log. $(1+x)$ sey, für jeden, selbst transcendenten oder unmöglichen Werth, den man für $u$ setzen mag. Setzt man nun $(1+x)^u$ unbestimmt $= 1-(\alpha x+\beta x^2+\gamma x^3++)$: so geben die schon bekannten Logarithmen beider Grössen einen doppelten Reihen-Ausdruck, durch deren Vergleichung sich die Binomialcoefficienten finden. Cap. 4. *Von den Reihen, die aus Entwickelung gebrochener Functionen entstehen.* Hier kömmt die Betrachtung der geometrischen Progressionen, die Summirung der Reihe, deren $n$tes Glied $= \frac{b+nd}{c.m^n}$, und a. vor; dann wird gezeigt, wie jedes Glied einer zurückkehrenden Reihe aus den vorigen Gliedern mit Hülfe der Coefficienten, die im Nenner des ihre Summe ausdrückenden Bruches vorkommen, bestimmt; wie aus dem gegebenen Gesetze der Reihe ihre Summe bestimmt wird. Das 5 Cap. verweilt sehr kurz bey der *Methode, die Summe einer Reihe indirect zu finden,* nämlich dadurch, dass man eine von $n$ abhängige Form für die Summe von $n$ Gliedern annimmt, und nun überlegt, dass $(n-1)$ in dieser Form gesetzt eine um den Werth des $n$ten Gliedes verschiedene Summe geben muss. Äusserst kurz werden Cap. 6 *die unbestimmten Aufgaben* abgehandelt. Die Abschnitte 7 bis 9 betreffen *die Differentiirung.* Der Vf. schliesst sie an die Bestimmung der Differenzen an, und lehrt die Differentialquotienten als Grenzen betrachten, denen das Verhältniss der Differenzen sich bey geringer Zunahme der Grundgrösse nähert; die Grössen $dx$, $dy$ selbst, sagt er, bezeichneten keine Grössen, so wenig als das Wurzelzeichen eine Grösse

bedeute. Wir müssen gestehen, dass diese Vergleichung uns nicht gefällt, und dass die Schwierigkeit in der Darstellung der Differentialrechnung dadurch gar nicht gehoben oder erträglicher gemacht wird. Außer den bekannten Operationen des Differentiirens und den Anwendungen zu Auffindung der Größten und Kleinsten, zu Zerfällung der Brüche u. s. w. kommen hier einige allgemeine Anleitungen zu Benutzung des taylorschen Theorems und einige schwierige Entwickelungen von Functionen vor. Über die höhere Differentiale wird wenig gesagt; der Grund, weswegen bey ihrer Auffindung ein Differential als beständig angenommen wird, ist gar nicht erwähnt, und Mehreres übergangen, was wohl hieher gehörte. Die *Anwendungen auf die Interpolation der Reihen* im 10 Cap. sind schätzbar, aber (wie freylich manches andere Capitel) für Anfänger etwas schwer.

Wir wollen jetzt, ehe wir den Inhalt des dritten Buches von Nr. 1 angeben, über die Darstellung der Differentialrechnung in Nr. 2 das Wichtigste erwähnen. *Lacroix* Vortrag ist viel wortreicher als der Vortrag des *Hn. v. Prasse*; auch ist er nicht in die Form von Theoremen, Problemen u. s. w. gebracht, sondern gleicht einem fortlaufenden Vortrage, in welchem nur die wichtigen Sätze, die sich als Resultate finden, durch verschiedene Schriftzeichen ausgezeichnet sind. Er fängt mit Betrachtung der Grenze, welchem das Verhältniss der Differenzen der Function und ihrer Hauptgrösse sich nähert, an, und bemerkt dann, dass diese Differenzen beym Verschwinden das Verhältniss wirklich haben, welches jene Grenze ausdrückt. Die Regeln zu Bestimmung der Differentiale und die Gründe, wesshalb man Producte derselben weglässt, werden auf die ganz gewöhnliche Art abgehandelt; indess leitet er die Formel $d.x^n = n.x^{n-1}.dx$ nicht durch den binomischen Lehrsatz ab, sondern aus der Betrachtung, dass $\frac{d.(u.t.s)}{uts} = \frac{du}{u} + \frac{dt}{t} + \frac{ds}{s}$ sey.

Die höheren Differentiale werden bloss so abgeleitet, dass man ja $\frac{du}{dx}$ als Function von x betrachten und aufs Neue differentiiren könne; wobey man dx als beständig betrachten dürfe. Uns scheint es, als ob man hier auf die Ungleichheit der ersten Differenzen, und wie sich daran diese Lehre anknüpft, aufmerksam machen sollte. — An diese Sätze reihet sich der Beweis des binomischen und des taylorschen Lehrsatzes; — letzterer ist bey Hn. *v. Pr.* besser geführt.

Wir wollen nicht bey den Differentialen transscendenter Functionen verweilen, deren Auffindung zum Vortheil der Lernenden hier an einer Reihe von Exempeln gezeigt wird. Dagegen müssen wir doch einige Bemerkungen machen über den Abschnitt von der Differentiirung der Gleichungen, die zwey veränderliche Grössen ungetrennt enthalten. Der Anfang dieses Abschnittes hat uns nicht gefallen: denn der Leser wird versucht, hier ein Geheimniss zu suchen, welches gar nicht vorhanden ist. Wenn in der Gleichung $V = o$, x und y als Function eine von der anderen vorkommen: so wird, wenn y durch x ausgedrückt und dieser Werth in die Gleichung $V = o$ gesetzt wird, allerdings eine „Gleichung hervorgehen, die zusammengesetzt ist aus lauter Functionen von x, die für jeden Werth von x sich aufheben, indem ja diese Grösse x unbestimmt bleiben soll.“ — Wieviel verständlicher wäre dieses gewesen, wenn man sogleich gesagt hätte, es komme eine völlig identische Gleichung heraus! Dieses wäre selbst dem Anfänger in der Algebra sogleich einleuchtend, statt dass er wahrscheinlich hier immer denken wird, es sey von viel tieferen und ihm unbekannten Dingen die Rede. Übrigens ist diese Lehre und insbesondere die Vielfachheit der Werthe des $\frac{dy}{dx}$, wenn y in der Hauptgleichung mehr als einen Werth haben kann, sehr gut abgehandelt und mit Beyspielen erläutert. Die Eliminirung der beständigen Grössen durch die Differentialgleichungen kömmt hier ebenfalls vor. Dann sucht der Vf. die unbestimmte Potenz und den Logarithmen eines Polynoms; lässt sich aber gar nicht auf Bestimmung eines allgemeinen Gliedes, oder darauf ein, wie man sich eine vollkommene Übersicht der Regeln, die auf jedes Glied passen, verschaffen könne, sondern ist zufrieden, nur die ersten Glieder dargestellt zu haben.

Nach den Regeln zu Bestimmung der Grössten und Kleinsten und der Werthe von Functionen, die $\frac{o}{o}$ zu werden scheinen, folgen nun die Anwendungen auf krumme Linien, die sehr umständlich abgehandelt werden.

Der Vf. benutzt die Theorie der Curven zuerst, um noch Einiges zu Begründung der Differentialrechnung zu sagen, und so holt er Einiges nach, was man in den früheren Abschnitten mit Recht vermisste. Es sey ein *analytisches Factum*, sagt er, dass jede Function eine Grenze für das Verhältniss ihrer Änderungen zu den Änderungen der Hauptgrösse habe, und diess lasse sich am besten in geometrischen Betrachtungen nachweisen u. s. w.

Die Bestimmung der Tangente und Normale wird sehr vollständig gezeigt, auch aus der allgemeinen Gleichung für die Lage der Tangente hergeleitet, wie man den Berührungspunct bestimmt, wenn ein anderer Punct gegeben ist, durch welchen die Tangente gehen soll, oder ähnliche Voraussetzungen erfüllt werden sollen. Auch die folgenden Untersuchungen über vielfache Puncte, Spitzen u. s. w. sind lehrreich abgehandelt, und besonders die Exempel sehr passend gewählt; dennoch scheint es uns, dass der Anfänger noch einige Fragen aufwerfen wird, die vollständiger und ausdrücklich beantwortet werden sollten, z. B. warum der anscheinend $= \frac{o}{o}$ werdende Werth von $\frac{dy}{dx}$ dadurch gefunden wird, dass man bis zu dem mten Differentiale fort differen-

tiirt, wenn $\frac{dy}{dx}$ m verschiedene Werthe erhalten muss. Ebenso auch, wie der Werth $\frac{d^2y}{dx^2} = \infty$ einen Wendungspunct andeutet, welches §. 79 nicht aus der Natur der Sache nachgewiesen wird.

Die Lehre vom Krümmungskreise und der Evolute wird etwa auf folgende Weise abgehandelt. Wenn an der zu betrachtenden Stelle der Curve x und y die Coordinaten sind: so soll hier für den Krümmungskreis der Werth von x, y, $\frac{dy}{dx}$, $\frac{d^2y}{dx^2}$ derselbe seyn, wie bey der Curve, und hiedurch werden in der allgemeinen Gleichung für den Kreis $(x-\alpha)^2 + (y-\beta)^2 = \gamma^2$, die beständigen Grössen bestimmt, wenn man aus dieser Gleichung und ihren beiden ersten Differentialausgleichungen die Werthe derselben vermittelst x, y, $\frac{dy}{dx}$, $\frac{d^2y}{dx^2}$ ausgedrückt sucht. So ergiebt sich der Ort des Centrums und der Halbmesser des Krümmungskreises für jeden Punct der Curve. Diese Betrachtung ist sehr genügend durchgeführt, und zugleich das Nöthige über die mehr oder minder genaue Berührung zweyer Curven erwähnt. Von transscendenten Curven, mit deren Betrachtungen sich hier die geometrischen Anwendungen schliessen, kommen nur die logarithmische, die Cycloide und einige Spirallinien vor.

Von der Veränderung, welche eine Differentialgleichung von höherem Grade erleidet, wenn man ein anderes erstes Differential als beständig voraussetzt, handelt *Lacroix* umständlicher, als *v. Pr.* Die Differentiale solcher Functionen, welche von mehreren Veränderlichen abhängen, werden hier zwar etwas umständlicher als in Nr. 1 betrachtet, aber im Wesentlichen ist in Nr. 1 eben nichts übergangen, was sich hier fände. Was von krummen Flächen und doppelt gekrümmten Curven gesagt wird, ist sehr kurz gefasst; indess wird die Bestimmung der Tangente, die Bestimmung der Ebene, in welcher ein bestimmter unendlich kleiner Bogen liegt, die Bestimmung der auf diesen Bogen senkrechten Normal-Ebene für Linien von doppelter Krümmung gezeigt, und eben so ist für krummen Flächen die Lage der Tangential-Ebene und der Normal-Linie ganz allgemein bestimmt.

Die Lehren der Integralrechnung machen das 5te Buch von Nr. 1 und ungefähr das zweyte Drittheil von Nr. 2 aus; wir werden hier bequem beide Werke fortgehend mit einander vergleichen können. Wir übergehen die ersten Abschnitte, welche die bekannten Regeln für die Integration algebraischer Differential-Formeln enthalten. Auffallend ist, dass Nr. 1 mehrere Beyspiele aus Nr. 2 geborgt hat, da es doch so leicht war, andere zu wählen. Nr. 2 schaltet hier Manches ein, was wohl an eine andere Stelle gehörte, vorzüglich die Vergleichung der Kreisfunctionen mit unmöglichen logarithmischen Ausdrücken und die Auffindung der trinomischen Factoren.

Unter den Differential-Formeln, die logarithmische Grössen enthalten, erwähnen zwar beide Schriftsteller der Formel $\frac{dz}{\text{Log. } z}$, beide geben eine Reihe für das Integral an; aber keiner erwähnt die Schwierigkeit, die man bey Darstellung des Integralwerthes findet, obgleich schon Euler hierauf aufmerksam machte. Dass Hr. *v. Pr.* bey dieser Function nicht wenigstens Soldners Abh. erwähnt, ist höchst auffallend, wenn auch Bessels Arbeit über diesen Gegenstand vielleicht ihm noch unbekannt seyn durfte; aber überhaupt scheint er fast einzig *Lacroix* Leitung zu folgen, in dessen Werke übrigens Alles weit umständlicher abgehandelt ist.

Die Differential-Formeln, in welchen Kreisfunctionen vorkommen, übergeht Nr. 1 gänzlich, weil sie als aus geometrischen Betrachtungen abstammend in einem reinen System analytischer Lehren keinen Platz schienen finden zu können. Dass Nr. 2 auch hier die wichtigsten Formeln auflöst, und viele brauchbare Reihen-Entwickelungen mittheilt, haben wir kaum nöthig anzuführen, da in der That alle Abschnitte sich durch diese Reichhaltigkeit empfehlen.

Im nächsten Abschnitte handeln beide Schriftsteller die genäherte Bestimmung eines nicht genau zu findenden Integrals ab, wenn man nämlich durch Bestimmung der Differentialquotienten das Integral zwischen Grenzen, die einander nahe sind, findet, oder auch sich der bernoullischen Reihe bedient. Nr. 2 ist hier zwar wieder ausführlicher, aber Nr. 1 enthält alles Wesentliche sehr genügend.

Von Quadraturen, Rectificationen und Cubaturen enthält Nr. 2 das Nothwendige.

Über die Trennung der Veränderlichen, die Kennzeichen der Integrabilität von Differentialgleichungen des ersten Grades, die Bestimmung des Integrals der für sich integrabeln Gleichungen kömmt Alles, was man hier erwarten kann, in Nr. 2 ziemlich vollständig vor; ferner auch die Ursache, weswegen ein Multiplicator zu Herstellung der Integrabilität dienen kann, wie man ihn in gewissen Fällen findet, und was für Überlegungen man müsste durchführen können, wenn er in jedem Falle sollte gefunden werden.

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

## FORTSETZUNGEN.

*Winterthur*, b. Steiner: *Die Knabengesellschaft.* Eine Jugendschrift. Herausgegeben von *Jakob Hottinger*, *dem jüngern.* Zweytes Bändchen. 1814. 196 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. vom 1ten Bändch. Jahrg. 1813. No. 256.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## MATHEMATIK.

1) Leipzig, b. Kühn: *Mauricii de Prasse Institutiones analyticae* u. s. w.

2) Paris, b. Courcier: *Traité élémentaire de Calcul différentiel et de Calcul intégral*, par *S. F. Lacroix* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Da die Lehren von Integration der Differentialgleichungen der höheren Grade in den gewöhnlichen Lehrbüchern meistens nur kurz oder fast gar nicht vorkommen: so wird es wohl von einigem Interesse seyn, anzuführen, was man bey diesen beiden Schriftstellern findet. Wir werden für jetzt dem Inhalte von Nr. 2 folgen, und nachher allgemein das Verhältniss von Nr. 1 zu diesem Werke in Beziehung auf die folgenden Abschnitte angeben.

Hr. *L.* geht in einer sehr passenden Folge die Differentialgleichungen durch, für welche allgemeine Integrationsregeln möglich sind, doch unterbricht er diese Untersuchungen zuweilen durch allgemeinere Betrachtungen, auf welche die Resultate jener Integrationen leiten. So z. B. giebt ihm die Auflösung der Gleichung $(1 + dy^2)^{\frac{3}{2}} = a \frac{d^2 y}{dx^2}$ Anlass, den Beweis zu führen, dass jede Differentialgleichung der nten Ordnung n verschiedene nächste Integrale habe, oder n Differentialgleichungen der n—1ten Ordnung gebe, aus denen man allenfalls durch Elimination eine Gleichung zwischen den Hauptgrössen finden könne. Es wird vollständig gelehrt, wie man Formeln, in welchen $\frac{d^n y}{dx^n}$ als Function von $\frac{d^{n-1} y}{dx^{n-1}}$ oder auch als Function von $\frac{d^{n-2} y}{dx^{n-2}}$ gegeben ist, auflöst. Dann geht der Vf. über zu den Gleichungen, die man etwas unpassend linearische genannt hat, und die er richtiger als: von der zweyten Ordnung und vom ersten Grade, bezeichnet. Er zeigt, wie die allgemeine Gleichung $d^2 y + P dy dx + Q y dx^2 = R dx^2$ sich auf eine andere von ähnlicher Form, in welcher das Glied $R dx^2$ fehlt, zurückführen lässt, beschränkt seine Untersuchung aber fast allein auf den Fall, da in der letzteren die Coefficienten beständige Grössen sind. Es wird dann gezeigt, wie ähnliche Betrachtungen bey Gleichungen höherer Ordnungen Statt finden, wofern sie nämlich in Beziehung auf die abhängige Grösse vom ersten Grade sind; auch wird *d'Alemberts* Methode, sie, wenn die Coefficienten beständig sind, aufzulösen, umständlich entwickelt.

Die Näherungs-Auflösungen mit Hülfe von Reihen übergehen wir. Von besonderen Auflösungen der Differentialgleichungen, d. i. solchen Werthen der veränderlichen Functionen, welche der Differentialgleichung Genüge thun, ohne in dem vollständigen Integrale enthalten zu seyn. Man findet Werthe, welche der Differentialgleichung entsprechen, ohne Integration, wenn die partiellen Differentialquotienten gleiche Factoren haben: aber von diesen wird hier nicht umständlich geredet, sondern von einer zweyten Art besonderer Auflösungen. Diese haben darin ihren Ursprung, dass es sich, wenn man die dem vollständigen Integral beyzufügende beständige Grösse als Function der veränderlichen Grösse x betrachtet (deren Function die zweyte veränderliche Grösse y ist), ereignen kann, dass der ihr Differential begleitende Coefficient verschwindet; dieser Werth, welcher den Coefficienten von d C verschwinden macht, führt zu einer solchen besonderen Auflösung. Hr. *L.* handelt umständlich über diesen Gegenstand, und erläutert ihn auch bey Gelegenheit der nun folgenden geometrischen Untersuchungen durch ein sehr passendes Beyspiel. Diese geometrischen Untersuchungen, welche die Bestimmung von Curven betreffen, für die eine durch Differentialgleichungen ausgedrückte Bedingung gegeben ist, sind etwas zu kurz, und gewiss würde der Anfänger gern mehrere Betrachtungen der Art hier finden.

Über die Differentialgleichungen, welche mehr als zwey veränderliche Grössen enthalten, möchte man etwas mehr Ausführlichkeit wünschen. Es werden bloss die Bedingungen der Integrabilität angegeben, aber keine Beyspiele und weiteren Erläuterungen mitgetheilt. Eine besondere Behandlung des Falles, wo den Bedingungen der Integrabilität nicht Genüge geschieht, folgt späterhin, und dort wird sehr gut gezeigt, wie man diese Fälle anzusehen habe.

Über die Integration der Gleichungen, welche partielle Differentiale enthalten, wird zwar viel Schätzbares gesagt; doch scheint es uns, als ob für Anfänger nicht das Licht über diese Materie verbreitet sey, dessen man bedürfen würde, um mit einigem Vertrauen in vorkommenden Fällen an eine Anwendung dieser Lehren zu denken. Alles ist zu sehr in allgemeinen Darstellungen abgehandelt, und dadurch wohl Blicke in die Natur dieser Untersuchungen er-

öffnet, aber zu Weniges speciell ausgeführt, um den davon zu machenden Gebrauch zu erläutern. Dieses gilt auch von der Bestimmung der bey der Integration hinzukommenden Functionen, welche durch die weitere Ausführung des in der Note angegebenen Gedankens viel deutlicher hätte werden können.

Alle diese Abschnitte, sofern sie nicht etwas Geometrisches enthalten, welches Hr. *von Prasse* nicht in seinen Plan aufgenommen hatte, hat dieser in Nr. 1 fast ganz wie *Lacroix* abgehandelt, ja man könnte vielleicht unwillig darüber werden, überall nur das hier zu finden, was man auch in Nr. 2 findet, völlig so, als ob es dem Vf. von Nr. 2 abgeborgt wäre. Indess lässt sich doch wohl Einiges sagen, um Hn. *v. Pr.* Bemühen in ein besseres Licht zu stellen. Nach seinem Zwecke, nur das Wichtigste kurz und mit einiger Vollständigkeit darzustellen, glaubte er wohl, eben nicht mit Unrecht, dass er in den mitzutheilenden Sätzen sich am besten an *Lacroix* Auswahl halten dürfe, und machte (wie die öftere Anführung des Werkes von *Lacroix* zeigt) keinen Anspruch auf Erweiterungen oder neue Ansichten. Er erwarb sich aber dennoch ein grösseres Verdienst, als das eines blossen Übersetzers, indem er den ganzen Vortrag in die schulgerechte Form brachte, und jeden Hauptsatz genau aufstellte, und mit einem strengen Beweise unterstützte. Und dieses scheint uns etwas nicht ganz Unbedeutendes zu seyn, indem durch die strenge Form die Aufmerksamkeit bestimmter auf den gehörigen Punct gerichtet wird, und so die ganze Untersuchung (zumal bey manchen Sätzen) an Klarheit gewinnt, und zugleich sich als gründlicher und überzeugender darstellt. Obgleich also das 3te Buch der *Institutiones analyticae* sehr wenig Eigenthümliches enthält: so darf man doch den Vf. nicht tadeln, dass er es den sehr gut dargestellten Lehren, die in den beiden ersten Büchern enthalten sind, beyfügte, um so eine vollständige und durch ihre Gründlichkeit und strenge Form immer vorzügliche Darstellung der ganzen Analysis zu geben.

Was die *Variationsrechnung* betrifft, welche in beiden Büchern als Anhang der Integralrechnung beygefügt ist: so wird ihr Zweck in Nr. 2 sehr gut dargestellt und durch geometrische Betrachtungen erläutert. Da die letzteren, nach dem Plane, welchen Hr. *v. P.* sich vorsetzte, in Nr. 1 nicht benutzt werden konnten, und anstatt ihrer keine anderen Erläuterungen beygefügt werden: so ist, wie es uns scheint, die dortige Erklärung über Bedeutung und Zwecke der Variationsrechnung etwas dunkel geblieben, und schwerlich wird der unkundige Leser übersehen, was mit der Veränderung des d in $\delta$ eigentlich erreicht werden solle. Ist man hierüber hinaus: so ist der Vortrag in Nr. 1 recht gut und brauchbar, auch meistens dem in Nr. 2 ähnlich; doch gewinnt die Betrachtung durch die geometrischen Beziehungen bey *Lacroix* etwas mehr Interesse, obgleich *v. P.* eben die Beyspiele, aber ohne geometrische Beziehung, benutzt. Die Darstellung in Nr. 2 ist gewiss vorzüglich geeignet, um denen, die zum ersten Male sich mit dieser Rechnungsart bekannt machen, zur Anleitung zu dienen.

Dem Werke von *Lacroix* ist nun noch ein Anhang über die Differenzen und Reihen beygefügt, dessen Inhalt wir hier übergehen wollen, um nicht allzu weitläuftig zu werden. Auch hier finden die Lernenden viel Brauchbares deutlich und überzeugend dargestellt und erklärt, so dass dieser Anhang, so wie das ganze Buch, als höchst passend für den Unterricht empfohlen werden kann.

i. e. e.

1) Erlangen, b. Palm: *Kurze, doch vollständige Anweisung zum Rechnen nach Reesischer Manier in 140 Beyspielen.* Von *Georg Philipp Weinich*, Prof. in Schweinfurt. 1814. VI und 89 S. gr. 8. (6 gr.)

2) Ebend.: *Das Vorzüglichste aus der Geometrie und Trigonometrie, populär vorgetragen* u. s. w., von *G. Ph. Weinich.* Mit drey Kupfertafeln. VI und 58 S. gr. 8. (6 gr.)

3) München, b. Zeller: *Tabellen über Rechnungsmünzen, Münzfuss, Wechselgeschäfte, Handlungs- und Medicinal-Gewicht, Ellen-, Getreide- und Flüssigkeits-, Fuss-, Flächen-, Längen- und Meilen-Mass der vornehmsten europäischen Handelsstädte.* Ohne Jahrzahl. 119 S. gr. 16. (14 gr.)

4) Erfurt, b. Müller: *Zusammengesetzte Gesellschaftsrechnung und ihre Berechnung mit Vortheil.* Vom Dr. *Unger.* 1814. 24 S. kl. 8. (3 gr.)

Der Vf. von Nr. 1 wollte eine kurze, vollständige und wohlfeile Anweisung zum Rechnen liefern. Dieser Zweck ist löblich; aber Kürze und Wohlfeilheit darf nie auf Kosten der Gründlichkeit befördert werden. Diess Letztere ist jedoch in dieser Schrift öfters der Fall. Wenn der Vf. in der Vorrede ausruft: was ist leichter vergessen, als das Rechnen! — so müssen wir ihm antworten, dass diess nur von dem mechanischen, handwerksmässig erlernten, nicht aber dem wissenschaftlich und gründlich betriebenen Rechnen verstanden werden kann. Die Sache ist für sich klar, und eine vieljährige Erfahrung hat uns diess bestätigt. Wann werden die Rechnungslehrer, so wie die Lehrer der Mathematik überhaupt, diese wichtige Wahrheit gehörig erwägen und allgemein anwenden lernen! Der blinde Mechanismus bildet die Schüler nur zu Rechenknechten; deutliche und überzeugende Regeln hingegen zu gründlichen Rechnern, die, wenn sie auch irgend eine Rechnungs-Regel vergessen haben, aus eigenen Kräften im Stande sind, das Verlorene wiederzufinden. — Um dieses Urtheil zu begründen, theilen wir einige nähere Bemerkungen mit, welche den Mangel an Gründlichkeit und logischer Richtigkeit beurkunden. — Die Eintheilung der Arithmetik 1) in das *Numeriren*, 2) die *vier Species* und 3) in deren *praktische Anwendung*, ist sehr mangelhaft. Wohin gehört nun z. B. die Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel? die Lehre von den Logarithmen? — Bey Entwickelung des Decimalsystems hätten die beiden willkührlichen Sätze, auf welche es gestützt ist, besonders herausgehoben werden sollen; auch hätte zur

Erläuterung etwas von dem Duodecimalsysteme in seiner Ausführung beygebracht werden können. — Bey der Multiplication und Division fehlen die so oft vorkommenden Fälle, wo Multiplicator oder Divisor eine, 1 mit einer oder mehreren Nullen ist. — Was eine *Zahl* sey, und der Unterschied zwischen *reinen* und *benannten* Zahlen, ist nirgends erklärt. Wie kann der Anfänger ohne klare Einsicht in diese Fundamentalbegriffe verständig rechnen? und wie leicht ist es dem Lehrer, solche Begriffe deutlich zu entwickeln? — Auch die Erklärung des *Bruches* ist nur durch ein Beyspiel gegeben. — Die Methode, Brüche unter einerley Nenner zu bringen, ist bloss *mechanisch* dargestellt und in Beyspielen erläutert. Kein Wunder, dass *solche* Vorschriften leicht vergessen werden. Überhaupt ist die ganze Rechnung mit den gemeinen Brüchen so vorgetragen, dass dem Schüler Alles bloss *historisch* beygebracht wird. Eben so wenig darf man mit der Rechnung in Decimalbrüchen zufrieden seyn. — Gleicher Mechanismus herrscht in der Proportionslehre, wo die beiden Fundamentalsätze von der Gleichheit der Summen oder Producte der äusseren und inneren Glieder ganz beweislos dastehen. In den Ansätzen zur Regel Detri ist gegen das Gesetz der Gleichartigkeit der Verhältnisse gefehlt, wenn es z. B. heisst: 100 ℔ : 40 fl. = 25 ℔ : fl. — Auch das Wesen der *reesischen* Methode ist, für Anfänger, die solche Vorschriften zum ersten Male hören, nicht befriedigend genug vorgetragen. Auch fehlt der Beweis dieser Regeln. — Eben so dürftig ist die Lehre von den Logarithmen und der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzeln; dass diese Lehre nach jenen folgt, ist eine verkehrte Methode. — Wenn wir den *theoretischen* Theil dieser Schrift aus Überzeugung tadeln mussten: so fanden wir dagegen dieselbe sehr reichhaltig an mannichfachen wohl gewählten *praktischen* Beyspielen. Sie erstrecken sich auf die Cassier-, Wechsel-, Factorey-, Tara-, Tausch-, Pacht-, Theilungs-, Vermischungs-, Fracht-, Zinsen-, Zeit- und Ziel-, Abzugs- und Schuldentilgungs-Rechnung. Ein geschickter Lehrer, der die vielen theoretischen Mängel derselben gehörig zu ergänzen weiss, wird sich ihrer mit Nutzen bedienen können. Allein jetzt muss der Schüler die Beweisgründe der Regeln niederschreiben, ein Umstand, welchen der Vf. eben vermeiden wollte.

Der Zweck von Nr. 2 ist, den Unstudirten, welche, ihrer Lebensverhältnisse wegen, die Anwendungen der Geometrie und Trigonometrie nicht entbehren können, das Unentbehrlichste und Wissenswürdigste daraus auf eine populäre Art vorzutragen. Vorzüglich wollte der Vf. für die Real- und Sonntags-Schulen ein wohlfeiles Lehrbuch liefern. Obgleich man nun von einem solchen Werke weder strenge Beweise, noch tiefe Entwickelung fodern darf: so macht doch jede literarische Arbeit auf logische Ordnung und Verständlichkeit Anspruch. Diese vermissten wir an mehreren Stellen dieser Schrift. §. 4 heisst es, die Winkel seyen rechte, wenn sie 90 Grade haben. Was aber ein Grad ist, wird nicht erklärt. — §. 5 sagt: Alle Winkel auf einer Ebene sind gleich 2 rechten Winkeln, was offenbar unrichtig ist. — Ferner wird von Parallellinien gesprochen, ohne dass sie gehörig erklärt werden. — Ganz unbestimmt heisst es §. 6: Sind der geraden Linien mehr als zwey: so schliessen sie einen Raum ein. — Alle diese Unvollständigkeiten rühren daher, dass der Vf. den euklidischen Gang nicht befolgte, und mit richtigen Erklärungen den Anfang machte, welche immer die fruchtbare Quelle vieler Folgesätze sind. Ohne diese Vorsicht wird der Vortrag unvollständig, verwirrt und planlos. Der populäre Vortrag soll aber nicht regellos, sondern nur weniger streng als der wissenschaftliche seyn. — §. 10 ist der Ausdruck: *krumme Linie*, viel zu allgemein; es sollte heissen: *Kreislinie*. Ähnliche Bemerkungen könnten wir mehrere machen. — Das Meiste von der Trigonometrie wird keinem solcher Unvorbereiteten, wie sie der Vf. voraussetzt, verständlich seyn. — Übrigens enthält auch diese Schrift, wie natürlich, manches Brauchbare. Dem Vf. aber empfehlen wir bey künftigen literarischen Arbeiten die Anlegung eines solideren Planes, und die Sorge für dessen gründlichere Ausführung; überzeugt, dass er dann ein recht brauchbares Werk zu liefern im Stande seyn wird.

Die Reductions-Tabellen No. 3 bilden den zweyten Theil des *Geschäfts-* und *Erinnerungs-Buchs*, über dessen Herausgabe der König von Baiern dem Schreibmaterialienhändler *Zeller* in München ein Privilegium ertheilt hat. Sie empfehlen sich durch grosse Vollständigkeit und, so viel wir sie prüfen konnten, durch Correctheit des Ausdruckes. Auch erwerben sie sich durch die typographische Schönheit ihrer Ausführung Beyfall und Lob. Ihr Inhalt spricht sich im Allgemeinen hinlänglich durch den Titel aus, und wir haben nichts hinzuzufügen, als dass dieselben für das handelnde Publicum, so wie für jeden Anderen, der häufig mit Reductionen verschiedener Masse zu thun hat, also auch in vielen Fällen für den Gelehrten, vorzügliches Interesse haben, und durchaus ihrem Zwecke entsprechen. Die meisten Reductionen sind von dem königl. baierischen Conrector zu Augsburg, Hn. Canonikus *Stark*, berechnet.

No. 4 enthält nichts Neues, empfiehlt sich aber durch eine klare und gründliche Ausführung der zusammengesetzten Gesellschafts-Rechnung. Der Vf. stellt seine Vorschrift zur Auflösung an folgendem Falle uns dar: Zu einer Steuerauflage muss das Dorf A 200 fl., B 300 fl., C 250 fl., D 350 fl. und E 100 fl. geben. A legt seinen Antheil auf die Ackerinteressenten, und es muss dazu von 4 Individuen jeder 10 fl., von 8 jeder $7\frac{1}{2}$ fl., von 6 jeder 5 fl., von 10 jeder 4 fl., und 1 noch 30 fl. beytragen. Die Dörfer B, C, D und E haben wieder andere Austheilungen. Nun sollen diese 5 Gemeinden, nach gleichem Verhältnisse, eine Steuer von 1650 fl. entrichten. Wie viel giebt jedes Dorf, wie viel jeder Einzelne? Der Vf. rechnet sehr richtig, um dieses zu finden. Da aber seine Auflösungsweise eine *vortheilhafte* seyn soll: so würden wir folgendergestalt kürzer und eben so sicher verfahren. Da das Verhältniss 1200 : 1650 (auf die kleinste Benennung gebracht) = 8 : 11 ist: so haben die 4 erstgenannten Individuen des Dorfes A zusammen zu zahlen $40 \times \frac{11}{8} = 5 \times 11 = 55$ fl., folglich Ei-

ner $\frac{55}{4} = 15\frac{3}{4}$ fl. Die 8 folgenden zahlen zusammen $60 \times \frac{11}{8} = \frac{660}{8} = 82\frac{1}{2}$ fl., und Einer $\frac{165}{2} : 8 = \frac{165}{16} = 10\frac{5}{16}$ fl. Die folgenden 6 geben $30 \times \frac{11}{8} = \frac{330}{8} = 41\frac{1}{4}$ fl., und Jeder von ihnen giebt $5 \times \frac{11}{8} = \frac{55}{8} = 6\frac{7}{8}$ fl. Die 10 entrichten $40 \times \frac{11}{8} = \frac{44}{8} = 5\frac{1}{2}$ fl. Der Eine, welcher früher 30 fl. gab, muſs nun $30 \times \frac{11}{8} = \frac{330}{8} = 41\frac{1}{4}$ fl. zahlen. Daher kömmt auf die Gemeinde A die Summe von $55 + 82\frac{1}{2} + 41\frac{1}{4} + 55 + 41\frac{1}{4} = 275$ fl. Diese einfache Rechnung bey B, C, D und E angewendet, giebt auch hier die zu findenden Resultate leichter, als durch wirklichen Ansatz der Proportionen und deren Auflösung.

Δ

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Pichler: *Neubearbeiteter hundertjähriger Haus-Kalender vom Jahre* 1804 *bis* 1904. In welchem I. ein immerwährender Monatskalender für Katholiken und Protestanten. II. Die Erklärung des Kalenderwesens überhaupt. III. Anzeige des Oster-, Pfingst- und Weihnachts-Festes, sammt den beweglichen Festtagen. IV. Die Mondsvierteln. V. Die Quatemberzeiten. VI. Witterungsanzeigen auf hundert Jahre enthalten sind. Für den Bürger und Landmann eingerichtet, nebst einem Anhange — A. Beschreibung der vorzüglichsten Giftpflanzen und Hülfsmittel dagegen, B. durch vieljährige Erfahrungen erprobte Hausmittel in äusserlichen Krankheiten und jähen Unglücksfällen. 111 S. 8. (9 gr.)

Ein hundertjähriger Kalender war sonst, sowohl wegen der Kalendernachrichten als wegen der Wettervorherverkündigungen, ein sehr gesuchtes und gelesenes Buch. In unseren Zeiten bedürfen wir der ersteren theils nicht mehr, theils werden sie uns auf so manchem anderen Wege zugeführt; an die letzteren aber verliert sich der Glaube nach und nach selbst bey dem gemeinen Manne. Wahrscheinlich wird also der Gebrauch des 100jährigen Kalenders bald ganz aufhören, oder hat vielleicht schon aufgehört; wenn gleich die Nachfrage danach bey dem Buchhändler, wie es mit allen einmal in groſser Achtung gewesenen Büchern der Fall ist, noch einige Zeit fortdauert. Selbst die dem Geiste unserer Zeit angemessenere Bearbeitung des Gegenstandes wird dazu beytragen, indem sie dem Aberglauben keine Nahrung, und dem ungebildeten Leser nicht einmal die Unterhaltung mehr giebt, die er sucht. Es ahndet uns daher, daſs dieses der letzte Kalender der Art seyn wird, den wir anzuzeigen haben.

Diesen Beschluſs machen wir mit desto gröſserem Vergnügen, da der oben genannte Kalender gerade so geeigenschaftet ist, wie es ein solches Buch seyn soll. Von den ersten fünf Artikeln kann man weiter nichts verlangen als Richtigkeit, und diese haben wir hier — einige Druckfehler abgerechnet — durchaus gefunden. Als Witterungsanzeigen giebt der Vf. unter VI keine Prophezeihungen, sondern Erfahrungssätze, wie die Witterung der Monate und der einzelnen Tage gewöhnlich ist, und wie man sie in ganzen Jahrszeiten erwarten kann; dabey giebt er die Zeichen an, die die Thiere, Pflanzen und Mineralien in Hinsicht auf die künftige Witterung äussern; und zuletzt erzählt er, was man darüber bey den Spinnen beobachtet hat, nach Quatremère Disjonval. Die Nachricht von den Giftpflanzen und den Mitteln gegen die Pflanzengifte im Anhange ist aus den besten Büchern über diesen Gegenstand genommen; und die angegebenen Hausmittel sind wenigstens alle unschädlich.

a.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Rostock* u. *Schwerin*, b. Stiller: *Kurze Notizen von dem Leben des verstorbenen Consistorialraths und Professors W. C. L. Ziegler*, von ihm selbst in den Jahren 1807, 1808 entworfen und nach dessen Tode herausgegeben von *H. F. Link*. 1811. 74 S. 8. (8 gr.)

Diese Notizen waren von dem Verstorbenen für den Druck niedergeschrieben, und sollten ihr Interesse hauptsächlich von einem zweyten Theile enthalten, in welchem Z. seine Erfahrungen und Beobachtungen über Welt und Menschen dem Publicum mittheilen wollte. *Ziegler* war der jüngste Sohn des Predigers zu Scherneck bey Lüneburg, geb. d. 15 May 1763. Schon frühe wurde er, unwissend warum, zum Studium der Theologie bestimmt, der Anfang seiner wissenschaftlichen Bildung aber erst zu Michaelis 1777 mit ihm gemacht, wo er noch so weit zurück war, daſs er ausser den Declinationen und Conjugationen wenig mehr von der Latinität wuſste. In kurzer Zeit aber machte er so groſse Fortschritte, daſs er um Ostern 1779 in die erste Classe der Schule zu Celle aufgenommen werden konnte. Die Schule war aber in schlechtem Zustande, und Z. ging Michaelis 1780 von hier nach Lüneburg zum Rector Niclas, wo er zwar auch in die erste Classe kam, aber einen der untersten Plätze erhielt, woran hauptsächlich seine dürftige Kenntniſs des Griechischen Ursache war. Drey Jahre dauerte Z's Aufenthalt auf dieser Schule, und die Austerität des Rectors verleidete ihn denselben nicht wenig. Nachdem er ein halbes Jahr bey dem Prediger Meybrück zu Spruckensael sich besonders mit den orientalischen Sprachen beschäftiget hatte, ging er Ostern 1784 nach Göttingen auf die Universität, wo er 3 der seligsten Jahre seines Lebens verlebte. Heyne und Michaelis waren die Lehrer, die am meisten mit auf ihn wirkten. Sein übertriebenes Studiren führten rheumatische und hämorrhoidalische Zufälle herbey, welche mit einer starken Hypochondrie (nicht *Hippochondrie*) begleitet waren. Nachdem er seine Gesundheit im Bade zu Meyenberg einigermaſsen wieder hergestellt hatte, ward er Mich. 1788 als Repetent bey der theol. Facultät der College Hänleins. An richtiger Beurtheilung der Welt gewann er vorzüglich von dieser Zeit an durch Spittler. Im Sommer 1791 ward er Prof. theol. extraord. zu Göttingen, und das Jahr darauf ordentl. Prof. der Theol. zu Rostock, wo es ihm nicht an interessanten Bekanntschaften fehlte, wo er aber das unmäſsige Kartenspiel (nicht *Ch*artenspiel) unerträglich fand. Eine Hauptbeschäftigung Z's ausser seinen Berufsgeschäften war das Recensiren, und er sagt selbst, daſs man über die Menge seiner Recensionen in der allgemeinen deutschen Bibliothek *erstaunen* würde; und doch recensirte er auch noch in die Göttinger Anzeigen, in Eichhorns Bibl. d. bibl. Literatur, in Tychsens orient. Bibl., d. Gablersche Journal, und die Literaturzeitungen von Jena und Leipzig. Im J. 1795 erhielt er einen Ruf nach Jena, den er aber, weil er sich, nach einer fixen Idee, für Jena nicht geschickt genug glaubte, schon nachdem er ihn angenommen, wieder aufgab. Im Winter 1805 kam nach einem Rufe nach Dorpat, ein neuer Ruf von Jena an ihn, der aber wie der vorige abgelehnt wurde. Er starb d. 24sten April 1809 an einer epidemischen Kopfrose. — In einigen Zusätzen des Herausg. von S. 55 an findet sich eine Charakterschilderung Z's, in welcher er sehr liebenswürdig erscheint, und die Klage vollkommen rechtfertigt, die seine Freunde über seine Trennung erhuben. Auch Rec. der ihn persönlich kannte, ruft ihm ein *ave cara anima!* zu

S.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 3.


## GESCHICHTE.

Hadamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung: *Topographie der Stadt und Grafschaft Diez, mit eingestreuten statistischen und literarischen Nachrichten.* Von *Johann Herrmann Steubing,* Consistorialrath und Inspector zu Diez. 1812. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses topographisch-statistische Werk gewährt eine vollständige Übersicht von dem Zustande der Grafschaft Diez, und enthält in vier Abschnitten das Resultat der neuesten Untersuchungen. Nur Schade, dass es mit einer so grossen Menge nekrologischer und hieher nicht gehöriger Nachrichten verwebt ist, dass man Mühe hat, das Wissenswürdige von so vielen uninteressanten Notizen abzusondern. An der Spitze steht eine kurze Geschichte dieses Landes, wovon ein grosser Theil vom Grafen Johann zu Nassau-Dillenburg im J. 1564, ohne dass man weiss warum, an Kurtrier abgetreten wurde. Nach der Meinung des Vfs. lag der Grund zu dieser Aufopferung in dem religiösen und entschlossenen Charakter des Grafen, welcher aller Gemeinschaft und besonders der mit Kurtrier um so abgeneigter war, weil ohne deren Aufhebung die Einführung der protestantischen Religion, die gleich darauf erfolgte, hätte unterbleiben müssen. Hierauf beginnt die eigentliche statistisch-topographische Beschreibung der Grafschaft, von deren Flächengehalt, Bevölkerung, natürlicher Beschaffenheit, Staatsverwaltung, Wohlthätigkeitsanstalten u. f. w. ausführliche Nachrichten mitgetheilt werden. Nach der neuesten Vermessung beträgt ihr Flächeninhalt 19,347 Morgen 125 Ruthen, wovon der grösste Theil in Getreidefeldern besteht, die sich durch Fruchtbarkeit so vorzüglich auszeichnen, dass man diesen kleinen Landesdistrict schon im 16ten Jahrhundert mit dem Namen der *goldenen Grafschaft* belegte. Die Volksmenge beläuft sich dermalen auf 8411 Seelen. Am Schlusse des ersten Abschnittes liefert der Vf. ein weitläuftiges Verzeichniss der weltlichen Dienerschaft vom J. 1430 bis auf die neuesten Zeiten. Es füllt 21 Seiten, und kann höchstens nur den Inländer interessiren. Der *zweyte Abschnitt* beschäftiget sich mit der Beschreibung der Stadt Diez, deren Strassen, Thore, öffentliche Gebäude, Brücken, Gerichtsverfassung, städtisches Einkommen und Schulden, Märkte, Armenverpflegungs-Anstalten, Kaufmannschaft, bürgerliche Gewerbe, Bevölkerungs-Nachrichten, mit den dazu gehörigen Tabellen u. f. w., sehr sorgfältig bemerkt werden. Im J. 1810 lebten in der Stadt 1796 Menschen. Nach der Angabe des Magistrats soll der Betrag aller, seit 1795 bis 1800, durch die Franzosen verursachten Kosten und Schäden sich auf 3,35640 fl. belaufen haben. Das ausserhalb der Stadt gelegene Schloss Oranienstein war vormals ein Benedictiner-Nonnenkloster, und hiess Dierstein. Unter dem Prinzen Heinrich Casimir II zu Nassau-Diez wurde dasselbe umgetauft, und zu einem fürstl. Schlosse ausgebauet. Das Verzeichniss von *Diezern,* welche studirt, d. i. eine hohe Schule besucht haben, ist ohne alles Interesse und hätte füglich wegbleiben können. Der *dritte Abschnitt,* welcher von Kirchen- und Schul-Sachen handelt, hebt mit biographischen Nachrichten von Pastoren, Inspectoren und Consistorialräthen an, die seit 1294 bis zu den neuesten Zeiten in der Stadt Diez und auf der St. Peterskirche gelebt haben. So wenig Merkwürdiges auch der Vf., in literarischer Hinsicht, von diesen geistlichen Herren zu sagen weiss: so nimmt doch dieses zwecklose Verzeichniss abermals einen grossen Raum des Buchs ein; da hingegen das, was man hier von dem Zustande der Kirchen und Schulen selbst findet, sich auf wenige Bogen beschränkt. Die Beschreibung der einzelnen Kirchspiele und Dorfschaften der Grafschaft machen den Gegenstand des *vierten Abschnitts* aus. Aber auch bey dieser Arbeit hat der Vf. es sich zur Pflicht gemacht, die Lebensbeschreibungen aller Pfarrer und Schuldiener zusammen zu tragen und seinen Lesern vorzulegen. Wir können uns also eben nicht überzeugen, dass Hr. *St.*, wie er in der Vorrede sagt, zur allgemeinen Staatenkunde und zur besonderen Geschichte einen bedeutenden Beytrag geliefert habe.

A. S.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Darstellung des alten regensburgischen und passauischen Salzhandels.* Ein Beytrag zur vaterländischen Handelsgeschichte. 1810. 55 S. 4. (8 gr.)

Ein schätzbarer Beytrag, nicht blos zur Geschichte des baierischen, sondern auch zur Geschichte des deutschen Handels überhaupt, und des damit verbundenen Innungswesens, von dem königl. baierischen Landesdirections-Rath und General-Archivar *C. T. Gemeiner.* Der Salzhandel, dessen Geschichte hier aus den Quellen erzählt wird, hatte auf den Flor der beiden Städte Regensburg und Passau bedeutenden Einfluss; ja genau betrachtet liegt in ihm die erste

Grundlage dieses Flors. Der Salzhandel wurde mit dem Salze aus den baierischen Salinen betrieben, und diese Salinen waren nach Urkunden schon im 7 Jahrhunderte in vollem Gange. Aus diesen ging in älteren Zeiten das Salz *zu Lande* über Veringen, und späterhin über München in die oberen Gegenden nach Schwaben, ferner über Burghausen und Öttingen nach Regensburg, und von da ins Franken- und Voigtland; *zu Wasser* aber über Gallen und Lauffen nach Passau, und von da die Donau auf- und abwärts nach Regensburg und Linz, und jenseits der Donau landeinwärts über Winterberg und Prachadiz nach Böhmen. In den frühesten Zeiten verschifften die Schiffmeister von Gallen und Lauffen ihr Salz bis nach Regensburg; die Gewohnheit aber, das Salz zu Passau um- und auf grössere Schiffe zu laden, führte die Passauer bald zu Ansprüchen auf eine Niederlags- und Stapel-Gerechtigkeit; und auch zu Regensburg entstand schon sehr früh eine Gesellschaft, oder vielmehr Zunft, welche sich den Salzhandel ausschliesslich zuzueignen wusste, und schon in den J. 1403 und 1439 sich durch eigene, hier (S. 31 und 32) mit abgedruckte Ordnungen unter öffentlicher Autorität zu organisiren suchte. Die Glieder dieser Gesellschaft oder Zunft führten den Titel: *Salzherren*, und bildeten keine Handelsgesellschaft auf gemeinschaftlichen Gewinn oder Verlust, sondern jedes Mitglied betrieb seine Geschäfte auf eigene Rechnung, mit eigenen Vorräthen. Allein die Salzherren waren doch die ausschliesslichen Salzhändler der Stadt. Nicht nur die benachbarten Städter und Landleute, sondern selbst die regensburger Bürger, welche nicht in die Gesellschaft aufgenommen waren, waren von diesem Handel ganz ausgeschlossen. Die nicht zur Gesellschaft gehörigen regensburger Bürger konnten zwar zu Passau eine Schiffsladung Salz kaufen, und nach Regensburg bringen; sie durften aber dieses Salz, gleich den Schiffsleuten von Passau, an Niemanden verkaufen, als an die Salzherren, und wenn sie mit diesen wegen des Preises nicht einig wurden, so konnten sie nichts weiter thun, als die Ladung mit Vorwissen der Vierer oder Vorsteher der Gesellschaft und mit Genehmigung des Hansgrafen einsetzen, bis jemand von der Gesellschaft das Salz an sich brachte. Denn Niemanden ausser der Gesellschaft was es erlaubt, mit den Ambergern, Schmidmülern und Neuburgern, welche, um Salz zu kaufen, nach Regensburg zu kommen pflegten, sich in einen unmittelbaren Salzhandel einzulassen. Nur den Zollbeamten gestattete man im Laufe der Zeit so etwas, wahrscheinlich um sie dadurch für die Gesellschaft zu gewinnen, und in das Interesse derselben zu ziehen. In die Gesellschaft selbst konnte Niemand aufgenommen werden, der einen anderen Gewerbszweig schon hatte, und solchen nicht aufgeben wollte; und keiner der Salzherren durfte von den ankommenden Salzvorräthen eine grössere Quantität an sich kaufen, als der andere. Die Schiffsladungen der Passauer waren in sogenannte Trümer abgetheilt, die Fracht der Landfuhren hatte auch so ziemlich ihre bestimmte Grösse; und es war nicht erlaubt, dass Ein Salzherr mehr als Eine Trümer, und mehr als Eine Wagenladung käuflich an sich brachte. Ehe der Reihe nach alle Salzherren Eine Trümer oder Einen Wagen an sich zu kaufen Gelegenheit gehabt hatten, durften die im Turnus vorangehenden kein Salz weiter an sich handeln; und um hierin Ordnung zu erhalten, musste die Ankunft der Salzschiffe, und der Hädel oder Kärner, welche Salz auf der Achse brachten, täglich durch die Unterkäufer nach einem gewissen Turnus, der bald von oben herab, bald von unten hinauf lief, den Salzherren von Hause zu Hause angesagt werden, und aus gleichem Grunde musste jeder Salzkauf, sowohl von den Schiffern, als von den Hädeln oder Fuhrleuten, in Beyseyn zum wenigsten Eines ehrbaren Mannes geschehen, und zwar in einem öffentlichen Gasthause, wo alsdann der Leihkauf (zu Einem halben Pfunde oder 60 Pfennigen von jedem Theile) gemeinschaftlich vertrunken wurde. — So wie beym Einkauf, so bestand ein solcher Turnus auch beym Salzverkauf.

Zu Passau bestand schon unter den Carolingern (S. 4) eine Zollabgabe von dem Salze, welche unter den Ottonen noch mehr befestigt wurde. Zu Regensburg aber kommen die *Maut* und die Gefälle, welche gemeinschaftlich den Herzogen von Baiern und den Bischöfen von Regensburg von aller Handelschaft der dortigen Bürger gebührten, und das *Umgelt*, welches die Stadt erhob, als auf diesem Bedürfnisse und Handelsartikel ruhende Abgaben vor. Der Ursprung der letzteren Abgabe (zu 1 Kreuzer von der Kufe Salz) scheint in die ersten Jahre des 14 Jahrhunderts zu fallen. Die Erstere aber ist ungleich älter, und scheint schon im 12 Jahrhunderte im Gange gewesen zu seyn. Die baierische Hälfte dieser Abgabe blieb, einzelne temporäre Verpfändungen abgerechnet, immer in baierischen Händen; die bischöfliche aber kam in der Folge in die Hände des Stadtraths. — Gereizt durch die Vortheile, welche den Städten Passau und Regensburg ihr monopolistisch betriebener Salzhandel gewährte, unterliessen dieselben nichts, sich diesen Salzhandel möglichst zu sichern. Im 13 und 14 Jahrhunderte müssen förmliche Handelsbündnisse oder Verabredungen zwischen beiden Städten bestanden haben; und in den Verhandlungen des 16 liegen Beweise, dass die Passauer seit den ältesten Zeiten stromaufwärts nirgends als nach Regensburg Salz ausführten, und ihre Salzfertiger, wenn sie mit Salz nach Regensburg fuhren, jedesmal vor ihrer Abfahrt eidlich angeloben liessen, unterweges kein Salz zu verkaufen oder abzulegen. Dagegen ward den regensburger Bürgern durch ein Gesetz ihres Magistrats zur Pflicht gemacht, kein Salz von anderen, als von passauischen Salzfertigern zu kaufen; was denn die benachbarten Städte von aller möglichen Theilnahme an diesem Handelszweige gänzlich entfernt hielt.

Übrigens lag gerade in dieser monopolistischen Organisation des passauer und regensburger Salzhandelswesens der Hauptgrund des Verfalls der ganzen Einrichtung. Die Herzoge von Baiern, und besonders der Kaiser Ludwig der Baier, suchten durch allerley Anstalten (S. 14) ihre Unterthanen gegen den Druck der Städte und ihrer Monopolisten zu sichern; und die auswärtigen Salzkäufer in der oberen Pfalz, die besten

Kunden der Regensburger, widerstrebten dem zu streng verfolgten Zunftgeiste bey der Organisation der Gesellschaft der Salzherren so lange, bis man ihnen im J. 1450 die Bewilligung ertheilte, ihr Salz zu kaufen, bey welchem Salzherrn sie wollten, ohne an den früherhin bestandenen, für die Salzkäufer äusserst lästigen Verkaufsturnus gebunden zu seyn. Hiedurch kam in den Salzhandel bey weitem mehr Freyheit. Er kam in die Hände einiger wohlhabenderen Unternehmer, welche die passauer Salzfertiger hie und da gedrückt, und dadurch zur Unzufriedenheit veranlasst haben mögen; und die Gesellschaft war ihrer Auflösung so ziemlich nahe gerückt, als sich i. J. 1478 der Magistrat von Regensburg ins Mittel legte, und die Einrichtung traf, dass der Salzhandel nicht mehr, wie bisher, durch die Salzherren, sondern durch eigends dazu bestellte Salzbeamte betrieben werden sollte, die alles Salz für die ganze Gesellschaft aufkauften, welche nach der neuen Einrichtung eigentlich nichts weiter war, als eine Gesellschaft mit vereintem Fonds, statt dass sie ehedem eine regulirte Handelsgesellschaft gewesen war. Durch diese Einrichtung verminderte sich indess der Gewinn der Salzherren, die jetzt nichts als blosse Actionärs waren; und schon diess machte sie unzufrieden. Doch ihre Unzufriedenheit stieg, als der Magistrat i. J. 1480 den Salzhandel und den davon abfallenden Gewinn sich selbst anzueignen Miene machte. Die Bürgerschaft, damals überhaupt mit dem Magistrat unzufrieden, und gegen ihn im Aufstande, verlangte daher i. J. 1485 völlige Freygebung des Salzhandels, jedoch mit der sehr billigen Modification, „dass vorhin derselben Bürger oder Bürgerin, die jetzo in der Gesellschaft des Salzhandels ihr Geld und Gut haben, dasselbe ihr Geld und Gut wieder gereicht werde, so erste es beschehen mag." Man brachte es auch dahin, dass von Seiten des Herzogs Albrecht von Baiern, unter dessen Botmässigkeit damals die Stadt durch ihre Unruhen gekommen war, durch eine Verordnung v. J. 1487 (S. 22) der Salzhandel frey gegeben wurde. Doch bey der Wiederherstellung der reichsstädtischen Verfassung hob der Magistrat diess wieder auf, und verordnete i. J. 1492, „dass nu fürter keiner kein Salz mer, so er erkauft, anderswo setzen soll, als in den Salzstadel" d. h. die öffentliche Salzniederlage. Indess geriethen jetzt die Regensburger mit den Passauern (denen durch diese Weise ihr Absatz erschwert wurde, und welche ihren Handel, um diesen Beschwerden zu entgehen, auf dieselbe Weise organisirt hatten, wie die Regensburger den ihrigen,) in allerley Streitigkeiten. Diese begünstigten die Theilnahme der benachbarten baierischen Städte, insbesondere von Schärdingen, am Salzhandel, dem die Regensburger, um ihres eigenen Vortheils willen, und um von den Passauern nicht zu abhängig zu seyn, nachsehen mussten. Das Resultat davon war, dass am Ende der Handel für die Bürger der Stadt sehr unergiebig wurde, und man aus diesem Grunde ohne Murren geschehen liess, dass i. J. 1523 die Stadtkämmerey sich solchen ausschliesslich zueignete; der er auch seitdem bis in die neuesten Zeiten um so mehr verblieb, da der Magistrat desshalls eine kaiserliche Bestätigungsurkunde v. J. 1541 zu erhalten gewusst hatte.

Z.

Oldenburg, b. Schulz: *Versuch einer Geschichte der europäischen Kolonieen von der Entdeckung Amerikas bis auf unsere Zeiten.* Nach den besten und neuesten Quellen, vorzüglich nach Raynal bearbeitet und mit geographisch-statistischen Übersichten verbunden. Erster Theil: *Kolonieen in Asien und Afrika.* 1811. XVI und 259 S. Zweyter Theil: *Kolonieen in Amerika und Südindien.* XVI und 309 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. klagt in der Vorrede darüber, dass wir bis jetzt zwar treffliche Schriften über das Kolonialwesen einzelner Völker und Gegenden, auch selbst weitläuftige Werke über die Entdeckungen und Niederlassungen aller europäischen Völker besäsen, dass es uns dagegen noch ganz und gar an einer allgemeinen Übersicht der Kolonialgeschichte fehle, welche, ohne gerade mit compendiarischer Kürze bearbeitet zu seyn, durch ihr voluminöses Äusseres nicht abschrecke, und ohne zu sehr in das Detail einzugehen, doch keine der wichtigeren Begebenheiten ganz übergehe. Diesem Mangel soll seine Arbeit abhelfen, der er übrigens durchaus kein anderes Verdienst beylegt, als welches man überhaupt in Auszüge und Compilationen setzen könne, und er wünscht, dass es nur so angesehen und beurtheilt werden möge. Daraus ergiebt sich schon, was wir in diesem Werke zu suchen haben, keinesweges neue gründliche Untersuchungen, sondern nur eine Zusammenstellung desjenigen, was von Anderen bisher schon geleistet worden. Eben desshalb aber ist die Behandlung der einzelnen Abschnitte sich nicht durchaus gleich geblieben, je nachdem die vorhandenen Werke darüber mehr oder weniger reichhaltige Angaben enthielten. Wie der Titel schon angiebt, folgte der Vf. bey seiner Arbeit vornehmlich dem Werke von Raynal; Urtheile und Ansichten wurden unbedingt aus Heeren's trefflicher Geschichte des europäischen Staatensystems, dem er gewöhnlich bis auf die Worte treu bleibt, die Literatur gleichfalls grösstentheils aus Heeren und aus Eichhorn entlehnt. Leider hat der Vf. grossentheils nur aus allgemeinen Quellen schöpfen können, seltener aus den besonderen Werken über einzelne Parthieen der Geschichte; die Fortsetzung der Geschichte bis auf die neuesten Zeiten ist zum Theil sehr dürftig ausgefallen, und musste nicht selten nur nach Zeitungsnachrichten gegeben werden. So viel von dem Plane des Vfs. und der Art und Weise, wie er denselben auszuführen gesucht hat; eine andere Frage aber möchte die seyn, welche Classe von Lesern der Vf. eigentlich bey der Ausarbeitung seines Werks vor Augen hatte; und Rec. gesteht, dass er sich darüber durchaus keine bestimmte Rechenschaft zu geben vermag. Dem Kenner und Forscher der Geschichte können dergleichen oberflächliche Darstellungen, wie der erste Theil dieses Werks, vornehmlich die Geschichte der Kolonieen in Ostindien, enthält (der zweyte Theil des Buchs ist, wie wir sehen werden, ungleich befriedigender) keinesweges genügen, und selbst dem Dilettanten, der die Geschichte nur zu seinem Vergnügen liest, entgeht der vornehmste Reiz, der in dem Detail liegt. Sollte aber nur eine Übersicht gegeben werden: so thun diess compendiarische Behandlungen eben so

gut, und Rec. wagt zu behaupten, dass die wenigen gehaltreichen Bogen, die in dem heerenschen Handbuche des Staatensystems den Kolonieen gewidmet sind, gewiss eine gleich richtige und gleich deutliche Ansicht derselben verschaffen, als die 259 Seiten des ersten Bandes dieses Werks. Suchen wir jetzt durch Bemerkungen über das Einzelne unser eben ausgesprochenes allgemeines Urtheil zu rechtfertigen. Dem Werke ist eine Einleitung vorausgeschickt, in der nach Heeren einige Bemerkungen über die Umformung, die das europäische Staatensystem mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts erfuhr, die Folgen der Entdeckung von Amerika und der Umschiffung von Afrika, oder richtiger der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, über Kolonieen und deren verschiedene Hauptarten, die Ackerbau treibenden, die Pflanzungs-, Bergbau- und Handels-Kolonieen, zu denen unser Vf. noch eine fünfte Art, die bloss militärischen Nationen, rechnet, enthalten sind. Dann folgen im ersten Hauptstücke: *die Kolonieen der Europäer in Asien* und zwar I Abschnitt: *von der Entstehung und dem Verfalle der portugiesischen Herrschaft in Asien;* ein flüchtiger Auszug aus Raynal, der bekanntlich die Geschichte der Portugiesen in Indien sehr oberflächlich behandelt hat, nebst einigen Worten über den Zustand ihrer Kolonieen in neueren Zeiten. Auf die neueste Bearbeitung der Geschichte des portugiesischen Kolonialwesens in Ostindien von Saalfeld ist dabey noch keine Rücksicht genommen, und daher auch über den Handel der Portugiesen und dessen Einrichtung in ihrer blühenden Periode so gut wie gar nichts gesagt. Gleich mangelhaft ist im IIten Abschnitte *die Geschichte der Holländer* abgehandelt; des grossen Koens geschieht kaum mit einigen Worten Erwähnung. Erläuterungen über das wichtige Problem, wie es mit dem schnellen Verfalle der Compagnie zugegangen sey, sucht man gleichfalls vergeblich; die über diesen Punct in Saalfeld's Geschichte des holländischen Kolonialwesens in Ostindien angestellten Untersuchungen konnten noch nicht benützt werden. Dritter Abschnitt. *Geschichte und Zustand der Britten in Asien.* Die inneren Gründe, weswegen die ostindische Compagnie eine so lange Zeit kränkelte, die heftigen Parteyungen und Factionen gegen dieselbe in England selbst, ein in der Geschichte der Compagnie höchst bemerkenswerther Punct hätte wohl eine weitere Ausführung, als wie es hier geschehen ist, verdient; nur in einer Note geschieht davon beyläufig Erwähnung. Wenn der Vf. behauptet, Bombay sey in den früheren Zeiten der Hauptsitz des englischen Handels gewesen: so ist diess ungegründet. Anfangs war Souratte, und bis in den neueren Zeiten Bengalen das entscheidende Übergewicht erhielt, blieb Madras oder Fort St. George der wichtigste Handelsplatz der Compagnie in Indien. Die Veranlassung der Gründung der englischen Oberherrschaft in Bengalen, der Angriff Sourajah Dowlah's gegen Calcutta, ist so erzählt, dass gewiss Niemand, der die Begebenheit nicht schon vorher kennt, den Zusammenhang dieses wichtigen Ereignisses, welches die Engländer zu Herren von Bengalen und damit zu Herrschern von Indien machen sollte, daraus zu errathen vermag. Sourajah Dowlah — er hätte wohl verdient genannt zu werden — wird hier ein mogolischer Statthalter genannt; allein schon vorher hat der Vf. bemerkt, dass Allaverdy Khan, der Vorgänger Sonrajah Dowlah's sich in Bengalen unabhängig gemacht habe. Behielt auch gleich er, so wie seine Nachfolger, den Titel eines Subahdars oder Nabobs: so war diess dennoch nur eine leere Form, und die Benennung eines mogolischen Statthalters ist nichts weniger als passend. Über die neueste Geschichte seit dem Falle des Reichs von Mysore erfahren wir so gut, als gar nichts. Angehängt ist, ausser einer geographisch-statistischen Übersicht des brittischen Reichs in Asien, ein interessanter Überblick des englisch-ostindischen Handels. IVter Abschnitt. *Geschichte und Zustand der Franzosen in Asien.* Der Vf. legt die Schuld des Zwistes zwischen Labourdonnais und Dupleix dem Neide des Ersteren bey, da doch vielmehr das Zeugniss von Orme und anderen glaubwürdigen Schriftstellern Dupleix's Herrschsucht und Stolz als Ursache des verderblichen Streits zwischen beiden grossen Männern angiebt; das Betragen Dupleix's bey der Eroberung von Madras durch Labourdonnais scheint diese Meinung zu bestätigen. Dupleix, den unser Vf. den einsichtsvollesten tapfersten Feldherrn nennt, erschien nie selbst im Felde an der Spitze der Truppen; ob er gleich viele theoretische militärische Kenntnisse besass: so traute er sich doch selbst nicht den nöthigen persönlichen Muth und die erfoderliche Kaltblütigkeit zu, um im Felde zu agiren. Sein Verdienst ist darum nicht geringer, indem er durch seine rastlosen Bemühungen den Befehlshabern der Truppen die Mittel zu siegen verschaffte. In der Wahl der Befehlshaber selbst war er nicht immer glücklich; er hatte den Fehler, dieselben, sobald sie in irgend einem Unternehmen unglücklich gewesen waren, zu verändern, und so musste seine Wahl nothwendig nicht immer die vorzüglichsten treffen. Vter Abschnitt. *Geschichte und Zustand der Dänen in Asien.* VIter Abschnitt, *Geschichte und Handel der ostindischen Compagnie, der Schweden, Preussen und Russen in Indien.* VIIter Abschnitt. *Besetzungen und Handel der Spanier in Indien.* Ungleich passender wären wohl die Philippinen bey Südamerika mitgenommen; allein der Vf. hat der geographischen Lage zu Liebe, die hier doch der Strenge nach nur eine untergeordnete Rücksicht verdient, auch des Vorgebirges der guten Hoffnung bey Ostindien keine Erwähnung gethan, sondern dasselbe für Afrika aufgespart.

Zweytes Hauptstück. *Geschichte und Zustand der europäischen Kolonieen in Afrika.* Ister Abschnitt: *Portugiesen;* II: *Franzosen;* III: *Spanier;* IV: *Holländer;* V: *Engländer.* Dieser sowohl als der VIte Abschnitt, der die *Kolonieen der Dänen, Brandenburger, Schweden und Kurländer in Afrika* enthält, sind grösstentheils aus Eichhorn entlehnt. *Anhang: kurzer Abriss der Geschichte des afrikanischen Sclavenhandels.* Der zweyte Band, der die *Kolonieen in Amerika und Südindien* begreift, unterscheidet sich von dem ersteren sehr zu seinem Vortheile; man merkt es dem Vf. an, dass ihm sowohl sein Gegenstand selbst geläufiger geworden, theils aber auch reichhaltigere Quellen ihm zu Gebote standen, als bisher. Das dritte Hauptstück, von *Amerika*, enthält nach einer kurzen Einleitung über die Wichtigkeit dieses Welttheils folgende Abschnitte: I. *Entdeckung von Amerika.* II. *Spanier.* III. *Portugiesen.* IV. *Engländer;* nicht ohne interessante Details. V. *Franzosen.* VI. *Holländer.* VII. *Kolonieen der Dänen, Schweden, Russen und Kurländer in Amerika.* VIII. *Vereinigte Staaten von Nordamerika;* besonders ausführlich und interessant. Achtes Hauptstück: *Südindien.* A. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG
1815.

## PHYSIK.

Elberfeld, b. Büschler: *Naturlehre für Kinder.* Herausgegeben von *G. H. C. Lippold.* 1814. VIII und 416 S. 8. Mit 2 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Nach dem bekannten Sprichwort: *Sieben Jahr Kind*, gehört ein zusammenhängender Vortrag der Naturlehre *für Kinder* zu den unmöglichen Dingen. Dem eigentlichen Kinde, wenn es gleich Anlage und Empfänglichkeit für Betrachtung der Natur verräth, kann und soll nichts, als eine aphoristische Kenntniss der sich eben gelegentlich darbietenden und besonders hervortretenden Naturerscheinungen zu Theil werden. Dadurch wird Sinn und Verstand geschärft, und beide erhalten eine sehr nützliche Vorbereitung zum künftigen Studium der Natur. Aus diesen Gründen missfällt uns der Titel dieser Schrift, welche für Kinder ganz unbrauchbar ist, Knaben und Jünglingen hingegen (nach manchen Verbesserungen) recht nützlich seyn kann. Sollen dergleichen Jugendschriften ihren Zweck erreichen: so müssen sie sich durch gut gewählte Ordnung, schickliche Auswahl des Stoffs, strenge Wahrheit der dargestellten Lehren und Popularität im Vortrage auszeichnen. Nach diesen Erfodernissen haben wir Hn. *L's.* Werk bey aufmerksamer Durchlesung geprüft, und gefunden, dass ihm das Zweyte und Vierte grösstentheils gelungen, das Erste und Dritte dagegen theils mehr theils minder von ihm vernachlässigt worden sey. Mit Vergnügen fanden wir aus dem weiten Gebiete der Physik das Lehrreichste und Unterhaltendste in einer leichtfasslichen, meist gefälligen Schreibart vorgetragen. Allein ungern nahmen wir eine oft sehr verkehrte Ordnung in Aufeinanderfolge der Materien wahr. So werden z. B. die wichtigsten Gasarten *zuerst*, und *sodann erst* die Eigenschaft der atmosph. Luft abgehandelt, anstatt dass letztere Lehre der ersteren als vorbereitende Einleitung vorangehen sollte. Nach diesen beiden Abschnitten folgt erst die Betrachtung des Wärmestoffs, der, seiner ausgebreiteten Wirkung in der Natur gemäss, eine weit frühere Stelle hätte finden sollen. Auch steht der Abschnitt von dem Lichte und seinen Erscheinungen zwischen der Betrachtung der atmosphärischen Luft und der Wärme nicht an der gehörigen Stelle. Aber mehr als diese unschicklich gewählte Ordnung missfiel uns eine nicht unbedeutende Menge von mangelhaften Bestimmungen oder Unrichtigkeiten, welche vorzüglich das erste Drittheil des Buches verunzieren. Ein verständiger Lehrer wird solche nicht frühe genug verbessern können, um seine Jünglinge der Gefahr zu entziehen, von Manchem theils nur unvollständige, theils selbst irrige Kenntnisse zu haben. — Das Vorzüglichste davon hier kürzlich zu bemerken, halten wir um so mehr für unsere Pflicht, als das Buch, nach den nöthigen Verbesserungen, nützlich und brauchbar seyn wird.

Im I Abschnitte, *von den Eigenschaften, die wir an allen Körpern wahrnehmen*, hätte bey Erklärung des Phänomens der Undurchdringlichkeit der Unterschied zwischen der mechanischen und chemischen Undurchdringlichkeit gezeigt, auch Beyspiele von der so genannten *scheinbaren Durchdringung* gegeben werden sollen. — Bey der Feinheit körperlicher Theilchen in der Natur und Kunst (S. 14) sind die so wichtigen Infusionsthierchen vergessen worden. Wie lehrreich ist nicht ihre Betrachtung! Wie geschickt, die relativen Begriffe von Gross und Klein zu fixiren! Wie fruchtbar zur Anknüpfung religiöser Lehren! — Auch die *Beweglichkeit* und *Schwere* können den allgemeinen Eigenschaften der Körper beygezählt werden. Im II Abschn. ist die Erklärung der Bewegung, als einer Veränderung der äusseren Verhältnisse eines Körpers in dem Raume, welchen er einnimmt, unzureichend und dem Anfänger sehr unverständlich. Wenn der Vf. die richtige Erklärung: Bewegung ist die stetige Ortsveränderung, deshalb verwirft, weil es Bewegungen ohne Ortsveränderungen geben könnte, wie z. B. eine Kreisscheibe, welche sich in einerley Ebene um ihren ruhenden Mittelpunct dreht: so ist fürs Erste ersichtlich, dass der sich drehende Kreis im Ganzen wirklich ruhe, obschon alle Puncte in ihm, den Mittelpunct ausgenommen, in wirklicher Bewegung begriffen sind; fürs Zweyte passt auch selbst des Vfs. Erklärung nicht auf diesen Fall, indem der sich umdrehende Kreis seine äusseren Verhältnisse in dem Raume, welchen er einnimmt, im Ganzen offenbar nicht ändert. — S. 21 wird bey jeder Bewegung siebenerley beachtet: Ursache der Bewegung, der bewegte Körper, Richtung, Raum, Zeit, Geschwindigkeit (welche durch No. 6 hätte ausgedrückt werden sollen) und Grösse der Bewegung. In No. 2 sollte noch nicht von der Masse des Körpers (deren

Betrachtung in No. 7 gehört), ſondern von der Art geſprochen werden, nach welcher man ſich den bewegten Körper als einen Punct vorſtellen kann, wodurch derſelbe bey ſeiner Bewegung eine Linie beſchreibt. Zur Erläuterung des ſo wichtigen Begriffes der Geſchwindigkeit ſollten die Geſetze *vollſtändig* aufgeführt werden, nach welchen das Verhalten derſelben mit Änderung des Raums oder der Zeit oder von Beiden ſich abändert. S. 23 wünſchten wir die ſehr unſchickliche und faſt ganz veraltete Benennung *Trägheit* mit dem zweckmäſsigen Ausdrucke *Beharrungsvermögen* verwechſelt. Auch ſollten die wichtigen Geſetze, daſs der von Einer Kraft bewegte Körper eine geradlinige, eine gleichförmige und eine Bewegung ohne Ende erhalten müſſe, deutlich ausgeſprochen werden. S. 27 Z. 11 v. ob. muſs anſtatt *hängenden* geleſen werden *liegenden*. — Zur Erläuterung des Begriffes der *Niederſchläge* S. 30 ſollten ſolche Beyſpiele aufgeführt werden, welche ſich ſehr bequem von den jungen Leuten durch Verſuche nachmachen laſſen; ſo wird z. B. im Waſſer aufgelöſtes Gummi durch Zugieſsung von Weingeiſt, oder in Weingeiſt aufgelöſtes Colophonium durch beygegoſſenes Waſſer ſogleich niedergeſchlagen. Unſeres Erachtens kömmt es bey dem populären Vortrage der Phyſik gar ſehr auf eine gute Auswahl zweckmäſsiger und dabey leicht anzuſtellender Verſuche an. Denn die Haupt-Erſcheinungen der Natur müſſen dem Anfänger nicht bloſs mit Worten vorgetragen, ſondern unmittelbar vor die Sinne gebracht werden, indem Worte hier oft nur das todte Bild deſſen ſind, was uns die Natur in ihrem Leben darſtellt. Was S. 31 von den *Kryſtallen* geſagt wird, iſt allzudürftig, und wird den Lehrlingen auch nicht einmal den erſten Begriff davon zu geben im Stande ſeyn. Dieſe wichtige Lehre hätte durchaus zwar kurz, doch genügend dargeſtellt werden ſollen. — Der gröſsere Widerſtand, welchen wir empfinden, wenn wir unſere Hand durch eine Waſſermaſſe bewegen, als wenn wir eben dieſe Bewegung durch die bloſse Luft vornehmen, wird S. 33 irrig aus dem gröſseren Zuſammenhange der Waſſertheile gegen die Lufttheile erklärt. Soll denn der Vf. nicht wiſſen, daſs Waſſer hier hauptſächlich deſshalb ſo viel mehr Widerſtand leiſtet als die Luft, weil es ſo vielmal dichter oder ſpecifiſch ſchwerer als letztere iſt? Die gröſsere Cohärenz der Waſſertheilchen gegen die der Lufttheilchen wirkt hier am wenigſten. — S. 43. Z. 2 v. u. iſt *Alkali* zu leſen. — Bey Erklärung der einfachen *Wahlverwandtſchaft* S. 44 müſſen wir wiederholt bemerken, daſs eine gröſsere Menge leicht anzuſtellender Verſuche ſehr zu wünſchen geweſen wäre. Auch iſt es lehrreich für Anfänger, ſowohl dieſe einfache als die nicht einfache Wahlverwandtſchaft durch allgemeine Schemata in Buchſtaben zu erläutern. Z. B. Wenn zu einem Körper AB, der aus den Beſtandtheilen A und B beſteht, ein Körper C kömmt, welcher gegen A gröſsere Verwandtſchaft hat, als A gegen B beſitzt, ſo entſteht ein Körper AC, und B wird losgeſchieden, u. ſ. w. Die Bemerkungen über Schwerkraft und Verwandtſchaft S. 50 ſind zweckmäſsig, und dienen zur Aufklärung der Begriffe. — Der freye Fall der Körper iſt S. 53 ſehr irrig dargeſtellt. Nach dem, was der Vf. davon ſagt, ſollte man glauben, die Räume, welche freyfallende Körper in gleichen Zeiten zurücklegen, nähmen gerade ſo zu, wie dieſe Zeiten wachſen; d. h. wenn in der erſten Zeitſecunde der Raum 1 beſchrieben wird: ſo müſste in der ſechſten Secunde des Falles der ſechsfache Raum beſchrieben werden, in der nten Sec. der nfache Raum u. ſ. f. — Warum hat der Vf. hier nicht die beiden ſo äuſserſt wichtigen Geſetze: 1) die in einzelnen Zeitſecunden durchlaufenen Räume nehmen zu wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7, 9, 11 ...; 2) die in zuſammengenommenen Zeitſecunden zurückgelegten Räume wachſen wie die Quadratzahlen der verfloſſenen Zeiten, auf die bekannte anſchauliche und ſehr verſtändliche geometriſche Art bewieſen? — Irrig iſt S. 55 die Behauptung, daſs ein ſchwerer Körper, der ſich auf einer ſchiefen Ebene befindet, *wegen des Anreibens auf derſelben* nicht ſo ſchnell herabfalle, als im Freyen. Sollte dem Vf. wirklich unbekannt ſeyn, daſs die Schwere dieſes Körpers dadurch eine Veränderung erleidet, daſs ein Theil der abſoluten Schwerkraft durch den Widerſtand der ſchiefen Ebene wirklich aufgehoben wird, und folglich eine wirkliche Verminderung dieſer Bewegkraft Statt findet? Daſs ſich dabey die abſolute Schwere zur reſpectiven, wie die Länge der ſchiefen Ebene zur Höhe, verhalte, iſt eine ſehr einfache und leicht zu erweiſende Wahrheit, die hier durchaus ihre Stelle hätte finden ſollen. Zu bemerken wäre ſodann immer noch geweſen, daſs bey dem Herunterfallen phyſiſcher Körper auf phyſiſchen Ebenen die Reibung allerdings auch noch etwas dazu beytrage, um die Geſchwindigkeit zu vermindern. — Auch das Wenige, was S. 56 und 57 von Centralbewegung geſagt wird, iſt äuſserſt dürftig, und wird nicht im Stande ſeyn, den Anfängern auch nur die erſten richtigen Begriffe davon beyzubringen. Warum hat der Vf. nicht die erſten Elemente der reinen Bewegungslehre mit in ſeinen Plan aufgenommen, wodurch ſo vielerley Mängel des Vortrags beſeitigt worden wären? Die Methoden, welche S. 61 vorkommen, das ſpecifiſche Gewicht feſter Körper zu beſtimmen, die theils leichter, theils ſchwerer als das Waſſer ſind, worin ſie ſich nicht auflöſen, ſind richtig, allein jedem Anfänger ohne wirklich durchgerechnete Beyſpiele ganz und gar unverſtändlich, wie jeder Lehrer wiſſen wird, welcher dieſe Materien jungen Leuten vorgetragen hat. — Der Proceſs der Deſtillation S. 75 hätte an dem Waſſer erläutert werden ſollen, um ihn ganz verſtändlich zu machen. — Vom Verbrennen wird S. 87 und 88 äuſserſt unvollſtändig und unbefriedigend gehandelt. Was mag ſich der Anfänger hier für einen Begriff von dem Sauerſtoffe bilden? Die Lehre von der Verkalkung beginnt der Vf. mit den Worten: „Was wir Kalk nennen, iſt Jedermann bekannt Einen Körper oder eine Materie in Kalk verwandeln, heiſst ſie verkalken oder calciniren. Es giebt nämlich eine

sehr grosse Menge von sehr verschiedenen Kalkarten, und also nicht bloss die, welche aus Steinen gebrannt zum Bauen der Häuser gebraucht wird." Wie können solche Erläuterungen dazu dienen, dasjenige scharf zu bestimmen, was man einen Metall-Kalk nennt? Auch dieser Abschnitt ist sehr dürftig. Zu Anfange des IV Abschn., *von den verschiedenen Gasarten*, leitet der Vf. das Wort *Gas* von *Gäscht* her, womit man den Schaum bezeichnet, welchen Bier, Most und dgl. auf ihrer Oberfläche absetzen, wenn sie in Gährung gerathen sind. Wie höchst unstatthaft diese Ableitung sey, springt Jedem von selbst in die Augen. — Der Streit, S. 95, ob die Gase, welche sich bey der Auflösung, Gährung u. s. f. zeigen, als solche in diesen Körpern enthalten seyen, oder erst bey diesen chemischen Processen neu erzeugt werden, ist wohl gänzlich geschlichtet, und letztere Meinung zu einer chemischen Grundwahrheit erhoben. — Die Angabe S. 100., dass sich in der atmosph. Luft $\frac{1}{3}$ Sauerstoff und $\frac{2}{3}$ Stickstoff befinden, ist falsch, indem es entschieden ist, dass der Antheil der Lebensluft in der atmosphärischen nur 20 bis 21 Hunderttheile betrage. Auch hat sich diess Verhältniss als ein fast beständiges bewiesen. — Eben so unrichtig wird S. 102 gesagt, dass der Rückstand von atmosph. Luft unter einer gläsernen Glocke, worin ein brennendes Licht erloschen ist, *reines Stickgas* sey. Einen nicht unbedeutenden Theil davon bildet das kohlensaure Gas, welches sich bey dem Verbrennen der Kerze erzeugt. Wird aber letzteres durch Kalkwasser z. B. absorbirt: so bleibt so ziemlich reine Stickluft zurück. Eben so irrig heisst es am Schlusse dieses Absatzes: „Auch der Dampf, welcher aus brennenden Kohlen aufsteigt, und so manchem das Leben raubte, ist Stickluft." Eine erstickende Luft kömmt hier wohl zum Vorscheine, allein keine Stickluft. — Von Wasserstoffgas wird bemerkt, es habe seinen Namen davon, dass es einen Bestandtheil des Wassers ausmache. Dieses ist irrig ausgedrückt, denn nicht das Wasserstoffgas, sondern der Wasserstoff bildet einen Theil des Wassers. Dass man die Benennung *brennbare Luft* ihr deshalb beylege, weil sie bey der geringsten Berührung mit der atmosph. Luft sich sogleich mit heftigem Knalle entzündet, ist falsch. Das phosphorhaltige W. St. G. besitzt wohl diese merkwürdige Eigenschaft; allein das reine W. St. G. durchaus nicht. Auch von der sogenannten Knallluft wird nur unbefriedigend gesprochen. Die Entwickelung des W. St. G. wird aus 6 Theilen Wasser und 1 Theil Schwefelsäure niemals gelingen, wenn nicht Stückchen Zink oder Eisenfeilspäne beygesetzt werden. Das Geschichtliche der Luftschifffahrt wird S. 126—133 lehrreich und befriedigend, vielleicht nur etwas zu weitläufig, vorgetragen. Im V Abschn., *von der atmosph. Luft*, hätte S. 138 bemerkt werden sollen, dass ausser dem S. St. G. und St. G. auch noch ein kleiner Antheil von K. S. G. in der atmosph. Luft enthalten ist, und einen constanten Theil derselben bildet. — Um den Druck der Luft bemerkbar zu machen, muss nicht immer ein luftleerer Raum S. 151 vorhanden seyn; ein mit verdünnter Luft erfüllter Raum ist dazu schon hinreichend. — Die Wirkung des Zughebers ist (S. 196 f.) nichts weniger als gründlich erklärt. Es fehlt sowohl an den zum Ausfliessen des Wassers nöthigen Bedingungen, als an der überzeugenden Ursache, nach welcher das Wasser an dem niedrigen Schenkel zuerst hervorfliessen muss. — Auch bey dem Stechheber (S. 171) ist die lehrreiche Erscheinung übergangen, dass, wenn derselbe nicht gänzlich angefüllt aus dem Gefässe genommen wird, immer zuerst etwas Weniges von dem Fluidum ausfliesst; das Übrige erhält sich sodann darin. Die Ursache davon ist bekannt. — Nach den Versuchen von *Maraldi*, *Cassini* u. A. durchläuft der Schall in 1 Sec. nicht 1200 Fuss, wie S. 215 bemerkt wird, sondern etwa 1058 Schuhe. Der VII Abschn. ist den Erscheinungen des *Lichtes* gewidmet. Mit ziemlicher Vollständigkeit sind hier die wichtigsten Lehren vorgetragen; nur Schade, dass Manches, was auf die Phänomene der ebenen und krummen Spiegel, der Linsengläser u. s. w. Bezug hat, wegen des Mangels erläuternder Zeichnungen, den Anfängern nicht verständlich seyn wird. Eben weil die Linien sehr zweckmässige Repräsentanten der Lichtstrahlen sind, kann man die Optik die Geometrie des Lichtes nennen: denn in der That gewährt sie in den Hauptlehren eine geometrische Gewissheit. Auch der VIII Abschn., *von der Wärme*, enthält viel Lehrreiches in einem zweckmässigen Vortrage. Der IX Abschn., *vom Wasser*, sollte ausführlicher seyn. Auch stösst man gleich zu Anfange auf den oben schon berührten Irrthum, das Wasser bestehe aus zwey verschiedenen Gasarten, dem W. S. G. und dem St. St. G. — Im X und XI Abschn. ist das Wissenswürdigste von der *Elektricität* und dem *Magnetismus* gut zusammengetragen.

Aus dieser Anzeige ergiebt sich, dass obiges Werk unter Anleitung eines fachkundigen Lehrers, der dessen kleinere und grössere Mängel geschickt zu ergänzen, und seinen Unterricht durch wirkliche Anstellung der nöthigsten Versuche gehörig zu beleben weiss, bey dem ersten Unterrichte der Jugend mit Nutzen gebraucht werden könne. — Papier und Druck sind vorzüglich gut.

Δ.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Drey Küsse und eine lange Nase*, von *F. Laun*. 1814. 251 S. 8. (20 gr.)
Auch unter dem Titel:
*Kleine Erzählungen*, von *F. Laun*. In zwey Bändchen. (Das zweyte.)

Der obere Titel scheint zwar einen Zusammenhang des Ganzen anzudeuten; der Inhalt, der in vier ganz für sich bestehende Erzählungen zerfällt, widerspricht jedoch dieser Deutung; auch lässt die erste derselben, *der Todtenkuss*, die durchaus schaurigen und traurigen Inhalts ist, einige Zweifel gegen die Haltung in der Witzigkeit des gewählten Titels übrig. Wir halten uns bey dieser *ersteren* Erzählung um so

weniger auf, als sie wirklich ganz am abgenutzten Faden des Herkommens in solchen Ritter- und Schauer-Geschichten abläuft. Glücklicher ist der heitere, gutmüthige Schwank: *der schwatzhafte Kuss*, der schon in einem Taschenbuch mit Vergnügen gelesen worden ist; wir rechnen einige Anspannungen des Witzes, als kleine Störungen der übrigen Anspruchlosigkeit, ab. Eins der ausgezeichnetesten, erfreulichsten und gelungensten Werkchen des Vfs., unter allen, welche Rec. je von ihm las, ist dagegen der *Kuss im Goldpapiere*, durch die in der That eines Meisters würdige Charakteristik des gemüthlichen, wunderlichen Doctors Hasselbrecht und seiner Kinder. Mit wahrem Genuss hat Rec. diese ganz allerliebste kleine Darstellung betrachtet und den Doctor Hasselbrecht gar herzlich liebgewonnen. Es wird gewiss vielen so gehen. Um so freudiger wird diess erwähnt, zu einem neuen Beweise, dass der Vf. das Rechte kann, wenn er will. Unter allen Ungeschicklichkeiten des Doctors Hasselbrecht fanden wir nur eine, durch deren Erwähnung der Vf. ihn uns mehr zurückstossend als anziehend gemacht hat (denn alle die übrigen machen ihn immer liebenswürdiger): es ist der Moment, wo er beym Nahen seiner vermeintlichen Braut ein Spiritusglas mit obscönen Theilen des menschlichen Leibes fallen lässt. Eben so ist es unzart und ungemüthlich, den Doctor am Ende die eigentliche Bewandniss mit dem Kuss im Goldpapiere (das unter dem welschen Namen *baiser* bekannte Zuckerwerk — wie wird sich Campe freuen!!) der älteren, um die frühere eingetauschten Braut so ganz unbefangen, laut und rücksichtslos erzählen zu hören. — Die Komödie, welche das Fräulein in der vierten Erzählung, der *langen Nase*, mit dem armen Studenten, dem Brautwerber ihrer Freundin, für welche sie ihn prüfen will, treibt, geht etwas weit, und es verräth ziemliche Übung im Rollenübernehmen, dass das Fräulein in einer dunkelen Parthie des schönhofener Gartens, der theatralischen Täuschung halber, der ja keine Realität zum Grunde liegt, ohne Umstände sich vom Studenten umfangen und dann später küssen lässt. Es bleibt unentschieden, welches von beiden mehr in seiner Rolle blieb, das Fräulein, als solches, oder der Student, als solcher.

— us.

Leipzig, b. Hinrichs: *Antonie; das schauerliche Wort, und die Blendlaterne.* Drey Erzählungen mit und ohne Gespenster von *Friedrich Laun.* Mit 1 Kupfer. 1813. 230 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In dem gewöhnlichen leichten, gewandten Erzählungstone des Vfs., ohne einen anderen Anspruch als den, auf eine Stunde zu unterhalten oder zu zerstreuen. In der 1 *Erzählung* ist es etwas unwahrscheinlich, dass die Kupplerin, in deren Haus und Gewalt Antonie ohne Wissen und Schuld gebracht worden ist, sie mit dem Fremden allein lässt, da sie nothwendig das schändliche Benehmen ihm nicht verschweigen, sondern in ihm einen Beschützer und Retter aufsuchen wird; wie denn überhaupt sie sich vorher mit allzuvielem Bewusstseyn mit ihrer Unschuld gerüstet in Gefahr begiebt. Die 2 *Erzählung*, *das schauerliche Wort*, kann als eine Zugabe zu *Launs und Apels Gespensterbuch* betrachtet werden; die Sage, worauf sie sich gründet, „man könne durch dreymaliges Rufen seines Namens sein Bild, aber zugleich den Tod citiren," hat etwas sehr Schauerliches, das durch eine gedrängtere Haltung des Ganzen mehr hervorgetreten seyn würde. Zu der langen weitschweifigen Erzählung des Gemahls, auf seinem Todbette, gehört der Athem eines kerngesunden Menschen, dem die Stunden noch nicht abgemessen sind; dagegen ist der Tod seiner Witwe besser dargestellt. Endlich *die Blendlaterne*, aus einem Nichts entsponnen, ist am lebendigsten und unterhaltendsten erzählt, zeichnet sich jedoch durch nichts vorzüglich aus, so wie diess ganze Büchlein unter die matteren Gemälde des Vfs. zu zählen seyn dürfte. Diess wollen wir jedoch dahingestellt seyn lassen, in sofern solche Werkchen bloss auf eine flüchtige, leichte Unterhaltung berechnet sind.

— us.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Aesthetik. *Prag*, b. Widtmann: *Über Werth und Wichtigkeit der Aesthetik, Geschichte der Künste und Wissenschaften und Geschichte der Philosophie.* Ein Wort an seine Zuhörer gesprochen bey seiner öffentlichen Einführung am 8 Aug. 1811 von *F. H. Dambeck*, Prof. der Aesthetik. 24 S. 8. (6 gr.)

Die auf dem Titel angegebenen Gegenstände sind zu wichtig und vielumfassend, als dass es möglich wäre, in einer Schulrede über dieselben erschöpfend zu sprechen, wo es ohnehin auf das Verständniss ungeübter Zuhörer sehr ankommt. Indess zweifeln wir, dass der Redner durch diese Worte seine Schüler für *sich* oder für jene *Wissenschaften* gewann, denn die Behandlung der Gegenstände ist selbst so trivial und matt, dass sie wohl auch der Schüler eines guten Gymnasiums übersehen kann. Eine Probe: „*Kunst war es, die das zuvor ungeschlachte, seines hohen Namens noch durch kein Verdienst würdig gewordene Geschöpf, den Menschen, dem Zustande der Rohheit entriss; auf ihren Wink, wie einer unserer Unsterblichen, Schiller, sich ausdrückt .... wand sich von dem Sinnenschlafe* u. s. w." — *Sapienti sat!*

H...t..e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *STAATSWISSENSCHAFTEN.*

Berlin, b. Schmidt: *Geiſt der National-Ökonomie und Staatswirthſchaft für National-Repräſentanten, Geſchäftsmänner und die, die es werden wollen*, von *Auguſt Wilhelm v. Leipziger*. Erſter Band, *National-Ökonomie*. 1813. XII u. 228 S. Zweyter Band, *Staatswirthſchaft*. 1814. 436 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Schon der Titel dieſes Werkes iſt unrichtig, wenn man die Begriffe *Staat* und *Staatswirthſchaft* analyſirt. Weder der Regent oder die Regierung allein, noch das Volk oder die Nation allein, ſondern beide Theile zuſammen bilden den Staat; mithin kann auch Staatswirthſchaft oder die Wirthſchaft im Staate nichts anders begreifen, als die *Volkswirthſchaft* oder die *Nationalökonomie* und die *Wirthſchaft der Regierung* oder die *Finanzökonomie*, weil nicht der Staat, als Staat, ſondern nur die Theile deſſelben wirthſchaften. Es iſt alſo unrichtig, wenn man Nationalökonomie und Staatswirthſchaft einander entgegenſetzt oder neben einander ſtellt, da jene dieſer in der Form untergeordnet ſeyn muſs. Ebenſo unrichtig werden unter den Begriff — *Staatswirthſchaft* — die zweckmäſsigſten Geſetze und Einrichtungen zum Beſten der Staatsökonomie, alſo überhaupt die Geſetzgebung und die ganze Politik der Staatsökonomie, gerechnet: denn dieſe, als rationelle Tendenz, iſt offenbar kein Wirthſchaften mehr, ſie hat nichts mit Production und Conſumtion, nichts mit Einnahme und Ausgabe, an ſich, als der wahren empiriſchen Tendenz jeder Wirthſchaft, zu thun. Man würde dieſen Theil, in der Sphäre der Staatswirthſchafts-Wiſſenſchaft, beſſer die *Politik der Staatsökonomie-Geſetzgebung* nennen können. Nach einer paſſenden Vorrede (III—XII), worin eine zweckmäſsige Harmonie der Verhältniſſe zwiſchen dem Regierer und den Regierten dargeſtellt wird, ſetzt Hr. *v. L.* in der Einleitung (§. 1) den Zweck der Nationalökonomie in *die höchſte Vervollkommnung des phyſiſchen Zuſtandes der geſelligen Menſchheit auf einem gegebenen Flächenraume*. Hätte er dieſes von der ganzen Staatsökonomie, und nicht von der Nationalökonomie allein, geſagt: ſo wäre die Definition richtiger geweſen; denn unter die geſellige Menſchheit gehören auch der Regent und die Glieder der Regierung, welche, als ſolche, der Nation entgegengeſetzt werden. Ferner gehören darunter auch alle anderen Nationen und Staaten, warum denn alſo das Prädicat — *auf einem gegebenen Flächenraume?* Dieſes Prädicat giebt man nur einem beſtimmten Staate, und nicht ſeinem Zwecke. Die Darſtellung der Tendenz der Staatskunſt (§. 6) iſt in ſofern unrichtig, als es heiſst: *unabhängig von dem Nationalreichthume*. Die Staatskunſt muſs eben ſowohl die Politik der Staatsökonomie, wie die Juſtiz- und Bildungs-Politik, mithin das Streben nach Nationalreichthum und deſſen Geſetze und Bedingungen, in ihrem Umfange haben; ſie umfaſst alle Zweige der Staatsregierung. Was der Vf. unter Staatswirthſchaft (§. 7) verſteht, das iſt die eigentliche Finanzwirthſchaft. Der Zweck der Menſchheit: *allgemeine höchſte Vervollkommnung*, muſs auch der Staatszweck ſeyn, und Sicherheit, Selbſtſtändigkeit und Wohlergehen, welche der Vf. (§. 13) anführt, ſind nur die Mittel zum Zweck und die Folgen daraus. Der Staat iſt überhaupt nur das Übergangsmoment von der rohen Wildheit zur vollendeten Sittlichkeit, wenn auch dieſes Ideal nie erreicht wird. Die Begriffe von Armuth, Wohlhabenheit und Reichthum ſind ſo relativ, daſs es ſchwer iſt, eine Scala von denſelben feſtzuſetzen, daher es auch dem Vf. (§. 16) gar nicht gelungen iſt: denn eine Nation kann unmöglich mehr verzehren, als ſie hervorbringt oder ſich erwirbt, wenn ſie nicht von einer anderen Nation entweder geſchenkt bekommt, oder ſich erbettelt oder erſtiehlt. Zum Glücke für die Nationalökonomie iſt es auch nicht ſo wichtig, den Begriff von Nationalreichthum, als vielmehr die Geſetze und Bedingungen, zu wiſſen, unter denen derſelbe ſich erreichen läſst. Die Bedingungen, unter welchen allein Nationalreichthum erlangt werden kann, ſind Hn. *v. L.*: 1) *Das Vertrauen der Regierten in die Moralität und Intelligenz des Regierers und in ſeine Kraft, die Selbſtſtändigkeit der Nation unter allen Umſtänden zu behaupten* (§. 18). Man kann groſses Vertrauen auf die Eigenſchaften von Jemanden haben, ohne daſs er dieſelben wirklich beſitzt: alſo nicht das *Vertrauen*, ſondern der *wirkliche Beſitz* der Moralität und Intelligenz des Regierers kann eines von den Mitteln zu dieſem Zwecke ſeyn. 2) *Die Güte des Bodens, ein günſtiges Klima, in welchem alles reifet* u. ſ. w. (§. 19). Nach dieſer Behauptung könnte alſo nur eine ackerbauende Nation zum Nationalreichthum gelangen, aber nicht eine

Nation, welche die industrielle und commercielle Production zu ihrer Hauptbeschäftigung hat. Das Gegentheil davon sahen wir an Holland und England. 3) *Freyheit der Personen, Gleichheit vor dem Gesetze und unumschränkte Freyheit aller Gewerbe.* Die *Quellen des Nationalreichthums* findet der Vf. bloss in der *geistigen* und *körperlichen Arbeit* (§. 21). Eine Quelle ist, woraus man das Begehrende schöpft. Ist denn Grund und Boden keine Quelle? Man schöpft doch die Genussmittel, die Güter, mittelst der productiven Kraft der Natur und der Menschen, zum grössten Theile aus dem Boden. Arbeit, auf Grund und Boden angewandt, soll allein *Urproduction* seyn (§. 22). Gehört denn Jagd und Fischerey, deren Producte nicht aus dem Grunde und Boden hervorkommen, nicht auch zur Urproduction? — Was die Arbeit des menschlichen Geistes, oder, nach dem Vf., die intellectuelle Production (§. 25) betrifft: so wird Rec. seine Meinung der des Vfs. weiter unten entgegen zu setzen Gelegenheit haben.

Der I Abschnitt enthält die Entwickelung der Frage: *Wie wird das todte Capital gewonnen und vermehrt?* — unter folgenden Rubriken: 1) *Ökonomie der Zeit.* Obgleich diese Rubrik mitunter heterogene Dinge begreift: so würde die Überschrift: *Ordnung in den Geschäften* — dem Inhalte doch eher entsprechen. 2) *Werth und Preis.* Nicht erschöpfend bearbeitet. Der Vf. nimmt nur einen Gebrauchs- und einen Tausch-Werth an, da doch der Productionswerth einen Hauptbestandtheil des Tauschwerthes ausmacht. Das für ein Gut, welches weggegeben wird, empfangene oder festgesetzte Quantum anderer Güter ist der Preis, also nicht bloss, wie der Vf. sagt, *das in Geld ausgedrückte Bedürfniss* (§. 39); 3) *Geldzins.* 4) *Bevölkerung.* 5) *Getreidehandel.* Warum nur der Getreidehandel, warum nicht der ganze Verkehr mit allen Gütern? Von Capital hat der Vf. einen sonderbaren Begriff: denn er sagt, „ein Capital, das keinen Gewinn giebt, höre auf, Capital zu seyn" (S. 58). Sonach sind Meublen, Kleider u. s. w., die man vorräthig hat, keine Capitale, weil sie keinen Gewinn geben; selbst Waaren nicht, die der Verkäufer unter dem Werthe absetzt, die also keinen Gewinn, vielmehr Verlust abwerfen. Was ist denn sonst Capital? — Rec. versteht darunter den über das gegenwärtige Bedürfniss überschiessenden Vorrath, und Alles, was in diese Kategorie gehört. 5) *Fabriken, Manufacturen, Prämien.* Die Summe der Arbeit, die eine Nation jährlich verrichtet, sey der Fonds ihres Reichthums, sagt der Vf. (S. 71). Diese Definition ist einseitig. Das Vermögen einer Nation, welches nicht nur in der productiven Kraft, sondern auch in dem Stoffe besteht, ist der Fonds ihres Reichthums. Mit Prämien muss die Regierung vorsichtig zu Werke gehen. Der Vf. nimmt sie allgemein an; denkt aber nicht dabey, dass Prämien nichts, als eine Vertheilung des Privat-Eigenthums zum allgemeinen Wohl seyn sollen, dass sie nur bis zur Erreichung des Nationalbedarfs ökonomistisch angewandt sind, und dass sie, wenn dieser in der Quantität und Qualität erreicht ist, wieder aufhören müssen, auch dass sie nie einen einzelnen Industriezweig zum Nachtheile und auf Kosten der anderen begünstigen dürfen. 7) *Production*; d. h. nach dem Vf. *die Vermehrung eines geniessbaren, und die Verwandlung eines ungeniessbaren Urstoffes in einen geniessbaren* (S. 80). Urstoff bezeichnet die ganze Genussmittel zu liefern fähige Natur. Urstoff ist weder geniessbar, noch geniessbar zu machen, sondern aus dem Urstoffe wird der Productstoff, welcher Genusseigenschaft entweder besitzt oder erhält, erzeugt. Auch dieser Definition fehlt es an einem weiteren Prädicate, nämlich: der *Beförderung zum Genusse*, damit sie auch die commercielle Production umfasse, und vollständig sey. Die Ausdrücke: *die Production sey der Stoff, aus dem der Nationalreichthum erzeugt werden könne*, und *sie sey ein unbestimmtes, todtes Capital* — sind unstatthaft. Productstoff und Capitale sind Resultate der Production. 8) *Production durch Capital. Capital*, sagt der Vf. (S. 86), *ist das Product einer geschehenen, nicht verzehrten Arbeit.* Arbeit ist eine Äusserung der productiven Kraft, eine Handlung; wie kann diese verzehrt werden? — 9) *Urproduction. Landrenten.* 10) *Industrielle Production. Arbeitslohn.* Der Vf. nimmt, mit *Smith*, die Arbeit, als den Maassstab des Werthes aller Dinge, in Schutz (S. 137 und 138); allein sein Grund gegen die Widersprechenden, dass man die Arbeit mit Arbeitslohn verwechsele, hält gar nicht Stich. Er lese *Sartorius* Abhandl. von den Elementen des Nationalreichthums, Nr. 1 (Göttingen 1816). 11) *Intellectuelle Production. Ehrensold* (S. 148). Auch Hr. *v. L.* begeht mit mehreren Anderen den Fehler, die Cultur der geistigen Kräfte in die Nationalökonomie aufzunehmen, welche doch eigentlich, so wie die ganze Staatswirthschaft, sich nur mit dem materiellen Theile, mit dem physischen Wohlstande der Nationen, ganz rein beschäftigen sollte. Die geistigen Kräfte, welche in allen Handlungen der Menschen die *conditio sine qua non* sind, müssen schon vorausgesetzt werden. Die Cultur der geistigen Kräfte, die sittliche und intellectuelle Bildung, gehören in einen anderen Staatsregierungszweig, welcher mit allen anderen Zweigen dem Staatszwecke entgegen zu arbeiten hat, aber nicht in eine reine Nationalökonomie. 12) *Vertheilung des Nationaleinkommens.* 13) *Vermehrung des Nationalreichthums.* Diese kurze Rubrik, welche die vollkommene Freyheit in der Anwendung der productiven Kräfte und des Eigenthums, also des Vermögens und der Capitale, beabsichtigt, ist die richtigste und gelungenste.

II Abschnitt. *Wie wird das todte Capital einer Nation lebendig gemacht?* — Die Mittel zu diesem Zwecke sind: 1) *Circulation.* Falsch ist §. 8 die Behauptung: *der Überschuss der Production über das Verzehren der Nation, wenn er auf inländischem Markte verkauft werde, vermehre den Nationalreichthum nicht.* Aller producirte Überschuss über die Verzehrung ist eine Vermehrung des jährlichen Erzeugnisses, also des Nationalreichthums; er kömmt

ja zur Maſſe der Producte hinzu. Auf inländiſchem Markte kann der Überſchuſs über das Verzehren der Nation nie verkauft werden, weil eine Nation nie mehr kauft, als ſie verzehrt, auſser in der commerciellen Abſicht, ihn in das Ausland abzuſetzen. 2) *Handel*. Der Vf. behauptet (S. 172), daſs kein Schriftſteller auſser ihm die Frage der Productivität des Handels gelöſet habe; allein ſelbſt das, was er davon ſagt, hat Hr. *v. Soden* in ſ. Nationalökonomie (§. 284—289) beſſer und richtiger bewieſen, ſo wie 3) die Lehre *vom Gelde*. 4) *Credit*. Von dieſem hat der Vf. einen eingeſchränkten Begriff. 5) *Banken*. 6) *Papiergeld*. Unter dieſem verſteht er *eine Anweiſung auf die Moralität, Intelligenz und Selbſtſtändigkeit der Regierung* (S. 215). Mit Moralität, Intelligenz und Selbſtſtändigkeit an ſich kann die Regierung nicht bezahlen. Die Definition iſt wirklich lächerlich. Sind auch dieſe Eigenſchaften der Beweggrund, daſs die damit begabte Regierung alle ihre Verbindlichkeiten erfüllt: ſo iſt doch Papiergeld nicht unmittelbar eine Anweiſung darauf. §. 116 wäre beſſer weggeblieben, er verräth einen höchſt eingeſchränkten Begriff vom Papiergelde. Endlich 7) *Conſumtion*.

Die Vorrede zum *zweyten Bande* bezieht ſich hauptſächlich auf die neueſten politiſchen Begebenheiten. Dann folgt S. 9 ein *Entwurf zu einer Staatsconſtitution*, als Einleitung in die Staatswirthſchaft. Als Geſetzgeber ſcheint der Vf. noch weniger auftreten zu können. Die Conſtitution hat ſo ziemlich die franzöſiſche zu ihrem Vorbilde genommen, und trägt das Gepräge der Unvollkommenheit und nicht gehörig geprüfter Geſetze an ſich. Der 1 Abſchnitt, überſchrieben *Präliminarien zur Staatswirthſchaft* (S. 49 bis 220), begreift lauter abgeriſſene, unlogiſch eingereihte Materien, als: *Statiſtik*, welche nur zum Behufe der Finanzökonomie und eines Abgabeſyſtems dargeſtellt iſt. *Staatsſchulen*, welche nicht in die Staatswirthſchaft gehören. *Handelsbilanz*, welche ziemlich gute Bemerkungen in Rückſicht auf eine vollkommene Handelsfreyheit enthält. *Taxen*, von welchen der Vf. mit Recht behauptet, daſs ſie alleſammt, wie ſie heiſsen mögen, mit den Zünften oder Innungen, aufgehoben werden ſollten. — *Treſor* oder *öffentlicher Schatz*, wovon der Vf. gleichfalls den wahren Geſichtspunct hat; ob aber die S. 97 vorgeſchlagenen *Kriegsperſonal-Steuerſcheine* die praktiſche gute Wirkung thun werden, muſs erſt die Erfahrung bewähren. *Staatsſchulden*. Eine ziemlich gerathene Materie. Es ſind darin faſt alle Arten von Schuldenmachen angegeben. — *Polizey*. Dieſer Gegenſtand gehört nicht in die Staatswirthſchaft. Der Begriff von Polizey iſt dem Vf. bloſs die möglichſte Verhinderung der Verbrechen und des Unglücks. Er giebt übrigens nur einige Maſsregeln gegen Verbrecher. — *Zoll-, Zucht-, Arbeits-* und *Findel-Häuſer*. Auch dieſe Rubrik gehört nicht in die Staatswirthſchaft, iſt nicht beſonders gerathen, und enthält, um die nöthigen Koſten dieſer Anſtalten zu erlangen, Vorſchläge zu Beſteuerungen, von denen ſich ſchon im Voraus nichts Bedeutendes erwarten läſst; zufällige Einnahmen können ſolche Anſtalten, welche beſtimmt gedeckt ſeyn müſſen, oft in Verlegenheit bringen. *Magazine*. — *Zehenten*. Der Vf. ſpricht, wie es recht iſt, gegen den Zehenten; aber die Puncte ſeiner Schädlichkeit hat er nicht erſchöpft, und noch weniger eine richtige Auskunft dadurch gegeben, daſs er den Zehenten zu baarem Gelde berechnet, und von der Regierung erhoben wiſſen will. Rec. iſt der Meinung, alle Zehenten abzuſchaffen, die Zehentberechtigten zu entſchädigen, und die Grundſtücke durch eine zweckmäſsige Beſteuerung anzuziehen. — *Invalidenhäuſer* gehören nicht in die Staatswirthſchaft; indeſs macht der Vf. hier gerechte, aber ſehr koſtſpielige Foderungen. — *Gerechtigkeitspflege*. Hier bringt der Vf. Sporteln zur Erhebung. Dieſe ſind gegen die Würde und den Zweck der Staatsregierung, und eine Veranlaſſung zur Erkaufung des Rechts, wo ſtets der Reiche gewinnt, und der Arme verliert. Die Ausgabe für die Juſtizpflege muſs eine ſtehende Rubrik im Etat ſeyn. Die Proceſsſucht wird am zweckmäſsigſten dadurch erdrückt, daſs der Richter nur in wirklich zweifelhaften Fällen den Proceſs annimmt; in nicht zweifelhaften Fällen ſoll kein Proceſs Statt finden. Die Verminderung der Proceſſe, als Urſache des Sportelnſyſtems, rechtfertigt die Bezahlung der Juſtiz nicht, und iſt, als indirecte Auflage, gegen das Princip der Nationalökonomie. — *Octroyirte Geſellſchaften und Colonieen*. Erſtere verwirft der Vf., die anderen will er für unabhängig erklärt wiſſen, und leitet beides aus den richtigſten ſtaatswirthſchaftlichen Gründen ab. — *Akademieen der Künſte und Wiſſenſchaften; Phyſiognomie des Staates*. Dieſe beiden Materien gehören nicht in die Sphäre der Staatswirthſchaft. — *Ökonomie der Zeit*. Dieſe Rubrik hieſse beſſer: *ökonomiſtiſch-organiſirte Staatsverwaltung*; ſie gehört, wie die vorigen, in die Staatslehre, und nicht in die Staatswirthſchaft, ſo wie die folgende: *Stehende Armee*. — *Privatcredit-Inſtitute*; nach richtiger Anſicht behandelt, beſonders wo der Vf. gegen die läſtigen Formalitäten bey der Verpfändung des Grundeigenthums eifert. — *Aſſecuranz-Geſellſchaften*. Sie werden als wohlthätig dargeſtellt; aber die Meinung (S. 220), daſs die Regierung Niemand zwingen ſoll, ſolchen Verbindungen beyzutreten, kann ſich in der Praxis nicht bewähren. Die Richtſchnur muſs immer dieſe bleiben: Wenn in einem Orte ein groſser Theil der Bürger ſich damit verbinden will: ſo *müſſen* die übrigen beytreten.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Quedlinburg* u. *Leipzig*, in Commiſſion b. Feind: *Erſte Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des fürſtl. Gymnaſiums zu Quedlinburg*. Eine Einladungsſchrift zu einer Redeübung von *Joh. Friedr. Sachſe*, Rector. 30 S. 4. nebſt einer halbjährigen Lectionstafel. (4 gr.)

Der Vf., ein Schüler *Wolfs*, ſchreibt die gegenwärtige

Gestalt des Gymnasiums der Wirksamkeit einer aufgeklärten Schulinspection zu, die seit vielen Jahren, mit Zuziehung der jedesmaligen Rectoren, allmählich an der Anstalt zu bessern suchte. Auf diesem Wege hat das quedlinburger Gymnasium schon Vieles gewonnen, was manche Schulen grosser Städte, besonders in einigen Theilen von Niedersachsen, noch vermissen, und es darf sich in Zukunft eine Vollkommenheit versprechen, die ihm der Vf. noch keinesweges zugesteht.

Diese erste Nachricht erstreckt sich bloss auf den *Unterricht*. Das Gymnasium zu Q., eine Bildungsanstalt für akademisch Studirende, steht auch Nichtstudirenden, die eine höhere Cultur suchen, offen. Der Unterricht wird in 5 Classen, in 51 Stunden wöchentlich, von 9 Lehrern ertheilt. Jeder, den Rector ausgenommen, unterrichtet in mehreren Classen, und zwar in Fächern, die er aus Neigung bearbeitet. Kein Lehrer bildet mehr mit einer eigenen Classe gleichsam eine besondere Schule. Einige derselben, kein geborner Franzose, lehren auch das Französische, wodurch an Gründlichkeit gewonnen wird, was man etwa an Aussprache einbüsst. In einerley Tagesstunde werden alle Classen mit einer und derselben Lection beschäftigt, wodurch allein eine gehörige Scheidung der Lehrlinge nach dem Masse ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten in jedem Fache möglich wird. Für die Nichttheologen sind während der hebr. Lection in 2 Classen, und für die Nichtstudirenden (denn alle Studirenden sind gehalten, Griechisch zu lernen) während der griechischen in 4 Classen, Nebenclassen angelegt, worin sie in der deutschen und lat. Sprache, in der vaterländischen Geschichte, Technologie und anderen gemeinnützigen Kenntnissen unterrichtet werden; nur gehen dabey die beiden unteren Classen leer aus! In Ansehung der vollständigen Auswahl der zur Schulbildung des künftigen Gelehrten allgemein nöthigen Lectionen vermisst man nichts. Die Zahl der Classen für einzelne Lectionen, und der Stufengang derselben ist zweckmässig. (Nur möchte man fragen: warum Verstandesübungen und Naturkunde sich nicht auch auf die unterste Classe herab erstrecken. Diese hat dagegen 6 Religionsstunden in der Woche; offenbar zu viel, selbst wenn der Religionsunterricht an Geschichte geknüpft ist.) — Die Grenzen des Schulunterrichtes gegen den akademischen (wobey so häufig gefehlt wird) sind mit reiflicher Überlegung abgesteckt, wie die Auswahl der Classiker und die wissenschaftlichen Lectionen zeigen. Die philosophischen gehen nicht über Anthropologie (anatomisch und physiologisch), empirische Psychologie, Logik und eine Übersicht aller philosophischen Disciplinen hinaus. Was der Religionsunterricht aus der Philosophie bedarf, wird bey demselben aus ihr entlehnt. Geschichte der Philosophie, nach Gedike's Chrestomathie in einer lat. Lesestunde. Dagegen wird der Lehrling durch alle Classen bey jeder Art des Unterrichtes zum richtigen Verstandesgebrauch gebildet. Hiezu wird reine Mathematik benutzt, die durch Trigonometrie und Feldmesskunst begrenzt ist. Von der angewandten Mathematik wird in dem geographischen und physikalischen Unterricht das Nöthige beygebracht. Disputirübungen sind, um der Übung im Lateinischen willen, in Examinatoria über röm. Literatur und Alterthümer verwandelt. (Besser noch ist das lat. Interpretiren eines Classikers.) Wo und wann röm. und griech. Literatur und Alterthümer vorgetragen werden, darüber erhält man keine bestimmte Erklärung. Rec. vermuthet in einer philologischen Encyklopädie, auf welche der Vf. den encyklopädischen Vortrag auf Schulen beschränken möchte. Die historische Kenntniss der propädeutischen Wissenschaften verweist er in die Einleitungen zu ihrem Schulvortrage; die Encyklopädie der Facultäts-Wissenschaften dagegen möchte er, wogegen sich Manches einwenden liesse, dem Privatfleisse des Schülers mittelst eines Handbuches und der Beyhülfe eines Jugend liebenden Facultäts-Gelehrten, oder der Akademie überlassen. Dass Hr. S. in dem zweyjährigen Religions-Cursus den künftigen Theologen einen Vorschmack von der Art, wie die biblischen Bücher erklärt werden müssen, durch Interpretation einiger Abschnitte des N. T. giebt, findet Rec. sehr zweckmässig, hält aber dazu eine Privatlection für schicklicher, weil der Nichttheolog dieser Interpretation kein Interesse abgewinnen wird, da ihm der Schlüssel dazu, die Kenntniss des Hebräischen, fehlt. — Aus dem Gedränge, worein man bey Schul-Einrichtungen und Verbesserungen zwischen der beengten Zeit und der Menge der Lehrgegenstände, besonders in der obersten Classe, ganz unumgänglich geräth, hat man sich hier theils durch gewisse Lehrgänge, theils durch Trennungen und neue Verbindungen dieser Gegenstände losgewunden. Das oben Angeführte von der Anthropologie und den Encyklopädien dient zu Beyspielen, so wie die Verbindung der alten Geographie mit der Geschichte und dem Lesen der Classiker. Eine andere Schwierigkeit macht das Verhältniss des Sachunterrichtes gegen den Sprachunterricht. Der Vf. hat sie erwogen; das Verhältniss der wöchentlichen Stundenzahl des ersteren gegen den anderen ist ungefähr wie 12 : 18, und das Verhältniss der Lectionen in alten und neueren Sprachen wie 12 : 6. Die letzteren sind bloss die deutsche und französische. Der Muttersprache ist ihr gebührendes Recht widerfahren, und sehr löblich ist ein Theil der Zeit der Interpretation von deutschen Musterwerken gewidmet. Übrigens möchten für das Griechische 5 St. in der Woche, wenigstens in den obersten 4 Classen, zu wenig seyn. Daher kömmt es, dass, bey dem sonst richtig angenommenen Grundsatz, nicht vielerley Schriftsteller auf einmal zu lesen, die prosaische Lectüre 1 1/2 Jahr ganz ruht, wenn eine Epopöe Homers an der Reihe ist. Die ungleich schwierigere Interpretation mancher Prosaiker scheint Rec. eine beständige Übung zu erfodern. — Die Auswahl der Classiker, Lese- und Lehr-Bücher ist gut getroffen, und oft durch kurze Urtheile gerechtfertiget. Die bisher so beliebten *gedikischen* Lesebücher (die mehrere Schulmänner nicht zweckmässig gefunden haben) sind mit besseren vertauscht. Für die beiden oberen griech. Classen findet man hier Xenophons Anabasis und Herodian; und weiter, ausser Homer, die Sokratiker, Xenophon (*Mem. Socr.*), Plato, Lucian, Theophrast, und *Wyttenbachs* historische Chrestomathie, ausgewählt. (Statt der letzteren liefern nun die von *Matthiae* und *Jacobs* eine interessantere und wohlfeilere Auslese.) Beym französischen Sprachunterricht hat man, um die Erlernung nützlicher Sachkenntnisse mit der Sprache zu verbinden, den Auszug aus der *Voyage du jeune Anacharsis* zum Lesebuche der obersten Classe gewählt; was auch in der zweyten lat. und griech. Classe durch die Aufnahme des Justin und *Siebelis Hellenica* hätte geschehen können. — Über die Behandlungsart mancher Lectionen findet man oft sehr gute Winke. Rec. hebt unter anderen nur dieses aus, dass beym rhetorischen Unterricht nach *Fülleborn* und bey den praktischen Stilübungen die Kunst, Materialien zu erfinden und zu ordnen, nicht, wie häufig geschieht, vernachlässigt, sondern nach ihrer Wichtigkeit beachtet wird. — Sehr beyfallswerth ist es, dass die Schüler zum Lesen und Studiren solcher Classiker, die gerade nicht an der Reihe sind, angehalten werden, und davon Rechenschaft geben müssen, dass sie sich eine kleine Büchersammlung von wohlgewählten Musterschriften angelegt haben, dass die Schulcasse den Ärmeren durch angeschaffte Hülfsmittel, z. B. Landcharten, zu Hülfe kömmt, dass der Schulephorus und berühmte Naturforscher, Hr. *Donndorf*, mit seiner Bibliothek und Apparat den physikalischen Unterricht patriotisch unterstützen. Zuletzt erhält man einige Nachrichten von der Gelegenheit, die sich in Q. findet, um manche Künste und Wissenschaften, die nicht auf dem Gymnasium gelehrt werden können, zu erlernen, und auswärtige junge Leute in Kost und Aufsicht zu bringen; ingleichen von dem äusserst geringen Schulgelde. — In der Anzeige der Redner bemerkt man mit Vergnügen, dass die Themata der von den Scholaren selbst ausgearbeiteten Reden den Kräften derselben angemessen und doch interessant sind.

Ek.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Schmidt: *Geist der National-Ökonomie und Staatswirthschaft für National-Repräsentanten, Geschäftsmänner und die, die es werden wollen,* von *August Wilhelm v. Leipziger* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Der 2 Abschnitt (S. 223—300) begreift ebenfalls einzelne Materien, als: *Regalien. Domänen.* Von letzteren verlangt der Vf., dass sie sämmtlich verkauft werden sollen; allein diess ist nicht immer und zu allen Zeiten nützlich. Ebenso wenig rathsam ist die Verkaufung des sämmtlichen Forstlandes (S. 242); sie ist oft gefährlich: denn nur grosse Capitalisten, welche auf den späten Ertrag warten können, sind im Stande, es zu kaufen. Dadurch kämen dergleichen Ländereyen in wenige monopolistische Hände, von denen die übrigen Nationalglieder im Preise abhängig gemacht würden; und ist das Eigenthumsrecht, wie es seyn muss, unbeschränkt: so könnte das Forstland in anderes Land verwandelt, und so der ganze Staat in die Gefahr der Abhängigkeit von anderen holzreichen Staaten gebracht werden. Die Staatsregierung muss daher so viel Forstland, aber nicht mehr, behalten, als die Unabhängigkeit des Staates erheischt; das Übrige kann sie veräussern, und dann ist durch ihre Concurrenz auch dem Preismonopol abgeholfen. — *Grenzzoll.* Diesen will der Vf., aber in gemässigtem Massstabe, aufgelegt wissen. Er hat Unrecht: denn immer kostet dieser Zoll verhältnissmässig mehr, als er einträgt, und hat, da er in die Kategorie der Consumtionssteuer gehört, dieselben Nachtheile. Volle Handelsfreyheit und keine indirecten Abgaben seyen das Losungswort der Regierungen; diese können bey indirecten Abgaben nie auf eine bestimmte Summe rechnen, und in einem constitutionellen Staate, wie ihn der Vf. mit Recht haben will, müssen die Staatsregierungsbedürfnisse bestimmt und zuverlässig gedeckt seyn. Alle Beschränkung des Handels, auch die geringste, wirkt schädlich auf die Nationalproduction, lähmt sie und verkümmert den Genuss. Die Bedürfnisse einer ökonomistisch organisirten Regierung müssen auf directem Wege bestritten werden, und dann kann weder Finanzier, noch sonst ein Officiant, oder Nationalglied betrügen; nur alsdann kann Ordnung und Zuverlässigkeit in der Finanzregierung herrschen. — *Transitozoll.* Dieser soll gemässigt erhoben werden. Allein er ist nicht nur eine unweltbürgerliche Abgabe, sondern auch der einheimischen Nation schädlich, weil sie, wenn sie wohlhabend und industriös werden will, auch mit anderen Nationen in Verkehr treten muss, und dann unterliegt sie denselben Abgaben in den anderen Staaten, hat also keinen Nutzen. Ist der Transitohandel auch ganz frey: so werden sich die Transitozölle aller Staaten mit kleinem Unterschiede gegen einander ausgleichen. Der Vorschlag (S. 266), dass die Anlegung und Unterhaltung der Chausseen, Schleusen, Wege, Brücken der Kaufmannschaft überlassen werden solle, führt sicher zu grossen Missbräuchen, weil der Kaufmann ohne Gewinn nichts thut, und die Zölle davon eigentlich nur die Unterhaltungskosten abwerfen sollen. — *Posten.* Auch von diesen will der Vf. einen Ertrag für die Staatsregierungscasse haben; allein nach Rec. Dafürhalten sollten die Taxen nur so hoch angelegt seyn, um die Postanstalten in sich selbst davon unterhalten zu können, weil die Beförderung der Cultur, Industrie und der Handel zu einem höchst bedeutenden Theile davon abhängen, und dieser letztere auch die allergeringsten Hindernisse empfindet, wodurch wieder die Nationalproduction leidet. — *Salz.* Für dieses verlangt der Vf. einen Zwangsabsatz, und zwar so ungerecht, dass die Personen, welche von der Quelle entfernt wohnen, auf Kosten der Personen, welche nahe wohnen, das Salz mit einem gleichen Preise bezahlen sollen. Aller Zwangsabsatz ist ungerecht, und gegen die Nationalfreyheit; aber auch ohne Zwangsabsatz soll das Salz keinem Monopolpreise unterliegen, noch weniger einen Ertrag für die Finanzcasse abwerfen, weil es ein so unentbehrliches und nothwendiges Product ist. Die Regierung gebe das Salz in demjenigen Preise, wofür sie es erhält, oder, noch besser, sie handle gar nicht damit, sondern verpachte oder verkaufe die Quellen, und lasse überdiess vollkommene Freyheit im Salzhandel, so dass die Nationalglieder es da holen können, wo sie es am wohlfeilsten bekommen. Wenn in einer constitutionellen Staatsverfassung die Regierung überhaupt ihre Bedürfnisse direct bestritten erhält, wie es, der Zuverlässigkeit wegen, durchaus seyn soll: so hat sie keine Besteuerung der allernothwendigsten

Lebensbedürfnisse nöthig, die immer schädlich und ungleich ist. — *Lotterieen.* Obgleich der Vf. sie als schädlich beschreibt, und zu den verrufensten Einkünften für die Regierung rechnet: so will er doch eine Classenlotterie angewandt wissen; allein sie bleiben immer eine gefährliche, und die Würde der Regierung herabsetzende Finanzoperation. — *Bergwerke.* So lange sie keinen reinen Ertrag ausbeuten: so lange können keine Steuern von ihnen erhoben werden, wenn sie im Privateigenthum sind; der Vf. hingegen will schon die Befugniss dazu besteuert wissen. — *Münze.* An dieser soll die Regierung über die Prägungskosten von 2 Proc. noch 1½ oder 2 Proc. dadurch gewinnen, dass dem Nominalpreise, in welchem schon jene Prägungskosten stecken, noch 1½ oder 2 Proc. zugesetzt werden. Die Prägungskosten auf die Münze zu rechnen, ist billig, gerecht und klug. Denn wenn die Münze im wahren Werthe ausgeprägt würde: so würden die Nachbarstaaten sie einziehen und umprägen; stecken hingegen die Prägungskosten darin: so ist diess nicht zu befürchten, und sollte es auch geschehen: so würde der einheimische Staat nichts dabey verlieren. Sobald aber mehr, und wenn auch nur 1½ oder 2 Proc., zugesetzt wird: so ist dieses schon Betrug, der zerstörend auf die Nationalglieder wirkt, den Handel mit dem Auslande erschwert, und das Weltvertrauen, den Credit, untergräbt. — *Bank.* Ausgemacht bleibt es immer, dass alle Banken, wenn die Regierung daraus nimmt, wanken und endlich fallen, obgleich der Vf. die Regierung im Falle eines Krieges daraus nehmen lässt. — *Stempel.* Dass der Vf. in einem Werke, betitelt: *Geist der Nationalökonomie,* — eine Stempelsteuer aufnimmt, wenn gleich gemässigt und modificirt, ist auffallend. Stempel, so wie Einregistrirungs-Steuern, sind durchaus den Gesetzen der Nationalökonomie zuwider, weil sie immer das Capital direct angreifen, und zwar es angreifen, ehe es einen Ertrag abgeworfen hat, ehe man weiss, ob es einen Ertrag abwerfen werde. Der III Abschnitt (S. 303—420) handelt *von den Abgaben*, und zwar zuerst *von den Abgaben überhaupt.* Die guten Eigenschaften der Steuern, und die nothigen Massregeln zu deren Erhebung werden zweckmässig hervorgehoben; nur §. 13 ist der Vf. inconsequent. Er verwirft die indirecten, also auch die Consumtions-Steuern, und doch gestattet er die Besteuerung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Eine solche Besteuerung ist ja nur durch eine Consumtions-Steuer möglich, die er verwirft, und eine solche Steuer soll ja die Eigenschaft haben, dass der Arme mit dem Reichen und Bemittelten verhältnissmässig gleich besteuert werde. Dass diess unmöglich sey, mag ein Beyspiel zeigen. Die einzige zweckmässigste Besteuerung ist die des reinen Einkommens, des reinen Ertrages. Nehmen wir nun an, ein Armer brauche täglich 4 ℔ Brod, das unentbehrlichste Lebensbedürfniss, bey uns wenigstens, und der Reiche, der sich auch nur satt essen kann, wie der Arme, brauche ebenfalls nur 4 ℔ Brod: so bezahlt in der Besteuerung zwar der Arme nicht mehr und nicht weniger, als der Reiche; aber gerade in dieser Gleichheit der Abgabe liegt eine Ungleichheit und Ungerechtigkeit; der Reiche soll, wegen seines grösseren Einkommens, mehr entrichten, als der Arme. Das Geschrey über Bedrückung bey dieser Ungleichheit soll, nach dem Anfange dieses §., aus dem Mangel der Ansicht, des allgemeinen Princips, *dass die Abgaben nur rechtlich von der jährlichen Production erhoben werden können*, herrühren. Die Production an sich, ohne Berücksichtigung ihres reinen Ertrages, ist ein schlecht gewählter Besteuerungsgegenstand: denn man kann dadurch leicht den Producenten so besteuern, dass ihm von seinem reinen Einkommen nicht nur nichts übrig bliebe, sondern er sogar genöthigt werden könnte, sein Vermögen, seine Capitale anzugreifen, deren vollkommene Erhaltung doch eine heilige Pflicht der Regierung seyn muss, indem nur mittelst ihrer die Production möglich ist, und der Nationalwohlstand erreicht werden kann. — *Abgaben von Grund und Boden.* Bey der Deduction dieser Abgaben geht es dem Vf., wie denjenigen Schriftstellern, welche den Staat aus der Erfahrung, aus der empirischen Entstehung, deduciren: die daraus sich ergebenden Resultate sind nicht auf die neueren wissenschaftlichen Grundsätze und Ansichten anwendbar. Der Vf. hatte durchgängig die preussische Verfassung vor Augen. Bey einem Abgabesysteme, das auf den gegenwärtigen Zeitgeist passen soll, kann nicht mehr von der Deduction der Abgaben aus der Geschichte die Rede seyn, sondern nur davon, welche Besteuerungsobjecte die zweckmässigsten und den Nationalwohlstand am wenigsten drückenden sind. — Der Vf. will einen unabänderlichen Grundzins erhoben wissen, und zwar aus dem Rechte des Obereigenthums, welches das vollkommene Eigenthum verletzt, und die Rechtsgrenzen der Regierung überschreitet. Ein solcher Grundzins ist gegen alles Verhältniss der Besteuerung, die immer nur den reinen Ertrag aus dem Boden in Anspruch nehmen soll. Das Beyspiel von England (S. 335) beweiset weiter nichts, als dass, wenn ein Landwirth wenig Abgaben hat, er schneller zum Wohlstand gelangen könne; hat er gar keine: so ist es noch besser, und er kann auf seinen Grund und Boden mehr verwenden. Wenn, nach dem Vf., die Production besteuert werden soll: so muss es auch die Urproduction treffen, und zwar in dem Verhältnisse, wie es die anderen Productionen trifft, was durch einen unveränderlichen Grundzins nie in einem richtigen Verhältnisse geschehen kann. — *Abgaben vom Capital.* Das Capital soll nicht besteuert werden, und doch sagt der Vf. S. 348: *die Nation habe nichts anderes, was besteuert werden könne, als die Arbeit, die sie nicht verzehrt habe — Capital, Vermögen.* — *Abgabe von der Veränderung des Capitals.* Hier finden sich lächerliche Modificationen, z. B. nothwendige Erben sollen nichts, Collateral-Erben ein halbes, und lachende Erben vier Procente, als Steuer, bezahlen. Alle solche Steuern, sie seyen Stempel- oder Einregistrirungs- oder andere Steuern dieser Art, vermindern direct das Capital, um so viel, als die Abgabe beträgt, und jeder Angriff des

Capitals vernichtet den Nationalwohlstand; mithin ist jede solche Abgabe, sie treffe, wen sie wolle, schädlich. — *Directe Abgaben von der Person.* Von den Manufacturisten, Handwerkern und Handelsleuten verlangt der Vf. eine Patent-Steuer, und von den Staatsbürgern, welche er sämmtlich in 21 Classen eintheilt, noch eine Personal-Steuer. Jene ist nicht gehörig beurtheilt, und diese schädlich und den Nationalökonomie-Gesetzen zuwider. Die Beweggründe zu diesen Modificationen sind öfters ganz sonderbar. Z. B. die Patent-Steuer für Advocaten und Ärzte soll bedeutend hoch, aber doch die der Advocaten noch höher seyn, als die der Ärzte, und die Chirurgie soll keine Steuer entrichten (S. 377). Ferner in Geldverlegenheiten der Regierung soll der Taglöhner gerechter Weise mehr Personal-Steuer geben, als der Millionär, und zwar deſswegen, weil bey Staats-Regierungs-Bankerotten oder Unterjochungen des Staates der Millionär Viel, Alles, verliere, der Taglöhner aber wenig oder nichts (S. 382). Welche Lächerlichkeiten! — *Indirecte Abgaben von der Person.* Diese Rubrik enthält eine vollkommene Sottise auf die ächten Grundsätze eines Abgabensystems, willkührlich nach den beschränktesten Ansichten festgesetzt, welche beweisen, daſs der Vf. nicht tief in den Geist der Nationalökonomie eingedrungen ist: sonst würde er sicher alle Consumtions-Steuern, worunter Zölle, Accise, Mauthen, Mobiliar-Steuern u. s. w. gehören, durchaus verworfen haben. — *Abgabe in Naturalien.* — *Abgabe durch Arbeit.*

*Anwendung* und *Schluſs* ist der IV. Abschnitt überschrieben (S. 423—436); er enthält aber bloſs eine Recapitulation der groſsen Menge der festgesetzten Abgaben, eine Berechnung in willkührlich angenommenen runden Summen, mit der auf Vermuthung gegründeten Nachweisung, daſs diese Summen zureichen würden. Dieses Finanzsystem hat, wie die meisten anderen, die Fehler, daſs es alle nur möglichen Gegenstände anzieht, um Einkünfte zu erhalten, sie mögen den Nationalwohlstand drücken oder nicht, wie z. B. die Consumtions-Steuern; daſs es die meisten Gegenstände doppelt und dreyfach besteuert, wie z. B. das Mehl, in dem Grundzinse, in der Mehltaxe, und beym Becker; und rechnet man noch die angenommene Personen-Steuer dazu: so wirkt auch diese wieder verhältniſsmäſsig auf das Mehl zurück, und so bey allen Consumtions-Steuern, wenn andere Steuern neben ihnen Statt finden.

A. E. Z.

## PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Vogel: *Versuch über die Erziehung von Wilhelm Barrow.* Aus dem Englischen übersetzt. Mit einer Vorrede, nebst einem Nachtrag(e) zu dem Abschnitt(e) von dem Verhältniſs(ſe) der öffentlichen zu der häuslichen Erziehung von D. *Aug. Herm. Niemeyer.* 1813. XXXII und 336 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Daſs unter dem Namen *Niemeyer* nichts Schlechtes empfohlen seyn werde, erwartet gewiſs jeder Leser, der nur einigermaſsen mit der pädagogischen Literatur bekannt ist. *Barrow*, ein Mann von ungemeinen Kenntnissen und Erfahrungen im Schul- und Erziehungs-Wesen, die er sich als Vorsteher und Lehrer mehrerer groſser Erziehungsanstalten erworben hat, war (S. 188) in der grammatischen Schule von Sedbergh im westlichen Riding von Yorkshire vor mehr als 30 Jahren (von 1802 an gerechnet, da sein Buch in England erschien) durch den dasigen Unterlehrer *Wilson* gebildet worden, dem er aus Dankbarkeit und zur Ehre seinen ersten Geschmack an Literatur und seinen erworbenen Ruf in seinem Geschäfte zuschreibt. Er errichtete zuerst (S. 103) eine Akademie in Sohosquare, welches in England einem Jeden (S. 68 und 99) frey steht, wenn er auch kein Gelehrter ist, scheint aber, wie aus seinen kurzen Nachrichten hervorgeht, nur einige Zeit Lehrer und Vorsteher derselben gewesen, und nachher Vorsteher einer sogenannten öffentlichen Schule geworden zu seyn. Man muſs nämlich zum Voraus wissen, daſs es mit den Schulen in England eine andere Beschaffenheit als in Deutschland hat, worüber Hr. D. *Niemeyer* selbst nicht ganz im Reinen gewesen zu seyn scheint. Öffentliche Schulen und Akademieen dürfen nicht mit einander verwechselt werden: denn man trifft sehr oft (S. 47. 60 und 219—223) Stellen an, wo sie einander entgegengesetzt sind, und ihr Zweck verschieden ist. Öffentliche Schulen haben in England mehr zu bedeuten als Akademieen, weil erstere, wo man sich ausschlieſslich mit dem Studium der Classiker beschäftiget, die eigentlichen Gelehrtenschulen ausmachen, die letzteren aber nur Schulen zur Beförderung der Industrie für Ungelehrte, Künstler und Kaufleute sind. Nach S. 47 und 65 ist auch unter den öffentlichen Schulen noch ein Unterschied: denn hier ist die Rede von dergleichen gröſseren gut dotirten Anstalten, welche sich in jeder beträchtlichen Stadt, und fast in jedem Districte des Königreichs finden. Ein ähnlicher Unterschied ist unter den Akademieen, von denen (S. 110) manche, weil sie die Besorgung der Kost der Schüler mit übernehmen, Kostschulen genannt werden. Wenn daher Hr. D. *N.* (S. VI) von vielen Akademieen oder groſsen Pensionsanstalten in London spricht, wo Hr. *B.* Vorsteher Einer derselben gewesen sey: so meint er vermuthlich Eine der gedachten gut dotirten öffentlichen Anstalten, die allgemein unter dem Namen *öffentlicher Schulen* bekannt sind. Auſser den groſsen Pensionsanstalten für die Bildung der Knaben hört man (S. 218) auch von Pensionsanstalten für Mädchen, und (S. 334) von Parochial-Armen- und Sonntags-Schulen. Den ersten Elementarunterricht geben von den ersten Kindheitsjahren bis zum 8 oder 10 Jahre (S. 41) Frauenzimmer, welche eine kleine Zahl Knaben in ihr Haus aufnehmen; dergleichen Schulen heiſsen Vorbereitungsschulen. Solche Vorbereitungsschulen sind jedoch auch (S. 44) in jeder groſsen Erziehungsanstalt mit begriffen, welche, als solche, den Namen der niederen Schule führen, und von den Unterlehrern besorgt werden. In meinem Vaterlande, sagt Hr. *B.*, wird daher oft eine Lehranstalt gewählt, um

die Schulerziehung zu beginnen, eine andere, um sie zu vollenden. So vortheilhaft auch die Gelegenheiten sind, welche sich für das Erziehungs- und Bildungs-Wesen darbieten: so gestattet doch auch diese Freyheit von allen Seiten, d. i. von Lehrern und Vorstehern sowohl als von Ältern und ihren Kindern, unzählige Missbräuche, die einen Vorsteher der Akademie, wenn er nicht die Gewandtheit besitzt, entweder sie selbst oder ihre Folgen abzuleiten, in die unangenehmsten Verhältnisse versetzen. Das Ärgste ist wohl dieses, dass er (S. 88 und 116) lieber Alles bey sich selbst unterdrückt, wenn die Akademie ihren Ruf nicht verlieren soll, als dass er sich laut und öffentlich mit der Wahrheit zu retten suchte.

Wenn also ein Mann in einer solchen kritischen Lage eine geraume Zeit seinem Berufe getreulich und mit Ehren vorgestanden, und, wie Hr. *B.*, nachdem er sein Amt niedergelegt, mit der Wahrheit sich würdevoll abgefunden hat: so kann man schon den Schluss machen, dass er über das öffentliche Schul- und Erziehungs-Wesen in England vor vielen Anderen einen der Wahrheit gemäsen Bericht zu erstatten fähig seyn werde. Und wir dürfen, um die Nützlichkeit des Buchs zu beweisen, nur noch einige Worte aus dem treffenden Urtheile des Hn. D. *N.* beyfügen (S. VI): „Das Meiste, was er darüber sagt, ist buchstäblich auf unsere deutschen Anstalten ähnlicher Art anwendbar, und gewiss wird mancher durch gleiche Erfahrungen gegangener Schulmann und Vorsteher sich oft nicht enthalten können auszurufen: *de me narratur haec fabula.*" Hr. *B.* selbst erklärt sich (S. XXIX) über den Inhalt seines Buchs also: „Mein Plan ist, zu sagen, was ich gesehen oder gefühlt habe; Meinungen, auf meine eigene Erfahrung oder Bemerkung gegründet, mitzutheilen; Ältern und Kindern die Irrthümer auszuheben, durch welche ich selbst bestrickt ward; künftigen Schulmännern den Weg zu zeichnen, den ich selbst genommen habe, und von dem ich vermuthe, dass er sie mit der grössten Leichtigkeit und Schnelligkeit zu ihrem Ziele führen werde." Der Leser erwarte also kein neues Erziehungssystem und keine originellen Ideen in dem Buche; aber überwiegende und entscheidende Vortheile der öffentlichen Erziehung gegen die Privaterziehung, worüber man von jeher gestritten hat, dürften sachkundigen Lesern nicht uninteressant seyn. Doch stösst man auch hin und wieder, besonders in Hinsicht der Didaktik, auf Stellen, wogegen Einwendungen gemacht werden könnten. Wir wollen nur (S. 126) ein paar Beyspiele aus dem Capitel über Grammatik anführen: das erste, wo beym Studium der Sprachen trockene Regeln auswendig zu lernen für unerlässlich nothwendig erklärt wird; das zweyte, wo Namen und Ausdrücke früher zu erlernen empfohlen werden, als die Vorstellungen und Gegenstände, welche sie bezeichnen, gefasst werden können. Was die Disciplin betrifft: so scheint sie aus den verdorbenen Sitten der Jugend, die man allenthalben bemerkt, und worüber (S. 277) allgemeine Klage geführt wird, hervorzugehen. Die grosse Nachgiebigkeit der Ältern wird mit Recht als die Quelle verderbter Gesinnungen und gefährlicher Gewohnheiten angeklagt. Wie will man sich wundern, wenn (S. 118) Schullehrer oft aus ihrem Stande treten, sobald eine anständige Subsistenz anderwärts gefunden werden kann! Und genau genommen, sieht man sich von allen Seiten gezwungen, (S. 105) in die Klage mit einzustimmen, dass das Ungemach eines Schullehrers bey weitem das anderer Stände übertreffe.

Dem Übersetzer wollen wir das verdiente Lob, das ihm von dem Hn. D. *N.* beygelegt wird, nicht beschränken. Nur einige Mal findet sich der Sprachfehler, dass zwey auf einander folgende Nennwörter verschiedenes Geschlechts unter einen gemeinschaftlichen Artikel oder Fürwort gesetzt sind, welches dem feineren Ohre widerwärtig klingt. Z. B. (S. 88) in einer Periode: „Der *seinen* jetzigen *Überfluss* und *Erhöhung* mit *seinem* vorigen *Mangel* und *Dunkelheit* vergleichen kann." Ein anderer Fehler in der Construction ist (S. 98 Z. 6 v. u.) dieser: „Wer das A b c die kleine Schuljugend lehrt, und der Lehrer einer Armenschule des Kirchspiels, können nicht, so sehr sie auch ihr Schulgeld durch Fleiss und Gewandtheit verdienen mögen, zur Hebung ihrer Brüderschaft, der sie angehören, viel beytragen." Wer kann hier den richtigen Zusammenhang dieser Periode finden? Besser lautete der Satz: Der Lehrer, der die kleine Schuljugend im ABC unterrichtet, und der Lehrer einer Armenschule des Kirchspiels u. s. w. — Übrigens ist das Buch in einem fliessenden und sehr verständlichen Tone abgefasst; auch hat der Verleger bey Papier und Druck nichts gespart, was dem Buche zu einer guten Aufnahme beförderlich seyn kann.

Ks.

---

## NEUE AUFLAGEN.

*Eisenach*, b. Wittekindt: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabr. Christ. Benj. Busch*, fürstl. schwarzburg-sondershäusischem Consistorialrathe, Superintendenten u. s. w. zu Arnstadt. Siebenter Theil, die Buchstaben I und K enthaltend. Vierte ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1814. 509 S. 8. (2 Rthlr.)

*Sulzbach*, b. Seidel: *Pyrrho und Philalethes*, oder: *Leitet die Skepsis zur Wahrheit und zur ruhigen Entscheidung?* Abgefasst von D. *Lorenz v. Crell*, Ritter des königl. Ordens der westphälischen Krone u. s. w. Herausgegeben von D. *Franz Volkmar Reinhard*. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1815. XXX und 263 S. 8. (20 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1813. No. 11.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

*ERDBESCHREIBUNG.*

WIEN, b. Degen: *Ausflüge nach dem Schneeberge in Unteröſterreich.* Ein Taſchenbuch auf Reiſen nach demſelben von *J. A. Schultes*, M. D. und Prof. der Chemie und Botanik an der k. k. Univerſität zu Krakau u. ſ. w. Zweyte vermehrte, verbeſſerte, mit Kupfern verſchönerte Auflage. 1806. I Th. 423 S. II Th. 176 S. Mit einem Anhange über die Fauna und Flora von der Südweſt-Gegend um Wien bis auf den Gipfel des Schneebergs. 147 S. 8. (6 Rthlr. 4 gr.)

Die erſte Auflage dieſes fleiſsigen Taſchenbuchs erſchien 1802, die vorliegende 4 Jahre nachher. Rec. kennt die erſte nicht, und an der verſpäteten Anzeige der zweyten iſt er eben ſo wenig, als daran Schuld, daſs er auſser Stand iſt, die Vermehrungen und Verbeſſerungen der jüngſten Ausgabe zu vergleichen, und zu beurtheilen. Die Gegend von Wien bis nach dem Schneeberge und der Schneeberg verdienen allerdings eine würdige Darſtellung ſowohl wegen der in mehrfacher Hinſicht intereſſanten Örter und Gegenden, wodurch die Reiſe führt, als auch wegen der herrlichen Ausſicht, die der Schneeberg (er liegt nach Lisganig 1100, nach von Burg 1033 Toiſ. über der Meeresfläche, unter 47° 45′ 19″ N. B., 35° 28′ 5″ L., und der Vf. hält die Ausſicht von ihm über den dreytauſendſten Theil der Erde für gröſser und herrlicher als die von Glockner und Ortſcher) gewährt, und dann wegen der groſsen Ausbeute für die Naturbeſchreibung, beſonders für die Flora und Fauna, und wegen der pittoresken und romanesken Scenen, welche die Natur nach allen Seiten darbietet. Auch Hr. Embel, der Vf. einer Schilderung der Gebirgsgegenden um den Schneeberg in Öſterreich 1801, hatte in dem nämlichen Jahre eine Fuſsreiſe von Wien nach dem Schneeberge zu Wien herausgegeben — ein hinreichender Beweis, wie ſehr ſich das (öſterr.) Publicum für dieſe Gegend intereſſirt. Hr. *Schultes*, hat die hiſtoriſchen Nachrichten, die Hr. Embel aufnahm, bey der zweyten Ausgabe ſeines Taſchenbuchs benutzt, und der Prof. Dollinger, und der R. Rath Hägelin unterſtützten ihn mit anderen hiſtoriſchen Notizen, ſo daſs ſein Taſchenbuch, das urſprünglich für den Naturhiſtoriker, den Technologen, den Statiſtiker und bildenden Künſtler beſtimmt war, durch die Zugabe von hiſtoriſchen Notizen vollſtändiger geworden iſt. So erfreulich das kleinliche Detail in den intereſſanten Parthieen, der helle, unbefangene, vielſeitige Blick des Vfs. in der Anſchauung und Auffaſſung, und ſein unermüdeter Fleiſs in der Sammlung und Forſchung iſt (er machte die Reiſe ſiebenmal mit und nach allen Richtungen): ſo wenig glauben wir, daſs es als Ausflug und als Taſchenbuch dem Begriffe und dem Bedürfniſs vollkommen genüge. Als Ausflug hat es zu wenig vom Triebe nach heimathlicher Rückkehr und zu viel vom Verweilungsſinne an allen Orten, wohin und worüber der Ausflug geht, und als Taſchenbuch läſst es dem Leſer zu wenig, indem er nicht bloſs die Erzählung und Darſtellung, ſondern auch das Raiſonnement, das Nahe und Ferne des Blicks, und die Mittel für ihn in Beſchlag nimmt, das Entlegene der Vergangenheit und das Gegenwärtige der Gegenwart zu ſehen und zu vergleichen. Als Taſchenbuch ſollte es nach dem vortrefflichen Muſter von Gottſchalk über das Chamaunithal oder Reiſe nach dem thüringer Walde bearbeitet, und nicht durch unbedeutende hiſtoriſche, nicht durch Reflexionen aus der angewandten Staatswiſſenſchaft, nicht durch Kunſttheorieen, z. B. Thalanſichten können nur in der Natur, nicht im Gemälde genoſſen werden, nicht durch breite Auszüge aus anderen Schriften, nicht durch langes Verweilen bey der Uncultur mancher Bewohner, ihrem Glauben an Hexen und Geſpenſter, der Vaccination u. ſ. w. ſo weitläuftig geworden ſeyn; und wenn es für den Reiſenden gut iſt, überall die Merkzeichen des wahren Weges kenntlich zu machen: ſo darf das doch ſelbſt auf den Fall, wo man keine leitende Charte beygeben will, nicht zu weit in das Detail gehen, daſs z. B. ſogar umgeſchlagene Bäume, wie hier S. 376, zu Markungen angenommen werden. Der Vorliebe des Vfs., der die Reiſe noch zweymal vor der zweyten Ausgabe ſeines Werks machte, darf man an verſchiedenen Orten wiederholte Stellen, z. B. kein Salvator Roſa kann dieſe Felſen meſſen, und dann anderswo, keine Phantaſie kann ſie wilder malen, hingehen laſſen; allein nie ſollte doch ein Vf., der noch nicht die merkwürdigſten Natur-Scenen an den meiſten Orten geſehen hat, ſo weit partheyiſch ſeyn, das, was er ſah, über Alles zu erheben. — Beide Bände des Taſchenbuchs beſtehen aus 4 ſogenannten Ausflügen oder 4 Reiſerouten: die erſte geht über Altmannsdorf, Siebenhirten, Brun, Gieſsübel,

Weissenbach, Gaden, Heiligkreuz, Meierling, Rassmarkt, Schwarzensee, Neuhaus, Fahrafeld, die Klingenfabrik, Pottenstein, Grillenberg, Neusiedel, Hornstein, Piesting, Eisenkochgeschirr-Fabrik, Wopfing, Peisching, Waldeck, Pernitz, Gutenstein, Öhler, Buchberg, Kaltenwasser, Waxenriegel, Dreyfaltigkeit; die zweyte über Brun, Enzersdorf, Medling, Gumpoldskirchen, Baden, Gainfahren, Grossa, Bernsdorf, Veitsau, Hornstein, Wopfing, Dreystätten, Stollhof, Magersdorf, Zweyersdorf, Grunbach, Buchberg u. s. w.; die dritte geht von Buchberg, Scheuenstein, Weidmannsfelden, Neusiedel, Pernitz, auf den Hals, Grabenweg, Pottenstein, Bernsdorf; die vierte von Wien über Neustadt, Säubersdorf, Neusiedel, Gernsdorf, Rothengrub, Grünbach, Buchberg u. s. w. In Ansehung der angegebenen Merkwürdigkeiten dieser Orte müssen wir dem Vf. oder den Freunden, die ihm dieselben mittheilten, für manche wichtige Bemerkung Dank wissen, z. B. eine vom R. R. Hägelin bey dem Markt Medling, wo Hägelin die ältere Geschichte dieses Markts und der Märkte überhaupt vorträgt, und behauptet, dass dieser, wie alle landesfürstlichen Märkte und Städte in den ältesten Zeiten, bis sie von den Landfürsten die Handvesten oder schriftliche Bewilligungsbriefe erhielten, ihre Ortsobrigkeit selbst zu wählen, ein Patrimonialgut der Fürsten waren, und durch die Handvesten Mitglieder des vierten Standes in Österreich oder sogenannte mitleidende Städte und Märkte wurden; er unterscheidet dabey eben so richtig diese Märkte und Städte von den ehemaligen Burgen und Schlössern, zu welchen andere landesfürstliche Privat- und Avitical-Güter gehörten; in diesen Burgen, sagt er, residirten die herrschaftlichen Besitzer, und es konnte Einer Inhaber der Burg seyn und der Markt doch frey. Bey der Cisterzienser-Abtey Heiligkreuz theilt er uns die Grabschrift des neapolitanischen Malers Alto monte, und des venetianischen Bildhauers Joannes Giuliani mit. *VIator preCes sIbI aVet parVas*, heisst jene, *MagnVs artIfeX pICtor prInCeps haC In sCrobe qVIesCIt In paCe*; und unten am Rande: D. *Martinus Alto monte Neapolitanus aetatis* 87 *hic familiaris obiit* 14 *Sept.* 1745. Die zweyte heisst: *Ioannes GIVLIanII VenetVs sCVLptor InsIgnIssIMVs hIC LoCi In paCe qVIesCIt*, und am Rande: *aetatis* 81 *familiaris* 34 *obiit* 5 *Sept.* 1694. — Auch die Nachrichten über die Spiegelfabrik zu Neuhaus (man goss hier einen Spiegel von 120 Zoll Länge und 60 Z. B. für den Fürsten von Lichtenstein), über die pottensteiner Klingenfabrik (deren Fabricate gut und wohlfeil sind), über Prigliz in der Nachbarschaft von Suchsenstein (wo der österr. Eulenspiegel, der Pfaff von Kalenberg, Wigand von Theben genannt, begraben liegt, den Nebel, Manlius, Rauscher, Melander, selbst D. Luther, und dann Flögel in der Geschichte der Hofnarren als Spassvogel nennen), über die Spiegel- und Blau-Fabrik zu Glockniz u. s. w. sind ebenfalls sehr willkommen; aber dagegen andere ganz ohne Nutzen. Z. B. führen wir nur eine an: zu Giessübel wohnte der unter den Scribenten Österreichs bekannte Herr Gasslinger — das ist Alles, was man von Giessübel und dem H. Gasslinger erfährt. Die Erklärung, dass die Bergschlösser von solchen Felsenmassen, wie Gutenstein, auf solchen Höhen desswegen, weil der Schweiss und das Blut der Leibeigenen als Mittel dienten, so leicht erbauet werden konnten, ist ein Sprung. — Angehängt sind: 1) eine statistische Tabelle über alle in der Reise vorkommenden Märkte, Schlösser, Ämter, Dörfer, Rotten, und zerstreuten Häuser nach dem topographischen Landschematismus von 1795 und mit Verbesserungen alphabetisch geordnet; 2) Höhen einiger in der Reise genannter Örter über der Meeresfläche; 3) Entfernung der Orte, durch welche die Wege auf den Schneeberg führen; 4) kleine *Fauna und Flora* von der südwestlichen Gegend um Wien, deren Beurtheilung wir den Botanikern überlassen. — Die 6 niedlichen Kupfer meistens von Maillard gezeichnet und von Blaske, mehr aber noch von Dutterhöfer gestochen, stellen Ansichten des Schneebergs und des Thales von Emmerberg, des Wasserfalls der Mira, bey Mückendorf, des Passes und der Ansicht von Gutenstein, des Wasserfalls der Sierning, und von Buchberg vor.

H. P. E.

Leipzig, b. Joachim: *P. Laborthe's Reise nach der Küste von Guinea*, oder *Beschreibung der westlichen Küsten von Afrika, vom Cap Tagrin bis zum Cap Lopez-Gonsalvo.* A. d. Franz. mit Anmerkungen übersetzt von *J. A. Bergk.* Mit einer Charte. 1803. XX und 226 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Afrika ist bisher noch immer derjenige Welttheil gewesen, der am wenigsten mit Untersuchungsgeist bereiset worden, Ägypten und das Vorgebirge der guten Hoffnung ausgenommen. Von sehr Wenigen wurde die Westküste von Afrika besucht, und das Innere des Landes blieb uns noch ganz unbekannt. Der Vf. gegenwärtiger Reisebeschreibung hatte grösstentheils die Absicht, des Menschenhandels wegen die Europäer mit diesen Gegenden bekannt zu machen. Er machte die Reise 1788. Neben seinen eigenen Beobachtungen benutzte er die in dem Marinedepot aufbewahrten Handschriften seiner Vorgänger, *Delajaille's*, der 1784 an diesen Küsten gereiset war, *Girardin's* von 1786, *Deflotte's* von 1787, *Denys Bonaventure's* von 1788, *Villeneuve-Cillart's* von 1789 und *Grimmond's* von 1790. Gegenwärtige Reisebeschreibung hat der Vf. 1803 in Paris in gr. 8 herausgegeben, nachdem schon von ihm eine Reise nach Senegall erschienen war. Dass diese, in Briefen abgefasste Reisebeschreibung wirklich sehr interessante Nachrichten enthält, wollen wir durch eine kurze Inhaltsanzeige beweisen. Die Westküsten von Afrika erstrecken sich von Sale bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, und bestehen aus 3 Abtheilungen, und zwar 1) vom Cap Blanc bis zum Cap Tagrin, welche 300 Meilen begreift. Fünf Meilen von der Mündung des Senegall ist die Insel St. Louis, wo der Gummihandel sehr beträchtlich ist, und

jährlich 12 bis 15000 Pfund beträgt. Die Insel Goree ist kein blosser Felsen. 2) Vom Cap Tagrin bis zum Cap Lopez-Gonsalvo, von 600 Meilen. Frankreich hat hier nur zwey Comptoirs. Die Sonnenschirme gelten unter den Schwarzen für Ehrenzeichen. 3) Bis zu Cap Negro, von 520 Meilen. S. 10 steht ein historischer Abriss von Entstehung des Handels an den Küsten von Afrika. Seit dem 14ten Jahrhundert trieben die Franzosen dahin Handel, und tauschten Häute, Elfenbein, Gummi, Straussfedern, grauen Ambra und Goldstaub ein. In den letzten Jahren der Revolution belief sich die Anzahl der Schwarzen an 40000, die fast alle nach St. Domingo geschafft wurden. S. 12 ff. wird sehr umständlich von dem gehandelt, was man auf einer Fahrt dahin und besonders in Rücksicht des Sklavenhandels zu beobachten hat. Der Winter tritt an den Westküsten zu verschiedenen Zeiten ein, und dauert vom May bis in den Julius, auch wohl September, und besteht in Wirbelwinden, Donner und Regen. Der Anblick der Küste vom Cap Blanc bis zum Senegall ist sehr einförmig; allenthalben ist ausgedorrter weisser Sand und wenig Holz. Die Insel *Goree* ist keine halbe Meile lang, und liegt eine Meile vom Lande, hat kein Wasser, welches 2 Meilen vom festen Lande geholt werden muss. Fische sind hier in Menge; die Neger fangen sie an der Angel; auch viel Federvieh, das mit Hirse gefüttert wird. Von Goree bis zum Cap Palmas sind 136 Meilen, und unweit des Cap Tagrin liegt die Sandbank St. Anna, die 20 Meilen sich ins Meer hineinerstreckt. Sie ist noch nicht genau untersucht. Am Cap Monte und Mesurado werden schöne Matten verfertigt; man findet hier viel Federvieh, Ziegen und Schweine. Die Küste heisst gewöhnlich die *Pfeffer-* oder *Malaghetta-Küste*, von einer Pflanze, die langen Pfeffer liefert, den die Holländer *Kerner* und die Portugiesen *Sextos* nennen. Die Küste bey Bassa ist sehr fruchtbar an Citronen und Orangen. Die Bewohner der Küsten des Andreasflusses sind, eine Behauptung, die aus dem Munde von Menschenhändlern sich sehr sonderbar ausnimmt, meuchelmörderische, böse Menschen; ihr Land aber liefert alle Früchte Amerikas. Das Cap Laho regiert ein kleiner König, der den Capitain besuchte und dem weissen französischen Wein, als er bey ihm ass, den Vorzug vor dem mitgebrachten Aquavit gab. Vom englischen Fort Appollonia gehen die europäischen Niederlassungen an. Der Boden bey Axim ist fett und röthlich, und sehr fruchtbar, alle Früchte gedeihen daselbst, sogar Wein wird erbauet. Die Weiber verrichten hier die schwersten Arbeiten, wenn die Männer trunken und wie die Affen auf dem Hintern sitzend ihre Zeit zubringen. Die holländische Gesellschaft hat hier den grösten Einfluss. Im Fort Schama muste der Capitain für 10 Ziegen und 4 Enten sieben Eimer Aquavit geben. Unter den Fischen sind der Katzenfisch (*machoiran*) und der Crocos die wohlschmeckendsten. Der Hauptort der holländischen Niederlassungen an der Goldküste ist St. Georg della Mina. Die Festung wird von 100 Kanonen vertheidigt. Die Anzahl der Neger in dasiger Gegend belief sich 1783 auf 20,000. S. 45 wird ein kurzer lehrreicher Begriff gegeben, wie die verschiedenen Nationen ihren Handel an den afrikanischen Küsten betreiben. Der Negerhandel steht unter dem Gouverneur, nur muss er für jeden Negerkopf an die Compagnie 8 Goldthaler (10 Rthlr. sächs.) bezahlen. Die englische Besitzung des Cap Corse wird von sehr arbeitsamen Menschen bewohnt, die sich mit Goldsammlen, Fischfangen und besonders dem Ackerbau beschäftigen. Drey Meilen östlich vom Cap liegt Anamabu, der Hauptmarkt der englischen Gesellschaft für den Sclavenhandel. Die Einwohner sind gross und stark, aber sehr diebisch. Ihre Vorgesetzten nach dem Könige sind die *Cabechers* oder *Cabossiers*, die erblich sind und in grosser Achtung stehen. Sie schicken oft ihre Kinder nach Europa, um das Buch der Weisen, d. h. Rechnen und Schreiben, zu lernen. Das angenehmste Geschenk sind ihnen Flaggen von weissem Taffet mit dem französischen Wappen. Der Sonnenschirm ist bey ihnen ebenfalls ein Ehrenzeichen. Den nachtheiligen Einfluss des Himmelsstriches hat man übertrieben. Die meiste Sterblichkeit entsteht vom salzigen Wasser. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind Gallenfieber mit Verstopfungen, bisweilen auch Faulfieber. Der Sclavenhandel ist hier sehr beträchtlich; der Boden ausserordentlich fruchtbar. Der Preis einer Mannsperson von gewöhnlicher Länge ist 7 Unzen in Golde oder 20 Rthlr. und 14 Unzen in Waaren oder 10 Rthlr., und für eine junge schöne Weibsperson 11 Unzen in Waaren. 1787 sind einmal 400 Sclaven und das andermal 550, hingegen 1788 nur 150 ausgeführt worden. S. 57 werden die einträglichsten Waaren für den Handel zu Amaku beschrieben mit ihren Preisen. Darunter sind besonders Aquavit, Guinees, Nicanees, Indiennes, Schnupftücher von Cholet, Flinten, Schiesspulver, lange Tabakspfeifen, Sonnenschirme und dergl. S. 61 ein fantinsches Wörterverzeichniss. Der höchste Berg auf der Goldküste ist der *Teufelsberg* bey dem Fort Apane. Die Hauptniederlassung der Dänen ist Akra, dem Fort Christiansburg gegenüber. Wallfische sind hier in grosser Menge. Der stärkste Fluss hier ist die Volta, der ganz weisses Wasser hat, und durch grosse Wälder fliesst. Von Queta bis Juda ist die Küste niedrig und öde; eine Henne kostet zwey Tabakspfeifen. Dem Könige in Juda müssen alle fremden Schiffe zuvor ein Geschenk geben, ehe die Mannschaft ans Land gehen darf. Dieses Königreich ist gross, hat zwey grosse Flüsse, die Volta und den Euphrat, liegt niedrig, ist voller Teiche. Die Wärme des Klimas ist nicht grösser als in Frankreich. Die Einwohner leben lange, sind kriegerisch und boshaft. Die Pferde sind vortrefflich, und die Schaafe gross. Die Barre zu Juda ist gefährlicher, als irgend eine, und hat viele Haifische. Der Befehlshaber daselbst hat den Titel eines Handelsdirectors. Die Portugiesen handeln stark mit Brasilientabak dahin, der sehr geschätzt, und theuer bezahlt wird. Das Land ist mit Mais bebauet, und liefert jährlich zwey Ernten, ist aber nicht mehr so bevölkert, als vorher.

Die Beamten des Königs entscheiden jeder in seinem Bezirke eigenmächtig über das Leben, den Tod und das Eigenthum der Unterthanen; Alles ist einem blinden Gehorsam unterworfen. Der König zeigt sich selten. Die Vorträge werden ihm auf dem Bauche kriechend gemacht. Die Krone ist erblich; die Kinder der Minister werden dem König überliefert, der über sie nach Willkühr schaltet. Der Kaufmannsstand hat den ersten Rang. Die Landesarmee ist ungefähr 8000 Mann stark. Das Serail besteht aus 900 Frauen, und selbst die Leibwache sind bewaffnete Weiber. Nichts ist barbarischer als die Feyerlichkeit bey dem Todte des Königes (S. 89), weil zugleich viele Menschen hingerichtet und begraben werden. Jeder Einwohner hat einen Teufel, welches angestrichene Holzstücke an der Thüre sind, dem sie Mehlbrey vorsetzen. Der Teufel des Königs ist ein junger Mensch, den man durch einen Trank wüthend macht, und abgesondert verpflegen läfst. Die Ehe ist nicht unauflösslich, und die Vielweiberey zuläffig. Die Mädchen heyrathen schon im zwölften Jahre. Die Weiber leben unter dem strengsten Despotismus der Männer. Die Religion ist Aberglaube; die Schlange wird besonders verehrt. Der Tauschhandel ist hier sehr beträchtlich, besonders mit Sclaven, die man für die besten der Küste hält. Die Directoren der europäischen Comptoirs müssen dem Könige alle Jahr einmal die Aufwartung machen, welches mit vielen Feyerlichkeiten geschieht. Die Menschenopfer sind noch sehr gewöhnlich, und die Grausamkeit der Könige kennt keine Grenzen, besonders in den Tagen der Zollentrichtung. — Baumwolle und Indigo wachsen ohne Cultur. Die Elephanten werden verehrt, so wie die Tiger; von ersteren ist der Fuss ein Leckerbissen. In den Morästen sind Flusspferde, und in den Wäldern viele wilde braune Kühe. Obstbäume sind wenig zu finden; der beste ist der Cisséebaum, der dem Lande eigenthümlich ist. Die beygefügten Anmerkungen des Übersetzers, S. 159 ff., sind sehr unterrichtend, auch in der Hinsicht, weil Hr. *B.* mit grosser Genauigkeit jedesmal die Quellen angegeben hat. Die Charte bemerkt bloss die Pfeffer-, Zahn- und Gold-Küste und die daran gelegenen Örter.

W.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pastoraltheologie. *Salzburg*, in der mayr'schen Buchhandlung: *Über das Benehmen des Seelsorgers in Ertheilung des sechswöchentlichen, in den österreichischen k. k. Staaten bey dem Übertritt zu einer tolerirten Confession gesetzlich vorgeschriebenen Religionsunterrichts.* Ein Nachtrag zum giftschützischen Lehrbuch der Pastoraltheologie. Verfasst von *Franz Freindaller*, des Kanonikatstifts zu St. Florian Priester, königl. baierischem Districtsschulinspector u. s. w. 1812. VI und 56 S. 8. (4 gr.)

Die Bemerkung, dass in gewissen Gegenden Österreichs katholische Bauersleute zur augsburgischen Confession häufig übertraten, veranlasste die Regierung schon im Jahre 1783 zu der Verordnung, dass alle katholisch gebornen und erzogenen Unterthanen, die zu der protestantischen Kirche überzutreten gesonnen wären, zu einem sechswöchentlichen Unterricht in dem katholischen Glauben bey dem nächstgelegenen geistlichen Hause, es sey Kloster oder Pfarre, angehalten, und dass sie erst dann, wenn sie nach vollendeter Instructionszeit bey ihrem Irrthum verharren, ihrem Schicksal ohne Weiteres überlassen werden sollten. Diese Verordnung wurde in der Folge sehr geschärft, und noch im Jahre 1808 befohlen, dass während der sechswöchentlichen Instruction der zu Unterrichtende von allem Umgange und aller Gemeinschaft mit Akatholiken abgehalten werden müsse.

Der Prof. *Giftschütz* hatte in seinen Vorlesungen über die Pastoraltheologie keine Anweisung zur Behandlung solcher Pfarrgenossen gegeben; Hr. *Freindaller* suchte also diese Lücke durch eine eigene Schrift auszufüllen, und giebt uns in vorliegenden Bogen eine Skizze von derselben. Man kann darin den verständigen, behutsamen und billig denkenden Mann nicht verkennen. Von dem blinden Religionseifer und von der polemisirenden Intoleranz, von der man ähnliche Schriften aus jener Gegend nicht freysprechen kann, findet man hier keine Spur. Der Vf. läfst im Gegentheil den Protestanten in vieler Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren, ob man ihn gleich von einseitigen Ansichten, vorgefassten Meinungen und ungerechten Beschuldigungen nicht freysprechen kann. So heisst es z. B. S. 44: „Protestantischer Seite (Seits) sagt man dieses (dass von der katholischen Abgötterey getrieben werde) dem Kinde schon vor, und zwar mit einer warnenden Miene, mit einem Tone, der den eigenen Abscheu vor solchen Menschen anzeigt, und ihn ganz natürlich auch dem jungen Herzen mittheilt." Wir müssen also dem Vf. mehr Umsicht und Liberalität empfehlen, und erwarten dann von seinem Lehrbuche viel Gutes. Nur möge er sich in demselben auch einer reineren und richtigeren Schreibart befleissigen.

L. Th.

Medicin. *Berlin*, b. Duncker und Humblot: *A. W. Ifflands Krankheitsgeschichte.* Vom Geheimen Rath und Leibarzte Dr. *Formey.* (Der Ertrag ist für die im Kampfe fürs Vaterland invalide gewordenen Krieger bestimmt.) 1814. 45 S. 8. (6 gr.)

Wenigen Menschen wird wohl das Glück zu Theil, das Interesse und die Achtung ihrer Mitmenschen auf eine so ausgezeichnete Weise für sich zu gewinnen, als dieses bey dem leider zu frühe verstorbenen *Iffland*, sowohl als darstellendem Künstler, wie als Schriftsteller, der Fall war. An einem solchen Menschen ist uns daher auch Alles lieb und werth, was wir von seinem Leben und Wirken bis an die letzte Grenze dieses irdischen Daseyns erfahren. Von dieser Seite angesehen hat nun auch diese kleine Schrift des vortrefflichen *Formey* unbestreitbare Verdienste; und wenn sie auch in medicinischer Hinsicht sich nicht über das Gewöhnliche erhebt, wovon der Grund in dem gewöhnlichen Gange der Krankheit liegt: so gewährt sie dagegen in psychologischer Hinsicht desto grösseres Interesse. Der Tod des grossen Künstlers, der als Opfer der Berufstreue und der Anhänglichkeit an seine Kunst fiel, erfolgte unbemerkt; er schlummerte im eigentlichen Sinne des Wortes, in eine bessere Welt hinüber. Friede sey mit seiner Asche!

Hbm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Renouard: *Etudes sur l'homme, dans le monde et dans la retraite. Par J. H. Meister.* 1804. 331 S. 8.

So ungern man sich von diesen Studien losreisst, deren Anzeige in unseren Blättern durch Zufall verspätet worden ist: so darf man sie doch (wie der Vf. in der Vorrede richtig bemerkt) nicht ununterbrochen vom Anfange bis zum Ende durchlaufen; wirklich strengen sie die Aufmerksamkeit an. Wofern bey einer neuen Auflage die Versuche von verwandtem Inhalte unmittelbar zusammengereiht werden: so gewinnen, ohne Systemzwang, die verschiedenen Theile des Werkes unter sich eine mehr harmonische Verbindung. Das Ganze besteht aus 61 theils kürzeren, theils längeren Aufsätzen: 1) Über den Reiz, der mit dem Bestreben verbunden ist, immer weiter und vorwärts zu blicken, und zum Voraus die Zukunft zu errathen. Dieses angenehme Bestreben fliesst aus dem Bestreben nach der Fortsetzung und Erweiterung unseres Daseyns. 2) Über unsere Anhänglichkeit an Alles, was uns selbst zugehört. So wie die Seele sich mit ihrem Körper, so vereinigt und identificirt sie sich in immer weiterem Umkreise mit anderen angewöhnten Umgebungen; sehr oft geht sie gern aus sich selbst heraus, um in den äusseren Dingen zu leben; auch diese, z. B. Haabe und Gut, sind für sie eine Art von Werkzeugen, Sinnesorganen, Gliedmassen. 3) Von der Trägheit. Der Vf. spielt mit dem Worte, wenn er sagt: „Selbst unsere wissenschaftlichen Systeme fliessen aus der Trägheit des Geistes;" nach Rec. sind sie Producte der entgegengesetzten Kraft, sowohl der Bewegung als der Trägheit. Lehrreich ist die Bemerkung, dass im späteren Alter die überhand nehmende Trägheit, die im früheren Alter durch Wollust und Ehrgeiz besiegt wird, nur durch ganz andere Gegengewichte könne besiegt werden, z. B. durch die Begierde zu sammeln, durch immer unterhaltende Forschungsbegierde, durch Angewöhnung an mechanisch und periodisch bestimmte Arbeiten. 4) Von dem Schlummer der Denkkraft. 5) Von dem Hange zur Zerstreuung. Angeboren mag zuweilen diese Seelenkrankheit seyn, aber öfters auch ist sie die Folge theils eines schlechten Unterrichts, theils schädlicher Angewöhnungen. Der Vf. verirrt sich so sehr in Nebenbetrachtungen, dass, indem er über die Zerstreuung philosophirt, er selbst sich von der Zerstreuung hinreissen lässt. 6) Von geheimen Anmassungen. Es sind solche, die wir nicht nur vor anderen Menschen verbergen, sondern die wir zuweilen an uns selbst übersehen, die an unserem Geiste und Hauptzwecke gleichsam hängen und nagen, wie an der Frucht schmarotzende Pflanzen. Verdienste und Talente, die man uns nicht absprechen kann, sind für uns zu wenig, sind gleichsam alte Hausgenossen und Bekannte, auf die wir nur darum geringeren Werth setzen, weil wir ihrer gewohnt und ihres Besitzes sicher sind; wir laufen nach neuen Eroberungen; wir hängen uns an die eitelsten Liebhabereyen. Dem Cardinal Richelieu war es nicht genug, ein allgewaltiger Minister, dem grossen Friedrich von Preussen nicht genug, ein grosser Held und weiser König zu seyn; Werth und Genuss suchten beide noch in der Reimkunst. Wohl zeigt der Vf., wie ein Schlaukopf sich am sichersten unserer geheimeren Anmassungen bedienen kann, um uns in seine Netze zu verstricken, aber, wie es scheint, hält er es für unmöglich, uns von solchen Anmassungen zu heilen; wenigstens schreibt er hierüber keine Heilmittel vor. 7) Über die Schwierigkeit, selbstständig zu existiren, oder nichts anderes zu seyn, als was man selbst und wirklich ist. Der Natur nach leben wir nur als Bestandtheile (als *Adjectiva*, sagt Hr. *M.*), als Glieder der Familie, der Nation, der Menschheit, des Universums; nur mittelst der Abstraction, nur moralischer Weise machen wir Anspruch auf eine Art vereinzelter Existenz oder Selbstständigkeit. Diese Art Existenz gewährt nach dem Vf. den reinsten Genuss ausharrender Tugend; nach Rec. ist ein solcher Genuss zwar erhaben, aber auch — wie der Genuss der platonischen Liebe — man weiss nicht, ob etwas zu geistig oder chimärisch. Sehr richtig bemerkt Hr. *M.*, dass die bürgerliche Gesellschaft sich entweder weit schwerer formiren oder weit öfterer erschüttern würde, wofern solche Centralmenschen (*hommes-centres*, Egoisten in metaphysischem Sinne) nicht glücklicher Weise sehr selten wären. Die vollkommensten Menschen, sagt er, sind diejenigen, die, gleich den Himmelskörpern, eine gedoppelte Bewegung beobachten; die eine um sich selbst, die andere um das System, von dem sie ein Theil sind. Auf die Gefahr hin, entweder nicht verstanden oder missver-

standen zu werden, setzt er hinzu, glaube ich, dass es unter den Menschen Ausnahmen gebe; Menschen, die einem anderen oder eigenen Gesetze, einer höheren Ordnung der Dinge unterthan sind. Was mir, so drückt er sich noch greller aus, in meiner Eigenschaft als Bürger untersagt ist, kann mir in der Eigenschaft als Mensch frey stehen. Umsonst dass er die Beschränkung hinzufügt: In wiefern nämlich im ersteren Falle nicht die Ordnung (?) der bürgerlichen Gesellschaft, und im letzteren Falle nicht das Interesse der Menschheit beeinträchtigt wird. So ganz entscheidend, wie hier der Vf., spricht (in jener Erzählung vom Testamente) selbst *Diderot* nicht. Wie unbestimmt ist nicht die Bedingung, unter welcher eine Ausnahme von der Regel erlaubt seyn soll? Wie kann der doch immer beschränkte Geist eines Sterblichen mit Zuversicht wissen, ob durch die Ausnahme die allgemeine Ordnung gestört werde oder nicht? In wiefern er eigenmächtig und von sich aus auf eine solche Ausnahme Anspruch macht, tritt er nicht aus der Reihe der Bürger, der Glieder der menschlichen Gesellschaft heraus, und usurpirt eine Autorität, die nur dem höchsten Gesetzgeber gebührt? Entehrt er nicht diesen, wenn er ohne dringende Gründe voraussetzt, dass in seinem Plane und Systeme Lücken Statt haben, deren Ausfüllung er einem einzelnen Menschen überlasse? Geradezu also führt des Vfs. Paradoxon entweder zur Schwärmerey, zur religiösen oder zur politischen, oder zur Willkühr, und dadurch zur Unsicherheit sowohl im täglichen Verkehr, als besonders auch in diplomatischen Verhandlungen. — 8) Über die politische Freyheit, und ihre natürlichen Schranken. Gespräch zwischen Sokrates und Krito. Wirklich sokratisch, darum aber nicht weniger tröstlich. 9) Von der Ungeduld. Sie erliegt unter den Ketten der Gegenwart, und voreilig zernagt sie den Keim der Zukunft. Ungeduld war es, unter welcher K. Joseph II und die früheren Constitutionsschöpfer Frankreichs ihre sonst grossen und glänzenden Entwürfe fruchtlos zu Boden traten; aus Ungeduld wollten sie die Ernte schon zur Zeit der Ansaat einsammeln. Männer von Geist, von Talent und Genie, gleichsam Kinder einer anderen höheren Welt, haben die Ungeduld mit den Kindern gemein. Überhaupt wohl wahr, indess erinnert sich Rec. mehrerer Ausnahmen, z. B. *Fontenelle*, *Lafontaine*, *Sal. Gessner*, *Abauzit* u. s. w. „Wie viele grosse Entschliessungen und Unternehmungen, sagt der Vf., welkten nicht bloss darum schon im Keime, weil man nicht mit Geduld die unmerkliche graduelle Entwickelung abwartete?“ Sehr wahr: ist aber nicht öfters auch das Gegentheil wahr? Giebt es nicht auch politische Wunderwerke oder Salto? 10) Über den anziehenden Reiz der Gefahr. Je mehr wir gewohnt sind, der Gefahr entgegen zu gehen, und ihr näher unter die Augen zu sehen: um so viel weniger blendet sie uns durch falsche Grösse. Mehr Vortheile gewährt der Angriff als die Vertheidigung. Hiebey erinnert sich Rec., wie Quintilian den Cicero gegen den Vorwurf der Feigheit vertheidigt (Instit. XII, 1.): Nicht unter den Gefahren selbst zitterte er, nur bey entfernter Voraussehung der Gefahren; gerade das Gegentheil begegnet Waghälsen. Nach unserem Vf., liegt der Hauptreiz der Gefahr in dem Gefühle der Kraft, mit der man ihr trotzt; oder (wie Rec. sich ausdrücken würde) der Reiz liegt in der vermischten Empfindung, in dem Kampfe zwischen Hoffnung und Furcht. Hierin liegt z. B. der Reiz des grossen Hazardspieles; im Schlachtfelde hingegen wird er ausserordentlich durch begleitende patriotische, heroische Ideen erhöht. 11) Über die Vortheile schlechter Erziehungen. Der Vf. spielt mit den Worten; hier ist nicht von eigentlich schlechter Erziehung die Rede, sondern theils von harter, theils von solcher, die wir vielmehr den äusseren Zufällen und Umständen danken, als schulgerechten Lehrern. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass *Pestalozzi* bey seiner Methode den Zögling zu einseitig (Rec. fügt hinzu, — mechanisch) ausbilde. Die ganze Theorie der Erziehung beschränkt der Vf. auf drey Hauptpuncte, auf die Mittel, — die Aufmerksamkeit zu erwecken, — sie fest zu heften und zu unterhalten, — sie zu interessiren und bis zur Leidenschaft zu entflammen. Hinreichend sind die ersten Mittel zur Entwickelung des gemeinen Menschenverstandes; die zweyten dienen zu den Vorarbeiten, die zur Bildung der Vernunft und des Geistes erfoderlich sind; die dritten endlich zur Entwickelung der Talente und des Genies. 12) Von den fixen Ideen. Nicht nur sehr gut erklärt der Vf. ihre Entstehung und Wirkung, sondern er zeigt auch, wie wirksam ihr Einfluss bey ganzen Völkern, so wie bey einzelnen Menschen und Corporationen seyn könne. Hiebey erinnert sich Rec. ähnlicher Bemerkungen in *Leibnitzens Otium Hannover.* §. LXIX. S. 169. *Constat*, schreibt *Leibnitz*, *martyres cruciatus exquisitissimos sustinuisse non alia ratione, quam forti imaginatione futurae voluptatis. Haec imaginatio*, setzt er hinzu, *in optima republica ab infantia usque omni artificiorum apparatu hominibus sine discrimine, sapientibus non minus quam vulgo, imprimi deberet.* Die Kraft einer fixen Idee hatte bey den römischen Legionen den Namen Quiriten; bey den Juden den Namen Abrahamiden; bey den schweizerschen Alpenhirten den Namen Tells Enkel: immer indess spukt es in dem Gehirne auch eines Volkes, so wie eines einzelnen Menschen, sobald die fixe Idee allzu unbeschränkt die Oberhand hat. 13) Über das Verlangen *(du desir)*. Zur Erklärung dieses für den Rec. räthselhaften Wortes bedient sich der Vf. nicht unschicklich eines magnetischen Kunstwortes: das Verlangen, sagt er, setzt uns mit seinem Gegenstande *en rapport;* es ist das Lebensprincip unserer moralischen Existenz. Mehr Genugthuung giebt dem Rec. *Hemsterhuis du Desir.* Sehr bemerkenswerth aber findet er den Beschluss: Wenn die Jugend, sagt der Vf., mehr Leben hat, als das spätere Alter, so kömmts daher, weil sie mehr verlangt. Das Alter kann die Strebsamkeit seines Daseyns nur in sofern erhalten, in wiefern es sich eine höhere Zukunft schafft, als diejenige ist, die für die Wünsche

und die Unerfahrenheit der Jugend hinreicht. Unter die Herzstärkungen zählt Baco *Desiderium magnum et constans et (ut loquuntur) heroïcum.* 14) Über den Ehrenpunct. Ob dieses Gefühl natürlich oder bloss erkünstelt, ob es für die Moralität wohlthätig sey, hierüber entscheidet Hr. *M.* nicht; für ungemein wohlthätig hingegen hält er es, jedoch, wie er bestimmt hinzusetzt, in der gegenwärtigen Lage der Gesellschaft: einer Gesellschaft, möchte Rec. beyfügen, der doch immer noch so manche Spur der Feodalität, der Barbarey und Selbstrache anklebt. Von welcher weit edleren Art war bey den Athenern der *Point d'honneur!* Themistokles foderte den Gegner, der mitten in der Rathsversammlung nach ihm geschlagen hatte, nicht aus, aber durch ein Wort beschämte er ihn: πάταξον μὲν, ἄκουσον δέ. Ihre Ehre suchten die Griechen in der Kalokagathie. Im Occidente ist der *Point-d'honneur*, so wie die Galanterie, eine Frucht der Kreuzzüge. Warum mit weit grösserer und ausgebreiteterer Kraft erhält sich der *Point-d'honneur* in Frankreich? Auch andere Völker hatten ihre Troubadours und Ritter, aber nach der Verschwindung des Helden- und Minne-Gesanges herrschten an anderen Höfen das schöne Geschlecht und feiner Geschmack nicht so ununterbrochen, wie in Frankreich. 15) Über Furcht und Hoffnung. Reizend ist die Allegorie, unter der diese Begleiterinnen des Lebens dargestellt werden. 16) Über das unruhige Wesen. 17) Vom sinnlichen Wohlleben (*de la sensualité*). Nach dem Vf. laufen die Epochen der höchsten gesellschaftlichen Ausbildung und der höchsten Verfeinerung der Sinnlichkeit in einander; nach Rec. aber gleichwohl nicht immer und nicht nothwendig. So z. B. herrschte zur Zeit der Sardanapale und Vitellius die leztere ohne die erstere; hingegen ganz umgekehrt herrschte (nach *Paw* und *Barthelemi*) zu Athen ohne üppiges Wohlleben der feinste Geist und Geschmack. Das Genie nährt sich auch an dem magersten Tische, z. B. *Rousseau* in der armen Hütte der Frau v. Varens, *Gresset* in der Karthhaus, die *Karschin* unterm Schaubdach. Aus demselben Grunde, warum der Vf. voraus bey Kindern und Greisen einen leckeren Gaumen bemerkt, bemerkt man ihn auch bey Weibern, nämlich beym Mangel an anderen stärkeren Empfindungen, besonders bey ruheseligen Betschwestern. Die grösste Beherzigung verdient, was von der langen Kette weibischer kleinfügiger Angewöhnungen, von der müssigen Geschäftigkeit einer Römerin, wie *Böttigers* Sabina, oder einer vornehmen Pariserin, wie *Reichardt* sie schildert, gesagt wird. 18) Physisch-moralische Sonderbarkeiten. Über die geheimnissreiche Einwirkung der anderen Sinne auf den sechsten, den Geschlechtstrieb. Keineswegs zweifelt Rec. an der begeisternden oder berauschenden Kraft der Wohlgerüche; weiss man doch, wie wirksam sich ihrer die Dame im Boudoir, und der Opferpriester im Heiligthume bedient: aber jener Liebeszauber, der so plötzlich den Herzog von Anjou ergriff, lag doch wohl nicht bloss allein in dem Hemde der Maria von Cleve, oder dem Geruche von diesem. Mit der Situation des Herzogs vergleiche man die Situation von St. Preux in Juliens Cabinette, in welchem ja ohne Mitwirkung des Wohlgeruches die Berauschung der Sinne nicht weniger gross war. — Mit eben so viel Delicatesse als Würde setzt der Vf. den ehelichen Liebesgenuss in Contrast mit dem Liebesgenuss überhaupt. Über den sonderbaren Geschmack gewisser Wollüstlinge, entweder an noch sehr unreifen oder an bereits welken alternden Schönheiten, macht er seine Bemerkungen; den Grund solcher seltsamen Phantasieen findet er theils in dem Reize, den wechselsweise Erfahrenheit und Unerfahrenheit einander mittheilen; theils in dem Reize des Wechsels, des Neuen und Fremden, theils in der Schüchternheit; Rec. setzt die natürliche Hingebung hinzu, unter der sich die schwächere Seele der stärkeren preis giebt. Bekannt ist die Zaubergewalt, welche Maintenon über den schwachen König Ludwig XIV, Ninon über den Ritter von Villiers, Diana von Poitiers über Heinrich II, Cäsonia über den Caligula ausübte. Die Liebesbrunst des Nero gegen Agrippinen, welche der Vf. anführt, war mit Umständen begleitet, die (wie *Voltaire* zeigt) sehr wenig Wahrscheinlichkeit haben. Sehr interessant ist dieser ganze Abschnitt, besonders auch am Ende was über die Koketterie der Natur gesagt wird. 19) Über die Leidenschaft für Verbrechen (*de la passion du crime*). Ein Kunstwort der Revolutionstaktik: warum nicht schlechtweg Hinstreben nach schrankenloser Gewalt, oder Gebrauch jedes noch so abscheulichen Mittels zur Erreichung des Zweckes? 20) Von dem Bedürfnisse kleiner Beweggründe, um sich entscheiden zu können. Unentschlossenheit ist der gewöhnlichste Zustand bey weitem der mehresten Sterblichen; den Ausschlag giebt am Ende ein Stäubchen, ein Sandkorn. Wer ein solches kennt und zu benutzen weiss, macht sich über unsere Entschliessung Meister; er beherrscht uns gleich einem Fetische oder Orakel. Man erinnere sich, sagt der Vf., jener Fenster des Louvois, jener Handschuhe der Herzogin von Marlborough. Darf noch Rec. an jenes Epigramm beym Martial erinnern: *aut futue, aut pugnemus; signa canant!* Lieber empfehlen wir dem Vf. *Reinhard* über moralische Mikrologie und Mikroskopie. 21) Dialog über den Krieg; über seine politischen und moralischen Wirkungen. Der Vf. verzweifelt am ewigen Frieden. 22) Über die Freundschaft. In wiefern nicht gegenseitige Theilnehmung und Sympathie, nicht übereinstimmender Hang und Geschmack, sondern gegenseitige wirkliche Dienstleistungen und Gefälligkeiten das Band der Freundschaft knüpfen, können sie es auch sehr leicht zerreissen; sehr leicht kann der eine Theil sich bereden, er habe zu viel gegeben, und der andere, er habe zu wenig und nicht auf gute Art empfangen. Eben darum findet es der Vf. keinesweges ungereimt, dass bey den Alten das Verhältniss zwischen Empfänger und Geber, zwischen dem Beschützer und dem Beschützten, z. B. bey den Römern das Verhältniss zwischen Patron und Client, bestimmt festgesetzt war. Jeder

Theil wufste, woran er fich zu halten habe. 23) Der Traum des Lebens. Eine Allegorie, nur flüchtig fkizzirt. 24) Was fällt im Menfchenleben am meiften klar auf? Unfer moralifches Seyn und Dafeyn beginnt, es entwickelt fich, aber hienieden immer ohne Vollendung; Werth gewinnt es nur theils unter Pflichterfüllung, theils unter göttlichem Vertrauen. 25) Von der Angewöhnung. Reichhaltig; befonders wichtig, was von den Angewöhnungen für das fpätere Alter gefagt wird. 26) Vom Wetteifer. Über den Gebrauch und Mifsbrauch diefer Triebfeder. 27) Von der Vorausfehungskraft und von Ahnungen. Je freyer und tiefer der Vf. forfcht, um fo viel mehr geräth er in Zweifel; als Zweifler aber findet er wohl auch eine Meinung oder Gefchichte gedenkbar, die uns anderen ganz widerfprechend oder als purer Aberglauben vorkömmt. So z. B. der weibliche und bäurifche Swedenborg zu Morgenthal im C. Bern. Sehr wohl begreift Rec., dafs irgend Jemand eine lange Reihe von Urfachen und Wirkungen äufserft fchnell und gleichfam mit einem Blicke überfchauen kann, aber die Seherin zu Morgenthal fieht nicht Reihen, nicht verkettete Urfachen und Wirkungen; fie erblickt unfer Schickfal in der Glaskugel, zwifchen diefer und jenem herrfcht gleichwohl nicht die geringfte gegenfeitige Beziehung, keine Beziehung weder des Mittels und Zwecks, noch des Zeichens und des Bezeichneten. Eine andere Anekdote, welcher der Vf. viel Gewicht giebt, ift folgende: Es träumt einer Mutter, ihr Kind erfaufe im Wafchzuber. Vor Schrecken erwacht fie; fie entfchläft wieder, und zum zweyten, dritten Male weckt fie derfelbe Traum auf; im Traume erblickt fie das ertrunkene Kind, und zugleich hört fie die Stimme: nun ift es zu fpät. Schreckenvoll läuft fie hin, und wirklich findet fie das Kind, welches die Wäfcherin verwahrlofet hatte, todt in dem Wafchzuber. Hierüber erlaubt fich Rec. die Vorfrage: Woher und wozu die Ahnungskraft, da fie doch zwecklos bleibt? Eine andere Frage: Ifts nicht natürlich, dafs ein Traum, der tiefen Eindruck macht, wiederholt zurückkehrt? Ifts nicht eben fo natürlich, dafs einer Mutter von dem Kinde träumt, dafs, während diefes der Magd im Wafchhaus überlaffen ift, ihr träumt, es fall' in den Zuber, und dafs zufälliger Weife fein Ertrinken und der Traum der Mutter zufammentreffen? Alfo, *nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus*. 28) Von dem natürlich täufchenden Spiele der Sinne. Feine und zugleich fruchtbare Bemerkungen, z. B. über die Einmifchung von Luft und Unluft, über die Einwirkung des einen Sinnes auf den anderen, über die Schwierigkeiten bey Auflöfung der gemifchten Eindrücke in ihre einfacheren Beftandtheile. Sonderbar aber ift es, dafs der Vf. unter allen Sinnen dem Gefichte die meifte Unparteylichkeit und Unverführbarkeit zufchreibt. *D'Alembert* fchreibt diefe Tugend in höherem Grade nur dem Gefühl zu. Theophraft (beym Plutarch *de Arte audiendi*) behauptet, dafs unter allen Sinnen keiner fo viele und fo ftarke Gemüthsbewegungen errege, als das Gehör. 29) Von einer fehr gemeinen Urfache, warum der Erfolg unferer Bemühungen mifslingt. Die Urfache liegt darin, dafs wir uns bey ganz verfchiedenen Gefchäften der gleichen Werkzeuge bedienen. In folchen Irrthum fallen am leichteften Männer von Geifte; gerne bereden fie fich, Witz und Geift feyen Werkzeuge, mittelft deren man bey jeder Gelegenheit beynahe die anderen alle erfetze. 30) Über verfchiedene Arten moralifcher Anfteckung. Nicht nur von den Gebrechen anderer Menfchen laffen wir uns anftecken; fondern auch in uns felbft hat diefe oder jene fehlerhafte Eigenfchaft fehr nachtheiligen Einflufs auf unfere übrigen Fähigkeiten. Sehr intereffant find die Beyfpiele, welche der Vf. anführt. 31) Metaphyfik der Hoffnung. In wiefern fich fchrankenlos die Hoffnung über Zeit und Raum hinausfchwingt, fcheint fie dem Vf. etwas Himmlifches und Göttliches an fich zu haben. So wie *Descartes* fagte: ich denke, alfo bin ich; glaubt Hr. *M.* fagen zu können: ich hoffe, alfo werde ich immer feyn. Warum aber immer? Erfchlichen ift diefes Wort; Sicherheit giebt es eben fo wenig, als in einer Liebeserklärung: Ich liebe dich; alfo werde ich dich immer und ewig lieben. Nicht genug unterfcheidet der Vf. zwifchen der gemeinen, natürlichen Art, wie der Menfch hofft, und der Hoffnung hoher exaltirter Leidenfchaft, der Hoffnung (wenn man fo fagen darf) eines genialifchen Geiftes. Unter Menfchen und Völkern, die in der Gegenwart genug Genufs haben, und alfo weniger Leerheit fühlen, theils unter den trägen Wilden, theils unter den freythätigen Athenern und Römern, überhaupt unter Menfchen und Völkern, die keinen metaphyfifchen Religionsglauben haben, find vielleicht Ausfichten in die Ewigkeit feltener, find nur einzelnen höheren Geiftern gegeben. Darum aber bleibt der Gedanke des Vfs. nicht weniger fruchtbar und fchön: Ausficht auf unfterbliches Leben kann ein noch mächtigeres Motiv werden, als Ausficht auf unfterblichen Ruhm. 32) Wie gefährlich das herrfchende Bedürfnifs fey, rund umher und immer Liebe zu finden. Ein folches Bedürfnifs entfteht aus Schwäche, und erzeugt Schwäche. 33) Von der Laune (*de l'humeur*). Zu einfeitig. Der Vf. fpricht nicht von der Laune des Geiftes, fondern nur von der phyfifch-moralifchen. 34) Von den finnlichen Eindrücken, die unfere moralifchen Empfindungen begleiten. Feine Bemerkungen. Wenn Seneca's Stil auf den Caligula einen Eindruck macht, wie *arena sine calce*; wenn *Florians l'Estelle* der unglücklichen Königin von Frankreich wie Milchfuppe vorkömmt: fo drücken fie fich nicht blofs metaphorifch aus, fie fagen, was fie wirklich empfinden. 35) Wirkungen der Einfamkeit auf die Eigenliebe. Weniger richtig fchätzen wir uns vielleicht in der Einfamkeit, aber gerechter, unparteyifcher.

*(Der Befchlufs diefer Recenfion folgt im nächften Stücke.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Renouard: *Etudes sur l'homme, dans le monde et dans la retraite.* Par *J. H. Meister,* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

36) Undankbarkeit. Um so viel süsser ist die Dankbarkeit gegen Gott, die Abhängigkeit von diesem höchsten Wohlthäter, je tiefer wir empfinden, dass er uns durch seine Protection weder kränkt noch beschämt. Wie seltsam aber ist der Beschluss, gleichsam der Salto mortale des Vfs.! „In so tiefer Ferne, sagt er, steht der Mensch hinter dem Gegenstande seiner Anbetung, dass er, ungeachtet der brennenden Flamme seines Dankes- und Liebes-Gefühls, niemals zu der Kraft gelangt, sich mit diesem angebeteten Gegenstande traulich zu beschäftigen. Welchen Vortheil, setzt er hinzu, haben nicht in solcher Rücksicht die positiven Religionen selbst vor den reinsten Systemen des Deismus, und der katholische Cultus vor jedem anderen christlichen Cultus?" Um keinen Zweifel übrig zu lassen, wie ernsthaft es gemeint sey, fährt er folgendergestalt fort: „Warum sollte sich die Andacht der einfältigeren und gröberen Seele nicht weit leichter an das Bild des Gekreuzigten, der h. Jungfrau, des Dorfheiligen hängen, als an die doch immer zu philosophische Seele des Schöpfers und des Heilandes der Welt?" Nach eben dieser Logik wird also der Vf. den Jesuiten und anderen frommen Missionarien den Rath geben, die armen Heiden lieber beym Dienste der Fetichen zu lassen, als zu einem doch immer allzu philosophischen Christenthume zu bekehren. 37) Von der Kunst zu glauben. Da wir in der That weit mehr und weit öfter glauben als denken: so ist wirklich der Einfall recht gut, eine Kunst zu glauben in Vorschlag zu bringen; ebenfalls recht gut ist die Unterscheidung zwischen fanatisirendem und moralisch-wohlthätigem Glauben. Sehr heilsamen Einfluss verspricht sich der Vf. von mechanischen Gebetsformeln, vom frommen Glockengeläute u. s. w. Weiss er denn nicht, dass, je geläufiger Gebehrden und Bewegungen, Töne und Wörter sind, man dabey auch weniger empfindet und denkt? 38) Traumgesicht. Eine Allegorie, gleicherweise bezaubernd sowohl durch die Erfindung als durch die Darstellung. 39) Einige allgemeine Ideen über das Genie des Christenthums von Hn. de Ch. (Chateaubriant). Der Vf. beginnt mit Aufdeckung der Paralogismen dieser eben so rednerischen als unlogischen Apologie des Christenthums; am Ende aber findet er nicht nur die Logik, deren sich Ch. bedient, für seinen Zweck angemessen, sondern auch seinen Zweck gut. 40) Über den Einfluss der Bewegungen des Körpers auf die Bewegungen der Seele. Ein schöner Pendant zu Nro. 34 und 46. Mit keinem Worte indess erwähnt der Vf. des Einflusses, den die oratorische Action auf den Redner selbst hat; eben so wenig des Einflusses der militärischen Bewegungen auf den Muth und Geist des Militärs. 41) Von einer Quelle solcher Irrthümer, die bey unseren moralischen Urtheilen beynahe unvermeidlich sind. 42) Warum man nicht an den Tod glaubt? 43) Von dem Vermögen zu vergessen. 44) Von dem Bedürfnisse zu reden. Es ist von verschiedener Art; bald hat es nur Zeitkürzung zum Grunde, bald Herrsch- und Eroberungs-Sucht. 45) Über die Zaubergewalt, welche der Sinn des Gehörs ausübt. 46) Vom Einfluss unserer moralischen Natur auf die physische und *vice versa.* Zu flüchtig. 47) Von der Schwierigkeit, Gesetze zu machen. Gespräch zwischen einem alten Einsiedler und einem jungen Gesetzgeber. Etwas trocken ist das Gespräch, sehr bemerkenswerth aber die Vergleichung zwischen den modernen Stellvertretungen des Volkes und den altfränkischen. Die letzteren beförderten Anarchie und Zerstückelung. 48) Einfluss von dem Genie gewisser Sprachen. So arm in einigen Rücksichten die französische Sprache seyn mag: so giebt sie doch durch ihre Feinheit, Bestimmtheit und Klarheit denjenigen, die sprechen, eine gewisse Leichtigkeit im Ausdrucke; so reich hingegen die deutsche Sprache seyn mag: so setzt sie doch durch ihre verwickelte Construction die deutschen Schriftsteller öfters in unangenehme Verlegenheit. Die Inversionen, deren sich die deutsche Sprache mit so grosser Freyheit bedient, leitet der Vf. aus den schwerfälligen Hülfszeitwörtern her: allein ohne solche bildeten doch auch die Römer und Griechen sehr leicht Inversionen; die Inversionen erleichtert der Reichthum an Artikeln und Endungen. Sehr natürlich sind in jeder noch ungebildeten Sprache, so wie in der Sprache der Kinder und der Wilden, sowohl die Inversionen als die Zusammensetzungen; bey grösserer Ausbildung des Volkes und der Sprache werden sie mit Recht an Gesetze gebunden, aber mit Unrecht ganz bannisirt. Mit Recht tadelt der Vf. den Missbrauch, den die Deutschen von der beschreibenden Poësie machen. 49) Von der Übertreibung. Diese Figur ist für unsere Gedanken einigermassen, was für die

Augen das Mikroskop ist. 50) Vom Vorurtheile. 51) Von dem Werthe der Schwierigkeiten. Sie reizen zur Thätigkeit. 52) Von der Verwandtschaft zwischen den Gesetzen der physischen und der moralischen Welt. 53) Eines der grössten Räthsel in dem menschlichen Schicksale. Also erinnert sich der Vf. nicht mehr, dass er es §. 29 gut genug aufgelöset hat! Was er von der Durchkreuzung einer sichtbaren und einer unsichtbaren Ordnung der Dinge sagt, ist entweder poëtisch oder für den Rec. zu mysteriös. 54) Von der Gewalt der Begebenheiten. Derjenige, der entweder die Begebenheiten nach sich zieht, oder sich von denselben hinreissen läst, scheint die Kraft der Dinge in Eins zusammen zu schmelzen, und so erhebt er sich gleichsam zur Schöpfer-Seele derjenigen Wundererscheinungen, welche eine solche unwiderstehliche Kraft allein hervorbringen kann. Tief und kraftvoll dringt der Vf. in den grossen Gegenstand ein. 55) Von dem sonderbaren Massstabe für unsere Leiden. Wenn uns unter allgemeinem Jammer das gleiche Schicksal mit Anderen trifft: so ertragen wir unser Schicksal weit leichter, als wenn es uns allein trifft. In wiefern wir nämlich isolirt leiden, so scheint uns nicht nur das Schicksal ungerecht und parteyisch, sondern wir glauben uns gleichsam verworfen; wir erwarten weniger Theilnehmung, weniger Achtsamkeit. Wenn wir hingegen unter einer Revolution, unter allgemeiner Verarmung auch selbst verarmen: so dürfen wir vor Anderen eben so wenig erröthen, als Andere vor uns. Es giebt Streiche des Schicksals oder der Unbill, die uns um so viel weniger schmerzen, je schwerer das Übel ist, das sie uns zufügen; indem sie uns verwunden, tödten sie uns gleichsam zu gleicher Zeit. Das ausserordentliche Bestreben, ein grosses Übel mit Standhaftigkeit zu ertragen, giebt uns eine ungewohnte Energie. 56) Vom Aberglauben. Pendant zu No. 37. 57) Von der Bewegung. Treffend und schön. 58) Noch ein Wort über das System der Perfectibilität. Den Hauptgrund der heutigen politischen Erschütterungen sucht der Vf. in der allgemeineren Verbreitung sowohl der Aufklärung als des Reichthums: allein nichts weniger als allgemein verbreitet sind diese Güter; wenn sie es wären, wenn sie es seyn könnten, so würden Gewicht und Gegengewicht weit sicherer die Bewegung mäsigen. Allgemein verbreitet waren weder der Reichthum noch die Aufklärung in jenen Zeiten und Ländern, wo die grössten Revolutionen erfolgten, weder in der Schweiz, in Nordamerika, in Frankreich, noch zu den Zeiten Luthers, Cronwells u. s. w. So wenig Glauben der Vf. an endlose Perfectibilität hienieden unter dem Monde hat, so gesteht er doch ein, dass, so lange die Buchdruckerey nicht durchgängig vertilgt werden kann, gänzlicher und allgemeiner Rückfall in die Barbarey wenig Wahrscheinlichkeit habe. 59) Von der Glückseligkeit *(du bonheur)*. Ihre Bestandtheile sind Ruhe, verbunden mit Empfinden und Denken. 60) Einfache Fragen, deren Auflösung grosse Geheimnisse aufklären würde. Einige dieser Fragen erinnern an *Voltairens Pourquoi* und an seinen *Philosophe ignorant*. 61) Idee der Moral von Kant.

Der Vf. ist ein Zürcher, der Sohn eines eben so gelehrten und frommen als selbstdenkenden Gottesgelehrten, des gewesenen Pfr. und Decans *H. Meister*. Wenn er, obgleich ein deutscher Schweizer, nicht nur der französischen Sprache, sondern auch des feineren Tones so vollkommen Meister ist: so darf es um so viel weniger befremden, da er mehrere Jahre zu Paris in der schönen und grossen Welt und in vertrautem Umgange mit den geistreichsten Franzosen gelebt hat.

Lstr.

## *FORSTWISSENSCHAFT.*

Darmstadt, b. Leske: *Annalen der Forst- und Jagd-Wissenschaften.* Herausgegeben von Dr. *Chr. J. Gatterer* und *C. P. Laurop.* I B. 1—4 Heft. 1811. II Band 1—4 Heft. Herausgegeben von *C. P. Laurop.* (Ebend., b. Heyer u. Leske.) 1812. III Band. Auch unter dem Titel: *Annalen der Societät der Forst- und Jagdkunde.* Herausgegeben von *Laurop.* Erster Band. 1—4 Heft. (Marburg u. Cassel, b. Krieger.) 1813. (Jedes Heft 16 gr.)

Diese Zeitschrift zeichnet sich eben so sehr durch Mannichfaltigkeit als durch den Gehalt der einzelnen Abhandlungen aus, und nicht leicht dürfte ein Forstmann sie ungelesen lassen, welcher mit der Literatur seines Faches gleichen Schritt zu halten gedenkt. Jedes Heft, von ungefähr 12 Bogen, enthält einige Original-Abhandlungen aus dem Gebiete der Forst- und Jagd-Wissenschaften, dann verschiedene Notizen über Forststatistik, Forstverfassungen und merkwürdige Erscheinungen in diesem Gebiet. Erstere geben im Durchschnitt viele neue Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen; letzteren fehlt es wenigstens nicht an Interesse. Den beiden ersten Bänden waren dem Plane gemäss auch Recensionen von Forst- und Jagd-Schriften beygesellt. Vom dritten Bande an sollte dieser Artikel ganz wegbleiben, ist aber im 3 Heft desselben wieder aufgenommen und für die Zukunft als bleibend angekündigt worden. Rec. dünkt eine kurze Übersicht der Forst- und Jagd-Literatur, mit kurzer Anzeige des Inhalts, dem Plane der Zeitschrift angemessener, als eigentliche Recensionen.

Erster Band. 1 Heft. *Beobachtungen über den Schaden, der dem Nadelholz durch das Geschlecht der Mäuse zugefügt wird*, von *Laurop.* Im fürstl. leiningischen Forstamt Lohrbach wurden Kiefernbestände in Streifen, die sich, wie die dazu gehörige Kupfertafel zeigt, schneckenförmig um den Stamm winden, entrindet. Hier wird die Vermuthung geäussert und gerechtfertigt, dass die grosse Haselmaus *(Mus quercinus)* den Schaden angerichtet hat. Da in der Überschrift des Mäusegeschlechts überhaupt gedacht ist: so wird auch der Schaden erwähnt, den die gewöhnliche Maus anrichtet, und dieser nur auf die Zeit des gefrorenen Schnees eingeschränkt. Allein Erfahrungen weisen nach, dass die Mäuse den ganzen Winter hindurch den Wiederwuchs beschädigen, und dass das Umlegen hoher Gräser durch den Schnee überhaupt den Mäusen ein Winterdach bereitet, unter welchem sie ihr Wesen auf eine höchst schädliche Weise treiben. Ein Nachtrag zu diesem: *Bemerkungen über den Schaden noch einiger anderer*

*Thierarten in den Waldungen*, von *Gatterer*, enthält eine Wahrnehmung über die besondere Bildung des Schwanzes der grossen Haselmaus, der bekanntlich mit dem des Eichhörnchens Ähnlichkeit hat. Wenn die Haselmaus zur Hälfte ausgewachsen ist, findet man die Spitze des Schwanzes bis zum Drittheil von Haar und Haut entblösst. Diese Spitze stirbt nach und nach von selbst ab, und nun erst bildet sich der verkürzte Schwanz, wie der eines Eichhörnchens. Vermuthlich beissen sich diese Thiere die Haut selbst ab. — *Wird das Holz von stehend geschälten Eichen dauerhafter?* von *Laurop*. Die hier angeführte Erfahrung, die der Vf. auch physiologisch zu erläutern sucht, spricht für das Gegentheil. Mehrere Versuche wären wünschenswerth. *Büffon's* Schluss von der grösseren Härte, Festigkeit und Schwere des am stehenden Stamme geschälten und ausgetrockneten Holzes auf dessen längere Dauer ist eben so gewagt, als seine Behauptung, dass die menschliche Lebensdauer zu kurz sey, um vernünftiger Weise Erfahrungen darüber anstellen zu wollen. Die bekannte Fabel vom Raben passt desswegen nicht hieher, weil es Mittel giebt, die successive Kraftabnahme des Holzes wenigstens vergleichungsweise zu messen, und durch künstliche Mittel auf dessen schnellere Destruction zu wirken. — *Von dem Gehalt an Laugensalz der meisten Holzarten, und einiger Staudengewächse und Waldkräuter*, vom Hn. Oberjägermeister *v. Werneck*. Obgleich in chemischer Hinsicht noch Vieles zu wünschen übrig bleibt: so haben doch diese Versuche ihr wesentliches Verdienst. Der Vf. hat mehr als 70 Versuche angestellt, um die Quantität des Holzes, den Grad der Hitze, die Zeit, die Quantität der Asche und des Laugensalzes auszumitteln. Für den Forstmann und Techniker geht daraus das Resultat hervor, dass mehreres Unkraut in den Wäldern besonders laugenhaltig ist, vorzüglich die Farrenkräuter. Rec. ist überzeugt, dass das Studium der kryptogamischen Gewächse überhaupt, vorzüglich in Verbindung mit Chemie, den Forstmann zu grossen Resultaten leiten wird. — *Neue Beobachtungen über die Splintschwäche unserer Forstgewächse u. s. w.* von *K. Slevogt*. Interessant in Betreff der mitgetheilten Erfahrungen, problematisch aber in Hinsicht des physiologischen Räsonnements. — I, 2 und 3. *Die Hackwirthschaft des Neckarthales und Odenwalds.* Vom Hn. Generalforstsecr. *Fischer*. Eine umständliche Erörterung dieser höchst seltsamen und gleichwohl in der Localität begründeten Betriebsweise. *Forststatistische Nachrichten über die forstliche Behandlung und Benutzung eines grossen Theils der pyrenäischen Wälder*; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Egerer*. Diese Nachrichten, welche in den 6 folgenden Heften fortlaufen, sind keines Auszugs fähig. Rec. begnügt sich mit der Bemerkung, dass sie in Rücksicht auf Forstgeographie, Forsttechnologie und Mechanik besonders durch die gehaltvollen Anmerkungen des Übersetzers gleich lehrreich und unterhaltend sind. I, 4. *Über die zweckmässige Anlegung, innere Einrichtung und Erhaltung eines Thiergartens mit steter Hinsicht auf Forstökonomie, Benutzung und Forstschutz*, von dem regierenden Herrn *Fürsten zu Leiningen* (d. 3 Jul. 1814). Jedem Jagdfreunde muss diese in 5 Heften fortgesetzte Abhandlung, welche eine wichtige Ergänzung dieses Theils der höheren Jagdpraxis liefert, und viele vorher als Princip aufgestellte Ansichten berichtigt, um so willkommener seyn, da sie aus der Feder eines seltenen Kenners und aus reicher Erfahrung geflossen ist. Die Anlage von Waldleimingen hat die Data geliefert. Zu bedauern ist, dass die versprochene Abhandlung über die forstmännische Behandlung umzäunter und zu grossen Thiergärten bestimmter Waldungen nicht erschienen ist. Rec. vermuthet, dass die Entfernung des kahlen Abtriebs, der auch im Freyen hie und da von bedenklichen Folgen ist, eine der ersten Maximen in dieser Betriebsweise werden müsste. Obgleich in einigen Aufsätzen dieses kenntnissreichen Fürsten die Voraussetzung zu sehr durchschimmert, als ob der gelehrte Stand gegen Alles, was Jagd und Jagdrechte betreffe, zum Voraus eingenommen sey: so ist doch nicht zu verkennen, dass Alles, was er über diesen Gegenstand geschrieben hat, eine tiefe Einsicht ins Forstwesen an Tag legt. Es war daher zu erwarten, dass der Herausgeber der Annalen ihm ein literärisches Denkmal in derjenigen Zeitschrift setzen würde, zu der er so viele schätzbare Beyträge geliefert hat. Rec. stellt einige kürzlich zusammen. I, 2. *Über die Behütung der Felder vor Wildschaden und Wildfrass.* (Die stille Wildwache.) I, 3. *Über das Heilungs-Vermögen des Roth- und Schwarz-Wilds bey erhaltenen Schusswunden.* I, 3. *Merkwürdige Beyspiele von der Bosheit der Hirsche in der Brunst.* I, 3. *Höchstseltener Zug thierischer Dankbarkeit.* — I, 4. *Über die fabrikmässige Bereitung des Sauerkleesalzes*, vom Oberforstrath *Jägerschmid*. Mit einer Zeichnung umständlich erläutert. II, 1. *Beytrag zu einer Sammlung der allgemeinen Waldtaxationsprincipien.* Mit 5 Tabellen von dem weimar. Förster *König* zu Ruhla. II, 4. *Etwas für die Taxation, besonders im Nadelwald.* Von demselben. An beiden Abhandlungen sind die Tabellen über den Normalinhalt der einzelnen Stämme als Erfahrungssätze schätzbar, die eigentlich jeder Revierverwalter auf seinem Local sich sammeln sollte. Nicht nur zur Taxation, auch zur Natural-Wirthschaftsbilançe sind sie erfoderlich. II, 3. *Vorschlag zu einer neuen Terrain-Darstellung für Forstcharten.* Von demselben. Der Vorschlag ist weder neu, noch ausführbar; er betrifft die Darstellung des Inclinationswinkels von 5° zu 5°. Rec. gedenkt der Sache nur, um von der scheinbaren Genauigkeit in Geschäftsgegenständen abzumahnen, welche zum Pedantischen führt. Die übliche Manier der Terrainzeichnung ist, wenn auf eine gleichmässige Haltung gesehen wird, genau genug für die Bezeichnung der Neigung, so gut sie das Auge im Freyen schätzen kann. Eine genauere wäre nur dann nöthig, wenn die Forste bey ihrer Vermessung auch genau nivellirt würden. In dieser Bedingung liegt handgreiflich die Ursache, dass auch andere Vorschläge, für die Terrains-Böschung einen festen Masstab aufzustellen, selbst auf noch speciellеren Rissen, als die Forstcharten seyn können, nur höchst selten in Anwendung kommen werden. III, 1. *Bemerkungen über den Dermestes typographus.* Nicht immer ist es möglich, in den Gebirgsforsten zeitig genug mit dem Holzhieb fertig zu seyn. Hr. Oberforstmeister *v. Trebra* berichtet, dass er zu dieser Ab-

ficht immer den Herbst zuvor zur Vorarbeit benutzt und, so viel als möglich, Holz in Vorrath hat machen lassen. Rec. ist von gleichen Grundsätzen ausgegangen, und, wenn diese Masregel allgemein würde, so möchte auf dem Thüringer Walde von der Verwüstung des Borkenkäfers bald nichts mehr zu hören seyn. — *Der Universalforstmesser, ein Instrument für praktische Forstmänner.* Vom Geh. Conferenzrath *Arzberger.* — *Beschreibung eines neuen sehr bequemen Baummessers.* Vom Prof. *Merrem.* Erstgenanntes Instrument vereinigt in einem Stabe mit einem Kästchen in Duodezformat Klaftermass, Diametralmesser, Höhenmesser, Nivellirinstrument, Winkelmesser und Transporteur, und die über den Gebrauch desselben ans Forstpersonal erlassene Instruction ist nebst den nöthigen Zeichnungen mitgetheilt. Das zweyte Instrument beschränkt sich aufs Baummessen, mit Einschluss des Durchmessers in der Höhe. Der Vorschlag empfiehlt sich durch Einfachheit und Leichtigkeit. — *Plan zur Ausmittelung eines temporellen Ertrags solcher Waldungen, welche durch eine bisherige Fimmelwirthschaft sehr verhauen und unregelmässig bestanden sind, oder in welchen man durch Umstände verhindert wird, für den ganzen zukünftigen Umtrieb einen jährlich gleichen Etat zu entwerfen.* Vom Kammerassessor *v. Wickede.* Der Vf. hat einige sehr richtige Ansichten ausgesprochen; allein der Gegenstand ist weder arithmetisch, noch in Hinsicht auf die nöthigen Reflexionen über Forstorganisation erschöpft. Gleichwohl ist die Sache von der grössten Wichtigkeit, da nicht nur die vorausgesetzten mannichfaltigen Umstände viel häufiger vorkommen, als ein taxables Classenverhältniss, sondern auch der Glaube an die Untrüglichkeit der Forsttaxation unter den Prakticanten sich noch so häufig findet, dass eine fortlaufende Controlaranstalt durch Nachmessung der Schläge, darauf begründete Natural - Wirthschaftsbilançe und deren Anwendung auf die Beurtheilung der Haltbarkeit des auf die Taxation gegründeten Betriebsplanes nicht so selten in der Praxis angetroffen werden sollte. „*Die Behemer Jagd,* vom Gen. Forstsecr. *Fischer* (Finkenjagd mit dem Blasrohr), und die *Bemerkungen über Remisen*, vom Forstmeister *von der Borch*, werden, besonders die letzteren, den Jagdfreunden angenehm seyn. Der verdienstvolle Vf. stellt nicht in Abrede, dass der Forstwirth kein freundliches Gesicht zu diesen Anlagen machen könne, und er wird es demselben um so weniger verdenken, wenn noch hinzugefügt wird, dass durch die Recrutirung und Anlegung der Remisen auch manche Hoffnung des forstlichen Säemannes zerknickt wird. Allein er hat darin Recht, dass gar häufig das Nützliche und Schöne sich einigen lässt. Rec. würde vorschlagen, nur an öden unfruchtbaren Orten, welche nach dem Bau unsers Weltkörpers allenthalben zu finden sind, Remisen anzulegen, und den darauf allenfalls zu erzeugenden Birkenwuchs nach Art der Hauberge zu bewirthschaften. Wo dieses nicht möglich ist, da trete der Forstmann lieber aus der Verbindung mit dem Jäger, und letzterer vereinige sich mit dem Landschaftsgärtner, da die Remisen allerdings zu passenden Landschaftsgruppen benutzt werden können. III, 2. *Beobachtung über die Schädlichkeit des Nussblattkäfers* von *Hoffmann.* — *Über die Birkenreifwaldungen und deren Benutzung im Löwenstein-Wertheimischen* vom Forstmeister *Rühle von Lilienstern.* Der Vf. behält sich noch nähere Mittheilungen über diesen Gegenstand vor, die wir erwarten. *Über die Anlegung und den Gebrauch einer Krähenhütte.* Vom Oberforstmeister *v. Wildungen.* Der Name des Vfs. und der Inhalt empfiehlt die mit den erfoderlichen Zeichnungen versehene Abhandlung. Nur mit einigen optischen und akustischen Ansichten, die dabey vorkommen, kann Rec. nicht einverstanden seyn. — *Kurze Anleitung zur Einsammlung und gehörigen Behandlung der zur nöthigen Forstcultur erfoderlichen Holzsaamen.* Die Vorerinnerung des Herausgebers giebt folgenden näheren Aufschluss. „Man liefert hier eine im Jahr 1812 erlassene königlich bairische Verordnung, die nicht in den Buchhandel und folglich auch nur in sehr wenige Hände unserer Leser und Collegen kommen wird. Sie gewährt uns Blicke in die baierische Forstgesetzgebung, Verfassung und auch einigermasen auf das untere Forstpersonale, und ist hier getreu wiedergegeben, wie sie erlassen ward. Die Schreib- und einige Sprachfehler setzen wir nicht auf Rechnung des Concipienten, sondern der Steindruckerey." Rec. findet an dieser Anleitung, welche im nächsten Heft geschlossen wird, keinen Anlass, das horazische *Ubi plura nitent* in Anwendung zu bringen; er glaubt daher, dass sie, die ohnediess nicht für den Buchhandel bestimmt war, füglich hätte ungedruckt bleiben können. — Die beygefügten Anmerkungen des Einsenders enthalten sehr gegründete Rügen. III, 3. *Widerlegung der von dem Professor Märter in Wien herausgegebenen Abhandlung über den wahrscheinlichen Erwartungswerth der Ahornzucker-Erzeugung in den gemässigten Gegenden des europäischen Continents.* III, 4. *Anleitung zur Ahornzucht, mit besonderer Rücksicht auf die Benutzung ihrer Säfte auf Zucker.* Die Abhandlung des Prof. *Märters*, von welcher hier die Rede ist, befindet sich im 2 Hefte des II Bandes. Rec. muss gestehen, dass er dem Inhalte derselben sowohl in forstwirthschaftl. als physiolog. Hinsicht vollkommen beypflichtet, und ist überzeugt, dass die Erfahrung für sie in Kurzem entscheiden werde. Die entgegengesetzte Ansicht hat der Oberjägermeister *v. Werneck* in den eben genannten Abhandlungen aufgestellt, die, abgesehen von ihrem nächsten Zweck, dem Forstmann angenehm seyn werden. Nur ist Alles zu weitläuftig genommen: denn die zweyte füllt den ganzen 4 Heft. So wenig übrigens auf eine einträgliche Zuckergewinnung aus der Ahornzucht zu rechnen ist: so wenig sollte der zuckerhaltige Saft dieser und einiger anderer Baumgattungen von der Technologie vernachlässiget werden, da es keinem Zweifel unterworfen ist, dass kühlende und wahrscheinlich in medicinischer Hinsicht zu gebrauchende Getränke daraus bereitet werden können.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Körner: *Über Sitte, Mode und Kleidertracht.* Ein Wort aus der Zeit von *E. M. Arndt.* 1814. 88 S. 8.

Wenn man dem Vf. hie und da den Vorwurf gemacht hat, dass er zu viel schreibe, dass er sich oft wiederhole, und denselben Gedanken zu sehr in die Länge ziehe: so wollen wir zwar diess nicht leugnen, dagegen aber auch nicht vergessen, dass eine ganz andere Weise des Schreibens die rechte sey in ruhigen, eine andere in bewegten Zeiten, eine andere da, wo das Leben uns die stille, gesammelte Richtung des Geistes möglich und zur Pflicht macht, eine andere, wo es uns drängt, rasch, aus dem aufgeregten, begeisterten Gemüthe heraus ein warmes Wort zu reden. Jetzt ist die Zeit der That und der Bewegung, nicht die der sinnigen Betrachtung; und wie in einer solchen überhaupt die mündliche Rede die kräftigste und wirksamste ist: so ist auch im Schreiben diejenige Weise die rechte, welche sich jener am meisten nähert. In ihr aber wird sich die Wiederholung eines Gedankens in anderen Gestalten, und eine gewisse Freude an der überströmenden Fülle der Worte immer finden. Man prüfe die Werke der besten Redner alter und neuer Zeit, die es in der Versammlung oder im Gericht, vor dem Volke oder auf der Kanzel waren: sie werden alle dieses Gepräge an sich tragen; und mit Recht. Das Ohr gestattet und verlangt die Wiederholung und das längere Ausspinnen; die Menge der Menschen will etwas recht oft hören, ehe sie es glaubt. Auch unser Verfasser ist Redner im nächsten Sinne, der umher gezogen ist nach Osten und Westen, durch seine Rede die deutschen Gemüther aufzuregen; und viele sind Zeugen gewesen, wie es ihm gelungen. So verlange man von ihm auch nichts, was dieser Periode und Richtung seines Lebens zuwider ist. In anderen Zeiten hat er anders zu uns geredet; und wenn er im wieder beruhigten Leben dieses selbst oder die Wissenschaft zum Gegenstande seiner Betrachtung nimmt: so werden sich seine Worte auch wieder gedrängter zusammenstellen.

Wir lassen jetzt eine Übersicht von dem Inhalte dieser Schrift, so viel möglich mit den reichen und kräftigen Worten des Vfs., folgen, um zu zeigen, welcher Reichthum von Gedanken darin enthalten sey, sollten sie sich auch, der grösseren Freyheit mündlicher Rede gemäss, nicht immer in strenger Folge aus einander spinnen.

„Diese flüchtigen Worte wollen nichts bedeuten, sie winken nur, sagt der Vf. in seinem Vorworte: Worte sind überhaupt nur Winke, Gott aber ist der Redner und der Thäter. Gott spricht und hat gesprochen, der Donner seiner Gerichte hallt über die Welt, und wird die Menschen durch Furcht zur Noth, durch Noth zu Gedanken, durch Gedanken zur Erkenntniss und durch Erkenntniss zur That bringen. Wir werden wohl begreifen müssen, dass es nicht genug ist, sich in eitler Selbstgefälligkeit auf den weichen Lotterbetten schöner Geisterey zu sonnen, dass der Mensch beide, als Mensch und als Bürger, wieder in irdischer Tüchtigkeit leben und mit Leib und Seele zugleich bezahlen muss, wenn ihm nicht alle Kraft und alles Glück auf immer zerrinnen soll." Mit diesem Hauptgedanken fängt auch die Schrift selbst an. Sie zeigt, wie die Erforschung des Ewigen und Unwandelbaren in aller Erscheinung, die Philosophie, die der Deutschen beste Kraft in den letzten Jahrzehenden beschäftigt hat, nach mancher gefährlichen Abirrung doch wieder zu der lebendigen Einsicht führte, dass der Mensch mit festen Wurzeln mit der Natur und den Dingen zusammengewachsen sey, dass er nicht etwa die Sinnlichkeit wegwerfen und sich in's Unendliche vergeistigen dürfe, sondern dass die volle Kraft und Innigkeit seines Daseyns nur aus der tüchtigen Zusammenbildung beider Naturen hervorgehen könne. Durch diese lebendige Ansicht der Welt und das Finden Gottes in der Natur, hat der Mensch auch wieder angefangen die Geschichte zu verstehen.

Solchem, in der Mitte der Weltansicht stehenden Auge erscheint auch das Kleine gross, wenn es dem Zusammenhange des Ganzen nothwendig ist; und so sucht der Vf. mit Recht sein Thema, das Manchem klein erscheinen möchte, an das Grösste anzuknüpfen. Er deutet sodann die Verhältnisse des Osten zum Westen der Erde an, und zeigt, wie der Osten von jeher mehr geruht und gedacht, der Westen mehr gearbeitet und gelebt habe. Europa sey schon früh das Herz der Weltgeschichte geworden, mit dem Christenthum seyen vollends alle Geister dahin gezogen; und durch Columbus und Cook sey es nun auch leiblich das Herz geworden, denn es sey in den Mittelpunct der Welt gesetzt. Von dem Herzen strömen

alle Bewegungen des Lebens aus und fliessen dahin zurück, das Herz muss also das Bewegteste seyn. Eine Natur, die mehr Wechsel und Vielseitigkeit hat, macht auch den Menschen vielseitiger, und dazu hat ihm das Christenthum eine geistige Beweglichkeit gegeben, die die früheren Weltalter nicht kannten. Aber es war mit der Vergeistigung zu einem Grade gekommen, der nicht bestehen konnte; Sitte, Gesetz, Staat, Religion, Alles was der Halt und die Kraft des Lebens ist, war meistens in Gaukeley und geistige Spielerey aufgelöst; wir hatten die Erde unter den Füssen verloren, und konnten doch den Himmel nicht erfliegen. Es giebt eine Unzucht der Geister wie der Leiber, und die geistige ist, weil sie einbildisch ist, viel schwerer heilbar. Da haben uns denn die letzten 25 Jahre auf die rechte Mitte zurückführen sollen, wo der Mensch in beiden Welten lebt; mit den Wurzeln im irdischen Boden haftend, und starke Nahrung aus ihm ziehend, mit der Krone die Gegenden des Lichtes berührend, und mit der zarten Oberfläche ihrer Blätter auch aus dem Lichte den Lebensstoff saugend.

In Europa, diesem Herzen der Erde, ist wieder Deutschland das Herz; es ist die hohe Schule der Philosophie, der Wissenschaft, der Kirche; von Deutschland gingen die Propheten der neuen Welt aus, sie gehen noch davon aus, sie werden künftig davon ausgehen. Der Deutsche ist zum Vermittler bestimmt, zum Lehrer der Völker, zum Erklärer des Verborgenen, zum Deuter des Unsichtlichen. Damit er diese hohe Bestimmung erfüllen könne, hat Gott ihm vom Anbeginn Bescheidenheit, Demuth, Ernst und Tiefsinn gegeben. Er sollte der Spiegel der Welt seyn. — So finden wir auch hier die grosse Wahrheit unserer Zeit ausgesprochen, die nicht mehr bewiesen, die nur durchgeführt zu werden braucht, dass Deutschland des geistigen Lebens Mittelpunct für die Welt sey, und immer mehr werden müsse. Daraus muss unser wahrer Stolz entspringen, der wieder Bescheidenheit ist, weil er auf der Selbstkenntniss ruht; und sicher muss, wie der Vf. sagt, wer die verschiedenartigsten Puncte erkennen und vermitteln soll, in der Eitelkeit des Eigenen und Eigenthümlichen keinesweges verwachsen seyn. Auf dieser gründlichen, klaren Erkenntniss unserer gewichtigen Bedeutung für die Welt beruht unsere Zukunft; wenn wir sie erfüllen, so wird uns ein sehr schönes Daseyn in der Weltgeschichte. Denn wie das herrliche Element des Wassers, voll lebendiger Kraft, ohne den Schein davon, ja fast unscheinbar, die ganze Natur einigt und durch Leben verknüpft: so die deutsche Nation die Völker der Erde.

Aber diese Gabe, fremdes Leben zu verstehen und zu vermitteln, wenn gleich eine der köstlichsten, ist auch die gefährlichste. Wir haben es an uns erfahren. Der Spiegel, der die Welt abbildete, war für sich selbst dunkel geworden; wir waren unseitig, fremden Gewalten dahingegeben, ohne Kraft und Zorn, ohne Liebe und Hass. Doch, wir sind aufgeschüttelt und haben angefangen, aus diesem verschwommenen Zustande uns selbst wiederzufinden. Ein neues Zeitalter beginnt, welches seit drey Jahrhunderten vorbereitet werden, und es wird auch, um auf den Anfangs hingestellten Grundgedanken zurückzukommen, vor allen Dingen das Gleichgewicht zwischen Himmel und Erde, zwischen Geist und Sinnenwelt wieder herstellen müssen. — Der Vf. bedingt sich dann das Recht aus, bey dieser grossen Aufgabe der Zeit auch einige leichte Worte hinfliegen zu lassen, welche gleichfalls zu diesem Gegenstande gehören, nämlich über *Sitte* und *Mode*.

*Sitte* ist nahe verwandt mit *Gesetz*; man möchte sagen, sie verhalten sich wie die beiden Wörter *sitzen* und *setzen*. *Sitzen* bedeutet still seyn, *setzen* still machen; die Sitte ist das Sanftere, Gesetz das Härtere; Sitte herrscht mehr durch die Gewohnheit und die Meinung, Gesetz durch Befehl und Zwang. Doch ist jener Macht grösser als die des Gesetzes. Das Gesetz ist nichts ohne die Liebe, die Sitte aber ist die Liebe des Gesetzes. Wo keine Gewalt der Sitte ist, da ist auch keine des Gesetzes. — Der Mensch gewöhnt sich, und es ist etwas Heiliges in ihm, dass er sich gewöhnen kann. Gewohnheit verhält sich zur Sitte, wie Sitte zum Gesetz; sie ist die Vorbereiterin und Pflegerin der Sitte. Das Wort *gewohnen* oder *gewöhnen* steht dem *wohnen* sehr nahe, und dieses Letztere wieder den Wörtern Sitte und sitzen. Der Mensch gewohnt sich, heisst also ursprünglich: der Mensch befestigt seine Gedanken und seine Liebe um seine Wohnung, er gewinnt etwas Festes und Sicheres lieb, er giebt das Unstäte und Unheimische auf. Der Mensch liebt das Kleinste, was ihn als Kind gepflegt, das Bett, den Stuhl, den Baum; er kann bey dem Anblick eines elenden und zerbrechlichen Geräthes Thränen vergiessen, weil es ihn an lebende und liebende Geister erinnert, die einst darum spielten und flatterten. So enge an das Irdische gebunden ist der Mensch, und er muss sich so gebunden fühlen, wenn er glücklich seyn will.

Aus der Gewohnheit geht die Sitte hervor, jenes wunderbare geistige Etwas, was beides das Gemeine und Ungemeine umfasst, und mit tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden der Liebe so innig umflicht, dass der Mensch sich von ihnen nicht lösen kann, er zerreisse und zersprenge denn sein ganzes Leben. Rastlos kämpfen in dem Menschen wilde und ungestüme Triebe, dunkle und irdische Leidenschaften, unbändige und zügellose Gelüste und Begierden; tausend laurende Ungeheuer des Lasters, um das Göttliche und Himmlische, das in ihm lebt, zu verwüsten. Diese Ungeheuer müssen an Ketten gelegt, sie müssen durch stillende und besänftigende Mittel in Schlaf eingewiegt werden; und sie werden es allein durch das Kleine und Gewöhnliche, das in dem Hause und um das Haus lebt, durch tausend und abertausend unscheinbare und unsichtbare Arten und Gewalten, die man fast nirgends zeigen kann, die darum aber nicht weniger da sind. Mit den unteren Graden der Sitte beginnt schon das lichte und selige Reich des Gemüthes, der Vertrag und die Eintracht, wel-

che zwischen den irdischen und himmlischen Kräften gestiftet werden. Bey den unteren Stufen der Gesellschaft können auch nur die unteren Grade der Sitte seyn; so wie aber die Brust des Menschen sich immer mehr lichtet und lüftet, wie die Urbilder des alten Himmels und der verlorenen himmlischen Schönheit mehr und mehr aufdämmern, wird die Gewalt reiner und geistiger, welche sich als die schützende Wehr um das Leben legt: Schönheit und Anmuth verschwistern sich mit dem Irdischen, und geben auch den kleinlichen Bedürfnissen des Menschen einen Götterschimmer. Endlich kömmt der dritte und letzte Grad: auch was über dem Gemeinen, über dem Irdischen zu schweben und zu walten scheint, wird von der Sitte gebunden, als stehe es mit seinen Wurzeln in der Erde fest; damit dem Menschen wohl seyn könne, wird der Geist selbst, die innigste Seele und Tugend des Menschen, durch die Sitte an das Äussere und Leibliche gebunden, ja dem Leibe der Welt recht eigentlich einverleibt. — Der Vf. ist hier wieder auf seinen Grundgedanken, Einheit des Geistigen und Leiblichen, des Himmels und der Erde, zurückgekommen, zwischen welche er so schön Gewohnheit und Sitte als das Bindende in die Mitte stellt. Diess hier ist das Grösste, sagt er, und hierauf wollte ich diese Betrachtungen recht eigentlich hinführen.

Es giebt mannichfaltige Grade und Stufen der Sitte; man redet von Arten, Gebräuchen, Weisen, Moden. Hier etwas Näheres über das Wörtlein *Mode*. Was man Weise und Mode nennt, ist das Leichteste und Dünnste in der Sitte, das Schwebende, Bewegliche, Wechselnde. An sich nichts Schuldiges: denn in allem wirklich Lebenden, Nichterstarrten, muss auch Wechsel als ein leichtes Spiel erscheinen; aber die Mode soll von der Sitte beherrscht werden. Die Sitte ist die tüchtige, ehrsame Frau, welche stattliche Söhne und liebliche Töchter geboren hat, die viel gethan und gelitten, erkannt und gelebt, gehofft und geliebt hat, und der das Leben in seiner Klarheit und Wahrheit treu und gediegen vorsteht. Sie buhlt mit keinen Halbheiten und Scheinen, kennt keine Gaukeley und Äfferey, sie will nur das Wahre und Rechte, mit solcher Majestät der Zucht, dass alles Freche und Ausgelassene vor ihrer Hoheit in den Staub fallen muss. Wie anders die Mode! Gott hat zwar viel Leichtes, Flatterndes, Bewegliches erschaffen, was in der Aussenwelt, wie in der Brust des Menschen, seinen erlaubten Sitz hat. So darf auch die Mode eine Tändlerin seyn, damit der zu spröde Ernst des Lebens erheitert werde. Aber dann wird sie eine Betrügerin, wenn sie sich der Sitte gleich oder gar höher stellt, und zugleich das Feste und Bewegliche, den Ernst und das Spiel, die Ehrbarkeit und den Leichtsinn darstellen will. In dem Gefühle, dass sie das in der Wahrheit nicht kann, wird sie eine bewusste Sünderin; sie will täuschen, sie muss eine Wichtigkeit, einen Anstand, einen Ernst heucheln, die ihr unnatürlich sind; jetzt ist die *Lüge* fertig, die Mutter des Lasters und des Unheils; und zu ihr gesellt sich noch die *falsche Scham*. Sie zusammen machen den Menschen schlecht und sehr schwach. Tüchtig Wollen und Thun gilt dem verzierten und verweichlichten Menschen für eine Narrheit. Überhaupt, wer nicht dulden kann, von vielen ein Narr genannt zu werden, der mag schwerlich lange ein tugendhafter Mann bleiben, er thut das Böse häufig seiner modischen und gesellschaftlichen Schicklichkeit wegen. Wo die Mode gebietet, kann der Mensch nicht bey sich selbst bleiben, nie kann er sich in der ruhigen Betrachtung der Welt, noch in der Anschauung seines Gemüthes verlieren, sondern durch den verwirrenden Wechsel der Gestalten und der Lüste wird er unaufhörlich hin und hergerissen; ein stilles, heiteres Bild des Lebens und der Welt kann sich nicht vor ihm setzen, noch viel weniger erlangt er jenes göttliche Bewusstseyn von Kraft, jenes Gefühl von innerlichem Stahl der Seele, welches man Charakter nennt, und welches wohl das grösste Gut eines Menschen heissen mag. Von der Einkehr des Himmlischen in die Heimath seiner Brust weiss der armselige Flatterer nichts; das Erhabene, das Stille, das Fromme, Alles, was man als die unvergänglichen Güter anbetet, mag und kann mit dem Kleinlichen und Gaukelischen nicht wohnen. — Ja, in dem steten Wechsel der Mode gehe auch die Treue und die Liebe unter, die nur mit dem Festen und Frommen wohnen mögen; und was ist das Leben ohne Treue und Liebe? So viel Nichtigkeit und Jammer liegt in dem Wankelmuth und in der Unbeständigkeit, welche die Mode erzeugt, die da über die Sitte herrschen will. Aber, solche Zeiten haben wir erlebt, Thorheiten haben den meisten wichtige Angelegenheiten, Possen haben Tugenden, Kindereyen und Lügen haben idealisches und göttergleiches Leben geheissen. Es ist der Mode gelungen, die Sitte zuerst lächerlich zu machen, und die Menschen zu überreden, sie könnten auch ohne ihre unbequemen und langweiligen Fesseln das Leben halten; Wechsel sey die grosse Idee der ganzen Schöpfung, Wechsel das Geheimniss aller Kraft und alles Lebens. — Wir müssen zurück aus diesem jammervollen Zustande der Verwüstung, wir müssen die Sitte wieder in ihre Majestätsrechte einsetzen. Ist dieses geschehen: so mag auch die Mode ihre leichten Scherze und Gaukeleyen um uns treiben.

Die für die Tugend des deutschen Geschlechts zunächst wichtigsten Dinge wären für das Innerliche und Äusserliche *Eine deutsche Sprache* und *Eine deutsche Kleidertracht*. Wir hatten einmal eine deutsche Tracht, aber seit zwey Jahrhunderten sind wir die Affen fremder Völker gewesen, und lächerlicher und zweckwidriger kann nichts seyn, als die Tracht eines europäischen Mannes, besonders wenn er stattlich und feyerlich seyn soll. Eine stehende Kleidertracht, deren Hauptgestalt fest wäre, würde für die Sitten das Erspriesslichste seyn. Wir würden vieler kleinen und eitlen Sorgen los, unsere Jugend würde von vieler Geckerey und Gaukeley erlöst, wenn wir von der Tracht unserer Vorfahren uns das Natürliche und Männliche wieder nähmen.

Der Vorschlag des Vfs. zu solcher Volkstracht für die Männer ist im Wesentlichen folgender: Der deutsche Mann trägt gewöhnlich Stiefeln, nur bey sehr feyerlichen Gelegenheiten Schuhe. Um den Leib und halb über die Arme bis an den Ellenbogen trägt er in den kälteren Jahreszeiten einen kurzen Wams, bis auf welchen er sich bey Arbeiten und Leibesübungen entkleidet. Sein gewöhnliches Kleid ist der alte deutsche Leibrock, welcher, nirgends ausgeschnitten, schlicht herabfällt, so dass er die Hälfte der Schenkel über dem Knie bedeckt (wie die preussische Landwehr). Bey feyerlichen Gelegenheiten trägt er immer ein Schwert, hängt über diesen Leibrock einen leichten Mantel, der etwas über die Knie herabreicht. Den Hals befreyet er von dem knechtischen Tuche und läst den Hemdkragen über den kurzen Rockkragen auf die Schultern herabfallen. Bey Festen und Feyerlichkeiten wird ein Federhut mit den Volksfarben getragen.

Auch für die deutschen Frauen müsste eine Volkstracht ersonnen werden, die der Vf. aber billig ihrem eigenen Schönheits- und Züchtigkeits-Sinne zu erfinden überläst. Er wendet sich zuletzt noch besonders an sie, um ihnen diese Angelegenheit, welche keineswegs eine kleine und unbedeutende ist, an's Herz zu legen. Wenn sie an Männern und Jünglingen die Geckerey und armselige Nichtigkeit unerbittlich verdammen, das Einfache, das Gleiche gebieten: dann wird wieder menschlich gelebt und geliebt werden. „Frauen, ihr seyd die Halterinnen der Gesellschaft, die Mütter der Kinder, die Weiserinnen und Erzieherinnen derer, die für das Vaterland künftig rathen und streiten sollen; ihr beherrschet die Welt durch die Meinung, und sollt sie durch die Meinung beherrschen, aber meinet und lobet hinfort das Würdige und Menschliche, nicht das Leichtfertige und Äffische." — So schliesst der Vf.

Angehängt sind drey Bruchstücke: das erste aus den *Fantasieen für ein künftiges Deutschland*, von *E. v. S.*, in deren Besitz der Vf. ist, und die er künftig einmal herausgeben wird; in schöner alterthümlicher Sprache, die Tüchtigkeit des Alten über die neue Leerheit hebend. Das zweyte aus *Johann Ellingers*, Caplans zu Arheiligen, *Allmodischem Kleiderteufel*, Frankf. a. M. 1629. Das Dritte aus *Philanders von der Sittenwelt wunderlichen und wahrhaftigen Gesichten*, Strasburg 1666. Diese drey Stücke füllen eine Lücke in des Vfs. Darstellung; sie eifern nämlich mit grosser Kraft und Wahrheit gegen unser deutsches Unwesen in Nachahmung des Fremden, und namentlich in der Sitte und Mode, wo es leicht am ärgsten und frevelhaftesten war und noch ist. Wir müssen es uns jedoch versagen, aus den kräftigen alten Sprüchen gleichfalls einen Auszug zu machen, und schliessen mit den vom Vf. in der Vorrede angeführten Worten aus den Jahren 1610 und 1650: „Wir Deutsche bleiben elende Knechte, wenn wir die fremde Art, Sitte und Sprache nicht aus unseren Grenzen vertilgen, und auf unser Volk, unsere Art, unsere Sitte uns einen Stolz erfassen, den sie verdienen."

x. e. ζ. φ.

---

# KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Heilbronn*, b. Class: *Lehr- und Lesebuch für die männliche Jugend, besonders auf dem Land zum Gebrauch der Sonntags-Schulen.* Von *M. P. H. Haab*, Stadt-Pfarrer zu Schweigern. 1811. 584 S. 8.

In der Vorrede zu diesem nützlichen Buch äussert sich der Vf. über die Einrichtung der Sonntags-Schulen, über die Aufsicht der Geistlichen in denselben, über die Art und Ordnung der Vorträge, und die Verpflichtungen der Schüler. Das Buch selbst ist in 50 Abschnitte oder *Lese-Stücke* abgetheilt. Viele derselben sind Briefe von Handwerkern, und an solche gerichtet, in allerley Verhältnissen; mehrere sind Belehrungen über bestimmte Gewerbe, über Fertigung von Aufsätzen, welche bey Handthierungen vorkommen, über Rechnungen, welche dabey geführt werden müssen, über die nöthige Vorsicht in Ökonomie, und bey verschiedenen Ereignissen des Berufs. Alsdann moralische Erinnerungen; Bestreitung vieler Vorurtheile, und irriger Einbildungen; auch einiges von Contracten, Leibgedingen, Pflegschaften, und Bürgschaften.

Auf etwa 7 Blättern werden darauf *Fragen* über die behandelten Gegenstände ausgehoben. Rec. hält dafür, dass eben durch diese Fragen das ganze Buch einen entschiedenen Werth erhalte, indem alles darauf ankommt, wie die Aufmerksamkeit geweckt werde, oft vorgetragene Wahrheiten zu behalten, und sich recht eigen zu machen. Einen oder etliche der *Messkunst* gewidmete Aufsätze vermisst man aber hiebey, welche bey der beabsichtigten Bildung des *Verstandes* in einem solchen Buch niemals ganz entfernt bleiben sollten. Man kann hiebey sehr mit Mass handeln, ohne der Sache zu viel zu thun. . .

Noch sind S. 265 bis S. 299 Materialien zum Nachdenken angehängt, *Sprüche* aus Salomon und Sirach; auch eigentliche Sprichwörter, 214 an der Zahl; und noch 16 andere, mit welchen gewöhnlich vieler Missbrauch getrieben wird. Diese Scheidung des Reinen und Unreinen ist ganz zweckmässig; aber, *wie* die Vorträge der Warnungen hiebey einzurichten seyen, hätte in einigen Beyspielen gezeigt werden können. So ist alles nur der Klugheit des Geistlichen und Schullehrers anheimgestellt; und der Gewandtheit dieser Männer, wie sie auf dem Lande *gewöhnlich* angetroffen werden, ist doch nicht allzu viel zuzutrauen — (welches ohne Beleidigung wohl gesagt werden darf.) Eine *Zugabe* sind auch noch 50 Räthsel, mit Auflösungen; und 45 Lieder, aus bewährten Schriftstellern gesammelt; vielleicht auch einige neue darunter, voll reiner Fröhlichkeit, für allerley Alter und Stände bestimmt. Wir wünschen diesem Buch vielen Eingang; es kann recht viel Gutes dadurch gestiftet werden.

Ar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## MATHEMATIK.

Mannheim u. Heidelberg, b. Schwan u. Götz: *Einleitung in das Studium der Elementar-Geometrie, Algebra, Trigonometrie, Differential- und Integral-Rechnung, der höheren Geometrie und der Dynamik mit vorzüglicher Rücksicht auf Maschinenlehre. Hin und wieder mit neuen Ansichten*, von *Carl Christian Langsdorf*, Dr. der Philosophie, grosherzogl. bad. Geh. Hofrath und ord. Prof. der Mathematik zu Heidelberg u. s. w. Mit 7 Tafeln auf Stein. 1814. XII u. 204 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Plan des Vfs., die Grundlehren der auf dem Titel dieser Schrift genannten Wissenschaften in gedrängter Kürze zusammenzustellen, ja öfters nur zu skizziren, verdient den Beyfall des Lehrers, wie des Schülers. Dem Lehrer, der sich in seinen Vorträgen nie mit allzugroser Ängstlichkeit, und gleichsam sklavisch, an sein Compendium halten darf, gewährt eine solche Schrift einen sicheren Leitfaden, und es bleibt nun seinem Talente und seiner Darstellungsgabe überlassen, das Unerklärte zu erklären, das Nichtbewiesene zu begründen, das Allzukurze zu erweitern und — wenn es nöthig ist — das Fehlerhafte zu berichtigen. Kein Vortrag ist eines guten Lehrers unwürdiger, als der eines wörtlichen Ablesens der Sätze des Autors und ihrer Beweise. Der Geist des Lehrers schmiege sich nicht in die Fesseln solcher vorgeschriebenen Worte, sondern spreche sich mit Freyheit und Selbstständigkeit über die darzustellenden Lehren aus. Nur dadurch wird der Geist des Schülers auf ähnliche Weise angeregt, und er bemächtiget sich mit Leichtigkeit und froher Theilnahme der vorgetragenen Wahrheiten. Dass dieser Vortheil bey einem aphoristisch abgefassten Lehrbuche weit eher zu erreichen ist, als durch einen allzulang ausgesponnenen Leitfaden, weiss jeder gründliche Lehrer der mathematischen Wissenschaften aus eigener Erfahrung. — Aber auch dem Schüler gewährt ein solcher gedrängter Lehrbegriff mancherley Vortheile. Er übersieht mit einem Blicke den Umfang jeder besonderen mathematischen Wissenschaft, und die systematische Verbindung der einzelnen Theile zum Ganzen; was bey sehr weitläuftigen Compendien um so schwerer ist, je mehr die Aufmerksamkeit des Schülers durch sie stets ins Einzelne gezogen wird. Auch wird ihm eine grössere Anstrengung bey dem wirksamen Vortrage zum Bedürfnisse. Indem er, in kurzen Heften, die fehlenden Beweise ergänzt, Zwischensätze einschaltet, Beyspiele berechnet u. s. f.: verhält er sich selbst mehr thätig, als (wie es leider nicht selten der Fall ist bloss) leidend, und diese fruchtbare Anwendung seiner Selbstthätigkeit ist ihm Belohnung für die gehabte und Antrieb zur neuen Anstrengung.

Obgleich Jeder die Schwierigkeiten fühlt, welche sich bey Ausarbeitung eines solchen kernhaft aphoristischen Leitfadens entgegenstellen: so liess es sich von dem bekannten Talente eines solchen Meisters in der Wissenschaft, wie der Vf., wohl erwarten, dass er das Publicum nicht mit einer mittelmässigen Arbeit beschenken würde. Das schwere Ziel ist vielmehr in vorzüglichem Grade erreicht, und das Werkchen verdient, als sehr nützliches Lehrbuch, die beste Empfehlung.

Vor dem Ganzen geht eine kleine Sammlung einiger zur reinen Elementar- und höheren Mathematik, den mechanischen Wissenschaften und der Maschinenlehre gehörigen Schriften her, was sehr zu billigen ist, da es dem ersten Anfänger des Studiums der Grössenlehre öfters an der Kenntniss guter Werke fehlt, um weitere Fortschritte zu machen.

*Die Elementar-Geometrie* wird S. 1—38 abgehandelt. §. 1 wünschten wir Etwas von der *Grösse* überhaupt zu lesen, um das Folgende, nämlich die *Eintheilung* der Grössen, desto besser vorzubereiten. Die geometrischen Elementarbegriffe: *Körper*, *Fläche*, *Linie*, *Punct*, werden sehr richtig, und fasslich für den Schüler, durch die bekannten Abstractionen begründet. Mit dieser analytischen Methode lässt sich sodann, zur vollen Verdeutlichung jener Anschauungen, auch noch die synthetische Darstellung verbinden. §. 7 ist die Erklärung des *Winkels* dahin zu berichtigen, dass die zwey geraden Linien aus dem gemeinschaftlichen Puncte nach verschiedenen, aber nicht gerade entgegengesetzten, Richtungen ausgehen müssen. Auch ist hier die Erklärung von *Scheitelwinkeln* noch einzuschalten, die man erst weiter unten, §. 51, findet. §. 21 wäre noch zu bemerken, dass die *Congruenz* oder das *Decken*

der geometrischen Figuren in einem vollkommenen *Ineinanderfallen* ihrer Ebenen und ihrer Begrenzungen bestehe. Ohne dieses erhält der Begriff des Deckens nie den nöthigen Grad von Anschaulichkeit. Die Congruenz der Dreyecke wird auf den Begriff von dem *geometrischen Orte* eines Punctes gegründet. Dieser geom. Ort ist jene *Linie*, in welcher der Punct nach einer seiner Lage vorgeschriebenen Bedingung nöthwendig liegen muss. Uns hat diese Darstellung der so wichtigen Lehre vom Decken der Dreyecke für den Anfänger minder fasslich geschienen, als die sonst übliche. Das Ineinanderlegen gleicher Seiten und Winkel hat immer etwas ungemein Klares und Überzeugendes. Der Vf. bedient sich §. 43 dieses Verfahrens selbst; nur sollte es hier anstatt *auf* einander jedesmal *in* einander fallen heissen. — Die Möglichkeit der Parallelen (im euklidischen Sinne des Wortes) wird §. 44 mittelst des eingeschalteten Lehrsatzes §. 43 erwiesen. Kürzer hätte §. 43 weggelassen, und der Beweis von §. 44 dennoch auf jenen darin aufgeführten Grundsatz (§. 18) gestützt werden können, vermöge dessen zwey gerade Linien keinen Raum einschliessen können. Der Beweis des Lehrsatzes §. 47, dass zwey gerade, in einerley Ebenen liegende Linien, welche mit einer sie schneidenden dritten einen rechten und einen spitzen Winkel bilden, in ihrer Verlängerung sich einmal durchschneiden müssen, scheint uns für die Anfänger zu schwierig und — löset doch das bekannte schwierige Problem nicht vollkommen befriedigend auf. Daher wünschen wir hier eine populärere Darstellung. Auch folgt die Behauptung des Zusatzes §. 48 noch nicht so *einfach* aus §. 47, dass es nicht nöthig wäre, dem Schüler den Übergang von dem Falle, wo der eine innere Winkel ein rechter, der andere ein spitziger ist, zu dem anderen Falle, wenn die Summe der beiden inneren Winkel weniger als zwey rechte beträgt, vor Augen zu stellen. — Bey den Sätzen §. 60: In jedem Dreyecke sind jede zwey Seiten zusammengenommen grösser als die dritte; unter allen möglichen Linien, welche sich von einem Puncte ausserhalb einer geraden Linie auf dieselbe ziehen lassen, ist der Perpendikel die kürzeste; von allen möglichen Linien, welche sich zwischen zwey Puncten ziehen lassen, ist die gerade die kleinste," — fragt der Vf.: Liegt in diesen Sätzen nicht eine versteckte Schwäche? Hat man wirklich *bewiesen*, dass die gerade Linie die kürzeste zwischen zwey Puncten sey? Wir antworten darauf Folgendes: Der erste dieser drey Sätze ist mit dem höchsten Grade von Evidenz erwiesen; in ihm ist keine Spur von Schwäche erkennbar. Der zweyte Satz lässt sich theils durch den ersten, theils durch andere bekannte und erwiesene Vordersätze der Geometrie erweisen. Der Beweis des dritten aber macht nur dann Schwierigkeiten, wenn man eine krumme und eine gerade Linie, die ihre Endpuncte gemein haben und zusammen nur Eine Figur bilden, mit einander nach ihrer Grösse zu vergleichen hat. Hier muss freylich die krumme Linie in so kleine Stückchen getheilt werden, dass man diese für gerade halten kann. Sollte man nicht so schliessen können: Zwischen zwey Puncten ist nur Eine gerade Linie möglich (das ist Grundsatz). Zwischen eben diesen zwey Puncten ist auch nur Eine kürzeste denkbar; folglich muss die gerade Linie auch die *kürzeste* seyn. Indirect lässt sich dieses noch mehr erläutern. — Um den Satz §. 47, dass Dreyecke von gleicher Grundlinie und Höhe gleiche Flächenräume haben, vollständig erweisen zu können, müsste §. 66 noch bemerkt werden, dass *jedes* Dreyeck die Hälfte eines sehr leicht zu construirenden Parallelogramms ist. Ohne dieses hat der Beweis von §. 74 noch eine kleine Lücke. Auch der *umgekehrte* pythagoreische Lehrsatz verdient bey §. 77 eine Erwähnung. In dem Beweise von §. 88 wird der Satz angeführt, dass sich Dreyecke von gleichen Höhen wie ihre Grundlinien verhalten, ohne dass dieser Hülfssatz irgendwo wäre angeführt worden. Sehr leicht kann er jedoch §. 82 eingeschaltet werden. Einen interessanten Satz von dem Kreise fanden wir §. 123. Er heisst: Wenn in einem Kreis ein Sechseck beschrieben wird, in welchem keine Seite mit der ihr gegenüberstehenden gleichlaufend ist: so müssen sich diese drey Paare gegenüberstehender Seiten, wenn sie nach einerley Richtung hin, ausserhalb des Kreises, verlängert werden, in drey Puncten durchschneiden, welche in einer einzigen geraden Linie liegen. Da der Vf. bloss zwey Sätze anführt, worauf der, selten vorkommende und etwas schwierige Beweis dieses Lehrsatzes beruht: so bemerken wir, dass sich der ausführliche Beweis davon in *Klügels* mathematischem Wörterbuche, Th. III, S. 130 f. befindet.

Der *Körperlehre* oder *Stereometrie* fehlt die sonst gewöhnliche Reihe von Vorbereitungssätzen, worin die Lagen der Linien gegen Ebenen, und der Ebenen gegen einander näher bestimmt werden. Die mancherley Körperarten werden vielmehr sogleich erklärt. Dass diese Methode der Gründlichkeit nicht zum Vortheile gereiche, brauchen wir kaum zu erwähnen. Doch hat der verständige Lehrer hier freyen Spielraum. Er wird am besten beurtheilen, ob er für *seine* Schüler jene Vorbereitungslehren beybringen oder übergehen könne. Überhaupt giebt es in diesem Abschnitte Vieles zu ergänzen und zu erweitern, da Alles, was davon gesagt wird, nicht einmal vier volle Seiten ausfüllt.

Die *Elemente der Algebra* werden S. 41 — 77 vorgetragen, und vor der Logarithmenlehre die Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel in Zahlen eingeschaltet. Dann folgt das Wichtigste von Logarithmen, Combinationen, und den Gleichungen vom 2ten und 3ten Grade, der binomische Lehrsatz, eine nähere Betrachtung des Exponential-Ausdrucks $a^x$ zur Kenntniss des Zusammenhangs der Zahlen und der jenen zugehörigen Logarithmen, eine kurze Betrachtung der arithmetischen und geometrischen Reihen, und eine lehrreiche Darstellung des *Grös-*

*ten* und *Kleinsten* ohne Hülfe der Differentialrechnung.

Die Grundlehren der *Trigonometrie*, S. 81—94, entsprechen vollkommen ihrem Zwecke. Sie enthalten eine Menge höchst wichtiger Formeln, sowohl für die Theorie, als zum Behufe des praktischen Bedürfnisses. Sehr gut wird es seyn, wenn der Lehrer diese allgemeinen Fälle durch einzelne Beyspiele, und Anwendung der Logarithmenrechnung erläutern lässt. Ohne dieses sind viele Anfänger nur zu sehr geneigt, diese theoretischen Lehren für unfruchtbare Speculationen zu halten.

In der *Differential- und Integral-Rechnung*, S. 97—111, ist die neue Begründung jenes wichtigen Theils der höheren Analysis den Sachverständigen besonders zu empfehlen. Wir können nicht umhin, Folgendes davon hieher zu setzen. In der Gleichung $\frac{x.(A-a)}{B-b} = Y$ hängt Y nicht allein von a, sondern auch von A und a, von B und b ab. Wird nun $B = A$, und $b = a$: so ist jetzt I. $\frac{x.(A-a)}{A-a} = Y$, oder II. $x = Y$. Die Identität dieser Gleichungen II und I hängt nur davon ab, dass $A - a = A - a$, folglich $\frac{A-a}{A-a} = 1$ ist, was auch immer A und a bezeichnen mögen. Dieses arithmetische Axiom ist auch dann noch unerschütterlich, wenn A und a nur eingebildete Ausdrücke, z. B. $A = \sqrt{-M}$, $a = \sqrt{-m}$ wären. Um so mehr bleibt noch $\frac{A-A}{A-A} = 1$, und folglich auch $\frac{x.(A-A)}{y.(A-A)} = Y$ einerley mit $\frac{x}{y} = Y$. Es sey nun X eine Function von x: so lässt sich der Quotient $\frac{X'-X}{x'-x}$ nur dann bestimmt angeben, wenn man $X'-X$ auf die Form $(fx).(x'-x)$ bringen kann, wo fx auch eine Function von x ist. Dann wird nämlich $\frac{X'-X}{x'-x} = (fx)$. Nun seyen $x'$ und $x$ verschiedene Werthe einer veränderlichen Grösse, und $X'$, $X$ Ausdrücke zugehöriger Functionen: so sind $x'-x$ und $X'-X$ Differenzen verschiedener Werthe der veränderlichen Grösse, und Differenzen ihrer Functionen. Daher ist $\frac{X'-X}{x'-x}$ ein Differenzen-Quotient, den man auch durch $\frac{(fx')-(fx)}{x'-x}$, oder $\frac{(\varphi x')-(\varphi x)}{x'-x}$, oder durch $\frac{\Delta X'}{\Delta X}$ ausdrücken kann. Wird aber $x' = x$, also auch $X' = X$: so verwandelt sich der Differenzen-Quotient $\frac{X'-X}{x'-x}$ in $\frac{X-X}{x-x}$, und in dieser Form heisst er ein *Differential-Quotient*? Anstatt $\Delta X'$, welches mit $X'-X$ einerley ist, schreibt man im letzteren Falle dX, und so auch dx statt $\Delta x$; so dass dX, dx mit $X-X$, $x-x$ einerley ist. Dergleichen Ausdrücke wie $X-X$ und $x-x$ heissen *Differentialien* von X und x. — Gewiss ist diese Darstellung scharfsinnig, und macht ihrem Vf. Ehre. Allein wird durch sie auch der bekannte Einwurf gegen den Begriff der Differentiale gehoben, dass sie (als $X-X$, $x-x$ u. s. f.) *wirkliche Nullen* seyen?

Den Elementen der *höheren Geometrie* (S. 115—152) möchten wir eine etwas grössere Seitenzahl wünschen; doch befindet sich auf diesem kleinen Raume sehr viel Lehrreiches in gedrängter Kürze beysammen. Der Lehrer kann nach Gefallen Manches erweitern. Besonders belehrend für den ersten Anfänger sind die Anwendungen auf den Kreis, welche den Beschluss dieses Abschnittes bilden.

Die *Dynamik* und *Maschinenlehre* nimmt den grössten Theil der Schrift (S. 135 — 204) ein, und zwar, ihres ausgebreiteten Nutzens wegen, mit vollem Rechte. Den so sehr wichtigen Satz von dem Parallelogramm der Kräfte fanden wir §. 20 mit weit grösserer Klarheit entwickelt, als dieses sonst zu geschehen pflegt. Es hat Rec. sehr gefreut, hier auf einige ähnliche Ideen mit jenen zu treffen, welche er, zur evidenten Darstellung dieser Lehre, bereits früher in einer kleinen Abhandlung angewendet habt. Das statische Grundgesetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel wird §. 26 auf eine dem Vf. eigenthümliche und sehr sinnreiche Weise aus dem Parallelogramm der Kräfte abgeleitet. Wir haben diesen Beweis mit vielem Vergnügen gelesen, und können versichern, dass er jedem Freunde der strengen Begründung statischer Lehren einen angenehmen Genuss gewähren wird. Wir glauben unsere Leser nicht unzweckmässig zu unterhalten, wenn wir ihnen hier einen ähnlichen Beweis für das statische Gleichgewicht an dem geradlinigen Hebel mittheilen, auf welchen wir bereits vor [illegible] Jahren gekommen waren. Die einfachen Zeichnungen wird sich Jeder leicht selbst entwerfen. Es sey AB ein geradliniger, in A (links) und B (rechts) unterstützter Hebel. Aus seiner Mitte C sey der Halbkreis AEB beschrieben, und zwischen C und A, z. B. in D, ein Loth DE bis zur Peripherie errichtet. Dieses Loth ED stelle eine auf den Hebel AB in D wirkende Kraft vor, und man soll die *verhältnissmässige Wirkung* dieser Kraft auf die Unterstützungen in A und B finden. Zieht man aus D die Lothe DF und DG auf EA und EB, so wird ED in die Seitenkräfte EF und EG zerlegt. Wird nun EA über A, und EB über B verlängert, dass $AH = EF$, und $BI = EG$ ist: so werden die Unterlagen A und B von den Kräften AH und BI vollkommen so afficirt, als dieses von der einzigen Kraft ED geschieht. Nun verlängere man DA über A, bis ein aus H darauf gefälltes Loth HK dahin eintrifft; auch werde aus A die AL mit KH gleichlaufend, und aus H das Loth HL auf selbige gezogen.

Hiedurch wird die Kraft nach AH in die zwey Seitenkräfte AK und AL zerlegt, von welchen AL den zu findenden Druck auf die Unterstützung in A ausdrückt. Auf gleiche Weise wird um BI ein Rechteck BNIM beschrieben, worin N in der über B verlängerten AB, und M in der durch B auf AB lothrechten Linie liegt. Auch hier ist ersichtlich, dass BM die verhältnissmässige Druckkraft auf den Punct B sey. Nun lässt sich aus der Construction der hier entstandenen, theils congruenten, theils ähnlichen, Dreyecke leicht erweisen, 1) dass AD : BD = BM : AL; 2) dass AL + BM = BD, und 3) dass AK = BN ist. Dass hiedurch der Fundamentalsatz der Statik erwiesen sey, wird der sachkundige Leser von selbst übersehen. Der Raum verbietet, uns weiter hierüber zu verbreiten. Nachdem der Vf. die allgemeinen mechanischen Lehren vorgetragen hat, wendet er sich zu den einzelnen Maschinen, von welchen hier, neben den *gewöhnlichen*, das Laufrad, die Tretscheibe, der Göpel, das oberschlächtige und unterschlächtige Wasserrad, die Schöpfräder, die veraische Seilmaschine, die archimedische Schnecke, die Paternoster- und Schaufel-Werke, der Stossheber, die Saug- und Druck-Werke, das verzahnte Räderwerk, die Stampfwerke betrachtet werden. Da alles dieses von einem berühmten Meister in den mechanischen Wissenschaften vorgetragen wird: so ist jede Empfehlung überflüssig. Eben dieses gilt von dem letzten Abschnitte der Schrift, worin der Abfluss des Wassers aus Behältnissen durch Öffnungen in dünnen Wänden, durch dicke Wände oder kurze Ansatzröhren, und durch Röhrenleitungen betrachtet wird. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die allgemeinen Formeln für die Bewegung des Wassers in regulären Kanälen. Druck, Papier und Steintafeln dieses Werks verdienen vorzügliches Lob.

Δ

# KLEINE SCHRIFTEN.

Staats-Wissenschaften. Ohne Angabe d. Druckorts und Verl.: *Freymüthige Betrachtungen eines preussischen Patrioten über die Wiederherstellung und Aufrechterhaltung des Credits*, denen (den) in Berlin versammelten ständischen Deputirten gewidmet im Jahre 1814; gedruckte Abschrift. 221 S. 4.

Wir können uns ganz und gar nicht überzeugen, dass der Vf. dieser Betrachtungen den ständischen Deputirten durch seine Arbeit einige Dienste leisten könne, oder leisten werde. Was er als freymüthige Betrachtungen über den auf dem Titel angegebenen Gegenstand ankündiget, sind weiter nichts als nicht gerade unrichtige, aber doch im Ganzen sehr oberflächliche und äusserst weitschweifig und langweilig vorgetragene Bemerkungen über die Widerrechtlichkeit und Unklugheit des Vorschlages, zur Begünstigung des Grundeigenthümers die Zinsen der auf seinem Eigenthume ruhenden Geld-Capitale oder auch diese selbst herabzusetzen; über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Generalindults vom 29sten November 1807 und dessen späterhin sanctionirte Modificationen; über ein gerechtes Steuersystem, begründet durch Publicität über das Maß und die Verwendung der Steuern und aller öffentlichen Staatseinkünfte, und eine gerechte Erhebung derselben; über die nachtheiligen Wirkungen einer Vermögenssteuer; über die Verbindlichkeit der Regierung, Privilegien aufrecht zu erhalten, welche früherhin einzelnen Individuen, oder ganzen Classen von Staatsbürgern ertheilt wurden; und über die Scheidung der administrativen, insbesondere der Finanz-Behörden von der gesetzgebenden Behörde des Staats. — In einem *Anhange* (S. 89—166) verbreitet sich der Vf. noch *über das noch nicht zur Ausführung gebrachte Edict vom 14ten September 1811, die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse betreffend*, und sucht hier nachzuweisen, dass dieses Edict wieder zurückgenommen werden müsse, weil es das Eigenthum verletze, die Gutsherren ruinire (indem es ihnen die bey vielen Gütern ganz unentbehrliche Hülfe des Scharwerks und die Geld- und Naturalien-Kräfte, von den Bauern raubt), den Credit zerstöre (indem es die Heiligkeit der hypothekarischen Verhältnisse verletzt), und den Ruin aller Capitalisten zur unmittelbaren Folge haben werde.

Wer der Vf. dieser Betrachtungen sey, wissen wir übrigens nicht. Doch daraus, dass er überall auf Ostpreussen vorzügliche Rücksicht nimmt, geht soviel hervor, dass er ein ostpreussischer Güterbesitzer seyn müsse.

Z.

Paris, in der National-Druckerey: *Rapport sur la nécessité de supprimer les dispenses de Mariage, de supprimer ou de modifier les obstacles, qui le retardent ou annullent, enfin d'établir une forme purement civile, pour constater l'état des personnes.* Par M. *Lanjuinais.* Juin 1791, réimprimé 1814 chez Adrien Egeron et Delaunay. 45 S. 8.

Dieser von dem edeln *Lanjuinais* der National-Versammlung in der Absicht erstattete Bericht, um die Verhandlung über die nothwendige Aufhebung der Ehescheidungen und über die Acten und Register, die den Stand der Personen nachweisen sollen, vorzubereiten, ist auch unter uns bekannt. *Lanj.* verband damit zugleich die Absicht, die Gewissensängste zu heben, die sich Vieler bemächtigten. Es gehören hiezu noch zwey andere Reden, wovon die eine die Regeln angiebt, die das franz. Gesetz für die Gültigkeit der Ehe verlangt, und die abgeschafft oder modificirt werden sollen; die zweyte aber untersucht, welche Civilform in Frankreich die beste sey, um den Stand der Personen zu beweisen, und die Ausnahmen zu begründen, die die Stadt Paris und sehr bevölkerte Orte, wo vielleicht der Pfarrer nur allein schreiben kann, mit Recht fodern dürfen. — Die Ursache, warum zur Zeit der königlichen Regierung dieser Bericht wieder abgedruckt ist, lässt sich leicht erklären.

Dk.

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch. 1815.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN

# LITERATUR-ZEITUNG

SECHSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und
Leipzig,
in der königlich-sächsischen Zeitungs-Expedition.
1818.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *NUMISMATIK.*

Rom, b. Poggioli: *Musei Sanclementiani Numismata selecta regum, populorum et urbium, praecipue imperatorum Romanorum graeca, aegyptiaca et coloniarum illustrata.* Libri III cum figuris, addito de Epochis Libro IV. An. vulg. aer. MDCCCVIII facta ab iis, qui praesunt, edendi facultate. — *Liber primus:* X u. 342 S. 4. Mit XII Kupfertafeln, ohne die eingedruckten Münzen.

*Mus. Sanclem. Numismata selecta imperatorum Rom. graeca, aegyptiaca et coloniarum illustrata*, c. figg. Pars I. MDCCCVIII etc. — *Liber secundus.* VIII u. 352 S. Tabb. XIII — XXVI. Pars II. *Liber tertius.* 1809. 314 S. Tabb. XXVII — XLII.

*De Epochis s. de notis chronologicis numismatum imperialium, quae ex incorruptis fontibus hactenus innotescunt* (hucusque innotuerunt). *Liber quartus.* 1809. XI u. 427 S. 4. Mit eingedruckten Münzen.

Der Vf., unter den Freunden der alten Literatur rühmlich bekannt durch sein classisches Werk: *De vulgaris aerae emendatione*, das schon vor mehreren Jahren in Rom erschien, macht sich in diesem neuen Werke auch um die alte Numismatik verdient. Der vorzüglichste und nützlichste Theil der alten Münzwissenschaft ist unstreitig derjenige, wo man die Epochen auf Münzen der griechischen Städte angegeben findet; und dieses findet man nicht allein auf Münzen, die unter den Königen geschlagen wurden, sondern auch besonders auf denen von den römischen Kaisern, durch deren Hülfe man den Anfang und das Ende eines jeden Reichs auf eine bestimmte Art angeben kann. Denn durch dieses doppelte Mittel, durch die Königs- und Kaiser-Münzen, lassen sich merkwürdige Vorfälle, Kriege, Siege, Triumphe, öffentliche Unterhandlungen, und viele andere Begebenheiten, nach der Zeitfolge ordnen. Es liegt am Tage, wie viel jene Epochen zur Erläuterung der griechischen und römischen Zeitrechnung und ihrer Jahrbücher, ja sogar auch zur Aufklärung einiger schwieriger Capitel der heiligen Geschichte beytragen.

Im *ersten* Bande macht die Reihe der *ägyptischen* Könige, die unter dem Namen Ptolemäus bekannt sind, den Anfang. Mit Recht bemerkt der Vf., dass man sich von *Vaillant* bis auf *Eckhel* viel Mühe gab, diese Königsmünzen richtig, nach der Zeitfolge, zu ordnen, dass man aber damit immer noch nicht hat aufs Reine kommen können, weil jene Könige noch keine gewisse Epoche eingeführt hatten, sondern jeder immer nur das Jahr seiner Regierung, und auch das nur selten, bemerkte, und weil auch ihre Zunamen fast immer weggelassen sind, die uns leichter zum Zwecke führen könnten. Aber noch darf man nicht alle Hoffnung aufgeben, nach und nach immer mehr berichtigen zu können: denn von Zeit zu Zeit werden Münzen gefunden, welche eigentliche Unterscheidungszeichen, besonders chronologische, enthalten, wonach man sie ordnen kann, und wozu Hr. *Sanclemente* hier einen guten Anfang gemacht hat. Er führt nämlich die ägyptischen Könige nach Münzen zwar in derselben Ordnung auf, wie wir sie schon in *Eckhels Doctrina Numor. vett.* finden; aber nicht alle, die er besass, sondern nur solche, die einen richtigen chronologischen Fingerzeig geben, und wonach sich etwas bestimmen lässt. — Die merkwürdigste Münze, die er von Ptolemäus I anführt, ist von seinem 38 Regierungsjahre, und vielleicht die letzte, die er schlagen liess. Denn ob er gleich volle 39 Jahre gelebt haben soll: so trat er doch, nach der Geschichte, noch bey seinem Leben die Regierung seinem Sohne Ptolemäus Philadelphus ab. Auf einer anderen Münze kommt das Monogramm ΠΑΡ vor. Dieses von der ägyptischen Stadt Paremphis zu erklären, hält der Vf. für etwas Unsicheres, und will es lieber für ein Zeichen des Monetarius halten. — Merkwürdig ist die Münze mit einem Monogramm, aus den Buchstaben ΜΑΓ bestehend, welches nach *Eckhel*, *Sestini* und *Belley* den Namen Magas, Sohn Ptolemäus I und der Berenice, ausdrückt, weil er nach einem glücklichen Feldzuge gegen Cyrenaica von seinem Vater über diese Provinz gesetzt worden war. Unter den übrigen ägyptischen Münzen zeichnet sich eine der Cleopatra von Paträ aus. — Könige *Arkadiens*. Der König von Tegea, Aleus, von dem hier eine Münze aufgeführt wird, regierte ungefähr 1400 Jahr vor Christo. Diese und ähnliche Münzen sind nicht gleichzeitig, sondern lange nachher zu seinem Andenken geprägt worden. — Könige *Armeniens*. Die Münze des Tigranes, mit seiner Schwester Erato, würde *Eckhel* bey Syrien aufgeführt haben, weil, wie er sagt, es sowohl aus den

Typen, als aus den Epochen, erhelle, dass alle bisher bekannten Münzen dieser Art dort geprägt worden wären. Man muss diese Münze selbst sehen, um darüber urtheilen zu können: denn aus blossen Umrissen lässt sich nicht über die Fabrik urtheilen, und etwas auf die Zeitrechnung Bezug Habendes ist darauf nicht bemerkt. Sie gehört in die ersten Regierungsjahre des Kaisers Augustus. — Könige von *Asien* (einer Stadt in Lydien). Über die Münzen des Demetrius Poliorcetes lässt sich eben das sagen, was von der vorhergehenden gesagt wurde. K. von *Bithynien.* Schon 2 Münzen von Nicomedes zeichnen sich aus, weil selbst *Eckhel* beide von diesen Jahren nicht kennt; aber wichtiger ist eine Münze von der Oradaltes, Tochter des Königs Lykomedes, die kein alter Schriftsteller erwähnt. — K. des *Bosporus.* Sauromates III ist wegen seiner Goldmünzen, die *Cary*, *Pellerin*, *Sestini* u. s. w. beschrieben und abgebildet haben, den Numismatikern schon bekannt. *Cary* zeigt uns auch Münzen von ihm in Mittelbronze; aber silberne und Münzen in Grossbronze von diesem Könige kannte man bis jetzt noch nicht. Hier lernen wir eine in Grossbronze kennen. *Kappadocien.* Münze von Ariobarzanes III Arg. 3. Eine ähnliche hat *Eckhel* in seiner *Doctr. num. vett.* III. p. 200, die er von zwey Jahren (V. C. 710 und 711) kennt; die unseres Vfs. zeigt kein Jahr, aber ein Monogramm. — *Cölesyrien.* Aretas, K. von Damascus. Das Gesicht dieses Königs zeigt, dass diese Münze von einem anderen König Aretas ist, als alle bisher unter diesem Namen bekannten Münzen. — *Commagene.* Antiochus der Grosse, Epiphanes und Jotape. Der Buchstabe E auf dem Felde der Hauptseite (vermuthlich das fünfte Jahr der Regierung andeutend) und Ω statt O in dem Namen Jotape sind die Unterscheidungszeichen dieser Münze von allen bekannten ähnlichen. — K. von *Epirus.* Münze von Alexander I, wie *Eckhel* D. N. V. II. p. 169, aber ohne Ölzweig. Doch um nicht zu weitläuftig zu werden, geben wir bloss wichtigere Unterscheidungszeichen an. Die folgende Münze wird Alexander II zugeschrieben, weil des Vaters Name, Neoptolemus, fehlt, und der Typus des Avers dazu veranlasst. — *Galatia.* Die Münzen dieses Königs Amyntas schreibt *Spanheim* dem Könige von Macedonien, Amyntas II, zu; aber er hat nicht bemerkt, dass jenen allen das Wort: ΒΑΣΙΛΕΩΣ, fehlt, welches man auf den Münzen des galatischen Amyntas findet. — *Judäa.* Münzen von Simon dem Maccabäer von den Jahren I—IV, und von Antigonus, Aristobulus II Sohne, welche letztere von besonderer Seltenheit und mit Aufschriften in griechischer und hebräisch-samaritanischer Sprache versehen sind. Nun folgen noch Münzen von dem König Herodes dem Grossen; von Archelaus, dem Ethnarchen von Judäa; von Herodes, dem Tetrarchen von Galiläa; von *Philipp*, dem Tetrarchen; vom König Agrippa II, unter Vespasian, Titus und Domitian. — Könige von *Macedonien.* Unter diesen ist eine barbarische Münze von Philippus Aridäus auffallend, auf welcher man statt: ΦΙΛΙΠΠΟΥ, liest: ΦΥΛΥΙΙΟΥ. — K. von *Mauretanien* und *Numidien.* Zwey Münzen von Neu-Carthago, erstere von Juba II geprägt, als Pollio zum dritten und Labeo zum zweyten Male Duumvir war; letztere vom König Ptolemäus, zu Anfange der Regierung des Kaisers August, mit dem Namen des Duumvir G. (nicht C) Lätilius Apalus. — K. von *Osrhoena.* M. des Königs Abgarus unter dem Sept. Severus, und unter Gordianus Pius; geprägt. — K. v. *Parthien.* Münze von Arsaces XV, Phraates IV vom J. 286 wird für die erste dieses Landes gehalten, welche das Jahr angiebt; auch eine andere von Artabanus Soter verdient erwähnt zu werden. — K. von *Pontus* und Bosporus. M. von Mithridates VI Eupator Dionysus. — K. von *Sicilien.* Die Münzen vom Hieronymus sind hier wohl die seltensten: denn er regierte nicht volle 15 Monate, und doch finden wir hier eine silberne und eine kupferne. — K. von *Syrien.* Dieses Capitel, reich an Münzen und reich an Bemerkungen, empfehlen wir den eigenen Forschungen der Numismatiker und Chronologen. — Münzen der Dynasten von *Chalcidene.* Die Münze des Tetrarchen Ptolemäus steht hier am rechten Orte, aber wohl nicht die mit dem Kopfe des macedonischen Alexanders und dem Bilde der Parthenope.

Die Münzen der Könige sind, wie man aus dieser kurzen Übersicht bemerkt, nach den Namen der Länder, in welchen sie regiert haben, in alphabetischer Ordnung aufgeführt; eben so auch die Völker- und Städte-Münzen. Wie dieses noch in unseren Tagen möglich war, da wir an die weit richtigere geographische Ordnung gewöhnt sind, darüber könnte man sich allerdings wundern. Indessen bedenke man, dass das Hauptaugenmerk unseres Vfs. besonders die Chronologie war, und dass er sein Werk im J. 1809 im 78sten Jahre seines Alters beendigte, wo es ihm vielleicht zu mühsam war, dasselbe umzuarbeiten, wenn er auch *Eckhels Doctr. num. vett.* noch zeitig genug in Rom kennen lernte.

Von den *Völker- und Städte-Münzen*, welche die *zweyte* Abtheilung des ersten Bandes, oder die zweyte *Series* ausmachen, sind folgende besonders zu merken: Münze von *Amastris* in Paphlagonien mit dem Kopfe Homers und mit dem Flussgotte des Flusses Meles (?). — Von *Antiochia* in Syrien lernen wir hier zwey Münzen kennen, nach welchen das Sterbejahr Herodes des Grossen bestimmt werden kann, wie hier mit vieler Gründlichkeit dargethan wird. — Die Insel *Aradus* bey Phönicien. Hieher rechnet der Vf. folgende Münze, so sehr sie auch von den durch *Pellerin* und *Hunter* bekannt gewordenen Münzen dieser Insel abweicht: *Caput turritum cum monili ad collum, et palmae ramo ad humerum sin.* ✕ *Neptunus seminudus barbatus sedet supra navem cum tridente in sin. et duplici ramo aquatili in d. In summitate prorae figura nuda stans ante Neptunum. Superne in area lit. q. In imo literae Phoeniciae et PIH. et infra* Λ *Ae.* 3. — Eine Drachme von *Astacus* in Cilicien: *Caput muliebre, hinc inde ante faciem in area VM. retro polypus* ✕ *Cancri genus,*

*qui graece* 'Aσινὶς *dicitur.* — Zwey *numuli anecdoti* von *Korinth, Aer. min.* — Zwey dergleichen von *Delphi*, die man in jenem berühmten Tempel des Apollo selbst fand. — Von der Stadt *Eleutherna* auf der Insel Creta lernen wir hier eine Münze kennen, welche beweist, dass Herkules daselbst verehrt wurde. — Münze von *Laodicea* in Phrygien mit dem Kopfe des Kaisers Caracalla. — Vierdrachmenstück von *Leontinum* in Sicilien. — Münze von *Polyrke*-[illegible] Kreta mit dem Namen, und einem [illegible] Lorbeerkranze. — M. von *Si*-[illegible] dem Mercur. — Kleine Ku-[illegible] Stadt *Tarent* in Calabrien, [illegible] hiedene vorkommen, gehören unter die Seltenheiten. — Jede von den drey hier erwähnten Münzen der Stadt *Termessus* in Pisidien enthält etwas, was man auf anderen, bis jetzt bekannten Münzen dieser Stadt nicht findet. — Zu bemerken ist, dass die Stadt der Marruciner, welche durchgehends bey den alten Schriftstellern Teate heisst, auf Münzen nie anders als *Tiati* genannt wird, und dieses wird auch hier durch zwey Münzen bestätigt. — Ein neuer Typus der Stadt *Tralles* in Lydien, nämlich die *Victoria in bigis*, bezeichnet unstreitig die feyerlichen Wettrennen, die in dieser Stadt dem Apollo zu Ehren gehalten wurden. — Bey den Münzen mit dem Namen *Valentia* ist zu merken, dass diejenigen, welche als Theile des As bezeichnet sind, zu der Stadt dieses Namens bey den Bruttiern gehört, alle übrigen aber *ad Hispaniam Tarraconensem.* — Die zwey Köpfe auf einer bisher noch unbekannten Münze der Insel *Pharus* im illyrischen Meere bezeichnen unstreitig die nahe Verbindung dieser Insel mit der nahe dabey liegenden Insel Issa. — Merkwürdig ist auf einer Münze der Insel *Chios* das Wort: IΛIAC bey dem Namen und dem Bilde Homers.

Den Beschluss dieses Bandes macht ein dreyfacher Index: 1) *Regum et Principum*, 2) *Populorum et Urbium*, 3) *Rerum praecipuarum, quae in utraque serie continentur.* Auf den 12 Kupfertafeln sind 142 Münzen abgebildet.

Der *zweyte* Band beschäftigt sich, wie der Titel sagt, mit den römischen Kaisermünzen, aber nicht mit den in Rom, sondern in Griechenland, Ägypten und in den Colonieen geprägten, theils weil ihre Anzahl grösser ist, theils aber auch, weil sie zur Erläuterung der Geschichte, der Geographie und Chronologie besonders viel beytragen, und noch überdiess uns mit den Gesetzen und Gewohnheiten einzelner Städte, mit ihren Regierungsformen, mit ihren Festen und Spielen, mit ihren Göttern, Helden und anderen merkwürdigen Personen u. s. w. bekannt machen. Wie reichhaltig und sachreich also diese Art Münzen sind, die auch noch die Hälfte des folgenden Bandes einnehmen, kann man sich leicht denken. Nach diesen Voraussetzungen wird man keinen eigentlichen Auszug aus diesen ohnediess schon ausgewählten Münzen, sondern nur das Anziehendste aus den vielen merkwürdigen Gegenständen, die sich dem Leser darbieten, erwarten.

Eine wichtige Goldmünze ist folgende: *Brutus Imp. Caput M. Bruti nudum d. respiciens.* ✕ *Casca Longus. Trophaeum navale.* — Ferner: *Capita M. Antonii et Cleopatrae jugata utraque cum corona sub Bacchi et Ariannae forma, sine epigraphe.* ✕ TPIΠOΛITΩN ΛΛ (*Anno XXX*). *Mulier turrita et stolata, d. parvum trophaeum, s. cornu copiae. Ae.* 2. — Ein Vierdrachmenstück auf dieselben. — Etwas Besonderes, das wenigstens nicht oft vorkommt, findet man hier auf einer kleinen Kupfermünze des Kaisers Augustus, nämlich: KTIΣMA ΣEBAΣTOY statt: AYΓOYCTOC KTICTHC. — *Lacippo* in Hispania Baetica zeigt uns hier eine bis jetzt noch unbekannte, unter dem Kaiser Augustus geprägte Münze. — Auch eine Münze mit dem wahren Bilde der Schwester desselben Kaisers, *Octavia*, erscheint hier zum ersten Male. Man hat zwar Münzen vom Kaiser Tiberius, auf deren Revers sich die Köpfe des Kaisers Augustus und seiner Schwester Octavia befinden, welche aber vom Vf. aus guten Gründen für unächt gehalten werden. — Mit vielem Scharfsinn wird bewiesen, dass eine folgende Münze dem M. *Marcellus*, Sohn der Octavia, zugeschrieben werden müsse. — Drey Münzen (Ae. 3) beweisen die Anhänglichkeit der Stadt *Alabanda* in Carien an den Kaiser Augustus und seine Familie. — Vom Kaiser Augustus kannte man bisher einen Medaillon in Golde, hier lernen wir auch einen vom Kaiser *Tiberius* kennen. — Bis jetzt noch unbekannte Münze mit den Köpfen der beiden *Cäsare Tiberius und Germanicus.* — Dessgleichen eine Colonieenmünze, von welcher bewiesen wird, dass sie der *Cäsonia*, Gemahlin des Kaisers Caligula, gehöre. — Ein *Numus bilinguis* des Kaisers *Claudius*, von der Insel Cypern. — Unter den Münzen des Kaisers *Nero* findet man sehr viele mit *notis chronologicis.* — Eine noch nicht bekannte Colonieenmünze der *Octavia*, Nero's Gemahlin, ist folgende: OKTAOYIA ΣEBAΣTH. *Cap. Octaviae Aug. cum mitella in fronte, ac fluentibus retro capillis.* ✕ HPA ΠE(PΓNΘI)ΩN. *Juno in fin. conversa fulcris sustinetur. Ae.* 2. — Zwey Münzen der zweyten Gemahlin Nero's, *Poppäa*, mit den deutlichen *notis chronologicis L I* und *L IA* (*A. V. C. Varr.* 816 *et* 817), kannte man bisher auch noch nicht. — Die Kupfermünzen des Kaisers *Otho* in erster, zweyter und dritter Grösse, theils mit griechischer, theils mit römischer Schrift, gehören unter die Merkwürdigkeiten. — Vierdrachmenstück des Fl. *Vespasianus* zu Antiochia in Syrien geprägt. — Münze des *Titus*, zu Cäsarea in Cappadocien geprägt, gehört wegen des Jahres (ET. I. An. X) zu den bisher noch unentdeckten. — Auf einer Münze *Domitians*, in Ephesus geprägt, lernen wir einen Fluss Marnas kennen, der nirgends in den alten Schriftstellern vorkommt. — Aus dem *Museo Theupoli* kennen wir eine Münze der Stadt Thespiä in Böotien mit dem Kopfe des Kaisers Trajan (die *Eckhel* übersehen hat); hier finden wir auch eine mit dem Kaiser *Domitian.* — Dass die Stadt Myrhina in Äolis eine obrigkeitliche Person unter dem Namen eines Archonten

hatte, lernen wir hier aus einer Münze der Kaiserin *Domitia*. Dafs die Einwohner der Stadt Berytus in Phönicien dem Kaiser *Nerva* den Titel *Divus* auf Münzen eben sowohl beylegten, wie ehedem dem Kaiser Augustus, davon finden wir hier den ersten Beweis. — Vierdrachmenstück *Trajans* mit dem auf einem Blitze stehenden Adler, und: *Tribunic. Potest.* XXI. *Cos.* VI. — Die Münze von Seppheris in Galiläa mit den Worten: ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ ΕΔΩΚΕΝ, gehört mit Recht auch dem Kaiser Trajan, ungeachtet sein Name nicht darauf steht, weil sein wohlgetroffener Kopf dieses sehr deutlich zeigt. Noch eine merkwürdige Münze dieses Kaisers ist eine mit dem neuen Namen der Diana Pelcea, von einer kleinen uns unbekannten Stadt, wo sie verehrt wurde. — Auf einer Münze *Hadrians* von der Stadt Ephesus ist der Zuname ΟΛΥΜΠΙΟC zu bemerken. — Der Kopf *Antonin des Frommen* mit griechischer Umschrift, ohne etwas auf dem Revers zu sehen, in Grofsbronze scheint nicht zum Gebrauch als Münze bestimmt gewesen zu seyn, welches auch folgende Worte unseres Autors bestätigen: *In arcu Boario hic Romae simile quid cernitur quoad imagines Severi et Caracallae.* — Von der Stadt *Pagae* im Attischen kannte man bisher nur Münzen von zwey Kaisern, nämlich vom Commodus und vom Sept. Severus; hier finden wir auch eine vom M. *Aurel.* — Da die Colonieen-Münzen der *jüngeren Faustina* überhaupt unter die grofsen Seltenheiten gehören: so ist hier eine neue Entdeckung um desto schätzbarer, nämlich von Dium in Macedonien. — Eine Münze von Antiochien unter dem *L. Verus* geprägt mit der *nota arithmetica* ΓΙ kann unmöglich das Jahr seiner Regierung bezeichnen, da diese Zahl die Zeit seiner Regierung um vier Jahre übersteigt. — Durch eine Münze der Kaiserin *Lucilla* wird die numismatische Geographie mit einer Stadt bereichert, die Evhippe heifst, und, wie *Stephanus* in seinem Werke: *de urbibus*, sagt, in Carien lag. — Die Stadt, welche auf einer M. des *Commodus* durch den Namen ΚΕΓΝΔΥΤΙΩΝ bezeichnet ist, kennt wohl Niemand; es liegt unstreitig ein Stempelfehler zum Grunde. — Von der Stadt Tanagra in Böotien kennt *Eckhel* blofs Münzen vom Germanicus und vom Trajan; hier lernen wir auch eine vom *Commodus* kennen. — Zu den wenigen Kaisermünzen, die bis jetzt von der Stadt Dardanus in Troas bekannt sind, kommt hier eine von der Gemahlin des Commodus, *Crispina*, vor. — Noch seltener ist eine griechische M. der *Titiana*, Gemahlin des Kaisers Pertinax, welche hier aus der Sammlung des Hn. *v. Schellersheim* mitgetheilt wird. — Von der Stadt Thelpusa in Arcadien kannte man bisher nur Münzen von der Plautilla und vom Geta; hier erscheint auch eine vom *Sept. Severus.* — So sehen wir hier auch von demselben Kaiser die erste Münze der Stadt Selinus in Cilicien mit griechischer Aufschrift. — Zu den wenigen Kaisermünzen der Stadt Thuria in Messenia wird hier eine vom *Caracalla* hinzugefügt. — Den Beschlufs dieses Bandes machen zwey *Indices*, nämlich: I. *Urbium et Populorum, a quibus editi nummi imperial. huius primae Partis.* II. *Rerum praecipuarum.* Die Kupfertafeln stellen die Abbildungen von 250 Münzen dar.

*(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Potsdam*, b. Horvath: *Bericht über die begonnene Verbesserung des Volksschulwesens in der frankfurter Diöcese.* Ein Programm herausgegeben von *K. H. Neumann*, Prediger (zu Loffow) und Schulinspector. 1812. 46 S. gr. 8. (6 gr.)

Dieser Bericht, mehr erzählend als räsonnirend, fängt mit einer Darstellung der Schulverbesserung zu Loffow an. Der Vf. fand dieselbe bey seinem Anzuge in tiefem Verfall, einen untauglichen Lehrer von der einen, und eine unordentliche Gemeinde von der anderen Seite. Dem ersten Übel wurde durch einen neuen vortrefflichen Lehrer abgeholfen, der manche Geschicklichkeit, viel Anlage und guten Willen aus dem Seminarium zu Züllichau mitbrachte. Mit grofser Vorsicht und Nüchternheit werden die Verbesserungen eingeleitet, und von Pestalozzi vorerst nur die Rechenmethode aufgenommen. Auch hier machte man die Erfahrung, dafs verdorbene, in Trägheit versunkene Kinder, mit denen der Lehrer nichts mehr anzufangen wufste, durch diese Methode geweckt, aufmerksam, ordentlich, lernbegierig wurden. Auch aufser der Schule wurden die Kinder in ihrem Betragen gesitteter und besser. Jetzt wurden mehr formale Übungen vorgenommen, und das rege Leben, das muntere Denken, das zartere Gefühl und die treue Anhänglichkeit an die Lehrer, welche die Kinder bey jeder Gelegenheit zu erkennen gaben, werden von dem Vf. als Wirkungen derselben angesehen. Durch das von Zeller empfohlene *Chorlesen* wurde ein besserer Ton eingeführt, und der leidige Singsang verschwand gänzlich: die stephanische Lesemethode aber beförderte offenbar die schnelleren Fortschritte im Lesen selbst. Dafs sich der Vf. den Religionsunterricht ganz allein vorbehalten hat, und denselben aufser der Schule in seinem Hause ertheilt, ist eine höchst löbliche Einrichtung, und charakterisirt zugleich den Mann, dem Schulverbesserungen wohl gelingen müssen. Daher sind auch seine Nachrichten über den Gang dieser Verbesserungen durchaus lehrreich, seine Winke und Andeutungen aller Überlegung werth. Die kurzen Nachrichten von den Schulmeisterschulen in der frankfurter Diöcese bewähren ebenfalls den Mann von tiefer Einsicht in das, was auch in diesem Stücke Noth thut. Möchte doch besonders das Lob der Schullehrerconferenzen nicht umsonst von einem so würdigen Munde ausgesprochen seyn!

S. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## NUMISMATIK.

Rom, b. Poggioli: *Musei Sanclementiani Numismata selecta regum, populorum et urbium, praecipue imperatorum Romanorum graeca, aegyptiaca et coloniarum illustrata.* Libri III etc.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Im *dritten* Bande, der die zweyte Abtheilung der *Kaisermünzen* enthält, folgt die Fortsetzung der während der Regierung des Kaisers Caracalla geprägten Münzen, von welchen eine von Chalcis in Euböa unter die neuen Entdeckungen gehört. — Von der Stadt Aegira in Achaja kannte man bis jetzt noch keine Kaisermünze; hier lernen wir eine von der *Plautilla* kennen. — Nur von den Kaisern Hadrian, Sept. Severus, und Trebonianus Gallus sind Münzen der Stadt Hermocapelia in Lydien bekannt gemacht; hier finden wir auch eine vom *Elagabalus.* — Dass Böotien in den ältesten Zeiten den Namen Aonia gehabt habe, ist bekannt, aber auf Münzen fand man ihn noch nie; der Vf. legt uns hier das erste Beyspiel auf einer Münze des Elagabalus vor, dass man auch *diesen* Namen darauf gebraucht habe. — Auf einer Colonieen-Münze der Stadt Pella ist der Zuname Pius bey dem Namen des Kaisers *Sev. Alexander* zu bemerken. — Noch völlig unbekannt war bisher die *Thensa sacra Ephesiorum* auf einer Münze der *Orbiana.* — Von der Stadt Midäum in Phrygien kennt *Vaillant* eine Münze mit dem Bilde des beöhrten Königs Midas vom Gordian; hier erscheint auch eine vom *Maximus.* — Von einer anderen phrygischen Stadt, Prymnessus, sehen wir hier eine Münze in Grossbronze mit den Bildern der *beiden Gordiane (Afr.).* — Merkwürdig ist auch eine M. von einer nicht leicht zu bestimmenden Stadt zu Ehren des *Balbinus* und *Pupienus* geprägt. — Aus einer M. der phrygischen Stadt Synnada lernen wir, dass *Gordian* III auch die Würde eines Oberpriesters gehabt habe. — Man kennt bis jetzt nur wenig Münzen, die ganz bestimmt der Stadt Tabala in Lydien zugeschrieben werden könnten, weil die Namen Tabala und Gabala, wegen der Ähnlichkeit der Anfangsbuchstaben T und Γ, sehr leicht mit einander verwechselt werden; hier aber bringt der Vf. eine M. *(Ae. I)* mit den Brustbildern desselben Gordians und seiner Gemahlin *Tranquillina* zum Vorschein, worauf man den Namen: ΤΑΒΑΛΕΩΝ, sehr deutlich lieset. — Von der Stadt Neapolis in Palästina erscheint hier eine unter *Philipp I* geprägte M. mit der merkwürdigen Schrift auf dem Rev.: COL. IVL. NEAPOL. — Dass der erste Vorname des Traj. *Decius* Cajus war, und nicht Cnejus, wie *Vaillant* glaubt, beweist der Vf. aus einer Colonieen-Münze der Stadt Rhesäna in Mesopotamien, wo er sehr deutlich liest: AYT. KAI. ΓAI. u. s. w. — Dass auch *Herennius* diesen Vornamen gehabt habe, beweiset eine Münze derselben Stadt. — Von der Stadt Mopsium in Thessalien lernen wir die erste Kaisermünze kennen, und zwar vom Kaiser *Valerian.* — Diese Reihe der Kaiser wird fortgeführt bis auf den Gal. Maximianus Cäsar, oder, wie er bey den Numismatikern gewöhnlicher genannt wird, *Maximianus Armentarius.* — Nun kommen noch wenige Zusätze zu den Königsmünzen, die mehrentheils die Zeitrechnung betreffen; mehrere zu den Völker- und Städte-Münzen, unter welchen sich einige phönicische auszeichnen; noch mehrere zu den Kaisermünzen, von welchen wir folgende bemerken. *Eckhel* sagt zwar in seiner *Doctr. Num. vett.* II p. 513, dass die Kaisermünzen von Ephesus bis auf den Gallien sehr häufig vorkämen; hievon hätte aber Kaiser Tiberius ausgenommen werden sollen, von dem er noch keine dieser Art kannte: hier wird die erste erwähnt. — Von Chalcedon am thracischen Bosphorus kannte man bisher nur Kaisermünzen vom Trajan an; hier wird auch eine von Neros Mutter, Agrippina, aufgeführt. — Eine neue Entdeckung ist eine Münze Hadrians von Heliopolis in Cölesyrien mit: LEG. H. GEM. (*Legio Heliopolitana Gemina*). — Eine Münze Gordians III von Cyane in Lycien giebt einen Zuwachs zur numismatischen Geographie. — Von der Stadt Colybrassus in Cilicien hatte man bis jetzt bloss Kaisermünzen vom Trebonianus Gallus, Valerianus und Saloninus; hier kommt auch eine von der Tranquillina hinzu.

Unter der Rubrik: *Monumenta varii generis,* lernt man das Fragment einer Herme zum Andenken des griechischen Dichters Stesichorus kennen; so wie einige Münzen, die hier nachgeholt werden, z. B. eine in Grossbronze von der *jüngeren Faustina* mit der sonderbaren Schrift auf dem Revers in einem Kranze: *Domui Aug. feliciter;* eine Goldmünze des *M. Antonius: Leg.* IV; Silbermünze von dem jüngeren *Gordianus Afr.* mit dessen blossem Kopfe und a. m.; endlich auch einige Siegel. — Eine eigene Abhandlung: *De numismate Crispi Caesaris,* erklärt uns einen Medaillon des Crispus, der auf dem Revers die Umschrift hat: *Salus et spes XR publicae.* Die-

ser Typus kommt schon in mehreren Münzwerken vor, ist also vermuthlich nur als Medaillon merkwürdig, wird aber hier genauer erklärt, als an anderen Orten geschehen ist. — Hierauf folgt ein Aufsatz: *De quibusdam coemeterialibus vitris anecdotis.* Diese *vitra coemeterialia*, welche in alten christlichen Begräbnissen gefunden worden sind (und bisweilen noch jetzt gefunden werden), sind vermuthlich deswegen hier mit aufgenommen, weil sie, in Absicht auf die Form, Münzen oder vielmehr Medaillons ähnlich sind. Sie stellen mehrentheils Marieen-Bilder und andere Heiligen vor, mit und ohne Umschrift. — Die auf einer steinernen Platte befindliche Inschrift (jetzt im *Museo Naniano*), unter dem Namen *Tetrastichon necrologicum Ithacense* unter den gelehrten Alterthumsforschern aus *Pococke* und aus *Clem. Blasii Monumentis graecis* p. 297 bekannt, erhält hier verschiedene neue Lesarten, und neue Erklärungen.

Im J. 1805 gab der Vf. eine Abhandlung unter dem Titel heraus: *De numo Ciceronis a Magnetibus Lydiae cum ejus imagine signato. Cousinery* in einer an den Vf. gerichteten *Epistola*, die sich in *Millin's Magasin encyclop.* 1808 befindet, glaubt, dass dieser Kopf, obgleich Cicero's Name dabey befindlich wäre, nicht Cicero's, sondern des Dictators Jul. Cäsars Kopf sey. Diesen Brief beantwortet der Vf. in eben erwähnter Abhandlung, und sucht zu beweisen, dass es Cicero's Kopf sey. — Wenn man nach der Abbildung sowohl in jener Abhandlung, als in dieser Widerlegung, urtheilen soll: so ist nach Rec. Dafürhalten nichts gewisser, als dass dieses weder Cicero's, noch Cäsars Kopf ist. Indessen da er doch Cicero's Kopfe ein wenig mehr ähnlich ist, als Cäsar's, und überdiess auch die Umschrift den Namen Cicero nennt: so möchte er wohl diesem mit mehrerem Rechte zugeschrieben werden können, als jenem. Doch mehr hievon unten bey Beurtheilung dieser Abhandlung selbst.

Wollten wir Alles ausheben, was der Vf. in Absicht auf Chronologie überhaupt, und auf jede der verschiedenen Arten insbesondere, geleistet hat: so würde, weil dieses ganze Werk vorzüglich darauf Rücksicht nimmt, eine besondere Anzeige erfoderlich seyn. Rec. aber betrachtet es als blosser Numismatiker, ohne sich auf das einzulassen, was chronologisch ist, da ohnediess Chronologen es nicht bloss lesen, sondern studiren werden, und zwar in Verbindung mit dem oben angezeigten, früheren Werke des Vfs.: *De aerae vulgaris emendatione.* Aus dieser Ursache werden wir von den folgenden Abhandlungen bloss die Titel anzeigen. *Exercitatio* I. *De Epocha Bithyniae regum.* — II. *Quando C. Vibius Pansa ex Bithynia administratione Romam reversus, in Galliam subinde cisalpinam ex urbe profectus sit, ut M. Bruto in ea provincia regenda succederet.* — III. *De anno V. C, quo e Syria Romam reverso Sept. Severo, Plautilla Plautiani filia Antonino Caracallae nupserit; quando insuper Plautianus post filiae nuptias, maximis inter eum et Caracallam exortis inimicitiis, ab ipso coram patre accusatus et interemtus fuerit.* — IV. *De ordinatione B. Porphyrii in Episcopum Gazensem; in quem annum scilicet V. C., sive aerae vulgaris ea conferri debeat. De annis, quos idem B. in suo episcopatu egerit a suscepta ordinatione ad supremum usque vitae suae tempus. Quid denique statuendum sit de notis chronologicis, quibus tempus episcopatus sui notatur in apographo ejus vitae a Marco Diacono conscriptae.* — V. *De A. V. C. et mense, quo apud Aquilejam interfectus fuit Maximinus.* — Die *Indices* sind, wie im vorhergehenden Bande: 1) *urbium et populorum etc.* 2) *rerum praecipuarum.* — Die Kupfertafeln 27—42 gehen mit den Münzen im vorigen Bande in fortlaufender Zahl von No. 251 bis 417. In den Zusätzen, welche sich nicht bloss mit Münzen, sondern auch mit Alterthümern anderer Art beschäftigen, gehen die Kupfer von No. 1—53. 1—13 und 1—10.

Der *vierte* Band beschäftigt sich ganz mit der *Chronologie.* Es ist wahr, *Noris*, *Bellei* und Andere haben schon zu ihren Zeiten Vieles zur Erläuterung der Kaisermünzen, in Rücksicht auf die Zeitrechnung, beygetragen; aber es fehlten ihnen damals noch viele alte Denkmäler, welche nach und nach ein weiteres Feld eröffneten, und zum Verständniss dessen, was auf Chronologie Bezug hatte, mehr Gelegenheit gaben. Überdiess hatten damals die mehresten noch nicht bemerkt, dass es bey den Hebräern gebräuchlich war, bey Beschreibung wichtiger Vorfälle nicht allein unter ihren, sondern auch unter auswärtigen Fürsten, von dem Monat Nisan anzufangen, wie hier aus den Münzen des Maccabäers Simon, und ihrer übrigen Könige, aus der Geschichte des Flav. Josephus und seiner Art zu rechnen, deren er sich besonders in Bestimmung der Zeiten, zu welchen die Stadt Jerusalem erobert worden war, in Erzählung der Begebenheiten unter dem König Herodes, vom Anfange seiner Regierung bis zum Ende derselben, bediente, und aus anderen Beyspielen, bewiesen worden ist. Auch war bis auf *Bellei* die besondere Art der Aegyptier, die Jahre der Regierung der römischen Kaiser mit ihrem bürgerlichen Jahre zu vereinigen, noch nicht bekannt. — Doch, da Rec., wie schon oben erwähnt wurde, dieses Werk bloss als Numismatiker betrachtet: so begnügt er sich damit, auf dieses Werk aufmerksam gemacht zu haben. Indessen wollen wir wenigstens die Städte und Örter angeben, wie die verschiedenen Kaisermünzen hier in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden, die, wie es natürlich ist, an jedem Orte nach der Zeitfolge geordnet sind. Es sind folgende: *Abila Coelesyriae, Hadrianopolis Bithyniae, Aegae Ciliciae, Alexandria Ciliciae, Amasia Ponti, Amisus Ponti, Anazarbus Ciliciae, Antiochia Syriae metropolis, Antiochia ad Sarum Ciliciae, Apamea Syriae, Aradus insula et urbs Phoeniciae, Arethusa Syriae, Ascalon Palaestinae, Bostra Arabiae, Botrus Phoenices, Byblus Phoenices, Gabala Syriae, Gaba Phoeniciae, Gadara in Decapoli, Gaza Palaestinae, Germanicopolis Paphlagoniae, Dacia provincia, Damascus Syriae, Dium in Coelesyria, Demetrias ad Libanum montem, Dora Phoeniciae, Doron Ciliciae, Irenopolis Ciliciae, Eleutheropolis Palaestinae, Emisa Syriae, Epiphanea Syriae, Epiphanea*

*Ciliciae*, *Zeta Ponti*, *Hierocaesarea in Comana Ponti*, *Caesarea Germanicia Commagenes*, *Caesarea ad Libanum Phoeniciae*, (*Caesarea Panias*, *Canatha in Decapolitana Syriae*, *Capitolias Coelesyriae*, *Cibyra Phrygiae*, *Claudiopolis Bithyniae*, *Laodicea Syriae*, *Laodicea Phrygiae*, *Leucas Coelesyriae*, *Mopsus Ciliciae*, *Mopsium Thessaliae*, *Neapolis Palaestinae*, *Neocaesarea Ponti*, *Neoclaudiopolis Paphlagoniae*, *Nicaea Bithyniae*, *Nicopolis Judaeae*, *Nysa vel Scythopolis Palaestinae*, *Orthosia Phoeniciae*, *Paltus Syriae*, *Pella in Decapoli Syriae*, *Petra Arabiae*, *Pompejopolis Ciliciae*, *Ptolemais Phoeniciae*, *Rabathmoma Arabiae*, *Ramatha Samaritidos*, *Raphanea Seleucidis*, *Raphia Judaeae*, *Rhosus in Syriae et Ciliciae finibus*, *Samosata Commagenes*, *Scepsus Troadis*, *Sebaste Ciliciae*, *Sebaste in Samaritide*, *Seleucia Syriae in Pieria*, *Sidon Phoeniciae*, *Sinope in Paphlagonia*, *Tiberias Galilaeae*, *Tralles Lydiae*, *Trapezus Ponti*, *Tripolis Phoeniciae*, *Tyrus Phoeniciae*, *Philadelphia Coelesyriae*, *Flaviopolis Ciliciae*, *Chalcis Syriae*, *Viminacium Moesiae superioris*. — Die *Indices* sind denen in den vorhergehenden Theilen ähnlich, nämlich 1) *Urbium, cum notis chronologicis earumque cardine, ex numis imperialibus*, 2) *Rerum praecipuarum*, *quae in hoc libro de epochis continentur*. — Abbildungen von Münzen findet man in diesem Bande nicht mehr als drey, nämlich auf dem Titel, zu Anfange, und auf dem Registertitel. Übrigens ist es Schade, dass ein Mann, der so viel Gelehrsamkeit zeigt, in diesem ganzen Werke in Absicht auf die Sprache so manchen Fehler begangen hat, den man nicht unter die Druckfehler rechnen kann.

Doch nun noch zu der oben erwähnten Abhandlung des Verfassers:

Rom, b. Poggioli: *De numo M. Tullii Ciceronis a Magnetibus Lydiae cum ejus imagine signato.* Diss., qua ejus incorrupta vetustas asseritur et vindicatur. A. vulg. aer. MDCCCV, facta ab iis, qui praesunt, edendi potestate. 153 S. 4. Mit einer grösseren Abbildung von einem Kopfe Cicero's, und einer kleineren auf einer Münze von Magnesia.

Die Münze, von welcher hier gehandelt wird, ist folgende: ΜΑΡΚΟΣ ΤΥΛΛΙΟΣ ΚΙΚΕΡΩΝ. *Caput M. T. Ciceronis virili florentique aetate.* Ж ΜΑΓΝΗΤΩΝ ΤΩΝ ΑΠΟ ΣΙΠΥΛΟΥ ΘΕΟΔΩΡΟC. *Dextera manus lauream tenens coronam, lauri ramum, spicam et uvae racemum, Ae.* 3. — *Cousinery* und *Sanclem.* stimmen darin überein, dass diese Münze ächt, und erst nach Cicero's Tode geprägt sey; aber *Cousinery* hält den Kopf für Jul. Cäsars, *Sanclem.* für Cicero's Kopf, und *E. Q. Visconti* stimmt ihm bey. Rec. hat sein Urtheil schon oben in der Recension des dritten Theils von dem Werke des Hn. *Sanclem.* gesagt, und *Visconti's* Übereinstimmung giebt der Sache noch mehr Gewicht, da dieser in seiner *Iconographie ancienne* etc. gezeigt hat, wie genau er in Beurtheilung alter Abbildungen von den Köpfen merkwürdiger Personen des Alterthums zu Werke geht.

Der Vf. theilt seine Schrift in zwey Haupttheile. Im ersten beweist er die Ächtheit der Münze selbst, im zweyten fasst er Alles zusammen, was zur Erklärung derselben gehört, und verbreitet sich zugleich über die Stadt Magnesia, woher sie ihren Ursprung hat u. s. w. Im *ersten* Theile führt er alle Münzen mit Ciceros Bilde an, welche auf der Rückseite die Aufschrift haben: ΜΑΓΝΗΤΩΝ ΤΩΝ ΑΠΟ ΣΙΠΥΛΟΥ, und beweist, dass sie alle vom Verdachte der Unächtheit frey sind. Dem Vf. sind bis jetzt sechs Münzen dieser Art bekannt geworden: die *erste* aus dem bekannten Werke (*Johann Fabers*): *In imagines Illustrium, ex Fulvii Ursini bibliotheca* etc. Antv. 1606. p. 85. Diese in der Gegend von Rom gefundene Münze war ziemlich undeutlich, konnte aber durch eine *zweyte* deutlichere, die *Ursinus* in Bologna 1598 um einen ziemlich hohen Preis kaufte, und die sich jetzt in dem königlichen Münzschatze von Neapel befindet, sehr leicht erkannt und erklärt werden; die *dritte* ist die in gegenwärtiger Abhandlung abgebildete und erklärte; die *vierte* brachte *Cousinery* mit, der mehrere Jahre als französischer Consul in Salonichi gewesen war, und die *fünfte* und *sechste* befinden sich im pariser Cabinet. Zu Ende dieses ersten Theils handelt der Vf. noch: *de jure imaginum apud Romanos, tum de consuetudine graecarum urbium in erigendis signis et statuis heroum, clarissimorum virorum, ex iisque in exprimendo quandoque ipsorum vultu in publica earundem moneta, denique argumenta proferuntur, ex quibus justa quadam de causa constare possit, quare, quove potissimum tempore, ex monetaria Magnesiae Lydiae officina Ciceronis jam defuncti numisma cum ejus effigie emitti potuerit.* Der *zweyte* Theil enthält 2 Capitel: 1) *De Magnesiae urbis splendore, amplitudine, et regiminis forma ex Oxoniensi Foedere cum Smyrnaeis, ex Dialogis Platonis de legibus, aliisque vetustis monumentis.* 2) *Peculiariter hoc capite exponuntur singula quae in Ciceroniani numismatis aversa parte continentur. Tum reliqua diluuntur objecta, quibus a Cl. Viris Paciaudio et Eckhelio numi a se minime inspecti fides et antiquitas in dubium vocari posse videbatur. Denique leges quaedam et normae proponuntur ad singulas quasque imagines, quae hactenus M. Tullio Ciceroni adscribi solent.* — Die Gründlichkeit dieser Abhandlung, so wie die Gelehrsamkeit des Vfs., ist auch hier durchgängig sichtbar, wie schon die Überschriften der Capitel zeigen, und es ist manche feine Bemerkung eingestreut; aber eben so sehr fällt es in die Augen, dass sie weiter ausgedehnt ist, als es nöthig war, um diese Münze zu verstehen, welches auch der angehängte *Index rerum* bezeugt.

Wa.

## *KINDERSCHRIFTEN.*

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Elementarbuch für Stadt- und Land-Schulen nebst praktischen Erläuterungen desselben für Lehrer.* Von *Joh. Chr. Fr. GutsMuths.* 1814. 207 S. 8. (12 gr.)

Weit entfernt, auf Arbeiten für die Anfänger einen geringen Werth zu legen, und sie des vorzüglichen,

wissenschaftlich bewährten Erziehers etwa unwerth zu halten, sind wir vielmehr der Meinung, dass gerade solche Schriften, durch welche die ersten Eindrücke gemacht werden, und die in die Hände von Tausenden kommen, mit der grössten Sorgfalt, und von Meistern des Handwerks, gearbeitet werden sollen. Allein von einem Meister, wie der um die Erziehung so verdiente Vf., hatten wir, wir gestehen es frey, eine im höheren Sinne gedachte Arbeit erwartet. Gegenwärtig sollte bey uns Alles, auch die Fibeln, aufs Gründlichste ausgeführt seyn. Wo sich irgend eine Gelegenheit darbietet, auf die Erhebung des Sinnes im deutschen Volke zu wirken, muss sie eifrig benutzt werden; und welche kann wohl günstiger seyn, als die der Vf. eines solchen Lesebuches hat? Was hindert ihn, in den kleinen Lesestücken *grossartige* Gedanken auszustreuen, statt über Hund und Katze und die Theile des Hauses Worte zu verlieren, welche das Kind ohne Worte schon genugsam kennt? Und wenn er sich denn auch für dieses Raum nehmen will, warum nimmt er nicht auch einigen für die Gegenstände des eigenthümlichen deutschen Lebens, besonders aus deutscher Länder- und Völker-Kunde und Geschichte? Von dem Allen ist in unserem Lesebuche wenig zu finden; ja S. 129 ist sogar davon die Rede, — „der Regent brauche *Soldaten* zum Schutz gegen feindliche Anfälle und auch zur inneren Ruhe und Sicherheit;“ — nicht aber von Landwehr und Landsturm, und der Waffenpflichtigkeit jedes Bürgers gegen den Feind des Vaterlandes. Und das Buch ist gefertigt im Oct. 1813, dem Monate der Leipziger Schlacht, und trägt die Jahrzahl 1814 an der Stirn!! — So zeigt sich an vielen Stellen, wo die alltägliche oder die ungemeine Ansicht ausgesprochen werden konnte, dass dem Vf. keine höhere Idee bey der Arbeit vorgeleuchtet hat. Bey dem Capitel vom Staate, woraus das obige Beyspiel genommen war, zeigt sich dieses am meisten. Da ist wohl von Regenten und Unterthanen, von Räthen und Ministern, von Bettlern und Landstreichern und von allen Handwerken die Rede, und zwar in so trockener Begriffs- und Namen-Aufzählung, dass die Kinder dadurch gewiss nicht aufgeregt werden; dagegen die geschichtliche Entstehung der Staatsverbindungen, die Stufen der Lebensweise unter den Völkern, welche in die lebendige Ansicht des bürgerlichen Vereines hineinführen, die Stufen des Jägerlebens, des Nomadenlebens, des Ackerbaues und des Handels, finden wir nicht erwähnt. Auch in den übrigen Abschnitten, wo Einiges aus der Naturkunde, der Psychologie u. s. w. beygebracht wird, ist fast nichts anzutreffen, was sich über den ganz gewöhnlichen Standpunct solcher Lesebücher erhöbe. Solcher Ideenlosigkeit sollte sich kein Mann, auch in der kleinsten Arbeit nicht, schuldig machen, der sich einmal in die Reihe der Vorkämpfer in irgend einem Fache gestellt hat.

Durch dieses Urtheil haben wir den übrigen Verdiensten des Vfs. keinesweges zu nahe treten wollen; vielmehr glauben wir es als einen redenden Beweis der Achtung gegen dieselben darlegen zu können. Rührte die Arbeit von einem gewöhnlichen Schriftsteller her: so würden wir sie, als in vielen Stücken sehr lobenswerth, kurz angezeigt haben: denn von diesem Standpuncte aus ist sie recht wohl zu loben. Sie empfiehlt sich durch einfache, richtig gedachte Anordnung der Gegenstände, und ist desshalb sehr brauchbar. Zum Beweise, dass wir sie genau durchgelesen haben, und um dem Vf. auch dadurch unsere Achtung zu bezeugen, wollen wir noch eine Reihe einzelner Bemerkungen folgen lassen.

Beym Lesenlernen befolgt der Vf. mit Recht die Lautmethode statt des alten Buchstabirens, ohne jedoch sein Buch für die Liebhaber des Letzteren unbrauchbar zu machen. Die fortschreitende Ordnung ist gut und lichtvoll. Die grossen Buchstaben hätten jedoch, unserer Meinung nach, früher stehen sollen, gleich nach den kleinen. Denn wenn das Kind ordentlich im Sylbenlesen geübt, ja, wenn es bis zum Lesen der kleinen gereimten Erzählungen fortgeschritten ist: so wird es sicher nicht bloss in der Schule lesen, sondern auch zu Hause dieses und jenes Buch ergreifen, um seine neue Kenntniss daran zu erproben; da sind ihm denn die grossen Buchstaben ein Stein des Anstosses, und es wird verdriesslich, statt dass sonst diese kleinen Selbstübungen dem Lehrer unglaublich zu Hülfe kommen. Die gereimte Erzählung N. 19 scheint uns nicht geeignet, den Kindern die Lesezeichen einzuprägen; sie wird sie vielmehr darin irre machen. Jedes Kind wird am Ende der kleinen Strophe einen Halt machen, auch wenn kein Haltzeichen da ist; sie davon abzubringen, ist fast unmöglich, wie Rec. aus häufiger Erfahrung weiss. Warum nicht lieber eine Erzählung in Prosa? Ausserdem ist gerade in dieser, obgleich ihre Lebhaftigkeit Lob verdient, zu viel Witzeley, und der Stil nicht edel genug. Besser ist die Erzählung N. 21. Warum aber wird Karl, undeutsch, mit einem C geschrieben? Bey den lateinischen Namen der Monate hätten wir auch die deutschen gewünscht, so wie bey manchen Namen aus der Naturgeschichte. Die kleineren Erzählungen in Prosa, welche zuletzt folgen, sind unbedeutend, die längere dagegen, von Maria und Ludwig, ist sehr gut; sie stellt einen Knaben dar, welcher sich durch Treue und regen Trieb zum wohlhabenden Landmanne emporarbeitet, und es ist eine besondere Tugend an dieser Geschichte, dass das Glück nur mässig, auf die rechte Weise, nicht aber durch häufig ausgeworfenes Geld dem tüchtigen Willen zu Hülfe kömmt. Gegen das Ende wird sie jedoch zu kurz und bricht zu flüchtig ab; wir hätten gern alle die kleineren Geschichten vorher für ein besseres Ende dieser hingegeben. — Der Vf. sagt in der Einleitung selbst, dass er wenig auf die Unzahl kleiner, läppischer Erzählungen hält, die unsere Kinderbücher füllen. Es ist ein gar arges Unwesen damit unter uns getrieben worden. Nichts ist widerlicher und zugleich verderblicher, als den Kopf des Kindes mit solchen, zum Theil frazzenhaften, Bruchstücken zu füllen, statt seine Theilnahme an das Zusammenhängende zu knüpfen. Auf dem Zusammenhängenden in Theilnahme, Denken und Wirken ruht ja überhaupt die Tüchtigkeit rechter Männer, und das Abspringende gerade ist die Untugend unseres bisherigen französirten Geschlechtes gewesen. Warum die rechte Bildung nicht früh und in der Fibel schon anfangen? Das Leben giebt Buntheit und Unzusammenhang genug. Es ist Zeit, dass der elende Kindergeschichten-Unfug einmal getilgt und durch kräftigere Speise ersetzt werde, und alle Männer, denen die rechte Bildung des deutschen Volkes am Herzen liegt, müssen sich ernstlich dazu vereinigen. Rec. hat selbst sehr merkwürdige Erfahrungen über die verderblichen Folgen der gewöhnlichen Leserey unserer Jugend gemacht, und hofft bald eine Gelegenheit zu finden, darüber ein Wort der Zeit zu reden.

K. K. St.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## THEOLOGIE.

Berlin, b. Braun: *Über Gottesverehrung und kirchliche Reformen, mit besonderer Hinsicht auf die von Friedrich Wilhelm III. dem preussischen Ober-Consistorium abgeforderten Vorschläge zur Belebung eines ächtreligiösen Volkssinnes,* von D. *Jenisch.* 1803. 262 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Neuere Ereignisse führen auf ein älteres Werk zurück, dessen Inhalt ein zu grosses Interesse für die gebildeten Leser aller Stände hat, als dass nicht eine nachgeholte Anzeige desselben in unseren Blättern auf eine günstige Aufnahme rechnen sollte.

Der Unglaube in den höheren Ständen und die Gleichgültigkeit gegen die Religion in den niederen Volksclassen, welche eben so schnell als weit um sich greifen, haben beide bekanntlich einen sehr schädlichen Einfluss auf Sittlichkeit und Seelenruhe geäussert; und es kann daher nicht überflüssig scheinen, ernstlich auf Mittel zu deren Beschränkung zu denken. Viele, als tiefe Denker anerkannte, Gelehrte haben sich bemüht, die Ursachen und Wirkungen der religiösen Starrsucht, woran unser Zeitalter krankt, in das gehörige Licht zu setzen, und kräftige Mittel vorzuschlagen, um die schädlichen Folgen zu hemmen und der gesunkenen Achtung gegen Religion so viel als möglich aufzuhelfen. Zum letzteren Ziele kann man auf zweyerley Weise gelangen. Entweder man beweise *unwidersprechlich gewiss* die grossen Wahrheiten von Gott, Ewigkeit, und der Bestimmung des Menschen, Gott ähnlich in Gesinnungen und Handlungen zu werden; man überzeuge, dass dieses Leben nur die erste Stunde der Ewigkeit sey; und kann man diess: so wird, da die Religion von der Philosophie abhängig geworden ist, und die Mehrheit der Gebildeten lieber raisoniren als glauben will, sich die Achtung gegen den religiösen Cultus, vorzüglich wenn er edel und zweckmässig ist, von selbst allmählich wieder einfinden. — Oder man fange mit der Reformirung der kirchlichen Gebräuche, Ceremonieen und Ritualien selbst an, und ziehe die Zeitgenossen durch das hineingelegte Interesse zu den religiösen Andachtsübungen, öffentlich und privatim hin; und belebe, mittelst der dem sinnlichgeistigen Menschen so angemessenen Contemplation, statt der selten anwendbaren Meditation, den Sinn für göttliche Dinge, welche das Menschengeschlecht über sich selbst erheben, seinen Verstand erleuchten, sein Herz heiligen, und so den Menschen veredeln und beseligen können. — Wie dieser grosse Zweck jetzt unter den vorwaltenden Hindernissen vorzüglich in den protestantischen Ländern zu erreichen sey, — diess zu zeigen, ist die Absicht gegenwärtiger Schrift.

Wenn man muthmasslich das Resultat einer Schrift über Religion errathen will: so muss man die philosophischen Grundsätze des Vfs., wonach er, oft unbewusst, die Wahrheiten, wie der Geometer nach dem zum Grunde gelegten Massstab die Grössen, misst, recht genau kennen zu lernen suchen. Hr. *J.* hat im Geist (nicht im Buchstaben) der kritischen Philosophie über den vorgetragenen Gegenstand abgeurtheilt. Rec. rechnet ihn daher unter diejenigen Skeptiker, für welche, laut Vorrede zum Sendschreiben an *Spalding* „Über die Unentbehrlichkeit der Religion S. III, die *moralische Religion* zwar, als ein armseliges Anhängsel der Moral, nicht für hinreichend gilt, die aber das *angeborne Bewusstseyn* von Gott und Ewigkeit durch *religiöse Belebung* für hinreichend halten." Hr. *J.* glaubt, nach Anführung einiger Autoritäten, berechtigt zu seyn, der Vernunft eine klare Einsicht in den Inhalt religiöser Wahrheiten abzusprechen, und nur den Aussprüchen der Offenbarung überlassen zu müssen. In dem Sinn dieser Grundsätze muss man den Inhalt vorliegender Schrift deuten.

Er huldigt (S. 1 bis 16) dem hohen Werthe der christlichen Religion und deren Anstalten, welche keine Religionssecte kennt, um das Volk zu lehren, zu ermahnen und zu trösten. Mit Recht sagt er, dass, da so viele Millionen durch sie erleuchtet und geheiligt wurden, es auch allein durch sie in Zukunft am zweckmässigsten geschehen könne; woraus er folgert, dass man sie in ihrem Werthe aufrecht halten, und ihr durch zweckmässige Einrichtungen einen grösseren Einfluss verschaffen müsse. S. 13 zeigt er das Irrige der Meinung, das Volk dem moralischen Instinct zu überlassen. *Meiners* Geschichte des Mittelalters und die Schilderungen der Wilden in den Entdeckungsreisen geben die Belege dazu. Bedenklich ist ihm das Mittel (S. 15), die Moralität aus den Romanen und Komödien zu holen. Mit Recht ereifert er sich (S. 17) gegen diejenigen Philosophen, welche, ihren Principien zu Gefallen, den völligen Untergang der

Religion und des Cultus wünschen. Er fragt: „Also die religiöse Moral enthielte nur unreine oder durchaus falsche Bewegungsgründe zur Tugend? Nach ihren Grundsätzen wäre es unmöglich, ein wahrhaft guter Mensch zu seyn? Ein Mensch, nach der Lehre Jesu gebildet, könnte nur Heuchler oder Schwärmer seyn? Der aufgeklärte Gottesverehrer müsste nur — Undenker seyn? O ihr Knaben unter den Denkern, welche weder die Vorwelt, noch ihre Mitwelt und am allerwenigsten das menschliche Herz kennen, und nicht eine Spanne über die Grenzen ihres einseitigen Systems hinauszuschauen vermögen!" — Hierauf wird der höhere Gesichtspunct des Evangeliums angegeben, wobey der Vf. den vielsagenden Gedanken äussert, „dass nur die einfältigsten und erhabensten Geister im Stande zu seyn schienen, den wahren Werth der Religion in ihrer wahren Bedeutung und Wirksamkeit zu würdigen:" eine Äusserung, welche die Geschichte auf jedem Blatte bestätigt. Anfangs harmoniren Religion und Philosophie, dann entzweyen sie sich — und endlich, wenn die Afterphilosophieen schwinden, versöhnen und befreunden sich beide. S. 24 wird der nachtheilige Einfluss der jetztherrschenden Philosophieen auf die Religionsvorträge gezeigt. „Noch andere, heisst es, durch die gegenwärtige Verwirrung unter den Philosophen des Tages in ihrem eigenen Religions-Systeme irre gemacht, zweifelnd an der Wahrheit des alten, ungewiss über die Festigkeit des neuen, wissen kaum noch, was und wie sie predigen sollen. Aller edle Enthusiasmus für die Verkündigung der göttlichen Wahrheiten voll ewigen Heils erkaltet, erstirbt in ihrer Seele, und die Zuhörer verlassen den Ort, wo sie Belehrung, Trost und Ermunterung zu empfangen kamen, ohne alle Befriedigung für Geist und Herz." Nach diesem entwickelt der Vf. den Begriff der Liturgie, um die Mängel, sowie die dahin gehörigen Vorschläge zur zweckmässigen Verbesserung zu bemerken. Er eifert gegen die Unverständlichkeit, Trockenheit und Unerbaulichkeit der allerneuesten Predigten im philosophischen Stil, und hält es für gut, „alle sogenannte Transcendentalphilosophie aus dem Gebiete der Popularreligion und Sittenlehre zu verbannen."

Rec. fügt hinzu: Um diess zu bewerkstelligen, müsste man erst die Philosophie, zufolge welcher manche Geistliche so lehren und handeln, verbannen; dann würde ohne Zweifel eine andere Lehrmethode erfolgen. Aber welche geistliche oder weltliche Obrigkeit vermag hier etwas? Nur eine andere, dem Evangelium günstige Philosophie vermag diesem Übel zu steuern. Die Kritik behauptet, man müsse nur kategorisch den Willen zum Guten bestimmen; von Gott und göttlichen Dingen, von den Folgen der Handlungen in dieser und einer anderen Welt sehr wenig sagen, um nicht die *Autonomie* zu sehr zu fesseln. Aber eben deshalb drückt auch nach S. 66 „die modernen Kanzelredner kein anderes Gefühl so unselig, und hält einen so grossen Theil der Gebildeteren von der öffentlichen Gottesverehrung zurück, als das Gefühl der Einförmigkeit, der Ermüdung, der Interesselosigkeit — kurz der langen Weile. So schön, wahr und treffend die Schilderung der Mängel der Liturgie, und so zweckmässig die Vorschläge zur Abhelfung derselben sind: so wird doch, so lange die unsichtbare Religion, worauf der sichtbare Cultus hindeutet, nicht einen grösseren Werth bekommt, durch sie nichts gebessert. Führt feste Überzeugung von Gott und Ewigkeit nicht eine ungeheuchelte Achtung gegen Religion herbey, unter den Gelehrten und Gebildeten: so wird man eine verbesserte Liturgie als eine für *das Volk nur allein* sehr dienliche Medicin betrachten.

Was Hr. *J.* über die Einführung neuer Feste S. 69 bis 117, über die zweckmässige Benutzung der Begebenheiten in der Natur und Menschenwelt auf der Kanzel sagt, hat gar sehr grosse Schwierigkeiten. Das Evangelium nimmt hier die *Form der natürlichen Religion* an, welche dem grossen Haufen nicht angemessen ist. Beföhle die Obrigkeit etwas in diesem Punct: so würden die Christen nach dem alten Stil den Untergang der Religion prophezeihen und wegbleiben; die modernen Christen würden wie immer, *statt Theilnehmer*, *Zuschauer* bleiben, meinen, es wäre alles recht schön und gut, nur nicht *für sie*, und damit wäre es genug. — Geschichtspredigten und Naturreden setzen überdiess weit kenntnissreichere Zuhörer voraus, als gewöhnlich in der Kirche erscheinen. Die eifrigen Kirchengänger wollen Dogmatik haben. Was S. 156 von der Eindringlichkeit und Erhebung der katholischen Liturgie gesagt wird, erfuhr Rec. selbst. Aber die zurückkehrende Besonnenheit vertreibt, wie die höhersteigende Sonne, die frühen Nebel.

Bey allen trefflichen Erörterungen S. 156 bis 189 über die Form, den Inhalt und den Vortrag einer Predigt, vermisst Rec. doch eine feste Charakteristik derselben. Eine Predigt soll den Glauben an Gott befestigen, seine Gesinnungen gegen die Menschen deutlich machen, erklären, was wir in dieser und jener Welt zu hoffen und zu fürchten haben, und was wir endlich, um Gott wohlgefällig zu seyn, thun und lassen müssen. Die Form einer Predigt soll nicht demonstrativ-logisch (philosophisch-systematisch), sondern nach Jesu des Unübertroffenen Muster, Beyspiel, subjectiv-ästhetisch seyn. Der Prediger muss den bilderreichen Gedanken durch Declamation, Action, Anstand und Würde ein Interesse geben. Ein Kanzelredner muss in seiner Person den Scharfsinn eines Philosophen, die geregelte Phantasie des Dichters, die Darstellung des tragischen Schauspielers in sich vereinen, und alle an Ernst und Würde übertreffen. So wie das *Göttliche*, das Unendlicherhabene das Höchste ist: so muss auch die Darstellung desselben das Erhabenste seyn. Eine genauere Erörterung verdient, was S. 205 bis 250 über das Verhältniss der Philosophie zur geoffenbarten Religion gesagt wird.

Es ist sehr wahr, dass man der christlichen Religion nicht einmal hat Gerechtigkeit widerfahren lassen; dass es sehr gewagt ist, den Glauben an

Offenbarung, der einst solche herrliche Früchte trug, da mit Muthwillen zu vertilgen, wo er seine Herrschaft aufgeschlagen hat. Dass aber, nach Hn. *J.*, die Offenbarung, welche bey der Mehrheit des Menschengeschlechts eine feste Überzeugung begründete, dieselbe *auch immer nur allein*, selbst bey den Gebildetesten, werde erzeugen können, — das dünkt Rec. zu rasch geschlossen. Die Bibel hat allerdings den Mangel der Vernunftgründe ersetzt. Aber in dem grössten Theile der protestantischen Länder ist die Menschheit aus dem Paradiese des so beruhigenden Offenbarungs-Glaubens heraus. Die helleren Kenntnisse der Naturkräfte wehren gleich dem flammenden Cherub die Rückkehr zu ihm, weil er auf Wundern beruhet. Das so nothwendige Interesse an den hohen Wahrheiten des Evangeliums drängt die Gelehrten, an der Richtigkeit ihrer philosophischen Grundsätze Zweifel zu hegen, weil sie mit den erhabensten Lehren von Gott und Ewigkeit in *Disharmonie* stehen. Sie müssen statt der veralternden religiösen Form eine philosophisch-richtigere Methode zur Bewährung der Wahrheit aufsuchen. Da die intellectuelle Cultur den Rückgang in das mythische Zeitalter unmöglich macht: so müssen sie die Menschheit vorwärts durch höhere Verstandescultur zum Genuss des Wahren, Edeln, Guten und Schönen führen. Von einem so erleuchteten Philosophen, als Hr. J., ist es wohl so ernstlich nicht gemeint, dass, weil bis jetzt die Vernunft nicht hinreichte, mehr Zuversicht in göttlichen Dingen zu erhalten, es auch in der *Zukunft* nie *der Fall* seyn werde. Welch ein Schluss: weil *D'Alembert* diess behauptete, so werde man auch auf alle kommenden Zeiten das behaupten müssen! Das heisst dem Skepticismus zu Liebe alle Fortschritte in philosophischen Kenntnissen wegleugnen wollen. Doch es ist sehr gewöhnlich, dass die Philosophen ihr System für das *non plus ultra* der menschlichen Weisheit halten. — Was Hr. J. von Hn. *Reinhold* sagt, zeigt, dass er selbst stehen blieb, während dieser weiter ging, und dass jetzt in einem Decennio so viel Fortschritte in der Speculation gemacht werden, als ehedem in einem Jahrhundert. Der S. 216 citirte Satz von *St. Evremont*: „Nie wird das Volk mit Eifer an Gott glauben, wofern ihr es ihm nicht gestattet, es mit einiger Beymischung von Aberglauben zu thun," heisst nach Rec. Exegese so viel: Ein fehlerhaftes System in subjectiv-ästhetischer Hülle, das Wahrheit begründen soll (Religion), ist besser als gar keines haben und Skeptiker seyn. Dem Volke ist weit eher mit Aberglauben als Unglauben gedient. Was S. 219 über den nothwendigen Zusammenhang der Dogmen von Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit mit den moralischen Belehrungen gesagt wird, zeigt den philosophischen Wankelmuth des Hn. *J.*, der keinen bestimmten Entschluss fassen kann, im hellesten Lichte. Daher die Aufstellung solcher unbestimmter Sätze über das Verhältniss der Dogmen zur Sittlichkeit. Sie beruhen sämmtlich auf einem bodenlosen Grunde. Er nähert sich S. 223 der Auflösung der aufgeworfenen Fragen durch den Satz, dass laut Zeugniss der Geschichte das Christenthum offenbar seine eigenthümlichsten, wesentlichsten und umfassendsten Wirkungen vielmehr durch seine Dogmatik als durch seine moralischen Vorschriften hervorgebracht habe. Anstatt nun diesem sehr richtigen Fingerzeig zu folgen, macht er sich als Kants Schüler den Einwand, *das hätte nicht so seyn sollen.* Die Evidenz der Offenbarung in Hinsicht auf Gott und Ewigkeit sey *zu drückend* für die reine Sittlichkeit. *Kant* bezieht diesen Satz, den er vielleicht aus *Hugo Blairs* Predigten entlehnte, auf seine aufgestellten Paralogismen und Antinomieen. Aber wenn auch die stärksten Gründe in der Philosophie und Religion das Daseyn von Gott und Ewigkeit beurkunden werden: so wird der vernünftigsinnliche Mensch, der *die sinnliche Evidenz* nur allein, wie *die geometrische Demonstration*, für untrüglich hält, doch nie zur apodiktischen Gewissheit jener so theuern Wahrheiten gelangen, dass sie einen schädlichen Einfluss auf die Sittlichkeit haben könnten. Rec. fügt hier nur hinzu: Die durch die *kantische* Vernunftkritik zu tief gedemüthigte Vernunft muss erst wieder den Rang erhalten, der ihr gebührt, dann werden deren Aussprüche auch mehr Ansehn und Gewicht bekommen; dann wird die praktische Philosophie eine andere Ansicht erhalten; und indem sie die kategorische auf sich selbst beruhende Reinheit zu verlieren scheint, an Würde und Einfluss auf die Gemüther gewinnen. Die Wahrheit muss im logischen Gewande eben eine solche Macht über die gebildetere Menschheit zu Gunsten der Sittlichkeit äussern, als sie in religiöser Hülle, in der sie unerschütterlich, wie die sinnliche Evidenz auf Offenbarung beruhete, schon sehr oft geäussert hat. Rec. däucht, dass alle Zeichen der Zeit darauf hindeuten. Der Hn. *J.* eigene Scharfsinn führt ihn weit über den Geist der Vernunftkritik hinaus. „Er sieht (S. 230) die unserem Geiste ursprünglich aus *seiner allgemeinen Erkenntnissform hervorgehende* Idee von Gott" (die Identität der göttlichen und menschlichen Vernunft, nach Rec. Meinung die Grundlage aller Religion und Metaphysik) „für das erhabenste und dankenswertheste aller Gnadengeschenke der Gottheit, die Menschennatur für ihre eigenthümliche Offenbarung an uns, an." — „Durch diese einzige Idee geht der Mensch über Sinnlichkeit und Erfahrung, über die Vernunft, über sich selbst hinaus; durch sie steigt er, wie mit einem ungeheueren Sprunge, um Millionen Stufen höher von dem Standpuncte, den er eigentlich durch seine Beschränktheit in der Reihe der geschaffenen Wesen einnimmt; durch das Geschenk dieser Idee viel mehr noch, als durch die moralische Freyheit (die nach Rec. Folge jener *ὁμοιουσία* der göttlichen und menschlichen Vernunft ist), hat uns die Gottheit, um mit dem kühnen, von dem Apostel Jesu Christi selbst gebilligten Ausdruck eines griechischen Dichters zu reden, als Wesen ihres Geschlechts gestempelt; durch sie ist einer endlichen Natur das Maximum aller Dinge gegeben; wie könnten wir das Unendliche anders als endlich erkennen?

Alle unsere Begriffe und Worte davon, Alles, was wir intellectuell und moralisch von der Gottheit prädiciren, sind, wie der grosse *Baco von Verulam* sich erhaben ausdrückt, nur eben soviel Interjectionspartikeln und Bewunderungsausrufe, wodurch wir unser Erstaunen über jenes geahnete Maximum zu erkennen geben. Ihr könnet allen Inhalt dieser Idee vernichten, rein vernichten; aber die Idee selbst ist unzerstörbar: denn sie drückt nicht, wie ein bestimmtes Wort, einen in sich selbst vollendeten Sinn oder Begriff aus, sondern sie verknüpft nur, wie eine Bindungspartikel, das Endliche mit dem Unendlichen. Das einzige Mehr als Menschliche an dem Menschen ist die Idee der Gottheit."

Hr. *J.* zweifelt, dass es den Hnn: *Bardili* und *Reinhold* gelingen werde, die Realität der übersinnlichen Erkenntniss in dem dogmatischen Sinne des Wortes zu retten. So könnte es ja doch wohl möglich seyn, dass ein durch die Vernunftkritik herbeygeführter, aber *sehr geläuterter* Dogmatismus, den die Vernunft mehr bedarf, und der ihr gedeihlicher ist, als der Skepticismus, durch das vereinte Bemühen aller ächten Denker emporkommen und herrschend werden möchte. Es ist also von Hn. *J.* eben nicht philosophisch gesprochen, wenn er das Nichtgelingen eines solchen veredelten Dogmatismus zum Voraus demonstriren will. Wäre diess wirklich wahr, und bliebe wirklich *das für die Moralität so vermeinte vortheilhafte Helldunkel der Überzeugung von Gott und Ewigkeit:* so prophezeihet Rec. allen noch so gründlich gethanen Vorschlägen zu kirchlichen Reformen wenig oder gar keinen Erfolg. Der Vf. fährt aber S. 232 fort: „Unterdessen ist es ein Beweis von der Wiederkehr unserer deutschen Philosophie zur Besonnenheit, dass man wieder anzufangen scheint, auch auf das Intellectuelle in der Idee von Gott Rücksicht zu nehmen und Werth zu setzen. Hiedurch kann sich die bardilische Philosophie allerdings einst wesentliche Verdienste erwerben."

Soll für die am Verstande Gebildeten Achtung und Zuneigung für Religionswahrheiten entstehen: so muss es durch logische Verkettung der Wahrheit geschehen. Blosse Belebung der Grundgedanken, d. h. Erbauung, ist nur in solchen Gemeinden möglich, wo jeder, wie z. B. bey den Herrnhutern, den lebendigen Glauben an die vorkommenden Lehren schon *mitbringt:* hier kann auch der Laie mit wenigen Worten eine Erhebung des Herzens bewirken; allein dort ist sie nicht hinlänglich, jene Belebung, wo der Zuhörer *ungläubig* oder wenigstens *zweifelnd* hinkommt. Wäre der Kanzelredner beredt wie *Jerusalem*, und eindringend wie *Fenelon:* so würde höchstens Bewunderung des Rednertalents, aber keine Rührung, seelenerhebende Erbauung entstehen. Daher trotz der vielen gebildeten Redner unter den Geistlichen gegen ehemals, doch die Kirchen auch bey den beliebtesten Predigern leerer werden. Was die arbeitende Volksclasse betrifft: so wird zwar wohl aus Mangel an Zeit *im Alter* und an fehlender Geistesbildung in der *Jugend* die religiöse Form immer zur Belebung des Sinnes für Wahrheit und Sittlichkeit dienen müssen. Aber durch Nachahmung der *Irreligiosität* unter den gebildeteren Ständen ist der Geist der Überzeugung aus der Offenbarungshülle grösstentheils entflohen. Die Autorität des Predigers, der nach Hn. *J. aus einer Person zur Sache ward*, ist ein eben so misslicher als zweydeutiger Ersatz. Die Gelehrten und Gebildeten werden erst dann dem Predigerstande die gehörige Achtung und das nothwendige Zutrauen verschaffen, *wenn sie ihn als Lehrer der untrüglichsten, edelsten* und *erhabensten Wahrheiten ansehen* und *als solchen ehren.*

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Berlin*, in der Realschulbuchhandlung: *Glaubensbekenntniss Sr. Königl. Hoh. des Prinzen Friedrich Wilhelm Kronprinzen von Preussen nebst den bey der Confirmation S. K. H. gesprochenen Reden*, herausgegeben von Dr. *Fr. Sam. Gottfr. Sack*, königl. Hofprediger, Oberconsistorial- und Kirchen-Rath. 1814. XXXII und 35 S. 8. (8 gr.)

Man muss diese Schrift als eine Beschreibung derjenigen Feyerlichkeit betrachten, in welcher der Kronprinz von Preussen unter die thätigen Bekenner des Christenthums aufgenommen ist, und als solche wird sie nicht nur für jeden preussischen Patrioten ein hohes Interesse haben, sondern man wird auch die Art, wie diese Feyer veranstaltet worden ist, und die dabey gesprochenen Reden höchst zweckmässig und wahrhaft erbaulich finden. Das Interesse wird noch erhöht, wenn man annimmt, was der würdige Herausgeber versichert, dass das Glaubensbekenntniss, welches der Prinz bey dieser Gelegenheit abgelegt hat, von ihm selbst eigenhändig aufgesetzt, und nur in einzelnen Ausdrücken von dem Lehrer geändert worden ist. Denn dann kann die Unvollständigkeit desselben, dass z. B. der praktische Theil der Religionslehre nur bey den einzelnen Glaubensartikeln angedeutet, nicht absichtlich ausgeführt ist, nicht weiter befremden; man wird sich vielmehr darüber, dass das Wesentliche des christlichen Glaubens trefflich ausgehoben, und in einer recht herzlichen Sprache, ja im Tone der festen Überzeugung und eines tiefen Religionsgefühls vorgetragen ist, innig freuen, und dem Lande Glück wünschen, in welchem der, welcher berufen ist, es einst, wenn gleich erst nach vielen Jahren, zu beherrschen, auf solche Weise und mit so sichtbar gesegnetem Erfolge in der Religion unterrichtet worden ist.

In der kraftvollen, vielleicht aber doch etwas zu wortreichen Zueignung spricht der Herausgeber zu dem Prinzen mit der wahren Würde des Religionslehrers und mit Zutrauen zu dem Religionsgefühl und den übrigen trefflichen Eigenschaften seines erhabenen Schülers.

Dfr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *THEOLOGIE.*

Berlin, b. Braun: *Über Gottesverehrung und kirchliche Reformen, mit besonderer Hinsicht auf die von Friedrich Wilhelm III dem preussischen Ober-Consistorium abgeforderten Vorschläge zur Belebung eines ächtreligiösen Volkssinnes*, von D. *Jenisch*, u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Rec. stimmt Hrn. *J.* mit vollem Herzen bey, wenn er sagt: „Durch Kants unaufhörliche Protestationen über die gänzliche Leerheit des speculativen Theils in der Idee von Gott, und durch die ausschliessende Berücksichtigung des moralischen, wird offenbar, selbst gegen Kants erklärte Absicht und (sehr unrichtig hinzugesetzt) im Widerspruch mit dem Geist seiner ganzen Philosophie, die für die Religion entehrende Ansicht der religiösen Dogmen begünstigt, nach welcher sie bloss und einzig als Überredungs-Mittel zum Guten, und als Abschreckungs-Mittel vom Bösen betrachtet und behandelt werden, mithin für nichts mehr und nichts weniger gelten, als für armselige Nothbehelfe, die Menschen zu der Ausübung der Pflichten der Gerechtigkeit und der Menschenliebe zu bewegen. Wie herabwürdigend für die Menschheit, sich von den Höhen des Himmels herab Bewegungsgründe zum Guten, sich aus den Tiefen der Hölle herauf Gründe des Abscheus vor dem Bösen zu holen! Wie herabwürdigend für die Religion, sich zu einem dürftigen, die Moral selbst entehrenden, ja gewissermassen sie vernichtenden Angehänge der Moral zu machen!

In sofern Hr. *J.* mit *Kant* die vermeinte Unabhängigkeit der Moral von den Dogmen annimmt, so behauptet er etwas der Erfahrung Widersprechendes, aus Vorliebe zu der durch den Kriticismus gangbar gewordenen, aber unrichtigen Idee, dass die Moral in der Ausübung auf sich selbst beruhen, und keinen sogenannten theoretischen Bewegungsgrund entlehnen müsse. Aber auf der anderen Seite zeigt der Vf. die falsche Richtung der Aufklärung in Philosophie und Religion. Als Luther den Protestantismus hervorrief, und den Satz aufstellte: Prüfet alles und behaltet das Beste: so dachte er wohl nicht an *die weite Ausdehnung* dieses Satzes. Er wollte die Religion nicht zur Magd der Philosophie machen, sondern ihr nur das Amt gönnen, das Evangelium Jesu von den späteren Zusätzen zu reinigen, und in seiner wahren Gestalt zur Beseligung und Heiligung der Christen darzustellen. Nicht Alles that der Reformator, sondern liess viel für seine Nachfolger zu thun übrig. Trotz der zanksüchtigen Periode im XVIIten Jahrhundert, hatten die protestantischen Theologen treffliche Fortschritte im Bibelstudium gemacht. Der Geist des lauteren Evangeliums wehete in den Schriften eines *Jerusalem* und vieler ihm ähnlicher Männer. Aber zum Unglück hatte die Philosophie sich zur obersten Behörde der Wahrheit constituirt, *als sie selbst sehr mangelhaft und entfernt von der Begründung der Wahrheit war.* Es war Sitte, zuerst Philosophie zu studiren — und dann zur Theologie überzugehen — und diese nach jener zu modeln. Der Schade wäre so gross nicht gewesen, wenn *Leibnitzens* erhabene Intellectualphilosophie herrschend geworden wäre. Aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing *Lockes* und *Condillacs* und ähnlicher Männer philosophischer Empirismus und Materialismus in den philosophischen und religiösen Schriften — auch unter den Deutschen an, sich einzuschleichen, — und verwischte, trotz der besseren Exegese und vervollkommneten Theologie, *den ächten Geist des Urchristenthums.* Das, was mit jenen Systemen (die Antipoden des Evangeliums) nicht harmonirte, ward als *temporell* ausgemerzt, und das Übriggebliebene für jetzige Zeitalter *praktisch* gedeutet. Man erinnere sich an *Bahrdts* und *Steinbarts* Schriften. Nun trat der Generalskepticismus der Vernunftkritik mit den erfundenen Paralogismen und Antinomieen auf — *und Skepticismus in Philosophie und Religion nahmen überhand.* Man reformirte so lange, bis nichts mehr weder von der Form noch dem Inhalt des Evangeliums übrig blieb. Doch schon scheint es Rec., als wenn man, wie in den politischen, so in religiösen Dingen von den Extremen zurückkehrte. Als Durchgang zu Etwas Besserem bleibt auch dieser Gang der Aufklärung in seinem Werth; dessen Würdigung aber das jetzige Zeitalter der Nachwelt überlassen muss.

Das Glaubensbekenntniss, S. 234—241, harmonirt ganz mit des Vfs. philosophischer Denkungsart, und ist gewiss von grossem innerem Werthe. Der Offenbarungsgläubige, der es von ihm mit Würde hersagen hörte, würde gewiss gerührt und erbaut werden. Die Anzahl derselben möchte aber nicht eben sehr

groſs ſeyn. Ob aber *die Bezweifler* und *Ungläubigen der Offenbarung*, auf *ſein Wort*, ohne *philoſophiſche Begründung* deſſelben die darin enthaltenen Wahrheiten für unbezweifelt gewiſs annehmen würden, das ſcheint Rec. noch ſehr zweifelhaft. Wenn er S. 241 ſagt, „die Idee von Gott bedürfe nicht ſowohl Beweiſe, als Verdeutlichung“: ſo kommt es auf den damit verknüpften Sinn an. Die aufgeſtellten Grundſätze müſſen bewieſen werden, zu weiteren und wahren Folgerungen führen, die ſo evident ſind als jener Grundſatz. Dahin ſoll und muſs es in Philoſophie und Religion, als den Führerinnen zur Wahrheit, kommen; und Rec. ſetzt mit groſsem Bedacht hinzu: Dasjenige, was jetzt als beliebig und zweifelhaft hingeſetzt wird, das da ſeyn und nicht ſeyn kann, muſs gerade das *Wahrſte* und *Gewiſſeſte* werden, nämlich Gott, Vorſehung, Gottähnlichkeit der Vernunft, die daraus hervorgehende Fähigkeit zur Wahrheit und Sittlichkeit und Beſtimmung zur Ewigkeit.

Es iſt eine philoſophiſche Keckheit, wenn Hr. *J.* zu verſtehen giebt, „*es ſey keine ſicherere Beweisart als die ſeinige*;“ dieſe wäre deſshalb die wahrſte, weil doch nun einmal die Vernunft, wie ſie nämlich in der Vernunftkritik von *Kant* mit ihren aufgedeckten Schwächen daliegt, nicht anders ſey und je ſeyn werde; man müſſe ſich dabey beruhigen. — Rec. meint, daſs man bald zu der Einſicht gelangen werde, daſs die *Religion die Wahrheit früher in Bildern* als *die Philoſophie in deutlichen Begriffen* gehabt habe; daſs *dieſe* aus *jener* ſich werde *orientiren* müſſen, wie die *äſthetiſche Kritik* aus den *Meiſterwerken* des *Schönen und Erhabenen*; daſs dann eine erhabenere und feſtere Anſicht von den intereſſanteſten Wahrheiten, welche dem Geiſt und dem Herzen der Menſchen das unentbehrlichſte Bedürfniſs in dieſem Leben ſind, unter den gebildeten Ständen und durch *deren Beyſpiel* unter den niederen Volksclaſſen den Vorſchlägen zur Verbeſſerung des religiöſen Cultus mehr Eingang verſchaffen werden, als jetzt, wo die religiöſe Starrſucht noch unter der Mehrheit herrſcht. — Indeſs wird Hr. *J.* für dieſe Schrift, welche tiefdurchdacht und mit Wärme, wenn auch mitunter etwas zu anzüglich, geſchrieben iſt, ſich den Dank aller ächten Religionsfreunde, wenn ſie auch nicht in allen Puncten ihm beyſtimmen können, erworben haben. G. B. G.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Blicke in den Geiſt des Urchriſtenthums*, von *Ant. Theod. Hartmann*, Prorector des Friedrichs-Gymnaſium zu Herford. 1802. XLII und 276 S. 8.

Der Vf. will hier „allen aufgeklärten Freunden der früheſten Geſchichte des Chriſtenthums eine Reihe exegetiſch-hiſtoriſcher Abhandlungen übergeben, die das Reſultat eines unbefangenen, oft wiederholten Nachdenkens und die Frucht eines ſorgfältigen und aufmerkſamen Studiums der Bücher des A. und N. T. und der vorzüglichſten Schriftſteller der 3 erſten Jahrhunderte ſind.“ In der erſten Abhandlung: „*Hat ſich Jeſus für den von Gott verheiſsenen Meſſias wirklich gehalten, oder hat er ſich bloſs nach den Erwartungen ſeiner Zeitgenoſſen accommodirt?*“ bemüht er ſich, durch beſtändige Hinweiſungen auf die herrſchenden Hoffnungen zur Zeit der Geburt Jeſu, auf den individuellen Charakter deſſelben und ſeine eigenen unumwundenen Äuſserungen, wahrſcheinlich zu machen, daſs Jeſus ſich für den von Gott durch die Propheten verheiſsenen Meſſias wirklich gehalten, und ſucht gegen *Eckermann* zu beweiſen, daſs Jeſus die in dieſer Hinſicht angeführten Stellen aus dem A. T. als eigentliche Weiſſagungen auf ſeine Perſon vorgebracht habe. Mit dieſer Abhandlung ſteht die zweyte: „*Über die Wiederkunft Chriſti zum Weltgerichte und die aus dieſer Lehre entſtandenen Erſcheinungen und Träumereyen*,“ in der engſten Verbindung, und macht gleichſam den zweyten Haupttheil von ihr aus. In dieſer wird behauptet, „daſs Jeſus mit völliger Übereinſtimmung ſeiner Seele, und alſo nicht uneigentlich und figürlich, verſprochen habe, er werde noch während der lebenden Generation als Meſſias und Richter der Welt im hehren Glanze eines himmliſchen Königes wiederkommen und ſein neues Reich antreten u. ſ. w.“ — Daſs Jeſus ſich für den wahren Meſſias gehalten habe, davon iſt Rec., und, wie er glaubt, die meiſten Leſer dieſer Schrift, vollkommen überzeugt. Es wäre alſo wohl nicht nöthig geweſen, dieſes hier nochmals ſo ausführlich zu beweiſen. Daſs er aber *alle* aus dem A. T. angeführten Stellen als Weiſſagungen auf ſeine Perſon vorgebracht habe, davon konnte ſich Rec. zufolge der jüdiſchen Dialektik u. ſ. w. bis jetzt nicht überzeugen; am wenigſten davon, daſs er mit völliger Übereinſtimmung ſeiner Seele geglaubt habe, er werde noch während der damaligen Generation, mit vielen Engeln begleitet, perſönlich wiederkommen u. ſ. f. Daſs die Apoſtel und erſten Chriſten dieſe Meinung hegten, iſt völlig gegründet. Auch dieſer Beweis hätte *gegenwärtig* weniger Wortaufwand erfodert. Doch damit nicht dem Vf. ein's und das andere hievon als bloſser Machtſpruch (S. XII) erſcheine: ſo wollen wir dieſe beiden Abhandlungen einer näheren Prüfung unterwerfen.

Um zu beweiſen, „*Jeſus habe ſich wirklich für den Meſſias gehalten*,“ hätte der Vf. ſich nicht auf das berufen ſollen, was uns Matth. I. II, und Luk. I. II erzählt wird. Die Urſachen findet der Vf. z. B. in der von ihm S. XVIII berührten *Allg. Biblioth. der neueſt. theol. Lit.* B. V St. 1 S. 130 ff. und in *Schmidts Repertor. f. d. Lit. der Bibel.* St. I. II. — S. 39. Jeſus ſagte Joh. III, 13 nicht ſo zum Nikodemus: „Niemand iſt in den Himmel geſtiegen, als der vom Himmel herabkam, der Menſchenſohn, der vom Himmel abſtammt,“ — ſondern: „es fährt Niemand gen Himmel; auſser der, welcher vom Himmel kam, der Menſchenſohn, der im Himmel iſt (ὁ ὢν ἐν τῷ οὐρανῷ).“ Was ſoll das heiſsen? Iſt es eigentlich oder figürlich zu verſtehen? — Und ſo konnte er denn ſagen VII, 28: κἀμὲ οἴδατε ... οὐκ οἴδατε. 29: Ἐγὼ οἶδα αὐτὸν .. VIII, 23: ὑμεῖς ἐκ τοῦ κόσμου ... τούτου. Von ſeinen Jüngern hingegen ſagte er Joh. XV, 19: ἐκ τοῦ κόσμου οὐκ ἐστέ. XVII, 16: ἐκ τοῦ κόσμου οὐκ εἰσί, καθὼς ἐγὼ ἐκ τ. κόσμου οὐκ εἰμί. Iſt hier nicht von einer-

ley Abstammung die Rede? Heisst es daher VIII, 58: πρὶν Ἀβραὰμ γενέσθαι, ἐγώ εἰμι: so ist das doch ebenfalls *figürlich* zu nehmen. Oder wollte Jesus auch das von seinen Jüngern prädiciren, was er von sich prädicirte? — S. 43. Wenn es Joh. I, 52 heisst: „ihr werdet von nun an den Himmel offen und die Engel Gottes auf den Menschensohn auf- und niedersteigen sehen:“ — ist diess nicht bildlich zu verstehen? Tritt nicht derselbe Fall Joh. VI, 35 ein, wo es heisst, Jesus sey das Brod des Lebens? Oder V. 46, er habe den Vater gesehen? Oder V. 53, man solle das Fleisch des Menschensohnes essen, und das Blut desselben trinken? Und so konnte er denn sagen Joh. XIV, 9: wer mich siehet, der siehet den Vater; 10: der Vater ist in mir, und ich bin im Vater; und XVII, 21: Ἵνα πάντες ἓν ὦσι· καθὼς σύ, πάτερ, ἐν ἐμοί, κἀγὼ ἐν σοί, ἵνα καὶ αὐτοὶ ἐν ἡμῖν ἓν ὦσιν. Wollte hier wieder Jesus dasselbe von seinen Jüngern prädiciren, was er von sich prädicirte? Endlich wenn Jesus Joh. XVI, 12 sagte: Ἔτι πολλὰ ἔχω λέγειν ὑμῖν, ἀλλ' οὐ δύνασθε βαστάζειν ἄρτι —: war das nicht Accommodation? Vgl. ferner V. 25. 29. Matth. XIII, 10—17 mit Joh. XIV, 23—26. — Man gehe nur auf beiden Seiten nicht zu weit. Accommodationen liegen offenbar vor; aber man denke nur nicht überall an solche. Jesus fand sich durch das alte Testament beglaubigt, die Jünger und besonders die ersten Christen fanden dieser Nachweisungen noch weit mehr; dass aber Jesus und seine Apostel schlechterdings *alle* Stellen, worauf sie sich berufen, als Weissagungen auf den Messias, und sogar auf Jesus von Nazareth, angesehen haben sollten, lässt sich nicht erweisen. — Überhaupt dürften Untersuchungen der Art noch etwas zu früh kommen. Über die Entstehung der drey ersten Evangelien z. B. sind wir noch nicht ganz im Reinen. Wir wissen noch nicht gewiss, was vom Matthäus herkommt; was spätere Zusätze und wirkliche Aussprüche Jesu sind u. s. w. — Was der Vf. in der Zugabe S. 82 unten und S. 83 sagt, wünschten wir der obigen Bemerkung zufolge grösstentheils hinweg.

Wir kommen zur zweyten Abhandl.: *Über Christi Wiederkunft, Gericht* und *Todtenerweckung*. Hielt sich Jesus für den Messias: so musste er auch wohl in diese jüdischen Vorstellungen eintreten, musste das von sich verkündigen, was man von dem Messias erwartete. Dass Jesus oft bildlich sprach, ist oben gezeigt worden; dass er sich oft zu der Fassungskraft seiner Zuhörer herabliess (accommodirte), kann gleichfalls nicht geleugnet werden. Wie viel endlich Jesus von dem aussprach, was ihn der Vf. S. 88 ff. aussprechen lässt, muss erst noch untersucht werden. Matth. XIII, 24—43 sendet der Menschensohn bloss seine Engel aus, um gute und böse Menschen von einander zu sondern. C. XXV, 31 ff. nimmt der Menschensohn diese Sonderung in eigener Person vor. C. XXIV, 31 werden wieder bloss die Engel ausgesandt, um die Auserwählten zu versammeln. Was kommt von dem, was Matth. XXIV und XXV erzählt wird, beym Markus, Lukas und Johannes vor? — Matth. XXVI, 64 heisst es gar: ἀπ' ἄρτι ὄψεσθε τὸν υἱὸν τ. ἀνθρ. καθήμενον ἐκ δεξιῶν τῆς δυνάμεως, καὶ ἐρχόμενον ἐπὶ τῶν νεφελῶν τοῦ οὐρανοῦ. Vgl. Joh. I, 52. Wann verkündigte also Jesus nach den Stellen des N. T. seine Wiederkunft und das Gericht? Und was verstand Er unter diesen Ausdrücken? — Jesus kündigte offenbar die Zerstörung Jerusalems an. Er knüpfte sie und konnte sie (Matth. XXVI, 64) an seine Erscheinung anknüpfen. Er kündigte sie aber natürlich unter solchen Bildern an, die messianisch waren oder dafür gehalten wurden; unter anderen konnte er sie nicht ankündigen. Er musste sich dabey doch wohl auf die Aussprüche des A. T. stützen?! Aber er kann Matth. XXIV und anderwärts nicht an Jerusalems Zerstörung gedacht haben; sehr viele Stellen passen nicht auf die nachherige Geschichte u. s. w. —: wer darf so schliessen? Wer sagen wollen: „die unbedeutenden Kriege (S. 99), welche man im *Josephus* aufsucht, können doch wahrlich hier (Matth. XXIV) nicht gemeint seyn!“ Denn wer hiess uns auch, das zu thun?! Matth. XXIV, 29 findet man Jes. XIII, 10 und anderwärts im A. T.

Mit der dritten Abhandlung: „*Aus welchem Gesichtspuncte hat man die Wunderthaten Christi und der Apostel zu betrachten?*“ — ist Rec. am wenigsten zufrieden. In der Vorrede dazu S. XXIII ff. wird mit Hn. D. *Augusti* gezankt, dass derselbe in seiner theologischen Monatsschrift Heft VII (J. 1801), ohne an den „*musterhaften*“ (?) Commentar von *Paulus* „sonderbar genug!“ und an die natürliche Geschichte (ja wohl!) des grossen Propheten von Nazareth zu denken, die Wunder des N. T. natürlich zu erklären, unter folgendes, gewiss sehr treffendes, Schema brachte: durch den Blitz wurden aufgeklärt ...., durch den Donner zerschmettert ...., durch Erdbeben verschüttet .... Weil des Vfs. Ansichten in dieses Schema nicht passen: so wird sich eben Hn. *Augusti's* Erfindungsgeist, wie es S. 25 heisst, nicht sehr zu incommodiren brauchen, um eine neue Rubrik dafür aufzufinden. Sollte er es der Mühe werth halten: so wird er diese Ansichten, ohne sich viel zu besinnen, etwa unter folgende Rubrik eintragen: von der Natur wurden verschlungen .... Man kommt freylich immer am leichtesten davon, wenn man sagt, dass da, wo bisher alle Menschen Wunder sahen, gar keine zu sehen und zu hören seyen, dass sogar Referent keine daselbst erzählen wolle (die Hermeneutik hat ja hier keine Stimme!). Doch wir geben einige merkwürdige Proben, wie der Vf. die Wunder *naturalisirt*. Joh. I, 47 ff. Beym Anblicke Nathanaels sprach Jesus: das ist ein ächter Israelit u. s. w.! Nathanael, der das hörte, fragte: woher kennst du mich? Als ihm Jesus antwortete: noch unter dem Feigenbaume erblickt ich dich u. s. w.: so rief dieser aus: du bist Gottes-Sohn. „Als wenn hier nicht Alles (?) in der Ordnung gewesen wäre!!“ — Was soll man nun vom Referenten und noch mehr von Jesus halten, dass er z. B. sagen konnte: μείζω τούτων ὄψει. — Joh. II, 1 ff. „Über die angebliche Verwandlung des Wassers in Wein zu Kana in Galiläa würde ich kein Wort hersetzen, weil ich in dem *Texte* des Johannes selbst nicht den geringsten Grund (?! Vgl. V. 9—11)

zur Annahme eines solchen Wunders finde, wenn ich nicht glaubte für Andersdenkende folgende kurze Anmerkung hier einschalten zu müssen." Die unverheyratheten Freunde des Bräutigams pflegten am Hochzeittage ein Geschenk an Öl und Wein darzubringen. Als der Wein auf die Neige ging, erinnerte Maria ihren Sohn an diese seine Schuldigkeit. „Gute Mutter (γύναι?), erwiederte Jesus, mache dir keine vergebliche Unruhe (τί ἐμοὶ καὶ σοί?), ich werde, wenn es Zeit ist, gewiss nicht zurückebleiben." Jesus liess nun (als Gast?) die Krüge mit Wasser anfüllen (wozu?), und befahl zu schöpfen, nicht *aus* den Krügen (natürlich!), worin Wasser war, denn diese hatte er ja schon anfüllen lassen (nach dieser Bemerkung müsste es oben heissen: „*in die Krüge*;" folglich ist dieser Zusatz überflüssig), sondern aus einem mitgebrachten, mit Wein angefüllten, Schlauch oder Fässlein, dessen Ort er den Dienern näher bezeichnete. — So muss wohl Jesus die Augen des Johannes *durch ein Wunder* gefesselt haben, dass sie dieses Fässlein nicht sahen, oder den Wein in den Krügen, *der vorher Wasser gewesen war*, V. 9 mit dem Wein im Schlauche verwechselten! — — Joh. IV. „Eine Samariterin hält Jesum desswegen für den Messias, weil er von ihrem ganzen Lebenslauf unterrichtet war." — Matth. VIII. Jesus streckte die Hand nach dem Aussätzigen aus, berührte ihn und sprach: ich wills, werde rein! „*Nicht lange* (εὐθέως) nachher ward er von seinem Aussatze gereinigt." — V. 15 „befreyte Jesus die Schwiegermutter des Petrus vom Fieber, indem er ihre Hand berührte, — welches Berühren der Hand höchst wahrscheinlich (?!) als das Erste statt der übrigen Heilmittel, welche er versuchte, gesetzt ist."

Die Abhandlung: „*Wie bildeten die Apostel die Lehre von dem Versöhnungstode Christi aus, und welche Vortheile leiteten sie von demselben ab?*" ist eine von den besseren. Rec. fand aber wenig oder nichts Neues in derselben. Alles diess gilt von der letzten Abhandlung: „*Die reine und erhabene Lehre Christi im Gegensatz gegen die verderbten und unlautern Grundsätze der Pharisäer.*" Die Pharisäer waren nicht alle von gleichem Schlage, wie uns schon Nikodemus belehrt. Auf die nichtswürdigen unter ihnen passt der Titel „*Orthodoxen*" S. 247 nicht; lieber möchten wir sie *Neologen* und jüdische *Jesuiten* nennen. Gerade mit einem „*glühenden Feuereifer*" dürfte sich ihnen Jesus nicht widersetzt haben, so oft sich nur irgend eine Gelegenheit dazu darbot. Vgl. Matth. XII, 14 ff. Luk. IX, 51 — 56.

Im Ganzen ist der Vf. etwas zu weitläuftig. Wir haben das Zutrauen zu seiner Gelehrsamkeit, dass er etwas Vorzügliches liefern könnte, wenn er seine Abhandlungen mehr feilen und davon wegschneiden, besonders aber wenn er weniger schreiben und mehr lesen wollte. — Noch verdient erwähnt zu werden, dass der Verleger diese Schrift recht niedlich ausgestattet hat. Das Papier ist schön, und der Druck, obgleich nicht ganz fehlerfrey, doch geschmackvoll.

mnop.

## KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Sulzbach*, b. Seidel: *Josias, seu de restituendo dei cultu sistendaque templorum fuga ad principes oratio*, conscripta a *Maxim. Frid. Scheiblero*, Past. ad aed. Ev. luth., quae est Montisjovii etc. 1814. 80 S. gr. 8. (8 Gr.)

Die Befreyung von der fremden Knechtschaft musste in jedem wahrhaft gebildeten Deutschen auch die Hoffnung anregen, dass mit der Wiederherstellung der, unserer Nationalität zusagenden, Formen auch die evang. luth. Kirche, die fast nur noch in ihren Consistorien und Lehrern da ist, ernstlich bedacht werden würde. Hr. *S.*, durch die kleine Schrift *de fuga templi* schon als eifriger Freund seiner Kirche bekannt, wendet sich unmittelbar in seinem Josias an die verbündeten drey mächtigen Herrscher, und legt ihnen nachdrücklich die Sorge für die christl. Religion ans Herz, indem er zugleich die ihm zweckdienlich scheinenden Mittel zur Wiederbelebung der christl. Religiosität angiebt. „*Facietis*, redet er die Fürsten an, *sine dubio, ut primum vacat, et si quae forte in libello meo ad eam rem adposita et utilia reperieritis, aut perficietis ipsi aut ab imperii vestri ministris perficienda curabitis.*" Er schlägt vor, den geistl. Stand durch Sorge für die Bildung der künftigen Mitglieder und durch strenge Wahl und Aufsicht auf die Prediger zu verbessern und das Ansehen derselben durch höheren Rang und bessere Einkünfte zu sichern. Dann hofft er noch, durch Sabbathmandate, religiösen Unterricht in den Schulen, grössere Feyerlichkeit des Gottesdienstes und das Beyspiel der höheren Stände und der Fürsten selbst die Fliehenden in der Kirche zurückzuhalten, und die Entflohenen zurückzubringen. Hr. *S.* wird sich ein grosses Verdienst erwerben, wenn er seine wohlmeinenden Absichten erreicht, da vorzüglich seine Vorschläge durch Zweckmässigkeit sich empfehlen. Nur wäre dann auch nöthig, die Mittel anzugeben, wie die Anordnungen der Fürsten mit Kraft auszuführen sind. Das Königr. Sachsen hat in den neuesten Zeiten die strengsten Befehle wegen Feyer des Sonntags und des Schulbesuches erhalten; und doch wird man, wenigstens in einem grossen Theile desselben, bemerken, wie wenig der Sonntag geheiliget und die Schulen besucht werden. Bloss der Form, welche Hr. *S.* seiner Schrift gegeben hat, ist es wohl zuzuschreiben, wenn er die Fürsten anredet (S. 76): „*accedite, ut dignitatis vestrae et amplitudinis splendor aedes nostras sacras collustret et caerimoniarum majestatem augeat.*"

O. P. B.

*Druckfehler-Anzeige:* In No. 21 der Ergänzungsblätter dieser A. Literatur-Zeitung für 1815. S. 162. Z. 8 v. unten, bitten wir zu lesen, statt: *Leben*, — *Odem*. Man sehe hierüber: *Troxlers Blicke in das Wesen des Menschen* (No. 2 der zu berichtigenden Recension) S. 150 und 151. Mit dem Odem allein ist das Leben noch nicht ganz eingeblasen. Gen. Cap. II, v. 7.

Der Rec.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
# JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *PHYSIK.*

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgeg. v. *C. W. Gilbert*, Prof. in Leipzig. Neue Folge. Jahrgang 1813 oder 13ter Band 446 S. 5 Kupf. 14ter B. 450 S. 4 Kupf. 15ter B. 442 S. 4 Kupf. Jahrgang 1814 oder 16ter Band 442 S. 4 Kupf. 17ter B. 446 S. 6 Kupf. 18ter B. 478 S. 8 3 Kupf. (13 Rthlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. Jahrg. 1810. No. 156. 157. 158. Erg. Bl. 1813. No. 60. 61. Erg. Bl. 1814. No. 30. 51.]

Da der Plan dieser Zeitschrift ungeändert geblieben ist, und wir noch eben so wie sonst die Aufmerksamkeit und den Fleiss des Herausgebers zu rühmen Ursache haben: so gehen wir, um nicht das schon früher Gesagte zu wiederholen, sogleich zur Inhaltsanzeige über, das heisst zur Anzeige der vorzüglich wichtigen Abhandlungen; denn eine Menge kleiner Gegenstände werden wir übergehen müssen.

*Auszug aus der geometrischen Attractions-Lehre von Hessfeld* (XV. 74). Hr. *H.* will in einem eigenen Werke die ganze Attractionslehre umständlich abhandeln, und aus Betrachtung der Attraction, welche von Linien, Flächen u. s. w. ausgeübt wird, Bestimmungen für die Figur der Erde und ähnliche herleiten. Er wünscht eine sorgfältige Beurtheilung des hier mitgetheilten Auszuges; aber dazu würde es in dieser Anzeige an Raum fehlen. Wir beschränken uns nur auf einige allgemeine Bemerkungen. Der gewählte Gesichtspunct ist ganz richtig; auch bedarf es gar keiner Entschuldigung, wenn man von der anziehenden Kraft einer geraden Linie, einer kreisförmigen Ebene u. s. w. redet. Die Darstellung ist im Ganzen sehr klar und gut; doch möchten einzelne Stellen noch einiger Nachhülfe bedürfen. Z. B. S. 30. Z. 10 wäre die Richtigkeit dieser Zerlegung, die allerdings in dem hier betrachteten Falle Statt findet, vollständiger zu begründen; überhaupt liesse sich die Endformel §. 5 auf einem leichteren Wege finden. Solche Kleinigkeiten abgerechnet, möchte gegen die ganze Anlage des ersten Theils schwerlich etwas zu sagen seyn; ob auch gegen die Rechnungen im Einzelnen nicht, darauf können wir uns nicht einlassen, da Rec. nicht die Zeit daran wenden kann, alle Formeln und Reihen selbst zu entwickeln, und diess auch um so weniger nöthig findet, da Hr. *H.* mehr als hinreichende Rechnungsfertigkeit zeigt, und etwa vorkommende Fehler ihm bey wiederholter Untersuchung selbst nicht entgehen können. Aber so gut angelegt die ganze Untersuchung uns scheint: so müssen wir doch gestehen, dass die Resultate, die im zweyten Theile der Abhandlung vorkommen, uns grosse Bedenklichkeit erwecken. Diesen zufolge soll die Erde eine gegen den Mittelpunct abnehmende Dichtigkeit haben. Dieses ist schon an sich eben nicht wahrscheinlich, und es ist bekannt, dass man bisher gerade das Gegentheil auf einem völlig sicheren Wege aus denselben Beobachtungen geschlossen hat, auf welche Hr. *H.* sich hier stützt; wir müssen daher dem Vf. anempfehlen, nicht bloss seine eigenen Formeln noch recht sorgfältig zu prüfen, sondern auch das, was insbesondere *Laplace* im zweyten Bande der *Mécanique céleste* über diesen Gegenstand lehrt, genau zu untersuchen, und sich über den Grund so wesentlich verschiedener Resultate zu rechtfertigen. Besondere Aufmerksamkeit scheint uns bey dieser Prüfung der 20 §. unseres Vfs. zu verdienen. Die Axendrehung so in Rechnung zu ziehen, wie es hier geschieht, reicht sicher nicht hin, wenn wir die Erde als einen sich nach den Gesetzen des Gleichgewichts erst durch die Umdrehung bildenden Körper betrachten; ob man selbst für die schon bestehende Gestalt der Erde so rechnen dürfe, ist immer noch Einwürfen ausgesetzt, über die Hr. *H.* sich am besten aus *Laplace*, der nicht umsonst diese Lehre als so höchst schwierig ansieht, belehren wird.

Die Abhandlung desselben Vfs. *über den Ring des Saturn* (XV. 209) scheint uns den Hauptpunct gar nicht zu treffen. Der Hauptgrund, weswegen man den Ring sich nicht wohl ohne Rotation denken kann, ist, dass sein Gleichgewicht dann keine Stabilität hätte, und jede geringe Einwirkung, wodurch die eine seiner Seiten dem Planeten näher gerückt würde, hinreichte, um ihn hier dem Saturn immer fort zu nähern.

*Untersuchungen über die Fortpflanzung des Schalles* (XIV. 177. XVI. 325). Die Bestimmung, welche wir Hn. Dr. *Benzenberg* verdanken, dass der Schall in der Luft 1027 par. F. in 1 Sec. bey 0° Wärme durchläuft, scheint sich auch aus älteren Beobachtungen als richtig zu bewähren. — *Wie* sich der Schall durch feste Körper und durch Wasser fort-

pflanze, darüber geben zwar die Betrachtungen vom Prof. *Munke* (XVIII. 66) keinen Aufschluss; seine Versuche aber sind sehr lehrreich, und verdienen nach einem erweiterten Plane wiederholt zu werden. — Übrigens würde weder *Newton* noch *Laplace* oder *Euler* den Versuch S. 80 als eine Widerlegung ansehen: denn an einen *motus progressivus*, der sehr in die Augen fallend sichtbar wäre, ist bey ihren Theorieen nicht zu denken. Auch darin thut der Vf. den Theoretikern Unrecht, wenn er S. 70 glaubt, sie erklärten Entstehung und Fortpflanzung des Schalles aus ganz gleichen Modificationen der Körper. *Euler* wenigstens hat gerade etwas sehr Merkwürdiges über die Verschiedenheit dieser Modificationen ganz eigentlich aus der Theorie hergeleitet (*Eulers* Gesetze des Gleichgew. u. d. Beweg. fl. Körper. S. 480).

Unter den Abhandlungen, welche die *Maschinenlehre* betreffen, verdienen vorzüglich einige von *Arzberger* Aufmerksamkeit. Die Wagebalken, die unter seiner Aufsicht zu Daubrawitz in Mähren fabrikmässig gemacht werden, sind sehr zweckmäsig für grössere und kleinere abzuwägende Massen eingerichtet, und geben, wie hier ausführlich gezeigt wird, eine sehr grosse Genauigkeit. Auch die von ihm vorgeschlagene Einrichtung der Sortirwagen, um die Feinheit der Baumwollen-Gespinste anzugeben, scheint uns sehr brauchbar; wir dürfen also wohl überhaupt hoffen, dass dieses erst entstehende Institut, wo mancherley Instrumente und Maschinen (Mass-Instrumente, achromatische Fernröhre, Uhren, Dampfmaschinen und andere für Künste und Gewerbe brauchbare Instrumente) verfertigt werden, sich bald durch mehrere ausgezeichnete Arbeiten hervorthun werde. — Eben so wichtig scheinen uns die Verbesserungen, welche *Resener* für die Spiralpumpe und die höllische Luftmaschine vorschlägt (XIII. 167. 391). Er bemüht sich hier unter anderen zu zeigen, wie mit beiden Maschinen die schon früher von ihm vorgeschlagene Benutzung der verdichteten Luft vortheilhaft verbunden werden könne, und allerdings scheint diese Einrichtung grosse Vortheile darzubieten.

*Links Theorie der Flüssigkeit und Festigkeit und Beziehung derselben auf Elektricitäts-Erregung und auf Begründung chemischer Erscheinungen* (XVII. 1) schliesst sich an seine schon aus früheren Bänden der Annalen bekannten Untersuchungen an. Wie stark die Theilchen flüssiger Körper unter sich zusammenhängen, zeigen die Versuche, da man eine feste ebene Fläche durch gehörig angebrachte Gewichte von der Oberfläche eines flüssigen Körpers abreisst. Hr. *L.* führt einige solche Versuche an, macht dann aber die höchst wichtige, auf deutlich beweisende Versuche gegründete Bemerkung, dass dieses Abreissen viel mehr Gewalt erfodert, wenn die flüssige Materie ganz dünne auf einem festen Körper ausgebreitet ist; er zieht daraus mit Recht den Schluss, dass hier der feste Körper in dem flüssigen eine Änderung der Cohäsion hervorbringe. [Indess wäre bey Vergleichung der Versuche doch wohl noch Folgendes zu berücksichtigen. Wenn man von der Oberfläche einer bedeutend tiefen Masse eines Flüssigen eine feste Fläche durch richtig angebrachte Kräfte abreisst: so hebt sich, ehe das wirkliche Abreissen erfolgt, eine Säule des Flüssigen, deren Querschnitt der Grösse der festen ebenen Fläche gleich ist. Das Gewicht dieser über das Niveau gehobenen Säule trägt bey, das Abreissen zu befördern, und müsste also dem zum Abreissen erfoderlichen Gewichte hinzugefügt werden. Etwas Ähnliches kann bey einer dünnen Verbreitung des Flüssigen über eine feste Ebene nicht Statt finden. Wenn man aber auch hierauf Rücksicht nimmt: so wird dadurch keinesweges die von Hn. *L.* angeführte Ungleichheit aufgehoben, und seine Schlüsse bleiben also immer noch gültig.]

Biegsamkeit, so setzt nun der Vf. seine Betrachtungen fort, setzt Gleichheit der Anziehungen voraus; Zerbrechlichkeit eine Ungleichheit der Anziehungen. Diese Ungleichheit der Anziehungen bringt Polarität hervor, das ist, Ungleichheit der Kräfte an den entgegengesetzten Enden der Linie oder ihrer Theile. Einer solchen polarischen Linie eines Ende wird also + E, das andere das — E anziehen, und es lässt sich nun auch übersehen, wie zwey leitende Körper von verschiedenen Anziehungen die Erscheinung der Elektricität bewirken. — Die oben mitgetheilte Bemerkung, dass die angrenzenden festen Körper Änderungen der Cohäsion des Flüssigen hervorbringen, führt uns einen Schritt näher zur Erklärung der chemischen Auflösung. Wird nämlich an der Oberfläche des festen Körpers die Cohäsion oder gegenseitige Attractionskraft der Theilchen des Flüssigen so verstärkt, dass sie denen des festen Körpers gleich wird: so entsteht vermöge dieser Gleichheit Flüssigkeit. Die folgenden Betrachtungen über Wahlverwandtschaft u. s. w. müssen wir übergehen.

*Gay-Lussac über Acidität und Alkalität* (XVIII. 343). Acidität und Alkalität stehen einander gegen über, verbunden neutralisiren sie sich; sehen wir also, dass aus Sauerstoff und Wasserstoff ein völlig neutraler Körper, das Wasser, hervorgeht: so sind wir genöthigt, Wasserstoff als alkalisirend anzusehen. Merkwürdig ist, so etwa schliesst Hr. *G. L.*, dass die drey neutralen Körper: Wasser, das erste Stickstoff-Oxyd, das Kohlenstoff-Oxyd, entstehen, wenn man zu einem Mass Sauerstoff (dem Volumen nach) zwey Mass Wasserstoff, oder zwey Mass Stickstoff, oder zwey Mass Kohlenstoff mischt. Die drey letzteren Körper scheinen also einen gleichen Grad der Alkalität zu besitzen; doch ist das, was wir Neutralität nennen, selbst nicht so scharf bestimmt, dass ein solcher Schluss strenge seyn sollte, auch kommt es offenbar hiebey noch auf mehrere Umstände an. Die Art, wie der Vf. zu erklären sucht, dass Schwefelsäure und schwefelige Säure bey ganz ungleichem Sauerstoffgehalt gleiche Acidität zeigen, leuchtet Rec. nicht ein. Hr. *G. L.* räumt übrigens hier ein, dass nicht der Sauerstoff allein Säure erzeugend sey, sondern es gebe auch Wasserstoffsäuren, und bey einigen Pflanzensäuren scheine die Acidität auf dem Kohlenstoffe zu beruhen. Chlorine und Jodine, die man

als einfache Körper zu betrachten genöthigt sey, besitzen Säure-Eigenschaften. — Dass der Vf. hier so oft von der Anordnung der Theilchen der Körper redet, wird wohl schwerlich Beyfall finden. Auch hat schon Hr. *Berzelius* gegen die Bestimmung, dass ein Mass Sauerstoff mit zwey Mass Wasserstoff nothwendig einen neutralen Körper gebe, erinnert, dass dieses in der Essigsäure nicht der Fall sey.

*Berzelius* sucht in den Unterf. *über Stickstoff, Wasserstoff und Ammoniak* zu beweisen, dass Stickstoff aus einer unbekannten Basis und Sauerstoff bestehe; Wasserstoff hingegen keinen Sauerstoff enthalte. Die Schlüsse, die er, um diess aus der Regel der einfachen Mischungsverhältnisse herzuleiten, anwendet, sind unstreitig sehr scharfsinnig; aber als entschieden ist dieser Gegenstand noch bey weitem nicht anzusehen, und *Davy's* Bemerkung (XVII. 55) ist gewiss wohl zu beherzigen. — *Thenard's* und *Chevreul's* Unterf. *über Verbindung der Säuren mit vegetabilischen und thierischen Körpern*, wodurch sie verschiedene neue Körper von ganz eigenthümlicher Beschaffenheit erhielten, sind sehr merkwürdig, lassen sich aber hier nicht darstellen. Die Frage, ob die *Chlorine* oder das ehemals sogenannte oxygenirtsalzsaure Gas ein einfacher Körper sey, wird auch in diesen Bänden der Annalen noch mehrmals untersucht. Vorzüglich scharfsinnige Einwürfe geben *Murray* (XV. 117) und *Fischer* (XIII. 305). Der Letztere glaubt, die meisten der von *Davy* der alten Meinung entgegengesetzten Schwierigkeiten fielen weg, wenn man sich an den Satz halte, ohne Wasser finde nie eine chemische Zersetzung Statt; der Erste sucht durch einzelne Versuche zu zeigen, dass das gemeine salzsaure Gas Wasser enthalte, und Hr. *John Davy* gesteht, dass der Versuch mit Ammoniakgas und salzsaurem Gas entscheidend seyn würde, wenn er völlig genau angestellt würde. *Davy* sucht aber zu zeigen, dass das nicht der Fall sey, und dass das Wasser, welches *M.* erhielt, aus der Atmosphäre eingesogen war: ein Einwurf, dem *M.* zu begegnen sucht, so dass die Richtigkeit der einen oder anderen Behauptung wohl nicht ganz als entschieden anzusehen ist.

Aber indem man so diese neue Lehre theils bestritt, theils vertheidigte, erhielt sie von einer ganz anderen Seite her eine unerwartete Stütze durch die Entdeckung der *Jodine* (XVIII. 1. 273. 305. 364). Dieser Körper wird aus dem Rückstande der Seifensiederlauge aus Kelp (Sode aus verbranntem Seetang) erhalten, nachdem die krystallisirbaren Salze weggeschafft sind, und dieser Rückstand nun mit Schwefelsäure und Bley-Oxyd erhöht wird. Die Jodine ist ein dem Graphit ähnlich sehender Körper, welcher sich bey mässiger Wärme in einen schön violetten Dampf, den man nicht ganz mit Recht ein Gas genannt hat, verwandelt. Dieses Gas zeigt sehr viele analoge Eigenschaften wie die Chlorine; es bildet, ohne selbst Sauerstoff zu enthalten, mit Wasserstoff eine Säure, und bildet eine andere, wesentlich von dieser verschiedene Säure, indem es sich mit Sauerstoff verbindet; man ist daher, wie *Vauquelin* sagt, genöthiget, die Meinung, dass auch die Chlorine ein einfacher Körper sey, und ähnliche Verbindungen eingehe, unbedingt anzunehmen. Die beiden Säuren, welche die Jodine mit Wasserstoff und mit Sauerstoff bildet, sind so wesentlich verschieden, dass sie einander zersetzen. Die einzelnen Erscheinungen, die man bey mannichfaltig veränderten Versuchen mit der Jodine selbst und den aus ihr entstehenden Säuren bemerkt, die Verbindungen, welche sie eingeht, u. s. w. findet man im XVIII Bande von mehreren Chemikern untersucht. Die Jodine gleicht in mancher Hinsicht, z. B. durch die Verbindungen, die sie mit Metallen eingeht, dem Sauerstoff; in anderer Hinsicht aber sehr der Chlorine; sie gehört zu der Classe der Säure erzeugenden oder das Verbrennen unterhaltenden Körper. Ihre Verbindung mit Stickstoff, welche ein schwarzes Pulver giebt, ist durch starkes Detoniren merkwürdig, und um so merkwürdiger, da auch Chlorine mit Stickstoff verbunden eine ölartige, sehr heftige Detonationen verursachende Materie hervorbringt, welche *Dulong*, *Porret* und *Wilson* (XVII. 43. 55) näher untersucht haben. Dieser Körper detonirt, wenn er mit einem brennbaren Körper in Berührung kömmt, und ausserdem gewöhnlich nur bey ziemlich hohen Temperaturen.

Die Verbindung von Chlorine mit Kohlenstoff-Oxyd (XIII. 296) ist vorzüglich desshalb merkwürdig, weil sie nur mit Hülfe des Lichtes, am besten in den Strahlen der hellscheinenden Sonne, gebildet wird, statt dass im Finstern das zur Sperrung dienende Quecksilber die Chlorine verschluckt, und das gasförmige Kohlenstoff-Oxyd übrig lässt. In diesem neuen Gas, welches *John Davy* Phosgen-Gas (durch Licht erzeugtes) nennt, sind jene beiden Gasarten innig verbunden, und es zeigt sich als bestimmt von anderen Gasarten verschieden.

Die Untersuchungen *über den Schwefel-Kohlenstoff* (XIII. 421. XVIII. 155) von *Cluzel* und von *Marcet* und *Berzelius* geben übereinstimmend diesen Körper als aus Schwefel und Kohlenstoff bestehend an, und *Berzelius* findet auch hier seine Regel bestätigt, dass zwey brennbare Körper sich in einem solchen Verhältnisse vereinigen, dass die Sauerstoffmengen, welche sie beym Oxydiren bis zu einem gewissen Grade in sich aufnehmen, entweder gleich sind, oder dass die eine das Doppelte der anderen, das Dreyfache u. s. w. der anderen ist. Hier nämlich wird doppelt soviel Sauerstoff erfodert, um den Schwefel des Schwefel-Kohlenstoffes in schweflige Säure zu verwandeln, als nöthig ist, um den Kohlenstoff des Schwefel-Kohlenstoffs in kohlensaures Gas zu verwandeln; und eine ähnliche Regel gilt bey den Schwefelmetallen.

Unter den *mineralogischen* Untersuchungen wollen wir nur zwey von *Stromeyer* und *Dejussieu* (XIII. 229. 236) auszeichnen, die dazu dienen, die Über-

zeugung zu vermehren, daſs die Unterſuchung der Kryſtalle und die Anordnung der Mineralien nach der Geſtalt der Kryſtalle wohl allemal zu einer auch der chemiſchen Zerlegung angemeſſenen Claſſification führt. Mehrere Abhandlungen, welche einzelne Mineralkörper und ihre Zerlegung betreffen, übergehen wir.

*Sauſſure's* Beobachtungen *über die Abſorption der Gas-Arten durch verſchiedene Körper* (XVII. 113) geben über dieſen Gegenſtand viele neue Aufſchlüſſe, widerlegen aber das faſt gänzlich, was *Dalton* als theoretiſche Regel aufgeſtellt hatte. Merkwürdig iſt die groſse Menge von Luft, welche von einigen Körpern aufgenommen wird, z. B. daſs trockene Kohle ein 90mal ſo groſses Volumen an Ammoniakgas aufnimmt, als das Volumen der Kohle ſelbſt. Der Vf. brachte Körper von derſelben Art in verſchiedene Gasarten, und beſtimmte für jede die Statt findende höchſt ungleiche Abſorption, die für Buchsbaumkohle 90 gleiche Volumina Ammoniakgas und nur $1\frac{3}{4}$ an Waſſerſtoffgas betrug. Er nahm dann Körper von verwandter Art, z. B. Kohle von Kork, zu vergleichenden Verſuchen, und fand da (um nur bey dem Beyſpiele der Kohlenarten ſtehen zu bleiben), daſs die Kohlen von ſehr geringem ſpecifiſchem Gewichte wenig Luft abſorbirten, daſs dieſe Abſorption bey etwas dichteren Kohlenarten zunahm, aber doch endlich beym Reiſsbley (das man faſt als eine Kohlenart anſehen könne) wieder ganz unmerklich war. Der Grad von Poroſität zeigte alſo einen Haupteinfluſs, aber auſserdem kam die Verwandtſchaft in Betrachtung, und endlich die Expanſivkraft der Gasarten, indem die mehr elaſtiſchen ſich ſchwerer verdichten oder minder verſchluckt werden. Bringt man einen Körper, der ein Gas abſorbirt hat, in ein anderes Gas: ſo läſst er etwas von jenem fahren, um von dem anderen etwas aufzunehmen; gewöhnlich aber nimmt er dann im Ganzen mehr Gas auf, als nach Maſsgabe der Abſorption der einzelnen Gasarten geſchehen ſollte; z. B. Kohle, die ſoviel Waſſerſtoffgas als möglich aufgenommen hatte, entlieſs, in Sauerſtoffgas gebracht, von jenem $\frac{1}{4}$ des abſorbirten Antheils, und nahm dagegen $\frac{1}{2}$ ſoviel Sauerſtoffgas auf, als ſie luftleer in Sauerſtoffgas gebracht aufgenommen hätte. Dieſe Erfahrung, daſs die Luftarten unverändert wieder entweichen, ſcheint anzuzeigen, daſs bey der Abſorption keine chemiſche Veränderung vorgehe. Hr. *S.* ſcheint anzunehmen, daſs ſie ſich bloſs in die Poren eindrängen und ſich dort ſehr verdichten. Das würde auch ganz glaublich ſeyn, und würde ſich an *Linke* oben erwähnte Ideen anſchlieſsen; aber was ſollen wir dann von der Abſorption des Gas durch flüſſige Körper denken, denen wir doch nicht ohne manche Bedenklichkeit Poren beylegen können?

Die Lehre von der *Wärme* hat einige merkwürdige Erweiterungen in dieſen Bänden der Ann. erhalten. Man wuſste lange, daſs ſchnell ausdünſtende Flüſſigkeiten bey der Verdunſtung Abkühlung bewirken; dennoch iſt es überraſchend, hier zu ſehen, wie *Leslie* und *Configliachi* dadurch, daſs ſie die Verdunſtung von Waſſer mittelſt der Verdünnung der Luft und der den Waſſerdampf mit Begierde aufnehmenden Schwefelſäure beförderten, eine Kälte, die das Queckſilber gefrieren macht, ſelbſt in warmen Sommertagen bewirken konnten (XIII. 341. 373). Noch gröſsere Kälte erhielt *Marcet* (XVIII. 167) durch die äuſserſt flüchtige Subſtanz, deren wir ſchon oben unter dem Namen Schwefel-Kohlenſtoff erwähnt haben; und er bemerkt, daſs wir nur eine Materie aufſinden müſsten, welche die Dämpfe dieſes Stoffes begierig an ſich reiſse, ſowie es die Schwefelſäure bey Waſſerdämpfen thut, um noch gröſsere Abkühlungen hervorzubringen. Am weiteſten in dieſen Abkühlungsmitteln hat es aber *Hutton* (XVI. 119) gebracht, dem es ſogar gelungen iſt, den reinſten Alkohol zum Gefrieren zu bringen. Sein Weingeiſt-Thermometer fiel über 80 Centeſ. Grade unter den Nullpunct. Das Mittel, deſſen er ſich zu dieſer Kälte-Erzeugung bedient hat, hält er geheim, ſagt aber, es werde ſich brauchen laſſen, um noch viel gröſsere Kältegrade zu bewirken.

Des Grafen *von Rumford* Unterſuchungen (XV. 1. 142) *über das Holz und die Kohle und über die beym Verbrennen ſich entbindende Wärme* (XIV. 1. XV. 305) ſind ſelbſt für den, welchen die gelehrte Naturforſchung wenig anzieht, leſenswerth. Die Unterſuchungen, welche er anſtellt, ſind zu mannichfaltig, um hier angeführt zu werden. Er ſucht unter andern zu zeigen, daſs das Skelet der Bäume aus reiner Kohle beſtehe, die ſchon ganz gebildet im Holze vorhanden ſey. Sie ſey mit einem leichter verbrennlichen Stoffe, gleichſam dem Fleiſche der Pflanzen, umhüllt, welches Waſſerſtoff enthalte. Dieſes Pflanzenfleiſch giebt mehr Wärme als trockene Kohle, und es iſt daher ein groſser Verluſt, wenn man beym Kohlenbrennen alle aus dem Verbrennen dieſes Stoffes entſpringende Wärme ungenutzt fortgehen läſst. Dieſer Verluſt beträgt $\frac{2}{3}$ der ganzen Wärme, die dieſes Holz im Verbrennen geben könnte. — Die ſchönen Unterſuchungen über den Gehalt an Waſſer und Luft in den im friſchen Wachſen niedergehauenen Bäumen, und mehrere andere müſſen wir übergehen.

Gleichfalls für eine gröſsere Claſſe von Leſern intereſſant ſind *Buchanans* Erfahrungen *über die Heitzung durch Waſſerdampf*, die in den engliſchen Manufactur-Gebäuden, wo viele und groſse Säle zu heitzen ſind, ſchon häufig mit Vortheil angewandt wird. Man findet hier viele praktiſche Bemerkungen über einzelne hiebey zu berückſichtigende Umſtände.

*(Der Beſchluſs dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.

## PHYSIK.

Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik*, herausgeg. v. *C. W. Gilbert* u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Graf *Rumford's* Versuche (XVI. 225), *über die Quelle des Lichtes beym Verbrennen*, geben das höchst merkwürdige Resultat, dass der Grad der Helligkeit nicht mit der Menge des verbrannten Öles oder Wachses im Verhältniss steht. Wenn man die Grade der Erleuchtung durch eine einzige Flamme photometrisch bestimmt: so wird allemal die Stärke des Lichtes stärker zunehmend als die Menge des verbrauchten Materiales befunden. Unter zwey Wachslichtern, deren eines nur $\frac{1}{16}$ so viel Erleuchtung gab, als das andere, verbrauchte gleichwohl jenes $\frac{1}{4}$ so viel Wachs als dieses, und eben so fand es sich beym Öl; die Wärme, welche beide verursachten, war dagegen nicht dem ungleich starken Lichte, sondern dem verbrauchten Material proportional. Der Vf. gründet hierauf den Schluss, das Licht entwickele sich nicht als Stoff eigener Art aus den Körpern, sondern bestehe bloss in Schwingungen des Äthers, und diese würden durch die Wärme erzeugt, aber bey so geringer Wärme vermöge der Abkühlung der umgebenden Körper in viel geringerem Masse, als der zuerst erzeugten Wärme angemessen seyn würde. — Rec. muss gestehen, dass ihn der letzte Schluss nicht einleuchtet. Denn da die übrigen Wirkungen der Wärme sich dem verbrauchten Material gemäss fanden: warum sollte denn nicht auch das Licht, wenn es bloss eine durch den entbundenen Wärmestoff (denn so scheint man nach des Vfs. Ansichten sagen zu dürfen) bewirkte Erscheinung ist, in eben dem Verhältnisse wachsen und abnehmen, wie die übrigen Wirkungen der Wärme? Wir sind sehr wohl geneigt, in die hier geäusserten Zweifel einzustimmen, können aber dennoch uns nicht so leicht entschliessen, des Vfs. Hypothese anzunehmen. Als Erfahrungssatz ist indess das hier Gefundene wichtig und von dem Vf. sehr schön zur Vervollkommnung der Lampen angewandt; er berichtet, dass er Lampen, welche die argandsche weit übertreffen, zu Stande gebracht habe, und dass diese mit vier platten Dochten von $1\frac{6}{10}$ Zoll Breite mehr leisteten als 40 ausgesuchte Wachslichter. *Biots* Unters. *über die Strahlenbrechung in der Atmosphäre* sind (XVII. 237. 366) vollständig mitgetheilt. Graf *Buquoy's* Instrument (XVI. 207), um die Stärke der Refraction zu bestimmen, scheint uns den vorgesetzten Zweck nicht zu erfüllen. Die Änderungen der Strahlenbrechung, welche bloss von dem Zustande der Luft in dem Puncte, wo beobachtet wird, abhängen, kann man aus dem Stande des Barometers und Thermometers hinreichend beurtheilen; die wichtigsten Änderungen der Refraction aber, welche beym Nivelliren und bey ähnlichen Arbeiten Einfluss haben, entstehen von der mannichfaltig ungleichen Beschaffenheit, vorzüglich von der ungleichen Temperatur der über einander liegenden horizontalen Luftschichten, und über diese kann ein solches Instrument gar nichts bestimmen.

Die Behauptung *Herschels*, dass die rothen Sonnenstrahlen mehr als die übrigen Farbenstrahlen zur Erwärmung beytragen, hat *Bérard* (XVI. 376) bestätigt gefunden; er glaubt aber nicht, dass das Maximum der Erwärmung noch über die Grenze der rothen Strahlen hinaus liege. Und so wie an dieser Seite des Farbenspectrum die Erwärmung am grössten ist: so findet er an der anderen Seite (schon bekannten Beobachtungen entsprechend) die chemische Wirkung am stärksten. Ausser dieser Bestätigung älterer Beobachtungen giebt er aber auch noch die neue Beobachtung, dass die Modificirung, welche die Lichtstrahlen beym Durchgange durch Doppelspath oder bey *Malus* Versuchen mit reflectirten Strahlen leiden, keine Absonderung der Wärmestrahlen zur Folge habe, sondern dass hier allemal die Wärmestrahlen mit den Lichtstrahlen vereinigt bleiben.

*Morichini's* Behauptung, dass der violette Strahl Stahlnadeln magnetisire, scheint gänzliche Täuschung zu seyn, wie *Configliachi* (XVI. 337) zeigt.

*Von Münchow's* Untersuchungen *über die Versechsfachung der Bilder bey einem Doppelspath* (XIV. 24) sind auf eine sehr befriedigende Weise angestellt, obgleich sie noch nicht alle Dunkelheiten, die sich hier aufs Neue zeigen, mit schon bekannten Erfahrungen in Verbindung bringen.

*Biots* neue Hypothese (XVI. 1) *über die sogenannte Polarisirung der Lichtstrahlen*, von welcher er hier eine populäre, aber auch hie und da mit sehr überflüssigem Wortschwall umhüllte Darstellung giebt (der Herausgeber hätte vielleicht wohl gethan, von diesem ächt französischen Gewande die unnützen Flittern wegzunehmen), scheint als mathematische

Erklärungsweise viel zu versprechen: ob sie aber der Einfachheit der Natur angemessen sey, ist eine noch nicht beantwortbare Frage.

Von *Herschel's* Untersuchungen *über die farbigen Ringe, die an Gläsern mit convexen Oberflächen, wenn man sie zusammendrückt, beobachtet werden,* theilen diese Bände der Annalen nur die erste Hälfte mit. Diese enthält eine schön geordnete Reihe von Versuchen, die bestimmt dahin führt, die Umstände kennen zu lehren, auf welche es hier eigentlich ankömmt. Was der letzte Grund dieser Erscheinungen sey, darüber soll erst der folgende Theil der Abhandlung Aufschluss geben; wir müssen also erwarten, ob es dem Vf. da gelingt, sie (wie er hier andeutet) ganz auf die Beugung der Lichtstrahlen zurückzuführen. Hier hat er wenigstens das geleistet, dass die einzelnen, so mannichfaltigen Erscheinungen auf eine Haupt-Erscheinung zurückgeführt werden, und dass dargethan wird, *Newtons* Anwandelungen leichteres Durchgangs und leichterer Zurückwerfung finden wenigstens hier nicht Statt.

Die Lehre von der *Elektricität* hat in diesen zwey Jahren keine sehr auffallende Bereicherung erhalten. Von Wichtigkeit würden *Dessaigne's* Versuche über Erregung der Elektricität in Luft von verschiedener Dichtigkeit seyn, wenn man sich überzeugen könnte, dass die Versuche mit vollkommener Sorgfalt angestellt wären. Nach diesen Versuchen soll die Elektricität auch in erheblich verdichteter Luft nicht hervorgebracht werden können, dagegen bey geringen Graden von Verdichtung, und eben so bey geringen Graden von Verdünnung sich stärker äussern, als bey der gewöhnlichen Dichtigkeit der Luft. Bey starker Verdünnung der Luft zeigte, wenn die im luftverdünnten Raume befindliche Elektrisirmaschine fortgedreht ward, das Elektrometer keine Divergenz, aber statt der aus dem Reibzeuge sonst hervorkommenden Büschel bemerkte man einen bleibenden Glanz zwischen dem Reibzeug und Cylinder; verdichtete man hingegen die Luft: so nahmen Anfangs die Blitze aus dem Reibzeuge zu, bey stärkerer Verdichtung aber hörten sie gänzlich auf.

*Meyers Beschreibung eines Inclinations-Compasses und der sichersten Art, die magnetische Neigung genau zu bestimmen,* enthält sehr gründliche Vorschläge über die Verbesserung dieses Instruments und über den Gebrauch desselben. Der Vf. zeigt, wie man weit sicherer zu einem für genaue Beobachtungen tüchtigen Instrumente gelange, wenn man die Axe der Nadel nicht ganz genau im Schwerpuncte anbringen wolle, welches so höchst schwierig zu erlangen ist, sondern nur das zu erreichen suche, dass die unbestrichene Nadel sich genau horizontal stelle. Er giebt dann Formeln, wie man für diese Einrichtung und überhaupt für eine nicht streng adjustirte, sonst aber sehr bewegliche und leicht oscillirende Nadel die wahre Neigung aus der gehörig beobachteten Neigung berechne. Wir hoffen uns nicht zu täuschen, wenn wir diese Arbeit als eine höchst wichtige für die Bestimmung der wahren Inclination ankündigen.

Der XV Band enthält eine schöne Reihe von Abhandlungen über die Folge der Erdschichten in mehreren Gegenden Frankreichs und Englands, über die Versteinerungen, die jeder dieser Schichten eigen sind, die auf eine beständige Weise der einen oder anderen angehören und den verschiedenartigen Ursprung dieser Schichten beweisen u. s. w. Noch anziehender als diese Untersuchungen werden für eine grössere Anzahl von Lesern die Nachrichten von dem Erdpechsee auf Trinidad, von den Schwefelgruben auf Montserrat, von den allem Anschein nach aus grossen Erdbränden entstehenden Erdbeben am Missisippi, von den natürlichen Springbrunnen auf Island und *v. Humbold's* Nachrichten über das Klima von Vera Crux und die Ursachen des dort herrschenden gelben Fiebers seyn.

Auch diese beiden Jahrgänge geben wieder Nachrichten von neu beobachteten Meteorsteinen. Die Feuerkugel, welche am 20 Oct. 1813 in Schwaben beobachtet ist, kann nicht ganz hieher gerechnet werden (XVI. 104), da man sie nur als Meteor beobachtet und ihren heftigen Knall gehört, aber keine herabgefallenen Steine aufgefunden hat. Hätten die Beobachter, statt den Thermometer- und Barometer-Stand aufzuzeichnen, lieber den Compassstrich angegeben, nach welcher Gegend hin die Feuerkugel erschienen war: so würde sich weit eher wenigstens der Ort bestimmen lassen, wo etwa der Steinregen sich ereignet haben könnte. Dagegen sind um Agen im Dep. des Lot und der Garonne wirklich am 5 Sept. 1814 Steine herabgefallen (XVIII. 395). Die Beschreibung der Wolke, welche man mit dem Steinregen zugleich und als damit verbunden beobachtete, ist höchst merkwürdig, aber auch unbefriedigend. Sie schien nach der Behauptung einiger Beobachter sich schnell zu drehen, und bey der Explosion sich in Stücke zu zertheilen, die herabstürzten; andere dagegen hatten sie Anfangs als unbeweglich, aber gleich nach der Explosion schnell nach Süden rückend und endlich sich auflösend gesehen.

Diese Inhalts-Anzeige, in welcher wir doch viel Wichtiges haben übergehen müssen, wird hinreichen, zu zeigen, dass die Annalen der Physik auch in diesen Jahrgängen eine reiche Ausbeute neuer und wichtiger Entdeckungen und Bemerkungen darbieten, und dass sie von der anderen Seite auch eine Menge von Dingen liefern, die ebenso dem blossen Liebhaber wie dem eigentlichen Kenner der Physik angenehm und belehrend sind.

An den wackern Verleger müssen wir noch die eine Bitte hinzufügen, dass er bey der Versendung die einzelnen Monatsstücke möge besser heften lassen. So wie wir sie jetzt erhalten haben, darf man fast keinen aufschneiden, ohne fürchten zu müssen, dass man die alsdann ganz lose liegenden Blätter verliere. l. e. e.

## MEDICIN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Über die Entwickelungen und Entwickelungs-Krankheiten des menschli-*

*chen Organismus;* in sechs Vorlesungen von *Adolph Henke*, d. Arzneyk. und Wundarzneyk. Dr., Prof. der Medicin an der königl. baierischen Universität zu Erlangen u. s. w. 1814. XII und 274 S. 8. (1 Rthlr. 2 gr.)

Der Vf. hat sich nach unserem Bedünken einen eben so angenehmen und wichtigen als schwierigen Stoff gewählt. Denn es ist wohl keine Frage, dass eine allgemeine und durchgreifende Betrachtungsweise der bestimmten Reihe von Veränderungen, die der thierische Organismus selbstthätig und fast unabhängig von zufälligen äusseren Einflüssen in sich hervorbringt, eben so nöthig, aber auch schwieriger ist, als die Betrachtung der mehr in die Augen fallenden Lebensveränderungen, welche besonders eine Folge der äusseren einwirkenden Ursachen sind. Wenige, unter denen *Malfatti* wohl kaum genannt zu werden braucht, haben die Erscheinungen des Lebens von jener Seite betrachtet, keiner noch, soviel Rec. weiss, hat die Entwickelungen des Menschen, nicht als Individuum, sondern als Gattung, ausführlich und mit Glück bearbeitet. Hr. *H.* verdient daher grossen Dank, dass er mit seiner gewohnten Gründlichkeit, Gelehrsamkeit und seinem Scharfsinn eine wenig bearbeitete Materie behandelt, und auf eine sehr interessante Weise mit den Entwickelungen des menschlichen Organismus auch dessen Entwickelungskrankheiten in stete Parallele gestellt hat. Rec. glaubt sich grösstentheils damit begnügen zu dürfen, durch eine kurze Angabe des Inhalts zum Lesen des Werkes selbst anzureizen.

In der ersten Vorlesung, die auch schon in den neuen Denkschriften der erlanger physik. medicin. Societät, 1812 S. 295, abgedruckt ist, giebt der Vf. seine Ansichten über Entwickelungen und Entwickelungsperioden überhaupt. Mit vollem Recht wird darauf aufmerksam gemacht, dass auch hier, wie überhaupt, eine rationelle Naturbeobachtung mehr als Speculation der Wissenschaft fromme, dass die Kenntniss von der Natur und Beschaffenheit der Evolutionskrankheiten vorzüglich durch ein genaues Studium der abnormen Erscheinungen in den Functionen während der Entwickelungsperioden, und durch Ausmittelung der krankhaften Beschaffenheit der interessirten Organe, befördert werde, und dass besonders die Untersuchung des Fötus und seiner Bildungsfehler wichtig sey, indem diese (doch nicht alle, wie der Vf. zu glauben scheint) Hemmungsbildungen sind, und so den Weg der allmählichen Ausbildung bezeichnen. Hierauf werden die nach der Geburt eintretenden Entwickelungen mit den dadurch bedingten Evolutionskrankheiten ausführlich betrachtet: den bekannten Veränderungen im Lungen- und Gefäss-System entsprechen unvollkommene Respiration, Ohnmacht, Scheintod; der im Speisekanal beginnenden Digestion und Assimilation der von nun an durch den Mund zugeführten Nahrungsstoffe die bey neugeborenen Kindern häufige Flatulenz, Kolik, Erbrechen, Säure, Durchfälle, Cholera, Hartleibigkeit und Verstopfung; der veränderten Thätigkeit der Leber grösstentheils wohl der *icterus neonatorum;* und der veränderten Hautthätigkeit endlich die sympathisch erregten Störungen der Functionen des Darmkanals und krampfhafte Zufälle. — Rec. scheint es nicht der Natur gemäss, wenn man die zur Zeit der Geburt geschehenden Veränderungen, wie gewöhnlich, sämmtlich als plötzlich eintretend schildert, da ja während des ganzen Lebens nie eine Function unvorbereitet, sondern immer allmählich erscheint und vergeht. Auch beym Fötus ist diess der Fall. Die Muskelthätigkeit zeigt sich schon früh, und nimmt allmählich zu; die Galle- und Urin-Absonderung ist schon vorbereitet, wahrscheinlich wird auch schon kurz vor der Geburt eine grössere Menge von Blut zur Lunge geführt, als sie zu ihrer Ernährung bedarf; auch die Digestion im Speisekanal wird wahrscheinlich schon durch das Verschlucken des Schaafwassers in der letzten Zeit des Fötuslebens begonnen; und gewiss sind schon vor der Geburt die Hautfunctionen thätig, da die grosse Menge der Haargefässe in der Haut zu dieser Zeit und der *vernix caseosus*, der wohl nichts anderes als der Hautschleim der Fische und so vieler im Wasser lebender Thiere ist, die aussondernde Thätigkeit der Haut beweist. Endlich wundern wir uns, dass der Vf. das Gemeingefühl auf der Haut erst nach der Geburt entstehen lässt, da es doch vor derselben schon so deutlich ist; man darf ja nur, um das Zurückziehen eines hervorstehenden Gliedes des Fötus in der späteren Zeit der Schwangerschaft zu bewirken, eine kalte Hand auf den Leib der Schwangeren legen.

In der zweyten Vorlesung giebt der Vf. eine sehr genügende Darstellung der in der Periode des Zahnens geschehenden Entwickelungen, und sucht, wie er bereits in seinem Handbuche der Kinderkrankheiten gethan hat, den Streit über krankhafte Dentition dadurch zu schlichten, dass er die Dentition nicht als örtlichen, sondern als einen auf die wichtigsten Systeme des Organismus sich erstreckenden Evolutionsprocess darstellt, der aber, wegen der dabey Statt findenden abnormen Stimmung in dem irritabeln und sensibeln Systeme, einem jeden einwirkenden äusseren Einflusse eine stärkere und nachtheiligere Veränderung hervorzubringen zulässt.

Die 3 Vorlesung enthält eine Darstellung und Prüfung von *Malfatti's* Ansicht der Rhachitis und Skropheln. Der Vf. sieht beide Krankheiten allerdings auch für Entwickelungskrankheiten des Kindesalters an, glaubt aber nicht, wie *Malfatti*, dass die Rhachitis ein abnorm überwiegender vegetabilischer, die Skropheln hingegen ein normal vorwaltender animalischer Process, beide sich also gerade entgegengesetzt wären, sondern hält sie für verwandte, nur der Form und dem organischen Substrat nach verschiedene Zustände einer krankhaften Reproduction, welche Wirkung und Symptom einer anomalen Evolution ist. Die zum Beleg des Gesagten angeführten Gründe scheinen Rec. sehr richtig. — Hierauf handelt der Vf. von der acuten Gehirnwassersucht, die er als eine dem Kindesalter eigenthümliche Krankheitsform, als eine Evolutionskrankheit des Gehirns, ihrer Pathogenie, Verlauf und Behandlung nach, betrachtet.

Die Darstellung der mit dem Eintritt der Mannbarkeit erfolgenden Entwickelungen, und der hieher gehörigen Entwickelungskrankheiten machen den Gegenstand der 4ten Verlesung aus. Es werden die beym weiblichen Geschlecht stärker und schneller als beym männlichen eintretenden Pubertätsveränderungen sehr genau angegeben, und bemerkt, dass die Ausbildung der Geschlechtsorgane und die damit parallel gehende Veränderung im übrigen somatischen wie im psychischen Zustande der Grund und die Quelle aller (?) normalen und krankhaften Erscheinungen sey, die das Leben in diesem Zeitraume darbietet. Als Entwickelungskrankheiten dieser Periode beym weiblichen Geschlecht werden angeführt die entzündlichen Zustände des Uterinsystems, z. B. schmerzhafte Menstrualtriebe, Menstrualkolik u. s. w., die Bleichsucht, als primitive und idiopathische, verschieden von der secundären und symptomatischen, die nach vollendeter Geschlechtsreife und vorhanden gewesener Menstruation entsteht, und endlich die Affectionen des Nervensystems, die als krankhafte Sensationen und psychische Affecte oder auch als Krämpfe und Zuckungen erscheinen. — Beym männlichen Geschlecht zeigen sich als Folge der eintretenden Pubertät selten reine Entwickelungskrankheiten; doch als Begleiter des männlichen Jugendlebens nach eingetretener Pubertät eine Neigung zu Entzündungen, activen Blutflüssen, Krankheiten des Gefässsystems und zur Entwickelung der erblichen Lungensucht.

Die 5 Vorlesung handelt von der Schwangerschaft und Geburt als Entwickelungsvorgängen des weiblichen Organismus, und giebt eine gute Darstellung der durch dieselben bewirkten normalen Veränderungen. Ausser der grossen Empfänglichkeit des Gemüths und Körpers für äussere Eindrücke, werden als besondere Krankheitsformen der Schwangeren, die auch ohne begünstigende äussere Schädlichkeiten in einer bestimmten Periode der Evolution eintreten, oder während des ganzen Verlaufs der Schwangerschaft fortwähren können, die gewöhnlichen Zufälle der Schwangeren betrachtet, die der Vf. auf folgende Classen zurückführt: 1) Wirkungen der Steigerung und Intemperatur der Sensibilität, wohin wohl mit Recht die mancherley Magenaffectionen gerechnet werden; 2) Wirkungen der erhöhten Productivität, als Plethora und Congestion; 3) die Wirkungen der veränderten mechanischen und räumlichen Verhältnisse des schwangeren Uterus; 4) die Wirkungen anomaler Thätigkeit des Uterus bey dem Geburtsacte; und 5) endlich die Anomalieen beym Eintritt und Aufhören der Milchsecretion.

Die 6 Vorlesung endlich beschäftigt sich zuerst mit der Betrachtung des mittleren, männlichen oder stehenden Alters. Der Vf. hält den Stillstand selbst nur für scheinbar, weil auch bey vollendetem Körper die geistige Bildung doch noch fortschreite. Keine Krankheiten dieser Lebensperiode sind Entwickelungskrankheiten, sondern alle accidentelle. Der Eintritt in die Periode der Involution oder das höhere Alter wird beym Weibe deutlich durch die erlöschende Sexualfunction, beym Manne sehr undeutlich, nicht durch das Aufhören einer wichtigen Function, sondern vielleicht durch das Vorherrschendwerden des venösen Systems vor dem arteriellen, welches sich durch überwiegende Thätigkeit des Pfortadersystems ausspricht, bezeichnet. — Beym weiblichen Geschlecht bringt das Erlöschen der Sexualfunction, das Aufhören der Menstruation eine Krankheitsanlage hervor, und selbst ohne äussere Einflüsse mancherley Krankheitsformen, als Blutflüsse, Krämpfe und Nervenaffectionen, Entzündungen und abnorme Erscheinungen im vegetativen Processe. — Die fortschreitende Involution oder der *marasmus senilis* ist keine Krankheit, auch nicht in den Fehlern eines einzelnen Organs oder überhaupt in der materiellen Unfähigkeit eines Systemes, seiner Function länger vorzustehen, gegründet. Bey der sonst guten Darstellung der wichtigsten naturgemässen Veränderungen im alten Körper möchte Rec. es doch tadeln, dass der Vf. auch mehrere der seltensten als gewöhnlich vorhanden, und andere, die gewiss nicht naturgemäss, sondern pathologisch sind, hier aufgeführt hat. So sind die Verknöcherungen der Rippenknorpel, so dass dadurch Unbeweglichkeit des Thorax verursacht würde, wunderselten; selten sind auch im Ganzen die Verwachsungen der Beckenknochen unter einander. Die Verwandlung der Muskeln in eine wallrathartige Masse und die Verdickung der Magenhäute sind aber gewiss krankhaft, wenn sie vorkommen. Letztere Erscheinung ist zwar nicht ganz selten, aber dann meistens Folge vom Missbrauch des Brantweins; wenigstens hat Rec., der eine ungewöhnlich grosse Menge alter Leute zu untersuchen Gelegenheit hat, die Verdickung der Magenhäute nie in anderen als den angeführten Fällen gefunden.

Der Vf. beschliesst diese Vorlesung und das Ganze mit folgenden gewiss sehr richtigen allgemeinen Resultaten für die therapeutische Behandlung der Entwickelungskrankheiten: Die von der Norm abweichenden Phänomene, welche die Entwickelungsvorgänge begleiten und von ihnen abhängen, dürfen niemals den Symptomen der gewöhnlichen, durch äussere Einflüsse erzeugten Krankheiten gleichgeachtet werden; man muss die Natur während der Entwickelungen möglichst ungestört wirken lassen; — in der Zunahme des Lebens alle Einflüsse so leiten, dass die Entwickelungen zur rechten Zeit ungehindert eintreten können, und in der Abnahme des Lebens die Involutionen möglichst verspäten; — die richtige Bestimmung der in der Evolution begriffenen Organe und des primär leidenden Systemes ist für die therapeutische Behandlung der einzelnen Entwickelungskrankheiten von der grössten Wichtigkeit; — und endlich: jede spätere Entwickelung hebt in der Regel die einer früheren Periode eigenen Krankheitsanlagen und Krankheiten. — Die deutliche und fliessende Darstellungsgabe des Vfs. macht das Lesen dieses Werkes, welches sich in jeder Hinsicht so sehr empfiehlt, noch angenehmer.

— t t.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Nürnberg, b. Lechner: *Hermogenis Progymnasmata.* Graece. Recensuit et Heerenii suisque notis illustravit M. *Georg. Veesenmeyer,* Professor Gymnas. Ulmani. 1812. 76 S. 8. (8 gr.)

Bey dem Titel dieses Buchs verweilend, wird man das Unternehmen eines Abdrucks von des Hermogenes *Progymnasmata* billigen: denn seit *Heeren* dieselben in der Bibliothek der alten Literatur und Kunst 8 und 9 St. aus dem aufgefundenen Codex abdrucken liess, scheint sich Niemand darum bekümmert zu haben. Hr. *Veesenmeyer* hat in einem Programm 1804 den Plan bekannt gemacht, die Verfasser der Progymnasmata, Hermogenes, Aphthonios und Theon, vereint herauszugeben, und schickt, da er zu dem Aphthonios noch einiger Hülfsmittel bedarf, diesen einzelnen Schriftsteller voraus, von dessen Aufnahme die Erscheinung der übrigen abhängen soll. In der Vorrede, welche Manches hätte kürzer fassen können, da ja wohl allen Lesern bekannt ist, wie die sogenannten Progymnasmata unter den Händen der späteren Rhetoren zum Leitfaden beym Unterricht entstanden sind, bestimmt der Vf. das Verhältniss der einzelnen Schriftsteller unter einander und ihren Werth. Es ergiebt sich, dass Hermogenes nur die Regeln selbst, und so auch Theon, doch nach vorausgeschickten allgemeinen Lehren und mit eingestreuten Beyspielen aus den Alten, aufstellt, dass aber Aphthonios mehr auf Beyspiele und Muster Rücksicht nimmt; dass Hermogenes diesen beiden vorausgegangen ist, obgleich auch er viele Vorgänger gehabt haben mag. Was Theon mehr ins Kurze gezogen, hat Aphthonios wieder erweitert. In Hinsicht des Werthes gesteht der Vf. dem Theon den Vorzug zu; über Hermogenes beschränkt er das Urtheil, da wir nur Excerpte des Werkes besäsen, die aber schon Priscianus allein in der abgekürzten Form gekannt hat. Priscianus Übersetzung musste vor allen Anderen zu Rathe gezogen werden, da sie, wie Hr. *V.* richtig in Anschlag bringt, weit älter als die uns verbliebenen Handschriften ist, auch weit mehr über die richtige Lesart entscheiden kann. Priscianus hat aber das Ganze frey behandelt, und bald ausgelassen, bald Zusätze geliefert; daher er auch nur unter Bedingungen bey der Kritik auf Hermogenes angewendet werden kann.

Der Abdruck des Textes kann als verdienstlich angesehen werden, und würde es noch mehr seyn, wenn er ganz correct und von mehreren groben Fehlern gereinigt wäre. Was aber die Bearbeitung oder die Noten betrifft: so erkennen wir die Güte des Willens, mit welchem der Vf. ans Werk ging, sehr gern an, und wollen einigen einzelnen Bemerkungen den Werth nicht absprechen; allein wir haben hier wieder einmal die Erfahrung erprobt gefunden, dass man einsehen könne, was zu einem Werke gehöre, und welche Foderungen zu erfüllen seyen, und doch nicht das Werk selbst auszuführen vermöge, oder sich durch ein vorschnelles Leichtmachen der Sache von der nöthigen Sorgsamkeit abbringen lasse. Mangel an Scharfsinn, ja auch Mangel an Kenntniss lässt sich bloss nachweisen; allein Vernachlässigung dessen, was sich als Hülfsmittel oder Richtschnur darbot, und flache Sorglosigkeit, kann gerügt werden. Wir wollen den Vf. nur beym Worte fassen, das er gab, und nachfragen, ob er geleistet, was er versprochen hat und leisten konnte. Sein Buch soll einen soviel als möglich gereinigten Text (*quam maxime emaculatum*) enthalten, und doch hat er das Fehlerhafte zum grossen Theil stehen lassen, ja selbst die Druckfehler des heerenschen Abdruckes nicht verbessert. Er hat Heeren's Anmerkungen beyfügen wollen, und doch hat er mehrere ganz übergangen, andere im Abschreiben verunstaltet. So fehlt, um diese Sache sogleich durch Beyspiele abzuthun, zu Cap. III die Note oder deren Erwähnung, in welcher Heeren bey den Worten εἶθ᾽ ἡ χρεία· εἶπε τόδε auf das Verderbniss der Stelle aufmerksam macht, und nach Priscianus Andeutung εἶθ᾽ ἑρμηνεία ἑπέσθω τόδε emendirt; so wird verschwiegen, dass Heeren weiter unten statt ἀπολοῦσι zu lesen vorschlug ἀποδιδοῦσι; so wird übergangen, dass Cap. IV διαφόρον φροντίδα eine Verbesserung von Heeren ist anstatt des corrupten τίδος. Im V Cap. wird berichtet, dass Heeren ἐναντίοι ἦν τῷ σῶσαι τὴν δημοκρατίαν, τὸ καταλῦσαι αὐτὴν θελῆσαι vorgeschlagen habe, und dass zu verbessern sey: σώσαντι — θελῆσαι. Und eben diess ist Heerens Vorschlag. Eine solche Nachlässigkeit erspart also dem Leser nicht, die Bibliothek für alte Lit. und Kunst zu Rathe zu ziehen und neben diesem Abdrucke zu besitzen, aber sie verdient auch gerügt zu werden. Der Vf. versprach, die Übersetzung des

Priſcianus ſorgſam zu vergleichen, und nach derſelben das Griechiſche zu verbeſſern; allein nur flüchtig iſt dieſs geſchehen, wie wir ſchon ein Beyſpiel angeführt haben, wo doch der Vorgänger ſchon verweilt hatte, und nicht einmal in guten Ausgaben iſt dieſer Schriftſteller benutzt worden. Die Vergleichung des Hermogenes mit Theon und Aphthonios findet man nur zufällig und ohne Vollſtändigkeit angeſtellt. Endlich wollte der Vf. durch Erläuterung vermitteln, daſs man die Lehren ſelbſt leichter verſtehen könne, *ut praecepta ipſa facilius poſſent intelligi.* Nur wenig dahin Zielendes haben wir gefunden, und von dem Gefundenen wollen wir Proben geben, indem wir die Bemerkungen zu einigen Capiteln prüfen. Der Erläuterung war noch Manches fähig, und zu den vorzüglichen Mängeln zählen wir, daſs die von Hermogenes angeführten Stellen der Alten ſo ſorglos behandelt worden ſind: denn nicht allein daſs in vielen die Verderbung ganz überſehen worden iſt, ſo hat Hr. *V.* nicht einmal die Verfaſſer dieſer Stellen nachgewieſen, und ſich aus den Ausgaben derſelben die nöthige Nachhülfe verſchafft.

Sogleich die erſte Note zum erſten Capitel bleibt unverſtändlich durch einen Druckfehler: Ἐπὶ οὖν. *Sic dedit Heeren ex conjectura pro lectione codicis* ἐπὶ οὖν. *Non male. Sed quid ſi legatur* ἐπὶ οὖν, *quandoquidem?* Wahrſcheinlich ſoll es ἐπεὶ heiſsen. Wie dieſs aber in den Zuſammenhang paſſe, man weiſs nicht, ob als Beyſatz, oder als Periode ohne Nachſatz, wird nicht berührt. In der Folge ſteht noch in dem Text: Δεῖ σοφόν τι π α ρ α τ ι θ ῆ ν α ι ἀνθρώποις, πιθήκους μιμούμενος τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα ἐνταῦθα ὑποθήσεις. In der Note, die ſich *Excurſus* benennt, weil ſie etwas länger iſt als die anderen, wird erſtlich vorgeſchlagen παραθῆναι (*ſic!*) oder παραστιθέναι. Dann wird, weil Priſcianus überſetzt hat: *Oportet alicui aſtutiam tribuere, vulpecula eſt ſubjicienda; imitatores aliquos hominum volumus oſtendere, hic ſimiis eſt locus,* verbeſſert Δεῖ σοφόν τι παρατιθέναι ἀνθρώποις πιθήκους, μιμούμενος τὰ τ. ἀ. π. ἐ. ὑ. Hier kann man wegen der falſchen Interpunction den Sinn kaum errathen, da nach παρατιθέναι ein Comma ſtehen ſollte. Überſetzt wird: *oportet prudentiae aliquid proponere, hominibus ſimias, imitatus hominum actionas, hac ratione ſubſtituas.* Weil nun aber Priſcianus auch des Fuchſes erwähnt: ſo werden noch zwey Vorſchläge gethan. Δεῖ σοφόν τι παρατιθέναι ἀλώπεκας, πιθήκους, μιμουμένους τὰ τ. ἀ. πράγματα, ἐνταῦθα ὑποθήσεις. Und: δεῖ σ. τ. παρατιθέναι, ἀνθρώποις ἀλώπεκας ἢ πιθήκους, μιμουμένους τ. τ. ἀ. π. ἐ. ὑ. Priſcianus ſoll den Text anders behandelt haben, weil er μιμουμένους zu πιθήκους allein gezogen und an ἀλώπεκας als Femininum Anſtoſs genommen habe, da doch auch das Maſculinum im Beywort folgen könne. Und dieſs ſollte Priſcianus nicht gewuſst haben? So viel und mehr Griechiſch verſtand er, und er würde den Vf. gewiſs über die vorgelegten Verbeſſerungen eines Beſſeren belehrt haben. Die Stelle ſelbſt hat keine Schwierigkeit: denn παρατιθέναι kommt als: *in einem Beyſpiele darlegen,* auch als Activum, obgleich öfter als Paſſivum vor. Nach Priſcianus würde μιμουμένους geleſen werden müſſen. Überhaupt aber hat der Überſetzer hier wie anderwärts eine freyere Behandlung angewandt, und da σοφὸν auf ein liſtiges Thier hinzudeuten ſchien, den Fuchs eingeführt. Hermogenes will jedoch nur überhaupt eine Perſon, die dem Menſchen analog erſcheint, und dieſe iſt ihm der Affe. Mit Beſtimmtheit hätte der Vf. leichter ein Reſultat gewonnen, und ſich nicht zu der erſten unglücklichen Ergänzung verirrt. — In demſelben Cap. lieſs Heeren ſtatt ἤμελλον ἅπτεσθαι τοῦ λόγου drucken ἤ. ἅ. τοῦ ἔργου. Hr. *V.* will λόγου vertheidigen, indem er erklärt, es ſey *conſilium,* obgleich wieder erinnert wird, daſs es freylich nur als *ratio conſilii* vorkomme. Zu was dient nun ſolches Verfahren? — Nicht zu miſsbilligen iſt der Vorſchlag, ἀπολειφθέντες ſtatt ἀπολειφθέντες zu leſen. Man ſ. Koen und Schäfer zu *Gregor. Corinth.* p. 452. — Die Worte τὴν δὲ ἐπαγγελίαν βούλονται περιόδων ἀλλοτρίαν εἶναι, γλυκύτητος ἐγγύς, erklärt der Herausgeber, ſeine Zuflucht zum Deutſchen nehmend: „Lange Perioden findet man hier nicht paſſend. In der Fabel verlangt man keine periodiſche Ausführlichkeit; man will das Angenehme auf dem kürzeſten Wege genieſsen.“ Ἐπαγγελία, ſetzt er hinzu, bedeute dieſs, und man ſolle, *wenn man wolle,* dieſs dem erneſtiſchen rhetoriſchen Lexicon nachtragen. Wir wollen es nicht, ſondern ſind überzeugt, daſs geleſen werden muſs ἀπαγγελίαν, über welche Toup zum Longinos S. 375 nachzuſehen iſt. Menander ſagt in der von Erneſti unter Γλυκύτης angeführten Stelle: ἡδονὴ παραγίνεται ἐν τῷ λόγῳ — ὅταν μὴ τραχείᾳ χρώμεθα ἀπαγγελίᾳ, μηδὲ περιόδους ἐχούσῃ, und ſchon dieſs kann unſere Stelle erklären. — Im 2 Cap. hat der Herausgeber πλασματικὸν ſtatt πραγματικὸν aus einer Anführung des Scholiaſten zum Aphthonios aufgenommen, und dieſs muſs gebilligt werden; wenn er aber die folgenden Worte οἱ καὶ δραματικὸν καλοῦσιν, οἷα τὰ τῶν τραγικῶν als Gloſſem ausgeworfen wiſſen will: ſo ermangelt dieſe Behauptung des Grundes, wie ſchon Priſcianus Übertragung zeigt. Photios nennt am Eingang zu des Diogenes Roman Cod. 166 δραματικοὺς λόγους die Erzählungen, welche erfunden ſind, und ſich auf kein wirkliches Factum gründen, ſondern dieſs von der dramatiſchen Dichtung entlehnen. Warum ſollte Hermogenes nicht auch dieſer Bezeichnung haben gedenken können? Sonderbar bemerkt der Vf. über das folgende Ἀλλὰ νῦν: *non nimis τὸ νῦν eſt premendum, ut ſit ſenſus: noſtrae tractationis finis jam eſt, non formare mythographos, ſed ſolum politicos oratores.* Vielmehr leiden die Worte an einer Verderbung, welcher beyzukommen war. Die ganze Stelle bedurfte einer ſorgfältigen Behandlung. — Im 3 Cap., wo nach Priſcianus eine Lücke auszutilgen iſt, erklärt der Vf. die Frage τί γὰρ u. ſ. w. durch eine ausgelaſſene Sentenz, wie man vor langer Zeit zu ſuppliren pflegte. Er darf nur die hermanniſche Ausgabe des Vigerus nachſehen, und er wird eines Beſſeren belehrt werden. Hätte er ferner die Ausgabe des Priſcianus von Putſch verglichen: ſo würde er nicht nöthig gehabt haben, einen Fehler in dem Namen *Socrates* ſtatt *Iſocrates* nachzuweiſen. Putſch hat ſchon das Richtige. — Im Folgenden emendirte

der Vf. τὴν χρείαν statt τὸ χωρίον, bis ein Anderer ihn erinnerte, es sey so viel als τόπος: doch schränkt er diess darauf ein, dass hier nicht die rhetorische Bedeutung Statt finde, sondern dass es *res tractanda* bedeute. Nun hat aber χωρίον diess nie, auch nicht in der angeführten Stelle des Thukydides, bedeutet. Priscianus *locum* spricht für den rhetorischen Gebrauch. — Δημοσθένης καθείρξας ἑαυτὸν οἰκήματι, πολλὰ μοχθήσας, ὕστερον ἐκόμιζε τοὺς καρποὺς, στεφάνους καὶ ἐναργήσεις. Das letzte Wort macht Hn. *V.* zu schaffen, und er zweifelt an dessen Ächtheit, will es aber durch *claritatem, illustrem nominis famam*, erklären, und das Comma nach καρποὺς streichen. Wenn diess auch stehen bleibt: so versteht Jeder, dass die Worte in Apposition gesetzt sind. Allein das Wort ἐναργήσεις ist ein Unding, und die Verbesserung kann nach der Übersetzung des Priscianus kaum verfehlt werden. Hermogenes schrieb: στεφάνους καὶ ἀναρρήσεις. So führt Suidas unter dem Worte ἀναρρηθῆναι folgende Stelle an: τοὺς μὲν ἀναρρήσεων καὶ στεφάνων ἀξιοῖ. — Es folgt: Ἔστι δὲ καὶ ἐκ χρήσεως ἐπιχειρῆσαι. Hr. *V.* führt an, dass Priscianus übersetze *ab judicio*, und daher die wahre Lesart sey ἐκ κρίσεως. Aber Priscianus schrieb nach Putsch's Ausgabe: *deinde a testimonio*. Überhaupt aber lässt ἐκ χρήσεως keinen Zweifel zu, da es die Berufung auf Stellen der Schriftsteller anzeigt, wie Hemsterhuis mit Mehrerem dargethan hat zu Aristophanes Plutus S. 226, den man nachsehe. Das Comma nach οἷον musste in ein Colon verwandelt werden. Bald darauf folgt: Ἄλλος δὲ ποιητής φησι· τῶν πόνων πωλοῦσι ἡμῖν ἅπαντα τὰ ἀγαθὰ οἱ θεοί. Hiemit könnten wir das Register der vernachlässigten Stellen anderer Schriftsteller anheben. Denn wenn auch πωλοῦσι aus Xenophon. Mem. II, 1, 20 statt ἀπολῶσι hergestellt worden ist: so musste doch auch Stobäos Tit. II und XXIX angeführt und τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τἀγαθ' οἱ θεοί verbessert werden: denn wie in anderen, so wird auch in diesem Verse Hermogenes die dichterische Diction beybehalten, und ihn nicht in Prosa verzerrt haben. — Cap. 4. Nicht bemerkt wird, dass der erste aufgeführte Vers aus der Iliade B, 61 genommen, und die folgenden dem Theognis angehören. Die Verse sind 175 und 176, nach Brunk 177 und 178. Beym Hermogenes lauten sie nach dem Manuscript:

Χρὴ πενίην φεύγοντα καὶ ἐς μεγακήτεα πόντον
Ῥίπτεσθαι καὶ πετρῶν, Κύρνε, κατ' ἠλιβάτων.

Heeren verbesserte τε πετρῶν, da hier das Metrum, wie bey Stobäos, wo ῥίπτειν καὶ πετρῶν gelesen werde, verletzt sey. Hr. *V.* führt nur an, dass die Ausgabe des Stobäos Tigur. 1559 ῥιπτεῖν καὶ πετρῶν habe; diess aber soll heissen πετρέων. Sonder Zweifel muss auch bey Hermogenes ῥίπτειν gelesen werden, und dann steht ῥίπτειν καὶ πετρῶν oder πετρέων ganz richtig, wie wohl Jedem, der alte Verse las, bekannt seyn wird. Bey der folgenden Sentenz τὸ εὖ πράττειν (bey Hn. *V.* εὐπράττειν) παρὰ τὴν ἀξίαν ἀφορμὴ τοῦ κακῶς φρονεῖν τοῖς ἀνοήτοις γίνεται, schreibt der Vf.: *cuius sit ista gnome, nescimus.* Wenn man es nicht weiss, muss man danach suchen. Diese Gnome gehört dem Demosthenes *Olynth.* I p. 16, 1 *Reisk.*, und steht auch beym Stobäos p. 104. — Die folgende: Οὐκ ἔστιν εὑρεῖν βίον ἄλυπον οὐδενός, steht bey Brunk Γνωμ. μονοστ. 52 p. 223, wo gelesen wird: οὐκ ἔστι βίον εὑρεῖν ἄλυπον οὐδενί. Schneider hat in seiner neuesten Ausgabe der Sentenzen des Menander p. 155 v. 559 die Lesart mit Hermogenes gleich. Die Sentenz: ὅστις δ' ὁμιλῶν ἥδεται κακοῖς ἀνὴρ u. s. w., gehört dem Euripides an. M. s. *fragmenta Phoenicis*. IX p. 466 der beckischen Ausg. Hr. *V.* hätte sich also die Zweifel bey der Lesart des Codex οἷς παρήδεται ersparen können, wo Heeren unnöthig verbesserte ὑπερήδεται; doch hatte derselbe auch die wahre Lesart errathen. Die Gnome: δύναται τὸ πλουτεῖν καὶ φιλανθρώπους ποιεῖν, steht bey Brunk p. 239 v. 418, bey Schneider p. 144 v. 115. Die folgenden zwey sind aus Iliad. II, 204 und Od. XVIII, 129 genommen. Und so könnten wir fortfahren, durchs ganze Buch Nachlese zu halten, wozu uns aber die Lust fehlt, welche uns freylich die ganze Behandlung des Schriftstellers benommen hat. Man hat nur immer von vorn herein zu arbeiten, und diess wird dem Leser, der an den Vf. des Buchs diese Foderung thut, lästig. Im 4 Cap. giebt Hr. *V.* bey den Worten ἡ δὲ ἐργασία πολλαπλασία τῆς χρείας folgende Verbesserung: ἡ δὲ ἐργασία (κατὰ) πολλὰ πλησίον (ἐστι) τῆς χρείας. Wir wollen hierüber kein Wort verlieren, da Jeder selbst urtheilen kann. Wie viel vom Vf. geleistet worden, leuchtet schon aus diesem Wenigen deutlich genug ein; diess aber heisst, wie viel er einem anderen Bearbeiter übrig gelassen, und dass diese Ausgabe auf den Namen einer Bearbeitung nur geringen Anspruch machen kann, da sie nicht einmal die nöthige Sorgfalt auf die leicht zu gewinnenden Notizen verwendet hat. Will uns der Vf. auch die übrigen Rhetoren in Ausgaben liefern: so gehe er mit mehr Ernst ans Werk, und verschmähe weder Hülfsmittel, noch sage er sich von der erfoderlichen Vorarbeit los, die zu bestimmten Resultaten vorbereitet. Wir werden uns freuen, seinen Fleiss einst anzuerkennen, wie wir jetzt auch das Gute nicht verkannt haben.

Wr.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Leipzig:* Λογος τις περι της γνωμης, ἣν εἶχε Ἡροδοτος περι του ἀνθρωπινου βιου, ἐν τῳ γυμνασιῳ, ὁ ἐν Βουδισσῃ ἐστι — λελεγμενος και ἐκδεδομενος ὑπο Θεοδ. Ἀυγους. *Bornemann.* 1808. 24 S. 8.

Der Titel ist bis auf den Eigennamen des Vfs. griechisch, die Dedication an den Hn. Rector *Siebelis* lateinisch, das Vorwort des Hn. Rector deutsch und die Rede griechisch geschrieben. Warum diese bunte Zusammenstellung?

Die Rede selbst wurde am 20 März 1808 im Gymnasio zu Bauzen von ihrem Vf., dem damaligen Gymnasiasten

Bonnemann, bey einer Feyerlichkeit gehalten, und auf das Verlangen der — Schüler dem Druck übergeben. — Betrachtet man sie als ein *Specimen diligentiae:* so verdient ihr junger Vf. allerdings Aufmunterung, sich mit Ernst dem Studium dieser Sprache zu widmen. Denn obwohl seine Arbeit nicht *griechisch* ist, da es, wie natürlich, an ächtgriechischer Diction, an guter Wendung und Verbindung der Theile, wohl aber nicht an Steifheit, an Germanismen und Latinismen, auch nicht an Verstöfsen gegen gewöhnliche Construction fehlt: so zeigt er doch im Ganzen eine für sein Alter recht gute Kenntnifs der Syntax und seines Schriftstellers, weifs sich auch mit dem griechischen Ausdruck leidlich genug zu behelfen. — Eine andere Frage aber ist, ob das Bemühen, *griechisch* zu schreiben, auf Schulen sich so ausbreiten dürfe, auch ob es rathsam sey, die ersten Arbeiten hoffnungsvoller Schüler öffentlich bekannt zu machen. Keins von beiden können wir billigen. Darum hier einige Worte über die Broschüre.

Man kann nicht umhin, das Übersetzen in das Griechische bey Einübung der Formenlehre und der Syntax für höchst nützlich zu erklären, besonders weil dadurch die Scheu vor der Sprache bezwungen, so wie Sicherheit in Behandlung der Formen und Constructionen gewonnen wird. Aber ein Anderes ist es, wenn die Schüler so weit geführt werden, dafs sie mit griechischen Reden auftreten sollen. — Unvermögend, sich hier, wie in der einfacheren lateinischen Sprache, der wahren antiken Diction zu bemächtigen, strengen sie sich an, um — etwas Unreines, in den feinsten Fügungen Verschrobenes und Gezwungenes hervorzubilden, und der Geist, mit dem Anschauen einer selbstgeschaffenen schlechteren Form der Rede anhaltend beschäftiget, mufs natürlich das Gefühl für das Ächte, Reine der Diction eher verwirren als schärfen, und von dem Auffassen des wahrhaft Griechischen abgezogen werden. So lebhaft wir also überzeugt sind, dafs es höchst nützlich, ja nothwendig sey, den Anfänger griechisch schreiben zu lassen: so müssen wir doch die Schulmänner ernsthaft erinnern, in ihrem Eifer nicht zu weit zu gehen, sondern aufzuhören, wenn es Zeit ist, und die nächsten Zwecke erreicht sind.

Noch gröfseren Tadel aber verdient die Bekanntmachung unreifer Arbeiten von Gymnasiasten, welche jetzt wieder häufiger zu werden anfängt. Eine Bitte der Mitschüler, ein an sich schuldloser Wunsch, die Thätigkeit und Fortschritte des Gymnasiums dem Publicum bekannt zu machen, selbst das Verlangen, einen fleifsigen Schüler zu empfehlen oder zu unterstützen, kann ein Verfahren nicht rechtfertigen, das in sich selbst tadelnswerth ist. Denn einmal wird das Publicum mit unreifen Früchten des jugendlichen Fleifses heimgesucht, die nur im Kreise der Schule Anerkennung und Aufmunterung verdienen; sodann kann ein so frühes Hervortreten unter die Schriftsteller einem Jünglinge nicht anders als schädlich seyn, indem es ihn zu früh an die Idee eines Publicums gewöhnt, dadurch das ruhige, unbefangene Fortgehen hindert, und der freyen Entwickelung des Geistes einen Damm von Rücksichten entgegensetzt. — Hiemit soll aber keinesweges etwas zum Nachtheil des verdienten *Siebelis* gesagt seyn, dessen eifrige Bemühungen um den Flor seines Gymnasiums wir mit Achtung anerkennen; noch auch ein junger Mann unfreundlich empfangen werden, von dem wir in der Zukunft gezeitigte Früchte seines Fleifses erwarten.

— v —

Römische Literatur. *Königsberg*, b. Hartung: *Animadversiones quaedam in duo priora capita primae Ciceronis Catilinariae.* — *Programma*, quo diem natalem Serenissimi ac Potentissimi Principis *Friderici Guilielmi*, Borussiae Regis etc., die III Aug. in Gymnasio Regio *Lyccensi* rite ac pie celebrandam indicit *Henr. Georg. Just. Cludius*, Philos. Doctor, in Gymn. Lycc. praeceptor. 1814. 20 S. 4.

Ein flüchtiger Blick in die Bearbeitungen der Reden Cicero's ergiebt, wie wenig die Kritik, der sich die anderen Schriften des grofsen Mannes in einem höheren Grade erfreuen, in ihnen angewandt sey. Selbst die Becksche lobenswerthe Arbeit hat zu wenig Consequentes, und läfst oft eine neue Revision und genaueren Gebrauch ungenau benutzter Hülfsmittel vermissen. Rec. hält sich überzeugt, dafs eben diese kritische Vergleichung und philosophische Verarbeitung, der geistvolle Gebrauch der Verbal- und Conjectural-Kritik der jetzt zum Überdrufs gezierten Rede p. Marcello, für welche das kritische Spruch-Collegium immer noch Acten zu erwarten scheint, durchaus fehlt. Eine oberflächliche Vergleichung 3 junger MSSte der götting. Biblioth., der Edit. Valdorf. 1471, Ed. Mediol. Minuc. 1498 und der Subsidien der oxford. Ausg. haben Rec. deutliche Beweise hievon gegeben, die gewifs sich noch durch das Erscheinen der bis jetzt vergeblich ersehnten Fortsetzung der Ed. Neapolit. (mit Garatoni's Anm.), die bekanntlich die Rede p. Marcello noch nicht enthält, bestätigen würden.

Defshalb ist uns auch die vorliegende Arbeit des Hn. *Cludius* (jüngsten Sohnes des gelehrten D. Cludius zu Hildesheim) angenehm und willkommen, obgleich sie mehr allgemeinere, vorzüglich Sprach-Bemerkungen enthält.

Im §. 1 Cap. I wird *quousque tandem* in Verbindung mit Sallust. c. 20, wo Catilina in der ihm beygelegten Rede sich derselben Worte bedient, gut beleuchtet. — Bey *Palatii*, das Morgenstern richtig *Palatî* nach Bentley's und Wolf's Meinung schrieb, wird über die bekannte grammatische Ansicht der Form des Genitiv's und der von uns ebenfalls mit Unrecht in den Ausgaben vernachläfsigten des Acc. Plur. auf *is*, das Alte wiederholt; warum jedoch der Vf. *Palatii* schreibe, nicht beygebracht. — *Habendi Senatus locus* wird aus Priscianus (p. 809. ed. Putsch.) gegen Ernesti vertheidigt, welches auch F. A. Wolf (*Miscell.* p. 137) aus einem anderen Grunde für richtig hielt. — Ferner erklärt sich der Vf. gegen den Circumflexus über *nostrûm* und *Vestrûm*, wo er weiter eingehen konnte. Vorzüglich findet sich der Circumflex. in den (neuesten) Ausgaben des Virgil. und Horat., weil die Herausgeber gewöhnlich davon ausgehen, als sey im Genitivus eine Contraction. Daher denn *Ampert*, *fili* u. a. (das *ii* ist spätere Auseinanderziehung des früheren blofsen *i* im Genitiv), wogegen nicht bemerkt werden darf, dafs der Vocativ mit dem Genit. ohne äufsere Unterscheidung zusammenflösse, der ja bekanntlich dem auch in der Prosa fein Hörenden sich durch die Betonung unterscheidet. Dahin gehören von der anderen Seite *dii* (*di* einsylbig), *dei* (zweysylbig), *divûm* (*deûm*) u. a. Diese abweichenden Formen scheinen aus einer fremden Declination zu stammen, in die jene Wörter übersprangen. — §. 2. Bey *duci-oportebat* (*du hättest sollen*) redet der Vf. mit Einsicht und Scharfsinn über den Indic. und Conjunctiv beider Sprachen, und den Gebrauch des Conjunctivs im Lateinischen für sich (nach Partikeln u. s. w.). Ebenso hat unseren Beyfall im §. 3, was der Vf. mit vieler Umsicht über *an*, *num*, *utrum* erinnert; weniger, wenn er *cupio* mit *ut*, dem blofsen Infin. und dem Acc. c. Infin. genau unterscheiden will. — Über *me ipse* (*condemno*) und *me ipsum* ist von den Herausgebern verschieden zwar, doch hinlänglich gesprochen; z. B. von Pearce und Heusinger zu Cicer. Offic. II. 19, 10; von Duker zu Flor. III. 18; Bremi zu Cic. de Fato p. 47 u. s. w.

Wir brechen hier ab, und fodern den Vf. auf, in seinen Untersuchungen über einzelne Gegenstände der lat. Grammatik und Sprachwissenschaft, und die catil. Reden fortzufahren, sich aber zunächst den *apparatus criticus* für diese Studien zu verschaffen, den wir in diesem Programme vermifst zu haben glauben.

G + S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *ALTDEUTSCHE LITERATUR.*

Stuttgardt u. Tübingen, b. Cotta: *Frauendienst*, oder: *Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein*, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von *Ludwig Tieck*. 1812. VIII u. 287 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine der erfreulichsten und angenehmsten Erscheinungen der altdeutschen Literatur ist unstreitig dieses Werk, welches uns mitten in die Ritterzeit versetzt, ein lebendiges Bild derselben giebt und zugleich das Leben eines der lieblichsten Minnesinger enthüllt. Wir sind dem Herausgeber dafür aufs dankbarste verpflichtet; doch bekennen wir auch, dass wir nun um so begieriger nach einer Ausgabe der Urschrift geworden sind, die Hr. *Docen* schon im Jahre 1809 (Museum für altd. Lit. Th. I. S. 183) versprach, und auf die er uns schon zu lange hat warten lassen. Ist gleich die in München befindliche, bis jetzt einzige Handschrift verstümmelt: so ist diess zwar sehr zu bedauern, schwächt aber den Werth der Handschrift und des Werkes nur gering, da die Lücke leicht durch die Einbildungskraft ergänzt werden kann.

Bey der Bearbeitung hat der Herausgeber die Grundsätze beobachtet, die ihn schon im Jahre 1803 bey Bearbeitung einiger Minnelieder leiteten; doch hätte wohl an einigen Orten mehr für die Erklärung geschehen sollen, da eine bedeutende Anzahl von Worten, wenigstens dem Mehrtheile der Lesenden, Einiges selbst dem Rec., noch undeutlich ist. Ob diese Bearbeitungsart die richtige sey, wollen wir nicht entscheiden: sie mag indess so viel Einwendungen finden, wie sie will, so gebührt ihr doch der gewisse Ruhm, dass eine nicht geringe Anzahl von Leuten das Werk durch diese Bearbeitung kennen gelernt hat, die sonst wohl nicht dazu gelangt wäre.

Was das Werk selbst betrifft: so finden wir es höchst anmuthig erzählt, bedeutend lehrreich zur Kenntniss jener ganzen Zeit. Die nicht zu leugnende Eintönigkeit, nur Liebe und Kampf, wird bey umsichtigen Beurtheilern dem Buche gewiss nicht schaden, da es ja nur der Vorwurf des Ganzen ist, dass der Dichter durch sein Leben und sein Dichten die Lieblichkeit und Hoheit der Frauen und die Ritterlichkeit verherrlichen will. Die Gedichte Ulrich's haben schon einzeln vielen Beyfall gefunden, und werden es in dieser sinnigen Verkettung noch mehr, da selbst die Zeit oder die Stimmung, in welcher das wohllautende Gedicht entworfen ist, ihm einen neuen Werth ertheilt.

Das Werk war uns lange ziemlich unbekannt, selbst dem Namen nach. Der belesene Püterich von Reicherzhausen dichtete in seinem Kauderwelsch:

Und von dem Lichtenstain
Ulrich, ein Ritter zier,
Von im ain puech so rain
Gitichtet hat, das hab ich auch bei mir.

Die bis jetzt einzig bekannte Handschrift, vielleicht überhaupt die einzige, die noch vorhanden ist, befindet sich in München, auf Pergament, aus dem XIII Jahrhundert, 129 Bl. stark. Das ist Alles, was wir von ihr wissen. Vielleicht enthält sie die Urschrift, d. h. diejenige, welche Ulrich selbst schreiben liess: denn er selbst konnte weder schreiben, noch lesen. Das Gedicht löst'e Hr. *T.* in Prosa auf, und liess nur die Lieder in ihrer Geltung und alten Gestalt, die denn grösstentheils aus ganz anderen Augen schauen, als wir sie in der verstümmelten maneßischen Sammlung haben.

In einem etwas anderen Sinne, als einer unserer grössten deutschen Dichter sein Leben nannte, möchten wir auch dieses Werk: *Wahrheit und Dichtung*, überschreiben, indem wir in die ritterlichen Thaten Ulrich's, die er uns kund macht, keinen Zweifel setzen. Das mehrmals vorkommende Wort „*dichtete*" (S. 283 u. a. a. St.) bezieht sich nicht darauf, dass er die Mähren, die er uns erzählt, erdichtete, sondern vielmehr nur darauf, dass er sie in Reime brachte. Trotz aller Anstrengung, aller Kämpfe und aller Mühen, fühlen wir auch in diesem Buche während des Lesens eine rechte Heimatlichkeit; wir schreiten lustig und freudig von Abentheuer zu Abentheuer; denn der Geist und Sinn des Dichters schimmert immer freundlich durch, und wir sehen ihn in dem Gedanken seiner Treue und Liebe, gegen eine noch dazu Undankbare, sich recht behaglich gefallen. Das Ganze trägt durchaus den Stempel jener Zeit; doch diesen Stempel finden wir in allen Rittermähren des Mittelalters, und es wird daraus deutlich, dass die Dichter nichts anderes sangen und aussprachen, als was ihre Zeit selbst enthielt und mit sich führte. Dass der Dichter sich am Ende seines Buches nach

ſeiner Jugend, wie nach einer goldenen Zeit, wieder hinſehnt, wird ihm wohl Niemand verargen.

Die Zeit der Vollendung dieſes Gedichtes ſetzen wir um das Jahr 1250, wenige Jahre nach dem Tode ſeines Herrn und Gebieters, des Herzogs Friedrich von Öſterreich, der 1246 in einer Schlacht gegen die Ungarn blieb. Sein Alter möchte damals einige 50, wahrſcheinlich 56 Jahre geweſen ſeyn; 33 Jahre war er Ritter geweſen, das ſagt er uns (S. 283) ſelbſt.

Was wir einiger Bemerkung beſonders werth erachtet haben, möge hier folgen; Andere mögen auf andere Weiſe ſammeln, und ſo wird dieſs Buch gewiſs vielfachen Nutzen haben. Wir flechten die Familien- und Verwandtſchafts-Nachrichten, ſo wie Lebensumſtände, mit ein, die uns Ulrich ſelbſt beyläufig erzählt.

Cap. 1. Einleitung und erſte Jugend des Dichters. Der Zweck des ganzen Gedichtes ſpricht ſich am beſten im Anfange aus: „Den guten Weiben will ich neigen, wenn ſie mir auch oft nach meinem Dienen wenig Lohn erwieſen, denn alle Tugend liegt doch an ihnen und das Heil der Welt; Gott hat nichts ſo Gutes, als ein gutes Weib geſchaffen. Auch mag Niemand die Güte eines Weibes zu Ende loben; wer ſagen kann, wo der Sonne Schein endet, kennt auch das Ende ihres Lobes. Weib ſind rein und gut und ſchön, ſie geben Würdigkeit und machen den Mann werth; wer das verdienen kann, daſs ſie ihm freundlichen Gruſs bieten, dem muſs alle Sorge ſchwinden. Nichts iſt ſo gleich den Engeln, als ihr ſchöner Leib, auch hat ein reines Weib wohl den Muth eines Engels." — Früh ſchon hörte Ulrich von den Weiſen (Alten) das Lob der Frauen, und wuchs in dem Gedanken auf, den Frauen einmal zu dienen. So ward er zwölf Jahr alt (S. 2), da erkor er ſich eine Frau, deren Diener und Knecht er beynahe bis in das fünfte Jahr war: denn er war ihr Edelknabe. Im 17 Jahre brachte ihn ſein Vater zum Markgrafen Heinrich von Öſterreich (S. 3), einem edeln, trefflichen Herrn. „Er lehrte mich viel von ſeiner ſüſsen Tugend, er lehrte mich ſprechen über die Weib, auf Roſſen reiten und *in Briefen ſüſse Worte dichten.*"

Cap. 2. Ulrich wird Ritter. Sein erſter Geſang. — Sein Vater ſtarb indeſſen (wie lange er bey dem Markgrafen war, iſt nicht erwähnt; nimmt man ein paar Jahre an, ſo möchte er 20 Jahre alt geweſen ſeyn); er ging nach Lichtenſtein, ſeiner väterlichen Burg, in Steierland. Nach allen Anzeigen war Leopold, Freyherr von Kunringen, Herr zu Lichtenſtein, Landmarſchall und Erbſchenk von Öſterreich, der 1165 auf dem Turnier zu Zürich war, ſein Vater. Er fuhr „turniren in Knechtes Weiſe, um es zu erlernen, drey Jahre. Zu Wien ward er Ritter bey einer Hochzeit, da der Fürſt Leopold von Öſterreich (der Glorwürdige genannt, ſtarb 1230 in Apulien, war 1209 auf dem Turnier zu Worms) ſeine minnigliche Tochter einem Fürſten von Sachſen zum Gemahl gab." Hier finden wir, wie an mehreren Orten, daſs alle die Schilderungen von reichen Geſchenken und Gaben, welche arme Ritter erhielten, und die uns in den Gedichten des Mittelalters ſo oft aufſtoſsen, ganz aus der Zeit, in welcher die Dichter lebten, genommen ſind: denn „der edle Fürſt — ſagt Ulrich — gab dritthalbhundert Knappen Schwerdt (machte ſie zu Rittern); den Grafen, Freien, Dienſtmann, *wohl tauſend Rittern*, gab der edle Fürſt Gold, Silber, Roſs und Kleid. Fünftauſend Ritter aſsen da des werthen Fürſten Brod." Ein ungemeſſener Aufwand und Reichthum. Ulrich ſang nun ſein erſtes Lied: *Wibes güte nieman mag u. ſ. w.*, welches auch Th. 2. S. 24. Sp. 1 ſeine Lieder in der maneſſiſchen Sammlung anfängt. Gleich in der zweyten Zeile iſt ein Druckfehler: ſtatt: *Voll Leben*, muſs es heiſsen: *Vollloben*. — Aus dieſem Liede, aus allen anderen in dieſem Buche, aus der oben angeführten Stelle bey Heinrich von Öſterreich und aus mehreren in der Folge zu bemerkenden Anzeigen geht klar hervor, daſs die Idee einer ſchon damals begründeten *Schule* der Minne- oder Meiſterſinger eine leere Erfindung iſt: denn in dieſem ganzen Buche zeigt ſich der Minneſang als eine freye, durchaus unbeſchränkte Kunſt.

Cap. 3. Ulrich läſst ſich um ſeiner Frauen willen den Mund ſchneiden. Ulrich hatte drey Leſzen (S. 10), ſeiner Frau erſchien daher ſein Mund abſchreckend. Als dieſs Ulrich erfahren, ritt er nach Grätz in Steierland, und lieſs, mit nicht geringer Gefahr und manchen Schmerzen, ſich den Mund ſo zurecht ſchneiden, daſs kein Übelſtand an ihm war.

Cap. 4. Wie Ulrich mit ſeiner Frauen zuerſt ſprach. Er ſingt ſein zweytes Lied, auch eine Tanzweiſe. Es ſcheint damals ſehr gewöhnlich geweſen zu ſeyn, daſs man zu Reihen und anderen Tänzen ſang, wie wir noch in Schwaben und Baiern zu Tänzen gar viele anmuthige Volkslieder finden. Dergleichen Tanzweiſen hat denn beſonders Ulrich ſehr viele gedichtet. Das Punct in der erſten Zeile hinter *vermeide* iſt falſch. In der M. S. S. 24 Sp. 2 fängt das Lied an: *Ich enweis was ich ſinge u. ſ. w.* Die Beſchreibung ſeiner Schüchternheit iſt gar anmuthig.

Cap. 5. Ulrich ſendet ſeiner Frauen ein Büchlein. In dieſem Büchlein ſpricht er, in Verſen, von ſeiner Liebe zu ihr. Wir zeichnen folgende Stelle aus, die ſich auf den Parzifal bezieht:

Und ſollt' ich, gleich dir, nahe ſeyn
Der lieben werthen Frauen mein,
*Dafür nähm' ich nicht den Gral,*
*Den der kühne werthe Parzifal*
*Mit ritterlicher Arbeit*
*Alſo kümmerlichen erſtreit u. ſ. w.*

Zugleich ſchickt er ihr einen Brief, in dem (Druckfehler *indem*) ſtund ein Lied, eine lange Weiſe: *Frowe ſelig, Frowe min u. ſ. w.* M. S. S. 24 Sp. 2. S. 25 Sp. 1. Sie antwortet ihm darauf. Dabey kommt dieſe merkwürdige Stelle vor: „mein Schreiber war nicht bey mir, der mir meine heimlichen Briefe las und mir auch die meinigen ſchrieb." Seine geliebte Frau kann dagegen ſelbſt leſen und ſchreiben (S. 48): „Da die Gute den Brief geleſen, ſchrieb ſie ſelbſt einen anderen Brief." Eigen iſt in der Antwort die dreymalige Wiederholung der Worte:

Wer wünſcht, was er nicht ſoll,
Der hat ſich ſelbſt verſaget wol.

Cap. 6. Von dem Turnei zu Frisach. Ausser vielen Rittern und Edeln, die uns diess Capitel nennt, und die für die Geschlechtsregister baierischer und österreichischer Familien von Wichtigkeit sind, lernen wir auch Ulrichs Bruder kennen, Dietmar von Lichtenstein, einen wackeren Ritter, der, wie wir aus anderen Nachrichten wissen, 1204 Landmarschall in Österreich war. Auf ritterliche Sitte, die wieder Manches in Rittergedichten erklärt, deuten: „wir sollen uns beide mit Rittern in einen Foreis (*forêt*, Wald) legen und, so lange der Tag dauert, jederman Ritterschaft gewähren, der sie von uns begehrt. Wir sollen es in die Land entbieten, erfahren es dann die Ritter, so kommt mancher herbey, *es ist überdies die Maienzeit, wo sie ungerne zu Hause liegen*" (S. 36). „Da liefen die Kroier (Ausrufer) hin und her und riefen: wer nun tyostiren will, der komme herbey!" — „Ulrich und Hug von Tiufers verstachen wohl zehen Speere auf einander. Hatte ein Ritter den Willen, unbekannt zu bleiben, so wurde es ihm wohl gestattet" (S. 38). „Lasst diesen Ritter fahren, wohin er will, da es sein Wille ist, unbekannt zu bleiben" (S. 39). Der Patriarch von Aglei ist der von Aquileja. Es scheint uns nicht unwichtig, hiebey den Bischof *Rüdiger von Passau*, der hier erwähnt wird, zu bemerken, um künftige Untersuchungen vielleicht vorzubereiten. — (S. 40) „Sammt, Zobel, Felle, Hermin, Zendal schnitt man freudig ohne Massen viel zum Turnei, Silber und Gold wurde auf Zendal gelegt, mancher, der das nicht hatte, schnitt *Buckram*" (?). Ein uns unbekanntes Wort. (S. 41) „Die Kroier liefen freudig umher und riefen: nun zieht aus, ihr edlen Ritter gut; nun zieht aus und seyd freudenvoll! nun zieht aus mit hohem Muth, so sehen es die Boten der Frauen! nun zieht auf das Feld, da liegt der Lohn der Minnegehrenden!"

Cap. 7. Wie Ulrich seinen Finger verlor. Zuerst wieder eine Tanzweise. M. S. S. 25 Sp. 1. 2. *In dem Walde süsse döne u. s. w.* „Die Lied hat mancher Ritter zu Frisach vernommen, welcher sprach: sie wären gut, *auch ist die Weise neu*, die Worte sind süss und dazu wahr." Darauf eine andere: *Sumer ist nu gar zergan u. s. w.* M. S. S. 25 Sp. 2. Hier sind immer Vers 6. 7 als zwey gesondert, von denen 6 eine Waise ist. Hr. *T.* zieht beide in einen sehr langen zusammen, eine Verfahrungsart, mit der wir nicht übereinstimmen können, da es allerdings auch bey den Minnesingern reimlose Verse gegeben hat, wie diess schon die siebenzeilige Strophe des Titurel zeigt, bey der V. 6 auch eine Weise ist. Bewährte sich die Ansicht des Hn. *T.*: so wäre diess wieder ein wichtiger Unterschied zwischen Minne- und Meister-Gesang, da die Meistersänger (Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst Bd. 1 St. 1 (Breslau 1812) S. 180) nie mehr als 11 bis 12 Sylben in einen Vers nahmen; hier aber hätten wir Verse von 20 Sylben. Indess der Gesang erfodert eine Abtheilung. — Auf einem Turniere zu Brixen lähmt ihm Ulschalch von Botzen einen Finger, in einem Stechen um beider Frau. Er sang, trotz seiner Schmerzen, eine Tanzweise: *we, das mir die gute u. s. w.* M. S. S. 26 Sp. 1. Seine Frau schicht ihm einen Boten mit Trost, und „der Bote sprach ferner: meine Frau hat euch hier vier Büchlein gesandt, da sollt ihr eure Weile mit kürzen, sie spricht, *es sey gute Rittersitte, gern lesen und Gesang zu hören*, was schon zuvor biedre Männer um werthe Frauen gethan haben." Dann kam der Bote abermals und sprach: „ich bin wieder Bote zu euch, denn meine Frauen hat mich hergesandt, *um euch eine Weise zu bringen, die im deutschen Lande noch unbekannt ist*, sie bittet euch, dass ihr sie deutsch singen möchtet. Ich lernte gleich die Weise, und sang darin — — eine Sangweise: *we warumbe sun wir sorgen?* u. s. w. M. S. S. 26 Sp. 1. 2.

Cap. 8. Ulrich findet einen anderen Boten. (S. 60) „Und sollte er, liebe Fraue, heimlich bey euch seyn, dafür nähme er nicht den Gral, den Parzifal mit so ritterlicher Arbeit erstritten hat, euer minniglicher Leib ist sein Paradies und Himmelreich." Der Bote singt eine Tanzweise, von der bemerkt wird: „die Worte sind gut, die Weise ist neue." Das Lied fängt an: Wohl mir, es ist ergangen. Der erste Vers fehlt in der M. S. S. 26 Sp. 1. 2; der zweyte fängt an: *Si sol mir fröide und ere u. s. w.* Ulrich fährt darauf nach Rom, bleibt 60 Tage dort, und scheidet nach Ostern von dannen, indem er eine Sangweise seiner Frauen dichtete: *nu schouwent wie des meien Zit u. s. w.* M. S. S. 26 Sp. 2. S. 27 Sp. 1. Dann singt er: *wie kanst du minne u. s. w.* M. S. S. 27 Sp. 1. 2. Zu bemerken ist noch, dass Ulrich immer das Ganze eine Weise (Sang- oder Tanz-) oder Aus-Reise nennt; was wir Strophe nennen, giebt er durch die Lied.

Cap. 9. Wie Ulrich sich seinen Finger abschlug und sandte ihn seiner Frauen. Ein gewiss ritterliches und sehr verliebtes Stück. Sein verletzter Finger war ihm steif geheilt worden. Seiner Frau hatte er sagen lassen, er habe seinen Finger verloren; da hört sie, er habe ihn noch an seiner Hand, und straft ihn darüber: sogleich schlägt er ihn ab, und sendet ihn seiner Gebieterin mit einem zweyten Büchlein. Dieses Büchlein finden wir etwas zu gedehnt und länglich, auch von Anmuth entblösst.

Cap. 10. Wie Ulrich in Weise einer Königin mit Ritterschaft durch die Lande fuhr. — Zu Ehren seiner Frau, unter dem Namen: Königin Frau Venus. Er ladet dazu alle Ritter ein. 29 Tage will er von Venedig, wohin er sich heimlich begeben hat, bis zur Grenze von Böhmen fahren. Frau Venus gelobt: „welcher Ritter gegen sie kommt und ein Speer wider sie entzwei sticht, dem gibt sie zu Lohn ein gulden Fingerlein, das soll er senden dem Weibe, die ihm die liebste ist. Stichet meine Frau Venus einen Ritter nieder, der soll an vier Enden in die Welt neigen, einem Weibe zu Ehren; sticht aber sie ein Ritter nieder, der soll alle die Rosse haben, die sie mit sich führt. — — Acht Tage nach ihrer Fahrt gebietet sie ein Turnei zu Neuenburg." (S. 87.) „Wo

dieser Brief in die Lande kam, waren die Ritter fröhlich, denn die deutschen Lande stunden so, dass niemand ehrenreich war, der nicht ritterlich fuhr und durch Frauen hochgemuth wurde, das war damals Sitte und wäre gut, es wäre noch." — „Dann schlug ein *Holiblaser* (Pfeifenbläser) einen *Sumber* (eine Pauke)." — „Nach ihnen ritten zwey gute *Fidelar* (Fiedeler, Geiger, wie in den Nibelungen), die mich hochgemuth machten; denn sie fidelten eine fröhliche Reisenote" (ein wohl wieder zu erweckendes Wort für Marsch). (S. 92. 93.) *Risen*, ein Tuch, kleiner Schleyer. Nach der einen Stelle ist es ein solches Tuch, wie wir noch auf Statuen alter Ritterfrauen finden, wodurch der Mund und die halbe Nase verbunden wird, so dass nur die Augen sichtbar sind. *Oberlin's* Erklärung durch Haarzopf wird dadurch verbessert. Ausserdem heisst aber auch Risen das Tuch oder Fähnlein, welches an den Speeren befindlich war (S. 96).

Cap. 11. Das Stechen an der Plat, zu Clemun und zur Clause. Die achte Tagereise bis Villach. „Mein (Speer) setzte ich auf mein *Diech* (Hüftbein)" (S. 98). „Mancher schöne *Bunreiz* ward geritten," soll wohl *Buneis* oder *Puneis* heissen (S. 99). Mit dem Zuruf des Fürsten von Kärnthen und seiner Gesellen: „*Buge waz primi gralva venus!*" können wir nicht recht fertig werden. *Buge* ist ganz undeutlich; *waz*, war; ist *primi* vom Zeitwort *primiren*, der vorzüglichste im Kampf seyn, herzuleiten, oder von *primi*, Primzeit, Morgenzeit, denn des Morgens früh kommt Ulrich dort an? *Gralva* ist Königin, denn *Gral* ist in böhmischer, kärnthner und polnischer (*Krol*) Sprache König. Heisst es vielleicht: willkommen sey so früh Königin Venus?

Cap. 12. Reise nach Feldkirchen und St. Veit. Die zwölfte Tagereise zu Frisach. Wir lernen hier einen neuen Minnesinger kennen. (S. 102) „Auch Herr *Zacheus von Himmelberg*, weit von seinem Gesange bekannt." Sollte es etwa der Hynnenberger des Jenaer Minnesänger-Gesangbuches seyn, so dass Hynnenberger eine Verfälschung aus Himmelberger wäre? *Docen* nimmt an, er habe im Jahre 1270 gelebt; hienach würde seine Blüthe einige Jahrzehnte früher fallen. — Cap. 13. Reise nach Chnütelfelde, Lioben, Chapfenberg bis Murzuslage. Die achtzehnte Tagereise. — Cap. 14. Abentheuer in der Neuenstadt; Ulrich kommt nach Dreskirchen, am 23 Tage seiner Reise. Zu Glokenitz in der Herberg „stahl ich mich mit einem Knechte von dannen, *wo ich mein liebes Gemal* fand, die mich freundlich empfing; sie freute sich, dass ich zu ihr gekommen." Hier erfahren wir zuerst, dass Ulrich verheirathet ist; weiter unten kommt noch ein paar Mal seine Frau vor. Seine Geliebte, die Frau seiner Gedanken, ist aber eine ganz andere. — (S. 113) „Das Banner war silberweis und darin ein blauer *Ember* (?) geschnitten." Wahrscheinlich soll *Ember* Eimer heissen. — Cap. 15. Ulrich empfängt fröhliche Botschaft. Vor Wien zieht ihm der von Lengenbach schön entgegen, sie reiten in Wien ein, die 24 Tagereise. — Cap. 16. Stechen in Wien und zu Neuenburg, der 25 und 26 Tag. (S. 126) „Sanft ritt ich durch die Strassen, und hundert schön gekleidete *Ritter* ritten mit mir auf schönen Pferden, *sie sangen und waren froh*." — „Die Königin hat dem Herrn Hadmar ihren Tiost versagt, was sie noch keinem Ritter gethan hat, vielleicht thut sie es darum, weil man spricht, *er minne die Mann*." (S. 129) „Zuerst stach mit mir Herr *Gotfried von Dotzenbach*, der um Umfang der Frauen warb und viele gute Lied von ihnen sang. Ein neuer noch ganz unbekannter Dichter.

Cap. 17. Ulrich endet seine Fahrt. Hier ist wohl der Ort, die Reise kurz anzugeben, die noch jetzt mit der Poststrasse übereinkommt. Von Venedig geht er 1) nach Meisters (Mestre), von da beginnt eigentlich die Reise. 2) Terris (Treviso). 3) Der Plat (wahrscheinlich die Piave). 4) Schelzin, 5) St. Ulrich, 6) Clemun, 7) zur Cluse, 8) zum Thor (?). Diese Orte kann Rec. nicht auf der Charte entdecken. Durch das Rastthal 9) nach Villach. 10) Feldkirchen. 11) St. Veit. 12) Frisach. 13) Scheuflich (Scheifling) im Steierlande. 14) Judenburg. 15) Chnütelfelde (Knittelfeld) an der Murz. 16) Lioben (Leoben). 17) Zu Thal, wo die Murz in die Muhr fliesst, nach Chapfenberg. (Chinnenberg [Kindberg] berührt er, die Poststrasse geht darüber und geht nach) 18) Murzeslage (Mürzuschlag). Über den Semernik nach 19) Glokenitz (Glocknitz). 20) Neuenkirchen (Neunkirchen). 21) Neuenstadt (Wienerisch Neustadt). Am Charlach wird tiostirt. 22) Dreskirchen (Draiskirchen). 23) Wien. Fährt über die Donau nach 24) Neuenburg (Wohl Klosterneuburg, welches uns wahrscheinlicher ist, als dass es Korneuburg seyn sollte). 25) Mistelbach. 26) Felsberg. Über die Thye (Taja) nach Böhmen, da kehrt er um. (S. 137) Anspielung auf die fahrenden Ritter: „kluger Knappe, es dünkt mich gut, dass ihr es hie *den Fahrenden* gebt, eure Fraue ist wohl anders Gutes reich, dass ihr diese Gabe nicht schadet." — Auf dieser Fahrt verstach Ulrich 307 Speere, und Gott bewahrte ihn, dass ihm nie misslang. 271 Fingerleine (Ringe) gab er den Rittern, soviel Speere wurden also auf ihm verstochen (zersplittert) und kein einzigesmal hat er sich geneigt. 4 Ritter stach er mit rechter Tioss auf das Land. Dass solche Fahrten nicht ungewöhnlich waren, sagen uns auch Zeitbücher, wie uns z. B. Johann Lange in seiner thüringischen Chronik Buch 6 Cap. 5 erzählt.

Cap. 18. Von dem Turnei zu Neuenburg. „Meine Posauner bliesen eine hohe Reisenote." — „Auch ich legte Waffen an, ein *Spaldenier* (eisernes Wamms) und auch zwey eiserne Hosen." — (S. 143) „Indem ging Herr *Heinrich von Wasserberg* zur Thür hinein, der hatte zum Gemal meine Schwester."

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## ALTDEUTSCHE LITERATUR.

STUTTGARDT u. TÜBINGEN, b. Cotta: *Frauendienst, oder: Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein*, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von *Ludwig Tieck*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Cap. 19. Ulrich sendet wieder zu seiner Frauen. „Ich schied traurig von ihm (dem Boten), nach einem Ort, wo mir viel Gemaches geschah, zu meinem lieben Gemahl, die mir nicht lieber seyn konnte, wenn ich mir auch ein ander Weib zu meiner Frauen erwählt hatte. Zehn Tage blieb ich da, und ritt dann nach Lichtenstein.“ Er dichtete damals das Lied: *Vil selig minne hab ich nu getan.* M. S. S. 27. Sp. 2. — Cap. 20. Wie Ulrich in Gestalt eines Aussätzigen zu seiner Frauen kam. Eine Hülle, die damals oft scheint gebraucht worden zu seyn. — „Ich weiss eine Wurz, nimmt man die in den Mund, so schwillt man und bekommt bleiche Farbe. Diese brauchte ich damals, auch hatte ich mein Haar grau gefärbt, was ich jetzt nicht mehr dürfte, weil ich jetzt fast grau bin von meinen Sorgen, denn vor Alter sollte ich es noch nicht seyn; so hat Minne und ander Leid mein Haar zum zweitenmal bekleidet. Minne und ungetreuer Rath haben mein Haupt grau gefärbt; welcher Mann viel der Minne dient, und die Minne ihm dann nicht lohnet, der muss viel Ungemuth haben, wenn er Niemand, als seiner Frauen, sein Leid klagen darf: so hat mir auch ungetreuer Rath vielen Schaden gefügt, das will ich aber jetzt hier verschweigen und nur das Mähre weiter sagen.“ (S. 157) „Als *Ereck* in *Enitens* Armen lag, da war ihm bas, als mir in dieser Nacht.“ Wird uns nie das ganze Gedicht von Ereck und Enite zu Theil werden, das im Alterthum so beliebt scheint? (S. 158) „Mein Geselle *klubte* hie und dort, und brachte mit dieser *Kunst* den Tag hin.“ *Kluben* heisst hier wohl Vögel in gespaltenem Holze fangen; Ulrich erklärt es ja selbst für eine Kunst.

Cap. 21. Wie Ulrich seine Frau sah. „Und legte mir eine *Suckenin* an.“ Ein Kleidungsstück, wahrscheinlich eine Art von Kragen. „Chürsen“, wohl ein eng anschliessendes Kleid mit Pelz gefüttert oder besetzt. Dass seine Geliebte verheirathet ist, geht aus mehreren Stellen hervor, unter andern S. 161: „mein Mann und mein Herr kann des immer ohne Angst seyn, dass ich je Mann minnen möge.“ Listiger und lächerlicher ward wohl nicht leicht ein irrender Ritter betrogen, als hier der Ärmste von seiner Frau getäuscht ward. Diess Capitel ist höchst ergötzlich zu lesen.

Cap. 22. Ulrich will eine Fahrt über Meer thun. Er sendet ihr das dritte Büchlein, in welchem die Stelle zu bemerken ist:

Alexander der Hehre,
Der edle Wunderere,
Dem geschah nie Freuden halb so viel,
Da er über der Sterne Ziel
Von Greifenklau geführet ward.

Er dichtete zugleich eine Tanzweise: *Wol mich der sinne u. s. w.* M. S. S. 28. Sp. 1. Wir bemerken darin die beiden Verse:

*Mit truiven algernde uf ir füsse,*
*Das si als Ysalde Tristanden mich trösten müsse.*

Dann dichtete er noch eine Tanzweise: *Hie ist des meien hoh gezit u. s. w.* M. S. S. 28. Sp. 1. 2. Wieder eine andere: *Owa das ich bi den wolgemuten also lange mus beliben ungemut*, nach Hn. T's Abtheilung; in der M. S. S. 28. Sp. 2. S. 29. Sp. 1 sind diess zwey Verse. Der 4 Vers stimmt nicht mit der manessischen Sammlung überein. Eine lange Weise: *Der werlde trost und al ir werdekeit u. s. w.* M. S. S. 29. Sp. 1. Dann eine Ausreise: *Wil ieman nach eren die zit wol vertriben.* M. S. S. 29. Sp. 2. Ein hübsches Lied für einen ausziehenden Ritter. Darum sagt er auch: „mit der Ausreise fuhr den Sommer mancher Ritter turniren.“ Dann eine Tanzweise: *Fröit iuch minnegernde man u. s. w.* M. S. S. 29. Sp. 2. S. 30. Sp. 1. Nun eine Sangweise: *Er tore vil tumber, des lib si gehas u. s. w.* M. S. S. 30. Sp. 1. 2. Wieder eine Tanzweise: *Bi so grossen ungelingen u. s. w.* M. S. S. 30. Sp. 2. Die Weise dieses Liedes ward viel getanzt.

Cap. 23. Ulrich verlässt seine Frau. „Ein so schwaches (?) Leid geschah mir,“ soll wohl schmaches, schmähliches Leid heissen. Er singt folgende Tanzweisen: *Ir edeln frowen, ir vil reinen minnenklichen wib, u. s. w.* M. S. S. 30. Sp. 2. S. 31. Sp. 1. Lange Verse, mit den Nibelungen-Versen beynahe übereinkommend, nur der vierte etwas kürzer. *Owe, das ich han verlorn u. s. w.* M. S. S. 31. Sp. 1. 2. An

diesem Gedichte fehlt ein Vers in der Man. Sammlung; auch hat dieser letzte Vers zwey Zeilen mehr, als die anderen. *Wol hin, danket allen guten wiben u. s. w.* M. S. S. 31. Sp. 2. Auch diess Gedicht hat zwey Strophen mehr als in der Man. S. *Trüwe ist al der werlte ein ere u. s. w.* M. S. S. 32. Sp. 1. *Owe, der so selig were.* M. S. S. 32. Sp. 1. 2. In der Mitte fehlt in der Man.-Sammlung eine Strophe. — „Nach diesen Liedern sang ich einen Leich mit Noten hoch und auch mit schnellen Noten; mancher Fideler sagte mir Dank, dass ich die Noten so hoch gemacht," um sie besser auf den Instrumenten spielen zu können. Der Leich fehlt in der Man. Sammlung, wahrscheinlich ist er aber nur durch *Bodmer* ausgelassen worden. Darauf folgende drey Tanzweisen: *Alle die in hohem mute wellen sin*, M. S. S. 32. Sp. 2. S. 33. Sp. 1. *Nu fröit iuch minnegernde man*, M. S. S. 33. Sp. 1. 2. Der Anhang dazu, gleichsam ein Denkspruch, fehlt in der M. S. — *In dem lufte süsse meien*, M. S. S. 33. Sp. 2. Ein Reihe: *Sumer war*, M. S. S. 33. Sp. 2. S. 34. Sp. 1. Gar lieblich! Besonders sind die drey hier auf einander folgenden Lieder äusserst zierlich und angenehm; man sieht, dass sie beglückte Liebe sang. Es folgt gleich darauf: *Frouwe schöne, frouwe reine*, M. S. S. 34. Sp. 1. 2., ein Lied, das schon oftmals wieder erneut worden ist; äusserst zart und sinnig. Eben so das folgende: *Wol dir, sumer, diner süssen*, M. S. S. 34. Sp. 2. Hierin steht ein Vers in der Man. Sammlung, der zum folgenden Liede gehört.

Cap. 24. Wie Ulrich eine andere Fraun (nämlich Geliebte) nahm. Da singt er wieder eine Tanzweise: *Höher mut und dui minne*, M. S. S. 35. Sp. 1. Das Gedicht ist sehr durch einander geworfen in der manessischen Sammlung; eine Strophe fanden wir schon im vorigen Liede. Dieses Lied däuchte seiner Frau besonders gut, da jegliche Strophe mit Hoher Muth anfängt, „denn sie hatte es vor noch nie gehört." Auch rühmt sie die Lieder, dass sie zum Tanzen gut sind. — Dann eine andere Tanzweise: *Wisset vrouwe wol getan*, M. S. S. 35. Sp. 2. Darauf vier Tanzweisen: *Cichet (Wichet) umbe balde sorge und angest von der strasse*, M. S. S. 35. Sp. 2. S. 36. Sp. 1. *Warnet iuch gar, iunge und alde*, M. S. S. 36. Sp. 1. *Gote willekomen, min herre.* M. S. S. 36. Sp. 2. *Wol mich iemer min gemüte.* M. S. S. 37. Sp. 1. Hier ist eine Lücke in der Handschrift von 6 bis 8 Blättern. Der Vf. schaltet zwey Lieder ein, die in der M. S. S. 44. Sp. 1 und 2 stehen: *Min mut der mus stigen iemer u. s. w.* und: *Ich bin her bi minen stunden*, indem er glaubt, dass, da diese Lieder in der pergamentenen Handschrift fehlen, sie damals wohl von dem Dichter gesungen wurden. Uns scheint diess nicht wahrscheinlich, besonders darum, weil in der Man. Samml. alle Lieder in der Reihenfolge stehen, in welcher Ulrich sie dichtete, und da folgt auf das 37 Lied sogleich das 40 (nach Hn. *T.*). Es ist auch wahrscheinlich, dass Ulrich damals, als er seinen zweyten Zug begann, wenig wird gedichtet haben, wie diess beym ersten der Fall war. Ulrich lebte noch mehrere Jahre nach Vollendung seines Frauendienstes, und sang daher gewiss noch manches Lied. Einen Beweis für Hn. *T's.* Meinung giebt die Stelle am Schluss von den 58 Tönen, wenn in der Handschrift die Zahl 58 wirklich steht.

Cap. 25. Eine neue Fahrt, auf welcher Ulrich als König Artus schöne Ritterschaft treibt. — Zu Ehren seiner neuen Frau unternimmt Ulrich wieder eine Ritterschaft, als König Artus, der aus dem Paradiese kommt, um die Tafelrunde wieder herzustellen. Wer drey Speere, ohne zu fehlen, auf den König versticht, der wird nach einem Tafelrunder benannt. Der Helm war mit einer goldenen „Welle" geziert. Wohl ein Bündel dünner goldener Dräthe, die „Zegel" (Spitzen) schwankten bis auf die Fenster (des Helmes). S. 230: „dass Ferafis Anschewin es nicht schöner seyn konnte, noch Aroffel von Persia." Er reitet wieder in der alten Gegend, in Steiermark, umher. Zuerst finden wir ihn in *Eppenstein*, einem alten Schlosse in der Gegend von Judenburg, von dem nur noch Ruinen vorhanden sind. Da treffen wir einen Herrn Leutfrid, den er Kalokreiant genannt hat. Von da geht es nach Chrabak (Kraubat). Hier dichtete er eine Ausreise: *Eregernder ritter lat uch schouwen*, M. S. S. 37. Sp. 1. „Die Lied wurden viel gesungen und dabey mancher Tiost ritterlich geritten." Man sieht also, dass auch die Ritter wohl beym Kampfe sangen. Diese Ausreise ist wieder vorzüglich. — Er zieht nun gen Pruck (Bruck an der Mur), dann nach Chapfenberg, da sahen wir ihn schon einmal. Heinrich von Spiegelberg benennt er Lanzelot. Dann reitet er nach Chrugelach (Krieglach), hier finden wir einen Erchenger von Landesere, den er Iwenn nennt. Über den Semernik geht er nach Glogenz, beides kennen wir schon. Alber'n von Arnstein nennt er Segremors. Von da geht er wieder nach Neuenkirchen. „Bey ihnen hörte man Paukenschlag und Floitenton," eigen zusammengepaarte Instrumente. Nikola von Liebenberg nannte er Tristan. „Viele Fidelern ritten mit uns, deren Saiten hoch gezogen waren." Über das Steinfeld zogen sie nach der Neuenstadt. Über seinen Neffen, Heinrich von Lichtenstein, urtheilt er eben nicht günstig, wenn er S. 237 sagt: „kam uns entgegen der mannliche Herr Heinrich von Lichtenstein, ein tapferer Degen, den man aber nicht um seine Milde loben konnte; denn er war ein karger Mann." — Hier wird ihnen auch durch eine Botin der Frau Ehre bekannt gemacht, dass in Chrumbenau in Böhmen (wohl Krumnau) eine Ritterschaft seyn sollte. — Sie reiten darauf durch Chezelinsbad (?). Gawan von Lichtenstein ist wahrscheinlich Herr Dietmar, denn er sagt S. 240: der Biedre war mein Bruder, und sein Schild war dem meinen gleich." Parzifal von Lüenz muss schon früher genannt seyn, denn man findet ihn ohne Weiteres erwähnt. Merkwürdig ist, dass er einen von Lindeniz Ruther genannt hat, ein Name, der gar nicht für die Tafelrunde gehört. Einer von Talbingen erhielt den Namen Ereck. Den Erzherzog Friedrich besucht er in Himberg.

Cap. 27. Ulrich singt das Lob seiner Frauen. — *Er ist komen wider mit gewalde*, M. S. S. 37. Sp. 2. Zwey Strophen fehlen in Manesse. Merkwürdig ist diese Stelle. Wir haben eine Menge Tage- oder Wächter - Lieder, in welchen der Wächter seine Frau und ihren Liebling warnt. Davon sagt er: „da dacht ich an der Minnenklage, wie sie der Tag von ihrem Herzenlieb scheidet, davon sang ich neue Lied. Ich gedachte aber: meine Meister (dass in diesem Worte keine meistersängerische Bedeutung liegt, braucht nur für die erklärt zu werden, denen ein Schulmeister und ein Meister des Gesanges gleich ist) haben gesungen, dass ihnen die Wachter mit dem Wecken wehe gethan haben, was ich doch nicht glauben kann, denn ein hochgeboren, witzig Weib wird wohl keinen Bauern um ihr Geheimniss wissen lassen, man hat keine edlen Wachter, Bauern kann man nichts vertrauen, denn sie verschweigen nicht, edle Art kann schweigen, darum soll sie Geheimnisse wissen. Das muss eine arme Frau seyn, die den Morgen fürchtet und nicht eine Magd gewinnen kann, die es hindert, dass ihr Freund gesehen werde; auch ist es wohl geschehen, dass ein edles Weib bey ihrem Freunde betagt ist, und er ist doch verborgen worden." Da singt er die hübsche Tageweise: M. S. S. 38. Sp. 1. Im Anfange verdorben. Darauf noch folgende: „*Gut wib, miner fröiden lere*, M. S. S. 38. Sp. 1. *Frouwe min, got gebe dir guoten morgen*. M. S. S. 38. Sp. 2. *Wunneklichen hohe min gemüte*, M. S. S. 39. St. 1. *Ich bin hohes mutes*. M. S. S. 39. Sp. 2.

Cap. 28. Herzog Friederich von Österreich fällt in der Schlacht. Am St. Veit's Tage blieb Herzog Friederich an der Leitta. Ulrich sagt S. 259: „ich verschweige es nur darum, *weil es schon vor mir gedichtet ist*." Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Fürstenbuch von Österreich von Jansens Enkel darunter gemeint ist, welches mit dem Tode des Herzogs Friederich schliesst, also wohl kurz nach 1246 gedichtet wurde, da Ulrich erst im Anfange der Funfziger seinen Frauendienst sang. Der Tod Friederichs, den Hornek zweifelhaft darstellt, wird durch Ulrich unbestritten: „er hatte nur eine Wunde in seiner Wange," daran starb er. Heinrich von Lichtenstein, ein Neffe Ulrichs, war ja dabey gegenwärtig und Schreiber des Herzogs. Er ward zum heiligen Kreuz bestattet. Die Zerstörung in Steierland und Österreich erzählt auch Ulrich, wie die Chroniken, und er fügt hinzu: *ja wenn sich der reiche Mann so grosse Untugend annimmt, dass er ein Räuber wird, so verliert er Gottes Huld und der Frauen Gunst; wenn der Edele das thut, was schon an Unedelen Laster ist, so wäre besser, er wäre nie geboren; wenn sich ein Hochgeborner vor Hauptschaden nicht bewahrt, soll man den tugendhaften, unedelen Mann weit vor ihm schätzen*." Lehren, die jeglicher Zeit gehören. Er sang: „*Wasen uber die gar unguten*. M. S. S. 40. Sp. 1. Dann: *Disii iiet dii heissent frouwen tanz*. M. S. S. 40. Sp. 1. 2.

Cap. 29. Ulrich wird gefangen. Am dritten Tage nach St. Bartholomäus wird er von Pilgerin von Charsse gefangen. Hier erwähnt er auch seiner Frau und seiner Kinder. „Da lief meine Hausfrau zu mir und rief: Was soll das seyn?" — „Da ging sie mit meinen Kindern gegen das Thor. Frau! eueren Sohn müsst ihr uns auch hier lassen!" — Trotz dem singt er: *Nu hilf, wibes güte*. M. S. S. 40. Sp. 2. Ein Jahr und drey Wochen liegt er gefangen.

Cap. 30. Ulrich wird wieder frey, er singt das Lob seiner Frau, und endigt sein Buch mit guten Rathschlägen und Wünschen für Frauen und Männer. — Meinhard von Görz befreyte ihn, aber er musste seine *beiden* Söhne zum Pfande setzen. Da singt er: *Frouwe miner fröiden frouwe*, M. S. S. 41. Sp. 1. *Ein man bedarf wol sinne*. M. S. S. 41. Sp. 1. 2. *Was dar umbe? und ist verswunden*, M. S. S. 41. Sp. 2. *Ich will nun die Frouwn mein*, M. S. S. 42. Sp. 1. Die erste Strophe fehlt im Manesse. Ferner: *Wol her alle, helfent singen*, M. S. S. 42. Sp. 2. Von diesem Liede sagt er: „die Lied waren meisterlich, und sinnreich ihre Reime, darum sang sie mancher gern, die Weise war nicht lang, sie waren gut zu tanzen, und wurden auch viel getanzt." Endlich: *Fluch, fluch, truren, von uns verre!* M. S. S. 42. Sp. 2. Zum schwachen Lob der Weiber und seiner Frau sang er dann: *Wisset alle, das ich kan*. M. S. S. 43. Sp. 1. Hierauf dichtete er: *Wol mich, wol mich, wol mich des, das ich da han funden*. M. S. S. 43. Sp. 2. Den Beschluss macht: *Wichet umbe, lat der guten*. M. S. S. 44. Sp. 1. Die beiden letzten Verse fehlen in der Man. Sammlung.

Der Dichter schliesst: „Ich rathe euch, Frauen, dass ihr euch jetzt mehr vor den Mannen hütet, als sonst, ihre Zucht ist fast todt, die Füge haben sie vergessen und wenige wollen der Treue pflegen: wenn ihr auch einem getreue Liebe geben wollt, so sollt ihr euch erst bedenken, dass es euch nachher nicht gereut; denn übereilte Liebe bringt Reue. Bedenkt, dass mancher Mann die Weiber zu betrügen weiss, und es für Kunst hält, einen solchen sollen alle Weiber hassen. Ein sinnig Weib wird mir folgen, und der jähen Begier widerstreben, die Weib sollen nicht jähe gewähren, jähe Liebe ehrt weder Weib noch Mann, und weder Weiben noch Mannen ziemt ungetreuer Muth." — — „Drey und dreyssig Jahr war ich ritterlich Ritter gewesen, als man diess Buch zuerst lesen hörte und ich es voll dichtete. Die Frauen können nun sehen, ob ich von ihrer Würdigkeit gesungen und gesprochen: acht und funfzig Töne habe ich gesungen, die stehen hie drein, darin hab ich mich beflissen, gute Weib zu loben. Was ich in neuen Tönen (Weisen) jemals sang, das findet man hier in diesem Buche, ich will aber das Frauenlob noch nicht lassen; wer dann will, dass es auch hie steh, der schreibe es hinzu, wenn ich es gesungen habe, so hat er züchtiglich daran gethan." — „Guten Weiben gehöre diess Buch, manches süsse Wort hab ich ihnen darinne gesprochen, und *Frauendienst* ist es genannt."

Angehängt sind noch zwey Gedichte, welche in der manessischen Sammlung stehen, aber gewiss spä-

ter ſind: ſie klagen über den Verfall der Zeiten, und rühren unſtreitig von Ulrich her: denn er konnte noch viel dichten, da er erſt, wie wir aus chronikaliſchen Nachrichten wiſſen, um das Jahr 1276 ſtarb. Die Betrachtung dieſes merkwürdigen Buches hat uns zu weit geführt, als daſs wir noch mehr über das Leben Ulrichs, das uns aus Heſs geſchichtlichen Werken, in einzelnen Stellen, bekannt iſt, hinzufügen könnten. Rec. glaubt aber recht bald Gelegenheit zu haben, an einem anderen Orte ausführlich darüber zu ſprechen.

Bg.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, ohne Angabe des Verlegers: *Hiſtoriſche Schauſpiele* von *Johann Bapt. Pyerker.* 1810. 303 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Dieſe Schauſpiele, welche in drey Trauerſpielen von ungleichem Werth beſtehen, haben, wie es häufig bey hiſtoriſchen Schauſpielen der Fall iſt, wohl einiges hiſtoriſches, aber wenig dramatiſches Intereſſe, ſo daſs die äuſseren Vorgänge mit inneren Bewegungen, Gedanken, Empfindungen und Entſchlieſsungen nicht in gehöriger Wechſelwirkung ſtehen. Beſonders iſt das erſte: *Die Korwinen*, Trauerſpiel in fünf Acten, das in der Feſtung Ofen im Jahr 1457 ſpielt, voll Kriegsgetümmel und Greuelthaten, und Neid, Verſchwörung und Hinrichtung unſchuldiger Menſchen (eingeflochten das Schickſal zweyer Liebenden) machen den Inhalt deſſelben aus, an dem das Gemüth wenig erfreulichen Antheil nehmen kann, und worin alles vom Anfange bis zu Ende wie eine Feuersbrunſt vorübergeht. Es fehlt hauptſächlich die poetiſche Erhebung; und die Concentrirung auf einen Hauptpunct. Die Sprache iſt mehrentheils ernſtlich, zuweilen kräftig und den Charakteren angemeſſen, ſelten völlig erhaben und ſchön, und die Verſe können als ein Muſter von ſchlechten, oft ganz zerriſſenen Jamben aufgeſtellt werden, wovon gleich der Anfang des Stücks zeugen kann:

Wie lieblich iſt die Morgenkühle! ſie
Haucht neue Kraft durch alle unſ're Glieder.
Ach! gerne wollt ich ihren Zauber heute
Mit vollen Zügen in mich athmen, um
Den düſtern Nebel zu zerſtreuen, den
Ein ahnungsvoller Traum vor meine Seele
Zog u. ſ. w.

Das folgende Trauerſpiel: *Karl der Kleine, König von Ungarn* (Scene in Ofen 1385), beginnt mit dem Chor:

Nach ſchauerlicher Mitternacht,
Wo heim die Fledermaus
Den Flug nimmt, wo der Hahn erwacht
Zum erſten Ruf, wo aus
Geheimniſsvollem Kreiſe Nacht
Und Tag ſich trennen, und u. ſ. w.

Auch ſchlieſsen alle Acte mit ſolchen Liedern und Chören, die, ohne daſs man weiſs, von wem ſie geſungen werden, immer eine Art von Anwendung und erbaulicher Betrachtung enthalten, und fleiſsig mit Worten, wie hier *aus* und *und*, reimen. Übrigens iſt dieſs Trauerſpiel weit anziehender als das vorige. Im einfachen, klar ſich entwickelnden Stoffe bewegen ſich mehrere widerſtreitende Elemente, die, äuſserlich wenigſtens, einiges dramatiſche Leben hervorbringen, und die Aufmerkſamkeit nach mehreren Seiten hin ſpannen. Ein geheimes Gericht macht eine ſchauerliche Einleitung zur Ermordung des Königs, der die Königin des Throns beraubt hat, und nun durch einen herrſchſüchtigen Herzog geſtürzt wird, welcher zugleich ſelbſt ſeinen Untergang findet.

In dem letzten Trauerſpiele: *Zrini's Tod*, bietet der Stoff zum dramatiſchen Leben zu wenig Mannichfaltigkeit dar. Man ſieht faſt weiter nichts als hier (in der Feſtung) groſse Standhaftigkeit, und dort die immer näher rückende Gefahr, welcher die bekannte Auffſprengung des Pulverthurms mit dem allgemeinen Untergange Zrini's und ſeiner Getreuen ein Ende macht. Ein ſträflicher Fehltritt Emrichs, des von der Tochter Zrini's Geliebten, wofür er ſich freywillig in den Tod ſtürzt, wird nur kurz und mehr hiſtoriſch abgethan, ohne daſs dieſer Vorfall ſich weiter mit der Geſchichte des Ganzen verſchmilzt. — Nur wer bey der Unterhaltung vorzugsweiſe auf Stoff und Inhalt ſieht, und dabey die dramatiſche Form der Erzählung vorzieht, kann an dieſen Trauerſpielen ſein Wohlgefallen und Genüge finden. Ein ſolcher wird auch dem Vf. einige Sprachfehler, wie: war ich zu verdenken, das laſſ' ich den Weibern über, zu Gute halten.

T. Z.

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Freyberg*, b. Craz und Gerlach: *Fantaſieen geſchäftsfreyer Stunden* von *F. von Sydow.* Erſter Theil. 1813. 312 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Zwey Erzählungen machen den Inhalt dieſes Buchs aus: *der Komet* bis S. 72, und *Zeraide* bis zu Ende. Was dem Vf. bisweilen in der Darſtellung abgeht, das erſetzt er von der anderen Seite durch einen edlen, gebildeten Sinn, und durch ein zartes Gefühl des Feinen und Schicklichen. Die erſte Erzählung hat im Ganzen etwas Übereiltes, hält ſich zu ſehr aus Allgemeine, und führt nicht tief genug ins individuelle Leben; ſie beſchäftigt mehr die Neugier, als eine verſtändige Erwartung. Die zweyte Erzählung hat zwar mehr Ausführlichkeit: aber ſie liegt zum Theil mehr in der Form, als in der Sache ſelbſt; ſie iſt bisweilen weitläuftig. Hie und da ſtöſst man auch wohl auf eine bekannte Romantirade. Sollte indeſs der zweyte Theil — denn ein erſter verlangt doch wenigſtens einen zweyten — aus Mangel an Leſern zurückgeblieben ſeyn: ſo mag es der Vf. der Schuld der Zeit beymeſſen, die Manches in der Art nicht aufkommen läſst, was unter ſeines Gleichen wohl des Aufkommens werth wäre.

12 X 37.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *ALTDEUTSCHE LITERATUR.*

Breslau, in Comm. b. Korn d. Ältern: *Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters*, herausgegeben von D. *Johann Gustav Büsching*. Ersten Bandes erstes Heft. 1814. 237 S. 8. (1 Rthlr.)

Seitdem die Poesie des Mittelalters wieder aus den Quellen heraufgeschöpft worden, hat man sich auch mannichfach bemüht, die besten Stücke derselben durch Übertragung, Erneuung und anderweitige Bearbeitung zur allgemeineren vergnüglichen, nicht bloss gelehrten, Kenntniss zu bringen. Eben dieses ist der Zweck der vorliegenden Sammlung, welche sich nicht allein auf deutsche Poesie beschränkt, sondern auch die nordische, englische und wälsche (in den neulateinischen Sprachen) aufnimmt, um zugleich eine gewisse Gleichartigkeit, so wie den mannichfaltigen Zusammenhang aller, zu bewähren.

Letzteres thut sogleich No. 1, drey zusammenhangende altenglische Balladen von den Thaten der Freysassen und Freyschützen *Adam Bell*, *Clym vom Stein*, und *William Cloudesly*, aus *Percy's reliques of anc. Engl. poetry*, übersetzt von *Fouqué*. Diese drey Männer sind als Bogenschützen in Nordengland so berühmt, wie im mittleren *Robin Hood* und seine Gesellen, unter denen wir jetzt auch den herrlichen *George Green*, Flurschützen von Wakefield, aus *Tiecks* altengl. Theater, Bd. 1, nach *Shakespeare*, kennen. Des Adam Bell gedenkt *Shakespeare* in Viel Lärmens um Nichts, Aufz. 1, und vermuthlich auch im Romeo, Aufz. 2. Die dritte dieser Romanzen aber enthält eine der berühmtesten und verbreitetesten Schützensagen. Nachdem nämlich *Cloudesly* durch seine Gesellen vom Galgen befreyt worden, suchen sie Gnade beym Könige, und unter den Proben, die Cloudesly freywillig von seiner Schützenkunst giebt, ist auch die, dass er seinem Sohn einen Apfel vom Haupte schiesst. Eine ähnliche Sage findet sich schon um 1100 beym *Saxo Grammat. hist. Dan.* L. X. edit. Steph. p. 184, wo ein berühmter Bogenschütze *Toko* vor dem dänischen König Harald Blaatand (Grosszahn) nach 950 dieselbe Probe ablegen muss, und auf die Frage, warum er mehrere Pfeile zu sich gesteckt habe, antwortet, wie *Wilhelm Tell*, und späterhin wie dieser auch den König erschiesst. Merkwürdig aber ist, dass die altnordische *Olaf Tryggvasonar-Saga*, welche in der *skalholter* Ausgabe, Th. I. Cap. 125 ff. die Geschichte des *Palnatoki* (d. i. Palni's Sohn *Toki*, ein häufiger nordischer Name) umständlich erzählt, gerade diese Sage von ihm nicht hat. Dagegen erzählt dieses sagenreiche Buch von dem norwegischen König *Olaf* selbst (um 1000), wie er einen Normann in Thrandheim, Namens Eindrid, zum Christen bekehrt, dadurch dass er ihn in mancherley Kampfspielen überwindet, und unter andern auch einem geliebten schönen Knaben Eindrids mit dem Bogen das Ziel vom Kopfe schiesst: was Eindrid, von der weinenden Mutter und Schwester abgehalten, nicht nachthut (Th. II. Cap. 75. S. 263). Jene Sage hingegen hat *Öhlenschläger* in seinem dänischen Trauerspiele *Palnatoke*, wovon ein Auszug in der Zeitschrift *Pantheon*, Bd. 1. S. 251, steht, für diesen Helden benutzt. Hienach ist wohl die bekannte Geschichte von *Wilhelm Tell* im J. 1306 für eine blosse Wiederholung aus dem *Saxo* ausgegeben worden. Allein *Saxo* wurde erst 1486 gedruckt, und nach *Johannes Müller*, Schweizergesch. Bd. 1. S. 645, u. A. findet sich keine Spur einiger Bekanntschaft mit nordischen Geschichten, und die übereinstimmende Sage der Landleute von Uri ist schon seit 1387 durch religiöse Feyer geheiligt; auch hatte der Lucerner *Melchior Rüss* bey seiner Erzählung um 1480 schon ein *Tellenlied* (vgl. Wunderhorn II. 129) vor sich. Gewiss ist, aus den von *Müller* angeführten Urkunden, dass *Wilhelm Tell* gelebt, und die Schweizerfreyheit mit begründet hat. Wenn auch jene Sage nicht gerade aus dem allerdings älteren *Saxo* bekannt war: so deutet doch das dem Inhalt nach uralte sog. *Westfriesenlied* der Schweizer (vgl. *Müller* I. 416), auch sogar die Volkssprache, auf nordische Abkunft. Ohnediess scheint es eine alte gemeinsame germanische Sage, die sich eben darum auch wirklich wiederholen konnte: denn das ist ja das eigentlich und wahrhaft Mythische oder Sagenmässige, was sich in der Geschichte immer von Neuem abdrückt. Ganz dieselbe Erzählung findet sich auch in der meist aus deutschen Sagen und Liedern um 1300 im Norden zusammengeschriebenen *Wilkina*- und *Niflunga-Saga* (in *v. d. Hagens* Übersetzung, Bd. I. S. 114), wie des kunstreichen Schmidts Wieland Bruder *Eigil* vor dem König Nidung in Jütland seine Schützenkunst eben so bewähren muss,

und über einen zweyten zu sich gesteckten Pfeil eine gleiche Antwort giebt, wie Toko und Tell, jedoch den König nachher nicht erschiesst, sondern nochmals nach seinem eigenen, mit künstlichen Flügeln, wie Dädalus, davon fliegenden Bruder schiessen muss. Dagegen erscheint in dem *Edda-Liede* von *Völund* (Wieland; in *v. d. Hagens* Ausg. S. 1) dieser sammt seinen Brüdern *Slagfidur* und *Eigil* zwar auch als rüstiger Schütze, aber von dem gefährlichen Schusse kömmt nichts vor. Die Erzählung davon ist bey *Eigil* auch offenbar nicht so bedeutend, als bey *Toko*, und besonders bey *Tell*. Am sichtbarsten aber scheint die Übertragung in der englischen Ballade, die *Percy* aus einer Handschrift und einem alten londoner Drucke nahm: es ist hier nur der letzte Meisterschuss, wodurch der König beschwichtigt wird, und in den Namen *William* und *Adam Bell* lassen sich sogar Anklänge an *Wilhelm Tell* hören. — Die in den *Gestis Romanor.* (einer bekannten alten Sammlung) befindliche Erzählung von einem Sohne, der sich verblenden läfst, nach dem Leichname seines Vaters zu schiessen, gehört so wenig hieher, als die im Herodot (III. 34), dass Kambyses, um dem Prexaspes seine Nüchternheit und Schützenkunst zu beweisen, das Herz von dessen Sohne zu seinem Ziele macht und trifft. — *Fouqué's* Übersetzung ist, wie sich erwarten liess, kräftig und getreu, auch in Ansehung der Versart; nur möchte sie hie und da etwas hart und spröde scheinen. Warum *English wood* immer durch *Feurungswald* übersetzt worden, ist nicht wohl einzusehen.

II. Ein *altitalisches Mährchen*, aus des *Straparola piacevolissime notti*, die wohl alle übersetzt zu werden verdienten, wenn sie es nicht etwa schon sind. Die Erzählungen darin haben meist etwas ächt Mährchenhaftes und treffliche Züge, ähnlich den *gozzischen* Fiabe, aber sie verwischen diese nicht selten, und gehen gern in's Überladene, so wie eine ältere neapolitanische Sammlung, die *Cunti dei Cunti* (woraus unter andern *Wielands Pervonte* herrührt), üppige Wendungen liebt. Der Art ist auch dieses Mährchen, wie Thebaldo, Fürst von Salern, seine Tochter Doralice liebt, diese wunderbarlich in einem Schranke nach England geführt, und an den König Genese vermählt wird, der unnatürliche Vater aber sie verfolgt, ihre beiden Kinder ermordet, und ihr die Schuld beymisst, wie er sie dadurch in Qual und dem Tode nahe bringt, dabey aber entdeckt und geviertheilt wird. Die Ähnlichkeit mit dem viel anmuthigeren *perrault*'schen Mährchen, *Prinzessin Eselshaut*, ist in der Anmerkung bemerkt. Die Übersetzung italisirt etwas zu stark, wie so viele unserer neueren Übersetzungen, besonders dadurch, dass das Object dem Prädicat nachgesetzt wird (z. B. „Aber er, begierig zu *erfüllen den Willen* der verstorbenen Gattin"), und dass das Particip zu häufig, und selbst da gebraucht wird, wo es das den neulateinischen Sprachen aus der altlateinischen noch übrige Gerundium ist. Indess kömmt Letzteres im Niederländischen und Altdeutschen, auch hie und da im Amtsstil noch vor; und der poetischen Sprache bleiben Freyheiten dieser Art, wodurch sie sich eben von der Prosa so eigenthümlich unterscheiden kann und soll, allerdings vorbehalten.

*Völuspa*, oder die Weisheit der Seherin, aus dem skandinavischen Original, übersetzt von *Friedrich Majer*. Diesem berühmtesten unter den *Edda-Liedern* hätte vor allen eine Aufnahme in dem ersten Bande der grossen kritischen Ausgabe der *Edda Saemundar*, welcher die *mythologischen* Lieder umfassen sollte, gebührt; hoffentlich wird es im 2ten Bande, welcher die *heroischen* Lieder enthalten soll, nebst einigen anderen, z. B. *Hava-mal*, *Grotta-saung*, *Höst-laung*, *Thors-drapa*, *Rigsmál*, nachgeholt werden. Die beiden seltenen *resenischen* Ausgaben der *Völuspa* können nicht genügen. Die Wichtigkeit dieses Liedes für die gesammte nordische Mythologie ist anerkannt, und ein grosser Theil desselben ist schon in *Snorri's* prosaischer Edda zu Beweisstellen gebraucht. Eine wunderbare *Völva*, Seherin, weissagt den forschenden Asen, Göttern, den Anfang und das Ende der Dinge, und der Götter eigenes Geschick in der Götterdämmerung, erhaben wie Prometheus den antiken Göttern, aber christlicher, auch ihre endliche Wiedergeburt auf der erneueten Welt, im seligen Leben mit den guten Menschen, während die Bösen im Abgrund schmachten. Dieser Inhalt verleitete den Consistorialrath *Schimmelmann* zu einer ganz christlichen Deutung, und höchst abentheuerlichen Übersetzung oder vielmehr Umschreibung. Vorher übersetzten es *Denis* (in den Sinedsliedern) und *Herder* (in den Volksliedern) mit mehr Geist und Sinn. Alle aber verrathen wenig Kenntniss der Ursprache, und Hr. *Majer* behauptet daher, zuerst unmittelbar aus dieser übersetzt zu haben. So unverkennbar diess und der Fleiss einer, wie er selber sagt, *fünfmaligen* Überarbeitung ist: so hat der Vf. sich doch manchmal, wie *Schimmelmann* u. A., durch eine täuschende Ähnlichkeit des Altnordischen mit dem Deutschen (die meistens freylich eine wirkliche Einerleyheit, aber nur *in der Wurzel*, ist), und sonst, zu Unrichtigkeiten verleiten lassen. Str. 1. *mögu* ist übersetzt: Genossen; bestimmter: Kinder, Verwandte; Altd. *Mage*. Str. 2. *fyrer Molld nedan*, „darunter der Staub;" umgekehrt: unter der Erde; *Molld* (Altd. *molde*, jetzt *Müll — Mehl*, *mahlen*, *malmen* u. s. w.) ist gewöhnlich für Erde, Erdboden, und hier nicht etwa poetisch, wie unser *Staub*. Str. 4. 5. *Söl varp sunnan*; „schien brennend die Sonne" und „Schein warf die Sonne"; *sunnan* heisst aber: von Süden her. Str. 7. *Afla lögdu*, *aud Smydudu*, *Tanger skópu*, „Schmelzöfen brannten, es wurden bereitet Zangen zum Schmieden"; wörtlich: sie legten Werkstätten an, schmiedeten Kleinode und schufen Zangen. Str. 14 *Maal er-telia*, „Genug ist berichtet"; im Gegentheil: Zeit ist zu erzählen. Str. 17. *Aufflgir og Astgier*, sind nur Beywörter: Mächtige und Freundliche, nicht „Alsen und Astger." Str. 21 ist überse-

hen, dass die Scherin von sich schon als von einer Dritten spricht. *Er Gullveig geirumm studdu, Og i Höll Hars hana brendu.* „Als entstand die Begierde Nach Goldes Besitz, Und selbst in Hars Hallen, Den hohen, entbrannte.“ Genauer: als sie (die Asen) Gullveig (d. i. Golddurst, vermuthlich eine der 3 Riesentöchter, die Str. 8 angedeutet werden) mit Geren (Speeren) umstanden und in Hars (des Hohen, Odins) Halle sie verbrannten. Str. 22 ist *Wölu vel Spaa Witti hun Ganda, Seide hun kunne* (der Völva gute Sprüche verwies sie, sie kannte aber Zauberstäbe) ganz übersehen. *Ae var hun Angann illrar Brudar*, „Eine böse Göttin, Eines jeden Liebchen,“ besser: Je war sie (die Goldgier) die Lust übler Bräute, Frauen. Man denke hiebey an das Halsband der Frigga, an der Nibelungen Hort. Str. 24. *Borgar Asa*, „der Garten der Asen;“ sonst *Asgard; gard* heisst aber immer nur Burg, Hof. Str. 26. *Ageinguſt*, „da sind entstanden;“ umgekehrt: zergingen. Str. 28. *Ein sat hun vti*, „Einst als sie dort sass;“ richtiger: *Allein* sass sie draussen. *Hvar thu Auga fall't*, „wo dein Auge gefallen;“ besser: wo du dein Auge verborgen, verloren. *Maera* heisst nicht See (*Meer*), sondern berühmt (Altd. *Maer*, daher noch *Mähre, Mährchen*). Str. 29. *Fespiöll Spakleg* sind nicht „der Weisheit Sprüche,“ sondern: Sprüche, Beschwörungen, um Reichthum (*fe*, ursprünglich *Vieh*, wie *pecunia* von *pecus*) zu gewinnen. Str. 30. *til Godthiödar*, „zum Gottesgericht;“ genauer: zum Gottes-Volk (Altd. *diet*), d. i. die in der Schlacht Fallenden für Odin zu wählen. — *Nonnur Herians*, „die *Nornen* Herians;“ aber von den *Walkyren* ist die Rede, und *Nonnur* sind Jungfrauen, Dienerinnen. *Giörvar ad ryda Grund Walkyriur*, „Walkyren die reiten durch Gyors Grund;“ *giörvar* heisst aber gerüstet, fertig (Altd. *gerwe, gar*), und *Grund* bedeutet Feld, Erdboden. Str. 31. *Orlög folginn*, „Schicksal folgen;“ anstatt: verborgenes Schicksal. Str. 32 kann die Beziehung von *einnättur* auf *Hoder* nicht Statt finden, da die auf den Sohn *Rinda's* zu deutlich ist, und in der *Vegtams-quida*, Str. 16, ganz dieselben Verse wiederkehren. Str. 34. *Laegiarn Lyki*, die schadenfrohe Leiche, ist gar nicht ausgedrückt. Str. 35. *Eiturdala* ist nicht „Otternthal,“ sondern Gift-(*Eiter*-) Thal. *Saurum* heisst nicht *sauer*, sondern: mit Koth, Schlamm. *ä Nidafiöllum*, „auf Niedergebirgen;“ giebt keinen Sinn; entweder muss der Name bleiben (wie Str. 58 geschehen), oder etwa: Mondsgebirge. Str. 36. *faedde* heisst nicht *füttert*, sondern: gebar (Niederd. *föden*, daher *Vater*, und am Ende freylich auch wohl *füttern*). Str. 36. *i Trölls hame*, in Riesen-Larve (*Hemde*), ist wieder übersehen. Str. 39. *off Summare efter*, „im Zeitraume des Sommers;“ genauer: im Sommer darauf. Str. 40. 41 ist der Gegensatz: *Fagur raudur*, schönroth, hochroth, und *Söttraudur*, dunkelroth, übersehen. Str. 44. *Hät* heisst nicht *hoch*, sondern *laut*, obgleich es dasselbe Wort ist (wie das Franz. *haut*). Str. 42. *Ymer ed alldna trie*, „Es regt sich Ymer;“ unrichtig, anstatt: Es erschallt der alte Baum. Der folgende Riese *Hrymur* ist also nicht einerley mit *Ymer*, sondern wohl der Str. 35 gedachte *Brymur*. Str. 45. *heffur* (besser *hefiz*) *Lind-fyrer*, „hat Krieger zu führen;“ anstatt: Das Meer hebt sich auf. *hlackar* heisst nicht *flattert*, sondern *krächzt*. Str. 44. *Um Lög*, „aus Leg;“ ohne Sinn, für: über See. *Theim er i för*, „vor ihnen her;“ falsch, für: mit ihnen ist auf der Fahrt. Str. 46. *Skyn aff Sverde Söl valtiffa*, „gleich sinkender Sonne erglänzet sein Schwert;“ anstatt: es schien (zurück) die Sonne von der Kampfgötter Schwert. *gifur* sind nicht Felsen, sondern die in den erbebenden Steinbergen (*Griötbiörg*, nicht „Erde“) wohnenden Riesenweiber. *Troda haler helveg*, „Hela's Weg hallet;“ wörtlich: es betreten Männer den Hel-Weg, das ist, die Todten gehen hervor. Str. 49. *heimstod ridia*, „gehen nun weiter;“ bestimmter: die Heimath (Erde) verlassen. Diese Str. sollte, wie bey *Bartholin*, durch den Str. 40 wiederholten, und bey *Resenius* in Str. 51 versetzten Anfang in zwey getheilt seyn. Str. 53. *töfflur* sind nicht *Tafeln*, sondern die Steine des Schachspiels (Altd. *schach-zabel*). Str. 54. *batna* heisst nicht: „im Bann ist;“ sondern: sich *bessern, besser* (Niederd. *bat* für *bass*) werden. Hier ist auch der Refrän: Was wisset ihr mehr? übersehen. Str. 56. *Söl u fegra Gulle thaktan*, „Wie Feuer der Sonne, ja goldener noch;“ richtiger: schöner als die Sonne, mit Golde bedachet. *dyggvar* heisst nicht: „ferner,“ sondern: die *tugend*haften, guten. Str. 58. *dimmi* heisst nicht *dumme*, sondern *dunkle* (*dämmerige*). *Nidhauggur* ist nicht der Genitiv, sondern Apposition zu *Dreke*, Drache. *nu mun hon seycquaz*, „diess Land nun vergeht,“ ist nach *Bartholin* übersetzt; aber die *resenis*che Lesart *hann* (er) für *hon* (sie) ist gewiss besser, und bezieht sich, ohne Ellipse, auf den Drachen: *er muss nun versinken*. *Schimmelmann* übersetzt, wie gewöhnlich, nach dem Klange: er ist *sackfest*, ist *im Sack*. Str. 59. *hriggium*, „aus Stacheln“ (die lat. Übers. haben *spinis*); wörtlich: aus *Rück*gräten, Gerippen. Hier zu Ende ist die offenbar richtigere Anordnung der Strophen bey *Bartholin*, die *Denis* und *Herder* verschmäht haben, angenommen. — Da Hr. *M.* selber erkennt, dass seine Übersetzung noch mancher Verbesserungen fähig ist: so wird er diesen Beytrag dazu nicht übel aufnehmen. Doch sind hier nur entschiedene Stellen vorgeführt, mit Übergehung der, aus mythologischen und philologischen Gründen, noch zweifelhaften, deren Erörterung zu weit geführt hätte, so wie der kleineren Abweichungen, welche sichtbar der Vers veranlasst hat. Hr. *M.*, der in Deutschland die nordische Form der *Alliteration* in s. Übersetzungen zuerst wiedergab, hat dieses natürlich auch hier gethan. Aber sie ist im Ganzen etwas nachlässig behandelt; besonders hat der Vf. nicht auf das mit unserem Reime gemeinsame Princip dieser Form geachtet, dass sie nämlich durchaus auf bedeutende Sylben und Wörter fallen muss: welches im Deutschen um so nöthiger scheint, da unser Ohr an diesen Consonanten-Reim nicht gewöhnt ist. Schwerlich wird man

sie anders, als bloſs mit dem Auge, vernehmen, z. B. Str. 1:

*Gröſsre, Geringe*
*Genoſſen des Heimdall.*
Str. 2: *Von ihnen erhalten*
*Iſt was ich erzähle.*

Und dergleichen ſind viele Stellen. Entſtellende Druckfehler ſind wohl nur: Str. 21. Völker*mond*, f. Völkermord; Str. 36 M*e*ndes, f. Mondes; Str. 58 Nida*kwgs*, f. Nida*bergs*. Die beygefügten mythologiſchen Erläuterungen ſind ſo zweckmäſsig als nöthig. Die Annahme, daſs die hier weiſſagende Völva dieſelbe ſey, welche aus ihrem Grabe dem Odin Balders Tod geweiſſagt, iſt um ſo gewiſſer, da am Ende der *Vegtams-quida*, wo dieſs erzählt wird, die Völva damit ſchlieſst, daſs ſie nicht eher wieder ſo beſchworen werde, als nahe vor der Götterdämmerung: dieſer Zeitpunct wird alſo hier in der *Völu-ſpa* vorausgeſetzt.

IV. *Ein luſtig Faſtnachtsſpiel* mit 5 Perſonen, nach *Hans Sachs*, von dem Herausgeber. Eine neue vollſtändige und erläuterte Ausgabe von *Hans Sachſens* Werken, die der Herausg. zu veranſtalten wünſcht, wäre allerdings ein weſentlicher Dienſt für die Zeit und den alten wackeren Meiſter ſelbſt, deſſen Muſe *Goethe* wieder ſo kräftig zu Ehren gebracht hat. Doch möchten ſeine für die Singſchule gedichteten Meiſtergeſänge, welche unter andern zu Dresden in 11 Folianten und 11 Quartanten, zum Theil von ſeiner eigenen Hand, enthalten ſind, immerhin ungedruckt bleiben; das Rathſamſte wäre vor der Hand wohl, ſeine vielen ſonſt noch ungedruckten oder einzeln gedruckten, und nicht in den verſchiedenen Ausgaben der alten Sammlung befindlichen Gedichte, inſonderheit aber ſeine faſt noch ganz unbekannten *ſtrophiſchen* Lieder, die zum Theil Volkslieder geworden ſind, aufzuſuchen, und als Supplement zu liefern. Einige dergleichen ſtehen ſchon in *Docens* Miſcellaneen für altd. Lit., und andere beſitzt Rec. ſelbſt. Unterdeſſen ſind Erneuungen einzelner guter Stücke, wie die hier mitgetheilte, ebenfalls angenehm. Das Faſtnachtsſpiel vom Narrenſchneiden zeichnete ſchon *Tieck* aus, und iſt auch in *Häſsleins* Ausgabe aufgenommen; es iſt gewiſs eins der gründlichſten und luſtigſten, auch kürzer und beſſer, als die ähnlichen Dichtungen *Geilers von Kaiſersberg* und *Murners*. Obgleich wir in ſolchen Bearbeitungen für die gröſsere Leſewelt uns die Auflöſung der ermüdenden kurzen acht- und neunſylbigen Reimpaare in Proſa gern gefallen laſſen: ſo muſs ſolche jedoch mit völliger Freyheit und Machtvollkommenheit geſchehen, ſo daſs alle durch Versfüllung und Reim ſichtbar veranlaſsten Wendungen und Ausdrücke weggethan oder vertauſcht werden; beſonders iſt zu vermeiden, daſs der Reim nicht mehr ſtörend nachklappe. Denn dieſs giebt, nur auf umgekehrtem Wege, die von neueren Belletriſten, man ſollte glauben, nach der arabiſchen, verſuchte mit Reimen durchzuckte Proſa, die gar verdrieſslich zu leſen iſt. *Tiecks* nur annähernde Erneuerung der *Minnelieder* erkennen wir für dieſe und andere alte ſtrophiſche Gedichte, wie für die epiſchen des Heldenbuchs, noch immer als die richtigſte und würdigſte an; auch ſein *Ulrich von Lichtenſtein* iſt ein Muſter proſaiſcher Umbildung der alten, freylich weniger einförmigen Reimpaare, als die von *Hans Sachs*. In vorliegender Bearbeitung hingegen laſſen ſich die Reime und ſelbſt der Rhythmus hie und da noch zu vernehmlich hören, z. B. „Gieb her und laſs mich das *beſehen*, — Ja, lieber Herr, das ſoll *geſchehen*; nehmt hin und beſchaut das Waſſer *ſelbſt*, — Geſell, dein Waſſer iſt trüb und *gelb*; es liegt dir wahrlich in dem *Magen*, — Es thut mich in dem Bauch ſehr *nagen*; er iſt mir gar gewaltig *geſchwollen*, — Geſell, wenn wir dir helfen *ſollen* u. ſ. w. Manchmal, wenn auch das Reimwort weggelaſſen wurde, fällt es dem Leſer doch ſehr leicht ein. Freylich ſind Andere, welche die Urſchrift nicht kennen, hierin unbefangener.

V. *Spaniſche Romanzen*, überſetzt von *C. W. Raſsmann*, Vf. von Attila, oder der Held des fünften Jahrhunderts, und ſeitdem rühmlich bekannt durch die Berichtigung und Ergänzung des *bodmer*iſchen Abdrucks der maneſſiſchen Minnelieder-Sammlung, aus der Urſchrift zu Paris. Woher dieſe Romanzen genommen ſind, wird nicht angegeben; doch ſind ſie aus ſeltenen ſpaniſchen *Cançionero's* zu Paris. Die erſte gehört zu den Geſchichten der Morenkriege, welche einen eigenen kleinen Fabelkreis bilden, und die innigſten und rührendſten Romanzen einflechten. Die zweyte, ein ſtolzer Zug von ſpaniſchem Adel, der ſich ſonſt unterſchrieb: von Adel, ſo gut als der König; ja der Eine ſogar hinzuſetzte: und wohl noch etwas beſſer. Die derbe Keckheit dieſer Romanze erinnert an die vom *Cid*. Die dritte iſt ein luſtiges Abentheuer eines Verliebten mit einer ſchönen Obſthändlerin, welche ihm ihre Äpfel nachwirft, und ihm ſo den Korb giebt. Die vierte, wie der Held Montagnes dem König Juan I, deſſen Roſs in der Schlacht gefallen, das ſeine darbietet, und fällt. Auf eine ganz ähnliche That wird in Nr. 2 angeſpielt. Nr. 4 iſt, wie Nr. 1, ein ſehnſüchtiger Hauch getrennter Liebe. Der Überſetzer hat die der ſpaniſchen Romanze eigenthümliche Aſſonanz nicht wiedergegeben, eine nicht ſchwere Aufgabe, die man einer treuen Überſetzung jetzt mit Recht anmuthen darf.

*(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *ALTDEUTSCHE LITERATUR.*

Breslau, in Comm. b. Korn d. Ältern: *Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters*, herausgegeben von D. *Johann Gustav Büsching*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VI. *Altdeutsche Erzählungen*, durch *v. d. Hagen*, aus der dresdener Handschrift No. 55. Fol. Pap. 1470, welche, Bl. 87 — 209, 94 (das Register zählt unrichtig nur 90) solcher Erzählungen, jede noch mit einer geistlichen Auslegung, enthält. Diese gehören zu der unter dem Titel *gesta Romanorum* bekannten, ursprünglich lateinischen alten Sammlung, deren Literatur in *Warton's history of English poetry* abgehandelt ist; auch *Lessing* hat in seinem Leben und Nachlass, Th. 3. S. 127 — 30, eine ganze Reihe dieser Erzählungen ausgezeichnet, und ohne Zweifel die Parabel von den drey Ringen im *Nathan*, nicht sowohl aus dem *Boccaccio*, als aus dieser Sammlung entlehnt (in der dresdener Handschrift steht sie unter No. 85). Der Titel dieser Sammlung rührt vermuthlich daher, weil die Träger der Geschichten darin meist römische Kaiser sind, Julius, Claudius, Domitian, Tiberius, Pipin, auch Pompejus, Alexander, Codrus u. a.; mehrere davon berufen sich ausdrücklich auf *Valerius Maximus* und *Plinius Major*, einige auch auf *Eusebii* Chron., *Alexander* von den natürlichen Dingen und das Buch der Altväter. Sie ist also aus älteren und neueren Geschichten und Fabeln zusammengeschrieben. Einige davon finden sich schon im *Bidpai*. Die lateinischen „*Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis*," deren Abfassung, zum Gebrauch für Prediger, *Lessing* ins 14 — 15 Jahrhundert setzt, und wovon Rec. die Ausgaben von 1489. 1494. Fol., 1497. 4., 1517. in Fol. u. 12 vor sich hat, enthalten 181 Geschichten, und beziehen sich noch auf andere Quellen; die altdeutsche 1489 gedruckte Übersetzung aber hat deren auch nur 93, doch nicht ganz in derselben Folge, wie die *dresdener* Handschrift. Auch sind im Deutschen mehrere Geschichten, die im Lateinischen nicht stehen, und anderswoher genommen sind, z. B. die Einleitung und die zweyte bis neunte Erzählung der noch als Volksbuch bekannten *sieben weisen Meister*. Ein ähnliches Verhältniss scheint die *züricher* Handschrift zu haben, aus welcher *Bodmer* bey den Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger (von *Boner*) 12 Erzählungen hat abdrucken lassen. Die Vergleichung mit der dresdener Hds. zeigt aber, dass beide von verschiedenen Verfassern sind. Die dresdener ist bey den aus den lateinischen *gestis Romanorum* genommenen Stücken mehr eine genaue Übersetzung. Der Herausgeber der vorliegenden fünf Erzählungen hat kein anderes Verdienst, als das der Auswahl, und der Erneuung. Die alte Sprache ist nur in die jetzige umgeschrieben, sonst (bis auf wenige ganz veraltete Wörter) unverändert in Ausdruck und Stellung, und rechtfertigt sich wohl durch sich selbst. No. 1) *Erkenne dich selbst, so erkennen dich die andern*, ist in den *gest. Roman. cap.* 59, und ein viel bearbeiteter Stoff, wie in den Bemerkungen S. 135 nachgewiesen wird. Eine ältere gereimte Bearbeitung findet sich in der von *Kovachich* in *Schlegels* Museum, 1813. Nov., bekannt gemachten Pergament-Handschrift, *Gesammt-Abentheuer* benannt, der bis jetzt bekannten grössten Sammlung altdeutscher Erzählungen. 2) *Der Höllenjäger* hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der Sage vom wilden Jäger, und ist uns sonst noch nicht vorgekommen. Desto häufiger ist: 3) *Die drey Lehren der Nachtigall*, auch, aus der züricher Hds., bey *Bodmer*, S. 242. 4) *Der Fischer*, aus *gest. Roman. c.* 85, bey *Bodmer*, S. 242. 5) Der *Zauberer Virgilius*, aus *gest. Roman. c.* 102. Ausser den in den Anmerkungen angeführten Zaubereyen *Virgils* kömmt in der dresdener Hds. unter No. 33 noch eine Säule mitten in Rom vor, welche, ähnlich dem Bilde in den *7 weisen Meistern*, dem Kaiser verräth, dass der Schmidt *Phokas*, der hernach Kaiser wird, den Tag, da jenem ein Sohn geboren, nicht gefeyert habe. Vgl. hierüber *Görres* Einleitung zum Lohengrin, S. 35. Das grosse Ansehen Virgils im ganzen Mittelalter rührt wohl auch aus der Weissagung vom Christenthum her, die man in einer seiner Eklogen fand, wesshalb ihn auch *Dante* zu seinem Führer durch Hölle und Fegfeuer erwählte.

VII. *Der betrogene Dieb*, nach dem Altfranzösischen von dem Herausgeber. Die Reime der Urschrift sind geschickt und getreu wiedergegeben. Die grosse Sammlung von *Contes et Fabliaux des* 11 — 13 sie-

*cles* durch *Barbazan* und *Méon* kannte man zuvor nur aus den prosaischen Auflösungen und Auszügen von *Le Grand*, und ist die erste und einzige vollständige Ausgabe altfranzösischer Gedichte. Diese Erzählung daraus findet sich auch in den *gest. Romanor. c.* 136 und in der dresdener Verdeutschung, Nr. 27.

VIII. *Geschichte Bahrams des Magiers.* Aus dem Arabischen; sonst ohne Anzeige, woher und von wem: doch ist uns erlaubt zu sagen, dass sie von dem so bescheidenen als gelehrten Orientalisten, Hn. Dr. *Habicht* zu Breslau, aus einer handschriftlichen Sammlung von Erzählungen übersetzt ist. Es ist eine orientalische Legende, wie ein Magier und Feueranbeter doch endlich durch Wohlthätigkeit sich Muhameds Paradies verdient, interessant und angenehm erzählt.

IX. *Flos und Blankflos.* Nach einem niederdeutschen Gedichte, vom Herausgeber. Diese bekannte anmuthige und vorzugsweise blühende Dichtung ist unter jeglicher Gestalt willkommen, und ihre eingeborene Schönheit und Lieblichkeit leuchtet durch jede Hülle hindurch. Inhalt und Geist weisen ihren Ursprung nach Spanien, und sie ist eine Blüthe der Berührung des Morgen- und Abend-Landes daselbst. Sie könnte eine Episode im *Titurel* seyn, wie *Gamuret* und *Secundille*, *Tschionatulander* und *Sigune*, und bildete auch von hier aus einen Übergang zu dem Fabelkreise Karls des Grossen, welcher von hier entsprossen. Die älteste Darstellung, die man kennt, ist zwar in französischen Reimen, und *St. Palaye* besass sie handschriftlich aus dem 11 — 12ten Jahrhundert; doch ist die alte französische Prosa durch *Jacques Vincent* (Paris, 1554. 12.), wonach *Tressans* Auszug (in der *Bibl. des Romans*, 1777. *Fevr.* p. 151 — 225) gemacht ist, so wie eine neuere von Mad. *Richebourg*, von der älteren spanischen (*Alcala*, 1512. 4.) ausgegangen. Das französische Gedicht ist vermuthlich das des *Rupert* von *Orbent* oder *Orlaendt* (*Orleans?*), worauf sich *Conrad Flecke's* oberdeutsche Übersetzung des 13 Jahrhunderts bezieht. Die norwegische, durch die Königin *Euphemia*, des rügischen Fürsten Witzlar III (der vermuthlich unser Minnesinger *Witzlau* ist) Tochter (st. 1312), veranlasste gereimte Bearbeitung, aus welcher die spätere schwedische und dänische nur umgeschrieben sind, steht sicher mit der in Form und Weise ganz ähnlichen niederdeutschen in genauem Zusammenhange. Diese ist, nach Art der niederdeutschen Bearbeitungen überhaupt, beträchtlich kürzer, als die oberdeutsche, und nur wie aus der Erinnerung gemacht, nur die Hauptzüge ausgeführt, aber mit einigem eigenthümlichem Detail, z. B. wie die Wächter bestochen werden, und die Liebenden auf dem Richtplatze sich in rührender Zärtlichkeit überbieten (das Vorbild der ähnlichen Stelle bey *Tasso* und dann in *Oberon*). Die Reimzeilen sind oft übermäsig lang oder kurz, die Darstellung unbeholfen und bänkelsängerisch, und, wie im *Morolf*, fodert der Erzähler an den interessantesten Stellen zu trinken; das Ganze ist aber lebendig und volksmäsig, und es wäre ihm nur noch die strophische Form der Romanze zu wünschen, in welche es auch leicht umgegossen werden könnte. Mit der niederdeutschen Mundart ist viel von der Herzlichkeit des Ausdrucks verloren gegangen, auch der Reim oft in einen blossen Anklang verwandelt, und manche Neuerungen veranlasst, die mitunter etwas hart abstechen, indem doch noch genug alterthümliche Ausdrücke und Wendungen stehen geblieben sind. Überhaupt möchte es unthunlich seyn, bey einer bloss übersetzenden und nicht radicalen Umarbeitung, allen Anstoss zu vermeiden, wenn nicht Alles nur verrenkt und aus den Fugen gerissen werden soll. Wenn man einmal über die Grenze des Gewöhnlichen hinausgeht: so kömmt es auf ein paar Schritte mehr oder minder nicht an; man helfe lieber unten mit Erklärungen nach, als dass man diese in den Text heraufnehme.

X. *Schwänke:* 1) Die *wiener Meerfahrt*, ein sehr ergötzlicher Schwank, der auch in der alten gereimten Darstellung trefflich erzählt ist. Diese findet sich auch in der obgedachten Sammlung: *Gesammt-Abentheuer*, wieder. Hier ist er, wie die beiden folgenden und das obige Fastnachtspiel, in Prosa aufgelöst, aber besser als das letzte, so dass die alte Form nicht so sehr durchbricht. Der Einfall ist lustig: eine trunkene Gesellschaft zu *Wien*, es scheint in einem Wirthshause auf dem halben Wege gen Brandeis, bildet sich ein, zu Schiffe auf einer Wallfahrt zum gelobten Lande zu seyn, besteht harten Sturm, und wirft, das Meer zu besänftigen, einen todten Pilgrim über Bord. Erst am dritten Tage hört ihr Rausch auf, und sie müssen dem beynahe todtgefallenen schwere Busse geben. Man erwartete fast, dass es mit einer wirklichen Wallfahrt enden würde. 2) *Das Schlaraffenland*, nach *Hans Sachs*, führt diesen Mythus von einer Parodie des Paradieses bilderreich aus. 3) *Der Pfarrer mit den ehebrecherischen Bauern*, ebenfalls nach *Hans Sachs:* wie ein humoristischer Pfarrer von der Kanzel mit einem Knittel einen Ehebrecher seiner Gemeinde zu treffen verkündigt, und als er ausholt, sich alle bücken. Hans Sachs meint am Ende, der Spass wäre doch etwas zu ernsthaft gewesen, wegen des Hausunfriedens, der daraus erwachsen.

Der dargelegte reiche und mannichfaltige Inhalt dieses Heftes bedarf keiner weiteren Empfehlung.

## DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

CLEVE, b. Hannesmann: *Versuch eines praktischen Unterrichts in den Anfangsgründen der deutschen Sprache mit beständiger Anwendung auf die Orthographie*, zunächst für Schulen, aber auch zum Privatgebrauche nützlich, *in zwey Theilen* bearbeitet, und auf eigene Kosten herausgegeben von *J. W. Berger*, ehemal. Lehrer der französ. und deutschen Sprache und Vorsteher einer Lehranstalt in Mülheim am

Rheine, jetzt in hochgräfl. zur Lippe-Biesterfeldischen Diensten (in welchen?) zu Cleve. 1810. 214 S. 8. (20 gr.)

Wir haben den Titel dieses Buches diplomatisch genau abgeschrieben, weil er nicht nur die Behandlung des Gegenstandes andeutet, sondern auch gewissermassen auf den Geist der Behandlung schliessen lässt. Die Vorrede spricht den Geist früherer Decennien aus, und das Buch selbst spricht der Vorrede zu; nur ist durch *Heinsius* hin und wieder an das laufende Decennium erinnert, wobey man mitunter lächeln muss, wenn der Vf. bey Anführung der eigenen Worte des Hn. *Heinsius* sich so ängstlich gegen den Vorwurf eines Plagiats zu verwahren sucht, und beym Lichte besehen, Alles, Regel und Erläuterung, ganz Anderen, als Hrn. *Heinsius*, angehört. Diess ist der Fall S. 109., wo der Unterschied zwischen den Conjunctionen: *da*, *weil*, *als*, *indem*, vermeintlich nach *Heinsius* angegeben, und dieser in einer Note gewissermassen um Vergebung gebeten wird. Man muss die Aufrichtigkeit des Vfs. rühmen, und Hn. *Heinsius* ein Gleiches zu thun empfehlen, wann Regel und Erläuterung aus anderen Büchern wörtlich entnommen wird.

Die Vorrede empfiehlt das Buch überhaupt nicht. Denn wenn wir auch eine gewisse Altväterlichkeit des Stils und der Ideen übersehen wollen: so dürfen doch offenbare Sprachfehler in der Vorrede zu einer Grammatik unmöglich übersehen werden. So heisst es: „*welche* (*Schullehrer*) *ihrem Amte mehr Ehre machten, als ihr Lehrmeister dem seinigen n i e gemacht hatte*“ — *wobey s o n d e r l i c h nöthig ist, dass man u. s. w.*

Das Buch enthält nur den etymologischen Theil der Grammatik; für die Syntaxe, meint der Vf., sey vor der Hand noch keine Zeit in den Volksschulen auszugewinnen. (?) Was mögen das wohl für wichtigere Lehrgegenstände seyn, die der lieben Muttersprache kein Plätzchen in den Schulen gönnen wollen? Wenn uns nicht ein gütigeres Schicksal der Franzosenherrschaft entzogen hätte: so würde uns bald der Glaube in die Hand gegeben worden seyn, dass selbst für den Unterricht in der französischen Sprache Zeit übrig gewesen wäre. Die Behandlung der Etymologie hat das Ungewöhnliche, dass die Orthographie mit derselben verwebt ist. Wir finden diese Anordnung sachgemässer, als wenn man die Orthographie getrennt, und wie ein geschiedenes Ganzes, abhandelt. Man kann freylich eine Sprache, ohne auf ihre Schreibung und Sprechung (Orthographie und Orthoepie) Rücksicht zu nehmen, also bloss nach ihrer Geistigkeit, nach ihrem Baue abhandeln; allein da das Zeichen zu genau mit dem Bezeichneten verbunden ist, und die Zeichenlehre der Lehre des Bezeichneten so freundlich die Hand bietet: so scheint es natürlich zu seyn, beides in der Behandlung mit einander zu verbinden, und als ein vereinigtes Ganzes darzustellen. Jedoch hat der Vf., ausser diesem eingewebten Theile der Orthographie, noch ein getrenntes Capitel derselben angehängt. Für diese Trennung liesse sich allerdings der sehr haltbare Grund angeben, dass dort der allgemeinen Regeln unterliegende, hier der regellose Theil der Orthographie abgehandelt würde; allein hier hat dieser Scheidungsgrund nicht obgewaltet, und daher ist Trennung des Ganzen wohl zu tadeln. Übrigens lassen sich gegen die Orthographie des Vfs. manche Ausstellungen machen. So lehrt er, *weitläufig* statt *weitläuftig* zu schreiben. Hiegegen lässt sich erinnern, dass diese Differenz gar nicht in das Capitel der Orthographie gehöre; denn wenn das Wort einmal in der Mundsprache ein *t* in sich schliesst: so versteht es sich von selbst, dass auch die Schriftsprache, Dienerin der Mundsprache, das *t* nicht ausstossen dürfe. Die Frage über *weitläufig* oder *weitläuftig* gehört also in die Orthoepie. Das Wort *adelich* wird als Ausnahme behandelt; allein warum folgt denn der Vf. nicht, wie sonst, auch hier seinem Hauptführer *Adelung?* In der Declination hat der Vf. das Eigenthümliche, dass er drey Scheme aufstellt: 1) Genitiv *s*, 2) — *es*, 3) *en*, und dann die aus fremden Sprachen aufgenommenen Wörter besonders behandelt; auch werden die Substantive erst gemeinschaftlich nach ihrem Singulare, und dann nach ihrem Plurale aufgeführt. Die Abweichung beweist, dass der Vf. selbst gedacht, und nicht bloss nachgeschrieben hat; indess sehen wir doch nicht ein, warum die ausländischen *Musikant*, *Monarch* u. a. besonders abgehandelt worden sind, da sie mit den deutschen einerley Regeln unterliegen. Trotz dieser Trennung ist jedoch nicht gezeigt worden, wie die Wörter *Professor* u. s. w. zu behandeln sind; auch wären die beiden Scheme mit *s* und *es* im Genitive besser in eins zusammengezogen worden. Über das Beybehalten und Wegwerfen des *e* im Genitive und Dative werden viele Regeln aufgestellt, die schwerlich Stich halten. So soll man nur *Volks*, *Stocks*, nicht *Volkes*, *Stockes*, schreiben. Bey den Adjectiven auf *m* wird bemerkt, dass, da *m* im Dative einen Übellaut verursachen würde, ein berühmter Sprachlehrer, *Heinsius*, vorgeschlagen habe, hier *en* statt *em* zu gebrauchen!! Hat denn der Vf. dasselbe nicht bereits in *Adelung* gelesen? Wenn declinirt wird: *wir Alten*, und doch, *wir alte Männer:* so ist hierin wenigstens keine Consequenz. Neu ist die Regel, dass nach den Zeitwörtern, *seyn*, *werden*, *machen*, *thun*, *riechen*, *schmecken*, das Beschaffenheitswort nicht Adverb, sondern Adjectiv sey. Wenn mehrere Adjective vor ein Substantiv treten: so werden sie von unserem Vf. declinirt, wie folgt:

Guter, alter, weisser Wein,
Gutes, alten, weissen Weins,
Gutem, alten, weissen Weine,
Gute, alte, weisse Weine,
Guter, alten, weissen Weine u. s. w.

Weil die Hn. *Heinsius* zugeschriebene Unterscheidung des *welcher* und *der* noch nicht allgemein bekannt und angenommen sey: so schlägt der Vf. die

fichere Regel vor, das gemeinte Subftantiv noch befonders in Klammern durch das Wort *erftere* oder *letztere* zu bezeichnen, alfo: der ältefte Sohn des Herrn Amtmanns, welcher (letztere) ein ftrenger Mann ift. Man wird gegen die Sicherheit der Regel nichts einwenden können! Die Wörter *felbft* und *felber* will der Vf. fo unterfchieden wiffen, dafs jenes den Nominativ, diefes die anderen Cafus modificire; nicht übel, obgleich willkührlich. Bey den fogenannten irregulären Verben dürfte Mehreres zu erinnern feyn. *Stecken* foll ganz regulär feyn, aufser dafs es in gewiffen Redensarten *ftak* für *fteckte* habe, als: er *ftak* in Schulden. *Verderbt* foll lieber in moralifchem, *verdorben* lieber in phyfifchem Sinne gebraucht werden, und eine *verderbte* Sache immer noch etwas Gutes haben können, eine *verdorbene* aber unherftellbar und nicht mehr zu gebrauchen feyn. Doch wir wollen nicht weiter in das Einzelne eingehen; es fey genug, zu bemerken, dafs das Buch durch das *Bona malis mixta* wohl am treffendften charakterifirt werde. Der zweyte Theil enthält Aufgaben, um die Regeln des erften Theils einzuüben.

ft.

Wiesbaden, b. Schellenberg: *Verfuch einer vollftändigen, alphabetifch geordneten Sammlung der ähnlich lautenden Wörter der deutfchen Sprache.* Ein bewährtes Hülfsmittel beym orthographifchen Unterrichte in Bürger- und Land-Schulen, und für diejenigen (der Schule Entwachfenen), welche in der Rechtfchreibekunft noch nicht feft find. 1810. 172 S. 8. (12 gr.)

Der Titel fpricht den Inhalt des Buchs, und für welche Schülerclaffen daffelbe beftimmt ift, vollftändig aus; die Einrichtung folcher Bücher kann übrigens als bekannt vorausgefetzt werden. Die Vollftändigkeit derfelben ift mehr nach einem localen, als abfoluten Mafsftabe zu meffen: je correcter in einem Lande, oder einer Stadt gefprochen wird, defto befchränkter kann die Sammlung der ähnlich lautenden Wörter feyn; je incorrecter, defto mehr mufs fich die Sammlung ins Breite ziehen. Am zweckmäfsigften werden daher dergleichen Bücher für beftimmte Bezirke bearbeitet, und diefe Bezirke genannt, wie der Vf. in der Vorrede auch gethan hat. Er hat nämlich die Gegenden des Mittelrheins vor Augen gehabt. Da man auf den Umfang der Arbeit aus der Bogenzahl fchliefsen kann: fo wollen wir nur hinzufetzen, dafs die Bearbeitung nichts zu wünfchen übrig läfst; man erkennt bey jedem Artikel, dafs der Vf. die Sache inne, und feinen Schüler vor Augen hatte. Damit der Lefer fehe, wie weit derfelbe in die Erklärung der Begriffe eingegangen fey, mögen hier die beiden erften Wörter mit ihren Homöophonen als Spiegel für das Ganze Platz nehmen:

„Der *Aal*, ein fchlangenähnlicher, fchlüpferiger Fifch; die *Ahle*, ein gewiffes Schuhmacherwerkzeug; *alle*, z. B. alle Menfchen find fterblich; das *Weltall*, die ganze Welt; die *Allee*, ein auf beiden Seiten mit Bäumen befetzter Weg; die *Aloe*, eine Pflanze. — Das *Aas*, ein krepirtes Thier, auch ein Schimpfwort; das *As*, (auch *Aes*) die Eins in der franzöfifchen Spielkarte, der 64fte Theil eines Ducatens, der 136fte Theil eines Louisd'ors, auch das Apothekerpfund; ich *afs*, er *afs*, v. effen."

Wir empfehlen daher diefes Hülfsbuch mit voller Überzeugung allen denen, welche mit ihrer Orthographie noch nicht im Reinen find.

ft.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Deutsche Sprachkunde. *Göttingen*, b. Deuerlich: *Anfangsgründe der deutfchen Sprache, fo leicht und fafslich dargeftellt als möglich, nebft einer Auswahl kleiner Gefchichten und Anekdoten zur Bildung der Jugend.* Bearbeitet von *H. B. F. Wepler*, Sprachlehrer zu Caffel. Erfter Theil. 1811. 123 S. 8. (4 gr.)

In der Vorrede fpricht fich ein junger Mann fo befcheiden aus, dafs er Rec. in Verlegenheit fetzen würde, wenn die Arbeit getadelt werden müfste; angenehmerweife verdient aber diefelbe gelobt zu werden. Alles, was der Vf. giebt, ift, wie der Titel verfpricht, leicht und fafslich, und der Anhang, gleich anziehend, lehrreich und für Herzbildung geeignet, wird von der Jugend als ein fchönes Gefchenk mit Freuden aufgenommen werden. Das Grammatifche des Buchs befchränkt fich auf die Terminologie, und Beugung des Subftantivs und Adjectivs. Für das Subftantiv find acht Declinationen aufgeftellt; wohl etwas zu viel! Die Namen der Völker, Berge, Flüffe u. f. w. find, da fie unter den acht Declinationen liegen, unnöthigerweife noch befonders aufgeführt und declinirt worden. Die Declination eines Subftantivs mit zwey Adjectiven:

1) fchöner brauner Zucker,
2) fchönen braunen Zuckers,
3) fchönem braunen Zucker,
1) gute weifse Weine,
2) guter weifser Weine,
1) feines gehackten Fleifch,
2) feines gehackten Fleifches,
3) feinem gehackten Fleifche u. f. w.

dürfte fich fchwerlich mit haltbaren Gründen vertheidigen laffen. — Unter jedem Schema ftehen einige Wörter zur Nachbildung. Noch bemerken wir, was der Titel nicht angiebt, dafs ein Regifter ausländifcher Wörter mit des Verdeutfchungen den Schlufs des Buches macht.

ft.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## ARCHAEOLOGIE.

Rom: *Gemme antiche per la piu parte inedite.* 1809. 134 S. 4. mit 32 Kupferplatten.

In der Vorrede ist wiederholt, dass der grösste Theil dieser geschnittenen Steine noch niemals bekannt gemacht worden sey; aber im Einzelnen ist nirgends angegeben, welche neu sind, wo und in wessen Besitz sie sich befinden, oder wo die anderen oder ihre Wiederholungen gestochen sind. Vielleicht gehören sie alle dem Herausgeber und Erklärer selbst zu. Dieser ist Hr. *Pietro Vivenzio* von Nola, der in der Beschreibung seiner Vasensammlung, die eine Folge von der Kindheit dieser Vasenbildnerey in Campanien und Grosgriechenland bis zu ihrem Verfall und ausserdem von den seltenen, welche die Phönicier aus Ägypten, und welche die griechischen Colonieen mitgebracht, enthalte, etwas zu liefern verspricht, das seinem Namen und seinen ohne Unterricht in der Provinz gemachten Studien mehr Ehre machen werde. Von seinen langen Beobachtungen und Vergleichungen in einer so reichen und köstlichen Sammlung darf man sich freylich etwas Besseres versprechen, als er hier geleistet, wo er sich unglücklicher Weise mit der Auseinandersetzung all der vorkommenden Gegenstände und vieler Nebendinge befasst hat, die, selbst wenn sie richtiger wäre, nicht an ihrem Ort seyn würde, die aber so, ohne allen Geschmack und Wahl, ohne alle eigentliche Kenntniss der alten Literatur, meist ohne Kritik, ohne Logik, selbst schlecht geschrieben, von sehr wenig Werth ist, man müsste sie denn als einen nothwendigen Ballast betrachten, um die wenigen Kupferblätter leichter auf den Wellen der Zeit und des vielbewegten Publicums oben zu erhalten. Denn die Gemmen selbst sind grossentheils vorzüglich, und entweder durch die Vorstellung, oder durch die Schönheit, oder auch durch beide zugleich bedeutend. Durch Verzeichnung derselben glauben wir daher dem Buche sein Recht und den Kunstfreunden einen Dienst zu thun.

1. Sardonyx. Adler, der eine Schlange unten packt, die mit dem Kopfe nach dem seinigen emporschiesst, fast in derselben Stellung wie auf den Münzen der Pissdäer von dem macedonischen Amyntas. So war der Siegelring des Areos, Königs von Sparta, nach seiner eigenen Angabe in dem Brief an Onias, bey Joseph. XII, 5; und für diesen selbst hält ihn Hr. *Vivenzio*, weil er zu den schönsten Arbeiten gehöre, weil man keinen anderen Sardonyx (warum gerade Sardonyx?) mit dieser Vorstellung kenne, und weil durch Nabis viele Spartaner vertrieben, viele auch freywillig nach Auflösung des Staats nach Campanien wanderten, wo dieser Stein zu Nola in einem Grabe gefunden würde (vgl. Propert. IV. Eleg. ad Cynthiam), und zwar in der schönsten irdenen Vase mit dem Tode des Priamos, zusammen mit der Asche des Besitzers. Es war spartischer und pythagoräischer Gebrauch, die Asche in irdenen Gefässen zu bewahren, Plin. XXXV, 12, wenn man *doliis* beybehält statt *foliis*. — Die Bedeutung der Schlange und des Adlers einzeln gehörte gar nicht hieher, und findet in dieser Kunstvorstellung keine Anwendung. Das bekannte homerische Gleichniss hat sie erzeugt, die ausser dem König Areos noch mancher Mann auf seinem Ringe getragen haben mag. — 2. In den Pythagoristen des Aristophon, bey Athen. XIII, 5, heisst es, Eros sey wegen seiner Streiche aus dem Himmel auf die Erde verstossen worden, und habe seine Flügel an Nike abgeben müssen. Diess, so für sich, scheint nur eine scherzhafte Verknüpfung von Wahrnehmungen an Kunstwerken (wie z. B. in dem Epigramm Anthol. IV, 19, 24, wonach Amor den Grazien das Gewand vom Bade weggestohlen), eine vielleicht sehr örtliche und temporäre Anspielung zu seyn, ohne mythischen Zusammenhang. Nach diesem Camee aber, wenn man nach ihm das Bruchstück erklären will, sollte man auf das Gegentheil schliessen. Eros steht an beiden Füssen angekettet auf einem Felsen, und reicht den einen Flügel auf beiden Händen hin an Nike, welcher Hermes den anderen eben schon an der Schulter befestigt. Nike hat eine kurze gegürtete Tunica ohne Ärmel an, eine Art von Haube auf, die ihr von den spartischen Mädchen her eigen seyn soll, nackte Beine, ein Palmzweig steht neben ihr. Hermes hat die (alten) Haken statt Fussflügel, Chlamys und geflügelten Hut. Die Buchstaben ε, ν, ε, die über die drey Figuren vertheilt sind, bezeichnen, nach des Vfs. richtiger Bemerkung, sie, ἔρως, νίκη, ἑρμῆς, und nicht den Steinschneider, Ἐνεσος, der mehrmals vorkommt, ἐνεσιον. Indess findet zwischen dem Bruchstück des Dichters und dem Camee eine grosse Verschiedenheit Statt. Den Amor auf die Erde schicken, um dort sein Wesen zu treiben, ist etwas

ganz anderes, als ihn festketten. Ob eine besondere Bedeutung damit verknüpft sey, wenn Eros sonst ohne Flügel vorkommt, ist schwerlich noch untersucht worden. Man sieht ihn so z. B. auf einem Basrelief mit dem Urtheil des Paris, Mus. Napol. Th. 2. Taf. 58, in dem Raube der Leukippiden; Mus. Pio-Clem. Th. 4 Taf. 44, wo der Amor, der den angeblichen Polydeukes begleitet, keine Flügel, und eine grosse Fackel, der andere Flügel und eine kleine Fackel hat; Mus. Capit. T. IV Tab. 24, wo er ungeflügelt, mit einer Fackel, die Selene führt; und in dem Basrelief des Giebelfeldes von dem capitolinischen Tempel, vom Bogen des Marc Aurel genommen, wo er eine umgekehrte Fackel nach seiner Mutter zu hält. Man könnte denken, der Stein drücke den Wunsch an einen scheidenden Krieger aus, dass seine Liebe nicht wanken und nur sein Sieg auf Flügeln umherschweben, oder die Schmeicheley, dass der Sieg irgend eines Helden unwiderstehlich, flüchtig und willkommen, wie der des Eros, herumflattern möge. Aber wir finden doch nicht, dass die alten Künstler, besonders in dem schönen Stil der mittleren griechischen Zeit, wie auf diesem Steine, die Mythologie zu solchen Persönlichkeiten angewandt hätten. Und dann deutet Hermes, der Götterdiener, der auch beym Urtheil des Midas zugegen ist auf einem Basrelief Borghese (vgl. Mon. ined. P. I C. X p. 34), an, dass hier irgend ein Beschluss der Götter zu Grunde liege. Es scheint also, dass eine allgemeinere Allegorie, oder ein mythologischer Zug aus einem verlorenen Dichter ausgedrückt sey. — 3. Karniol. Asklepios, mit einem hochstehenden Diadem und einer wulstartigen Einfassung (*strofio*) an der Grenze des Haars, in schlangenartiger Windung, und gewiss nicht ohne auf die Schlange des Asklepios anzuspielen. Die Ägypter legten um die Kappe ihrer Könige und Priester eine Schlange zur Einfassung. — 4. Karniol von sehr schönem griechischem Stil. Ein Jüngling, ganz nackt, unbärtig, der Schild am linken Arm steckend, kauert sich zusammen, mit gesenktem Kopf, gleich einem Sterbenden, im Ausdruck sanft. Mit dem rechten Zeigefinger berührt er deutend ein Schild, deren noch zwey andere vor ihm liegen, vielleicht um die Zerstörung auf dem Kampfplatz anzudeuten. Nach eben dieser Hand fährt ein Blitz schräg herab, der ungewöhnlich gebildet ist, wie aus zwey Lanzenspitzen mit einem Stückchen der Schäfte, die aus einander gehen. Seine Nähe scheint dem Jüngling den Tod zu geben. Dass dieses Kapaneus sey, ist schwer, dass er im Sterben den Namen eines besiegten Feindes auf jenen Schild mit dem Finger darüber herfahrend zeichne, gar nicht zu glauben. Ähnlich ist bey Stosch No. 175 und 176. — 5. Karniol. Vor einem Cippus, worauf eine lange Spitze aufgerichtet ist, die Hr. *V.* für ein Schwert nimmt, ob man gleich kein ähnliches bey den Alten kennt, und Helm und Lanze angelehnt sind, ein Praefericulum dahinter stehend, sitzt ein lorbeerbekränzter nackter Held, und spielt mit beiden Händen eine eilfsaitige Laute. Nach Hn. *V.*, welcher Mon. ined. 126, Stosch. Pl. 47. 48. 216, Philostr. Icon. 1, 2. 9, 1 und Marcette vergleicht, Achilles in seinem Zelte, eine Hymne an den Kriegsgott singend, *weil die Scythen* das Schwert anbeteten; nach der Figur aber des Helden zu urtheilen, ein unächtes Werk. — 6. Granate. Schöne griechische Arbeit. Eros und Ganymedes, Astragalen spielend, ziemlich übereinstimmend mit der Beschreibung des Apollon. Rhod. III, 114, vgl. Philostr. jun. Icon. 8. Warum die ἀστραγαλίζοντες von Polyklet bey Plinius gerade diese beiden Götter gewesen seyn sollen, ist nicht abzusehen. — 7. Jaspis. *Madidos siccat digitis Venus uda capillos.* Ganz nackt steht sie da, und hält mit beiden Händen über den Schultern die Haare getheilt von sich ab; ähnlich einer kleinen Erzfigur bey Caylus, die er für Abbild der bekannten Venus von Apelles hielt. Auch auf einem geschnittenen Steine des matteischen Museums und in Statuen und Reliefen kommt die Figur vor. Neben ihr steht ein Badegefäss, und darauf sitzen zwey Tauben gegen einander über. — 8. Agath. Schöne griechische Arbeit. Ein bärtiger, links gewandter, ernst und finster blickender Mann, mit leichten wallenden Haaren und einem *strofio* (στροφίον) darum, steigt aus Lotos auf, bis an die Schenkel sichtbar, mit beiden Händen sich an den Pflanzenästen fassend. Die Sonne geht aus Lotos auf, *Plut. de Isid., Porphyr. Ep. ad Arnob.* Demnach wäre die Figur Osiris als Sonne. Der Vf. nennt sie Zeus-Osiris. — 9. Antike Paste. Ein nackter Heros sitzt auf einem mit der Löwenhaut bedeckten Felsen, den rechten Fuss etwas zurückgebogen, den linken auf einen Stein gesetzt, die Keule neben ihm, die Stirn auf das mit der Spitze auf seinen Schenkel gesetzte Schwert stützend, die Scheide in der Rechten. Ganz ähnlich Agostini P. 3. T. 139, wo aber noch ein Widderkopf und eine Ziege dabey ist. Agostini nennt es Opfer, und ihm folgt Winckelmann *Pierres gr.* N. 294. Hr. *V.* nennt es Ajas, und bezieht sich auf Soph. Aj. 315 ἄτερ κλίεστου ἀφθόγγους χίῶν. Die Keule trage Ajas wegen seiner Cameradschaft mit Herakles, und dann wieder, wegen der edlen Erziehung, die er von ihm erhalten habe. Dass Ajas so mit dem entblössten Schwert still sitzen sollte, nähme sich aus, als sey er unentschlossen, ob er sich den Tod geben wolle, was sich nicht schickt. Die Stellung, die dem sitzenden rasenden Ajas zukommt, ist sehr wohl getroffen in der *Tabula Iliaca*, die man sonst nicht leicht wegen einer guten Composition anführen wird. Auch auf einer Gemme des dehnischen Museums kommt der Selbstmord des Ajas vor. Er kniet und hält in der Rechten das Schwert auf die Erde gestützt. Bart und Haar sind ganz die des Herakles, und auch das Übrige würde nur an einen ruhenden Herakles denken lassen, wären nicht die Zusätze bey Agostini. — 10. Karniol. Schöner jugendlicher Kopf, den der Vf. Meleager, und dem vaticanischen, der sonst Antinous hiess, ähnlich nennt. Die Arbeit sey in dem Stil des Praxiteles, gegen Apelles Zeit hin. — 11. Agath. Achilles — wirklich ist Gestalt und Gesicht so, — den Bogen in der einen, und einen ver-

hältnissmäſsig äuſserſt kleinen, aber in Geſtalt einem erwachſenen ganz ähnlichen Löwen in der andern Hand an den Hinterfüſsen, von ſich ab, haltend, wie er ſonſt nicht vorkommt. Stat. Achill. I:

*Foetam Pholoës ſub rupe leaenam*
*Perculerat ferro, vacuisque reliquerat antris*
*Ipſam, ſed catulos apportat, et incitat ungues —*

iſt vermuthlich nach Kunſtwerken. *Bartoli Gemme* 35 trägt ein Sclavé einen Löwen. — 12. Karniol. Eine halbnackte Nymphe, Amalthea betitelt, hält ſitzend das mit Bändern umkreuzte Füllhorn, aus dem vier groſse Blätter ragen, vor ſich an dem Ende des Bandes hin, als wenn ſie ein Kind gängelte. Eine zierliche, trefflich erfundene Stellung. Bey *Cartari* p. 516 *ed. di Pad.* 1615 iſt eine Nymphe, die das Horn mit Früchten und Blumen anfüllt. — 13. Onyx. Todtenbeſchwörung. Ein bärtiger, nackter Mann, die Chlamys auf der rechten Schulter, hält ein Tuch, das nicht ein bloſses χειρομακτρον zu ſeyn ſcheint, wie die Opfernden in den Händen hielten nach *Serv. ad Virg. Aen. I*, ſondern einen oben dreyeckigen gezogenen Überhang, den man bey den Erſcheinungen vielleicht, wo ſie in der Wirklichkeit vorgegaukelt wurden, gebrauchte, und von da in die heroiſchen Scenen übertrug, über einen aus einem kleinen Hügel hervorſtehenden jugendlichen Kopf. Über dem Tuche ragt ein durch einen Querſtab durchſchnittenes Viereck, auf einer Stange oder Stiel befeſtigt, woran vielleicht der zeltartige Vorhang auf der einen Seite befeſtigt war. Nachdem der Vf. den Homer hervorgezogen, der ſich hier die Odyſſee erſcheinen laſſe, nach Philoſtr. Her. XVIII, 3, oder den Odyſſeus und Tireſias, verwahrt er ſich mit guter Zuverſicht gegen *qualche ſtitico opponendoſi al buon ſenſo ed all' arte del giudicar delle coſe antiche.* — 14. Karniol. Mars Gradivus, eine Trophäe auf der rechten Schulter, eine Lanze in der linken Hand hinter ſich emporhaltend — wie er auf Münzen und Steinen ſo viel vorkommt. — 15. Karniol. Errichtung einer Trophäe auf einer Kugel durch zwey nackte lorbeerbekränzte Jünglinge, wovon der eine noch einen Lorbeerkranz und einen Stab hält, und in dem Augenblick nur zuſieht. Der Vf. ſetzt den Stein in Hadrians Zeit, und beſtimmt nach ſeiner und vieler Archäologen Art die unbeſtimmbaren Perſonen. Uns ſcheint es moderne Arbeit. — 16. Amethyſt. Kopf der Diana mit Köcher und Bogen und, den Mondhörnern auf dem Kopfe. Das Haar ohne die Schleife auf der Stirn, und dagegen ringsum mit ſtarken ſchräg gelegten Strüppen eingefaſst. — 17. Agath. Marſyas ſitzend, und dem Olympos, der mit zwey Flöten vor ihm ſteht, die Stellung zum Spielen gebend. Sehr ähnlich *Pitt. d'Ercol.* I, 10. Aus guter Zeit. — 18. Karniol. Ammon mit hohem Stab, einem wie aus Flachs gebundenen groſsen Blitz, und Widderkopf. Die ganze Figur ſieht einfältig aus. — 19. Chalcedonyx. Pentheus, ganz nackt, jugendlich, niedergeſunken, von den Mänaden verfolgt. Zwey ſchlagen und ſtoſsen mit dem Thyrſos, die in der Mitte, ohne Nebris, fährt mit zwey Schlangen auf ihn zu. Der Vf. ſetzt dieſen Stein in die Zeit der ſinkenden Kunſt; die Compoſition iſt aber äuſserſt ſchön und glücklich. — 20. Aquamarina. Ganz nacktes Weib, Venus, wenn man will, die aus einer kleinen Schaale in die Opferflamme gieſst. — 21. Blutjaſpis. Ein Jüngling, mit Chlamys, vor einem kleinen Altar, worauf ein Kreis ſich erhebt, der nicht einen Apfel bedeuten kann, und woran ein kurzer, dünner Stab gelehnt iſt, reicht, den Fuſs auf einem Cippus vor dem Altar ſitzend, mit der einen Hand deutend, nicht pflückend, nach dem Laub eines Baumes, den der Vf. Pappel nennt, der auch Lorbeer ſeyn könnte. Hinter dem Manne ſind zwey Fliegen. Nach Hn. *V.* das Opfer eines Römers an den Hercules Apomyios, dem die Römer opferten, laut *Clem. Alex. Adm. ad gent.* Aber weder gleicht die Vorſtellung einem Opfer; noch mögen ſich die Künſtler mit ähnlichen römiſchen Göttern befaſst haben, deren eine groſse Menge von ſpäteren Schriftſtellern zuerſt genannt wird. — 22. Camee. Ein Jüngling, nur mit Chlamys und Lanze, ſchreitet ſich umblickend vorwärts, mit einer Bewegung des rechten Arms, als ob er ſpräche, oder zu folgen einlüde. Hinter ihm ein Weib wie Diana gekleidet, ohne Ärmel in der doppelt geſchürzten Tunica, einen Pfeil in der Rechten, und das Gewand mit der Linken, beide zierlich, gefaſst, mit einem kleinen Bart am Kinn. Der Vf. erklärt beide Figuren als Adonis und Venus Priapica, worunter er Aſtarte meint. — 23. Camee. Pyramus, unter einem Baume hingeſunken, ungefähr in der Stellung des ſogenannten ſterbenden Fechters, der Dolch neben ihm, und Thisbe, mit ganz auf den Gürtel herabgezogener Tunica, alſo Bruſt und Arme bloſs, und einer phrygiſchen Mütze, in theatraliſcher Stellung. Hinter ihr auf einer Säule mit ägyptiſchem Capital eine Urne. Der Ausführung wegen nimmt der Vf. die Arbeit nur für Copie eines ſchönen griechiſchen Werkes; allein eben die Compoſition iſt das Verdächtige an ihr. — 24. Karniol. Ein Paar Fauſtkämpfer, wovon der eine Helm und Schwert, der andere eine Löwenhaut abgelegt hat. Warum doch Tydeus und Polynikes? — 25. Chalcedonyx. Philoktet, ganz abgemagert und kraftlos ſich den Fuſs verbindend. Schwert und Pfeile zu den Füſsen. Da es zwey Pfeile ſind: ſo kann die Art ſeiner Vergiftung dadurch nicht angedeutet ſeyn. — 26. Karniol. Achilles mit der linken Hand an dem vor Schmerz geſenkten behelmten Kopf, ſtehend vor der kniend entſeelten Pentheſilea, oder nach Winckelmann Stoſch. 3, 213 Hiera von Nireus getödtet, wie nachher Clorinda von Tancred. Der Schnitt ſoll ſehr alt ſeyn. — 27. Karniol. Hieron mit dem Siegeskranz von Öllaub. — 28. Karniol. Adler auf einer Baſis, mit den Buchſtaben ΞΜVΞ, vermuthlich eine Nachäffung der alten Schreibweiſe. Nach dem Vf. Apotheoſe. — 29. Karniol. Schöne Victoria. — 30. Karniol. Statue des Hercules mit dem Fuſsgeſtell, in der Rechten den Bogen, in der Linken die Keule, beide von ſich ab gehalten. An der Keule bemerkt man 7 runde, ein klein wenig ausgeſchwänzte Zeichen, die ſich auf die Planeten beziehen möchten. Die Löwenhaut über dem Kopfe, die Vorderfüſse auf der

Brust geknüpft. Sonst sieht man davon nichts, dagegen über dem Unterleibe die zwey Ecken eines sonst ebenfalls nicht sichtbaren Gewandes geschlagen. Die Stellung ganz aufrecht. — 31. Onyx. Pallas, die Siegesgöttin auf der Hand. Ist weder etrurisch, noch auch sehr alter Stil. — 32. Ein Mosaik, sonst dem Hrn. *Carlo Albaccini* in Rom, jetzt im *Museo Chiaramonti*. Aus einer eyförmigen Schaale steigt ein niedriger und breiter Kegel auf, dessen fast ganze Höhe aus der darauf gezeichneten Erdkugel besteht. Was noch an den Seiten unten abfällt, und der schmale sonst noch über der Schaale sichtbare Streif, ist schwarz, und so wie die kleinen Ecken von der Öffnung der Schaale, die noch übrig blieben, mit Sternen bedeckt. Über der Erdkugel ist die Sonne nach moderner Art, ein rundes, buntes Angesicht mit vielen Strahlen umher, mitten am Himmelsgewölbe, und die 7 Planeten sind als verschieden gefärbte Kreuze mit umgebogenen Enden darin vertheilt. Scheint Mischung von alter und neuer Bildnerey, nach Hn. *V.* die Schöpfung des Alls aus dem Chaos.

Die Zeichnungen in diesem Werke sind sehr vergrössert, im Ganzen nicht schlecht, wiewohl im Einzelnen häufig fehlerhaft; doch fehlt es ihnen auch sehr an Schärfe und Reinheit der Form und an dem Bestimmten und Unterscheidenden der verschiedenen Stilarten, überhaupt an der Zuverlässigkeit.

W — k.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

ARCHAEOLOGIE. *Florenz*, b. Piatti: *Illustrazione di un Vaso antico di vetro ritrovato in un sepolcro presso l' antica Populonia ed esistente oggi nel cimelio particolare di S. A. J. e R. Madama la Granduchessa di Toscana Principessa di Lucca e di Piombino* e alla medesima umiliata da *Domenico Sestini*. 1812. 57 S. *gr.* 4. Mit 5 Kupfertafeln.

Das Glasgefäss, das in dieser Schrift aus und mit Schmeicheley gegen die weyland Grossherzogin von Toscana Elisa Napoleon, und mit der zu ihr passenden Breite und Pedanterey, wie sie ohnediess noch in ähnlichen italiänischen Werklein fast allgemein üblich ist, beschrieben wird, wurde wahrscheinlich erst neuerlich in einem zerstörten Grab bey der schon zu Claudius Rutilius Zeit ganz in Trümmern liegenden Stadt Populonia (*Targioni Viaggi* Th. 4 S. 258 f.) nahe bey Piombino gefunden. Es ist fast kugelrund, mit einem geraden Hals, und ringsum bezeichnet und beschrieben. Die Zeichnung ist von der Art, dass es nicht schaden konnte, die Namen der Gegenstände beyzusetzen. Mag es gleich etwas Seltenes und ganz Besonderes haben: so sollte man daraus nicht so viel Wesens mehr machen, wenn nicht andere Vorzüge hinzukommen. Man hebe dergleichen mit Sorgfalt auf; fasse Beschreibung und Erklärung aber möglichst kurz. Die archäologische Literatur hat ohnehin schon allzuviel Kleinliches und Leeres in ihrem Umfang; jemehr in den letzten Zeiten die Kunstkenntniss zugenommen hat, um so mehr sollten auch in ihrer ganzen Behandlung die Herausgeber das Treffliche von dem Alltäglichen unterscheiden, und nicht dem weniger unterrichteten Publicum durch dergleichen gedehnte Gelegenheitsschriften und durch die Kleinkrämerey mit allerley altem Plunder von Sachen und Kenntnissen das ganze Fach, das so viel gründliche Beschäftigung und schöne Geistesnahrung darbietet, verdächtig machen.

Im Übrigen hat Hr. *Sestini*, dessen sonstige Verdienste Rec. gar nicht verkennen will, seinem Glastopf völlig Genüge gethan. Nur die vorangeschickten Bemerkungen über das Alterthum des Glases und den verschiedenen Gebrauch der gläsernen Gefässe und anderer Glasarbeiten bey den alten Völkern S. 1—17 sind weder antiquarisch genau, noch vollständig. Die Erfindung ist er geneigt vor Sidon den Ägyptern zu lassen. Aber diess beruht auf keiner historischen Kritik bey ihm. Das Gefäss selbst setzt er in das zweyte oder dritte Jahrhundert. Gleich unter dem Hals steht umher: *anima felix vivas*, wie bey *Buonarotti Osserv. sopra alcuni frammenti e vasi ant. trovati ne' cimeteri* Taf. 18, 1, an einem vermuthlich auch heidnischen Glase, *dulcis anima vivas*, wo es aber nicht ein Zuruf ins Grab, sondern zum Trinken, wie öfters auf solchen gläsernen Trinkgefässen (Rec. erinnert sich z. B. deren im Antikensaal zu Wien gesehen zu haben) *zeses, vivas*. Darunter steht denn *stagnu. palatiu.*, indem das M am Ende nicht ausgesprochen und öfters desswegen auch nicht geschrieben wurde, *Quinct.* 9, 4, wie man auch sonst auf Steinen findet. U als Vocal von V unterschieden, wie auf Münzen unter den ersten Kaisern, *Sestini Descriptio Num. Vet. ex var. Mus.* Taf. 4, 8. 9 und sonst. *Palatium* bedeutet hier schon die Wohnung eines angesehenen Beamten in der Provinz. Was man davon sieht, betrachtet der Vf. nur als die beiden Hauptthüren, zwischen denen eine Art von bedecktem Gang ist, zum Austernhaus dienend, *ostriaria*, für *ostrearia*, wie *equis* für *eques* auf Goldmünzen Constantins, *ob civis servatos* auf mehreren Münzen des Augustus, eine Einrichtung, die von *Sergius Orata* erfunden wurde, *Plin.* 9, 54. *Macrob. Saturn.* 2, 11. vgl. *Valer. Max.* 9, 1. *Lud. Nonnius de re cibar.* 3, 37, der auch nach der Fischgattung *Aurata*, die er sehr liebte, einen Beynamen annahm, *Columell.* 8, 15. (Anders *Festus v. Aurata.*) Unter dem Gebäude fliesst das Wasser weg, und runde Steine sind da, wo sich die Austern anhängen sollen. Die andere Hälfte der Zeichnung, das zweyte Gebäude, ist in die Gestalt eines Schiffs zusammengefasst, unter welchem Bogen, wie bey einer Brücke, hinlaufen, und es bezieht sich darauf das Wort *stagnu*, nach *Varro de L. L.* 4, 5 von στεγνον, so viel als *Naumachia*; bey *Tacit. Annal.* 15, 37. *stagnum Agrippae*, und an einem anderen Ort: *clausisse Neronem in valle Vaticana spatium, in quo equos regeret apud nemus, quod navali stagno circumposuit.* Diess *stagnum* nennt Hegesippus im *Martyrologium* des Petrus und Paulus Naumachie. Hinten auf der Grundlage des Schiffs ist ein grosser Bogen aufgeführt, *ripa*, Durchgang und Zugang zur Naumachie, *Statius Sylv. IV ad Vict. Marcell.* 6; dann folgen zwey Säulen, *pilae*, dergleichen vor dem Grabe des Augustus zwey standen. Auf beiden steht ein ungestalter Vogel, vielleicht ein Storch, als Sinnbild der *pietas* auf Münzen, hier nämlich gegen das Vaterland, oder einer von denen, die man opferte, *Sueton. Calig.* 22. Endlich eine Art von Triumphbogen, dessen beide Durchgänge zum Eintritt der Schiffe in die Naumachie bestimmt seyn konnten. Über demselben sind vier Pferdeköpfe, als dem Neptunus heilig. Ein Aedil oder andere Obrigkeit wird diese öffentlichen Gebäude haben herstellen oder neu errichten lassen; wofür er denn noch im Grabe geehrt wurde. Zuweilen führten auch Privatpersonen in und ausser den Ämtern zum Besten oder zur Verschönerung der Stadt Gebäude aus eigenen Mitteln auf z. B. *Murator. Inscr.* 137, 1. Die Verbindung dieser Gebäude unter sich, und mit dem Schiffe, worauf man sie hier sieht, lässt sich bey der Rohheit der Zeichnung und dem Mangel aller perspectivischen Kenntniss schwerlich bestimmen.

W — k.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Maurer: *Schulkalender für das Jahr* 1814 oder *Tage- und Taschen-Buch für Rectoren, Schulinspectoren, Vorsteher und Lehrer an Gelehrten- und Volks-Schulen, zur Erleichterung und nützlichen Führung ihres Geschäfts.* Herausgegeben von *Theodor Heinsius*, Professor. Erster Jahrgang. XII und 235 S. 8. (1 Rthlr.) Zweyter Jahrgang. Für das Jahr 1815. 98 S. 8.

Almanache, Taschenbücher, Kalender (versteht sich ausser unserem alten Hauskalender) gehören zum literarischen Luxus; Luxus zu treiben aber ist in Deutschland Niemand weniger im Stande als der Schulmann, und ihn zu unnützen Ausgaben für überflüssige Bücher zu verführen, ist eine Sünde. Um dieser wenigstens nicht theilhaftig zu werden, will Rec. die Schulmänner mit dem Inhalte des vorstehenden Schulkalenders bekannt machen; denn dieser Inhalt allein spricht dem Buche sein Urtheil.

I. Schulkalender für das J. 1814 — ohne Sonntage! (Dann müssten wenigstens auch die übrigen Festtage fehlen, und recht consequent die Mittwoche und der Sonnabend halbirt seyn.) II. S. 5 — 75. Namenverzeichnisse der Lehrer an einem grosen Theil preussischer Gymnasien. In wiefern diese zur Erleichterung und nützlichen Führung des Lehrgeschäfts dienen sollen, wird nicht gesagt. Dagegen beginnt Hr. *H.* den Artikel der Anstalt, an welcher er selbst Professor ist, also: „Das berlinisch-köllnische Gymnasium“ (ehemals Graue Kloster genannt).“ So viel wir aber wissen, hat der Name das *graue Kloster* nie die köllnische Schule umfasst, sondern blos das berlinische Gymnasium. III. *Landesherrliche Verfügungen, Schulen und Erziehungs-Anstalten betreffend.* Ein königlich preussisches Edict wegen Prüfung der zu den Universitäten abgehenden Schüler, und eine Instruction *im Auszuge*, welcher die Instruction selbst für denjenigen, dem an der Sache gelegen ist, keinesweges entbehrlich macht, ja der nicht einmal die Neugier befriedigt. IV. *Grundzüge eines Lehrplans für ein Gymnasium von sechs Classen*, von Hn. Prof. *Köpke*. Unstreitig der gehaltreichste Aufsatz des ganzen Büchleins, der von Nachdenken und Erfahrung zeugt; daher auch bald Anfangs die Erklärung, dass sich kein allgemeiner Lehrplan geben lasse, sondern das Meiste hier dem Ermessen und der praktischen Weisheit der Vorsteher überlassen bleiben müsse. V. *Brauchbare Lehrbücher für die verschiedenen Schulwissenschaften.* Eine Reihe von Büchertiteln, wobey die Angabe der Preise Manchem lieb seyn möchte: denn sonst sieht manche Rubrik wunderbar aus, z. B. S. 117: „Geschichts-Compendien für *untere* und *mittlere* Schulclassen. 1) Griechische Geschichte: s. Bredows und Heerens Handbücher der alten Geschichte, Bredows Weltgeschichte in Tabellen; 2) Römische Geschichte: Bredows Weltgeschichte in Tabellen; 3) Europäische Staatengeschichte: Weltgeschichte in Tabellen von Bredow; 4) Weltgeschichte: als Lesebuch Becker, ausserdem Pölitz kleine Weltgeschichte; 5) Brandenburgische Geschichte: J. F. Michaelis brandenburgische preuss. Regententafel.“ — Wenn *Heeren's* und *Bredow's* Handbücher für untere Schulclassen seyn sollen: was bleibt dann für die oberen und für Akademieen? Und *Kruse's* historische Charten, die man doch jedem Gymnasio wünschen muss, fehlen ganz. Indess wollen wir diesem Abschnitt gern zugestehen, dass es gar viele Lehrer geben mag, denen er immer noch nützlich werden kann. VI. *Andeutung eines methodischen Ganges für deutsche Stilübungen!* soll Aufmerksamkeit erregen auf den fünften Theil des Teut von Hn. *H.*, in welchem „mehr als tausend wissenschaftlich geordnete Aufgaben zur Übung des Styls“ mitgetheilt seyen. Auffallen muss es, dass Hr. *H.* ohne Erweis und Rechtfertigung uns den Styl üben lehrt, die wir aus Gesners Quintilian und Ernesti's Cicero den Stilus als besten Lehrer des Ausdrucks kennen. Aber gar irre müssen wir werden, wenn der Lehrer der deutschen Sprache S. 137 seinen Schülern kleine sprachlehrige Untersuchungen aufgiebt. Fast scheint es, als ob Hr. *H.*, der in seinem Teut Th. II. S. 33 die Bedeutung der Endungen *ig* und *lich* ziemlich richtig entwickelt, Lehre und Beyspiel seinen Schülern zur Übung einander *entgegen* stellen wolle; dahin dürfen wir auch rechnen, dass er bald im Irrthume und bald im Irrthum ist, jetzt fordert und nachher fodert, einmal die Literatur der Deutschen und ein andermal ihre Litteratur abhandelt, dass er das Substantiv die *Irre* als „ganz verlorengegangen“ aufführt u. s. w. VII. *Proben aus Programmen und Schuldisputationen.* IX. S. 158 bis 233 weiss Papier mit Strichen und Überschriften, als: Schemata zu Lehrplanen, a) für 3 Classen, b) für 4 Classen, c) für 6 Classen, d) für 8 Classen, Vormittag, Nachmittag; Wohnung der Lehrer, Ferien; Namenliste der Schüler, Zuspätkommende, Fehlende, Fleissige, Unfleissige, Belohnungs- und Bestrafungs-

würdige, Versetzungswürdige; Namen der Schüler in Rücksicht auf die Arbeiten, in Rücksicht auf Vollständigkeit, inneren Werth, äusseren Werth, im Januar, Februar u. s. w. Denn wir brechen ab, weil uns in der That angst und bange wird um die armen Schulmänner, denen Hr. *H.* berufen seyn möchte, ihr Geschäft zu erleichtern. Rec. ist selbst Schulmann gewesen, kennt viele, grosse, weitläuftige und gutgeordnete Schulen; allein mehr als *ein* verständiges Verzeichniss der Schüler und einen Lectionsplan mit den Stunden hat er doch nie und nirgends nöthig gesehen.

No. VIII enthält „eine ausführliche Anzeige" folgendes Buches:

Berlin, b. Decker: *Schuldiarium* oder *Classen- und Tagebuch auf das Jahr* 1814 für Schüler der höhern und niedern Volksschulen (oder in andern Exemplaren: in Gelehrtenschulen). Zum Gebrauch für — — (leerer Raum für den Namen des Besitzers.) in 4. (Roh 6, 7, 8 gr., gebunden bis 16 gr.)

Diess Tagebuch besteht aus 23½ Bogen weissem Papier mit Überschriften, ½ Bogen Titel und ½ Bogen Text von dem Herausgeber, Hn. *Heinsius*, und dieser Text ist ihm von solcher Wichtigkeit, dass er ihn hier im Schulkalender abermal von Anfang bis zu Ende hat abdrucken lassen. Und solchen Buchbinder-Artikel aus der Weihnachtsbude kann Hr. *H.*, selbst Schulmann, selbst deutscher Schriftsteller, also beginnen: „Ein Diarium ist bey der Einrichtung unserer Schulen das *erste und wesentlichste Bedürfniss* jedes ordentlichen Knaben und Jünglings"; kann erfahrene Schulmänner auffodern, zur Verbesserung desselben mitzuwirken; kann sich der *Neuheit* der Sache rühmen? Ja, neu ist sie, und wie sie des Herausg. eigene neue Idee ist: so mag sie auch für immer sein Eigenthum bleiben. Wir Übrigen, denen Jugendunterricht am Herzen liegt, haben mit anderen Dingen zu thun; und wenn der Recensenten Pflicht ist, vor Allem der vaterländischen Literatur öffentliches Ansehn zu bewahren: so muss die ernste Rüge versuchen, solcherley völlig leere, lächerliche oder verächtliche Buchmacherey einmal für immer abzuwehren.

Den zweyten Jahrgang liefert die Verlagshandlung den Besitzern der ersten Ausgabe unentgeltlich.

Mstx.

Wien, b. Rözl und Kaulfuss: *Lehrbuch der allgemeinen Erziehungskunde*, zum Gebrauche der öffentlichen Vorlesungen von *Vincenz Eduard Milde*, k. k. Hofcaplan, der Katechetik, Didaktik und Erziehungskunde Professor. *Erster Theil.* Von der Cultur der physischen und der intellectuellen Anlagen. 1811. XVI und 575 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Wenn es in unseren Tagen, wo der Norden und Süden von Deutschland zu grossen, mit eben soviel Klarheit gedachten, als mit Würde und Bestimmtheit verfolgten Zwecken vereinigt sind, noch des Erweises bedürfte, wie wenig begründet in den meisten Fällen die Meinung ist, als stehe der Süden dem Norden in gedeihlicher und wünschenswerther Cultur noch immer nach: so könnte das vorliegende Werk, zusammengenommen mit der ganzen Lage des Erziehungs- und Unterrichts-Wesens, die Staatsanordnungen, auf welche es sich häufig beruft, mit einbegriffen, allerdings sehr viel dazu beytragen, eine solche Meinung, die leicht ein Vorurtheil genannt werden dürfte, durch die That zu widerlegen. Dieses Werk muss in seinem nächsten Kreise ausser dem, was es als Lehrbuch gilt, längst ein geschätztes Hand- und Haus-Buch seyn; und wir würden ohne Zweifel etwas Überflüssiges thun, wenn wir es dort erst empfehlen wollten. Indess dürfen wir eine in so lobenswerther Absicht unternommene, und mit so grossem Fleisse und tiefer Einsicht ausgeführte Arbeit in unseren Blättern nicht mit Stillschweigen übergehen, noch vielweniger sie mit einer oberflächlichen und ganz allgemeinen Belobung abfertigen.

In der Einleitung S. 1—53 werden die allgemeinen Vorbegriffe von Anlage, Individualität u. s. w. zweckmässig erläutert; und mit der natürlichen Eintheilung der allgemeinen Erziehungslehre in die Cultur der physischen und intellectuellen Anlagen, sodann des Gefühls- und Begehrungs-Vermögens, wird der Plan des ganzen Werks entwickelt. Der vorliegende *erste Theil* enthält die beiden ersten Hauptstücke: *die Cultur der physischen Anlagen*, S. 54—187; und *die Cultur der intellectuellen Anlagen*, welche, wie sich gebührt, S. 188—575, mehr als den doppelten Raum einnimmt. Den zwey letztgenannten Hauptstücken soll ein *zweyter Theil* gewidmet werden.

Das Erziehen ist dem Vf. ein Erregen und Anleiten, begleitet von dem allmählichen Fähigmachen zur Selbstbildung. Da er jedoch nach seinem ganzen Charakter, und nach dem praktischen Geiste, mit welchem er zur Sache ging, nicht dazu geeignet war, nur eine *Pädagogik der Gesunden* zu schreiben; da dem *Erregen* und *Anleiten*, nach der Unvollkommenheit des menschlichen Seyns und Werdens, so wie des menschlichen Thuns, allerdings auch ein *Heilen* sich anschliessen muss: so sind es vier verschiedene Operationen, nach denen jede einzelne Anlage behandelt, und jeder ihre *Diätetik*, *Bildungskunde*, *Heilkunde* und *Anleitung* zur *Selbstbildung* gewidmet wird. Die Cultur der intellectuellen Anlagen trennt sich in die *formelle* und *materielle*; diese Haupttheilung vorausgesetzt, entstehen für die vollständige Ausführung dieses Theils *sieben* Abschnitte, in welchen die Diätetik, Bildungs- und Heil-Kunde für die formelle, wie für die materielle Cultur besonders abgehandelt, die Anleitung zur Selbstbildung aber für beide Arten der intellectuellen Cultur in Einem Abschnitt am Schlusse des Ganzen zusammengefasst wird. Das Schema verdient in seiner näheren Ausführung unseren vollkommenen Beyfall. Was insbesondere die Bildungskunde der verschiedenen geistigen Anlagen in der Abtheilung der formellen Cultur betrifft: so hat der Vf. die einzelnen Vermögen auf solche Weise, — gesondert und wiedervereinigt oder zusammenwirkend — behandelt, dass dadurch für den vorliegenden Zweck die ergiebigsten Resultate gewonnen wurden, und das Werk in dieser, so wie in anderer vielfacher Hinsicht, ein

Muster feiner und zweckmäſsiger pſychologiſcher Bearbeitung aufſtellt; und zwar nicht nur in eindringender Analyſe des Einzelnen, ſondern auch in zweckmäſsiger Anwendung des pſychologiſchen Fachwerks, welches in Schriften dieſer Art eben ſo unmöglich zu umgehen iſt, als es häufig gemiſsbraucht wird.

Unſer Urtheil nach der ganzen Folge der Abſchnitte mit Beyſpielen zu belegen, verbeut der Raum dieſer Blätter. Indem wir aber einige einzelne Züge genauer herausheben, erreichen wir vielleicht unſere Abſicht, den Werth der Arbeit zugleich mit dem Geiſte des Vfs. zu charakteriſiren.

Die Anſichten und Beſtrebungen neuerer Zeit ſind ihm vollkommen bekannt; man findet ſie aber überall weiſe gebraucht und richtig gemeſſen. So erkannten wir den Vf. nicht nur in dem ganzen erſten Hauptſtücke, ſondern insbeſondere auch im zweyten, namentlich in dem Abſchnitte von dem *äuſseren Anſchauungsvermögen*, und bey den §. 182 wohlangedeuteten Grenzen ſeiner Cultur. Der Vf. iſt kein Beförderer der abſichtlichen Geruchs- oder Geſchmacks-Bearbeitung. „Nur die Nothwendigkeit oder die wahrſcheinliche, nicht bloſs mögliche Nutzen berechtigen zu Anſtalten und Mitteln, die in jedem Falle wenigſtens Zeit und Mühe koſten.“ Dagegen wird §. 183—186 das *innere Anſchauungsvermögen* nach ſeiner ganzen ſo oft verkannten oder vergeſſenen Wichtigkeit behandelt, indem Selbſtkenntniſs und Selbſtbildung, durch welche allein die Sittlichkeit möglich gemacht wird, ihrerſeits ohne Thätigkeit des inneren Sinnes unmöglich ſind. Die Unentbehrlichkeit abſichtlicher und wohlbedachter Cultur dieſer Anlage, bey den unſinnlichen, oft ſchnell vorübergehenden, mit zu ſtarken oder zu ſchwachen Eindrücken für die Beachtung verbundenen Objecten, wird treffend entwickelt, und ſehr wahr hinzugefügt, daſs dieſes ſo wichtige Vermögen auch meiſtens bey ſolchen Menſchen zu ſchlummern pflege, deren übrige Kräfte bedeutend cultivirt worden, indem die wenigſten Menſchen in ihrer Jugend nur die geringſte Anleitung erhielten, auf ſich ſelbſt aufmerkſam zu ſeyn oder ſich ſelbſt zu beobachten. Übrigens wird hier insbeſondere die Wichtigkeit dieſes Vermögens *für die Sittlichkeit* näher ins Auge gefaſst. Wir ſind aber überzeugt, daſs auch diejenigen Anſprüche, die im ſpäteren Alter an den geiſtigen oder intellectuellen Menſchen gemacht werden, oft eben deſshalb ganz unerfüllt bleiben, oder ungenügend befriedigt werden, weil in der Jugend die Richtung des inneren Sinnes auf die geiſtigen Operationen verſäumt, auf diejenigen Geiſtesverrichtungen, auf welche es jedesmal ankommt, ſelten unmittelbar und deutlich hingewieſen, demnach Möglichkeit der Leiſtung ſelten *gezeigt*, ſondern dieſelbe meiſtens ſchlechthin und ohne Weiteres *geboten* wird. — Bey der Gedächtniſsbildung wird (§. 237) von der *Mnemonik* ſehr richtig bemerkt, daſs ſie in keinem Falle ein *Bildungsmittel* für die reproducirenden Anlagen, aber auch als Erleichterungsmittel bey den Gedächtniſsoperationen nur von vorſichtigem Gebrauche ſey. — Auch das *unwillkührliche Reproductionsvermögen* hat §. 240, „als Quelle und Heilmittel vorkommender intellectueller und moraliſcher Gebrechen,“ eine gehaltreiche praktiſche Erläuterung erhalten.

Was die mit gleicher Sorgfalt behandelte *Heilkunde* der intellectuellen Anlagen betrifft: ſo ſtimmen wir dem Vf. vollkommen bey, wenn er S. 411 behauptet, „daſs die Schwäche oder Regelloſigkeit der Thätigkeit der Denkkräfte weit ſeltener eine Folge der natürlichen Beſchaffenheit der Anlage als der *zweckwidrigen Bildung* ſey, und daſs man in vielen Fällen der Vorſehung zur Laſt lege, was nur der Unwiſſenheit der Erzieher beyzumeſſen ſey.“ Dem zufolge findet man hier abgehandelt: Geiſtesſchwächen, Gebrechen im Fixiren (Zerſtreuung oder Vertiefung), Mangel der Willkühr im Gebrauch der Kräfte, Regelloſigkeit oder Natur- und Zweck-Widrigkeit der Operationen u. ſ. w. Der Gegenſtand lieſse ſich noch ausführlicher behandeln. Man ſieht aber die wichtigen und gehaltreichen Rückſichten, nach welchen er aufgefaſst worden, und die ſich — (allerdings mit Unrecht, wie der Vf. bemerkt) in wenig Werken dieſer Art finden.

Bey Abhandlung der *materiellen* Bildung der intell. Anlagen wird in der Diätetik zuvörderſt das Allgemeine vom *Überladen*, *Übereilen*, *Überſpringen* u. ſ. w. ſehr praktiſch behandelt; wobey den Vf. die gehaltreiche und eindringliche Ausführung *vom Verhalten des Lehrers, wenn der Zweck des Unterrichts Überzeugung iſt*, nicht nur überhaupt, ſondern insbeſondere nach ſeinem nächſten Standpuncte und Berufskreiſe ehrenvoll charakteriſirt. — Unter die *allgemein nothwendigen* Kenntniſſe (S. 477) rechnet der Vf. die *Kenntniſs ſeiner ſelbſt*, nach Körper und Geiſt, in ſofern jeder Menſch ſeinen eigenen Zuſtand verſchlimmern *kann* und verbeſſern *ſoll*. — Gründliche und weiſe Empfehlung der *erotematiſch-ſynthetiſchen Lehrform*. S. 538 f. Verſchiedenheit des äuſseren Vortrags nach dem Alter der Zöglinge. S. 541. Einfachheit und Anſchaulichkeit für Kinder, Nachdruck und Schönheit für Jünglinge, Kürze und Beſtimmtheit für Männer. — Auch den letzten Abſchnitt von der *Selbſtbildungs-Befähigung* zeichnet gleicher praktiſcher Werth in Betrachtung der *Wiſsbegierde*, *Selbſtgenügſamkeit*, *Kleinmuth* u. ſ. w. rühmlichſt aus. — Hinzugefügt iſt eine reichhaltige und wohlgewählte Literatur; wo jedoch auf einzelne Abſchnitte oder Stellen der Bücher verwieſen wird, wäre mehr Genauigkeit der Anführung zu wünſchen. Ein Inhaltsverzeichniſs fehlt, und wird um ſo eher vermiſst, da zwar die §§. mit ihrem Inhalt überſchrieben ſind, die Stellung deſſelben aber nicht immer glücklich ausgefallen iſt. Dieſem Mangel iſt jedoch am Schluſſe des Werks noch abzuhelfen.

M1.

Zerbst, b. Kramer: *Gedanken, Vorſchläge und Wünſche, zur Verbeſſerung des Landſchulweſens*, nebſt einem Anhange von *drey Schulpredigten* gleichen Inhalts, allen Patrioten und Kinderfreunden zur näheren Prüfung beſcheiden vorgelegt, von *J. Chr. Tiemann*, Paſtor in Dannigko, Wallwitz und Pöthen. 1805. 154 S. gr. 8. (16 gr.)

Gute Ordnung, Sachkenntniſs und ein angenehmer, herzlicher Vortrag empfiehlt dieſe Schrift. Mit Übergehung deſſen, was der Vf., der über 30 Jahre

im Schulfache gearbeitet hat, von *Basedow* sagt, von dem durch *Basedows* Excentricität zerfallenen Philanthropin S. 2 f., und von dem Ernst, mit welchem die Landesfürsten und die angesehensten Männer an Verbesserung des Landschulwesens arbeiten, S. 7, liest man auch, dass Hr. *T.* nicht zu denen gehört, die *Pestalozzis* Methode unbedingt billigen. Die pestalozzische Lehrart ist nach S. 8 erst im *Entstehen*, und kann freylich nicht vollkommen seyn. Aber da aus Interesse für die Sache der Menschheit sich *Pestalozzi* ausschliesslich der Bildung kleiner Kinder widmet, und deren höhere Seelenkräfte in Bewegung setzt: so ist der Nutzen seiner Methode, wenn sie mit gehörigen Abänderungen allgemeiner wird, ganz unverkennbar. — Zufolge des leidigen Herkommens ging es in den Dorfschulen von der Fibel zum Katechismus, zu den 5 Hauptstücken, die den Kindern in das Gedächtniss gepfropft wurden, und zum Evangelienbuche mit salbungsvollen Versehen, deren S. 10 und 11 einige angeführt werden. — Natürlich muss aller religiöse Sinn durch schiefe und elende Vorstellungen bey den Kindern erstickt werden; die Reihe kommt endlich an die Bibel, welche noch so oft ohne sorgfältige Auswahl gelesen wird, mit den Kindern, welche das ihnen so ekelhafte Geschäft des Schulgehens durch die Confirmation als bald beendet anzusehen sich für berechtigt halten. — Diesen Unfug seinerseits verdrängen zu helfen, fasste der Vf. dieser Schrift den Entschluss, seine Gedanken und Vorschläge einem jeden Freunde des Wahren und Guten, besonders seinen Oberen in Sachsen, vorzulegen. Er redet zuerst von den die Verbesserung des Unterrichts betreffenden Hülfsmitteln, und alsdann von einigen in der äusseren Verfassung nothwendigen Abänderungen. Der Reihe nach geht er manche unzweckmässige Lehrbücher von S. 16 — 29 durch, und überall bewährt er die Geschicklichkeit, seine Ideen und Vorschläge in Ausübung zu bringen. Aus eigener Erfahrung empfiehlt er *Zerrenner's christliches Religionslehrbuch für Lehrer und Kinder in Bürger- und Land-Schulen* (Erfurt, 1799). — S. 38 wird die beyfallswerthe, aber doch meist allgemein bekannte Bemerkung gemacht, man solle die *Bibel* nicht zu einem Übungslesebuche herabwürdigen. Gedankenlos lesen die Kinder die Bibel. Der Inhalt derselben ist durch Zeit, Sitten und Sprache unserem Geschmacke so fremd, dass nur Erläuterungen darüber uns das Lesen verständlich machen; und können diese dann wohl von allen Dorfschullehrern gegeben werden? Auszugsweise ist die Bibel für den Unterricht christlicher Jugend brauchbar. Den Lehrer muss den Sinn des Gelesenen deutlich darstellen. Der Vf. getraut sich, einen noch fruchtbareren Auszug aus der Bibel zu liefern, als *die kleine Schulbibel für Kinder* von *Zerrenner* (Halle 1800). Neben dem Bibelauszuge und Religionslehrbuche empfiehlt Hr. *T.* noch andere Unterrichtsbücher, z. B. *Rochows* Katechismus der gesunden Vernunft, *Hellmuths* Volksnaturlehre, *Fausts* Gesundheitskatechismus u. s. w. S. 48. — Die ernsthafteste Beherzigung verdient es, nach S. 49, dass ein Schullehrer nie eine Zahl von 100 — 120 Kindern haben solle, indem er ausser Stande ist, allen ihr Recht widerfahren zu lassen. — Es muss schlechterdings auf einen Gehülfen Bedacht genommen werden. Ordnung und Anstand wird der Lehrer (nach S. 51) bewirken, *wenn er die grösseren und kleineren Kinder allein hat.* Ein Theil kann Vor- und der andere Nachmittags unterrichtet werden. — Streng muss darauf gehalten werden (S. 53), dass die Lehrer ihre Schuldigkeit thun, und auch der Prediger muss die Schule sich vorzüglich angelegen seyn lassen, pädagogischen Sinn, nöthige Energie haben; es muss ihm freylich dabey an *Unterstützung* nicht fehlen: vorausgesetzt nämlich, dass die Gemeindeglieder Sinn für ächte Disciplin haben, und der Schullehrer vor jedem abgespannten Räsonnement sich sorgfältig hütet. Nimmt sich endlich der Prediger, bey vielen Amtsgeschäften, die er zu besorgen hat, der Schule im Mutterorte thätig an: so kann er doch in den Filialschulen fast weiter nichts als nur zuweilen Revision halten, gewisse Anordnungen machen, und den Schullehrern, die nicht widerspenstig sind, Nachweisung geben. — Wenn ja einige Superintendenten bey den gewöhnlichen Kirchendurchsuchungen die Schule einmal mit revidiren: so können sie unmöglich zu einer genauen Kenntniss und richtigen Beurtheilung der Geschicklichkeit und Strebsamkeit des Schullehrers und der Functionen des Predigers gelangen, — auch nicht hinlänglich bekannt werden mit den Mängeln der Schulverfassung, wenn sie nicht tiefer, als bisher gewöhnlich, in die Eigenthümlichkeit und Localität des Schulwesens ihrer Diöcesen eindringen. Manche Inspectionen endlich sind so weitläuftig, dass die Superintendenten mit den Ephoralien das ganze Jahr hindurch alle Hände voll zu thun haben; und folglich fallen alle Verbesserungen, die viel Zeit erfodern, so wie die Revisionen der Schulen weg. — S. 66 folgt das Resultat aus dem bisher Beygebrachten, nämlich, dass für jede Diöces, oder wenn diese zu gross ist, für einen jeden Bezirk derselben, *ein eigener Schulcommissarius* angestellt werde, der die Schulen bereisete, revidirte und genau untersuchte, — manche Prediger und Schullehrer in Athem setzte, manchen Winke gäbe, für bessere Hülfsmittel und Lehrbücher sorgte, zweckmässigere Methoden in Gang brächte, und überall dem Schulwesen mehr Würde ertheilte, dabey alle seine Rügen der Kircheninspection und dem Collegio selbst einreichte. — Mit diesen Vorschlägen hat der Vf. auch die öffentliche Bekanntmachung *dreyer Schulpredigten* verbunden, worin den Lehrern und Ältern anwendbare Winke und Rathschläge gegeben werden. Sie athmen ächte Religiosität. Die erste am Sonntage *Misericord. Domini*, über den Text Joh. X, 12 — 16, handelt *von der dem Sinn und Beyspiel Jesu angemessenen Fürsorge für die Kinder*, und zwar, wie diese geübt werden 1) von christlichen Obrigkeiten, 2) Lehrern, 3) Ältern. Die zweyte am Sonntage *Jubilate*, über Joh. XVI, 16 — 23. *Wie diese Fürsorge auch von christlichen Lehrern müsse bewiesen werden.* Die dritte am Sonntage *Cantate*, über Joh. XVI, 5 — 15. *Die Fürsorge christlicher Ältern für ihre Kinder.* — Jene sorgen dafür, dass sie ihre Kinder 1) *selbst gut bilden*, 2) *in der Schule gut bilden lassen.*

Y — g —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## GESCHICHTE.

Görlitz, b. Anton: *Darstellungen aus der Geschichte von Spanien*, von *W. A. Lindau*. Erstes Bändchen. 1812. 214 S. 8. (16 gr.)

Je weniger die spanische Geschichte auf deutschem Boden noch ächt kritisch bearbeitet ist: um so willkommener müssen uns Schriften seyn, welche diese kritische Bearbeitung erleichtern. An diese reihet sich dieses Werk, eine der schätzbarsten historischen Arbeiten der letzteren Jahre, an. Den Vf. leitete die spanische Revolution auf den Gedanken, die ihm zu Dresden zugänglichen Hülfsmittel zu benutzen, um einzelne merkwürdige Begebenheiten der spanischen Geschichte, den zuverlässigsten Quellen gemäss, darzustellen. Einige Versuche dieser Art hat er schon der Minerva einverleibt. Seine Aufmerksamkeit widmete er besonders der Geschichte von Aragonien, die, an guten Vorarbeiten, die castilische Geschichte übertrifft. Der erste Aufsatz, welcher den folgenden gleichsam zur Einleitung dient, hat *die Cortes* zum Gegenstande. Die germanischen Völker (sagt der Vf.) hatten auf ihren Zügen und Wanderungen, und während ihrer langen Eroberungskriege, schon manche alte Sitte verloren, und selbst die ächte Stammsitte der Theilnahme aller Freyen an den öffentlichen Angelegenheiten war in Abnahme gekommen. Daher wurden, schon in den ersten Zeiten des westgothischen Reiches, die Könige nur von den Vornehmen der Nation gewählt, und die Könige zogen, in wichtigen Angelegenheiten, nur ihre obersten Hofbeamten zu Rathe. Diese, bey welchen eine Nachbildung des späteren römischen Kaiserhofes Statt fand, hiessen *viri illustres officii palatini*, *curiales*, *proceres*, *comites* 1) *stabuli*, 2) *notariorum*, 3) *patrimoniorum*, 4) *thesaurorum*. Die Aufsicht über die Länder führten *Duces*; in den Städten waren *Comites* die Vorgesetzten. Aus diesen bildeten sich die Grossen, die in der Folge an den Reichsversammlungen Theil nahmen. Während der arianische Glaube im westgothischen Reiche herrschte, zeigt sich noch keine Spur von mitherrischen Ständen. Seit der Annahme der katholischen Religion verwandelt sich jedoch das Corps der Landesbischöfe, unter dem Vorsitze des Königs, in Versammlungen, in welchen geistliche und weltliche Grosse eben sowohl über kirchliche Gegenstände, als über Staatssachen, Berathschlagungen anstellten. Die Geistlichkeit der vielen Katholiken, die es nicht nur im suevischen, sondern auch im westgothischen Reiche gab, hatte sich dem Könige, dessen Unterstützung sie brauchte, wichtig gemacht. Schon auf der Kirchenversammlung zu Toledo, im Jahre 555, begann die Vermischung geistlicher und weltlicher Angelegenheiten. Diese begünstigte die Verordnung, dass den Zusammenkünften der Bischöfe auch die Layen beywohnen sollten, um die kirchlichen Gesetze aus der ersten Quelle zu schöpfen. Diese Layen waren aber noch nicht die weltlichen Grossen, die in späteren Zeiten an den Berathschlagungen einen thätigen Antheil nahmen. Die Bischöfe massten sich das Recht an, über die weltlichen Gerichtsbeamten die Aufsicht zu führen, und sie, wenn sie pflichtwidrig handelten, mit dem Bann zu bestrafen. Seitdem wuchs, der häufigen Kirchenversammlungen wegen, das Ansehn der Bischöfe immer höher. Im VII Jahrhunderte zählte man wenigstens 50 Bischöfe, und nie über 26 weltliche Grosse. Über die Zulässigkeit derselben entschieden die Bischöfe; auch theilten sie mit denselben das Recht, den König zu wählen. In der Kirchenversammlung zu Toledo, vom Jahre 653, übten die weltlichen Grossen die Befugniss der Unterschrift zum ersten Mal aus; aber die Bischöfe verschafften nun auch den Äbten und Pfründnern der Stifter das Recht, an der Stimmung und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Auf der 17ten Kirchenversammlung zu Toledo (694) wurde die Verfügung getroffen, dass künftig, in den drey ersten Versammlungstagen, nur Kirchensachen, ohne Beyseyn der Weltlichen, in den übrigen aber Staatsangelegenheiten, verhandelt werden sollten. Die Kirchenversammlungen wurden also eine Art von Reichstägen. Die dagegen vorgebrachten Zweifel sind, wie der Vf. S. 126 darthut, mit den Resultaten der sicheren Quellen nicht zu vereinigen. Indess ist, wenn es auch keine Urkunden beweisen, nicht unwahrscheinlich, dass, ausser jenen vermischten Versammlungen, auch eigentliche Reichstäge Statt fanden. Unter schwachen Königen, die nicht selten durch Priesterränke die Krone erlangten, oder, wegen eigenmächtiger Thronbesteigungen, oder gebrochener Eide, die Billigung und Lossprechungen der Geistlichen nachsuchten, ja demüthig erfleheten, konnten sich die Prälaten der

Theilnahme an den Staatslasten bald entziehen, und über den Adel erheben. Die Mauren, denen die durch die grossen Anmassungen der Geistlichen veranlassten Unruhen zu Spaniens Eroberung den Weg bahnten, liessen Religion, Gesetze, Eigenthum der überwältigten Westgothen unangetastet. Als die neuen christlichen Staaten sich bildeten, wurden in denselben die Verfassung und Gebräuche der Vorzeit leicht wieder hergestellt; aber der kriegerische Adel, der den Königen ihr Land erkämpfen half, erhob sich zur vorherrschenden Macht, und die Geistlichkeit gelangte nicht sogleich wieder zur Theilnahme an den Staatsangelegenheiten. Von ihm wurde der König, auch bey der Erblichkeit der Krone, gewählt. Er war Anfangs nur der *primus inter pares*. Die Kriegsbeute theilten die Edlen. Dem Könige, der überhaupt nur geringe Einkünfte hatte, fiel ein Fünftel zu. Die Edeln erhielten so grosse Güter, so grosse Landesantheile, dass sie, noch zu Karls I Zeiten, von Valladolid bis Santiago alle Örter, bis auf 3, befassen. Die Herrschaft der Mauren bewirkte unter anderen den früheren Wohlstand der Städte. Die Mauren beförderten den Verkehr der spanischen Küstenstädte mit Afrika, Syrien, Ägypten. So hatten die ansehnlichsten Städte, als sie unter die christliche Herrschaft zurückkehrten, schon einen blühenden Zustand erreicht, und nun suchte auch noch der Adel in ihren Mauern Schutz. Manche jetzt verödete Stadt befand sich ehedem im Wohlstande. Zu Toledo zählte man im Jahre 1500 noch 10,000 Manufacturen von Seide und Wolle. Die Könige begünstigten die wachsende Macht der Städte, um sie dem übermüthigen Adel entgegenstellen zu können, um von den Städten Geld zu bekommen. Daher verliehen sie ihnen auch das Recht der Selbstbewaffnung und Selbstvertheidigung; auch durften sie früher, als in anderen Ländern, an den Staatsangelegenheiten Theil nehmen.

Von der Darstellung des Ursprungs der ständischen Verfassung im Allgemeinen geht der Vf. zu der *Geschichte der ständischen Verfassung der besonderen Reiche Aragonien und Castilien* über. In Aragonien waren dem Könige zwölf angesehene Edele, die ältesten und weisesten des Landes, wahrscheinlich Abkömmlinge der Stämme, die den ersten Waffenbund zur Befreyung des Landes schlossen, als beständige Räthe zugeordnet. Auf diese Entstehungsart des Vereines gründet sich eine merkwürdige Stufenfolge des Adels. Auf der ersten Stufe, zunächst um den König, standen die *Ricos hombres*, welche die Gewalt des Königs einschränkten. Die vornehmsten, gebornen Ricos Hombers (*de naturaleza*) vererbten ihre Wü de auf einen ihrer Söhne, den sie dazu wählten; die übrigen schlossen sich an die Edeln der zweyten Classe an. Sie wurden, für ihre Theilnahme an den Eroberungen, durch Gebiete und Städte belehnt; dafür mussten sie nicht nur Kriegsdienste leisten, sondern auch zuweilen am Hofe erscheinen. Sie hatten unter dem niederen Adel ihre Lehnsleute, die unter ihrem Paniere erschienen. Die Güter, welche die R. H. der Gnade des Königs verdankten, bildeten Baronieen. Die Könige verliehen aber die Würde der R. H. auch ihren Mesnaderos (von *Mesnada* d. i. königliches Haus). Nach dem Jahre 1390 hiessen die R. H. *Nobles*. Die R. H. hatten in ihren Städten und Bezirken das Recht, die richterliche Gewalt auszuüben, und Abgaben zu erheben. Es durfte sie Niemand, als der König selbst, oder sein Statthalter, und der Prinz von Aragonien, vorladen; auch waren sie keiner Todes- oder Leibes-Strafe unterworfen. Den niederen Adel bildeten die Hidalgos, oder Infanzones, nebst den Caballeros, die ihre Würde durch den Ritterschlag erhielten; jene wurden oft vom Könige ernannt. Wie in Italien, blühte in Aragonien Handel und Gewerbfleiss, und mit dem städtischen Wohlstande hob sich Freyheit und Selbstständigkeit. Aus der Provence kam südfranzösische Cultur herüber, vornehmlich nach Barcelona, wo schon im XII und XIII Jahrhundert ein blühender Verkehr Statt fand. Der Vf. beweiset diess durch eine Reihe von merkwürdigen Nachrichten. Die städtischen Abgeordneten in Aragonien nahmen, weit früher, als in Castilien, an den Berathschlagungen der Reichstäge Theil. Sie kämpften oft, an der Seite des Adels, gegen die königlichen Anmassungen, vornehmlich seit Peter II. Die Unabhängigkeit der Stände erhielt (1257) eine gesetzliche Bestätigung, und über ein halbes Jahrhundert behaupteten sie das Recht, sich den Anmassungen einer grösseren königlichen Gewalt mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Die daraus erwachsene Unordnung bändigte aber der eben so schlaue, als kraftvolle und strenge Peter IV. An die Stelle der von ihm gesprengten Union trat die Gewalt des Justicia, den der König aus dem Ritterstande ernannte. Der Justicia und der Governador des Reichs konnten, wenn der König gestorben war, die Cortes zusammenberufen. Diese hiessen, wenn der König nicht gegenwärtig war, nur *parlamentos*. In den früheren Zeiten fanden die Ständeversammlungen jährlich, und zwar zu Saragossa, Statt; seit den Jahren 1307 wurden sie aber nur alle 2 Jahre, in einer vom Könige gewählten Stadt, gehalten. In Castilien zeigte sich der Freyheitssinn der Nation, in Ansehung der ständischen Verfassung, ungleich weniger lebendig und wirksam, als in Aragonien; vielmehr bildeten sich in Castilien die gesellschaftlichen Verhältnisse, die örtlichen Eigenheiten abgerechnet, ungefähr eben so, wie in den meisten Staaten des Mittelalters. Die Macht des Lehnsadels stieg, neben der Gewalt des Königs, mächtig empor, und während die Grossen dem Könige Besitzungen und Rechte abtrotzten, bekämpften sie sich unter einander selbst sehr heftig. Es gab auch in Castilien geborene Räthe des Königs, die Vorfahren der Grandes, die schon in Alfons X Gesetzbuche vorkommen. Gegen das Jahr 1500 verschwanden auch in Castilien die Ricos Hombres, mit ihren alten Vorrechten, und verwandelten sich in Anführer einer Kriegsschaar. Die Macht des Adels hob sich vornehmlich während sechs, zum Theil sehr langer vormundschaftlicher Regierungen. Die unruhi-

gen Grofsen fanden in den benachbarten Staaten, zumal bey den Mauren, leicht Zuflucht. Wegen dieses mächtigen Adels konnten die städtischen Gemeinden nicht frühzeitig zu einer staatsbürgerlichen Wichtigkeit gelangen; vielmehr war ein grofser Theil derselben den Grofsen, als Beute der Eroberung, unterworfen. Das Ansehn der Städte stieg erst seit dem Jahr 1250, wo sie, durch grösseren Wohlstand gehoben, sich mehr im Stande sahen, dem Adel das Gleichgewicht zu halten. Die Eroberung der blühendsten Länder im südlichen Spanien, die sich bis zum mittelländischen Meere erstrecken, veranlassten eine Seemacht, einen unmittelbaren Verkehr mit den reichsten Handelsvölkern. Sevilla blühte schnell wieder auf. Die Städte hatten, gleich den Grofsen, ihr Panier, um dessen Beystand sich zuweilen die Könige bewarben. Aber die kraftlose Regierung dieser Könige war Ursache, dafs die Grofsen Castiliens im XIII Jahrhunderte sich eben so, wie die deutschen Edelen, in Fehden aufrieben, dafs die Stadtgemeinden die alten Verbindungen erneuerten. So weit ging die Gesetzlosigkeit dieses Zeitalters! Seit der Regierung Alfons X wurden die einzelnen Theile des Staates, durch ein allgemeines Landrecht (*Sieta partidas*), das jedoch erst unter Alfons XI (i. J. 1345) volle Gültigkeit erhielt, unter einem Obergerichtshofe allmählich zu einem Ganzen verbunden. Seitdem vermehrten sich auch die ständischen Versammlungen. Von diesen Cortes läfst sich aber, aus den Quellen, keine so genaue und befriedigende Erzählung, als von den aragonischen, mittheilen; auch war das königliche Recht der Zusammenberufung nicht so, wie in Aragonien, gesichert. Zu den Ständen von Castilien gehörten, aufser der Geistlichkeit, dem Adel und den Städten, auch die Grofsmeister der Ritterorden. Hierauf handelt der Vf. *von der Verfassung Spaniens*, seit der Vereinigung Castiliens und Aragoniens. Er erwähnt der *Alcanala*, einer von den Mauren herrührenden Abgabe von allen verkäuflichen Dingen, die in alten Zeiten 5, in späteren 10 Procent betrug, und von Alfons XI zuerst in Castilien eingeführt wurde. Nachdem hierauf von den Versammlungen der Cortes im 15ten Jahrhundert noch etwas gesagt worden, folgt die interessante Lebensgeschichte *Alvanos de Luna*, des grofsen Connetable's Johanns II von Castilien, der, die durch Gesetze und Herkommen geheiligten Einschränkungen der königlichen Gewalt nicht achtend, über Alles willkührlich verfügte, und seinen König, selbst bis auf Kleinigkeiten, beherrschte. Er zählte über 20,000 Vasallen, und seine jährliche Einnahme betrug 100,000 Doblos, zu $1\frac{1}{2}$ Thaler. Seinen Sturz beförderten die portugiesischen Rebellen, die er auf den Thron erhoben hatte. Johann II handelte, um ihn in seine Gewalt zu bringen, unredlich, und liefs, nach dessen Schätzen lüstern, ihn nach einem ungerechten Processe hinrichten. Dieses kleine Werk erregt, wie sein Inhalt zeigt, recht sehr den Wunsch nach einer Fortsetzung desselben.

Jg.

## ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, in d. beckerschen Buchhandlung: *Die Kaffern auf der Südküste von Afrika*, nach ihren Sitten und Gebräuchen aus eigener Ansicht beschrieben von *Joh. Christ. Ludw. Alberti*, General in holländischen Diensten, Ritter des k. Ordens der Union, vormals Landdrost des Districts Uitenhagen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. 1815. 203 S. 8. (18 gr.)

Der Originaltitel dieses Werks, den der Herausgeber nicht anführt, heifst: *De Kaffers nan de Zuidkust van Africa natuur- en geschiedkundig beschreven*, ein Titel, den der verewigte Vf. in der Übersetzung, womit er seine Mutter, die Wittwe des Hofraths Alberti in Corbach, beschenkte, selbst so abgeändert zu haben scheint. — Schon *Lichtenstern* hat in dem I Th. seiner Reisen in Süd-Afrika des gutmüthigen 70jährigen Missionars *van der Kemp*, Predigers in dem vom Gouverneur Janssen so benannten Bedelaardorp (Betteler Dorf), und des ihn in seinem Missions-Geschäfte unterstützenden, durch seine Werke bekannten Engländers *Read* Erwähnung gethan, und offenherzig S. 389 bekannt, dafs er diesem Missionar Kemp das Meiste von dem verdanke, was er über die Kaffern mittheilen konnte; dann hat *Lichtenstern* No. III des I Bds. seiner Reisen nach dem Tagebuche des G. Gouverneurs Janssen den Kafferstamm der Koossa längst der kafferschen Grenze bis nach Graaff Reynet, ihren Namen, ihre Ausdehnung, Abstammung, Charakter, Land, ihre Stämme, Leibesgestalt, Krankheiten, Aberglauben, Zauberey, sittliche Unreinheit, Trauerceremonieen, physische Erziehung, Beschneidung der Jünglinge, Vielweiberey, Heirathen, Ehen, Wohnungen, Viehheerden, Viehzucht, Nahrung, Jagd, Landbau, Kleidung, Putz, Waffen, Krieg, Kunstfertigkeiten, politische Verfassung, Ansehen des Königs, Gerichte, Strafen, und S. 494 den Kafferstamm im Innern näher beschrieben, zugleich aber auch fruchtbare Resultate über das Ganze des Stamms in seiner Entstehung und seiner Wirklichkeit mitgetheilt. *Alberti*, aus Corbach im Waldeckischen gebürtig, seit 1784 Unterlieutenant bey dem fünften Bataillon Waldeck in holländischen Diensten, 1802 Hauptmann der Jägercompagnie dieses Bataillons, mit dem General J. W. Janssen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gesendet, von diesem zur Besetzung des Forts Friederich gegen die aufrührerischen Kaffern bestimmt, dann von Janssen zum Landdrost des Districts Uitenhagen ernannt, war besonders damit beauftragt, die Kaffern zu beruhigen, und er machte deswegen mit dem Gouverneur eine Reise in das Innere des Landes, bey welcher Gelegenheit er die Materialien zu diesem Werke sammelte, und die er nachher bey wiederholten Besuchen bestätigte und berichtigte, so wie wahrscheinlich Janssen die zu seinem Tagebuche niederschrieb. *Alberti* lebt nicht mehr; nachdem er im spanischen Kriege 1809 mehreren hitzigen Gefechten beygewohnt, und 1810 mit Janssen nach Java abgegangen, dort als ernannter

General im August 1811 bey der Eroberung der Insel Java durch die Engländer von drey Flintenkugeln schwer verwundet, und durch die liberale Behandlung des Lord Minto leidlich wieder hergestellt war, machte ein heftiges Fieber am 12 Juni 1812 seinem thätigen Leben ein Ende. Diese Geschichte vorausgesetzt, erlauben wir uns gegen die Herausgabe dieses Werks aus Achtung, und wirklich aus Verehrung gegen die Asche des Verewigten, nicht um das Verdienst zu schmälern, sondern um den Werth zu steigern, einige für die Länder- und Völker-Kunde, wie wir glauben, nicht unwichtige Bemerkungen. So schätzbar die Beyträge *Alberti's* sind, so edel sein Vorschlag, die Kaffern, die als Halbwilde so glücklich in ihrem ruhigen Hirtenleben sind, nicht eher, als bis die Räthlichkeit der Sache entschieden ist, nie aber sie durch Missionarien, sondern durch zugezogene Jünglinge zu civilisiren, und so dankbar wir Alles annehmen: so wünschten wir doch nicht, dass sein Werk so erschienen wäre. Denn 1) fehlt dem Vf. die nöthige ethnographische Kenntniss. Was er von dem Volke als Volke sagt, von seiner Abstammung, allmählichen Verbreitung u. s. w., ist so dürftig, und dabey so wenig gehalten, dass es wirklich hätte wegbleiben, oder ergänzt und berichtigt werden müssen. Nicht einmal sind die Horden oder vielmehr die Stämme genannt. 2) Zwar ist die Lage 33—34° S. B. (*Lichtenstern* fängt mit 29 an und geht bis 35° fort), die Länge des Distriets von 40, und die grösste Breite von 20 deutschen Meilen, dann die Begrenzung zwischen dem grossen Fischfluss (*Rio de infante* von den Portugiesen früher genannt) und dem *Rio de la goa*; es sind auch die Flüsse (*Keiskamma* soll wohl *Beiskamma*, der Milchfluss, heissen?) und einige Eigenheiten des Landes bestimmt und charakterisirt: aber viel zu wenig und viel zu schwankend, um sich von dem Lande und dem durch das Land afficirten Volke im geographischen und physischen Sinne einen deutlichen Begriff zu machen. 3) Wie weit die Lücken in der Naturkenntniss gehen, davon nur einige Beyspiele. Keine Pflanze, kein Mineral, kein Thier hat einen linneeischen oder Charakter-Namen; Fragen der Art, welche vorzügliche Mineralien hier vorkommen, welche besondere Gewächse, z. B. ob der Kafferbrodbaum gedeihe, welche dem Lande eigene Thiere fortkommen, z. B. ob der Gespenstkäfer einheimisch sey, sind nicht geahnet! S. 28 beschreibt er die Pflanze, woraus sich die Kaffern, wenn ihr Stengel stark genug ist, einen Esslöffel machen, ohne Namen, und weiss nicht, dass es der Spill- oder Löffelholzbaum ist. Der Honigweiser heisst Honigvogel, und man muss errathen, dass es der *Cuculus indicator* ist. — Man kann zwar dagegen einwenden, dass *A.* nur die Kaffern habe beschreiben wollen; allein überall begegnet er in dieser Beschreibung der belebten und unbelebten Natur. 4) Auch Mängel anderer Art konnten durch eine kleine Nachhülfe verhütet werden. S. 48 fehlt ihm sogar das Wort Tatuiren. S. 27 bestreitet er zwar mit Recht, dass die Verlängerung der Nymphen bey den Kafferinnen künstlich, aber er weiss nicht, dass sie ein Auswuchs der Natur sey, woher nach *Sonnini* die Beschneidung in Ägypten entsprang. S. 63 erwähnt er ein anhaltendes Fieber von Bedeutung als einzige Krankheit bey den Kaffern, ohne das Fieber zu bestimmen. 5) Ebenso sucht man vergebens einige vergleichende Resultate mit anderen Kafferstämmen, die so nahe liegen; z. B. zwischen ihnen und den Makassen, wie sie der alte 1686 aus Frankreich entflohene *Lajardiere* beschreibt, bieten sich sogar Ähnlichkeiten dar. 6) Besonders hatte sich *Alberti* bleibende Verdienste um das von den Engländern angelegte Fort Friederich, vorzüglichere noch um den Anbau des Landes z. B. mit Brodkorn, Kartoffeln, Hülsenfrüchten erworben, — Verdienste, die der Verewigte wahrscheinlich aus Bescheidenheit mit Stillschweigen überging. Selbst die Anlegung des neuen Drostenamts Uitenhagen, dem er mit eben soviel Thätigkeit als Klugheit vorstand, hat damit innige Verbindung. — Würde der Herausgeber daher vor dem Abdrucke des Werks den vielgewandten und kenntnissreichen *Lichtenstern* um Verbesserungen und Ergänzungen, sey es auch nur in Anmerkungen, ersucht haben: so hätte gewiss dem Verdienste von der Gefälligkeit dieses Gelehrten ein schönerer Kranz gewunden werden können. — Auszüge, die den hohen Werth des Werks beurkunden, theilen wir nicht mit, weil sie bald durch Journale bekannt genug werden müssen.

Dk.

---

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Erzählungen* von *W. G. Becker.* 1815. Zwey Bändchen v. 300 und 304 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Jedes Bändchen liefert fünf Erzählungen. Der erste Band enthält: 1) die Erbin von Bellenz, 2) der Ruf in die Stadt, 3) die Gewissensfrage, 4) das Angebinde, 5) das Madonnenbild; der zweyte Band: 1) San Pietro de Bastelica, 2) die Kirmse zu Wallendorf, 3) die hohe Liebe, 4) Rettung durch Rettung, und 5) die ästhetische Wirkung. Diese Inhaltsanzeige ist genug, um die Leser an das schon Bekannte zu erinnern, und auf das Neue aufmerksam zu machen. Ton und Haltung der Erzählungen des Vfs. sind vortheilhaft und so zur Genüge bekannt, dass es ein Vergehen gegen sich selbst, nämlich den Recens., und gegen Andere, nämlich Nichtrecensenten d. h. Leser, seyn würde, noch ein Wort darüber zu sagen. Gesammelt zu werden verdienten übrigens diese Erzählungen mehr, als viele andere.

— ch.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Köhler: *Fortsetzung von J. A. Nösselt's Anweisung zur Kenntniss der besten allgemeinen Bücher in allen Theilen der Theologie* (oder: *Literatur der Theologie, hauptsächlich des neunzehnten Jahrhunderts*) von *Christ. Friedr. Liebeg. Simon*, Domdiakonus in Merseburg und Mitglied der asketischen Gesellschaft in Zürich. 1813. 646 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Der thätige Herausgeber dieses theologischen Repertorium übernahm das mühsame, aber verdienstliche Geschäft, des verewigten *Nösselt* treffliche Anweisung (vierte Auflage, Leipzig 1800) von dem Jahr 1800 an (wo sich das nösseltische Repertorium schliesst) bis zum Jahre 1811 fortzusetzen. Er wollte jedoch den von *Nösselt* gewählten Plan nicht unbedingt befolgen. Er bemerkte in jenem Werke gewisse Lücken, und war daher bey dieser Fortsetzung mit Recht darauf bedacht, sie möglichst zu ergänzen. Dahin gehört die von *N.* übergangene Literatur der natürlichen Moral, welche der Vf. S. 252 — 258 mit aufgenommen hat; die Angabe der Schriften, welche sich auf einzelne Theile der christlichen Religion beziehen; die grössere Vollständigkeit, mit welcher die Erbauungsschriften, und überhaupt die Werke, welche sich auf verschiedene Theile der praktischen Theologie beziehen, angeführt werden. Eben diess veranlasste den Vf., nicht selten auch solche Schriften beyzufügen, welche vor 1800 erschienen sind, aber in *N's.* Werke fehlen. Ebenso verdient es Beyfall, dass der Vf. in Angabe der Büchertitel und Preise die möglichste Genauigkeit beobachtet, und öfterer, als von *N.* geschehen war, Urtheile über die angezeigten Schriften beygefügt hat. Unfehlbar also ist das Werk als eine sehr nützliche Fortsetzung und Ergänzung der *nösseltischen* Anweisung zu betrachten. Wir können jedoch nicht umhin, den gelehrten Vf. auf zwey Puncte aufmerksam zu machen, welche nach unserer Überzeugung sehr wohl mit seinem Plan, wie er ihn selbst in der Vorrede darlegt, vereinigt werden konnten.

Der erste betrifft die *Anordnung* der aufgeführten Literatur. Der Vf. erklärt in der Vorrede selbst, ob sich gleich diese Fortsetzung in Hinsicht auf Plan und Ausführung im Wesentlichen an die *nösseltische* Anweisung anschliessen solle, so sey doch mancherley selbst in der Anordnung anders geworden, als in jenem Werke. Rec. kann den Wunsch nicht bergen, dass der Vf. kein Bedenken getragen haben möchte, öfterer, als es geschehen ist, von jener Ordnung abzuweichen. Das Ganze wird nämlich (nach der Einleitung, welche die Schriften nennt, die zur Kenntniss der neueren theologischen Literatur selbst gehören, und von S. 1 — 12 geht), wie bey *Nösselt*, in *zwey Theilen* vorgetragen. Der *erste* Theil (S. 13 — 418) hat die Überschrift: *Von denjenigen Wissenschaften, die eigentliche Religion oder doch solche Kenntnisse betreffen, welche zunächst zur Beförderung der Religion dienen sollen.* Hält man sich genau an diesen Ausdruck: so lässt die Überschrift theils weniger, theils mehr erwarten, als hier gegeben wird. Weniger: — denn bey dem Ausdruck *eigentliche Religion* sollte man glauben, der Vf. wolle hier nur solche Schriften anführen, die sich auf die Religion und namentlich auf die christliche Religion, an sich betrachtet, beziehen (abgesehen von der christlichen Theologie, welche der verewigte *Nösselt* in seiner Anweisung §. 20 nicht bestimmt genug von der Religion unterschied); und doch umfasst dieser erste Theil Alles, was zur exegetischen, systematischen, historischen Theologie gehört. Mehr: — denn alle Schriften, welche zur praktischen Theologie gehören, sind vom ersten Theile ausgeschlossen, und doch beziehen sich die Wissenschaften, welche die praktische Theologie enthält, wie der Vf. selbst nicht in Abrede seyn wird, allerdings auf Kenntnisse, welche gar sehr zur Beförderung der Religion dienen. Dem *zweyten* Theile (S. 419 — 600) wird die Überschrift gegeben: *Von denjenigen Wissenschaften, welche lehren, wie man theologische Kenntnisse erlangen und Anderen wieder mittheilen solle.* Allerdings erwartet man hier die S. 419 fg. angeführten methodologischen Schriften. Aber ganz unerwartet erscheint von S. 420 an die gesammte Literatur der Predigerwissenschaften. Der Prediger soll ja, als solcher, nicht theologische Kenntnisse, sondern Religion (biblisches Christenthum) mittheilen und beleben. Schriften, welche die Predigerwissenschaften behandeln, lehren nicht, wie man *theologische* Kenntnisse Anderen mittheilen soll (was z. B. in Schriften geschieht, welche Anweisung

zur gelehrten Interpretation der heiligen Schrift für Gelehrte geben), ſondern, wie die gelehrte und gründliche Kenntniſs des Chriſtenthums zu einer *populären* oder vielmehr *univerſellen*, den Chriſten als Chriſten anſprechenden, der Beſtimmung des geiſtlichen Standes angemeſſenen Behandlung und Darſtellung der chriſtlichen Religion, und überhaupt zur Erfüllung der Pflichten des geiſtlichen Standes *angewendet* werden ſoll. Der ganzen von *N.* aufgeſtellten Hauptclaſſification liegt eine offenbare Verwechſelung der Religion und Theologie zum Grunde. Sehr richtig werden die exegetiſche, ſyſtematiſche, hiſtoriſche Theologie als drey verſchiedene Abſchnitte aufgeführt. Ihnen geht aber eine beſondere (von der allgemeinen Einleitung, welche das ganze Werk eröffnet, verſchiedene) Einleitung voraus (S. 13—22). Sie enthält theologiſche Encyklopädieen (§. 6) und neuere Schriften über das Anſehn der Vernunft in Glaubensſachen (§. 7), über das ſogenannte innere Licht (§. 8), über die heilige Schrift als Quelle der Religion und den Kanon (§. 9), über Inſpiration (§. 10), über Tradition (§. 11). Hier fühlt man ſich allerdings veranlaſst, zu fragen: Warum gehen die Schriften, welche ſich auf theologiſche Encyklopädie beziehen, den oben genannten einzelnen Abſchnitten des erſten Theils, und nicht vielmehr dem erſten und zweyten Theile zugleich voran, da doch eine theologiſche Encyklopädie auch diejenigen Wiſſenſchaften nicht ausſchlieſsen kann und darf, welche der *praktiſchen* Theologie angehören? Verſtattet es der genaue Zuſammenhang der theologiſchen Encyklopädie und Methodologie, die Schriften, welche ſich auf jene beziehen, von denen, welche die letztere betreffen, (ſo wie es hier geſchehen iſt) völlig abzuſondern? Sollte man nicht die §. 7 — §. 11 genannten Schriften vielmehr bey der exegetiſchen und ſyſtematiſchen Theologie ſelbſt erwarten, als in einer Einleitung? Würden z. B. die S. 17—21 angeführten Werke und Abhandlungen, welche den Urſprung der Evangelien betreffen, nicht vielmehr im erſten Abſchnitt ſelbſt an ihrem Orte ſtehen, wo die Einleitungen in das N. T. erwähnt werden (§. 15)? Ebenſo würden wir die §. 7 und §. 10 genannten lieber bey der ſyſtematiſchen Theologie genannt haben, wo man ſie erwartet, und wo der Vf. S. 221 ſelbſt darauf zurückkommt. Aus dieſen Gründen wünſcht Rec., daſs der Vf. ſich in dieſem Puncte von ſeinem würdigen Vorgänger etwas mehr entfernt, und nach der Einleitung, welche die Hülfsmittel zur Kenntniſs der theologiſchen Literatur, zur allgemeinen Überſicht aller theologiſchen Wiſſenſchaften (alſo Encyklopädieen und Methodologieen zuſammen), zur Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften enthalten müſste, die theologiſche Literatur in vier Haupttheilen: kritiſche und exegetiſche, hiſtoriſche, ſyſtematiſche, praktiſche Theologie, abgehandelt haben möchte. Bey dieſer Abänderung konnte er ſeinem Vorgänger in Hinſicht auf den gröſseren Theil dieſes Repertorium immer treu bleiben.

Der zweyte Punct betrifft die Vollſtändigkeit. Allerdings hat der fleiſsige Vf. mehrere, in der *nöſſeltiſchen* Anweiſung wahrnehmbare Lücken ausgefüllt; und wenn man ſeine Arbeit mit der von D. *Niemeyer* und *Wagnitz* herausgegebenen neueſten Bibliothek für Prediger und Freunde der theologiſchen Literatur, enthaltend die Schriften von 1796 bis 1810 (Halle und Berlin, 1812), vergleicht: ſo bemerkt man bey Hn. *Simon* in mehreren Fächern in Hinſicht auf die Zahl der angeführten Schriften und Abhandlungen gröſsere Vollſtändigkeit. Dagegen behauptet die genannte Bibliothek darin einen eigenthümlichen Vorzug, daſs ſie genauere Belehrung giebt über den Inhalt und Werth der angezeigten Bücher. Mit Recht glaubte Hr. *S.*, ſeinen Plan auch auf kleinere theologiſche Schriften und Abhandlungen ausdehnen zu müſſen, welche einzelne Zweige der Theologie oder gewiſſe ſpecielle theologiſche Unterſuchungen betreffen. Aber eben hier vermiſste Rec. ſo manche literariſche Notiz, welche dem Theologen um ſo willkommener ſeyn muſs, je leichter kleine Abhandlungen dieſer Art (beſonders akademiſche Programme und Gelegenheitsſchriften), deren Inhalt in der That oft wichtig und brauchbar genug für die Behandlung einzelner theologiſcher Unterſuchungen iſt, dem Publicum aus dem Auge kommen, und je weniger die allgemeinen Literaturzeitungen im Ganzen Rückſicht darauf zu nehmen pflegen. Der Vf. nennt z. B. bey dem exegetiſchen Fache §. 118 S. 120 fg. mehrere kleine Schriften, welche ſich auf einzelne Abſchnitte und Stellen des Matthäus, Markus, Lukas und Johannes beziehen. Hier fehlen aber aus dem Umkreiſe der von 1800—1811 erſchienenen noch folgende. Bey Matthäus: die Abhandlung von *Keil: diſſeritur de argumento loci Matth.* 25, 31—46. *Lipſ.* 1809. 4. *Flatt obſervationes ad Matth.* c. 24. 25. *Tubingae* (ohne Angabe des Jahres) 4. *Fritzſche commentatio ad locum Matth.* 18, 10. *Grimmae*, 1805. 4. *Ejusd. obſervatt. exegett. ad Matth.* 19, 27. 28. *Grimmae*, 1805. 4. Bey Lukas: *Flatt obſervationes ad locum Lucae* 1, 28—38. *Tubingae*, 1810. 4. Bey Johannes: *Schott commentatio exegetica de loco ev. Jo.* 1, 9—14. *Lipſ.* 1805. 8. *Ejusdem commentatio exegetica de locis quibusdam evangelii Joannei*, *Lipſ.* 1808. 4. *Weber interpretatio interpretationis Joanneae verborum Caiphae. Viteb.* 1807. 4. *Stäudlin proluſio, qua pericopae de adultera Jo.* 7, 53 — 8, 11 *veritas et authentia defenditur*, *Partic. I et II. Gottingae.* 1806. 4. *Fritzſche commentatio de ſenſu verborum Chriſti Jo.* 2, 19. *Lipſ.* 1803. 4. *Gabler meletemata in locum Jo.* 1, 29. 4 Programme, Jena, 1808—1811. Bey der Apoſtelgeſchichte §. 119 verdiente bemerkt zu werden: *Ammon diatribe critica de helleniſtis Antiochenis ad locum Actt.* 11, 20. *Erlangae*, 1810. 4. Ingleichen bey den pauliniſchen Briefen §. 122. 123. S. 125. fg. die Abhandlung von *Keil: quinam ſint Rom.* 8, 23. οἱ ἀπαρχὴν τοῦ πνεύματος ἔχοντες, *ostenditur*, *Lipſ.* 1809. 4. *Schott: in veram Apoſtoli Pauli de communi moriendi neceſſitate ex Adami pec-*

*cato oriunda sententiam e loco epist. ad Rom.* 5, 12. *recte eruendam inquiritur*, *Viteb.* 1811. 4. *Weber: de numero epistolarum Pauli ad Corinthios rectius constituendo*, 12 Programme, Wittenberg, 1797 — 1807. 4. *Lund specimen enchiridii exegetici in N. T.*, Kopenhagen, 1804, enthält Bemerkungen über die 3 ersten Capitel des ersten Briefs an die Korinther. *Pott commentatio in locum* 1 *Cor.* 10, 4. *Helmstadii*, 1806. 4. *Gabler novae curae in locum* 2 *Cor.* 5, 14 — 21, 4 Programme, Jena, 1804 — 1807. 4. *Emmerling de Paulo felicem institutionis suae successum praedicante* 2 *Cor.* 2, 14 — 17. *Lips.* 1809. 8. *Keil: proponitur exemplum judicii de diversis singulorum scripturae s. locorum interpretationibus ferendi, examinandis variis interpretum de loco Gal.* 3, 20 *sententiis*, 7 Programme, seit 1810 zu Leipzig herausgegeben. *Fritzsche commentatio in locum ad Coloss.* 1, 16. 17. Grimma, 1807. 4. *Wildschut specimen academicum de vi dictionis et sermonis elegantia in epistola Pauli ad Philemonem conspicua, Trajecti ad Rhenum*, 1809. 8. Bey dem Briefe an die Hebräer §. 124. S. 130: die Abhandlung des jüngeren *Plank: negatur, philosophiae Platonicae vestigia exstare in epistola ad Hebraeos*, Göttingen, 1810. 4; und über das erste und zweyte Capitel das oben angeführte Werk von *Lund: specimen enchiridii exegetici* u. s. w. Bey dem Brief des Jakobus §. 125. S. 131: *Flatt spicilegium observationum ad epistolam Jacobi catholicam*, Tübingen, 1806. 4. Bey den petrinischen §. 125. S. 131: *Lund specimen* u. s. w. (über 1 Petri 1, 22 — 2, 10). *Weber de descensu Christi ad inferos e loco* 1 *Petri* 3, 19 *tollendo* u. s. w. Wittenb. 1805. 4. *Dahl commentatio exegetico-critica de αὐθεντίᾳ epistolarum Petrinae posterioris atque Judae*, Rostock 1807. 4. *Flatt: genuina secundae Petri epistolae origo defenditur*, Tübingen, 1806. 4. *Richter de origine posterioris Petrinae ex epistola Judae repetenda*, Wittenb. 1810. 4. Bey der über Johannis Briefe S. 131 angeführten Abhandlung: *Dissert. historico-exeget., qua variae de Antichristis etc. sententiae modesto examini subjiciuntur*, so wie bey der S. 123 genannten: *Symbolae ad illustr. graviora Jesu dicta in ev. Joannis* fehlt der Name des Verfassers, *Flatt* in Tübingen. Über die johanneischen Briefe verdienen übrigens noch genannt zu werden: *Van Voorst annotationes in loca selecta N. T. specimen primum* und *specimen tertium*, Leiden, 1810 (enthält Bemerkungen über 1sten Brief Joh. 1, 1 — 3 und über 1 Joh. 3, 2), und *Genzken comment. exegetico-theologica in locum* 1 *Jo.* 5, 6 — 10. Rostock, 1808. 4. Über den Brief Judä ebenfalls das genannte Werk von *Van Voorst: annotationes in loca selecta N. T. specimen primum*, und die Abhandlung: *Diss. inaug. in epistolam Judae pars prior, quam publico examini offert Gerbrandus Elias*, *Trajecti Batav.* 1803. Bey der Offenbarung Johannis §. 126. S. 132 fgg. fehlt die Abhandlung von *Münter de occulto urbis Romae nomine ad Apocal.* 17, 5. Kopenhagen, 1811. — In der ersten Abtheilung der *systematischen* Theologie ergänzt der Vf. sehr zweckmäſsig die *nösseltische* Anweisung, indem er §. 137. S. 151 fgg. die wichtigsten Schriften und Abhandlungen über *einzelne Theile* der natürlichen Religion, so wie §. 173 — §. 184 über einzelne Lehren *der Dogmatik* anführt. Hier vermissen wir aber bey der Lehre *von Gott* S. 152 fgg. in Hinsicht der historischen Gründe des Glaubens an Gott *Brenna opus metaphysico-criticum et historicum de generis humani consensu in agnoscenda divinitate*, Florenz, 1773; in Hinsicht des ontologischen *Mendelsohn* Morgenstunden, erster Theil, Berlin, 1786. *Jakob* Prüfung der Mendelsohnischen Morgenstunden, Leipzig, 1786, und über die Verbindung mehrerer Gründe *Vogels* interessanten Aufsatz in *Gablers* neuestem theologischem Journal, 5ten B. 1stes Stück. Bey der Lehre von der *Unsterblichkeit der Seele* S. 153 fgg. kann noch hinzugefügt werden des Grafen *Julius von Soden* Psyche, über Daseyn, Unsterblichkeit und Wiedersehen, Nürnberg 1794, und *Kocher* Vorlesungen über Unsterblichkeit und andere damit verbundene, besonders wichtige philosophische Gegenstände, 1 und 2 Band, Bern 1806. Zu den §. 140. S. 159 fg. angeführten neueren Schriften, die sich mit Untersuchungen über Begriff, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit der Offenbarung beschäftigen, gehört auch *Pöschel* in der Schrift: Meine Muſsestunden, Nürnberg 1804, und die neuere Schrift von *Grohmann* über die höhere religiöse Überzeugung, Hamburg, 1811. Mehrere schätzbare, diese Untersuchung betreffende Aufsätze stehen in dem von *Flatt*, nachher von *Süskind* herausgegebenen Magazin für christliche Dogmatik und Moral, z. B. im 2, 8 und 14 Stück. Unter den neueren Schriften und Abhandlungen über die *Wunder* Jesu, ihren Zweck, ihre Beweiskraft, ihre richtige Ansicht fehlen noch S. 166: *Schott commentatio de consilio, quo Jesus miracula edidit, ex ipsius sermonibus recte cognoscendo, comment.* I. Lips. 1809. II. Viteb. 1810. 4. *Donner recensus sententiarum de miraculis Jesu Chr. ex patribus sex priorum saeculorum*, Lips. 1810. 4. *Seilers* Aufsatz über die Beschaffenheit, Zwecke und Wirkungen der bewundernswürdigen Thaten Jesu und der Apostel, in *Tzschirners* Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers 1 Bd. 1 Stück, und die Schrift von *Märtens*: Jesus auf dem Gipfel seines irdischen Lebens, Halberstadt, 1811. S. 174 fg. §. 157, wo der Vf. neuere eklektische Lehrbücher über christliche Glaubens- und Sitten-Lehre nennt, werden eigentliche dogmatische Lehrbücher (z. B. *Schwarz sciagraphia* u. s. w.), Werke, welche das kirchliche System beurtheilen (z. B. von *Cannabich* und *Sintenis*), und eigentlich philosophische Schriften, welche auf die Behandlung der Dogmatik Einfluſs gewonnen haben (z. B. von *Fichte* und *Schelling*), so mit einander vermischt, daſs es dem Leser hier in der That schwer fallen muſs, einen bestimmten Plan im Auge zu behalten. In der eigentlich - dogmatischen Literatur §. 157 und 171 vermiſste Rec. *Herders* Dogmatik aus

seinen Schriften dargestellt mit Anmerkungen von einem Freunde der herderischen Gnosis, Jena, 1805. In dem zweyten Theile, der die Literatur der Predigerwissenschaften betrifft, ist noch Folgendes beyzufügen. S. 421. (§. 394.) *Schlegel* Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft, nach seinem Tode herausgegeben von *Parow*, Greifswald, 1811. 8. S 425. §. 396 fehlt der Name des Vfs. der angeführten Abhandlung über die Meditation. Sie ist von *F. A. Crome*, Prediger in Einbeck, und gehört eigentlich zu den Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, herausgeg. von einigen Freunden der praktischen Theologie 51 B. 2 Heft. S. 426. Die Abhandlung von *Goldhorn de precibus ad sacrarum orationum initia fieri solitis*, Lipf. 1805. 4. S. 427. *Rambach* Fragmente über Declamation, 2 Theile, Berlin, 1800. *Bielfeld* über Declamation als Wissenschaft, Hamburg, 1801. S. 429. §. 397. *Dellbrück's* Aufsatz über die geistliche Beredsamkeit im königsberger Archiv von 1811. 2 Stück. *Sauer* Untersuchung über den Antheil der Einbildungskraft in den Werken der Dicht- und Rede-Kunst, Penig, 1803. *Herder* vom Studium der Theologie und dem christlichen Predigtamte (oder Herders sämmtliche Werke zur Religion und Theologie, 10 Theil), Tübingen, 1808. Die S. 429 angeführte Schrift: Wer ist consequent? u. s. w. gehört nebst anderen jene Controvers betreffenden Schriften nicht sowohl zur praktischen als zur systematischen Theologie. S. 555. §. 436 verdiente *Fiedlers* Inauguraldiss.: *neminem concionatoris sacri partes recte agere posse, qui non uberiori polleat theologiae Christianae cognitione*, Lipf. 1809. 4, eine Erwähnung. Was die Predigtsammlungen selbst betrifft: so fehlen noch §. 401. S. 441 fg. *Harms* Sommerpostille, Kiel, 1811. (Blofs die Winterpostille ist S. 448 angegeben). *Schuderoff* Predigten in der neuesten Zeit gehalten, Leipzig, 1810. *Dümas* Predigten über das moralische Christenthum, aus dem Französischen übersetzt, Regensburg, 1810. *Schott* christlich-religiöse Reden, Leipzig, 1811. Es ist allerdings bey literarischen Repertorien, die nicht von mehreren für diesen Zweck vereinigten Gelehrten zugleich bearbeitet und herausgegeben werden, schon verdienstlich genug, wenn sich ihr Vf. durch fleissigen Gebrauch der Quellen, welche ihm zu Gebote stehen, der absoluten Vollständigkeit so viel als möglich annähert. Unfehlbar wird auch Hr. *S.* bey einer künftigen Fortsetzung das Fehlende ergänzen. Übrigens verdient es allen Beyfall, dass der Vf. ein vollständiges alphabetisches Sach- und Namen-Register, jedoch nicht vereinigt (wie in *Nösselts* Werke), sondern getrennt, beygefügt hat.

St.

---

## KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Berlin*, b. Dieterici: *Blüten (Blüthen) aus guten deutschen Schriften gesammelt zu Denksprüchen*, auch als Stoff und Anlass zu weiterem Nachdenken, von *J. D. E. Preuss. Erste Sammlung*. Zweyte verbesserte Auflage. 1812. VI und 102 S. 8. *Zweyte Sammlung*. 1813. X und 166 S. 8.

Der Herausgeber wünscht, dass seine Schüler „wahre Tagebücher, d. h. Rechnungen über Einnahme und Ausgabe ihrer Zeit, — ihrer Empfindungen und ihrer Irrthümer, führen möchten." Dazu sollen ihnen diese beiden Sammlungen Stoff und Anlass geben. Sie enthalten kurze Gedanken aus guten Schriften, mit den Zahlen der Monatstage des Jahres bezeichnet. Über den auf jeden Tag fallenden Denkspruch sollen die Schüler kürzere oder längere Betrachtungen niederschreiben. In den Anhängen zu beiden Sammlungen giebt der Vf. auch einige Proben solcher Betrachtungen, welche von seinen Schülern selbst herrühren sollen. Bey den bereits vorhandenen Denkspruchsammlungen und bey den Schätzen von schönen und kraftvollen Gedanken, welche unsere und die Literatur des Auslandes enthält, konnte die Auswahl noch besser ausfallen, als sie nach Rec. Dafürhalten ausgefallen ist. Viele von dem Herausgeber aufgenommene Aussprüche haben nicht den Charakter und die Form wahrer Denksprüche; manche kommen auch doppelt vor, an deren Stelle jedoch Hr. *P.* im Anhange zum Theil andere gegeben hat. Sollte ferner die Sammlung einmal nach den Monatstagen geordnet werden, wogegen Rec. nichts hat: so hätte der Herausg. wenigstens auf die allgemeinen Veränderungen der Natur und auf die christlichen Festtage, so weit es geschehen konnte, Rücksicht nehmen sollen. Diess ist aber nicht geschehen, sondern die hier befindlichen Denksprüche sind ohne allen Plan und ganz willkührlich zusammengestellt. Z. B. Am 25 Dec. liest man in der ersten Sammlung: „Der Biedermann säet noch lange nach seinem Leben eine unendliche Saat des Schönen und Guten aus; wo er ist, ja wo er war, erbleicht das feige Verbrechen und zittert die unreine Begierde." Am 26 Dec.: „Der Mäckler sorgt, dass er zu wohlfeil giebt" u. s. w. An den nämlichen Tagen in der zweyten Sammlung: „Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblich, wenn dir ein Wunsch versagt ward, oder ein Plan mislang?" Und: „Deine höchste Ehre, dein gröfster Stolz sey ein redliches, gutes Herz. Jedermann müsse dich am meisten deiner sittlichen Güte wegen ehren und lieben" u. s. w. Außer einer im Anhange beygefügten Übersicht der moralischen und religiösen Lehren, auf welche sich die gewählten Sprüche beziehen, ist auch ein Verzeichniss der Vff., aus deren Schriften sie entlehnt sind, angehängt, welches jedoch Berichtigungen und Zusätze bedarf.

Z—d.

*Erlangen*, b. Palm: *Kalligraphische Vorlegeblätter* zum Schul- und Privatgebrauch von *Ant. Wilh. Meiner*, Schreiblehrer am Gymn. zu Ansbach. 1814. 12 S. qu. 4 (18 gr.)

Diese 12 Blätter, von welchen 8 mit unserer gewöhnlichen Current- 4 aber mit lateinischer Schrift gefüllt sind, zeichnen sich im Ganzen durch eine leicht nachahmliche Einfachheit der Schriftzüge und durch Vermeidung unnützer Schnörkeleyen aus; nur einige Versalbuchstaben, wie das 𝔅, 𝔏, 𝔑, würden durch etwas mehr Schleifung ein natürlicheres, freyeres und weniger steifes Ansehn gewonnen haben. Die lateinische Schrift nimmt sich dagegen, mit Ausnahme des G, das nur auf dem letzten Blatte die ihm am angemessensten scheinende volle Zeichnung hat, (auf den vorhergehenden Blättern ist der unter der Linie stehende Theil dieses Buchstabens nicht gehörig ausgezogen,) sehr gut aus.

Z—d.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## HOMILETIK.

HALLE, b. Gebauer: *Homiletisches Handbuch* über die sonntäglichen Evangelien und Episteln des ganzen Jahres. Zum Gebrauch für Stadt- und Land-Prediger. Herausgegeben von *Samuel Baur*, Dekan der Diöcese Albeck und Prediger in Albeck und Göttingen, bey Ulm. Zweyter Band. 1811. 618 S. Dritter Band. 1812. 692 S. gr. 8. (4 Rthlr. 6 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Repertorium für alle Amtsverrichtungen eines Predigers.* Achter und neunter Band.

Die Einrichtung dieses homiletischen Handbuchs ist aus der Anzeige des ersten Bandes (J. A. L. Z. 1812. No. 64) bekannt. Die Fortsetzung ist dem Anfange ganz gleich, und verdient dieselbe Empfehlung, wie dieser. Dass in der Erklärung der Texte bisweilen Ansichten und Meinungen vorkommen, mit denen man nicht übereinstimmt, liegt in der Natur der Sache. Ebenso ist es mit der Anordnung der Theile bey manchen Hauptsätzen, wo man bisweilen eine andere für besser und schicklicher zu halten versucht wird. Die Hauptsätze und Wahrheiten selbst sind zu häufig aus dem Kreise des gemeinen bürgerlichen Lebens genommen, und es wird durch dieselben mehr darauf hingearbeitet, die Menschen klug zu machen, als Frömmigkeit und religiösen Sinn zu begründen. Wir wollen in dieser Hinsicht nur Einiges bemerken. Am ersten Sonntage nach Trinitatis finden wir das Thema: *die schädlichen Folgen des übertriebenen Luxus für unsere Tugend.* Die Ausführung musste mangelhaft bleiben, weil sie sich in schwankenden Begriffen fortbewegen musste. Der zweyte Theil, welcher vom nachtheiligen Einfluss auf unsere Tugend spricht, enthält Unterabtheilungen, die gar nicht zur Tugend gehören. Am folgenden Sonntage ist unter den Grundrissen auch einer: *Über Einladungen.* Hiebey ist denn Viererley bemerkt: 1) Jesus hält Einladungen für recht und erlaubt. 2) Man richte sich bey seinen Einladungen nach seinem Stande und nach seinem Vermögen. 3) Es geschieht gar oft, dass unsere gut gemeinten Einladungen ausgeschlagen werden. 4) Unsere Gäste mögen kommen oder nicht, so müssen uns doch die Armen ins Gedächtniss kommen. Ein sonderbares Thema ist das am 7 Sonntage nach Trinitatis: *Vom Nutzen des Tischgebets.* Es soll uns nämlich erfüllen mit kindlichem Sinne gegen Gott, und mit Weisheit in Bezug auf die Güter dieser Erde. Das Gebet setzt ja diesen kindlichen Sinn voraus: und wer darf denn jemals um des Nutzens willen beten? Am 11 Sonntage nach Trinitatis wird im ersten Theile dem Fasten, nach Grundsätzen des Christenthums, auch desswegen so gut wie kein Werth beygelegt, weil es zu keiner grösseren Selbstbeherrschung führe; im zweyten Theile hingegen ihm darum einiger Werth und Nutzen zugeschrieben, weil es ein Mittel sey, sich in der Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung zu üben. Jede Tugend aber verlangt zu ihrem Wachsthum Übung. Im ersten Grundrisse des 41sten Fachs: *Über den Unterschied unter den Menschen,* hat der dritte Theil: „der Rechtschaffene werde noch so lange verkannt, zuletzt lernt man den Heuchler kennen," gar keine Verbindung mit dem Thema, wie es ausgedrückt ist. Das Thema des vierten Grundrisses des 42sten Fachs heisst: *Das Eigenthümliche in der Vorstellung der christlichen Lehre: Gott ist Vater der Menschen.* Wer erwartet nun wohl nach dieser Ankündigung, dass in dem ersten Theile gezeigt wird, in wie fern diese Vorstellung als eine der Lehre Jesu eigene Vorstellung angesehen werden könne. — Der Vf. hätte diese und ähnliche Flecken bey geringer Aufmerksamkeit leicht vermeiden können. Da wir schon so viele Sammlungen und Hülfsmittel dieser Art haben: so müsste das Bestreben, auch in logischer Hinsicht etwas Vollkommeneres zu geben, mehr als hier geschehen, sichtbar seyn.

fb.

## ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Neues Magazin von Fest-, Gelegenheits- und anderen Predigten, und kleineren Amtsreden.* Von *C. G. Ribbeck* und *G. A. L. Hanstein.* Vierter Theil. 1812. 352 S. Fünfter Theil. 1814. 324 S. 8. (3 Rthlr. 2 gr.)

Auch diese beiden Bände einer mit Recht geschätzten Sammlung enthalten, wie die vorigen, viel Vortreffliches, wenig Mittelmässiges, nichts Geringes.

Die meisten Beyträge sind von Hn. *Hanstein.* Die zweyte Predigt des vierten Bandes, nach einem auffallenden, zwiefachen Selbstmorde gehalten, hat das Thema: *Wofür müssen wir uns hüten, wenn wir gegen verzweiflungsvolle Gedanken und Handlungen sicher seyn wollen?* Verzweiflungsvolle Gedanken und Handlungen würde kürzer und besser das eine Wort Verzweiflung ausgedrückt haben. Der Text zu dieser Predigt ist das Evangelium am 2ten Adventssonntage; aber die Predigt ist mehr der Gelegenheit, als dem Texte gemäss gearbeitet, und der Übergang vom Text zum Thema ist — ein Sprung. Eine der anziehendsten Predigten des vierten Bandes ist die siebente: *Was für ein Sinn gehört dazu, um Gottes Stunde ruhig abzuwarten?* Der Vf. verlangt Viererley: 1) Einen Sinn kindlichen Vertrauens auf Gottes Weisheit und Güte; 2) einen Sinn demuthsvoller Bescheidenheit; 3) einen Sinn stiller, frommer Thätigkeit, und 4) einen Sinn für das, was höher und heiliger ist, als jedes äusserliche Glück des Lebens. Die Gedanken sind mit tiefem Ernst und zarter Gemüthlichkeit ausgeführt. Eine Zierde dieses Bandes sind auch die beiden Predigten am Geburtstage der verklärten Königin von Preussen, und zur Gedächtnissfeyer des Todestages derselben. Die zweyte Predigt des fünften Bandes ist eine Weihnachtspredigt, und will den Satz ausführen: *Gerade zur rechten Zeit erschien Jesus Christus als Heiland und Erretter unter den Menschen.* Die Ausführung der zweyten Unterabtheilung des ersten Theils: „Auch die Lage der ganzen übrigen Welt war recht dazu geeignet, den Heiland der Welt zu empfangen, und kein Zeitpunct vielleicht (? ?) in der ganzen Weltgeschichte war der Annahme und der Verbreitung einer allgemeinen Religion für die Menschheit günstiger, als eben jener Zeitpunct, *von dem an der Name Christi die Jahre und Jahrhunderte der Welt und des Menschengeschlechts* (bey uns Christen nämlich) *bezeichnet,*" ist nicht ganz gelungen. Hr. *H.* fährt fort: „Günstiger war kein Zeitpunct, als eben jener. *Augustus siegreiche Nation* — damals emporgehoben auf den höchsten und glänzendsten Gipfel ihrer Macht, damals Gebieterin der halben Welt, gefürchtet, wohin sie ihren Blick und ihre Kraft richtete, gehuldigt, wo sie ihre Adler aufpflanzte, des Sieges gewiss, wo nun Widerstand oder Empörung ihre eroberungssüchtigen und siegreichen Heere hinrief — *Augustus, des Römers, Nation öffnete dem Reiche Gottes die Reiche dieser Welt.*" Man sieht wohl, es soll mit diesen Worten etwas besonders Beherzigungswerthes für unsere Zeiten gesagt seyn; aber der Ausdruck ist spielend und schielend. — *Der Eid ein Gottesdienst,* über Matth. 5, 33, von Hn. *H.*, ist ein sehr gelungener Vortrag; ebenso die Predigt am Erinnerungstage des Todes der Königin 1812, welche *tröstende und lehrreiche Blicke in die Herrlichkeit des Himmels* thun lehrt. — Dass der kleineren Amtsreden so wenige aufgenommen sind, bemerkt Rec. ungern, da besonders Hr. *H.* in ihnen so vorzüglich ist. Wir finden im 4ten Bande deren nur zwey: bey der Einweihung der königl. Gruft im Garten zu Charlottenburg, und bey der feyerlichen Einweihung der ersten Luisenstiftung zu Berlin.

— g.

Cassel, b. Griesbach: *Predigten vermischten Inhalts* von *C. F. W. Ernst,* erstem Prediger an der Brüder-Gemeinde zu Cassel und Consistorial-Rath. Zweyte Sammlung. 1815. VI und 402 S. 8.

Rec. kennt die erste Sammlung, welche der Vorrede zu dieser zufolge vor neun Jahren erschienen ist, nicht; kann aber dem Vf. das Zeugniss geben, dass er sich bemüht habe, seinen Predigten Allgemeinverständlichkeit, logische Ordnung und Herzlichkeit zu geben, drey Eigenschaften, welche der Vf. selbst bey allen Predigten als Hauptsache angesehen wissen will. Bey aller Popularität der Darstellung ist die Sprache dennoch rein und edel; die Texte sind gut gewählt, und die Hauptsätze meist treffend daraus abgeleitet. Überall leuchtet das Bestreben des Vfs. hervor, seinen Vorträgen eine praktische Tendenz zu geben, und seinen Zuhörern erbaulich zu werden. Was diesen Predigten noch fehlt, ist Leben und Wärme, wiewohl es auch an solchen Stellen nicht fehlt, die das Herz rühren und erwärmen. Recht wohl hat es Rec. gefallen, dass der Vf. bisweilen den Text zum Hauptsatz macht, wie in der achten Predigt: *Fürwahr, du bist ein verborgener Gott;* in der dreyzehnten: *Die Leuchte der Gottlosen wird verlöschen.* Der Predigten überhaupt sind in dieser Sammlung 23, und unter ihnen haben besonders Rec. gefallen die erste: *über den Genuss, den der Abend gewährt,* über Luc. 24, 28. 29; die vierte: *über die Ruhe im Grabe,* nach Jes. 57, 2; die vierzehnte *über die Tonkunst,* nach Ps. 144, 9. Möge Hr. *E.* sich Mühe geben, sich immer mehr von dem kalten, trockenen Lehrton zu entfernen, der seinen Predigten noch häufig eigen ist; und sie werden dann mit Recht zu den vorzüglicheren gezählt werden können.

7. 4. 5.

Lemgo, b. Meyer: *Wiedersehen.* Eine Osterpredigt, am 18 April 1813 gehalten von *J. F. L. Dreves,* Prediger in Detmold. Nebst einer Sammlung von Trostliedern für Kranke, Sterbende und Leidtragende. 1813. 174 S. 8. (10 gr.)

Diese Predigt hat Joh. 16, 22 zum Texte, und handelt nach demselben die drey Fragen ab: 1) Wie ist dem liebenden Herzen zur Zeit der Trennung von geliebten Menschen? Diese Frage gehört aber nicht nur nicht zum Thema vom Wiedersehen, sondern ist auch ganz ohne Nutzen. Denn wie dem liebenden Herzen bey solchen Trennungen zu Muthe sey, weiss Jeder, der sie erfahren, und bedarf also gar keiner Beschreibung, am wenigsten einer Beschreibung, die den ersten Theil von einer Predigt füllt. Daher be-

steht auch dieser ganze Theil meistens in Ausrufungen, die keinen anderen Erfolg haben, als in dem Zuhörer und Leser, der solche Trennungen erfahren musste, den Schmerz zu vergrössern. 2) Was hat das liebende Herz künftig zu hoffen? Die einst erfolgende Wiedervereinigung sucht der Vf. theils aus der Versicherung Jesu und anderen Bibelstellen, theils aus der Natur des menschlichen Herzens zu beweisen, dem die Sehnsucht nach Wiedersehen nicht umsonst eingepflanzt seyn könne. Unmöglich kann man aber in die Behauptung S. 15 einstimmen: „Oder es müsste (nämlich ohne zu hoffende Wiedervereinigung) denn mit dem Übergange in jenes Leben aufhören die Erinnerung an das Leben auf Erden?" Folgt denn aber daraus, dass die Erinnerung an das gegenwärtige Daseyn uns in jenes Leben folgen muss, nothwendig die Wiedervereinigung mit unseren Lieben? — 3) Wie wird dem liebenden Herzen dann seyn? Hier sind die Worte des Textes: Euer Herz wird sich freuen, und eure Freude soll Niemand von euch nehmen, sehr gut benutzt. Die angehängten *Lieder* sind grösstentheils fliessend und erhebend, No. 76 ausgenommen, welches wegen der öfteren Wiederkehr desselben Gedankens etwas schleppend ist. Jedem Liede ist eine Bibelstelle als Motto vorgesetzt.

— R —

Lübben, b. Gotsch: *Sammlung christlicher Gesänge zum Gebrauch bey der Confirmationsfeyer.* Herausgegeben von M. *August Christian Stauss*, Prediger zu Waldow in der Niederlausitz. 1815. 96 S. 8. (6 gr.)

Diese Sammlung besteht aus 139 Liedern, welche insgesammt auf die Confirmations- und erste Abendmahls-Feyer Bezug haben. Man findet hier Morgenlieder am Confirmationstage für die häusliche und kirchliche Andacht, im Allgemeinen sowohl, als für besondere Verhältnisse, z. B. Morgenlied einer Waise, eines Kindes reicher Ältern, eines armen, eines kränklichen Kindes; Gesänge *vor*, *bey* und *nach* der Confirmationsfeyer, unter welchen sich nicht nur Wechselgesänge, sondern auch Lieder, welche ausschliessend von der Gemeine, und andere, die nur von den Kindern gesungen werden sollen, befinden. Hierauf folgen Gesänge bey der ersten Abendmahlsfeyer. Den Beschluss machen Abendlieder am Confirmationstage, bey welchen die vorhin erwähnten besonderen Verhältnisse ebenfalls berücksichtigt sind. Diese Gesänge sind, mit Ausnahme von 30, welche von den Hrn. Predigern, *Joh. Heinr. Wilh. Heyder* zu Fünfeichen b. Guben, *J. G. Trautschold* zu Gröbern b. Meissen, M. *Aug. Müller* zu Prausitz b. Riesa, Hn. Collabor. *Carl Grumbach* zu Merseburg, und dem Hn. Landesdeputirten Frhrn. *v. Houwald* auf Sellendorf b. Luckau für diese Sammlung verfertigt, und hier zum ersten Male gedruckt wurden, aus den neuesten Gesangbüchern, aus theologischen u. a. Zeitschriften, mit und ohne Veränderung, entlehnt. Der Herausgeber hofft, dass man an diese Sammlung nicht einzig und allein den Masstab des Vortrefflichen anlegen werde, weil eines Theils gerade dieses Feld der christlichen Hymnologie noch am wenigsten angebaut worden sey, anderen Theils auch die Bildungsstufen der Katechumenen bey der Auswahl dieser Lieder berücksichtiget werden mussten. Rec., der den in öffentlichen und Privat-Sammlungen vorhandenen Vorrath unserer religiösen Lieder so ziemlich zu kennen glaubt, kann dem Herausgeber das Zeugniss nicht versagen, dass er sich einer guten Auswahl befleissigt habe. Hr. *St.* hielt nicht für nöthig, in dem angehängten Nachbericht, die Vff. dieser Lieder besonders aufzuführen, „da wir in Kurzem eine vollständige Literatur der geistlichen Liederdichter von einer geschickten und fleissigen Hand erhalten werden." Unstreitig deutet Hr. *St.* damit auf das vom Prediger *Rube* zu Trebra (im Schwarzburgsondersh.) angekündigte *Archiv der geistlichen Liederdichter* hin. Und Rec. kann bey dieser Veranlassung den Wunsch nicht unterdrücken, dass dem, in diesem Theile der Literaturgeschichte so unermüdet forschenden *Rube*, der weder Zeit noch Kosten gespart hat, die Vff. der in unseren neuen Gesangbüchern aufgenommenen religiösen Lieder so vollständig und richtig als nur möglich auszumitteln, durch Unterstützung des Publicums die Freude zu Theil werden möge, seine mit einem so seltenen und ausdauernden Fleisse veranstalteten Sammlungen gedruckt zu sehen. — Zur Empfehlung der vorliegenden Liedersammlung aber glauben wir bemerken zu müssen, dass die meisten der hier aufgenommenen Lieder einen *Demme*, *Fulda*, (*Ch. L.*) *Funk*, *Grot*, (*J. Z. H.*) *Hahn*, *Klopstock*, *Liebich*, *Neander*, *Niemeyer*, *Reche*, *Sonntag*, *Starke*, *Sturm*, *Sucro*, *Tiedge*, *Voss* u. A. zu Verfassern haben. Auch die neu hinzugekommenen Lieder der oben genannten Vff. zeichnen sich durch Würde und Herzlichkeit, und, was so häufig vermisst wird, durch Mannichfaltigkeit der Melodieen aus. Nur selten sind uns Härten, wie (No. 2. v. 5.) *Tag* und *versprach*, (5, v. 4.) *Zeichen* und *neigen*, (18. v. 3.) *gleichen* und *schweigen*, vorgekommen. Neben dem öffentlichen Gebrauch, der von dieser Sammlung gemacht werden kann, soll sie, nach der Absicht des Herausgebers, zugleich der Jugend als Andachtsbuch dienen, an welches sich selbst noch in späteren Lebensjahren dankbarfrohe Erinnerungen aus einer frommen und seligen Jugend anknüpfen lassen. Das zunächst nach dem Titel folgende Blatt ist daher auch so eingerichtet, dass in die hier befindliche Zueignung nur der Name des Empfängers oder der Empfängerin geschrieben werden darf. Bey dem billigen Preise dieses Buchs werden gewiss mehrere Ältern ihren Kindern mit demselben zum Confirmationsfeste ein angenehmes Geschenk machen.

Z — d.

# KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Giessen*, b. Heyer: *Ein furchtbares Unglück drohete unserer Stadt! Gott wandte es gnädig ab! Ihm sey Dank, in einem, durch Weisheit und Liebe thätigen Leben.* Eine Predigt am 19 Sonntage nach Trinitatis 1811 nach dem in Friedberg ausgebrochenen Brande von *Friedrich Jakob Koch*, Kirchenrathe und Stadtpfarrer zu Friedberg, im Herzogthum Hessen. 1811. 28 S. 8.

Der Text dieser Predigt ist Amos VII, 4—6, und was der Vf. abhandeln will, deutet er S. 9 mit folgenden Worten an: „Bey dem Hinblicke auf den durch zahllose Erfahrungen bewährten biblischen Ausruf: *Nichts Neues geschieht unter der Sonne!* liegt die Anwendung, welche wir von unserem Texte für den Zweck der Feyer der gegenwärtigen Stunde machen, ohne umständlichere Erklärung vor.“ Die Predigt hat wohlgelungene Stellen, und Rec. zweifelt nicht daran, dass sich Viele an derselben erbauet haben mögen: aber es fehlt ihr die Vollendung eines geläuterten Geschmacks. Was aber hiemit zu verstehen sey, zeigt der zum Auftritt also umgeformte Vers eines bekannten, schönen Liedes:

Wie gross war, Vater, deine Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der Dir gebührt?
Nein, Vater, unsre Rettung zu ermessen,
Sey ewig unsre grösste, freudenvollste Pflicht!
In grosser Noth ward Friedberg nicht vergessen!
Vergiss, mein Herz, auch seines Schutzgotts nicht.

F. S. C. C.

*Berlin*, b. Maurer: *Rede zur Einführung des Herrn Predigers Schartow, als Archidiakonus an der Marienkirche und Nachmittags-Predigers zu Prenzlau, nebst dessen Antrittspredigt.* Herausgegeben von *K. Fr. Reichhelm*, Superintendent. 1812. 40 S. 8. (4 gr.)

Hn. *R's.* Einführungsrede ist voll heiligen Geistes und stiller Kraft, wie sie die Wahrheit hat und übt. Die Antrittspredigt Hn. *Sch.* über Luc. 21, 35 beschäftigt sich mit Beantwortung der Frage: Was kann dem christlichen Religionslehrer unserer Tage Muth geben, sein Amt mit Freudigkeit zu führen? Der Vf. beschreibt zuerst die wahre Beschaffenheit unseres Zeitalters, mit wenig Worten zwar, aber deutlich und hinlänglich, indem er dieselbe mit der Zeit vergleicht, wo das Christenthum gegründet und gestiftet wurde. Hierauf macht er auf die Folgen aufmerksam, die sich vielleicht in der nächsten Zukunft schon aus dieser Beschaffenheit zu unserer Freude entwickeln möchten. Auch die Ausführung dieses zweyten Theils ist zweckgemäss. Der Schluss der Predigt ist ernstgemüthlich, und spricht edle Gesinnungen aus.

P.

*Berlin*, in der maurerschen Buchhandl.: *Einseegnung (sic) eines israelitischen Knaben vollzogen durch den hochwürdigen Herrn Vice-Ober-Land-Rabbiner M. S. Weil.* Am achten des Monats Jiar 5564 d. jüd. Zeitrechnung. Nebst einem Vorwort zur Beherzigung von *Eduard Kley*. 1814. 47 S. 8. (6 gr.)

Ein Versuch, unsere Confirmations-Handlung — wo sie in dem rechten Geist unternommen und würdig geleitet wird, sicherlich eine der herzerhebendsten und wirksamsten unter allen unseren liturgischen Ritus — in die äussere israelitische Religionsübung einzuführen. Auch hier ward nach der Eingangsrede die Prüfung in den Glaubens-Artikeln der mosaischen Religion vorgenommen, dann dem Confirmanden die bestimmenden Fragen zur Beantwortung vorgelegt, worauf ein Gebet des Knaben und die Einsegnung erfolgte. Die Wärme und Innigkeit, die durchaus in den Reden des Hn. *Kley*, des bisherigen Lehrers des Knaben, hörbar ist, das Angelegentliche, womit er die Grundsätze einer praktischen Gottesfurcht empfiehlt und bleibend zu erhalten sucht — machen uns denselben eben so achtungswerth, als der Inhalt des *Vorworts*. Es werden darin die Irreligiösen, die Eitel-Aufgeklärten, die Schein- und Werk-Heiligen unter seinen Glaubensgenossen ernst und stark angeredet, und namentlich *die Ältesten und Schriftgelehrten* aufgefodert, ihr grosses Geschäft, Führer ihres Volks zur göttlichen Lehre zu seyn, besonnener und mit mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse der jetzigen Zeit, zu treiben. Wie auch die *deutsche* Sprache *heilig* werden kann, sollen sie aus dieser Einsegnung eines israelitischen Knaben erkennen, welche wohl den Herrn mehr ehre und verherrliche, als die nichtssagenden, unverständlichen Formeln der üblichen Ceremonie. Rec. stimmt ihm darin von Herzen bey, und wünscht, dass seine Ansprache nicht etwa nur auf Harthörige oder gar Taube treffen möge. Zu manchen unserem Sinne nach *zu starken* Äusserungen dieses Vorworts — mag der wackere Vf. seine guten Gründe haben.

NA.

*Herborn*, ohne Angabe des Verlegers: *Kleine Sammlung christlicher Gebete zu häuslichen Andachtsübungen.* Grösstentheils aus mehreren guten Andachtsbüchern ausgewählt. 1812. 54 S. 8. (2 gr.)

Diese Gebete sind zwar gut, aber sie zeichnen sich nicht aus. Sie haben den Fehler mit vielen Anderen gemein, dass sie keinen bestimmten Gedanken festhalten und verfolgen, sondern von einer Materie zur anderen fortgehen, und zu viel auf einmal vortragen, und also das Herz von keiner Seite recht ergreifen; auch findet man fast in jedem Gebete dieselben Materien wieder, und sie sehen einander alle so ziemlich gleich. Ein anderer Fehler ist, dass Gott darin so viel vorgesagt und vordemonstrirt wird, wodurch der Gebetston grösstentheils verfehlt wird. Nicht weniger vermisst man in ihnen die nöthige Wärme und das Feuer der Andacht; sie sprechen mehr den Verstand als das Herz an. Einige schliessen sich mit dem Wunsche und der Bitte, dass Gott Alles das, warum gebeten worden ist, um Christi willen geben möge.

φ.

*Züllichau*, b. Darnmann: *Kleines Gesangbuch für Schulen.* Von D. *C. W. Spieker*. 1815. XII und 68 S. 8. (5 gr.)

Diese kleine Liedersammlung besteht aus 120 Gesängen, nach dem Plane geordnet, welcher einer anderen empfehlungswerthen Schrift desselben Vfs.: *Emiliens Stunden der Andacht*, von der so eben eine zweyte Auflage erschienen ist, zum Grunde liegt. In der ganzen Sammlung weht ein reiner und frommer Geist; die in manchen Liedern vorgenommenen kleinen Abänderungen sind meistentheils wirkliche Verbesserungen. Unter den neuen Liedern, durch welche sich diese kleine Sammlung auszeichnet, empfiehlt sich besonders Nr. 39: *An den Ring der Erdenwelten*, als ein geist- und gemüth-voller Gesang, deren Gegenstand die Engel sind. Nr. 92 und 96 sind nur wenig verschiedene Recensionen eines und desselben Liedes, und Nr. 98 ist nur eine Verkürzung von Nr. 47. Neben den von *Niemeyer*, *Busch*, *Engel*, von dem Rec. u. A. herausgegebenen Schulgesangbüchern behauptet diese Sammlung eine ehrenvolle Stelle.

Z—d.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## CHEMIE.

Leipzig u. Basel, b. Rottmann: *Theorie und Praxis der pharmaceutisch-chemischen Arbeiten oder Darstellung der Bereitungsmethoden der wichtigsten pharmaceutisch-chemischen Präparate, nach den neuesten Entdeckungen und rücksichtlich ihrer Brauchbarkeit und Vorzüglichkeit geprüft;* nebst den theoretischen Erfahrungen der dabey vorkommenden Erscheinungen, Beyfügung der vorzüglichen Eigenschaften der abgehandelten Präparate, des zweckmässigsten Prüfungsverfahrens auf die Ächtheit oder Verfälschtheit der letzteren und der nöthigen Literatur und des Geschichtlichen, von *C. F. Buchholz.* Zweyter Theil. Mit vollständigem Register. 1813. VIII u. 742 S. 8. (4 Rthlr. 8 gr.).

[Vgl. J. A. L. Z. 1814. No. 34.]

Der zweyte Theil dieses pharmaceutischen Werks, mit welchem das Ganze geschlossen ist, beginnt mit der Fortsetzung des 9ten, im I Bde. abgebrochenen, Abschnitts *von den Salzen.* Besser wäre wohl der Abschnitt von den Salzen in einem einzigen Bande in ununterbrochenem Zusammenhange abgehandelt, so dass das ganze Werk aus 3 Theilen, fast von gleichem Volumen, bestände. Der Vf. geht in seiner Beschreibung von dem Geschichtlichen zu der Bereitung, der Erklärung des Processes, den Eigenschaften und zuletzt zur Prüfung der jedesmal abgehandelten Materie über, wie diess auch im ersten Theile der Fall war. S. 1 — 21. *Von den phosphorsaueren Salzen.* a) Phosphorsaures Natrum. Die lateinische Benennung *Soda phosphorata*, welche hier unter andern beygefügt wird, ist sehr verwerflich, weil man damit die Verbindung des Phosphors mit Natrum ausdrücken würde. Auch irrt Hr. *B.*, wenn er glaubt, dass *Proust* (1781) das Perlsalz für Boraxsäure oder ein boraxsaures Salz gehalten habe; dieser meinte vielmehr, darin eine eigenthümliche säureartige Materie, die einige Ähnlichkeit mit dem Sedativsalze habe, gefunden zu haben, und diese nannte *Bergmann* in der Folge Perlsäure (*acidum perlatum*). b) Phosphorsaures Quecksilber. — S. 21 — 79. *Kohlenstoffsauere Salze.* a) Kohlenstoffsaueres Kali. Die Literatur ist höchst unvollständig. Bereitung des kohlensaueren Kali im reinen und reinsten Zustande. Der Vf. räth Potasche, die sehr rein ist, zu diesem Processe anzuwenden; hievon könne man sich überzeugen, wenn sie an der Luft leicht zerfliesst. Auf diese Weise wird aber die mit Kieselfeuchtigkeit verbundene Potasche die beste seyn. — Das reinste Kali bereitet er in einem mit Kreide bestrichenen Schmelztiegel aus dem Weinstein bey heftigem Glühen. Diese Methode hätten wir von einem Praktiker, wie der Vf., und in einem Apothekerbuche nicht erwartet: denn es ist gewiss nur ein glücklicher Zufall, wenn ein gewöhnlicher Laborant das reinste Kali auf diese Weise erlangt. Warum soll es denn nicht lieber aus dem Salpeter und Weinstein durch Verpuffung auf einer Eisenplatte, die ja ein jeder Apotheker besitzt (und wäre es, im Kleinen, auch nur eine eiserne, von Rost gehörig gereinigte Ofenthüre), dargestellt werden? Ist der Salpeter, wie bisweilen, zu theuer: so muss man eiserne Schmelztiegel, Grapen u. s. w., oder wenn die Producte der Destillation aufgefangen werden sollen, eiserne Retorten, wie der Vf. auch räth, anwenden. b) Vollkommen kohlenstoffsaures Kali (richtiger neutrales kohlenst. Kali). Der Vf. giebt die bekannte Methode zur Bereitung an. Nach unserer Erfahrung läst sich dasselbe kürzer und in grösserer Menge darstellen, wenn man sich eines wulfischen Apparats mit mehreren Flaschen, die hoch und eng sind und gesättigte Kaliauflösungen enthalten, bedient. Man läst dann so lange kohlensaures Gas in die Flaschen streichen, bis das Salz sich krystallinisch ausscheidet. Die alkalischen Flüssigkeiten liefern darauf bey freywilliger Verdunstung den ganzen Gehalt, und die angeschossenen Krystalle können im Nothfall durch wiederholte Krystallisation völlig gereinigt werden. — c) Kohlenstoffsaures Natrum. Das neutrale Salz übergeht der Vf., ungeachtet in der Medicin davon eben so häufig Anwendung gemacht wird, als vom neutralen Kalisalze. Statt die Reinigung der käuflichen Soda zu lehren, giebt der Vf. seinen Lesern eine Vorschrift, das Natrum aus dem Glaubersalze zu bereiten. Das erstere ist dem Pharmaceuten unentbehrlich, das letztere werden Wenige in Ausführung bringen können. d) Kohlenstoffsaures Ammonium. e) Kohlenstoffsaure Talkerde. Bekanntlich hat der Vf. sich das Verdienst erworben, den wahren Unterschied zwischen der leichten sogenannten englischen, und der schweren Magnesia, deren Bereitung in den engli-

schen und darauf auch in anderen Fabriken zu den Geheimnisskrämereyen gehörte, bekannt zu machen. Hier werden die darauf sich gründenden zweckmässigen Bereitungen beider quantitativ wesentlich verschiedener Verbindungen lehrreich beschrieben. — S. 80 — 136. *Von den essigsauren Salzen.* a) Essigsaures Kali. Von *Junker* und *Zwölfer* (dessen *Sal essentiale vini*), welche Versuche mit diesem Salze gemacht haben, kein Wort. Der Vf. lässt das essigsaure Kali durch Verbindung der Kaliauflösung mit aus Bleyzucker bereitetem concentrirtem Essig bereiten. Nach dieser Vorschrift erhält man zwar ein farbeloses Salz (über dessen Gewinnung im weissen Zustande so ungeheuer viel geschrieben ist); allein es ist dabey auch die grösste Vorsicht zu empfehlen, und das Präparat muss stets auf das Gewissenhafteste untersucht werden. Am wohlfeilsten und eben so weiss würde man das essigsaure Kali durch doppelte Wahlverwandtschaft, wenn man nämlich Bleyzucker- und schwefelsaure Kali-Auflösung in dem gehörigen Verhältnisse vermischt, bereiten; bey der inneren Anwendung zieht diese Methode jedoch ebenfalls jene Bedenklichkeiten nach sich. Die Analyse ist von *Higgins* (hier liest man *Hygins*) angestellt. — b) Essigsaures Natrum. c) Essigsaures Ammonium. d) Essigsaures Baryt, welches nirgends officinell ist, sondern nur als Reagens dient. e) Essigsaures Queckfilber. Die Darstellung dieses Mittels ist in verschiedenen Ländern sehr verschieden, und fast eben so verschieden ist auch die Wirkung desselben. Für den Arzt ist es unumgänglich nothwendig, um den Oxydationszustand der Metalle zu wissen, wovon die Heftigkeit der Wirkung des Medicaments abhängt, und desshalb ziemt es dem Apotheker nicht, die Bereitung nach Willkühr zu verändern. Zu wünschen wäre, dass von Mitteln dieser Art eine Vorschrift allgemein eingeführt würde, wenn nicht das Medicament als obsolet zu betrachten ist. Hr. *B.* empfiehlt, das kohlensaure Quecksilber in concentrirtem Essig aufzulösen. Ungeachtet in pharmaceutischer Hinsicht sich gegen diese Bereitung nichts einwenden lässt: so ist doch zu bemerken, dass man ein diesem ganz analoges Präparat durch den Weg der doppelten Wahlanziehung, bey Vermischung der Quecksilberoxydalauflösung mit essigsaurem Kali oder Natrum, wohlfeiler erlangt. f) Essigsaures Bley (Bleyzucker), Bleyextract. g) Essigsaures Eisenoxyd (*Klaproths* Eisentinctur). — S. 136 — 149. *Von den sauerkleesauren Salzen. Marggrafs*, *Zwölfers* und Anderer Arbeiten sollten billig berücksichtiget seyn. a) Sauerkleesalz. b) Neutrales sauerkleesaures Kali. S. 149 — 234. *Von den weinsteinsauren Salzen.* a) Weinstein. b) Neutrales weinsteinsaures Kali. c) Natronhaltiges weinsteinsaures Kali (Seignettesalz). d) Ammoniumhaltiges weinsteinsaures Kali. e) Boraxweinstein. f) Eisenoxydhaltiges weinsteinsaures Kali. *Mars solubilis.* Eisenkugeln. Die Bereitungen der eisenhaltigen Medicamente haben durch die Bemühungen des Vfs. sehr gewonnen, wie diess auch bereits dem pharmaceutischen Publicum durch das Journal der Pharmacie bekannt geworden ist. g) Spiessglanzoxydulhaltiges weinsteinsaures Kali (Brechweinstein). Schwerlich können mehrere Vorschriften für die Bereitung eines und eben desselben Medicaments vorhanden seyn, als für die des Brechweinsteins. Theils war es die Menge von officinellen, mehr oder weniger reinen Oxyden des Antimoniums, von denen fast nach jedem Dispensatorium ein anderes genommen wurde, theils waren es die Mengenverhältnisse des Weinsteins und Oxyds, und die Verfahrungsart bey der Auflösung derselben, theils der Umstand, dass Einige anriethen, das Salz krystallisiren zu lassen, während Andere wieder die ganze Masse verdunsten und eintrocknen liessen, theils die traurige Erfahrung der Ärzte, dass die Wirkungen des Brechweinsteins so ungleich seyen, wodurch Veranlassung zu den vielen unsinnigen Vorschriften gegeben wurde. *Rose*, den die Pharmacie noch lange betrauern wird, macht daher aufs Neue darauf aufmerksam, wie nothwendig es sey, den Brechweinstein allgemein nach einer einzigen zweckmässigen Vorschrift zu machen, und er selbst theilte diese mit, indem er zeigte, dass das danach bereitete Präparat stets 31 p. C. Oxydul enthalte. Hr. *B.* glaubt überzeugt zu seyn, dass unter allen Formen, in welchen das Oxydul erscheint, keine mehr dem Zweck entspreche, als die des gelblichweissen Oxyduls, abgeschieden aus dem Algarothpulver mittelst Kali. 3 Theile desselben rechnet er dann auf 4 Th. Cremor tartari. Der Gebrauch eines kupfernen Kessels, bey der Bereitung dieses wichtigen Präparats, den der Vf. anräth, ist höchst verwerflich; und bey der Anwendung des Oxyds aus dem Algarothpulver kömmt Alles darauf an, dasselbe von der Säure zu befreyen. Auch dürfen nur irdene, porcellanene und gläserne Gefässe allein angewandt werden. — Der Vf. bemerkt unter anderen, dass die Brechweinsteinkrystalle, die allein anzuwenden sind, an der Luft keine Veränderung erleiden. Dieses möchte aber wohl nicht der Fall seyn, da sie ganz undurchsichtig werden, und zerfallen (wenigstens bey der leisesten Berührung). Sie verlieren daher gewiss, eben so wie alle verwitternden Salze, das Krystallisationswasser. — S. 235 — 343. *Von den bernsteinsauren Salzen.* a) Flüssiges bernsteinsaures Ammonium (Bernsteinsaurer Hirschhorngeist), welches aus dem brenzlichöligen Ammonium durch Neutralisation mit Bernsteinsäure bereitet werden soll. Wenn der Arzt aber von den öligen Theilen in diesem Medicamente Wirkungen erwartet: so dürfte eine neutrale Verbindung aus Ammonium und Bernsteinsäure mit einer ebenfalls bestimmbaren Menge Dippels-Öl und vielleicht Bernsteinöl wohl vorzuziehen seyn; im entgegengesetzten Falle bleiben die öligen Theile besser gänzlich weg. — Statt *Barkhusen* ist *Barchusen* zu lesen, und der Name *Juengken* (ebenfalls ein Chemiker, welcher die Bereitung dieses Medicaments verbessert haben soll) ist wahrscheinlich durch *Junker* zu verbessern. — S. 243. *Von den hydrothionsauren Salzen.* Mit dieser abgeschmackten Benennung bezeichnet der Vf. die officinellen

Verbindungen des Antimoniumoxyds, Wasserstoffs und Schwefels. Da er, wie wir in der Kritik des I Theils bemerkt haben, das geschwefelte Wasserstoffgas für eine Säure hält: so sind ihm auch alle Zusammensetzungen derselben mit Basen Salze. Wir zweifeln nicht, dass Hr. *B.* von seinem Irrthum zurückkommen werde. — a) Hydrothionsaures Spiessglanzoxydul (richtiger: schwefelwasserstoffhaltiges Antimoniumoxydul). Aus des Vfs. Versuchen geht hervor, dass man einen sehr schönen Mineralkermes und in der reichlichsten Menge erhalte, wenn 32 Th. Schwefelantimonium, 7 Th. Schwefel und 48 Th. Sal tartari zusammen geschmolzen und, wie bekannt, weiter behandelt werden. — Nach *Rose* löset die Salzsäure den Mineralkermes unter Absonderung von 3 p. C. Schwefel und Entwickelung des geschwefelten Wasserstoffgases auf, und Eisen fället aus der Auflösung 58 p. C. Metall. Nach *Robiquet*, welcher, wie uns dünkt, ebenfalls eine Analyse des Kermes gemacht hat, scheidet die concentrirte Salzsäure keinen substantiellen Schwefel aus dem Kermes ab. Demnach wird folgende Mischung angegeben: 67 Oxydul, 30 geschwefeltes Wasserstoffgas, 3 Schwefel. Der Vf. betrachtet dieses Präparat als eine Verbindung der Hydrothionsäure mit Oxydul, deren Verhältniss man nicht kenne. — b. Schwefelhaltiges hydrothionsaures Schwefelspiessglanzoxydul (Goldschwefel) (richtiger: wasserstoffschwefelhaltiges Antimoniumoxydul). Auch die Bereitung dieses Mittels hat durch Hn. *B's.* Bemühen gewonnen. Auf *Schraders* Versuche sich stützend, nimmt er an, dass der Goldschwefel ein Gemenge aus Schwefel mit hydrothionsaurem Antimoniumoxydul sey, deren Verhältniss man nicht kenne. Es ist in der That befremdend, dass der Vf. einen Mann, wie *Rose*, der der Pharmacie so vielfältigen Nutzen stiftete, so ganz und gar übergeht. *Rose* hat ähnliche Versuche mit dem Goldschwefel angestellt, und das Verhältniss der Mischung folgendergestalt bestimmt: Schwefel 33, Oxydul 53 bis 54, hepatisches Gas 13 bis 14. Dieses Resultat entfernt sich sehr von demjenigen, welches *Bergmann* angiebt, nämlich 75 Schwefel und 25 Oxyd, wobey offenbar irgend ein Versehen zum Grunde liegt. Schwerlich ist die Ansicht jener Chemiker von der Mischung dieses Präparats der Wahrheit gemäss: denn wäre der Schwefel nur ein Gemengtheil, so würde auf irgend eine mechanische Weise der Kermes in Goldschwefel umgewandelt werden können. Es häufen sich der Gründe mehrere, welche uns bestimmen, den Goldschwefel als eine Verbindung des unvollkommenen Antimoniumoxyds mit dem geschwefelten Wasserstoff, welcher einen Überschuss des Schwefels enthält, anzusehen, eine Verbindung, die *Scheele*, *Proust*, *Bergmann* und *Westrumb* schon wahrnahmen, und von der wir früher bereits gesprochen haben. Daher ist auch die von uns oben angeführte Benennung sehr passend. — S. 295. *Von den schwefelhaltigen Stoffen.* *Hahnemann* warnte bekanntlich schon vor dem Gebrauche jedes Schwefels, weil sich Beyspiele von Arsenikgehalte in demselben fänden; auch der Vf. macht darauf aufmerksam. Da man den Ursprung des im Handel vorkommenden Schwefels nicht stets weiss: so verdient dieses vielleicht mehr beherzigt zu werden, als es gewöhnlich geschieht. a) Schwefelkali. b) Schwefelmilch. c) Schwefelkalk. d) Gewasserstofftes Schwefelammonium. Alle diese Abtheilungen liest man mit vielem Vergnügen. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dass die sogenannten Schwefelleberarten wahrscheinlich kein Oxygen enthalten, und dass sich z. B. das Kali im Zustande des Kalium in dem Schwefelkali befinde. S. 340. *Schwefelquecksilberoxydul* (Schwarzes Quecksilbermohr). Der Vf. hält dafür, dass diese Verbindung aus Schwefel und Quecksilberoxydul bestehe. Unserer Ansicht nach verhält es sich anders. Wenn Schwefel und Quecksilber einfache Körper sind: so kann unmöglich ihre Vereinigung, die auch in einem verschlossenen Gefässe bewirkt wird, eine 3fache Verbindung darstellen; und wenn dem Schwefel das Wasser entzogen ist: so ist kein Weg offen, wodurch Sauerstoff hinzugeführt werden könnte. Hieraus ergiebt sich zugleich, wie nachtheilig es sey, neue Namen für Gemische nach ihren Bestandtheilen zu ersinnen, wenn man letztere nicht genau kennt. Die ältere Benennung *schwarzes Schwefelquecksilber*, oder, wenn man will, *Quecksilberschwefel*, zum Unterschiede von dem rothen Schwefelquecksilber (Zinnober), ist ungleich besser. *John's* Versuche sprechen zwar für einen geringen Sauerstoffgehalt des rothen geschwefelten Quecksilbers; allein es ist viel wahrscheinlicher, dass das Wasser, oder die atmosphärische Luft Täuschungen verursachten. S. 361. *Schwefelquecksilber* (Cinnober). Die Geschichte dieses interessanten Körpers ist höchst unvollständig ausgefallen. Wir haben bereits in einer früheren Kritik bemerkt, dass Plinius, dessen hier gar nicht Erwähnung geschieht, verschiedene rothe Dinge Cinnober nannte, und Hesychius leitet das lateinische Wort *Cinnabaris* von Κιναβαρος und κιννηνον her. Auch Solin und Isidor sprechen viel von Cinnober. — *Kirchhoffs* und M. *Puschkin's* Versuche, den Cinnober auf nassem Wege darzustellen, werden hier sehr oberflächlich übergangen, und die Meinung verschiedener Chemiker, dass das Gelingen der Arbeit von Zufälligkeiten abhänge, beruht entweder darauf, dass jene die Methode gar nicht recht kannten, oder sie nicht auszuführen verstanden. — Von *John's* Versuchen findet sich hier ebenfalls kein Wort. — Interessant ist die Entdeckung des Vfs., dass sich auf nassem Wege eine Art krystallinischer Cinnober darstellen lasse; nur Schade, dass man keine Versuche über die Mischung dieser Krystalle hier findet. — S. 365. *Schwefelspiessglanzhaltiges Quecksilberoxydul* (Spiessglanzmohr). Da der Vf. auch dieses Präparat für eine Verbindung des Schwefels mit Antimonium und Quecksilberoxydul hält: so glaubt er, dass es zweckmässiger aus dem Schwefelantimonium mit dem schwarzen Quecksilberoxydul bereitet werden könne, als durch Zusammenreiben des metallischen Quecksilbers mit jenen Bestandtheilen. Hierin kön-

nen wir dem Vf. nicht beypflichten. Denn ungeachtet es scheint, als wenn die Mischung jenes Medicaments noch gar sehr einer strengen Prüfung bedürfe: so läfst sich doch wenigstens nicht zweifeln, dafs das Queckfilber sich im metallischen Zustande darin befinde. S. 371. *Schwefelspiefsglanz* (Spiefsglanz). S. 378. *Spiefsglanzschwefelkali* (Leber). S. 383. *Spiefsglanzschwefelkalk* (*Hoffmanns* Spiefsglanzkalk mit Schwefel).

11 Abschnitt. *Von den geistigen Stoffen.* S. 392 — 426. In dem Geschichtlichen ist sehr Viel nachzutragen, und Manches zu berichtigen. Der Vf. handelt hier den ordinären, den rectificirten, höchstrectificirten und absoluten Weingeist ab. Bekanntlich setzt man bey der Rectification des Kornbrantweins häufig etwas Schwefelsäure hinzu, um den Fuselgeruch wegzuschaffen. Dafs ein solcher Weingeist zur Darstellung eines höchst reinen absoluten Alkohols gar nicht anzuwenden sey, hätte ausdrücklich bemerkt werden können. Mastix, Sandarac, Copal u. s. w. werden keineswegs vollkommen vom absoluten Alkohol aufgelöst. S. 416. Kalihaltiger, alkoholisirter Weingeist (scharfe Spiefsglanztinctur). — 12 Abschnitt. *Von den ätherischen Stoffen.* S. 426 — 597. Schwefeläther. Sehr gut sind die verschiedenen Hypothesen über Ätherbildung durchgeführt. *Dabit*, *Laudet*, *Nasse*, *Boullay* u. A. durften wohl nicht übergangen werden. *Gehlen's* Einwendungen gegen *Fourcroy's*, *Vauquelin's* und *Rose's* Theorie von der Ätherbildung sind schwerlich so wichtig, als der Vf. glaubt. — S. 457. *Hoffmanns* Liquor. S. 462. Phosphorhaltiger Schwefeläther, über dessen Bereitung der Vf. recht schöne Versuche angestellt hat. S. 469. Salzsaures Eisenoxyd (richtiger Oxydul) enthaltender Schwefeläther. S. 487. Salpeteräther. Auch diese Abtheilung ist interessant, vorzüglich durch Hn. *B's.* eigene Versuche, welche des holländischen Chemisten und *Scheele's* Erfahrungen berichtigen, und beweisen, dafs die salpetrichte Säure eigentlich nur mit dem Alkohol diesen Äther bildet. Es scheint sich demnach der Salpeteräther von dem Schwefeläther vorzüglich durch einen gröfseren Azotgehalt, welchen *Saussure* auch im Schwefeläther angetroffen hat, zu unterscheiden. Die Bereitungsart des Salpeteräthers nach des Vfs. Vorschrift ist gewifs eine der besten. S. 532. Essigäther. Auch die Darstellungsarten dieser ätherischen Flüssigkeit hat durch den Vf. gewonnen. S. 550. Essigätherweingeist. S. 555. *Klaproths* ätherische Eisentinctur. — S. 558. Salzäther. Salzölweingeist. — 13 Abschnitt. *Von den Seifen.* S. 604. Medicinische Seife. — Queckfilberseife. Spiefsglanzseife. Flüssige Spiefsglanzseife. Spiefsglanzhaltige Harz- und Gummi-Seife. Den 14 und letzten Abschnitt machen die *Bleypflaster* aus, welche aber als wahre Seifen eigentlich dem vorhergehenden Abschnitt angehörten. Zwey Register (ein Sach- und ein Namen-Register) erleichtern den Gebrauch und die Übersicht dieses Werks, welches wir wegen seiner Vorzüglichkeit schon in der Kritik des ersten Theils dem pharmaceutischen Publicum angelegentlichst empfohlen haben, gar sehr. — Die damals genannten fehlenden Präparate, wohin vorzüglich der ätzende Sublimat gehört, finden wir hier nicht nachgetragen, und die Alkoholometrie übergeht der Vf. gänzlich.

J. A.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Zittau u. Leipzig*, b. Schöps: *Kurze, nach elementarischen Grundsätzen verfafste Anweisung zum Unterricht im regelmäfsigen Schönschreiben der Currentschrift; nebst einer Übersicht der besseren Methoden in diesem Fache.* Für Lehrer in Bürger-, Land- und Privat-Schulen. Von M. *Karl Gottlob Hergang.* Mit einer Tabelle. 1813. 64 S. 8. (6 gr.)

Nachdem der Vf. das Nöthigste über das Schönschreiben und die Schönschreibekunst gesagt, giebt er eine vergleichende Übersicht der pestalozzi'schen, olivier'schen und till'ichen Schreibmethoden, und kommt dann auf seinen Vorschlag zur Linearzeichnung und seine drey Cursus. Sein Vorschlag verlangt, dafs man mit regelmäfsigen Figuren anfange. Gerade und schräge Striche, Linien von gleicher Länge, Parallellinien, Schlangenlinien von gleicher Gröfse, die am Anfange nicht anders sind, wie am Ende, sollen die allgemeinen Vorübungen seyn. Hierauf sollen Cirkel, Quadrate, Triangel, Sechsecke, Achtecke und weiterhin Fünfecke, Siebenecke, je regelmäfsiger, desto besser, folgen. Die nähere Vorübung auf die im Schreiben genau zu zeichnenden sogenannten Haar- und Grund-Striche sollen gerade wagerechte Linien seyn, zwischen welche senkrechte und schräge Striche, wo möglich in gleicher Entfernung von einander, gezeichnet werden. Die sämmtlichen Schreibübungen vertheilt der Vf. in drey Cursus. Der erste Cursus ist der allgemeinen Vorbereitung bestimmt, und soll nach des Vfs. Ausdruck die Buchstaben anschauen lehren. Er besteht in vier Übungen: Anwendung der Linearzeichnung auf die Buchstabenzeichnung; genetische Entwickelung der Schriftzeichen; Auffassung der einzelnen Bestandtheile dieser Zeichen und Classificirung derselben. Der zweyte Cursus beschäftigt sich mit dem Schreiben auf der Schiefertafel, und hat zwey Abtheilungen: das Liniren auf der Schiefertafel und das Zeichnen der Buchstaben auf derselben, und zwar zuerst der kurzen Buchstaben, worauf die tiefen halblangen, die hohen halblangen, die ganz langen und die grofsen Buchstaben folgen. Das Schreiben einzelner Sylben macht den Beschlufs. Der dritte Cursus behandelt das Schreiben mit Feder und Tinte auf Papier. Die letzten §§. des Buchs handeln von den einzelnen Bedingungen zum regelmäfsigen Schönschreiben, als vom Schreibetische und Sitze; von der Haltung des Körpers und der Lage der Arme und Hände; vom Halten und der Stellung der Feder; von der Beschaffenheit der Feder und dem Federschnitt; von der Beschaffenheit des Papiers und der Tinte. — Aus Allem, was der Vf. sagt, ergiebt sich deutlich, dafs er über seinen Gegenstand nachgedacht, fremde Vorschläge unparteyisch geprüft, und bey seinen eigenen Vorschlägen die Erfahrung zu Hülfe genommen habe. Zwar ist das Schönschreiben, so wenig wie das Gutlesen, an eine einzige Methode gebunden; aber Hn. *H's.* Methode empfiehlt sich durch eine genaue Stufenfolge und leichte Entwickelung.

a. A.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *ÖKONOMIE.*

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.* Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthume. Mit Theilnahme der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde zu Brünn herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tageblatts *Christian Carl André*, fürstl. waldeckischem und fürstl. salmischem Wirthschaftsrathe u. s. w., und Secretär der Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde in Brünn. 1814. Zwölf Hefte. 472 S. und: *Auserlesene Handbibliothek der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens. Beylage zu den ökonomischen Neuigkeiten.* 1814. No. 1. 11 S. gr. 4. (5 Rthlr.)

Jeder Bogen erscheint mit dem kurzen Titel: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen*, und enthält mehrere grosse und kleine Abhandlungen. Fünf solcher Bogen oder Numern machen einen Heft oder ein Monatsstück aus. Diesem Jahrgange geht nichts voraus, als eine Nachricht des Verlegers, worin die Theilnahme der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Handels-Kunde zu Brünn vom Jahre 1814 an angekündigt wird. Da die Zeitschrift schon mehrere Jahre existiret: so können wir den Plan derselben aus den früheren Anzeigen (J. A. L. Z. 1811. No. 259. 1812. No. 111 und 1813. No. 41) hier als bekannt voraussetzen. Indess dürfen wir eine Äusserung des Herausgebers nicht übergehen, die sich bey Gelegenheit eines anonymen Gegners in einer Anmerkung S. 183 findet. „Ich muss es wiederholt erklären, sagt Hr. *A.*, dass der Zweck dieser Blätter *Aufklärung* und *Wahrheit* ist; folglich hier Freyheit für jede Ansicht, jede Meinung ist, wenn sie auch nicht anders vorgetragen werden könnte, als mit Verunglimpfung dessen, der für jene Leitsterne der besseren Menschheit wirkt." — Wahrlich, ein herrlicher Zug in dem Charakter des Hn. *A.*, der von viel Selbstverleugnung zeugt! Auch sonst erkennt man seinen unermüdeten Eifer, alle hier abgehandelten Wissenschaften dem höchsten Ziele nahe zu bringen; möge nur dieser Eifer nicht unvermerkt in Selbstsucht ausarten! — Eben so schön erklärt sich Hr. *A.* hierüber in einer andern Anmerkung S. 169: „Nach dem ursprünglichen Plane stehen diese Blätter Jedermann offen, der sich ihrer für den Zweck mit Anstand bedient — jeder Idee, sey sie noch so paradox. Daher glaube ich weder das Recht zu haben, nur das aufzunehmen, was mir gefällt; noch bloss desswegen etwas zu unterdrücken, weil es Andern nicht gleich einleuchten dürfte. Dafür ist auch freyes Feld für Jeden zum Prüfen, Untersuchen, Debattiren; und so kann der, dem Anscheine nach, widersinnigste Vorschlag zur Discussion der wichtigsten Materien und zur Entwickelung der schätzbarsten Wahrheiten führen, wodurch Einseitigkeit und Irrthum verhütet werden." Wenn man nach diesen zufälligen Äusserungen über Zweck und Plan zu urtheilen berechtiget ist: so darf man einen freyen und ungehinderten Lauf der Wahrheiten und einen Zusammenfluss der mannichfaltigsten Materien aus allen Enden des Reichs erwarten, und so wird diese Zeitschrift nicht nur für alle Leser stets ein Interesse behalten, sondern auch für die Wissenschaft selbst ein wichtiges Repertorium bleiben, das geeignet ist, Aufklärung und Wahrheit zu befördern.

Aber freylich hegt Rec. hiegegen noch manchen Zweifel, da Wort und That in vollkommene Übereinstimmung zu bringen eine schwere Sache ist. Auch zeigt der Weg, den Hr. *A.* und einige seiner Mitarbeiter einzuschlagen scheinen, als würden sie den Zweck auf demselben nicht erreichen. Denn Aufklärung und Wahrheit gedeihen nur im Reiche der Freyheit, nicht aber unter dem Joche der Knechtschaft. Also nicht genug, dass Hr. *A.* nach seiner liberalen Denkungsart gesagt hat, dass diese Blätter Jedermann offen stünden, und hier Freyheit für jede Ansicht und Meinung sey: das Meiste kömmt ja darauf an, was die widrigen und seltsamen Meinungen, und die paradoxen Ideen für eine Aufnahme finden. Nun wünscht jeder Vf. einer Abhandlung, dass sein Vortrag frey und ungehindert ins Publicum treten möchte, weil er sonst bey dem Leser seinen Zweck nicht vollkommen erreichen würde; ebenso wünscht auch jeder Leser bey seltsamen Meinungen und paradoxen Ideen eine eigene, freye Ansicht sich zu verschaffen. Beides ist unmöglich, wenn durch Zwischenreden und Zurechtweisungen das Ziel so lange verrückt wird, bis sich auch der letzte Hall bey dem Leser verliert.

Sollte Hr. *A.* es wohl für recht und billig finden, wenn manche Abhandlungen, z. B. die von *Neustädter* im V und VI Hefte, mit Anmerkungen überfüllt werden? Rec. sagt nicht, dass er wissenschaftlich etwas daran auszusetzen fände, er kann vielmehr das Gegentheil behaupten; aber *Neustädter* und jeder Leser haben viel verloren, indem durch beständige Verrückung des Ziels sie von der Sache abgeleitet werden. Erörterungen und Berichtigungen, welche dem Leser mehr Licht verschaffen, werden jedem Redacteur gern erlaubt, ja sogar zur Pflicht gemacht; aber kleine Kritiken gegen Meinungen in Anmerkungen anzubringen, ist unerlaubt, und verräth Selbstsucht und Alleinherrschaft. Sollte es Hn. *A.* nicht viel lieber gefallen, seine Ansichten einstweilen für sich zu behalten, und sie in der Form kurzer Abhandlungen an einem anderen Orte einzuführen? Eine besondere Einrichtung scheint es Rec., allenthalben niedergelegte Urtheile zu finden, welche dem freymüthigen Mitarbeiter, der sein unparteyisches Urtheil vom Publicum erwartet, nicht selten höchst zuwider sind. Auch hier behauptet Rec. eben nicht, dass sie mit dem seinigen nicht zusammenträfen; aber er wünschte doch, dass Hr. *A.* von diesem schlüpfrigen Wege sich zurückhalten und der Wahrheit, seinem Plane gemäss, mehr freyen und natürlichen Lauf gestatten möchte! — Was endlich die Mitarbeiter betrifft: so finden sich einige unter ihnen, die im Vortrage den Ton der Schmeicheley lieben, der einem aufgeklärten Manne nicht ziemt, und nur zu häufig von der Wahrheit abführt. Möchten auch sie ein höheres Ziel im Auge behalten, und auf einem geraderen Wege wandeln!

Der Inhalt betrifft im Allgemeinen die Ökonomie und das Forstwesen. Eine besondere Inhaltsanzeige wird auf dem Umschlage jedes Stücks gegeben, wo die Abhandlungen unter verschiedene Rubriken gebracht sind. Allein die Ordnung und die Numern in der Inhaltsanzeige stimmen nicht mit der Ordnung und den Numern der Abhandlungen in den Heften selbst überein, und dieses erschwert nicht nur das Nachschlagen, sondern giebt auch häufig zur Verwirrung Anlass, wie denn Hr. *A.* selbst in den Anmerkungen zur Beylage S. 9 dreymal hinter einander sich geirrt und seinen Gegner falsch corrigirt hat; aus eben dem Grunde sind auch mehrere Abhandlungen in der Inhaltsanzeige ganz vergessen worden. Zu loben ist hingegen, dass in der Inhaltsanzeige jedesmal angemerkt worden ist, welches originelle oder entlehnte Abhandlungen sind.

Die meisten Aufsätze handeln von der Schaafzucht, weil die Veredlung der Schaafe seit einiger Zeit ein Hauptaugenmerk der Ökonomen geworden ist. Es hat sich sogar ein Verein von Freunden, Kennern und Beförderern der Schaafzucht gebildet, welcher von der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landes-Kunde gestiftet ist und geleitet wird. Derselbe betreibt mit allem Eifer das Geschäft der Veredelung gemeiner Raçen nach einem System, welches er (S. 177. No. 23) durch vieljährige saure Erfahrungen sich selbst gebildet hat, und welches ein stichhaltendes vernünftiges genannt wird; weswegen die vornehmsten Schafzüchter sich in diesem Fache der Wissenschaften über die so gepriesenen Ausländer hervorthun, die diess zu leisten nicht vermögen (?). Zu diesem Systeme sind (S. 37. No. 5) die Grundsätze und Ansichten der Hnn. *Petri* und *Walther* aufgestellt worden; mit diesen sollen die Grundsätze und Ansichten des Hn. Prof. *Schwab* in München verglichen werden, welche er ganz neuerlich über Veredelung und Raçen der Pferde mitgetheilt hat. Das (S. 50. No. 7) von *Petri* auf Pränumeration angekündigte Ganze der Schaafzucht ist von dem Herausgeber ganz besonders empfohlen worden. Von ebendemselben sind (S. 167 No. 21) Grundsätze über die vortheilhaftesten äusseren Grössenverhältnisse der Schaafe in Absicht auf Wollertrag aufgestellt, wobey sich auch eine Zeichnung befindet. Über die Kennzeichen der Wolle wird (S. 18. No. 3) Folgendes zur Regel gemacht: 1) dass das Haar nicht platt, sondern rund gewachsen, 2) durchaus fein sey; 3) dass die Wolle milde im Angriff und zugleich fest; 4) dass die Wolle des ganzen Schaafs, soviel möglich, egal und 5) lang gewachsen; und endlich 6) dass das Haar gerade gewachsen und nicht gekräuselt sey. Da die gedachte Gesellschaft durch den Verein ihrem Ziele auf verschiedene Art und Weise näher zu kommen bestrebt ist: so hat *sie bey* Gelegenheit ihrer jedesmaligen Zusammenkunft im Augartensaale bey Brünn einen förmlichen Schaaf- und regelmässigen Woll-Markt veranstaltet. Dieser Markt soll allen Schaafzüchtern die Gelegenheit verschaffen, ihre edeln Thiere und ihre Producte Kennern zur öffentlichen Beschau vorzustellen, und die Fortschritte der Veredelung von ihnen beurtheilen zu lassen. Um aber auch der häufigen Klage vorzubeugen, dass es allenthalben an tüchtigen Schaafmeistern und Schaafknechten mangele, welchen die veredelten und kostbaren Heerden der Schaafe anvertraut werden könnten, hat der Hr. Oberamtmann *Swoboda* in Jaispitz dem Verein (S. 362. No. 46) einen Aufsatz überreicht, wo er unter andern folgenden vortrefflichen Vorschlag thut: „dass den Güterbesitzern, als den vorzüglichsten Schaafzüchtern, in Erinnerung gebracht werde, dass es ihr eigener Vortheil erheische, ihre Schaafmeister und Knechte, denen sie ein so beträchtliches Capital anvertrauen, das sich bey guter Sorgfalt reichlich verzinset, aber durch Nachlässigkeit leicht verloren geht, mit Berücksichtigung der Zeitumstände besser als den Tagelöhner zu behandeln. *Der Eigennutz ist die Triebfeder jeder Industrie. Nahrungssorgen lähmen die Liebe zur Sache.* Der Schaafmeister muss seine Heerde seines Selbst wegen lieb gewinnen, und überzeugt seyn, dass der Wohlstand seines ihm anvertrauten Viehstandes auch den seinigen fördert und erhält.“ — Möchten doch alle Eigenthümer grosser Schaafheerden so vernünftig denken, aber auch so vernünftig handeln lernen! — Desto auffallender und widersprechender ist, was ein anderer Verfasser (S. 405. No. 51) über den

böhmischen Frohnbauer wegen Ablösung der Frohndienste in folgenden Fragen zu bedenken giebt: „Ob es jedoch, bey dem geringen Grade der Volksbildung, und bey dem leider noch gröfstentheils wahren Sprichworte: *Wenn der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuss*, überhaupt rathsam sey, die Frohnen insgemein ablösen zu lassen, und ob es nicht rathsamer (!!) wäre, auch hier den langsamern, aber sicherern (?) Gang zu wählen, und die Wohlthat der Frohnablösung, als Auszeichnung (*sic*), nur denjenigen Unterthanen zuzugestehen, die sich durch ein rechtliches Betragen (*sic*), durch Fleiss und Arbeitsamkeit (*sic*), und durch eine vernünftigere Wirthschaft (*sic*) vor andern hervorthun (!!!), lasse ich einer höhern Beurtheilung über, weiss jedoch eben aus langer Erfahrung, dass die meisten Bauern, welche seit vielen Jahren die Frohnen abgelöst haben, desshalb um nichts besser als vor dem stehen, weit weniger arbeiten, selten wissen, was sie mit ihrer gewonnenen Zeit anfangen sollen, und sie meist mit Faullenzen hinschleudern, weil sie weder von Natur arbeitsam sind, noch einsehen, wie folgenreich man in einer Wirthschaft seine Zeit und seine Kräfte verwenden könne." Warum die gedrückte Menschheit unter dem Joche der Sklaverey nicht schon längst jene zur Bedingung gemachten Tugenden angenommen hat, oder nicht hat annehmen können, und unter sich gleichbleibenden Umständen in Ewigkeit nicht annehmen wird, — diess hätte dieser Vf. freylich auch erwägen sollen; vielleicht, dass er es schon erwogen hatte, und nur die Leibeigenschaft bis in Ewigkeit verzögern wollte. Er muss die vortreffliche Anmerkung des Hn. *A.* S. 197. No. 25 nicht gelesen haben; sollte er sie aber für zu gering achten: so lese er in *Lueders* Nationalindustrie, II Theil, die ersten 196 Seiten mit gehöriger Aufmerksamkeit; vielleicht, da man die Veredelung der Schaafe der Mühe so werth hält, lernt man tiefer einsehen, wie auch wohl die durch den Druck der Sklaverey verdorbene Menschheit *einer Veredelung um so mehr werth* seyn dürfte.

Ks.

## TECHNOLOGIE.

PRAG, b. Haase: *Franz Ritter v. Gerstner, zwey Abhandlungen über Frachtwägen und Strassen und über die Frage, ob, und in welchen Fällen der Bau schiffbarer Kanäle, Eisenwege, oder gemachter Strassen vorzuziehen sey.* 1813. 140 S. 8. mit 2 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

In der ersten dieser Abhandlungen betrachtet der Vf. den Widerstand der Reibung, der Geleise, der Steine, der excentrischen Bespannung, und der Anhöhen bey unseren gewöhnlichen Fuhrwerken analytisch, und erwähnt die Resultate seiner hierüber mit ausgezeichnetem Scharfsinn construirten Formeln, aus den von dem Grafen *v. Rumford* im Grossen angestellten Versuchen. Diese geben den gesammten Widerstand auf einer horizontalen gepflasterten Strasse zu $\frac{1}{36}$ oder 0,0277 von dem Gewicht des Wagens, und der auf ihm befindlichen Last, für 4 Zoll breite Radschienen, welche durch die Zugkräfte der Pferde überwältigt werden muss. Dieser Widerstand war für einen guten ausgepflasterten Erdweg 0,008, für etwas sandigen Boden 0,048, für mehr sandigen 0,057 bis 0,080, für frisch beschütteten Kies 0,104, und für den tiefsten Sand 0,118 des gesammten Drucks: für Schienen zu $2\frac{1}{4}$ Zoll war dieser Widerstand bey den nämlichen Wagen, für die nämlichen Bahnen, immer grösser, und zwar in dem Verhältniss, 0,042, 0,056, 0,061, 0,090, 0,112, 0,127 für den tiefsten Sand. — Nach diesem geht der Vf. auf die Eisenbahnen über, welche statt der Kanäle in verschiedenen Reichen, besonders aber in England, seither angelegt worden sind. Diese Bahnen bestehen aus *eisernen Schienen*, die auf hölzernen Dielen fest sind, über welchen die Räder des Wagens sich bewegen. Da hier der Widerstand nur auf der Reibung an den Axen und über diesen Schienen beruht: so ist er auch bey weitem kleiner, als für die sonstigen Strassen. Der Vf. findet ihn 24 mal kleiner als den ersteren, und überhaupt den gesammten Widerstand zur Last des Ganzen wie 1 : 115, so dass also ein Pferd mit einem Kraftaufwand von einem Centner, auf einer ebenen Eisenstrasse, 100 bis 115 Ctr. auf die Dauer ziehen kann. Wirklich rechnet man auch auf der Eisenstrasse zu Gleiwitz in Schlesien auf ein Pferd 180 Ctr. Ladung für einen Wagen von 20 Centnern. Da nun hienach Alles darauf ankommt, die Reibung des Wagens in seinen Axen möglichst zu mindern, und den Eisenbahnen ihre möglichst vortheilhafte *Steigung* auf die Klafter zu geben: so stellt der Vf. die hieher gehörigen analytischen Untersuchungen an, und findet nach denselben einmal jene Steigung zu $2\frac{1}{2}$ Zollen; in Rücksicht der kleinsten Reibung in den Axen aber giebt er das Verhältniss der Axe zum Rade selbst wie 2, 12 : 48 Zollen: so dass ein Pferd auf einer ebenen Eisenbahn einen Wagen mit einer Last von 180 Ctr. fortschaffen kann. Besonders aber vergrössert sich die Last für ein Pferd durch die sogenannten *Frictionsräder* am Wagen. Bey einem solchen Wagen läuft über der Nabe jedes unteren Rades ein oberes Rad; und ein Pferd kann mittelst desselben auf einer ebenen Eisenbahn eine Last fortziehen, die mit der eigenen Last des Wagens 600 Centner beträgt.

Die andere Abhandlung beginnt mit den Grundzügen eines Plans für die Vereinigung der Moldau und der Donau durch einen Kanal, und geht von diesem auf die Entscheidungsgründe über, nach welchen die Wahl zwischen einer Wasser- und Eisen-Strasse nach Localitäten und sonstigen Umständen entschieden werden mag. Für erstere dienen die Erfahrungs-Maximen, dass Schiffe, die bey einer Länge von 70 und einer Breite von 5 Fuss, mit 324—389 niederösterr. Centnern belastet, auf 4 Fuss tief im Wasser gehen, von einem Pferde gezogen werden, das in einer Stunde 1696 bis 2544 österr. Klafter macht. Schiffe hingegen von 70—80 Länge und 14—15 Breite, werden bey einer Ladung von 810—970 österr. Centnern von zwey Pferden mit der nämlichen Geschwindig-

keit gezogen. Rechnet man nun in beiden Fällen das Gewicht der Schiffe selbst hinzu: so trifft auf ein Pferd eine Zugkraft von 600 Centnern, bey einer Geschwindigkeit von 3, 53 niederösterr. Fuss auf die Secunde. Auf unseren Strasen dagegen rechnet man auf 4 Pferde mit Inbegriff des Wagens eine Last von 60 — 80 Centnern, wobey jedoch ohne Vorspann auch über Berge gefahren wird, deren Steigung für die Klafter 4 Zolle nicht übertrifft; man kann daher für horizontale Strasen immer auf ein Pferd 20 bis 25 Centner rechnen. Diese Last ist für Eisenstrasen und Wagen ohne Frictions-Räder an 4 mal grösser, und erstreckt sich für ein Pferd mit Inbegriff des Wagens auf eine Last von 100 Centnern.

Nach diesen Grundsätzen stellt der Vf. die Vortheile und Nachtheile bey der Anlegung der Wasser- und Eisen-Strasen in jeder Hinsicht zusammen, und zeigt, wie diese Dinge auch analytisch combinirt, und die Entscheidungsgründe für die eine wie für die andere abgewogen werden. Beide Abhandlungen sind daher für den Strasenbaumeister äusserst wichtig, und verdienen nicht nur wegen der Art, wie der Vf. diese Gegenstände behandelt, sondern auch wegen der hier zusammengestellten praktischen Maximen bestens empfohlen zu werden.

M. F. T.

## KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Nürnberg*, b. Monath und Kussler: *Beschreibung einer allgemeinen ganz einfachen Methode, eine länglicht runde oder sogenannte Ovallinie mittelst Kreisbögen für jede gegebene Länge und Breite zu verzeichnen, welche unter allen Verzeichnungen dieser Art der Gestalt einer Ellipse am nächsten kommt. Vorzüglich anwendbar in der Baukunst, bey der Verzeichnung der Lehrbogen elliptischer Gewölbe, bey perspectivischen Rissen* u. s. w. durch *Joh. Friedrich S. v. L.*, Professor der höheren Mathematik. 1813. 12 S. 4. mit 2 Kupf.

Da das Aufreissen einer Ellipse immer eine eigene Vorrichtung erfodert, die auf dem Papier nicht wohl anwendbar ist, und insbesondere der Architekt öfters elliptische Bogengewölbe aufzuzeichnen, so wie der Maler elliptische Bogen in Perspectif zu bringen hat: so trägt der Vf. in dieser Abhandlung darauf an, für die Ellipse eine *Ovale* zu substituiren, die ihr der Form nach zunächst kommt, und als solche blos mit dem Cirkel und Lineal aufgerissen werden kann.

In dieser Rücksicht gründet er seine Ovale auf die beiden gegebenen *Axen der Ellipse*, und zeigt, nach einigen vorangeschickten Betrachtungen über den grössten und kleinsten Halbmesser der mit ihr congruenten Ovale, einige technische Regeln für das Aufreissen der bezweckten Ovale selbst. Er macht sich dadurch besonders denjenigen verbindlich, welche sich mit dieser Technik beschäftigen müssen. — Diese Technik noch mehr abzukürzen, hat Rec. die Formel berechnet, nach welcher sich in Fig. 13 der grössere Halbmesser $CP = cD$ unmittelbar durch Rechnung ergiebt. Denkt man sich nämlich in den Punct, wo die Linie MP die Linie AC durchschneidet, ein U: so ist auch $C.E : AC = VC : CP$. Setzt man $AE = a$; $CE = b$: so ist hier $AC = \sqrt{(a^2 + b^2)}$; $VC = \frac{1}{2} (\sqrt{a^2 + b^2} - (a - b)$; woraus sich also auf AC der Punct V und P, auch der Punct (F) für den kleineren Halbmesser AF ergiebt.

M. F. T.

FORSTWISSENSCHAFTEN. *Giessen*, b. Heyer: *Beschreibung eines höchsteinfachen und wohlfeilen Höhenmessers, womit im Gebirg wie in der Ebene die Höhen der Bäume ohne Gehülfen leicht, geschwind und genau gemessen werden können.* Zunächst für Förster und Bauholzkäufer. Nebst (einem) Anhang für Markscheider, welche sich dieses nur wenig abgeänderten Instruments mit Vortheil zur Reduction schiefer Linien auf ihre Horizontal- und Vertical-Ebenen bedienen können. Von *A. Bökmann.* Mit einer Kupfertafel. 1815. 14 S. 8. (3 gr.)

Zwey Lineale von der Länge eines Fusses, so ungefähr verbunden, wie die beiden Schenkel eines Proportionalcirkels, mit den nöthigen Schrauben theils zur Befestigung des ganzen Instruments, theils zur Festhaltung des Winkels beider Schenkel versehen, und ein Senkel am Ende des oberen Schenkels befestigt, machen die wesentlichen Bestandtheile dieses Höhenmessers aus. Wird nun der untere Schenkel auf den Fuss, der obere auf die Spitze des Baumes gerichtet: so stellt der Senkel oder der Faden mit dem Loth die mit dem Baume ähnlich liegende Linie vor. Die Stelle, wo der Faden und die Mittellinie des unteren Schenkels sich schneiden, wird sowohl am Faden, als an dem getheilten unteren Schenkel bemerkt, die Länge des Fadens längst dem gleichmässig getheilten oberen Schenkel gemessen und nun durch eine Proportionalrechnung die (verticale) Baumhöhe gefunden. Begreiflich ist die durch den Faden abgeschnittene Länge des unteren Schenkels ähnlichliegend mit der Grundlinie, die gemessen werden muss.

Die Veränderung, welche das Instrument erhält, um für den Markscheider dem angezeigten Zwecke zu entsprechen, besteht im Wesentlichen darin, dass durch die Theilpuncte des unteren Schenkels senkrechte Linien durch die ganze Breite des Lineals gezogen sind, damit man mittelst des Senkels erkennen kann, ob man den unteren Schenkel in eine wagrechte Lage gebracht habe, indess der obere anstatt des gewöhnlichen Gradbogens an der ausgespannten Schnur befestigt ist. Der Faden giebt nun die Saigerteufe und der untere Schenkel die sölige Länge an.

Dass das Instrument zu beiden Zwecken höchst einfach sey, wer möchte dieses leugnen? Rec. hat es besonders gefallen, dass der Vf. das rechtwinklichte Dreyeck verlassen hat, welches bisher die Hauptbasis der dendrometrischen Instrumente war. Allein wenn von Geschwindigkeit und Genauigkeit der zu findenden Grössen auf dem Titelblatt die Rede ist; so kann Rec. höchstens die Alternative zwischen beiden Prädicaten einräumen. Mit dem Fadenlothe ist, wie alle Praktiker wissen, im Freyen nichts Genaues auszurichten, wenn man nicht mit eiserner Geduld auf eine windstille Minute zu lauern Musse hat. Was die Genauigkeit betrifft: so hat sich der Vf. offenbar durch den Schein täuschen lassen. Daraus, dass man mittelst gegebener Proportionalzahlen das Resultat bis auf Zolle und Linien berechnen kann, folgt keineswegs die Genauigkeit des letzteren. Wenn es auf einen oder zwey Fuss mehr oder weniger nicht ankommt, mag sich der Förster dieses Instruments bedienen. Aber der Markscheider, der ohnediess in mehreren Fällen zu minder genauen Werkzeugen, wie z. B. zu der Eisenscheibe und dergl., genöthigt ist, wird billig Bedenken tragen, zu solchen Zwecken, wo ihm die Sinustafeln bessere Hülfe gewähren, ein neues mangelhaftes Instrument einzuführen.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## LITERATURGESCHICHTE.

ROSTOCK, gedr. b. Adlers Erben: *Andenken an die hiesigen Gelehrten aus den drey letzten Jahrhunderten.* Erstes Stück. Neue veränderte Ausgabe. Vom Prediger M. *Krey.* 1814. Zweytes und drittes Stück. 1813. *Andenken an die rostockschen Gelehrten.* Viertes Stück. 1814. Fünftes Stück. 1815. gr. 8. (Jedes Stück v. 4 Bog. 6 gr.)

Obgleich *Mantzel* in den *Miscellan. Mecklenburg.* (Rost. 1729—1734) und *Koppe* in der Darstellung einer alphabetischen Folge der mecklenburg. Schriftsteller (Schwerin 1796) den Grund zu einem mecklenburgischen Gelehrtenlexikon gelegt haben: so umfasst doch jene Arbeit nicht mehr, als vier Centurien, und diese, die von den literarischen Kenntnissen des Vfs. viel erwarten liess, kam wegen Mangel an Unterstützung nicht zu Stande. Was insonderheit die Gelehrten zu Rostock betrifft, wo seit der Universitätsstiftung 1419 in allen Fächern mehrere ausgezeichnete Männer angestellt waren: so fehlt es zwar nicht an Schriften, die ihrem Andenken gewidmet sind, z. B. von *Bacmeister*, *Habichhorst* u. A.; allein es sind immer nur Bruchstücke zu einem vollendeten Ganzen, das der Vf. vorliegender Schrift, nach langer sorgfältiger Vorbereitung, auszuführen begonnen hat. Im 1, 4 und 5 Stücke werden die benutzten Quellen und Hülfsmittel angeführt. Unter diesen vermisst Rec. eine nicht unwichtige Schrift: *Merita Westphalorum in academiam Rostochiensem delineata, sub praesidio Franc. Alb. Aepini, abs autore Reinhardo Henr. Rollio* (Rost. 1707. 6 Bog. 4, ohne die angehängten Glückwünsche), in welcher 22 rostock. Professoren nach ihren Lebensumständen und literarischen Arbeiten beschrieben werden. Auch in *Henr. Pippingii Memor. Theologor.* findet man Nachricht von den rost. Theologen *Siricius*, *Cobabus*, *Schomer* und *Habichhorst.* Wahrscheinlich gehören auch hieher: *Scripta in acad. Rostoch. publice proposita ab an.* 1560 *ad* 1567 (Rost. 1567. 8.), und eine ähnliche Sammlung von 134 akadem. Programmen (*ib.* 1638. 4.), worüber Rec. nicht urtheilen kann, weil er diese seltenen Sammlungen nicht gesehen hat. — Das erste Stück der biograph. Nachrichten des Hn. *Krey* erschien 1812 unter einer von der gegenwärtigen abweichenden Aufschrift, als Beytrag zur Verbesserung des *jöcherischen* Gelehrtenlexikon, und 1814 in einer etwas veränderten Gestalt, mit einer Zuschrift an den Herzog Friederich Franz zu Mecklenburg Schwerin, „der, als ein Fürst, welcher, von Deutschlands Fürsten Einer der Ersten, dem Bunde für die heilige Sache der Fürsten und der Völker sich anschloss, in der Reihe der Fürsten dieser einzigen Zeit mit unvergänglich hohem Ruhme glänzen wird," und des Vfs. Werk seiner besonderen Aufmerksamkeit würdigte. Mehrere rostockische Gelehrten, und unter diesen nicht unberühmte Männer, z. B. der im Jahre 1810 verstorbene Prof. *Jo. Christi. Wilh. Dahl* (St. 1 S. 23), *Ulrich von Hutten* (St. 4. S. 17), werden unter der Aufschrift: *Kürzere Artikel*, in alphabetischer Ordnung so kurz abgefertigt, dass es scheint, der Vf. habe nur einen Auszug aus den von ihm angeführten grösseren literarischen Werken liefern wollen. Dagegen sind die in jedem Stücke enthaltenen ausführlichen Lebensbeschreibungen mit so rühmlichem Fleisse und so sorgfältiger Benutzung der vorhandenen, zum Theil seltenen Hülfsmittel bearbeitet, dass sie wenig zu wünschen übrig lassen. Möchte nur der Vf. die chronologische, oder, wie bey den kürzeren Artikeln, die alphabetische Ordnung gewählt, und die vorzüglichsten Schriften der dargestellten Gelehrten bemerkt haben, zumal da die letzteren mehrmals in Journalen, z. B. den Nachrichten von gel. rostock. Sachen, verzeichnet sind, von welchen nur wenige Literatoren Gebrauch machen können. — Da der Vf. (Vorrede zum I St. S. 9) versichert, dass ihm Beyträge sehr willkommen seyn werden: so will Rec., zum Behuf der versprochenen Nachträge, ihm einige Bemerkungen mittheilen. I St. S. 22. Den als Rector der Universität 1650 verstorbenen *Joh. Cothmann* beschreibt, ausser *Freher, Theatr. clar. viror.*, *Rolle* in in der angeführten Abhandlung S. 13 — 16 aus einem eigenhändigen Aufsatze, mit Angabe der Schriften. *Georg Curio*, ein Sachse. Nach *Ebers Calendar. histor.* war er zu Hof im Voigtlande am 10 Jun. 1490 geboren. Lebte er noch 1580 als Leibarzt in Stettin: so muss er ein sehr hohes Alter erreicht haben. S. 28. *Heinrich Schmedenstedt*, richtiger, wie er sich selbst schrieb, *Smedenstedt.* Eine zu Wittenberg von ihm gehaltene Rede *de Ottone I, Imperatore*, steht in *Melanth. Declamat.* Tom. II. p. 483 f., und hat also, wie die meisten der damals zu Wittenberg gehaltenen Reden, Melanthon zum Verfasser. Daselbst erhielt er auch am 11 Jul. 1542, unter Luthers

Decanat, die theologische Doctorwürde. S. 51. *Joh. Friedr. König*, Martin Königs, Handelsmanns in Dresden, Sohn, erwarb sich 1639 zu Leipzig die Rechte eines akadem. Privatlehrers, durch eine Disp. *de intelligentiis*, und stiftete daselbst im folgenden Jahre das noch blühende donnerstägige Predigercollegium. — II Stück. S. 25. *Joh. Caselii* Leben hat auch *Adam* in *vit. Germ. philosoph.* p. 514 — 518 nach der seltenen heidelbergischen Ausgabe von 1615 beschrieben. Hier werden mehrere zu ihren Zeiten berühmte Theologen, *Quistorp*, *Tarnow*, *Lütkemann*, der Erbauungsschriftsteller *Heinr. Müller* und der heftige Eiferer *Joh. Fecht*, nach ihren vorzüglichen Lebensumständen dargestellt. — III Stück. S. 5. *Janus Cornarius*, unstreitig einer der berühmtesten unter den in dieser Sammlung aufgestellten Gelehrten, ward in Leipzig 1517 unter der Benennung inscribirt: *Joh. Haypöll ex Zwiccavia.* Im 20 Lebensjahre las er zu Wittenberg über die griechische Grammatik und Homers Odyssee, zwar mit vielem Beyfall, aber ohne bedeutenden Gewinn. „*Ex his omnibus* (schrieb er an Georg Spalatin Calend. Jul. 1521) *jam sesquiannum non plus viginti aureos corrasimus. Et hoc praemium laborum ac vigiliarum, de quo quam anguste vivere cogamur, quis est, qui non videat?*“ und bittet zugleich um eine Professur mit Gehalt. Er besorgte in der Folge Ausgaben von Hippokrates und Galenus. Jenen machte er zuerst in Deutschland bekannt. Seine *Eclogas in dialogos Platonis* gab *Joh. Friedr. Fischer* zu Leipzig 1771 heraus. Ausser *Adam*, *Freher*, *Strider*, hat auch *Baldinger* sein Leben in 3 Progr. beschrieben Jen. 1769. 4. — Sehr ausführlich handelt der Vf. von dem zu seiner Zeit berühmten *Dav. Chytraeus*, S. 13 — 35; von *Jo. Heinr. Döbel*, Vf. einer Mnemonik: Ganz neu eröffnete Geheimnisse der Gedächtnisskunst, Hamb. 1707. 4; und von *Nic. Baumann*, dem angeblichen Vf. oder Commentator des Reinecke Fuchs. — IV Stück. S. 9. *Mento Gogrev*, auch *Gogreff*, aus Lupfurt, bekannt durch einige Schriften, z. B. *Bucolicorum Virgilii metaphrasis.* Henricopoli 1564. Vit. 1566. 8. *Demonstratio de praesentia Christi in coena.* Lips. 1569. 8. Bekenntniss vom Abendmahl. Barthfeld 1579. 8. S. *Reinhard de Torgav. antistit.* (Vit. 1744. 4.) p. 22 f. *Klein* Nachrichten von den evangelischen Predigern in Ungarn (L. u. Ofen 1789. 8.) S. 190 f. — Die S. 24 angeführte Abhandlung vom Leben des *Nic. Marschall* hat *Schöttgen* mit Zusätzen vermehrt, in dem von ihm besorgten 6 Bande von *Fabricii Bibl. lat. med. et inf. aetatis*, p. 749 — 763 wieder abdrucken lassen. — Die merkwürdigsten der im V Stücke beschriebenen Gelehrten sind: *Joh. Draconites*, Draco, wie er sich in früheren Zeiten schrieb, vorzüglich bekannt durch die von 1563 — 1565 unvollendet herausgegebene, jetzt sehr seltene *Biblia pentapla*, erhielt 1523 die theologische Doctorwürde zu Wittenberg. Von einem seiner Werke: Gottes Verheissungen von Christo (Lübeck 1549. 50. 2 Fol. Bände), war er so sehr eingenommen, dass er es eine unmenschliche, unaussprechliche und wegen seines Werths vom Teufel angefeindete Arbeit nennet. Wer die Kunst, die Bibel allegorisch zu erklären, lernen will, findet an ihm den ersten aller Meister. — *Joh. Georg Dorscheus*, *Joh. Affelmann*, ein rüstiger Streiter, von welchem *Rolle* in der angeführten Abhandlung S. 5 — 10 ausführliche Nachricht giebt, *Dan. Georg Morhof* und einige andere weniger bekannte Gelehrte. — Möchte der verdiente Vf. diese sehr nützliche Arbeit ungehindert fortsetzen, und nach ihrer Vollendung, da ihm die bewährtesten, von ihm so zweckmässig benutzten Hülfsmittel zu Gebote stehen, zur Bearbeitung eines allgemeinen mecklenburgischen Gelehrtenlexikon übergehen! Möchte aber auch das Publicum und jeder Freund der Literargeschichte ein nicht nur der Stadt und Universität Rostock, sondern überhaupt dem deutschen Vaterlande Ehre bringendes Unternehmen nach Möglichkeit unterstützen! — Dies ist der aufrichtige Wunsch des Rec. F. K.

CARLSRUHE, b. Marx: *Johann Reuchlins Leben, und die Denkwürdigkeiten seiner Vaterstadt.* Ein Beytrag zur Kunde deutscher Sitten. Herausgegeben von *Siegm. Friedr. Gehres.* Mit Reuchlins Bildniss und drey antiken Zeichnungen. 1815. 360 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir wissen, dass manches jetzt ungenannte Städtchen, und viele Örter, von denen eben nicht zu häufig gesprochen wird, ihre namenvollen Epochen, und oft sehr bedeutende Männer innerhalb ihrer Mauern gehabt haben. So ist es auch mit Reuchlin's Vaterstadt *Pforzheim*, deren Merkwürdigkeiten Hr. G. in diesem Buche erzählt. „In das grosse Weltmeer unserer Literatur, — sagt der Vf., — wag' ich's hier ein Tröpfchen zu giessen, das nicht ganz Modefarbe hat, eine *Chronik*. Sonst freylich war so etwas die Lieblingsleserey unserer guten Alten; aber wie anders ist jetzt das! — So lange man gross und wichtig *dachte* und *handelte*, so lange wollte man auch nichts Anderes lesen u. s. w.“ — Solches wissen nur diejenigen zu würdigen, die dafür Sinn und Gefühl haben. Freunden ihres Vaterlandes, ihrer Vaterstadt, und Bewunderern dessen, was ihre Vorfahren thaten, ist keine Chronik trocken, und wie viele sind selbst für Ausländer unterhaltend! Aber auch diese Chroniken zu schreiben, dazu gehören gleichsam Erkohrene. Nicht Alles liest sich gut, so merkwürdig es auch ist.

Der Vf. erzählt uns die Merkwürdigkeiten und Schicksale der Stadt Pforzheim, denen er (S. 152 — 205) das Leben des berühmten *Reuchlin*, und anderer Gelehrten, z. B. *Schwebel's*, *Westhemer's*, *Gerbel's*, *Adam Frey's*, *Wertwein's*, *May's*, Reuchlin's Biographen, und A. beygefügt hat. Von allen diesen theilt er gute Nachrichten mit, die jeden Freund der Vaterlandsgeschichte interessiren.

Hervorstehende Erzählungen in dieser Chronik sind (S. 95) die von der englischen Prinzessin Euphemia, die, unter mancherley Erniedrigungen, einen Zufluchtsort in Pforzheim suchte; Pforzheim während des dreyssigjährigen Kriegs, und die vierhundert Pforzheimer Bürger in der Schlacht bey Wimpfen, S. 206 — 232. Hier erscheint auch ein grosser

Charakter, der sich an jene berühmten Vertheidiger deutscher Freyheit im 17 Jahrh. anschliesst, der des Markgrafen *Georg Friedrich* (S. 226). Von diesem sagt der Vf. ganz wahr: „Nicht die Menge schreckte Georg Friedrichs hohen Geist. Er rang mit eines Riesen Kraft für die deutsche Freyheit, indess die Feinde heraloa, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Auch stand bey ihm der *Weymarer Bernhard*, der Kühne, den die Ewigkeit nennen wird, wenn keine Zeit mehr ist u. s. w." — Man kann sich nicht enthalten, auszurufen: Was würde überhaupt aus Deutschland geworden seyn, wären diese Männer nicht gewesen!

Im Jahr 1418 will man die *Zigeuner* zuerst in Deutschland gesehen haben, ein Zug von 14,000 Menschen. Sie kamen zuerst in die Schweiz (S. 51), waren armselig gekleidet, bezahlten aber, was sie brauchten, baar, und hatten Geld und Gold bey sich. Ihr Anführer nannte sich *Herzog Michael von Ägypten*, und kam 1422 mit kaiserlichen und päpstlichen Geleitsbriefen versehen nach Basel, mit dem Vorgeben: Er sey mit den Seinigen aus Ägypten vertrieben worden, und sie müssten zur Busse 7 Jahre lang umherziehen, weil ihre Vorfahren dem Kinde Jesus auf seiner Flucht nach Ägypten die Herberge versagt hätten. Ein im J. 1446 verstorbener, sogenannter *Freygraf* dieser Horde liegt in Pforzheim begraben, hat ein Epitaphium, und der Vf. theilt auch eine Abbildung seines Wappens mit. Diess wird für Liebhaber der Geschichte ein erwünschter Nachtrag seyn zu *Grellmann's* Geschichte der Zigeuner. — Mehrere Merkwürdigkeiten werden die Leser in dem Buche selbst finden, welches wir ihrer Aufmerksamkeit hiemit empfehlen. — An des Vfs. Schreibart möchte Mancherley auszusetzen seyn. Ungern liest man z. B. die Residenz der *Grofsherzogen*, st. Grofsherzoge; S. 33. 153 *seye*, st. war und sey; S. 30 und 33 die *Saul*, st. Säule; S. 39 die *katholische* (st. katholischen) Priester; S. 120 bey *welch* letzterer; S. 153 die *wohlbediente* Schule; S. 165 gegen den *Greisen*; S. 175 in der *Bibliotheke*; S. 179 Reuchlin trägt den Gedanken *für*; S. 64 erhielte; S. 57 seit *unfürdenklichen* Zeiten; desgleichen *End*, *Apothek*, *Sprach*, und dgl. m. L. P.

SALZBURG, b. Mayr: *Kurzer Entwurf der lateinischen Literatur.* Von D. *Judas Thaddäus Zauner*, Hofrath und Professor zu Salzburg. 1815. IV und 106 S. 8. (10 gr.)

Dieser Grundriss der Geschichte der lateinischen Sprache und Literatur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten ist aus Vorlesungen entstanden, welche der Vf. am Lyceum gehalten hat, und eignet sich um so mehr auch zur Selbstbelehrung, weil die an sich gelungene historische Darstellung mit Belegen aus den Quellen versehen ist; die Hauptstellen sind wörtlich mitgetheilt, welches unbedingten Beyfall verdient, da mehrere Schriften dieser Art zu den selteneren oder doch zu denen gehören, welche von Wenigen vollständig gelesen zu werden pflegen, ob sie gleich zu selbstständigen Combinationen und Folgerungen vielfache Veranlassung geben. Dass die neuere Literatur nicht beygebracht wird, ist in Beziehung auf die Leser, für welche diese Bogen bestimmt sind, nicht tadelnswerth; doch hätten wir gewünscht, dass bey diesem Grundsatze noch mehrere Ausnahmen, als sich der Vf. S. 8, 36. 39. 42 u. s. w. erlaubt hat, Statt finden möchten. Denn warum sollen die Resultate tüchtiger Forschungen neuerer Gelehrten, z. B. eines *Lanzi*, *Fabretti*, *Foggini*, *Niebuhr* u. A. nicht so früh als möglich den Studirenden mitgetheilt und damit viele Dunkelheiten und Schwierigkeiten beseitigt werden? Auch hätten die wenigen griechischen Stellen aus Polybius, Dionysius Halic., Strabo und Plutarch in der Originalsprache, nicht in lateinischer Übersetzung abgedruckt werden sollen.

Der Entwurf zerfällt in drey Abschnitte, welche die ältere, mittlere und neuere Zeit umfassen, und über die bedeutendsten historischen Gegenstände in Beziehung auf lateinische Sprache und Literatur angemessene Auskunft geben. In der älteren Geschichte hätte das eigenthümliche Verdienst einzelner Schriftsteller, z. B. Terentius, Lucretius, Virgilius u. s. w., J. Caesar, Sallustius u. s. w., doch wohl bestimmt herausgehoben werden sollen, weil sonst die Kenntniss der fortschreitenden Sprachbildung keine Anschaulichkeit hat. Über die anfängliche Beschränktheit (welche in der freyen Verfassung des römischen Staats ihren Hauptgrund hatte) und nachherige allgemeine Verbreitung (ein Zeichen der Herrschafts-Einheit) der römischen Sprache, über ihre Mundarten, Reinheit u. s. w., so wie über die Ursachen des Verfalls, werden treffende und gründliche Bemerkungen beygebracht. Nur das tiefere Sinken der römischen Literatur dürfte nicht so ausschliesslich den Regenten zugerechnet werden, wie S. 28 geschieht. Diese oft sehr einseitig und durch verjährte Nachbeterey verrufenen Fürsten waren meist so schlimm nicht, als sie geschildert werden. Hadrian begünstigte wohl etwas zu sehr die griechische Literatur zum Nachtheil der römischen; aber diese letztere würde doch ein froheres und frischeres Daseyn gehabt haben, wenn viele Nachfolger Hadrians in seinem Geiste den Staat verwaltet hätten. Nein, die Nation war versunken, der vaterländische Sinn und Charakter erstorben, und die von Aussen drohenden Gefahren wurden nun fühlbarer und in ihren Wirkungen auf das Innere zerrüttender und drückender. Dass gerichtliche Urtheile nach Antonin auch in einer anderen Provincialsprache, als in der griechischen, abgefasst worden seyen (S. 29), dürfte sich schwerlich dahin beweisen lassen, dass es mit officieller Genehmigung geschehen sey; selbst als Missbrauch einzelner Staatsbeamten kann es eher vermuthet als bündig nachgewiesen werden. Wie in Folge der nach der Völkerwanderung entstandenen germanischen Reiche die lateinische Sprache aufhörte, Volkssprache (was sie im strengsten Sinne eigentlich für das eroberte westliche Europa nie ganz gewesen war) zu seyn, wird befriedigend aus einander gesetzt S. 38 fg. — Die Darstellung des Zustandes der römischen Literatur im Mittelalter S. 45 f. ist mit gediegenem Fleisse und einsichtsvoll gearbeitet, und übergeht nichts Bedeu-

tendes mit Stillschweigen. Zu hart scheint es uns ausgedrückt, wenn die lateinische Sprache seit dem 6ten christlichen Jahrhundert eine völlig todte genannt wird; das war sie als Kirchen- und Geschäfts-Sprache durchaus nicht, und konnte es nur in wenig Gegenden bey zunehmender Volkswildheit und Unwissenheit werden. Den Gang, welchen die lateinische Klosterliteratur nach und aus Irland und England nahm, und die Wanderungen derselben in Gallien und Deutschland, hat der Vf. zu bezeichnen nicht für gut gefunden; diese Lücke hätte nach *Eichhorn's* gelungener Vorarbeit leicht vermieden werden können. Dann würde das, was S. 56 von dem Vorrathe alter Handschriften in deutschen Klöstern bemerkt ist, verständlicher geworden seyn. Überhaupt dürfte die historische Ansicht nicht wenig gewonnen haben, wenn der Vf. seinen fleissig gesammelten und chronologisch richtig geordneten Materialien mehr innere Verbindung gegeben, und die Wechselwirkung zwischen dem Einzelnen bemerklich gemacht hätte; dann würde auch Manches, was dem Unterrichteteren bald einleuchtet, z. B. der Einfluss der hohen Schulen auf die kirchlichen Unterrichtsanstalten, lichtvoller hervortreten. Über die Verbesserung des Schulwesens durch *Gerard Magnus* hätte vor allen andern auf *Meiners* Lebensbeschreibungen verwiesen werden sollen: denn da findet sich das Bessere zusammengestellt. Schätzbar ist S. 64 ff. das Verzeichniss der im späteren Mittelalter am häufigsten gebrauchten Schulbücher, von denen die dem Vf. vor Augen liegenden alten Ausgaben angeführt werden. — Die Wiederherstellung der alten Literatur mit *Petrarca* eröffnet das dritte Hauptstück, und die Geschichte wird von da bis auf unsere Zeit herabgeführt. Der historische Verlauf ist einfach, wahr und freymüthig dargestellt. Gefreut hat Rec., dass S. 86 ff. auf die wackere lateinische Grammatik von *Jac. Henrichmann* und auf das *altenstaig*'sche Wörterbuch aufmerksam gemacht wird. Unter den um alte Literatur verdienten Buchdruckern hätten *Giunta*, *Oporin* und *Wechel* angeführt werden sollen. Der kleine Seitenblick auf die Reformation S. 90 und ihre vermeint nachtheilige Einwirkung auf die alte Literatur ist ein Auswuchs: das Missverstehen und Nichtbenutzen einer grossen Sache berechtiget nicht zu Folgerungen gegen sie; die *Reformation* ist aus humanistischen Studien erwachsen, und hat diese ihre Abkunft in den späteren Früchten, nachdem der kirchliche Factionsgeist beruhigt war, nicht verleugnet. Der Vf. weiss es so gut, was die alte Literatur gerade den Protestanten verdankt, dass es nicht nöthig ist, ihn darauf aufmerksam zu machen. Unter den zuletzt namhaft gemachten berühmten lateinischen Philologen der neuesten Zeit vermissen wir *Duker*, *Reiz*, *F. A. Wolf* u. A. — In die Klagen des Vfs. über zunehmend-verminderten Gebrauch des Lateinischen, als der Gelehrten-Sprache, darf hier nicht eingegangen werden; sie sind wohl begründet, hängen aber mit einer pädagogischen und vielleicht auch politischen Frage zusammen, deren Untersuchung von der blos historischen Betrachtung zu weit abführen würde.

M. B.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Halberstadt*, im Büreau f. Lit. und Kunst: *Zwey Briefe Seneka's* (119 und 71) übersetzt und erläutert. Eine Einladungsschrift zur öffentlichen Prüfung der Martinischule von D. *E. G. W. Lehmann*, Rector der Martinischule. 1813. 40 S. 8. (4 gr.)

Die übersetzten beiden Briefe nennt der Titel; in der Vorrede spricht der Vf. von der äusseren Veranlassung seiner Arbeit, und dass er dabey den ruhkopfischen Text, ein paar Stellen ausgenommen, wo andere Lesarten vorgezogen werden sind, zum Grunde gelegt hat. Die Übersetzung selbst lässt ein richtiges Verständniss der Urschrift voraussetzen, und verbindet mit der gefälligen Leichtigkeit auch Richtigkeit der Sprache, so dass, vermisste man noch eine Übersetzung der Briefe von Seneca, eine Verdeutschung von diesem Vf. gewiss mit Gunst und Beyfall aufgenommen werden würde. In einzelnen Stellen würden wir andere Worte gewählt haben, die sich näher an das Original anschlössen; andere Stellen könnten wir erwähnen, wo der Vf. nicht ganz glücklich war, z. B. im 119 Br. *Videtur mihi egregie dictum: sapiens divitiarum naturalium est quaesitor acerrimus. Inani me, inquis, lance muneras.* „Erlesene Worte scheinen mir diese: der Weise bewirbt sich am eifrigsten um natürliche Schätze. Leere Schüsseln reichst du mir dar, hör' ich dich sagen." Doch dieses Einzelne soll dem Urtheil über das Ganze nicht Eintrag thun. Statt dessen machen wir den Vf., sollte er in der Übersetzung fortfahren, nur auf die Berücksichtigung zweyer Puncte aufmerksam. Einmal den Text ja noch einmal einer genauen Revision zu unterwerfen, und dabey die Ausgaben von Matthiä und Schweighäuser zu Rathe zu ziehen. Nicht an wenigen Stellen wird dann der Vf. den wahren Sinn des Schriftstellers, der noch in der ruhkopfischen Ausgabe durch eine Menge alter und neuer Conjecturen und Corruptelen verderbt ist, wiedergeben können. Schon diese beiden Briefe gäben reichen Stoff zu Bemerkungen. So ist weit richtiger: *quid est istud? Ego jam paraveram fiscos* —, und: *utrum majus, habere multum an satis?* Die zweyte Erinnerung betrifft den Stil des Seneca. Dieser nämlich ersetzt die Kunst in Verschlingung der Sätze und im volleren Periodenbau durch einen hohen Grad von Sorgfamkeit, welche er auf die Ordnung und Stellung der Worte verwendet, um ausser der Klarheit auch der philosophischen Bestimmtheit Gnüge zu leisten. Der Übersetzer hat hier genau zu folgen und sich an den Mangel, den unsere Sprache in Hinsicht auf Wortstellung an Gesetz und Regel nur zu auffallend zeigt, nicht zu kehren, sondern nach seinem Schriftsteller selbst die Norm zu bilden. Zur Treue gehört, wie die gleiche Wahl der Bezeichnung, so nicht minder die Copirung des vom alten Schriftsteller angewandten Ausdrucks. So, um ein geringfügiges Beyspiel zu wählen, übersetzt Hr. *L.* die Worte: *plus Juppiter non habet. Numquam parum est quod satis est; et numquam multum est quod satis non est:* „Jupiter selbst hat nicht mehr. Wenig ist nie, was genug ist; was nicht hinreicht, nie viel." Seneca wollte aber sagen: Mehr hat auch Jupiter nicht. Nie ist wenig, was genug ist, und nie viel, was nicht genug ist. Geringfügig, sagten wir, ist dieses Beyspiel, und doch in den beiden Übersetzungen Wendung und Ausdruck verschieden. Dass dabey die Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache nicht leiden dürfte, bedarf nicht erst der Erinnerung.

W.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## MEDICIN.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Pharmakologisches Handbuch für Ärzte über die bekanntesten und bewährtesten innerlichen Heilmittel, nebst deren Anwendung und Gebrauch*, in alphabetischer Ordnung von *Friedrich Ludwig Segnitz*, der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst D. Aufs neue herausgegeben, berichtiget und vervollkommnet von Dr. *Karl Friedrich Burdach*, russisch kaiserl. Hofrath und ordentlichem Prof. an der Universität zu Dorpat u. s. w. Zwey Bände. A—Z. 1812. LVI und 718 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Handbuch der praktischen Arzneymittellehre*, in alphabetischer Ordnung für angehende Ärzte und Wundärzte von u. s. w. Erster Theil in zwey Bänden A—Z.

2) Ebendaselbst: *Pharmakologisches Handbuch für Wundärzte über die bekanntesten und bewährtesten äusserlichen Heilmittel* u. s. w. Erster Band. A—L. XII und 316 S. Zweyter Band. M—Z. 383 S. mit Einschluss des doppelten Registers. (2 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

*Handbuch der praktischen Arzneymittellehre* u. s. w. Zweyten Theils erster Band, zweyter Band,

No. 1. Der nunmehr verstorbene Vf. gab dieses Werk 1800 in zwey Theilen heraus (dieses Jahr wird nirgends erwähnt, sondern nur S. XII „der letzten Michaelismesse" gedacht; auch von dem Aufenthalte des Vfs. erfährt man nichts, als dass eine Stelle im zweyten Theile B. 2. S. 82 auf Löbau in der Oberlausitz zu deuten scheint). Nach seinem Tode übernahm Hr. Hofr. *Burdach* die Revision der beiden ersten Theile; der dritte, die Supplemente enthaltend, erschien 1806, und scheint keine neue Ausgabe erwarten zu lassen, da im zweyten Theile hie und da darauf Bezug genommen wird. Der Vf. bestimmt diese Arbeit vorzüglich Praktikern in kleinen Städten und auf dem Lande, urtheilt selbst äusserst bescheiden von ihr, und giebt die Gründe an, aus welchen er manches Heilmittel weggelassen habe. Die von ihm benutzten Quellen machen sie verdienstlich; auch die daraus zum Muster mitgetheilten Formeln sind bis auf sehr wenige, deren Mängel er zugleich andeutet, zu empfehlen. Hie und da glauben wir auf Widersprüche (weniger im zweyten Theile) gestossen zu seyn; welches freylich bey dem blossen Anführen fremder Erfahrungen und Meinungen sehr begreiflich ist; an anderen Orten wird denselben auch das eigene Urtheil beygefügt, mit welchem man immer zufrieden seyn wird. Hr. *B.* hat nicht bemerkt, welche „Berichtigungen und Vervollkommnungen" von *ihm* herrühren: nur finden wir S. 190 eine 1809, also später als die erste Ausgabe, herausgekommene Schrift angeführt. (Im zweyten Theile hat jedoch Hr. *B.* die Zusätze mit einem vorgesetzten Sternchen bezeichnet, und ganze von ihm eingeschaltete Artikel in der Vorrede angegeben.) Ein paar weitläuftigere Zusätze würde man vielleicht nicht vermissen, z. B. S. 157 über den Missbrauch der China, S. 453 über die niederschlagenden Pulver u. s. w. Auch könnte Manchem die Untersuchung über die Hypothesen zur Erklärung der Wirkungsart des Quecksilbers S. 379 ff. zu umständlich scheinen. Druckfehler, besonders in den Namen der Schriftsteller und Arzneymittel, kommen in beiden Theilen hin und wieder vor: doch selten wird der Sinn dadurch gestört. Noch eine Kleinigkeit: dass *Columna* „im vorigen Jahrhundert" gelebt habe (S. 683), konnte man wohl 1800 noch sagen; aber in der zweyten Auflage nicht mehr.

Die Einleitung enthält 1) die Reagentia; 2) allgemeine Regeln und Bemerkungen beym Sammeln, Aufbewahren und Zubereiten der Pflanzenkörper; Verzeichniss der wichtigsten Arzneymittel. Da Rec. die erste Auflage nicht gesehen hat: so sey es ihm erlaubt, was ihm bey den einzelnen Artikeln nicht aus Anderen geschöpft zu seyn schien, hier anzuzeigen. S. 28. Die verdünnte Vitriolsäure darf man nicht mit Schleimen vermischen, welche davon aus dem Wasser niedergeschlagen werden; aber schleimige Getränke nachzutrinken, ist oft nöthig. — S. 54. Der Vf. erhielt selbst einmal bey einer aufs höchste gestiegenen Flatulenz, wo sonst nichts mehr helfen wollte, schnelle und fast augenblickliche Hülfe durch eine Mischung von Alaun mit Cascarille und Zimmtblüthen; und da er den Alaun einige Monate lang zu einem halben Quentchen bis zwey Scrupeln täglich auf diese Art brauchte, verlor sich diese kränkliche Anlage auf ziemlich lange Zeit; doch fand er den Alaun nie so hülfreich, als in dieser Verbindung. — S. 86. Das Doppelsalz hat ihm, nach eigener Erfah-

rung, zu einem Quentchen jede halbe oder ganze Stunde in Koliken und Magenkrämpfen durch schnelle Öffnung des Leibes und Fortschaffung der Blähungen sehr gute Hülfe geleistet. — S. 95. Um Verstopfungen im Unterleibe aufzulösen, nahm er täglich dreymal ein halbes Quentchen Wohlverleywurzel, ohne anderen Erfolg, als merklich vermehrte Wärme und gelinden Reiz der Lebensverrichtungen, nebst Hartleibigkeit; zu einer anderen Zeit machte ein kleiner Zusatz von den Blüthen zu einem Visceralklystiere ihm ängstliche Empfindung und Reiz zum Erbrechen, der nicht eher als nach erfolgtem Abgange des Klystiers verschwand. — S. 100. Eine Tinctur aus 1 Theil Haselwurzel und 6 Theilen rectificirtem Weingeist ist der Baldriantinctur sehr ähnlich, und übertrifft wahrscheinlich alle Arten derselben an Kräften und concentrirtem Gehalte; die Gabe etwa zu 15 — 30 Tropfen. — S. 122. Einige Zweifel über *Thedens* Erfahrungen von der Anwendung der Belladonna gegen das Missgebären, und mancher Anderer, zumal *Münchs* des Ä., „als eines Dilettanten in der Heilkunde", über den zu weit getriebenen Gebrauch derselben. — S. 194. Über die Unzulänglichkeit der Chinarinde in Fiebern mit zähen Unreinigkeiten oder mit Verstopfungen im Unterleibe, und dem Vorzuge der Spiessglanzmittel in denselben. — S. 266. Die goldfarbene Eisentinctur, mit gleichen Theilen Liqu. anodyn. vermischt, hat der Vf. oft mit Nutzen gebraucht, und räth, nach *Hahnemanns* Vorschlage, zu Erhöhung der magenstärkenden Kraft den Zusatz irgend eines wesentlichen Öls. — S. 304. Empfehlung der von *Mellin* vorgeschriebenen Pillen aus Jalapenwurzel, Ochsengalle und bitterem Extracte. — S. 316. Ungleiche Wirkung des Brechwurzelweins des edinburger und londoner Apothekerbuchs, vermuthlich wegen Ungleichheit der auflösenden Theile im Weine. — S. 320. Merkwürdiges Beyspiel von der Wirksamkeit der Brechwurzel in Hemmung des Schluckens zu einem halben Gran, so wie der Haselwurzel in kleinen Gaben, unter anderen auch in einer hysterischen Epilepsie. — S. 329. Dass die Milchdiät der Alpenbewohner bey ihnen weit stärkere Gaben von Brech- und Purgir-Mitteln nöthig mache, hätte man bey Benutzung des *Avis au peuple* auf deutschem Boden nicht übersehen sollen. — S. 339. Der Vf. hat Kranken, denen das Opium wenig Erleichterung gewährte, durch das Kirschlorbeerwasser Schlaf und Ruhe verschafft. — S. 361. Die riviere'sche Mixtur aus Magnesia und Essig fristete einem unheilbaren Brustwassersüchtigen mehrere Wochen lang das Leben, und machte seinen Zustand erträglich. — S. 422. Der Vf. giebt dem Sublimat in Pillen den Vorzug vor dem in der Auflösung. — S. 459. Das Ricinusöl sey auf jeden Fall entbehrlich und eben so theuer. — S. 462. Empfehlung des rectificirten Bernsteinöls zum inneren Gebrauche; es mache auch den künstlichen Bisam mehr als entbehrlich. — S. 514. China mit Rhabarber in Krankheiten des Unterleibes und der Baucheingeweide, und fast noch hülfreicher gleiche Theile Rhabarber und Cascarille, aus eigener Erfahrung. — S. 605. Essigsenf mit gleichen Theilen Honig theelöffelweise (nach *Stark*) im epidemischen bösartigen, bey Mehreren tödtlichen Katarrhe ist von vorzüglichstem Nutzen. — S. 612. Warnung vor dem Missbrauche geistiger Arzneyen und Getränke, wenn es nicht unumgänglich nöthig scheine, welches sehr selten der Fall seyn möchte; obgleich bey Kranken aus dem gemeinen Volke die Ärzte fast gezwungen seyen, diesem Geschmacke etwas nachzugeben. — S. 628. Wiederholte Empfehlung der Spiessglanzmittel, vorzüglich des Spiessglanzschwefels, in Wechselfiebern. — S. 649. Zur Aufbewahrung des Brechweinsteins wird dessen Vermischung mit Weinsteinrahm, etwa ein Theil des ersteren zu 9 Theilen des letzten, empfohlen. — S. 671. Die beste Auflösung der salzsauren Schwererde ist die in reinem abgezogenem Wasser, allenfalls mit Wasser oder gemeinem Syrup versetzt. Die Verbindung mit Spiessglanzarzneyen, Quecksilber, Kirschlorbeerwasser und anderen sehr wirksamen Mitteln führt nicht zur richtigen und sicheren Beobachtung dieses noch mancher unbefangenen Prüfung bedürfenden Mittels; doch ist die Verbindung mit Mohnsaft oder anderen schmerzstillenden Mitteln in manchen Fällen sehr nützlich. — S. 680. Das mineralische Turbith wird zu wiederholten Versuchen empfohlen. — S. 687. Das Baldrianextract wird erst dann wirksam, wenn jeder Unze acht Tropfen des ätherischen Öls dieser Pflanze zugesetzt werden. — S. 700. Um das Niederschlagen des Brechweinsteins aus dem Weine zu verhüten, wird gerathen, in jeder Unze Wein 4 Gran Brechweinstein und eben soviel Salmiak aufzulösen. — *Lewis's* Auflösung von 8 Gran Brechweinstein und 6 Gran Mohnsaft in 7 Unzen schwachem Brantwein hat nach eigenen Versuchen des Vfs. von einem einzigen Löffel schon starkes Erbrechen erregt. — S. 708. Muthmassung von der grossen Wirksamkeit des weissen Vitriols in faulichten Krankheiten, die mit einem grossen Verluste von Lebenskraft verbunden sind und in den Charakter des Nervenfiebers übergehen.

No. 2. Wie der erste Theil, schon besage des Titels, für praktische Ärzte, so ist der zweyte mehr für Wundärzte bestimmt; für diese ist auch nach dem Register noch eine Übersicht der zu chirurgischen Absichten dienenden Präparate nach den Grundsätzen der antiphlogistischen Chemie angehängt. *Erster Band.* S. 56. Aus den bey künstlichen Eisenbädern „etwanigen" eingedrungenen Eisentheilchen könne man kaum eine besondere Wirkung auf die Blutmasse erwarten. (Vergl. mit S. 37.) S. 111. Empfehlung des Borax besonders als eines säurebrechenden Mittels bey sehr kleinen Kindern. S. 149 hofft der Vf., dass, da nicht allein aus sehr vielen riechbaren Pflanzen und Blumen, sondern aus allen (?) durch Alter verdickten und geronnenen ätherischen Ölen Kampher gewonnen werden kann, man nach einigen Jahren so viel Surrogate des Kampherbaums nebst der Zubereitung dieser Producte gefunden und erfunden haben werde, dass die Theurung und Seltenheit desselben nie auf den höchsten Punct steigen könne. S. 186.

Vorzüge des gemeinen Durchzuges oder Wachstuches (Sparadrap) vor dem Wachstaffet, dessen grosse Wirksamkeit der Vf. sehr bezweifelt. So hält er auch S. 256 den Gebrauch des Bilsenkrauts für unzuverlässig, und glaubt, der rechte Arzt müsse mit dem rechten Gebrauche des Mohnsafts bekannt seyn, und werde dann kein anderes Mittel zu dieser Absicht nöthig haben (vergl. 2 B. S. 78). Doch empfiehlt er den äusserlichen Gebrauch des aus dem Saamen gepressten Öls, ob er gleich selbst es nur in Verbindung mit anderen Mitteln angewendet zu haben gesteht. S. 267. Beym innerlichen Gebrauche der Wallnussschalen und des Extracts derselben bleibe zu bedenken, ob nicht der darin befindliche betäubende Grundstoff einige besondere Wirkungen auf den Körper haben könne? — S. 288. Des salpetersauren Silbersalzes von *Boyle* und *Boerhaave* versuchter innerlicher Gebrauch ist mit allem Rechte als unsicher und unerheblich längst in Vergessenheit gerathen (aber doch neuerlich wieder daraus hervorgezogen worden), obgleich Rec. es schwerlich anwenden würde). *Zweyter Band.* S. 105 wurden von Hn. *B.* achtjährige Stockungen im Eyerstocke, die zuletzt in Wassersucht desselben überzugehen droheten, durch Einreiben des dippelschen Öls erst beweglich gemacht, sodann mit kämpfischen Visceralklystieren behandelt, da sich endlich ein drückender Schmerz in der Nierengegend einstellte, wurde Cremor tartari gegeben, und dadurch der Abgang eines starken trüben Bodensatzes im Harne bewirkt, der die Krankheit hob. S. 108. Von dem von *Chiarugi* (nicht *Chiaragie*) vorgeschlagenen Mittel, das flüssige Laudanum mittelst eines Pinsels so hoch als möglich in die Nase zu bringen, fand der Vf. an sich selbst beym Zahnweh schnelle Hülfe, aber später nicht so merklich, indem bey öfterer Wiederholung ohne Zweifel die Schleimhaut gegen den specifischen Reiz des Mohnsafts unempfindlicher wurde. S. 323 ein umständlicher mit Anmerkungen begleiteter Auszug aus *Frahms* Beschreibung einer neuen Methode, veraltete Geschwüre der unteren Gliedmassen zu heilen (Altona 1794), zur Empfehlung des daselbst angegebenen Terpentinbalsams.

Ks.

ROSTOCK, b. Herausgeber: *Medicinischer Kalender für Ärzte und Nichtärzte, auf das Jahr* 1814. Mit besonderer Hinsicht auf die Herzogthümer Schwedisch-Pommern und Mecklenburg. Herausgegeben von Dr. *Georg Heinrich Masius*, Prof. d. Arzneywissensch. auf d. Univers. zu Rostock u. s. w. Mit dem Bildniss des Hn. Leibmedicus Ritters Haken in Stralsund. 1814. 180 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Zeitschrift, wie die vorliegende, worin jährlich die auf Medicin Bezug habenden Veränderungen eines gewissen Districts, Notizen über die herrschenden Krankheiten daselbst, medicinisch-polizeyliche Verordnungen, Ehrenbezeugungen und Beförderungen, Todesfälle, Rügen gewisser Vorurtheile und Vorschläge zu ihrer Verbesserung u. s. w. zur allgemeinen Kunde gebracht werden, mag ihr Gutes haben, und für die Gegend, für welche sie zunächst bestimmt ist, nicht ohne Interesse seyn. Für das grössere Publicum aber ist das Interesse daran desto geringer. Auch sind die Aufsätze, aus denen dieser Jahrgang zusammengesetzt ist, von sehr ungleichem Gehalte, und manchem sieht man es auf den ersten Blick an, dass sie nur in Ermangelung von etwas Besserem dastehen, um den leeren Raum auszufüllen.

No. I. begreift den Kalender nebst einem Namenverzeichniss der Ärzte, Wundärzte und Apotheker der auf dem Titel angegebenen Herzogthümer, II. Übersicht der Medicinalverfassung und Medicinalverwaltung in diesen Herzogthümern. III. Ausführliche Abhandlungen. 1) Bemerkungen über die Bevölkerung und Sterblichkeit in Rostock. Vom Generalchir. Prof. *Josephi* daselbst. Einer der besten Aufsätze dieses Jahrganges. 2) Von den physischen Hindernissen einer glücklichen Ehe. Ein Wort an Ältern, Vormünder und manche Ehestandslustige. Vom Herausgeber. Declamation über ein schon viel besprochenes Thema. 3) Von den Gebrechen, welche vom Militärdienste befreyen. Nach österreichischen und französischen Gesetzen. Mit Anmerkungen und Zusätzen vom Herausgeber. Ein Aufsatz, der sich weder durch seine Eintheilung noch durch seine Ausführung empfiehlt. So handelt der zweyte Theil von den sichtbaren Gebrechen, welche die unbedingte Entlassung erheischen, deren Arten und Ursachen aber von dem untersuchenden Arzte angegeben werden müssen, der dritte von den Gebrechen und Krankheiten, welche eine gründliche Untersuchung erfodern, und in den Berichten nicht oberflächlich, sondern mit gerichtlich-medicinischer Genauigkeit angegeben werden müssen. Das Unrichtige und Unlogische dieser Eintheilung fällt ins Auge, und macht jede weitere Hindeutung überflüssig. Übrigens sind die hier angegebenen Gebrechen keinesweges vollständig. So fehlen unter denen des zweyten Abschnitts: der Mangel der Nase, des Ober- und Unter-Kiefers, die Klump- oder sogenannten Pferde-Füsse, Hasenscharte u. s. w.; unter denen des dritten Abschnittes: chronisches Asthma, schiefer Hals, chronisches Erbrechen, chronische Bauchflüsse, Schlafwandeln, starkes Schwitzen der Füsse u. s. w. IV. Über die verschiedenen Ansichten der Heilkunde und ihren Einfluss auf die Ausübung derselben. Von dem Assessor D. *Mende* in Greifswald. Enthält Erinnerungen an das nichtärztliche Publicum, welche allgemein beherziget zu werden verdienen. V. Kleinere Aufsätze. 1) Fragmente. a) Einige Worte über die Wahl akademischer Lehrer, nach *Gruner*; mit Zusätzen vom Herausgeber. b) Einige Beobachtungen über das Verhältniss der Charakter- und Gesichter-Ähnlichkeit in den Familien. Hievon etwas zur Probe: „Wo der Vater noch so dumm ist, die Mutter aber sehr weise, da werden die meisten Kinder ausserordentlich weise seyn. Wo der Vater gut, recht gut ist, werden die

Kinder grösstentheils gute Anlage haben, wenigstens immer einen grossen Theil Gutmüthigkeit. Vom stark gezeichneten Vater rührt die Festigkeit und die Art der Knochen und Muskeln, von der stark gezeichneten Mutter die Art der Nerven und die Gesichtsform her, wofern die Imagination und Liebe der Mutter sich nicht sehr stark in das Mannsgesicht gleichsam hineingewurzelt hat," u. s. w. Soviel für diejenigen, welche an dergleichen Spielereyen Gefallen finden mögen. Wir finden keinen daran. 2) Biographieen und biographische Notizen. Enthält eine ausführlichere Biographie des verdienstvollen und bekannten Chemikers *Westendorff* und einige kurze Notizen von dem Leben des ehemaligen schwed. Leibmedicus *von Willich*. 3) Kurze Anzeigen von den epidemischen und epizootischen Krankheiten des J. 1813. a) Epidemische Krankheiten; nebst Nachrichten von dem Gesundheitszustande mehrerer Städte in Mecklenburg und Schwedisch-Pommern. b) Epizootische Krankheiten. 4) Miscellen. 5) Medicinal- und medicinische Polizey-Verordnungen. 6) Rüge einiger Moden. 7) Warnungen. 8) Charlatanerieen der Ärzte, Prätensionen der Nichtärzte, Misshandlungen des ärztlichen Standes. 9) Nachträge zu der Literatur der mecklenburgischen und schwed. pommerschen Ärzte. 10) Medicinische Promotionen im J. 1813. 11) Beförderungen. 12) Nekrolog. 13) Ortsveränderungen praktischer Ärzte. 14) Medicinische Literatur des J. 1813.

Hbm.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. 1) *Berlin* und *Stettin*, b. Nicolai: *Über die Tollehundeswuth und deren Heilung durch zweckmässigen Gebrauch des Gauchheils (Anagallis arvensis L.).* Eine französische Original-Abhandlung vom Herrn *Chabert*, Prof. bey der Thierarzneyschule zu Alfort. Für Deutsche bearbeitet und mit einer Vorrede von *G. F. Sick*, Prof. der Thierarzneykunde. Herausgegeben von *J. C. Ribbe*. 1812. XIV u. 96 S. 8. (9 gr.)

2) Ohne Ang. d. Druckortes: *Mittel wider die Hundswuth von dem Kötter Schmiedeskamp in Stapelage*, Amts Detmold, im Fürstenthum Lippe. 1812. 6 S. 8. (1 gr.)

No. 1 enthält eine recht treffende Darstellung der Kennzeichen der Hundswuth bey Menschen und Hunden, sowohl im Leben als nach dem Tode, und giebt über das Wesen dieser Krankheit, über das sie begleitende Symptom: die Wasserscheu, und über die Verschiedenheit der eigentlichen Wuth von der stillen Tollheit, wenn auch nicht genügende Aufschlüsse, doch manche zu benutzende Winke und Bemerkungen. Dagegen ist das Verzeichniss der gegen diese Krankheit in Vorschlag gebrachten Mittel unvollständig, und enthält Manches, was der Wiedererwähnung nicht werth war. Der unter uns schon längst bekannte Gauchheil wird hier besonders gerühmt, und seine Wirksamkeit durch mehrere gesammelte Beobachtungen zu erweisen gesucht. Indessen bleibt doch auch diess, so wie bey manchen anderen gegen diese Krankheit empfohlenen Mitteln, zweifelhaft, so lange nicht mit Gewissheit ausgemittelt werden kann, ob diejenigen Personen, bey denen es angewendet wurde, wirklich von tollen Hunden gebissen worden, und ob alle Menschen und Thiere, die von dergleichen Thieren gebissen sind, auch nothwendig die Wuth bekommen müssen, wenn sie nicht mit solchen Heilmitteln behandelt werden. Uns scheint es wenigstens sehr wahrscheinlich, dass die Receptivität für dieses Gift, wie bey anderen Ansteckungsgiften, zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen und bey verschiedenen Individuen, sehr verschieden sey, Umstände, denen es wohl allein zuzuschreiben seyn möchte, dass so viele, gegen diese Krankheit empfohlene Geheimmittel einen Ruf und ein Vertrauen sich erwarben, welches sie bey genauerer Prüfung nicht behaupten konnten. Daher ist auch dem Vorsatze des Hn. Prof. *Sick*, eine eigene Anstalt zur genaueren Beobachtung der mit dieser Krankheit befallenen Menschen und Thiere zu gründen, wovon er in der Vorrede spricht, alles mögliche Gedeihen zu wünschen, und gewiss können wir auf diesem Wege Aufschlüsse über dieses räthselhafte Übel erwarten, wie sie die Privatpraxis nimmermehr zu geben im Stande ist. — Aufgefallen ist uns unter den verschiedenen hier angeführten Mitteln eines, welches der näheren Beachtung werth zu seyn scheint und daher auch hier eine Stelle einnehmen soll: „Die *Mémoires de l'académie des Sciences* vom Jahre 1699 enthalten Nachrichten von einer mit der Wuth befallenen Frau, welche bis zur Ohnmacht gebadet, ein ganzes Jahr hindurch auf einem Stuhle angebunden, bloss mit Brod und Wasser genährt, und so völlig geheilt ward. In eben diesen *Mémoires* findet man auch Nachrichten, dass bey vielen dergleichen Kranken die Furcht vor dem Wasser dadurch verdrängt ward, dass man sie ganz und gar mit Wasser übergoss, und wird zugleich das Beyspiel angeführt, dass ein solcher wüthender Mensch, an einen Baum gebunden, in diesem Zustande mit mehr als zwey hundert Eimer Wasser übergossen, und auf diese Weise völlig geheilt ward. *Morin* erzählt uns die Heilungsgeschichte eines Mädchens, welche von einem tollen Menschen gebissen worden war. Sechzehn Tage nach diesem Ereignisse äusserten sich bey ihr alle Kennzeichen der Wuth. Man badete sie in einem grossen Gefäss mit Wasser, in welchem zwanzig Pfund Salpeter aufgelöst waren, so dass man sie in diesem Bade mehrere Male ganz nackt untertauchte, und sie alsdann ganz gefühl- und bewusstlos in demselben liegen liess. Als sie endlich wieder Besinnung bekam, wunderte sie sich selbst, dass sie das Wasser, in welchem sie lag, ohne Widerwillen betrachten konnte. Darauf ging das Übel in eine gewöhnliche Krankheit über, von welcher sie jedoch glücklich hergestellt ward."

Am Schlusse dieser Recension müssen wir rügen, dass der Übersetzer bey allen Pflanzen, welche hier angeführt sind, nur die deutschen, nicht die *linné*'schen Namen genannt, und mehrere Eigennamen, als *Boerhaave*, *Hahnemann*, *Morgagni* u. s. w. falsch geschrieben hat.

No. 2 enthält ein Geheimmittel, welches eine Privatgesellschaft dem auf dem Titel genannten *Schmiedeskamp* abgekauft hat, und besteht aus rothem Gauchheil (*anagallis arvensis*), Beyfuss (*artemisia vulgaris*), breitem Wegerig (*plantago latifolia*), Zaunranken (*galium aparine*), Lorbeeren, Theriak, *philon. romanum* mit Bier zu einem Tranke gekocht. Dabey wird die Biss-Wunde mit einem Cantharidenpflaster belegt und 4 Wochen lange offen erhalten.

Hbm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1 8 1 5.

## *GRIECHISCHE LITERATUR.*

Altona, b. Hammerich: *Plutarchs Timoleon, Philopömen, die beiden Gracchen und Brutus.* Zum Schulgebrauch herausgegeben mit Anmerkungen und einem erklärenden Wörterregiſter von *G. G. Bredow.* Zweyte vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. 1815. 236 S. 8. (20 gr.)

Die erſte Ausgabe dieſer Lebensbeſchreibungen des Plutarchos erſchien 1799 als ein Schulbuch, welches ſowohl jüngere Leſer mit dieſem Schriftſteller mehr bekannt machen, als auch überhaupt einen von *Reiſkes* Conjecturen und anderen Fehlern gereinigten Text darbieten ſollte. Der Herausgeber lieſs darauf 1807 eine Überſetzung folgen. Kurz vor deſſen Tode ward eine zweyte Ausgabe des griechiſchen Originals verlangt, und der zu früh Verſtorbene gedachte nun erſt eine ſeinen ſelbſt und der Sache würdige Arbeit in einer neuen Bearbeitung zu liefern. Das Schickſal wollte es anders. *Bredow* übertrug die Beſorgung des wiederholten Abdrucks Hn. *Kuniſch,* Lehrer am Friedrichsgymnaſium in Breslau, und foderte ihn auf, die Druckfehler zu verbeſſern, das Wortregiſter zu vervollſtändigen und nach einem Handexemplar die Anmerkungen, welche dem Vf. verwerflich geſchienen hatten, auszuſtreichen, übrigens aber nach Gutdünken das Nöthige beyzufügen. Hr. *K.* entſchuldigt ſich zuerſt mit der Eilfertigkeit, mit welcher der Abdruck beſorgt werden muſste; dann giebt er an, daſs er den Text von *Reiſkes* Conjecturen noch mehr gereinigt habe, wobey er eine Vergleichung des *codex Palatinus* (es iſt, was Hr. *K.* nicht angiebt, die Handſchrift No. 168, welche in die vaticaniſche Bibliothek kam, und nun ſich in Paris befindet) im Leben des Timoleon und Brutus benutzte, und zu den bredowiſchen auch eigene Anmerkungen beygefügt habe. Uns liegt ob, nicht ſowohl von den beybehaltenen älteren, als vielmehr von den hinzugekommenen Bemerkungen zu ſprechen.

Im Allgemeinen muſs man jene Eilfertigkeit beklagen, mit der Hr. *K.* zu arbeiten genöthigt ward: denn die Spuren davon bemerkt man durch das ganze Buch hindurch. Nach dem, was Hr. *K.* in den Anmerkungen beygefügt hat, würde er einer wirklichen neuen Bearbeitung fähig geweſen ſeyn, und es würden ihm die Schulen, zu deren Gebrauch dieſs Buch beſtimmt iſt, für eine fortlaufende Erklärung des Schwierigen und für eine ſorgfältige Berückſichtigung deſſen, was bey dieſem Schriftſteller erfodert wird, groſsen Dank geſagt haben. Jezt erhielten wir nur hin und wieder eine grammatiſche Bemerkung, die in Hinweiſung auf *Matthiäs* Grammatik und *Hermanns* Vigerus beſteht, hie und da eine Rechtfertigung der vorgenommenen Änderung. Auf die neue Bearbeitung von *Coray* und *Fabrici* iſt nicht Rückſicht genommen, obſchon dieſer einige Mal (wahrſcheinlich nach Erwähnung *Bredows* in deſſen Handexemplar) genannt worden iſt. Auch nicht die Kritik der *fabriciſchen* Ausgabe in der halleſchen allgemeinen Literaturzeitung, die ohne Zweifel von *Bredow* herrührt, iſt benutzt worden. In grammatiſcher Hinſicht blieb eine groſse Zahl der Schwierigkeiten unerörtert, wogegen man leichtere Conſtructionsformen und Wortbedeutungen nachgewieſen findet. Ein Schüler, der für die Lectüre des Plutarchs geſchickt iſt, wird z. B. ſicher ohne Bemerkung wiſſen, daſs S. 3 ἐφ' ᾧ durch die Attraction, ſtatt ἀπὸ τούτων, ἃ ſteht, oder daſs S. 4 καθ' ἑαυτὸν *für ſich allein* heiſst, oder S. 124 ἐφ' ᾧ *weſswegen*, oder S. 125 ἀπὸ τῆς ξένης *aus der Fremde.* Öfters läſst der Vf. an die Stelle der Erklärung eine deutſche Überſetzung treten. Meiſtentheils aber gehen die Anmerkungen auf Rechtfertigung der angewandten Kritik aus, und von dieſer ſprechen wir etwas weitläuftiger, da der Abdruck des Textes ſelbſt derſelbe geblieben iſt. Nicht alle Fehler ſind verbeſſert worden. So fehlten auch jetzt noch im Timoleon c. 18 die in *Huttens* Ausgabe ausgefallenen Worte καὶ συνηρμοσμένης nach συγκειμένης.

Timoleon c. 4 ἐπεὶ δ' οἱ Κορίνθιοι, δεδιότες, μὴ πάθοιεν οἷα καὶ πρότερον, ὑπὸ τῶν συμμάχων ἀποβαλόντες τὴν πόλιν, ἐψηφίσαντο τρέφειν ξένους τετρακοσίους, καὶ τούτων ἄρχοντα Τιμοφάνην κατέστησαν. Hier deutet die beygefügte Note: „Als nachher die Korinther beſchloſſen, u. ſ. w." die Conſtruction an, welche man früher verkannt hatte, und welche einer näheren Aufhellung werth war. Obgleich jene Worte den Irrthum zurückzuweiſen ſcheinen, daſs ἐπεὶ für ἔπειτα ſtehen könne: ſo hat Hr. *K.* die Worte καὶ — κατέστησαν zum Nachſatz werden laſſen, welcher doch in dem Folgenden liegt. Nach ἐπεὶ folgt nämlich im Nachſatze nicht ſelten δὲ (M. ſ. *Hermann* zu Viger. S. 784), und die Stelle muſs alſo interpungirt werden: ἐπεὶ δ' οἱ Κορίνθιοι, δεδιότες — — κατέστησαν, ὁ δὲ τῶν καλῶν καὶ δικαίων ὑπεριδὼν εὐθέως ἐπεχείρει —

— τύραννον, βαρέως δὲ φέρων ὁ Τιμολέων etc., so daſs der Nachsatz mit βαρέως δὲ φέρων beginnt. Dieſs aber erhält dadurch Gewiſsheit, daſs Plutarch nicht ὁ δὲ Τιμολέων βαρέως φέρων geschrieben hat, sondern βαρέως δὲ φ. Übrigens sollte weder vor den Worten ὑπὸ τῶν συμμάχων, wie Hr. *K.* will, noch nach denselben, wie andere Ausgaben geben, ein Comma stehen. In solchen Verbindungen interpungirten die Alten gar nicht. — Cap. 4. Zu welchem Zwecke hier S. 6 die Anmerkung: „Nach πρῶτον μὲν folgt sonst häufig ἔπειτα ohne δὲ," nebst Verweisen steht, sieht man nicht ein, da nicht die Bedingung angegeben wird, mit welcher δὲ beygefügt und ausgelassen wird, und im Texte das regelmäſsige ἔπειτα δὲ gefunden wird. — Cap. 7 blieb παραφυλαττόμενον ἑαυτοὶ πολλαῖς τὸν στόλον, eine Conjectur von *Reiske* unberührt im Texte, statt daſs die Lesart der Handschriften und alten Ausgaben παραφυλαττομένων, eine Vertheidigung verdiente. — Richtig wurde c. 9 παραλογαί beybehalten, doch die darauf folgende Note von *Bredow* über ἢ στρατηγήσαντας ποιεῖν unberichtigt gelassen. Wäre der Sinn nämlich derjenige, den *Bredow* annimmt: so müſste geradehin στρατηγήσαντες gelesen werden. — Gut hat Hr. *K.* c. 10 ἐν Κορινθίοις an die Stelle von ἐπὶ Κορινθίοις zurückgerufen, zu den folgenden Worten aber falsch bemerkt, ἕτερος ἑτέρῳ παραδιδοὺς seyen *nominativi absoluti.* Diese Worte greifen nämlich regelmäſsig in die angefangene Construction ein. — Über den Gott Ἀδρανὸς c. 12 findet man nichts bemerkt; doch hat *Bredow*, den wir für den Vf. der oben genannten Kritik in der Allg. Lit. Zeitung halten, sich darüber mit schätzbaren Bemerkungen verbreitet. In demselben Capitel verlangt *Bredow* zum Ausdruck der Absicht vor den Worten εἰς μεταβολὴν τιθασσευομένους noch ὡς. Hr. *K.* hätte nicht unterlassen sollen zu erinnern, daſs hier ὡς unnöthig und der Begriff der Absicht unstatthaft sey. Die Griechen setzen oft die Verba, nicht sowohl um die geschehene Handlung selbst anzuzeigen, als vielmehr nur wie diese angenommen, oder auch vorausgesetzt werde. So sagt Plutarch: *Sie argwöhnten, daſs dieselben Kunstgriffe auf sie kämen, die da merkten* (oder *sahen*), *daſs sie für die Vertauschung des Tyrannen zahm gemacht würden.* Cap. 14. Zu der Vertheidigung des doppelten τε bey Participien (nicht wie der Vf. angiebt: οἵ τε — οὔτε) hätte ein anderes Beyspiel als c. 28 gewählt werden, und die Interpunction der Stelle verbessert werden sollen. Der Gebrauch des τε — τε aber kann hier darum Statt haben, weil οὐδεὶς ἦν — ὃς οὐχὶ vorausgeht. Dennoch würden wir, wenn handschriftliche Bestätigung hinzukäme, das *reiskesche* οἱ μὲν — οἱ δὲ billigen müssen. Cap. 16 hat nicht die *Juntina* allein ἀπεπήδησεν, sondern die meisten älteren Ausgaben. In den Worten θαυμάζοντας ἅμα τῆς τύχης εὐμηχανίαν, ὡς δι' ἑτέρων ἕτερα κινοῦσα καὶ συνάγουσα πάντα πόρρωθεν — — ἀεὶ τοῖς ἀλλήλων χρῆται καὶ τέλεσι καὶ ἀρχαῖς erwähnt Hr. *K.* die Lesart des palatinischen Codex ὡς κινοῦσα καὶ συνάγουσα billigend, und schlägt dabey vor, χρῆσθαι zu lesen. Man wird diese Änderung leicht finden, aber die Concinnität vermissen. Uns scheinen die Worte ἀεὶ τοῖς — — ἀρχαῖς ein erklärender Zusatz des Plutarch, und daher die Interpunction nach κινοῦσα so zu stellen, daſs das Folgende als ein für sich bestehender Satz betrachtet wird. Die vielleicht hiebey vermiſste Partikel läſst Plutarch nicht selten aus. — Mit gutem Grunde vertheidigt Hr. *K.* c. 28 τεῦτον in dem Sprichwort δεῖσθαι τεῦτον τοῦ σελίνου. — Im 28 Cap. machte *Bredows* Anmerkung über die Construction der Worte οἵ τε ἄλλοι πληρούμενοι eine Verbesserung nothwendig: denn nicht *nominativi absoluti* sind hier eingeschoben, ohne weitere Bindung oder Beziehung, sondern der Schriftsteller fährt in einer veränderten Construction so fort, als habe er die Periode mit dem Nominativ der Person begonnen. Das in *Bredows* Übersetzung ausgedrückte *theils der Schlamm — theils sie* entspricht nicht dem Griechischen, und verkehrt den ganzen Satz, in welchem die Person mit der Sache gleichgestellt und verbunden wird. — Cap. 36 hätte Hr. *K.* das in der Note erwähnte ἐφ' ἑαυτοῦ geradehin statt ἐφ' ἑαυτοῦ wieder in den Text aufnehmen sollen. Es werden nämlich *Privatvortheile* verstanden.

Zu dem Leben des Philopömen hat Hr. *K.* nichts Denkwürdiges beygetragen, nur zu Cap. 8 angemerkt, daſs τὰ πυρρικά in ἀπὸ τῶν πυρρικῶν, nicht das Masculinum, zu verstehen sey. So auch erstreckt sich zum Cajus Gracchus die Bereicherung nur auf eine Note, die aber eben nicht vermiſst werden würde. Die Stelle ist c. 17 folgende: ὧν φθάνουσι μικρὸν εἰς ἱερὸν ἄλσος Ἐρινύων καταφυγὼν κἀκεῖ διαφθείρεται. Hr. *K.* erkennt die Stelle als verderbt, und sagt: „ich corrigire ohne Bedenken ὧν φθάνει — ἀποφεύγων." Zuerst muſste geschrieben werden ὁ δὲ; dann ist φθάνουσι bloſser Druckfehler, die früheren Ausgaben haben φθάνει; und warum endlich ἀποφεύγων und nicht καταφεύγων, wie zu schreiben war?

Im Tiberius Gracchus wird c. 14 mit Recht εἰς ἐρεμὸς gegen alle Änderung vertheidigt, wobey *Fabrici's* Anmerkung zu benutzen war. Mit diesem schlägt Hr. *K.* c. 16 vor, in den Worten οὐ μικρὰ παραδεδῶσθαι τῶν ἐπικεχειρημένων οὐκ ἄτοπον ἦν vor ἄτοπον noch ἂν einzuschieben. Allein die Griechen bilden den Conditionalsatz mit dem Imperfecto auch ohne ἄν. Xenoph. Anab. VII, 7, 40 αἰσχρὸν γὰρ ἦν. Man s. hierüber *Schäfer.* Meletem I. p. 55. — Bey den Worten in demselben Cap. πρὸς τῷ πᾶσαν ἀρχὴν ἔχειν ἐν ἑαυτῇ συλλαβοῦσα bemerkt Hr. *K.*, die Construction sey auffallend, vielleicht habe Plutarch hier irgend einen Latinismus nachgebildet. Damit aber wird nichts ausgemacht, da vielmehr συλλαβοῦσα durch die Regeln und Beyspiele der Apposition gerechtfertigt werden muſs (man vgl. *Dorville* zu Chariton S. 230); so wie sich der Gebrauch von πρὸς τῷ — καὶ nachweisen läſst in anderen Schriftstellern. — Die gehaltreichste Verbesserung finden wir im Brutus cap. 6, wo Hr. *K.* mit dem Cod. Palat. δὲ auswirft, und die sonst verwirrte Stelle also anordnet: ἔλαθεν ὁ Βροῦτος, κατὰ πύλας πρὸς τόπον ἑλώδη, — — ἐξελθὼν καὶ διὰ νυκτὸς ἀποσωθεὶς εἰς Λάρισαν. Das nun überflüſsige und mit Recht verworfene ἔρχεσθαι scheint eine durch die Verderbung veranlaſste Glosse. — In demselben Cap. folgt: οὐκ ἔθει λέγειν τοῖς οἱ μηδὲν ἀρεῖσθαι

*δυνάμενοι δοκοῦσιν αὐτῷ μὴ καλῶς τὴν ὥραν διατεθεῖσθαι.* Dafs der Sinn der Worte, wie man ihn gewöhnlich nahm, nicht der wahre feyn kann, lehrt der Augenschein. Hr. *K.* fagt: „wenn gleich die Meiften *ὥραν* durch *Jugendblüthe* überfetzen, fo glaube ich doch, dafs im Lateinifchen, woraus Plutarch fchöpfte, geftanden haben mag: *eos qui nihil denegare valerent, videri fibi non bene diem dispofuiffe.* Wofern man nicht etwa *τὴν ὥραν absolute* nehmen will: fchienen ihm *in ihrer Jugend* nicht gut gebildet worden zu feyn." Die Jugendblüthe pafst nicht in den Gedanken, doch wird man auch jene lateinifchen Worte nicht verftehen. Was foll hier heifsen *non bene diem dispofuiffe?* Auch kann *τὴν ὥραν* nicht der Accufativ der Rückficht, oder abfolut gefetzt feyn. Wir glauben die Stelle verbeffert zu haben, indem wir fchreiben *μὴ καλῶς τὴν ὥραν διατεθεῖσθαι*: *die nichts abfchlagen können, fchienen ihm die Sorge nicht gehörig zu vertheilen.* Die Änderung gefchähe dann nur am Spiritus. — Im 9. Cap. hat Hr. *K.* richtig hergeftellt *εἴθε νῦν ἧς Βροῦτος!* ftatt des unrichtigen *εἴθε νῦν ἦ Βροῦτος*, fo wie cap. 75. *κατορθοῦντι* ftatt *κατορθοῦντα*, wie fchon *Fabrici* änderte. — Cap. 15 wird der Infinitiv in *καὶ παρελθεῖν μὲν εἰς τὸ δωμάτιον οὐκ ἔφθη* ftatt das Participium genommen, wo wir nicht zweifeln das Participium *παρελθοῦσ'* aufzunehmen. — *Bredows* Frage, ob c. 16 der Aoriftus richtig fey, ift unbeantwortet geblieben. Bey der Anmerkung S. 161 No. 50 hätte auf eine frühere zu c. 20 Rückficht genommen werden müffen. Gut ift c. 29 die Lesart der palatin. Codex *προβάλλειν* ftatt *προσβάλλειν*, und fteht mit Recht im Texte. Und fo hätten wir alles deffen Erwähnung gethan, was unter dem neu Hinzugekommenen derfelben werth fcheinen möchte. Die Verbefferungen in dem Wörterverzeichniffe übergehen wir.

AkD.

Leipzig, b. Link: *Obfervationes in Sophoclis Philocteten* fcripfit *Aug. Gotth. Gernhard*, AA. LL. M. Scholae cathedr. Numburgenfis Subconrector. 1802. 156 S. 8. (18 gr.)

Schon diefe erfte Schrift des Hn. *Gernhard*, jetzigen Rectors der Schule zu Freyberg, deren Anzeige durch Zufall verfpätet worden, zeigte, wie viel fich in der Folge von dem Scharffinne, von den Kenntniffen und von dem Fleifse des Vfs. erwarten laffe. Sie zerfällt in zwey Theile: der *erftere* von S. 5 — 87 befteht aus Abhandlungen über folgende Gegenftände: 1) *de tragoediae natura et legibus*, S. 5 — 23. 2) *Philoctetae partes fuo ordine enarrantur*, S. 23 — 27. 3) *Philoctetae conformatio*, S. 27 — 40. 4) *Actus primus Philoctetae tentatur*, S. 40 — 47. 5) *Sophoclis Philoctetes cum ejusdem nominis fabulis Aefchyli et Euripidis comparatur*, S. 47 — 58. 6) *de Philoctetae actu tertio*, S. 58 — 87. — Ohne dafs man die Abhandlung Nr. 1 hier erwartet hätte, auch ohne dafs diefe allgemeine Unterfuchung gerade defswegen nöthig gewefen wäre, um fich in der Folge darauf zu beziehen, mufs man doch dem Vf. zugeftehen, dafs fie eine deutliche Auseinanderfetzung feiner fehr beftimmten und geordneten Begriffe über diefen Gegenftand ift. Er fcheint aber zuweilen in den Fehler zu fallen, in der ftillfchweigenden Vorausfetzung, dafs die Tragödiendichter ihr Kunftwerk fehr genau nach einem fehr eng beftimmten Begriffe von der Tragödie arbeiteten und arbeiten mufsten, zuviel *a priori* zu beftimmen, was von ihnen gefchehen mufste oder hätte gefchehen oder nicht gefchehen follen. So würde hier, wenn von dem Wefen der alten Tragödie mehr *hiftorifch* als philofophifch wäre gefprochen worden, was der Vf. über den *Prolog* fagt, welcher ohne Bedingung verworfen wird, über den *Ausgang* des Stücks, in welchem die Hauptperfon immer als unglücklich und beftraft erfcheinen foll — über den *Chor*, deffen Dafeyn als nothwendig *a priori* dargethan wird, zum Theil gewifs anders ausgefallen feyn. In Nr. 2 fcheint Rec. nicht genau genug unterfchieden zu feyn die *Fabel* des Stücks, alfo das, was als Factum der Behandlung des Dichters zum Grunde liegt, von der Art, in welcher der Dichter in feinem Kunftwerk diefes Factum entwickelt und behandelt. Wir erhalten hier eigentlich nur das Letztere; aber wir würden gewonnen haben, wenn wir auch das Erfte bekommen hätten. In Nr. 3 zeichnet fich befonders die Stelle aus, wo der Vf. zeigt, wie uns fchon lange vor der Erfcheinung des Philoktets auf der Bühne und gleich von dem Anfange des Stücks an fein Kampf mit dem Schickfal erfcheine, und immer heller und heller werde. Der Vf. fcheint nicht ganz zufrieden mit der Auflöfung des Knotens in diefem Stücke; aber doch wohl nur, weil er oben zu eng den Ausgang eines tragifchen Stückes beftimmt hatte. In Nr. 4 wird auf einige Wiederholungen aufmerkfam gemacht, V. 67 vergl. 112, und 79 — 85 vergl. 119. Allein es fcheint doch zu genau genommen, und der Vf. erklärt es zuletzt felbft fehr befriedigend für eine durchaus nicht widerliche und nichts weniger als leere Wiederholung. Die folgende Abhandlung beurtheilt jene drey Bearbeitungen diefes Gegenftandes, fo viel es fich bey den wenigen Überreften der *äfchylifchen* und *euripideifchen* Bearbeitung thun läfst, mit vielem Scharffinn und glücklicher Combinationsgabe. No. 6 beweifet gegen *Herder*, dafs Philoktet laut fchreye, und auch ohne den Zweck der Tragödie zu ftören, fo fchreyen dürfe. Auch diefe Abhandlung enthält fehr viel Wahres und Scharffinniges. So weit der *erfte* Theil der Schrift. In dem *zweyten* folgt die Behandlung einzelner Stellen. Und hier wird bald der gewöhnliche Text erklärt — doch gefchieht diefes am felteníten — oder es wird die gewöhnliche Lesart gegen die Verfuche anderer Kritiker gerettet; am häufigften aber werden von dem Vf. felbft neue Vorfchläge zu Verbefferungen gethan, zuweilen fucht er auch fchon von Anderen gemachte Verfuche beffer zu begründen. — So ift nach unferem Urtheil fehr gut erklärt V. 81. 82 — wo er das Punctum nach *λαβεῖν* getilgt wiffen will — V. 157. 228 (welche Stelle

auch *Krebs* so behandelt). Besonders auch die Stelle 1159 u. fg. — Sehr gut gerettet ist der gewöhnliche Text V. 212. Allein 187 glaubt Rec. doch das von *Brunk* verdrängte ὑπόκειται nicht völlig gerechtfertiget; auch bey 1032 hat der Vf. den Rec. nicht von dem ehemaligen εὔξασθ' überzeugt, zumal da noch πῶς mit ποῖα vertauscht werden soll. Unter den eigenen Vorschlägen des Vfs. verdienen als sehr wahrscheinliche Verbesserungen ausgezeichnet zu werden V. 319, wo er statt ἐν, ἂν; 971, wo er statt ἄλλοισι δοὺς, ἄλλοις σὲ δοὺς lesen will; ferner 993, wo er das ἔγωγε dem Odysseus geben will; 1138 statt μυρί' ἐπ' will er μύρια τ', 1386 statt ὃς, ὃν. Auch sind über den Chor 676 die Vorschläge sehr gut. Vorzüglich muss noch die Vermuthung des Hn. Prof. *Hermann* bemerkt werden zu V. 228; er will καλόμενον statt καλούμενον. Mehrere Conjecturen sind scharfsinnig gedacht und gelehrt vertheidigt; sie scheinen uns aber doch theils zu gewagt, theils nicht nöthig, theils auch den vorhandenen an Gehalt nicht überlegen. So gefällt Rec. zu 55 der Vorschlag, δόλοισιν zu lesen, doch besser, als mit Hn. *Gernhard* δεῖν und λέγω statt δεῖ und λέγων: denn wird man wohl sagen können, *jubeo te oportere* (*videre*) *quomodo verbis eum fallas?* — V. 79 statt καὶ zu lesen δὴ dünkt uns unnöthig: denn καὶ muss hier nicht mit φύσει verbunden werden. Zu V. 150 will er τέκνον statt ἄναξ aufnehmen. Allein kann wohl der dienende Chor dem Neoptolem das sagen? und ἄναξ steht doch gerade hier mit vielem Sinne. Zu den scharfsinnigen, aber nicht nöthigen Verbesserungen scheint uns auch zu gehören, was der Vf. über 497 — 99 sagt: man nehme es nur als Sprache des Lebens, und vergleiche 705 ff. So denkt Rec. auch über den Vorschlag 320, wo κακὰ Καιῶν statt κακῶν Ἄιδου gelesen werden soll. Auch 447 möchte Rec. die gewöhnliche Lesart lieber vertheidigen als Hn. *Gernhards* Vorschlag μηδεὶς ἐῴη; der Sinn des gewöhnlichen Textes ist wohl: *qui non solebat semel et raro dicere* (*qui saepissime verba faciebat*) *vel nemine concedente.* So scharfsinnig auch alles zu 500 Gesagte ist: so möchte Rec. doch nichts ändern. Denn auch bey der jetzigen Lesart gehört αὐτοὶ zu πέμψειν wie zu ἤγγελλον; auch die bisher vom Philoktetes Abgeschickten waren *nuncii*; und dass der Vater gestorben sey, besorgt Philoktetes nur, aber er ist sehr geneigt, das Gegentheil zu hoffen, und in dieser Hoffnung spricht er. Bey 572 möchte Rec. nicht mit dem Vf. so entschieden behaupten, dass der Artikel nie mit dem *nom. propr.* verbunden werde; so steht z. B. Theocrit. Idyll. ε, 82 Ὡπόλλων; und αὐτὸς ἐν καλῷ ἔπλει zu lesen ist eine starke und gewagte Änderung. Dürfte man nicht 975 statt aller Änderung πάλιν mit εἰ verbinden, *nonne arma tu mihi permittes et ipse retro ibis, recedes*? — Auch 1028 möchte Rec. nicht für σὺ δὲ stimmen; 1037 scheint der Text ebenfalls keiner Änderung zu bedürfen. Und sollte nicht 1100 λῷον und ἑλεῖν absichtlich einander so nahe gebracht seyn? Der Vf. schlägt ἐλθεῖν vor.

M. W.

---

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Drey Dukaten und ein Comet*, von *Fr. Laun*. 1814. 214 S. kl. 8. (20 gr.)

Der *gehenkelte* Dukaten, welcher die besondere Gabe hat, die Ehen glücklich zu machen, ist ein päpstlicher, und befindet sich jetzt in der Familie des Hauptmanns Ulmenbach. Wie er bey einer Plünderung der eigentlichen Besitzerin erhalten wurde, wie die Besitzerin ferner in kurzer Zeit aus einem Unterofficier einen Hauptmann gemacht, und wie dieser Hauptmann die Besitzerin zur Frau bekommen, ist der Inhalt der ersten Erzählung. Der *beschnittene* Dukaten, ein Doppeldukaten, und was wohl zu merken, von einer christlichen Frau, unchristlicher Hand unchristlich beschnitten, soll einem Fleischer an Zahlung als vollwichtig eingehändigt werden, wird aber aus Versehen einem Schiffer, der einen Strohhut aus der Elbe auffängt, als Trinkgeld gegeben, und wandert endlich, für einen Strohhut eingenommen, zum Goldschmid, um ein Trauring zu werden und ein liebendes Paar auf Lebenszeit mit einander zu verbinden. Der *falsche* Dukaten bringt einen ehrlichen Abentheuerer ein halbes Jahr ins Gefängniss, um eine Braut mit vielen ächten Dukaten, und somit die Geschichte um eine Heirath, und folglich auch um ihr Interesse. Der *Comet* erscheint als ein mächtiger, einflussreicher Stern. Er bringt in kurzer Zeit grosse Verwirrungen, Ohnmachten und einen grossmüthigen jungen Baron zum Vorschein, der die Verwirrung ordnet, die Ohnmacht vertreibt, und zwischen einer Professors Tochter und einem Famulus eine glückliche Ehe stiftet. — Die Erzählung dieser Begebenheiten ist kurz, und desswegen gut.

12 X 37.

*Nürnberg*, b. Schrag: *Leben Fibels des Verfassers der bienrodischen Fibel.* Von *Jean Paul*. 1812. 358 S. 8. (2 Rthlr.)

Alle die herrlichen Eigenschaften, die unseres Vfs. Schriften auszeichnen, findet man hier; aber auch die kleinen Muttermäler und Flecken, ohne die sie von Natur nicht seyn können, sind hier sichtbar: nur mit dem Unterschiede, dass diese gegen die früheren Werke weniger auffallend hervortreten. Der Nebel senkt sich immer mehr und mehr, der uns die schönste Gegend mit ihren Bergen und Thälern, mit ihren Flüssen und Auen, mit ihren Blumen und Früchten mehr ahnden liess, als sehen, und man nennt den Vf. immer mehr und mehr als den Seinen willkommen.

πζ.

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.


## *ALTDEUTSCHE LITERATUR.*

Cassel, b. Thurneisen: *Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand, und das weissenbrunner Gebet*, zum ersten Mal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder *Grimm*. 1812. 90 S. 4. (1 Rthlr.)

Wir beginnen die Anzeige dieser Schrift mit folgender Erinnerung, die schon der Titel nicht ohne einiges Missvergnügen in Rec. zurückrufen musste. Als durch Hn. *v. d. H.* in diesen Blättern (1809. No. 174) das alliterirende Metrum der altsächsischen Evangelien - Harmonie anschaulich gezeigt worden war, hatte in wenigen Tagen die Anwendung dieser Darstellung für Rec. den belohnenden Erfolg, dass er zuerst in dem Fragment von Hildebrand dieselbe poetische Form, und sodann in dem wessobrunner Denkmal eben jene Alliteration wahrnahm. Der Grund, diesen zwiefachen Versuch anzustellen, war die erkannte innere Ähnlichkeit beider Werkchen mit der altsächsischen Ev. - Harmonie, deren *alliterirende* Form allein bis dahin dem Rec. räthselhaft geblieben war (denn sonst waren lange vorher schon „die Gesetze des Versbaues in der altnordischen Metrik" von ihm darauf bezogen worden). Rec. eilte nicht, seine Entdeckung bekannt zu machen; lange nachher fand er, in dem Museum für altd. Literatur 1811. II, 314, Hn. *Grimm's* d. Ä. bestimmte Aussage über die Alliteration des Hildebrands - Liedes. Die Erscheinung obiger Schrift zeigte zuletzt, dass wir, ohne gegenseitige oder vermittelnde Veranlassung, dasselbe Ziel gefunden hatten. Für die Geschichte altdeutscher Poesie ist dieser Fund auch in sofern wichtig, als jetzt zuerst die ältesten noch vorhandenen zwey einheimischen Gedichte gezeigt werden können. — Beide haben die Herausgeber, jedes seiner Art gemäss, auf eine so eindringliche, umfassende Art behandelt, dass diese Schrift eine überaus erfreuliche Erscheinung im Felde der germanischen Alterthumskunde ist; ihr gebührt der Name einer der gelehrtesten der bis dahin gelieferten Schriften, durch Kenntniss und Methode. Von ihrem Gehalte sich zu überzeugen, sey daher ein Bestreben Aller, die das einheimische Alterthum achten, und begreifen, dass Fleiss und ernstes Studium, um es zu kennen, nöthig seyen. Schon die Nennung der Rubriken wird zur Überzeugung hinreichen, wie grosse Aufmerksamkeit die Vff. der Untersuchung und Behandlung dieser ältesten Denkmäler gewidmet haben. Bey jedem einzelnen Abschnitte zu verweilen, würde zu weit führen; doch möge der Erklärung und dem richtigen Verständnisse der Texte, als dem Ersten und Nothwendigsten, hier einige Nachhülfe dargebracht werden, sollte sie mitunter auch nur in Erregung eines gegründeten Zweifels bestehen, der irrigem Verstehen allemal vorzuziehen ist.

I. *Das Hildebrands - Lied.* 1) *Urkundlicher Text.* Wie sehr wäre hier ein genaues *Fac Simile* zu wünschen gewesen! (Für dergleichen Zwecke wäre die Lithographie trefflich zu benutzen.) Unsere diplomatischen Lehrbücher sind in Hinsicht des Alters und der Heimath mancher Schriftarten noch überaus ungenügend. 2) *Wiederherstellung des Textes*; richtige Theilung der Wörter und Verse (deren 61 sind), Interpunction und Alliterations - Bezeichnung. Sonderbar nehmen sich bey so uralten Sprachdenkmälern die heutigen deutschen Lettern aus. 3) *Wörtliche Übersetzung.* Gefehlt ist, dass nicht jedes Wort durch ein reines ihm entsprechendes Wort der lebenden Sprache wiedergegeben wurde; für wen denn soll z. B. *„unz Dietrich Elend gestünd"* als *Übersetzung* gelten! Man möchte denken, wie hold die Vff. dem Bastard - Mischmasch unserer Modernisirer wären. Doch es folgt 4) *eine Umschreibung*, d. h. Einkleidung in ebenes, verständliches Deutsch. 5) *Anmerkungen zur Übersetzung.* Vor dieser schon, meinen wir, hätten alle kritischen Zweifel und Berichtigungen des Textes vorhergehen sollen, als No. 2 begründend; hier war sodann der Platz für die *erklärenden* Anmerkungen. Mögen folgende Erinnerungen nur zum Ziel treffen, da sie auf das Schwerste aller altdeutschen Denkmäler gerichtet sind, über dessen Corruptelen durch den Aufzeichner, ob ihrer viel oder wenig seyen, wir bey des Fragments beschränktem Umfange und dem Mangel völlig ähnlicher Urkunden nicht einmal zu entscheiden wagen dürfen!

V. 1 über *aenon muotin* schwanken die Vff. sehr; es ist der Abl. (Dat.) absol.; zu *aenon* passt wohl zu

*einen ziten*, aber bewährter noch ist jenes dadurch, dass es „in *gleicher* (Streit) Begierde" ausdrückt. „Einmüthig" giebt ein falsches Bild; Muth ist bey den Alten, was bey Homer θυμὸς ist (das häufig durch das ruhige: *Empfindung*, unrichtig verdolmetscht worden), es bezeichnet Streben, Begier u. dgl. V. 9 *uuelihhes cnuosles du sis*; hier hätte Einiges bemerkt werden sollen über den unseren alten Werken eigenen Übergang aus der *orat. indir.* in die *directa*; wann er aufgehört, lässt sich nachweisen. — 13. Von Hildebrand erzählten mir Leute dieser Gegend „*dea erhina warun*", übersetzt: *ehrhin*; wodurch aber will man ein solches *erhina* beweisen? Die Vff. schlagen vor, *dea er hina-warun*, die ehe „hinnen waren, d. h. starben", und berufen sich auf das fränk. *hinawerden*, zu Grunde gehen. Aber von *werden* kann ja nicht *warun* abstammen, und überdiess würde ja „*die er hinawarun*" in unpassendem Sinn als Plusquamperf. stehen. Sollte nicht etwa: *hina-vuarun*, hinfuhren (starben, dah. die Vor*fahren*), zu lesen seyn? — 20. *sid Detriche darba gistuontun*, seit ihm Schäden begannen, ent*stunden*: denn so musste hier, wie V. 7, *her fragen gistuont* (hub er an zu fragen), das letzte Wort erklärt werden. 22. *unti Deotriche darba gistontun*; diese Wiederholung derselben Worte in solcher Nähe scheint höchst verdächtig. 30. *geba infahen*; hier möchte etwa *solche* vor *geba* ausgefallen seyn. — 32. *du bist dir ummet spaher*, übers. „Du bist dir ungesell, späher (listiger)" u. s. w. Die Vf. sagen: *ummet* für ein Adverb (unmässiglich) zu nehmen, und in die folgende Zeile zu *spaher* zu ziehen (du bist ein übermässig schlauer), gebe keinen so guten Sinn. Aber kann denn ohne alle Adjectiv-Endung *ummet* ein Adjectiv seyn, wo doch gerade *spaher* daneben richtig als eigentliches Adjectivum steht? Es kömmt hier zum Theil darauf an, wie das ähnliche „*unmet grot hungar*" (Docen Miscell. II, 15) zu erklären sey, und nicht zu übersehen ist die hochdeutsche Form *unmazzen*, z. B. in Folgendem aus dem 13 Jahrhundert „*ein unmazzen chreftiger ursprinch aller wunne.*" Der Einwurf, *un* stehe hier statt *ân* (ohne), wäre Ausflucht. — (Am zuverlässigsten spricht für das Adverbium *unmet* Notker's: *alliu unmez tiefiu uuazzer, omnes abyssi*, S. 256.) 37. Seefahrer sagten mir, „*dat man wic furnam, tot ist Hiltibrant* —, dass man Schlacht (Krieg) vernahm, u. s. w. Vielleicht ist folgende Ansicht dieser Stelle die richtigere. Vorher schon sagte Hadubrand: nicht wähne ich, dass Hildebrand noch am Leben sey; als nun dieser selbst sich als solcher angiebt, argwohnt jener Betrug: „das erfuhr ich von Seefahrern,

> — *dat inan* (statt *man*) *wic furnam,*
> *tot ist Hiltibrant Heribrantes suno.*"

d. h. dass *ihn* die Schlacht dahinnahm (angels. *forniman*, vertilgen), — und nun Folgendes als *directe* Aussage jener Seefahrer: — „todt ist Hildebrand, Heribrands Sohn." Die schon erwähnte Eigenheit dieses Stils, ohne Vorbereitung in die directe Rede überzugehen, konnte leicht darauf führen, selbst einen als redend Eingeführten das von Anderen Erzählte auf diese unmittelbare Art vorbringen zu lassen. Der Sinn stimmt unstreitig so besser zusammen, als bey obigem: ich hörte sagen, dass man von einem Krieg vernahm; todt ist Hildebrand u. s. w. Jenes ist ein ganz allgemeiner Satz, der zu letzterem keine klare Beziehung hat. — 39. Von hier bis v. 55 ist der Sprechende beständig Hildebrand, durch „*gimahalta, quad Hiltib.*" wird seine Rede dreymal unterbrochen, ganz gegen die Weise der übrigen Denkmäler; auch sind die Wiederanfänge 42 *welaga nu*, und 51 *de si doh nu argosto* gegen das nächst Vorhergehende fühlbar abspringend, so dass die Vermuthung gelten möchte, dass mehrere Zeilen, *Hadubrand's* Gegenreden, hier von dem Schreiber übergangen worden. — 43. *ih wallota-urlante, dar man mih* —; übers. „ich wallete-*ausländig*, *da* man u. s. w. Rec. dächte, man müsse *ur lante* lesen, nicht als Adjectiv, sondern: *ausser Landes*, woran offenbar die beziehende Partikel *dar* weit füglicher sich anschliesst. Die Adjectivform würde schwerlich *urlante*, eher *urlenti* lauten. 53. *niused emotti* (noch unerklärt), *wer dar sih h. dero hrel-zilo hrumen muotti.* Diese Nähe fast gleichlautender Wörter führt darauf, dass schon in *emotti* der Schreiber gefehlt haben könne. *In muoti* lässt sich dafür muthmassen, aber vielleicht schwer rechtfertigen. — 60. *iro lintun*; der Kampf beginnt mit den Speeren, dann dringen beide auf einander ein, „hieben weisse Schilde, bis ihnen ihre Gebände (Gürtel) wurden geweget;" sollte, statt Gebände, Gürtel, *lintum* hier nicht Schildriemen bedeuten? Indess bieten die letzten zwey Zeilen jeder gewissen Aufklärung Trotz, also hierüber nichts weiter. 6) *Beschreibung der Handschrift.* 7) *Sprache und Alter*; jene in Hinsicht des Gemisches hochdeutscher (für die Zeit des Fragm. kein authentischer Ausdruck) und niederdeutscher Formen. Die Vff. (die *Adelungs* Ansicht hier unberührt gelassen) wollen es der oberen, und, wenn man wolle, fränkischen Mundart zueignen. Im Grunde beweisen die Inconsequenzen der Mundart des Schreibers bloss, dass *er* in einem anderen Dialekt aufgewachsen, als in dem das Gedicht verfasst war. Hat der dem Hochdeutschen zu Grunde liegende fränkische Sprachcharakter eben so viel Antheil an diesem Fragment, als der aus der *sächsischen* Evangelien-Harmonie uns bekannte (*helidos* u. s. w.): so müssen wir, statt dort- oder dahin zu entscheiden, vorerst eine *mittlere* Grenze (der Mundart) annehmen. Sonst bestimmen die Vff. dem Fragment das 8 Jahrhundert; die Schrift dürfte noch in dessen Ablauf zu setzen seyn. 8) *Alliteration und Poesie.* Wie es scheint, möchten die Vff. eine vormalige Allgemeinheit der alliterirenden Verse in Deutschland postuliren (vergl. *J. Grimm* über den altdeutschen Meistergesang S. 166; damals war die Alliteration des Hild. Liedes von ihm noch nicht erkannt

worden); allein sollte denn der Reim der Franken nicht weit älter und allgemeiner (auch den Allemannen angehörig) seyn, als die wenigen übriggebliebenen Denkmale Otfrid's u. d. vermuthen lassen? Die beiden alliterirenden Hälften stellen die Vff. in einer Zeile dar; wir finden diess ebenfalls passender, wünschen jedoch, dass in künftigen Fällen zu Ende der Mittelrube, auch nach Angabe alter HSS., ein aufwärts gestellter Punct eingefügt werde. 9) *Fortleben des Liedes.* Stelle aus der *Wilkina-Saga;* aus dem dresd. Cod. eine Reimerey, und der bekannte sogen. *Meister*-Gesang vom alten *Hildebrand*, nebst dessen Nachbildung aus den *Kämpeviser.* 10) *Zusammenhang mit dem ganzen Fabelkreis.* Dieser wichtige Abschnitt bewährt, wie wir schon jetzt mit dem Cyklus der alten einheimischen Heldenmythen in einer Ausdehnung vertraut sind, von der im ganzen Deutschland vor zehn Jahren wohl noch nichts geahnet wurde. Über die Heldenfabel. Einige Parallelismen, wobey *Wigamur* übersehen ist.

II. *Das Wessobrunner Gebet.* Text; dessen Wiederherstellung; Übersetzung; Anmerkungen. Letztere gaben zu den nachstehenden Anlass. V. 1. *firiuuizzo meista;* nicht wohl übers., mit Fürwitz meistem; eigentlicher mit *grösster* Forschbegierde, angelegentlichst; im Sinne des latein. *curiose.* V. 2. *dat ero ni was, noh ufhimil;* übers. dass Erde nicht war, noch Aufhimmel. Vielleicht ist zu ergänzen: *dat ero ni uuas erda, noh ufhimil. ero* kann hier nicht Erde bedeuten; doch ist *êro* (eher), da sonst immer *er* vorkömmt, auch nicht völlig gewiss. — 8. *manno miltisto*, von Gott; übers. Männer (*gen. pl.*) mildester; aber wie ist zu denken, der Urheber habe *Gott* in einen Begriff mit Mann, Mensch, ziehen wollen? Einzig richtig scheint *Reinwalds* Ansicht, dass es heissen müsse: *mannon, den* Menschen der gnädigste. Schwerlich würde *miltisto* hier unbezüglich stehen, da zu jenen Zeiten *milde* nicht in unserer abstracten Bedeutung gebraucht wurde; das Zeitwort von jenem *milto* findet sich bey Tatian 42 *inti miltida thir, et misertus est tui.* — *mit inan.* Die Vff. irren auch darin, dass sie einen Schreibfehler statt *imo* voraussetzen, weil die Präposition den Ablativ fodere. Aber *mit inan* kömmt oft genug in altfränkischen Werken vor. — 9. *enti manahe mit inan cotlihhe geista enti cot heilac.* Letzteres auf jeden Fall anstössig; was soll es *hier* wiederholt, da der Satz so lautet: da war der eine Gott und manche sammt ihm göttliche Geister *und Gottheilig?!* Eben so wenig kann es mit diesem *enti* an den folgenden Satz angeknüpft werden. Schon zu Anfang des 7 V. ist dieses *enti* anstössig; es steht überhaupt (gegen den Stil der alliterirenden Poesie) hier so oft, dass die Ungeschicktheit eher des Urhebers als des Abschreibers daraus klar hervorgeht. — 12. *in dino ganada*, „Schreibfehler für *dinero:*" doch giebt die *diezische* Psalmen-Version das „*super oves gregis tui*" durch: *ouir scap uueithon thino* (nicht: *thinero*). — 15. *enti arc za piuuisanne;* übers. und Arg zu vertreiben, statt: und Böses zu *meiden.* Da in unseren alten Werken nur dieses *piwisan* und Hraban's „*irwis, evita*", vorkömmt: so erwähnt Rec. aus seinen Collectaneen noch die sehr alte Glosse: *vuiset, vitate.* — Im Übrigen haben die Vff. auf eine beyfallswürdige Art zwey Wörter in den Text eingefügt, und drey andere, als Einschiebsel, eingeklammert.

Beschreibung der Handschrift. Irrig ist, dass *Pez* aus den weit jüngeren *Monum. Boic.* etwas aufgenommen habe. — Sprache und Alter. Die Vff. möchten das Gedicht in das heutige Frankenland verlegen. Warum es nicht vielmehr da, wo es gefunden worden ist, entstehen lassen? *paum, pereg*, u. a. deuten auf die härtere baierische Mundart. Nur übersehe man nie, dass der Urheber wahrscheinlich aus Sachsen stammte (wegen *gifregin, firahim, ufhimil*, Wörter, die in fränkischen und allemannischen Denkmälern nicht vorkommen), und hier wohl nur eine — freylich ziemlich schlechtgerathene — Probe seiner heimathlichen Poesie in einem anderen Dialekt versuchen wollte. Daher denn auch das Wessobrunner Gebet für die Allgemeinheit der alliterirenden Form keineswegs als beweiskräftig aufgestellt werden darf. Dass übrigens die Aufzeichnung vor Karls d. Gr. Tode geschehen, lässt sich aus der HS. darthun (über sie vgl. *von Pallhausen's* Garibald). Wir können also das tausendjährige Alter dieses Denkmals verbürgen. — Alliteration. Dass diese zuerst von Rec. nachgewiesen worden (N. Oberd. Lit. Zeit. 1811. 11 März), davon erwähnen die Vff. nichts, vielmehr eignen sie sich in der Vorrede (Jul. 1812) die erste dessfallsige Behauptung zu. — Bedeutung des Gedichts. Rec. hatte vor 8 Jahren geäussert, er finde hier den Anfang einer *poetischen* Paraphrase der Genesis. (Also *damals* schon Anerkennung, „dass hier keine baare Prosa vorliege".) Besser die Vff., dass dem Urheber Redeweisen einer altdeutschen poetischen (nicht gerade christlichen) Genesis vorgeschwebt haben könnten. Anderswo machen die Vff. die sehr richtige Bemerkung: Ausdrücke, die, wie hier *ufhimil* (in der Voluspa *uphimin*), anderen isländischen und angelsächsischen entsprechen, sind ausnehmend merkwürdig, weil sie für die Gemeinschaft alter germanischer Sprachen und Mythen zeugen, und, in unleugbar alten Handschriften aufbewahrt, für das bestrittene Alter nordischer Gedichte (die dem guten *Adelung* spätere Erfindungen der isländischen Spinnstuben des 14ten und folgenden Jahrhunderts schienen!). — Zu den Parallelstellen fügt Rec. folgende Schlussworte einer sehr alten Beichtformel bey *Schilter* (*Reg. Ben.* S. 88), die zu den letzten Versen des Wessobr. Denkmals stimmen: „*Almahtig truhtin forgib uns mahti inti giuuizzi, thinan uuillon zi giuuircanne.*" Das Wessobr. Gebet: „*Cot almahtico — forgip mir — uuistom — enti craft — dinan uuilleon za giuurchanne.*"

„Diese kleine Arbeit (sagen die Vff. von gegenwärtiger Schrift) lag auf dem Weg zu unserer Her-

ausgabe der Eddischen Lieder." Möge doch die Literatur bald eines so bedeutenden Werkes sich zu erfreuen haben, für dessen Werth die vielseitigen Kenntnisse und Einsichten beider Herausgeber im Voraus bürgen.

B. J. D—n.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Breslau*, b. Gross und Barth: *Ein Wort zu seiner Zeit die neueren Ansichten des Pentateuchs betreffend.* Zur Ankündigung der den 15 u. 16 April 1812 zu haltenden öffentlichen Prüfung sämmtlicher Classen der königl. Wilhelms-Schule zu Breslau, von *J. M. Neumann*, Oberlehrer und erstem Inspector gedachter Lehranstalt. 1812. 27 S. 4.

Der Vf. hat sich schon durch einige wohlgerathene Arbeiten über die kleinen Propheten als einen guten Kenner der hebräischen Sprache bekannt gemacht, und auch die gegenwärtige Schrift verräth eine vertrautere Bekanntschaft mit der Literatur des A. T. Es ist gewiss interessant, auch die Stimme eines jüdischen Schriftgelehrten über einen Gegenstand, der die christlichen Ausleger schon so lange beschäftiget, zu vernehmen. Bekanntlich war es ein Glaubensgenosse des Vfs., der im XVII Jahrhundert den Apfel der Eris in's Publicum warf, und den Auslegern die erste Anregung zur freyeren historisch-kritischen Untersuchung der historischen Bücher des A. T. gab. Wir wundern uns, dass S. 5, wo die beste Gelegenheit dazu war, *Bened. Spinoza* nicht erwähnt ist. Denn *Damm* hat nichts Eigenes, sondern, wie die meisten neueren Schriftsteller dieser Art, mit Spinoza's Kalbe gepflügt. Es ist uns aber doch kein neuerer jüdischer Schriftsteller bekannt, der sich auf eine Untersuchung dieses Gegenstandes besonders eingelassen hätte.

Von welchem Standpuncte Hr. *N.* ausgehe, wird besonders aus seinen Äusserungen S. 5 ff. deutlich. Er fand bey fortgesetzter Beschäftigung mit den heiligen Urkunden und bey genauer Prüfung „aller Palliativ-Systeme und Erklärungsmethoden, welche ihr Heil am Pentateuch versuchten, dass die sogenannten neuen Ideen sich nirgends aufdringen, sondern, dass sie vielmehr sehr sorgfältig und oft mit grossem Scharfsinn hineingekünstelt sind." S. 10 heisst es: „Ein reines Herz, ein frommes Gemüth und vorzüglich ein religiöser Sinn sind die Schlüssel zu dieser geheimnissvollen Schrift. Was soll ich aber Theologen, die alle Theopneustie leugnen, erwiedern? denen Offenbarung, Unterredung mit Gott, Fiction ist? Alle theopneustischen Werke sind ihnen keine Zeugen, und der alte göttliche Pentateuch muss vor einem modernen weltlichen Forum der strengsten historischen Kritik Rechenschaft geben." Aus diesen und anderen Sätzen geht der Supernaturalismus des Vfs. deutlich hervor. Es ist dieselbe Ansicht, welche wir schon bey *Philo* und *Josephus* finden. Πασι δε συμφυτον εστιν ευθυς εκ της πρωτης γενεσεως Ιουδαιοις, το νομιζειν αυτα (ιερα γραμματα) Θεου δογματα, και τουτοις εμμενειν u. s. w. *Joseph. contr. Apion.* I. c. 8. Auch die Talmudisten, Kirchenväter und späteren Theologen gingen von dieser Voraussetzung aus, und es folgt daraus von selbst, dass die h. Schrift nicht vor das Forum der Kritik gezogen werden dürfe. Aber der gordische Knoten wird durch ein solches: Εκας, εκας εστε βεβηλοι! nur zerhauen. Erlaubt man sich einmal, die h. Schrift als menschliches Product zu betrachten: so darf der freyen Untersuchung kein Ziel mehr gesetzt werden. Man muss die historische Untersuchung so weit verfolgen, als es vernünftiger Weise nur immer geschehen kann, und darf vor keinem Resultate erschrecken. Aber gerade hierin offenbart sich eine grosse Inconsequenz vieler neuerer Ausleger, und selbst die berühmtesten unter ihnen sind am wenigsten davon frey zu sprechen. Sie haben die Anregung zu den freyeren Untersuchungen gegeben, und, wie sie sagen, den heiligen Nimbus verdrängt und den Zeitgenossen die Augen geöffnet. Diese gehen und sehen weiter, und wollen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Die Führer aber wandelt auf einmal Furcht an; sie rufen: *Hac tenus!* und klagen, „dass vor Missbrauch nichts gesichert sey!" Was soll nun aber der thun, der sich mit Halb-Resultaten, mit einem Gemengsel von Geschichte und Mythologie nicht zu begnügen vermag? Für ihn ist kein anderer Rath, als entweder seinen Weg muthig weiter zu verfolgen, ohne sich durch ängstliche Besorgnisse irren zu lassen, oder aber, nach geschehener *restitutio in integrum*, zur alten Ansicht zurückzukehren. Dann hat sich die Eitelkeit alles menschlichen Thuns abermals kund gethan.

Der Vf. will den letzten Weg einschlagen. Sein specieller Gegner ist *de Wette*, „der zwar (wie es S. 11 heisst) diese Kritik nicht begonnen, aber dieses Spiel am weitesten getrieben." Dass er manches Treffende wider die neueren Hypothesen vorgebracht, will Rec. nicht leugnen; aber für widerlegt werden sich dadurch jene Gelehrten schwerlich halten. Der Vf. verspricht S. 27 eine grössere Schrift über diesen Gegenstand. Sie wird willkommen seyn, wenn sich Hr. *N.* des Standpunctes, wovon er ausgeht, mit Klarheit bewusst ist, und nicht in einzelnen Puncten so verfährt, als ob der Pentateuch zwar ein ganz eigenthümliches Product (was Niemand leugnen wird), aber doch eine menschliche Schrift wäre. Wir machen den Vf. auf eine gehaltreiche Abhandlung des Pred. *Meisner* in *Schuderoff's* Journal für die Veredelung des Pred. Standes Jahrgang 1809 aufmerksam. Das aus Joh. V, 46. 47 vorgesetzte Motto könnte dem Vf. leicht retorquirt werden.

Ne.

Altdeutsche Literatur. *München*, b. Lindauer: *Lied eines fränkischen Dichters auf König Ludwig III, Ludwig des Stammlers Sohn, als selber die Normannen im J. 881 besiegt hatte.* Nach sieben früheren Abdrücken zum ersten Mal strophisch eingetheilt, und an mehreren Stellen berichtigt. 1813. 4 S. 8.

Der Herausgeber (Hr. *Docen*) liefert hier die erste eigentliche Recension des berühmten Ludwigs-Liedes, welches bisher an so vielen Orten den Versuchen der Übersetzer und Ausleger sich nicht hatte fügen wollen. Indess blieben auch hier noch vier solcher dunkelen Stellen übrig, die bloss mit einem Fragzeichen angedeutet sind. Dadurch, dass zu dreyen Malen die letzte Hälfte einer Strophe als *fehlend* bemerkt wurde, hat deren Gesammtzahl sich jetzt zu 31 vermehrt. Die unvollständigen Tetrastichen sind nach diesem Abdruck 21. 27 und 31. Eine kurze Einleitung giebt die geschichtlichen Vorgänge an, nach denen, unmittelbar nach jenem Siege, also noch vor Ludwigs Tode (882), jenes Lied gedichtet wurde. Zugleich wird eine grössere Ausgabe versprochen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *THEOLOGIE.*

Leipzig, Rostock und Schwerin, b. Stiller: *Exegetiſche Bruchſtücke.* Zweyter Prodromus einer Darſtellung des Chriſtenthums nach Vernunft und Bibel für nichttheologiſche, aber wiſſenſchaftlich gebildete Leſer aus den höheren und mittleren Ständen. 1812. VIII und 179 S. 8. (18 gr.)

Wenn man auch noch ſo geneigt iſt, in jeder beſonderen religiöſen Vorſtellungsart das Heilige und Unveränderliche zu ehren, das allen Religionen gemein iſt, und jedem Forſcher, ginge er auch von einem, dem unſerigen ganz entgegengeſetzten Standpuncte aus, ſein Recht widerfahren zu laſſen: ſo muſs man dennoch — und gerade eben deſswegen — ſtreng darauf halten, daſs irgend einer poſitiven Religion ihr Eigenthümliches nicht genommen, ſondern nur das Hiſtoriſche und Zufällige an etwas Reinmenſchliches und Bleibendes in uns angeknüpft werde. Mit Recht verlangt man daher die Urkunden, in welchen uns die poſitive Religion aufbehalten wird, in der ihnen eigenen alterthümlichen Geſtalt unverfälſcht wiedergegeben, und nicht die ihnen eigenthümliche Farbe verwiſcht zu ſehen, um ſie dafür im Tone der modernen Aufklärung reden zu laſſen. Mag es auch ſeyn, daſs alles Heil uns nur in dieſer und durch ſie zukomme: ſo ſind wir doch nicht berechtiget, ſie der alten ehrwürdigen Urkunde aufzudringen, die ſie nicht kannte; und ſo wenig man dem Homer ſeine Götter und Göttergeſchichten entziehen darf: eben ſo wenig darf man ſich auch an der heiligen Glorie vergreifen, die das N. T. ſeinem Chriſtus und ſeinem Herrn geliehen hat.

So dachten wir ſchon längſt, und in dieſer Überzeugung fühlten wir uns beſtärkt, als wir einen Blick in die vor uns liegende Schrift thaten. Der Vf., der ſich in der Vorrede als einen Landprediger und als Vf. der „*Anſichten von intereſſanten, dunkelen und ſinnreichen Stellen des N. T.* (Halle b. Kümmel. 1810)" ankündigt und ſich über einen Recenſenten in den *Neuen theologiſchen Annalen*, 1811. Februar. S. 112 ff., bitter beklagt, verräth allerdings viele Beleſenheit, und manche ſchätzbare Kenntniſſe; auch mag jener Recenſent, den wir ſo wenig, wie die frühere Schrift des Vfs., kennen, ihm Unrecht gethan haben: aber mit dem Hauptzweck ſeiner Schrift, dem Chriſtenthum alles Poſitive zu nehmen, es in einen bloſsen Rationalismus zu verwandeln, und dieſen Rationalismus auch den Urkunden des Chriſtenthums aufzudringen, als hätten Jeſus und die Apoſtel nur ihn in die Welt einführen wollen, wird der unbefangene Leſer ſchwerlich einverſtanden ſeyn. — Wir wollen die einzelnen Aufſätze, aus denen die Schrift beſteht, in der Ordnung, wie ſie auf einander folgen, angeben, aus jeder derſelben das Wichtigſte herausheben, und es mit den uns nöthig ſcheinenden Bemerkungen begleiten.

I. *Verſuch über die Art und Weiſe, wie das N. T. zu überſetzen ſey*, nebſt der Unterſuchung einiger Stellen des N. T. in der Überſetzung des Hn. D. *Stolz*. Hier ſtellt der Vf. das Ideal einer Überſetzung des N. T. für nicht theologiſche, aber wiſſenſchaftlich gebildete Leſer auf. Er erklärt ſich durchaus wider eine wörtliche Überſetzung, wie die Hnn. *Auguſti* und *de Wette* vom A. T. geliefert, und vom N. T. angekündigt haben, und will eine *Sinnüberſetzung*, die nicht Paraphraſe ſeyn, ſondern zwiſchen Wortüberſetzung und Paraphraſe in der Mitte liegen ſoll. Alle Hebraiſmen ſollen darin vermieden, und das N. T. in ein modernes Deutſch übertragen werden. — Ob wir in einer nach dieſem Ideale verfertigten Überſetzung den Sinn erhalten würden, den die heiligen Schriftſteller mit ihren Worten verbinden, möchte wohl die Frage ſeyn; oft möchte ſich auf ſie anwenden laſſen, was *Goethe* von den *neueſten Offenbarungen Gottes* von *Bahrdt* ſagt:

„Da kam mir ein Einfall von ungefähr:
So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär."

Wenigſtens würde aus ihr die heilige Wunderwelt, die auf Paläſtina's Boden uns umgiebt, ganz verſchwinden, und ſie würde dem Ideale des Vfs. um ſo mehr zuſagen, je proſaiſcher, alltäglicher und gemeiner es darin zuginge. — Der Vf. macht ſich ſelbſt den Einwurf: „Aber ſo betrügen wir ja den nicht theologiſchen Leſer, der nicht die Überſetzung der Urkunden des Chriſtenthums, ſondern das erhält, was der Überſetzer nach ſeiner individuellen Anſicht in den vorliegenden Worten findet?" — Indeſs glaubt er dieſen Einwurf damit beſeitiget zu haben, daſs er ſich auf *Luthers* Überſetzung beruft, die in Jedermanns Händen ſey, und eine Sanction erhalten habe,

die noch Jahrhunderte vielleicht dauern werde. — damit dürfe der nicht theologische Leser nur die Sinnübersetzung vergleichen, und wenn er Beurtheilungskraft besäße: so werde er selbst sehen können, ob der Sinn *hier* den Worten *dort* entspräche, oder ob man ihn betrügen wolle. — Weil die Vff. des N. T. ihre Bildung durch das A. T. erhalten haben: so glaubt der Vf. Matth. 27, 51 — 53 übersetzen zu müssen: „Jetzt stand der freye Zugang zu Gott einem Jeden offen; die Natur selbst nahm Antheil an dieser Veränderung; alle gute Menschen, die vorher überschrieen und von Anderen hingerissen waren, kehrten in der Folge zu günstigeren Gesinnungen gegen Jesus zurück, und erklärten sich öffentlich für seine Verehrer." — Sollte Matthäus wirklich nicht mehr haben sagen wollen, als was ihn der Vf. hier sagen läfst, und würde irgend ein uneingenommener Interpret selbst im A. T. in einem historischen Buche so übersetzen? — Und warum glaubt der Vf. so übersetzen zu müssen? — Weil der unredliche Skeptiker an diesen Worten, wie sie *Luther* gegeben hat, ein Ärgernifs nehmen könne! — O, um den unredlichen Skeptiker brauchen wir uns wahrlich nicht zu kümmern; ihn wird auch eine Sinnübersetzung, ganz nach dem Ideale des Vfs., nicht mit dem Christenthume auszusöhnen vermögen. Seit mehreren Decennien sind ja schon ähnliche Ideen im geselligen Umgange und zuweilen sogar auf Kanzeln verbreitet worden. Und was haben sie gefruchtet? Die Früchte liegen am Tage! Wir unseres Orts müssen einer solchen Modernisirung der Bibel unseren Beyfall durchaus versagen, und unterschreiben völlig die Äusserung *Niemeyers* in seiner Vorrede zu der *„Anleitung für Volksschullehrer* u. s. w. von *Friederich Kohlrausch*: Man muss die biblischen Schriften entweder so nehmen und so gebrauchen, wie sie uns gegeben sind, oder, wenn man diess nicht rathsam findet, sie als etwas unserem Zeitalter und unserem Unterrichtsbedürfnifs nicht Angemessenes bey Seite legen.

S. 3 in der Anmerkung gedenkt der Vf. einer aus den theol. Annalen entlehnten Äusserung des berühmten Dichters und Philologen *Voss*, „dass gelehrte und der Grundsprache vollkommen kundige Männer sich vereinigen möchten zu einer Revision der lutherischen Bibelübersetzung, so dass sie die von *Luther* anerkannt unrichtig oder in einer veralteten Sprachform übersetzten Stellen in dem kräftig einfachen Idiom des genialischen *Luthers* verbesserten, um auf diese Weise nicht nur eine ächtdeutsche, sondern auch eine neue und richtige Übersetzung zu erhalten, so wie sie der grosse *Luther* zu unseren Zeiten, mit unseren Hülfsmitteln versehen, geben würde." — „Es sey nicht genug, die Bibel mit der erfoderlichen Wissenschaft und Kunst zu übersetzen, sondern es müsse auch ein frommes, Gott geheiligtes Gemüth, das uns erst den Sinn für das göttlich Grosse und Schöne der heil. Schrift aufschliesse, und uns jedes Mal den einer göttlichen Offenbarung würdigsten Ausdruck, gleichsam aus einer Eingebung, finden lasse, dazu mitwirken." „Er (*Voss*) wolle selbst diese Arbeit ganz umsonst, blofs zur Ehre Gottes übernehmen, und ihr die besten Stunden seines noch übrigen Lebens widmen, wenn sich nur ein Verleger dazu finden wollte." — Der Vf. bezweifelt nicht, dass wir, wenn *Voss* sich dieser Arbeit unterzöge, die allervollkommenste und richtigste *Verdeutschung* der Urkunden des Christenthums — und in den würdigsten Ausdrücken — erhalten würden; aber er glaubt, dass es diesem, sonst von ihm sehr geachteten Gelehrten an den nöthigen theologischen Kenntnissen fehle, um das N. T. seinem, ihm eigenthümlichen Sprachgenius gemäss zu übersetzen. — Wir begreifen nicht, was den Vf. zu diesem Misstrauen berechtiget. *Voss*, der mit der alten Welt und mit dem ihr eigenthümlichen Geiste so vertraut ist, hat gewiss auch den Geist der Urwelt im A. T. — und darauf soll sich ja, nach des Vfs. eigener Behauptung, der Sprachgenius des N. T. gründen, — zu genau erforscht, als dass man ihm nicht die dem Übersetzer des N. T. unentbehrlichen exegetischen Kenntnisse zutrauen sollte. Eine Sinnübersetzung, wie der Vf. sie verlangt, würde er schwerlich liefern wollen, obgleich diese zu liefern vielleicht die wenigsten gelehrten Kenntnisse erfodern möchte. Unserer Überzeugung nach soll der Übersetzer der Bibel, so wie der Erklärer derselben, zu seinem Geschäfte keine theologischen Kenntnisse weiter mitbringen, als die er aus der Bibel geschöpft hat, oder wenigstens aus ihr hätte schöpfen können; er soll als Übersetzer oder Erklärer durchaus kein theologisches System haben, oder es wenigstens, so lange er sich diesem Geschäfte unterzieht, vergessen; er soll namentlich nicht mit der Idee von einem schon vorher bestimmten Sprachgenius an seine Arbeit gehen, sondern dieser Sprachgenius soll ihm in der Bibel selbst entgegen kommen. Wer den achtungswürdigen *Voss* kennt und liebt, wird gewiss mit uns in den Wunsch einstimmen, dass es ihm gefallen möge, sein Versprechen zu erfüllen.

Von S. 23 an beschäftigt sich der Vf. mit der Berichtigung mehrerer Stellen, die ihm von Hn. *Stolz* unrichtig übersetzt zu seyn scheinen. Gleich bey der ersten Stelle Matth. 3, 15, die der Vf. übersetzt: „Es ist Pflicht, dass man strebe, immer vollkommener in jeder Tugend zu werden," sind wir nicht mit ihm einverstanden. Wir geben zu, dass sowohl πληρῶσαι als δικαιοσύνη im N. T. die von ihm angeführten Bedeutungen habe, können uns aber nicht überzeugen, dass diess die einzigen Bedeutungen derselben, und namentlich in unserer Stelle die richtigen wären.

II. *Versuch über den Sprachgenius, welcher in den Urkunden des Christenthums herrscht.* Nachdem der Vf. die Nothwendigkeit, mit dem Sprachgenius im N. T. aufs Reine zu kommen, dadurch dargethan hat, dass *Voltaire, Schaftesbury, Lessing*, aus Unkunde desselben, an der christlichen Religion ein Ärgernifs genommen, und durch ihre irreligiösen Schriften unsäglichen Schaden angerichtet hätten, kommt er auf den Begriff, den er mit dem Ausdruck: *Sprachgenius im N. T.*, verbindet. Er ist ihm „die ganze uns ungewöhnliche Art und Weise, wie sich die Vff.

der christlichen Urkunden die Gegenstände, besonders die aufsersinnlichen, vorzustellen pflegten, und wie diese ihre Vorstellungen dann in ihre Ausdrücke oder Worte flossen." Beyläufig äussert er den Gedanken, dass *Kant* mit seiner moralischen Auslegung etwas dem, was er bezwecke, Ähnliches habe leisten wollen, und gesteht zugleich *Kanten* eine klare Einsicht in den Sprachgenius der christl. Urkunden zu, die er im vorigen Abschnitte *Vossen* abzusprechen schien. Wenn der Vf. glaubt; dass *Kant* seine moralische Auslegung nur auf das, was Jesu Schüler und Freunde, theils als Biographen, theils als Verfasser religiöser Sendschreiben, von den Lebensumständen ihres Lehrers gesagt haben, habe angewandt wissen wollen: so muss er *Kant's* Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft nur flüchtig gelesen haben. Schon die Anmerkung S. 158 nach der zweyten Ausgabe würde ihn eines Anderen belehren können. *Kant* ging von dem Grundsatze aus, dass in einer heiligen oder für heilig gehaltenen Schrift nichts enthalten seyn könne, was mit dem reinen Religionsglauben in Widerspruche stände, und dass man also allen Aussprüchen derselben einen moralischen Sinn unterlegen müsse, wenn der buchstäbliche entweder schlechterdings nichts für die Moralität in sich enthält, oder deren Triebfedern gerade entgegen wirkt, wie das bey Psalm 19, 11—16 der Fall sey. Was man gewöhnlich als moralische Auslegung in der angeführten Schrift ansieht, ist meistens nur Anwendung der biblischen Ideen und Worte, wobey *Kant* sich um den eigentlichen Sinn derselben gar nicht bekümmert. — Doch, wir kehren zurück zu unserem Vf. Ihm ist der Sprachgenius, der in den Urkunden des Christenthums herrscht, ein *poetischer, dichterischer; er setzt Gegenstände, die ihrer Natur nach geistig und abstract sind, in Handlung, giebt ihnen eine Form, ein Bild, versinnlicht sie.* Es ist längst gesagt worden, dass nicht bloss die biblischen Schriftsteller, sondern die Morgenländer überhaupt bildlicher reden; wenn man aber diese Behauptung so weit ausdehnt, wie der Vf. thut, und alle Thatsachen des Christenthums, die der Geschichtschreiber im einfachsten, historischen Stile erzählt, nur als Bilder ansehen will, unter denen übersinnliche Wahrheiten verborgen liegen: so weiss man zuletzt nicht mehr, wo man anfangen und wo man aufhören soll. Der Vf. wirft S. 83 die Frage auf: „Haben die Schriftsteller des N. T. und namentlich die Biographen Jesu ihm — *nach unserer heutigen* (d. h. des Vfs.) *Ansicht* — poetische dichterische Ausdrücke *den Worten nach* verstanden? oder war es bloss ihre Art und Weise, geistige Begriffe durch Bilder auszudrücken?" — Er scheint gar keine Ahnung davon zu haben, dass man in unseren Zeiten noch so einfältig seyn könne, wie z. B. *Storr*, *Seiler*, *Reinhard* u. A. es gewesen und *Flatt* u. A. es noch sind, von einem anderen Standpunct aus die heilige Geschichte zu betrachten, und wenn man auch einräumt, dass Manches nur Bild sey, doch die wunderbaren Thatsachen des Christenthums, als solche, in Schutz nehmen könne. Man höre ihn weiter: „Behaupten wir das Erstere: *sie haben alles wörtlich verstanden und geglaubt:* so werden wir mit allen Demonstrationen und mit allen Vertheidigungen der Wahrheit der biblischen Geschichte den denkenden Bibelleser, der eben, *weil er ein Denker ist, auch ein Skeptiker ist,* niemals für die Bibel und namentlich für die Urkunden des N. T. gewinnen; denn *er wird kein Zutrauen fassen können zu der Glaubwürdigkeit der heiligen Schriftsteller, welche Dinge als Thatsachen erzählen, die gegen den bekannten und gewöhnlichen Gang der Natur streiten.*" (Auch nicht, wenn man ihn, *der ein Denker ist*, an die höheren Gründe erinnert, die uns das Geständniss abnöthigen, dass die Gottheit und ihre Einwirkung in die Sinnenwelt überall kein Gegenstand unseres Wissens sey, und dass jenseits des Wissens noch eine Welt liege, an die uns Gefühl und Gewissen knüpfen?) „Wollen wir sagen: die biblischen Schriftsteller haben das, was sie erzählen, und was uns jetzt so unglaublich vorkommt, *bona fide* — in ihrem kindlichen Glauben — oder, wenn man will, in ihrem Kinderglauben für wirklich wahr gehalten, und es desswegen so niedergeschrieben: so *verliert er vielleicht gar die Achtung für die Einsicht dieser Männer.* — Allerdings, wenn er durch die Brille des Vfs. sieht. Aber auch, wenn er sich dem Eindrucke, die ihre gemüthsvolle Darstellung auf ihn macht, unbefangen hingiebt, und sich durch sie aus der gemeinen Wirklichkeit in eine schönere ideale Welt tragen lässt, worin das Heilige einheimisch ist, und die, wenn auch nicht der *Einsicht*, doch dem *religiösen Glauben* so sehr zusagt? Übrigens können wir keine Inconsequenz darin finden, dass man in manchen Stellen des N. T., z. B. im Sitzen zur Rechten Gottes, einen poetischen, bildlichen, metaphorischen Sinn annimmt, und doch in anderen Stellen auf einem eigentlichen oder buchstäblichen Sinne besteht. Nicht der einzelne Ausdruck, sondern der ganze Zusammenhang muss entscheiden, ob hier blosses Bild sey, oder ob der Schriftsteller eine wirkliche Thatsache habe erzählen wollen. — Wenn der Vf. S. 87 sagt: „Man darf mit Recht behaupten, die ganze Bibel, alten und neuen Testaments, enthalte nicht das geringste Unnatürliche, Widernatürliche, Übernatürliche, gegen die bekannten Gesetze der Natur Laufende — also *Wunderbare in objectivem Sinne*, sondern das, was dem Leser *so scheint*, liege in dem Sprachgenius dieser Werke, der von dem unserigen sowohl in Rücksicht auf Kürze, als auch in Absicht auf Ausdruck so himmelweit verschieden ist:" so hat er hier Ausdrücke für identisch genommen, die es nicht sind, und hat sich nicht daran erinnert, dass für den Glauben noch täglich Wunder geschehen.

III. *Versuch über die eigentliche Tendenz des Briefes an die Römer.* Der Vf. hält diesen Brief für eine Schutzschrift zum Besten der Convertiten aus den Heiden gegen die Convertiten aus den Juden.

IV. *Über Römer* 8, 18-23. Der Vf. kommt hier auf seinen schon früher geäusserten Grundsatz zu-

rück, dafs es beym Exegesiren des N. T. nicht sowohl auf grosse Gelehrsamkeit, als vielmehr auf die *Kunst, zu enträthseln*, ankomme. Nun, wenn der Vf. darin Recht hat: so wird man den angehenden Exegeten, statt der Erlernung der Sprachen, die rückwärts gelesen werden, fleissige Übung in Verfertigung und Auflösung von Charaden und Räthseln als die beste Vorbereitung auf das Studium der Exegese empfehlen müssen. Über die Stelle selbst erklärt sich der Vf. S. 98: „In dem Ausdrucke κτίσις, πᾶσα ἡ κτίσις V. 22 seh ich leibhaftig das — *tout le monde* der Franzosen, und das *alle Welt* der Deutschen." Aus der sonst so klaren Sinnübersetzung des Vfs. ist Rec. doch nicht klar geworden, ob er unter κτίσις bloss die Menschen, oder alle — leblosen und lebendigen — Geschöpfe versteht. In letzterem Falle würde das französische „*tout le monde*" und das deutsche „*alle Welt*" das gar nicht sagen, was der Vf. gesagt wissen will. Wir verstehen unter κτίσις mit *Koppe* und mehreren Auslegern, und, wie wir von dem Vf. erfahren, auch mit dem Recensenten seiner früheren Schrift in den theologischen Annalen, die ganze Natur, die sich der Apostel mittelst einer Prosopopöie als belebt vorstellt, und berufen uns zur Unterstützung dieser Erklärung auf die eigene Behauptung des Vfs., dafs die heiligen Schriftsteller bilderreich, poetisch geredet haben.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Theologie.** *Kopenhagen*, b. Arnzen und Hartier: *Dogmatis de descensu J. C. ad inferos historiam biblicam et ecclesiasticam* composuit *Jo. Clausen*, Theol. D. et sacr. apud Stubbecopienses in Falstria primarius antistes. 1801. 87 S. 8.

In der ersteren Hälfte dieser Schrift wird die Stelle 1 Petr. III, 17 — 20 erklärt, in der anderen die Geschichte des daraus hergeleiteten Dogma vorgetragen. In jener Erläuterung findet man allerley aus anderen Schriftstellern gesammelt, aber nicht gründlich beurtheilt, nicht einmal gut zusammengestellt. Der Vf. tritt denen bey, welche V. 19. 20 von Christo gesagt werden lassen, er habe vormals (durch Andere) die zu Noahs Zeit lebenden lasterhaften Menschen, die nachher als πνεύματα in φυλακῇ waren, belehrt, es solle hier überhaupt ein Beyspiel der Gerechtigkeit und der Güte Gottes, von denen jene in der Bestrafung der bösen Menschen, diese in der vorher an sie ergangenen Auffoderung zur Besserung sich erwiesen, gegeben werden (S. 39. 40). Der Ausdruck ist oft sonderbar, und selbst fehlerhaft, z. B. *veris de Deo cognitionibus sana nititur mens; dogma libero ex arbitrio Episcoporum nonnullorum symb. Apost. insertum; mentem (Christi) quam dicunt rationalem* u. dg. m. In den Erklärungen biblischer Worte und Redensarten ist Manches falsch. In dem ζωοποιηθεὶς πνεύματι soll diess liegen: *Christus, quatenus Deus divinaque majestate praestans, vivus est conservatus.* Von der Stelle 1 Kor. X, 9 heisst es, χριστὸν *hic valere* κύριον *aut* θεόν (von der Var. κύριον ist nichts gesagt). Dem Worte רוח wird die Bedeutung des Daurenden, Starken (*robustum*), Vortrefflichen gegeben, und bey der Gelegenheit von dem βοηθεῖν, das der Alex. Jes. XXXI, 3 hat, behauptet, tropisch bezeichne es *vim quandam, quae vinci queat.* Ohne hier die Gründe gegen die von Hn. C. angenommene Erklärung der petrinischen Stelle urgiren zu wollen, muss Rec. es doch rügen, dafs von der wichtigen Lesart ὅτι für ὅτε keine Sylbe gesagt ist. (Nimmt man diese Lesart, für die wenigstens sieben bedeutende Zeugen sind, an: so lässt der 19te V. vom 20sten sich trennen, und kann jetzt Folgendes enthalten: „Nach seinem Geiste nun kam er (der Messias) zu den Seelen, die in einer Gefangenschaft, die vormals ungläubig waren, und ihr Lehrer ward er." Zu denen, die vormals an seine Religion ungläubig und daher unglückliche Menschen (ἐν φυλακῇ ὄντες ist hier, was αἰχμαλώτοι Luc. IV, 18 ist) waren, kam Jesus, und ward ihr Lehrer, durch die von ihm gesandten Verkündiger seiner Religion, vgl. Eph. II, 17. IV, 21. Des Ausdrucks πνεύματα bedient sich Petrus, weil Jesus da nicht zu den Ohren der Menschen, wie es bey seinen eigentlichen Zuhörern der Fall war, sondern nur zu ihrem Geiste redete, sowie auch Hebr. XII, 9 Menschen, nach ihrer geistigen Natur betrachtet, πνεύματα heissen.) — Der zweyte Theil der Schrift, bey welchem Hr. C. unter den Älteren *Meiner* und *Petavius*, unter den Neueren *Dietelmaier*, *Gruner*, *Semler*, *Plank* benutzt zu haben gesteht, befriedigt noch weniger. Es ist eine Compilation, nicht von der guten Art, und in den Geschichtsangaben sind bedeutende Fehler. Es wird versichert, *per tria priora secula descensum Christi verum et localem patres credidisse*, S. 56. In den *prioribus seculis*, heisst es an einem anderen Orte S. 69, dachte man sich den ᾅδης als *statum omnium animarum a corpore separatarum communem, in quo diabolus mortis imperium tam in pios quam impios exercere habetur.* In den neueren Zeiten kömmt unter anderen S. 84 diess vor: *Alii contra, iidem maxime ecclesiae anglicanae (v. c. Fervardentius, Rescius, Dureus) scriptores, articulum de descensu Chr. ad inferos, ex decreto synodi cuiusdam Lundinensis, e symbolo omnino fuisse ejectum putarunt* (*Ferv.* wird der katholische Theolog *Feuardent* in Paris seyn sollen; einen englischen Theologen *Rescius* kennt Rec. nicht). Sprachfehler, wie sie z. B. S. 49 Z. 5 v. u. und S. 57 Z. 4 v. u. vorkommen, verdienen auch eine Rüge.

*Göttingen*, b. Dieterich: *Differt. inaug. continens introductionem in ep. Jacobi*, quam pro summis in theol. honoribus impetr. scripsit *Jo. Clausen*, Stubbecobiae primar. sacr. praefectus. 34 S. 4.

Am längsten verweilt Hr. C. bey der Frage, welcher Jakobus der Urheber des Briefes sey. Hiebey ist aus *Zacharia's*, *Herder's*, *Pott's* u. A. Einleitungen zu dem Briefe, aus *Wetstein's* Prolegomenen u. f. w. Vieles ausgezogen, aber nicht gehörig benutzt. Man vermisst Kenntnisse sowohl, als Beurtheilungskraft. Einiges kann auf Rechnung der Ungeschicklichkeit des Ausdrucks geschrieben werden, z. B. das Urtheil über Paulus Schreibart: *Oratione utitur horrida et pressa, sed gravi et philosophia abundante*, S. 29. Allein es kommen schlimmere Fehler vor. Der Brief soll, der Überschrift zufolge, und weil er griechisch abgefasst ist, bestimmt gewesen seyn *Judaeis cuiusvis stirpis, non tantum Palaestinam, verum etiam alias gentium regiones colentibus*, S. 19. Dafs Jakobus *literarum graecarum non omnino peritus* gewesen sey, wird S. 29 aus der Stelle I, 11 dargethan, *ubi vocabulum* πορείαι *(nedum a LXX adhibito) significare velit conatus, in quibus tanquam in via ambulat dives.* Hier ist freylich πορείαι ein Druckfehler, etwa für ποριαις; aber das Argument verräth doch immer Unkunde der Sprache, sowie der hier, und in vielen anderen Stellen, fehlerhafte lateinische Ausdruck einen Tadel verdient. S. 6 findet man *Isidorum Hispalensem, archiepiscopum Hispaniae, amicum Hieronymi.*

# ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
# JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.


## THEOLOGIE.

Leipzig, Rostock und Schwerin, b. Stiller: *Exegetische Bruchstücke*, u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

V. *Über* 1 *Cor.* 11, 23. Die eigentlichen Lehrjünger Jesu hätten das heilige Abendmahl als bloss für sich, als für seine nächsten und vertrautesten Freunde eingesetzt betrachtet. Dagegen erkläre sich Paulus, und behaupte, dass er von Jesu bevollmächtiget sey, diese Stiftung auch bey seinen Gemeinden einzuführen, weil sein Nachdenken ihn über die wahre Absicht des Stifters belehrt habe. — Zuletzt polemisirt der Vf. gegen den Hn. D. *Stephani*, und rügt mit Recht den übereilten Ausdruck desselben, dass Paulus sich unter die übrigen Apostel *eingedrängt* habe. Das käme ihm gerade so vor, als wenn Hr. *Stephani* dem Vf. — einem unbekannten Dorfprediger — den Vorwurf machen wolle, dass er sich unter die Schriftsteller eingedrängt habe, da er doch kein Kreisschulrath, kein Doctor der Theologie, kein Mitglied mehrerer Gesellschaften sey. — VI. *Versuch über den wahren Verfasser des Briefs an die Hebräer.* Der Vf. hält den Apollo, dessen in N. T. öfter gedacht wird, für den Verfasser desselben. VII. *Versuch einer Enthüllung der Verklärungsscene.* Matth. 17, 1—9. Der Vf. findet darin, dass Jesus bloss den Petrus, Jacobus und Johannes mit sich nahm, den Schlüssel zu dem richtigen Sinn des Inhalts, weil er auf diese das meiste Vertrauen setzte, und sich ihnen also auch vorzüglich entdeckte. Das „leuchtende Angesicht," die „glänzenden Kleider" sind poetisch, malerisch; sie sollen die hohe Freude, den erhabenen Anstand, die Würde schildern, worin Jesus vor seinen Freunden stand. V. 3. heisst: Jesus unterhielt seine Vertrauten von den Lehrsätzen der alten jüdischen Religionslehrer, und setzte die seinigen damit in Vergleichung. Moses und Elias stehen nach einer dichterischen Figur für alle Propheten. V. 4. Das „Hütten bauen" des Petrus heisse soviel: Petrus glaube, weil er Jesu Meinung noch nicht recht gefasst habe, die Lehrsätze der alten jüdischen Religionslehrer sollten mit Jesu Lehrsätzen amalgamirt werden, und darüber bezeuge er hier seine Freude. V. 5 sey dichterische Ausschmückung. Nicht ein Unsichtbarer redete, sondern Jesus: „Ihr sollt Gott als Vater verehren, und meine Bemühungen, den Opferdienst zu stürzen, als Gott gefällig ansehen. Ich handle, wie der Sohn, der von seinem Vater Auftrag erhalten hat, und der seines Vaters Willen und Meinung kennt." V. 6. Diese vollkommene Entdeckung habe seine in jüdischen Ideen aufgewachsenen Freunde erschreckt. V. 7. Jesus beruhigt sie. V. 8. Moses und Elias waren verschwunden, d. h. der Plan, die entdeckte, nun besser durchschaute Absicht Jesu erschien ihnen annehmlicher, und seine Lehrsätze sollten ihnen nun gelten, nicht mehr die Lehrsätze der jüdischen Religionslehrer. V. 9. Erst nach seinem Tode, gebot Jesus, sollten sie seinen Plan öffentlich befolgen. — Wir begnügen uns, hier den Referenten gemacht zu haben. — VIII. *Vermuthung über den wahren Urheber des Evangelii Marci.* Dieser sey Petrus gewesen. Diese Vermuthung gründet der Vf. a) auf die fast durchgängige Übereinstimmung des Evangelii Marci mit dem Evangelio Matthaei; b) auf die Unerfahrenheit des Petrus in der Kunst zu schreiben. Marcus sey sein Amanuensis gewesen. Beyläufig äussert der Vf. die Meinung, dass auch Jesus des Schreibens unkundig gewesen sey. Der Grund, den er dafür anführt, weil Jesus nichts Schriftliches hinterlassen habe, beweiset zuviel. Auch Sokrates hinterliess nichts Schriftliches. Jesus hatte etwas Wichtigeres zu thun, als Bücher zu schreiben. IX. *Über* περιπατεῖν ἐπὶ τῆς θαλάσσης nach Matth. 14, 22—34 und über τὸ καταπέτασμα τοῦ ναοῦ ἐσχίσθη εἰς δύο ἀπὸ ἄνωθεν ἕως κάτω nach Matth. 27, 50—53. Gegen Hn. Prof. *Schulthess*, der beide Stellen für Interpolation erklärt hat. In einem Briefe an Hn. Geh. R. *von* ††† theilt der Vf. seine Erklärung beider Stellen den Lesern mit. Ἐπὶ heisse hier: *in*. Jesus sey im Wasser, das nur flach gewesen, gegangen, um zu dem Boote zu kommen, dem bey der stürmischen Witterung das Zurückrudern schwer geworden sey. Vielleicht habe Jesus auch schwimmen können. Petrus, der als gewesener Fischer wahrscheinlich ebenfalls habe schwimmen können, sey ihm entgegengegangen, oder entgegengeschwommen; eine grosse Woge V. 30 habe ihn in Gefahr gesetzt, er habe um Hülfe gerufen, und Jesus habe ihm Vorwürfe über seine Furchtsamkeit gemacht. V. 32. *Der Wind legte sich* — d. h. Jesus traf Sicherheitsanstalten, — oder: der Sturm liess gerade zu der Zeit nach. V. 33.

Die, welche im Boote gewesen, hätten Jesus Gottes Sohn genannt, weil Muth und Herzhaftigkeit in Gefahren sich immer Achtung und Bewunderung, vorzüglich bey Furchtsamen, Geängstigten, erwerbe. — S. 143 beschäftigt sich der Vf. mit der Enträthselung der zweyten Stelle. Die schon früher mitgetheilte Sinnübersetzung, woraus auch seine Erklärung derselben erhellt, haben wir schon angeführt. — Man müsse vor allen Dingen auf das Erhabene und Poetische in diesen Worten und auf den Zwischensatz: *nach seiner Auferstehung*, aufmerksam seyn. Das Erstere leite den Leser auf den Gedanken, dass in diesen Worten *Genius* verborgen sey, der hervorgehoben und enträthselt werden müsse, und der Zwischensatz beweise, dass die ganze Stelle eigentlich erst in die spätere Geschichte der Auferstehung Jesu gehöre, und dass es blos dem Enthusiasmus oder der hohen Begeisterung des Matthäus zuzuschreiben sey, dass sie hier schon stehe. — Matthäus, als Historiker und Biograph, sey nicht in der Schule unserer heutigen, classischen Historiker gebildet worden, welche ihre Facta in Ausdrücken erzählen müssen, die keinen andern Sinn erlauben, als den, welchen Jedermann damit verbindet. Zum Schlusse erklärt sich der Vf. über die bekannte Conjectur in *Lessings* Urevangelium, das Tempelgebäude habe durch das Erdbeben nach dem Vorhange zu — *κατὰ πέτασμα* — einen Riss bekommen, die er zu entkräften sucht.

X. *Versuch über die Bedeutung des Ausdruckes κόσμος in den Urkunden des Christenthums.* Dieser Aufsatz soll gegen *Reinhard* beweisen, dass *κόσμος* überall im N. T. den jüdischen Staat und zuweilen die Vorsteher des jüdischen Staats bedeute, und dass diess namentlich in der Stelle Joh. 3, 16 der Fall sey. Dass die Behauptung von einer *ursprünglichen* Allgemeinheit des Plans Jesu auf einer Voraussetzung beruhe, die leicht widerlegt werden könne, möchte *Reinhard*, wenn er noch lebte, wohl schwerlich zugeben, da er von ganz anderen Grundsätzen ausging, und der Vf. hätte billig bedenken sollen, dass ein so consequenter Denker, wie *Reinhard*, doch wohl Gründe für seine Behauptung haben müsse, die über ein vorschnelles Absprechen erhaben seyn möchten. — XI. *Über Lessings Urevangelium.* Obgleich der Vf. der Meinung ist, dass *Lessing* mit seiner Hypothese von einem älteren Evangelio, das unter dem Namen des Evangeliums der Apostel oder der Nazaräer oder der Hebräer von mehreren Zeitgenossen Jesu nach und nach aufgesetzt worden sey, und aus dem die drey ersten Evangelisten geschöpft hätten, wohl nicht ganz Unrecht haben möge, so sucht er doch einige Zweifel dagegen zu erregen. a) Wenn man auch annehmen könne, dass mehrere Exemplare jenes Urevangeliums da gewesen wären: so dürfe man doch nicht vergessen, dass es gar wohl möglich gewesen, dass jenen drey Männern doch keines dieser Exemplare bekannt geworden sey, da ja noch in unseren Zeiten Hunderte von gedruckten Exemplaren in Büchergewölben unbekannt liegen blieben, obgleich es jetzt gelehrte Zeitungen gäbe. (Hierauf liesse sich vielleicht antworten, bey dem engen Vereine, der unter den ersten Christen Statt fand, sey es nicht wahrscheinlich, dass eine Sammlung von Lebensumständen ihres geliebten Lehrers nicht von dem Besitzer den übrigen mitgetheilt und gleichsam ein Gemeingut der Gesellschaft geworden sey.) b) Es sey nicht wahrscheinlich, dass nicht wenigstens Einer der drey Evangelisten dankbar der Quelle erwähnt habe, aus der er geschöpft habe. (Aber da vielleicht in jenen ersten Zeiten das Urevangelium keinen bestimmten Titel führte, wie unsere Schriften: so konnte es nicht namentlich angeführt werden, und wir sehen nicht, warum nicht Lucas 1, 1—5 auf diese Quelle Bezug haben könne.) c) Da jenes Werk sich bis ins vierte Jahrhundert, wo *Hieronymus* es noch gekannt, erhalten habe: warum sollte es sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten haben? (Daraus lässt sich wohl nichts schliessen.) Indessen kommt dem Vf *Lessing's* Hypothese doch wahrscheinlich vor, weil alle drey Evangelisten die Nachricht haben, dass der Vorhang im Tempel zerrissen sey, und also doch wohl aus einer und derselben Quelle geschöpft haben müssten. Das Exemplar, worin *Hieronymus* das Zerreissen des Vorhangs nicht gefunden, könne fehlerhaft gewesen, oder auch die Conjectur richtig seyn, dass in allen dreyen von den Abschreibern *κατὰ* und *πέτασμα* zusammengezogen worden sey. — Schliesslich äussert der Vf. die Vermuthung, dass *Hieronymus* durch die Worte: *Quod hebraicis litteris scriptum est*, kein Evangelium in hebräischer Sprache, sondern eines in griechischer Sprache mit hebräischen Buchstaben verstanden habe.

Wir glauben durch unsere ausführliche Anzeige die Leser in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu urtheilen, und gestehen dem Vf. Belesenheit und Scharfsinn in der Unterstützung seiner Behauptungen bereitwillig zu, obgleich wir in dem, was ihm Hauptsache zu seyn scheinet, von ganz entgegengesetzten Ansichten ausgehen, und durch seine Schrift an eine Äusserung in der Vorrede zu *Lessings theologischem Nachlass* erinnert wurden: „Unsere Vernunfttheologen haben gewiss die beste Absicht von der Welt, Erleuchtung ihrer Anhänger und Vermeidung, Erleuchteten ein Ärgerniss zu seyn. Nur Schade, dass ihre Laterne oft eine Blendlaterne wird, dass ein Christ, der sie nun selbst gehört, selbst geprüft und dabey den Hut abzunehmen vergessen, mit jenem Heiden ausrufen möchte: *Fecistis probe; incertior sum multo, quam dudum.*"

— i —

Stendal, b. Gross: *Philalethes.* 1805. 76 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. versichert, viel Zeit und Fleiss auf Untersuchungen verwendet zu haben, welche die Vertheidigung der christlichen Religion bezwecken, und will die Früchte seiner Arbeit künftig unter dem Titel: *Apologia*, herausgeben. Nach seiner Mei-

nung haben die Wunder die meisten Schwierigkeiten, *in quibus rei christianae nisi veritas, divinitas certe posita est.* Daher wolle er vor der Hand erst ein *Promtuarium* anlegen, in welches alle Untersuchungen über Wunder überhaupt, besonders über die von Jesu und seinen Aposteln verrichteten Wunder, aufgenommen werden sollen. *Quae*, sagt er, *de rebus miris in utramque partem disputari possunt, hic libellus tractabit.* Er ladet daher Männer, welche dem Christenthume Sieg und seinem Ursprunge Licht wünschen, dringend ein, ihn mit Beyträgen zu unterstützen. *Quaelibet schedula* (*S.* 5), *modo contineat vel sceptica quaedam vel apologetica, gratissimo excipietur animo.* Es gäbe nämlich Männer genug, die keine Zeit und Musse hätten, weitläuftige Werke zu schreiben, aber kleinere Abhandlungen gern liefern würden. Auch Zweifel würden ihm angenehm seyn: denn, sagt er S. 7, „*Vae rei, quae ut valeat, fucum et fallaciam requirit! vae theologiae, quae divinam esse doctrinam christianam malis artibus et praestigiis demonstrare studet.* Er gebe der Schrift den Titel: *Philalethes*, weil alle darin vorkommenden Untersuchungen aus reiner Liebe zur Wahrheit und zur christlichen Religion hervorgehen sollten. Übrigens solle sich die Herausgabe der folgenden Theile (wir erfahren also, dass diess der erste Theil seyn soll, was auf dem Titel nicht bemerkt ist) nicht an eine gewisse Zeit binden, sondern sich nach der Musse des Herausgebers, dem Beyfall der Leser und den Beyträgen der Mitarbeiter richten. So viel von der Absicht des Vfs. Wir wollen nun sehen, was in der Schrift selbst geliefert worden, und fürchten nicht, von dem Vf. ein *balatro suspendens omnia naso* (S. 9) gescholten zu werden. Der Inhalt der Schrift betrifft die Wunder bey der Geburt Jesu, und der ganze Gang der Untersuchung ist folgender. Nachdem er die Frage über die Möglichkeit der Wunder kurz abgefertiget und gesagt hat: *disputare velle, an miracula effici possint, non difficile solum sed et inutile est*, kommt er auf den Endzweck derselben, und findet ihn darin S. 20, *ut legatus auctoritatem sibi concessam ac mandata divina declaret, non, ut veritatem et quae ipse tradit praecepta, confirmet ac communiat.* Diesen Endzweck der Wunder überhaupt auf die bey der Geburt Jesu geschehenen Wunder angewendet, wird nun geschlossen, das Erscheinen der Engel in jener geweiheten Nacht könne nicht Mariä und Josephs, auch nicht der Hirten wegen, so wie das Erscheinen des Cometes oder Sterns nicht der Magier wegen geschehen seyn (denn welchen kleinen Endzweck hätten diese Wunder dadurch erreicht?), sondern um das Volk auf Jesu Geburt aufmerksam zu machen. Und gleichwohl zeigte sich unter dem Volke gar keine Spur von dem grossen Eindrucke, den eine so wunderbare Geburt auf dasselbe nothwendig hätte machen müssen. Die Hirten, die das ausserordentliche Ereigniss sogleich allen Menschen bekannt machen (πάντες οἱ ἀκούσαντες ἐθαύμασαν περὶ τῶν λαληθέντων ὑπὸ τῶν ποιμένων), haben Alles umsonst gesehen, umsonst gehört. Kein Mensch hat zu Jerusalem von dem wunderbaren Kinde Kenntniss, und, als die Magier daselbst ankommen, muss erst unter den Gelehrten ausgemittelt werden, an welchem Orte die Geburt des erwarteten Messias geschehen werde. Wie konnte selbst Herodes den Mord eines Kindes beschliessen, das unter so wunderbaren Erscheinungen geboren, und dessen Geburt so lange erwartet wurde, ohne auf der Stelle einen Aufruhr in dem Volke zu erregen? Wenn überdiess seine göttliche Sendung schon bey seiner Geburt durch so ausserordentliche Dinge beglaubiget wurde: wie kam es, dass er beym Antritt seines Lehramtes nicht mehr Beyfall fand, dass er neue Wunder zu seiner Beglaubigung thun musste, dass man von ihm sagte: ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn? Die übrigen Evangelien lassen diese Erzählungen ganz weg, was um so merkwürdiger sey, da sie Alles, was die Grösse der Person Jesu betrifft, aufs genaueste erzählen. Sogar die Genealogie, welche Matthäus und Lukas von Jesu aufstellen, enthalte nichts von einer übernatürlichen Geburt, sondern die Worte: Ἰακὼβ ἐγέννησε τὸν Ἰωσὴφ, τὸν ἄνδρα Μαρίας, ἐξ ἧς ἐγεννήθη Ἰησοῦς. Waren jene Erscheinungen bey seiner Geburt vorgegangen, fährt der Vf. fort: so musste seine Familie ihn gleich für den Messias erkennen, so mussten Joseph und Maria sich nicht wundern über das, was Simeon von dem Kinde weissagte, so musste Maria es nicht befremdend finden, da sie den zwölfjährigen Knaben im Tempel unter den Lehrern fand, so mussten die Verwandten Jesu, die doch auch von der ausserordentlichen Geburt gehört hatten, ihn mit Ehrfurcht behandeln, und nicht zu ihm sagen Joh. 7, 3 — 5: μετάβηθι ἐντεῦθεν — οὐδὲ γὰρ οἱ ἀδελφοὶ αὐτοῦ ἐπίστευον εἰς αὐτόν; so musste Jesus selbst auf diese himmlischen Erscheinungen sich berufen, und nicht bloss auf alle Zweifel gegen seine Würde sagen, wie er spricht: οὐκ ἔστι προφήτης ἄτιμος, εἰ μὴ ἐν τῇ πατρίδι αὐτοῦ; so mussten die Apostel, welche doch beständig auf das Wunder der Auferstehungsgeschichte zurückkommen, und darauf den Glauben an ihn gründen, auch die wunderbare Geburt Jesu erwähnen, zumal bey so vielen natürlichen Veranlassungen, die sie dazu hatten, so mussten besonders Paulus und Johannes sich darauf berufen. Hiezu käme, dass Matthäus und Lukas Erzählungen selbst so viel Dunkeles und zuweilen Widersprechendes enthielten, dass z. B. die viermalige Gegenwart eines Engels, der Joseph nach Matthäus erschienen sey, gar nicht zu dem bekannten Axiom: *quod fieri potest per pauca, non debet fieri per plura,* zu passen scheine. Nachdem nun der Vf. alle diese Zweifel vorgetragen hat, schliesst er mit den Worten: *Haec omnia cum ita se habeant, exoritur quaestio: possuntne mirabilia ista tot tantisque difficultatibus subjecta tanquam vera credi? Responsum ad hanc propositam quaestionem, quo miracula ista comprobantur ac vindicantur, occasione data in publicum prodibit.*

Wir müssen also die Beantwortung dieser Zweifel noch von dem Vf. selbst erwarten, und haben uns theils darum, theils besonders auch desswegen aller Bemerkungen über manche *saltus in concludendo*

enthalten, die wir in Menge hätten machen können, da diese Einwürfe schon mehrmals und namentlich, wie sich Viele erinnern werden, in den Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion vorgetragen worden sind. Wie der Vf. darüber entscheiden wird, läſst sich vielleicht schon aus der Note S. 76 abnehmen. Hier heiſst es: *Fieri potest, ut Jesus insolito et a naturae ordine prorsus recedente modo ortus sit, quamvis mirabilia illa, quae circa conceptionem et nativitatem ejus locum habuisse feruntur, non vere accidisse demonstrari possit. Haec utraque enunciatio: Jesus inter miracula et per miraculum natus est, accurate discernenda videtur.*

Die Sprache ist ziemlich rein und ächt lateinisch, einige schleppende Perioden ausgenommen, z. B. S. 61: *Ei, qui ludibrio et ignominiae expositus erat, multitudo, ut dignitati suae (?) Messianae fidem adhiberet, per multa miracula est excitanda.* S. 27 *supersedere potuisset miracula.* Mit dem Accusativ kommt *supersedere* bey keinem guten Schriftsteller vor. S. 72 *si Maria per angelum se habuit persuasam* statt *sibi persuasum.*

— R —

## KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Annaberg*, b. Hasper: *Predigt über Esra III, 10—13, gehalten am Dankfeste des 31 Octbr. 1814 in der Hauptkirche zu Annaberg* von D. *Karl Gottlieb Bretschneider*, Oberpf. und Superint. daselbst. 1814. 20 S. 8.

Rec. freuet sich ungemein, daſs ihm der Zufall diese Predigt, die wahrscheinlich nicht in den Buchhandel gekommen ist, in die Hände geführt hat: denn sie ist durch Veranlassung und Inhalt gleich ausgezeichnet. Im März 1813 schlug des Nachts der Blitz in den Thurm der Hauptkirche zu Annaberg, und dieser mit den Glocken wurde ein Raub der Flammen. Unter den Kriegs-Drangsalen jener Zeit wurde nicht nur binnen 20 Monaten der Thurm mit den Glocken wieder hergestellt, sondern auch 430 Rthlr. von den Jungfrauen und Frauen zur Vergoldung des Knopfes und des Kreuzes gesammelt. Hr. *B.* verband mit der Feyer des Reformationsfestes die Einweihung des Thurmes und der Glocken. Der Eingang macht aufmerksam auf das dreyfache Fest an diesem Tage (denn auch die Stadtschule feyerte ihr Jubiläum), und geht dann, um die Freude und Rührung über die Thurm- und Glocken-Weihe zu rechtfertigen, zu dem Thema über: *warum die wiederhergestellten Glocken nebst dem Thurme, der sie trägt, für uns einen hohen Werth haben müssen.* Dieſs wird aus folgenden Gründen bewiesen: Sie sind I. laute Zeugen unserer kirchl. und relig. Freyheit, II. wirksame Beförderungsmittel der Andacht, III. treue Verkündiger und Theilnehmer aller wichtigen Begebenheiten unseres Lebens, IV. ehrenvolle öffentliche Denkmäler unserer Stadt, V. bleibende und rührende Erinnerungen an groſse glücklich überstandene Gefahren und Leiden und an die der Vorsehung schuldige Dankbarkeit. In der Ausführung herrscht bey Simplicität und Ruhe ein warmes religiöses Gefühl und weise Benutzung aller Umstände der Zeit und des Orts. Als Probe der Elocution stehe aus Th. III. S. 15 nur eine kleine Stelle hier: „Sie (die Glocken) sind es endlich, welche durch den Stundenschlag gleichsam die Regel unseres Lebens machen, die uns früh aufwecken aus dem Schlummer zu unserem Tagewerk, und uns am Abend einladen zur Ruhe und zum Schlummer; sie sind es, welche den regelmäſsigen Ablauf unserer Lebensstunden bezeichnen, und uns täglich erinnern, daſs wir uns mit gemessenen Schritten unaufhaltsam dem Augenblicke nähern, wo für uns die letzte Stunde schlägt und die Zahl unserer Erdentage erfüllt ist." Je musterhafter Rec. diese Predigt findet: desto weniger kann er zurückhalten, was seinem Gefühle nicht zugesagt hat. Es ist die zu häufige Benutzung des Textes, der doch der Natur der Sache nach nur in entfernter Beziehung zum Gegenstande der Predigt stehen kann. Sehr kunstvoll hat nämlich Hr. *B.* jeden Theil seiner Predigt aus dem Texte abgeleitet, und die Ähnlichkeit der Umstände bey Wiederherstellung des Tempels und des Thurmes mit groſser Geschicklichkeit dargestellt. Dadurch wird aber der Leser gleichsam an zwey Orte in stetem Wechsel versetzt, und, wie es scheinet, dem Eindrucke des trefflichen Ganzen geschadet. Eben so muſs Rec. den Lesern das Bedenken anheim geben, ob die Erinnerung an glücklich überstandene Leiden und an die der Vorsehung schuldige Dankbarkeit füglich in Einem Theile verbunden werden konnten. Da diese Bedenken aber durchaus keinen Tadel begründen: so ladet Rec. jeden Freund ausgezeichneter homiletischer Arbeiten zum Genusse der gegenwärtigen ein.

O. P. B.

Vermischte Schriften. *Karlsruhe*, b. Braun: *Beschreibung und Geschichte der sogenannten Riesensäule im Odenwalde*, als einer der ersten Seltenheiten römischer Alterthümer mit ihrer, und des Riesenaltars Abbildung im Steindruck. Nebst Bemerkungen über die Möglichkeit ihres Transportes nach dem Schlachtfelde bey Leipzig. Entworfen von *M. F. Kuppler*, Präceptor am Lyceum zu Mannheim. 1814. 48 S. 8. (7 gr.)

„Nach *Häfelins* und *Knapp's* Beschreibung der Riesensäule, — sagt der Vf. in der Vorrede, — *bliebe* wenig zu wünschen übrig; allein beide sind in anderen Werken (befindlich), und *nicht für sich allein gegeben*, wodurch ihre Anschaffung etwas kostspielig ist. Sie erscheint also hier für sich allein u. s. w." — Die Leser wissen also, was sie in dem Büchlein zu suchen haben, und woher es genommen ist. Dergleichen Beschreibungen der Riesensäule hat man, besonders aus *Knapp's* gehaltvollem Werke, in mehrere Zeitschriften und Flugblätter aufgenommen, als Hr *v. Kotzebue* den Vorschlag that, diese Säule nach Leipzig zu schaffen, und dort, auf dem Schlachtfelde, als Siegesdenkmal aufzurichten. Gewiſs ein Gedanke, der eines solchen Denkmals würdig war! Es ist viel darüber geschrieben, aber nichts dafür gethan worden. Mehrere wollten das Vergnügen haben, ihre eigenen Ideen realisirt zu sehen, und wer mochte an Unterstützung denken? Kläglich genug ist es, daſs so Wenige da sind, die Hand zur Ausführung zu bieten, wenn etwas wahrhaft Groſses in Deutschland zum Ruhme der Deutschen geschehen soll! Da will ein Jeder darein sprechen, will seine Meinung sagen, so engbrüstig sie auch sey, und über dem Geschreibsel entgeht dem Publicum Lust und Geduld, auch die besten Vorschläge zu unterstützen. — Des Vfs. Vorschläge über die beste Art, die Säule bis nach Leipzig zu schaffen, sind recht gut, aber so sehr patriotisch und gut sie auch seyn mögen: die Säule wird wohl liegen bleiben, wo sie liegt.

L. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *ALTNORDISCHE LITERATUR.*

Kopenhagen, b. Schultz, und in Commission b. Brummer: *Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte*, von *P. E. Müller*, ordentl. Prof. der Theol. bey der Universität zu Kopenhagen. Aus dem Dänischen übersetzt vom *L. C. Sander*, Prof. der Pädagogik daselbst. 1815. XVI und 164 S. 8.

Diese Schrift ist ein Seitenstück und eine Ergänzung zu dem früheren Werke desselben Vfs.: *über die Ächtheit der Asa-Lehre und den Werth der snorri'schen Edda*, und eben so frisch aus den Quellen geschöpft, so gehaltreich und neu, so gründlich und klar. Wir dürfen wohl um so eher etwas länger dabey verweilen, da es einen Gegenstand betrifft, der in Deutschland, und nun auch im Norden, so mannichfaltig angeregt und besprochen worden, und in jeder Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit ist.

In dem Buche über die Asa-Lehre hatte der Vf. die Ächtheit dieser nordischen Mythologie, wie sie hauptsächlich in den beiden *Edda's* aufbehalten ist, auch geschichtlich bewiesen, und zwar eben aus der innigen Verbindung derselben mit der Geschichte. Der höchste Grund für die Ächtheit der Edda-Lehre ist allerdings ihre innere, sich selbst beweisende und genügende Wahrheit, ihr tiefer Sinn und ihre eigenthümliche Ausbildung, wodurch man im Voraus gewiss ist, dass auch die Geschichte dafür haften werde. Diess Letzte ist nun besonders durch die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn des Vfs. wirklich dargethan. Er war der Erste, welcher in die Entstehung, Zusammensetzung, Gestalt und Bedeutung der jüngeren oder *snorri*'schen Edda wahrhafte und befriedigende Einsicht nahm und gab; er zeigte, dass dieser grosse nordische Geschichtschreiber, bey seiner Edda, neben dem Zwecke einer würdigen Gemüthsergötzung („*til skemtunar*", wörtlich: zur *Kurz*weile, Zeitkürzung: *skemtan* von *skammur*, kurz; daher auch unser *Schimpf* in der alten guten und glimpflichen Bedeutung: Schimpf und Ernst) an den uralten Mythen, und des Verständnisses der ihnen zum Grunde liegenden *Götter*- und *Helden-Lieder* der älteren oder *sämundischen Edda*, hauptsächlich die Erklärung und Abfassung der späteren *geschichtlichen Lieder* im Auge hatte. Wenn jene mythischen Lieder fast alle von namenlosen Dichtern herrühren und unvordenkliches Volkseigenthum geworden: so waren diese geschichtlichen Lieder dagegen insonderheit das Werk namhafter und auch sonst in der Geschichte bekannter *Skalden*, deren Beruf und Amt es war, denkwürdige Thaten darin aufzubewahren; so, wie andere edele Männer und Frauen und die Helden selbst (ähnlich den Morgenländern) sich in erhebenden Momenten auf der Stelle in Liedern aussprachen. Diese Skaldenlieder nun, welche der wahrhafte Snorri, und gewiss vor ihm, wie nach ihm, viele Andere, in die wirkliche prosaische Geschichte, als älteste Urkunden derselben, eingeflochten haben, sind durchaus von jener alten Edda-Lehre und von mythischen und heroischen Ausdrücken und Anspielungen darauf, als zu ihrer Zeit allbekannt, durchdrungen. Und die snorrische Edda, welche vornehmlich aus dem seit dem Christenthume immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse der Erklärung solcher Gedichte hervorgegangen; enthält in dem besonders hierauf gerichteten Theile, welcher mit mehr Sicherheit, als die Mythensammlung, dem *Snorri* zugesprochen wird, den *Kenningar* (poetische Umschreibungen, von *kenna*, bezeichnen, *kenn*tlich machen), als Beyspiele gegen 500 Stellen und Stücke von beynahe 80 solcher Skalden und Männer, deren Namen und Lebenszeit meistentheils auch aus der Geschichte ganz bekannt sind: von *Biarki* (um 520), sicherer von *Bragi dem Alten* und *Ragnar Lodbrok* (st. 790), und dann von *Thiodolf von Hvina* und *Harald Schönhaar* (st. 939), in voller Reihe bis auf *Snorri* (st. 1241) selbst. Selten sind hier die Beyspiele aus jenen namenlosen Edda-Liedern, weil diese eben der in der Mythensammlung dargestellte Stoff waren, mit welchem die Skalden-Lieder sich meist so künstlich und beziehungsschwer schmückten; häufiger sind dagegen die Beyspiele aus einigen Liedern eben dieser Skalden, worin auch noch ein mythologischer Stoff behandelt wird, aber nicht in jener älteren meist so einfachen Darstellung, sondern in derselben künstlichen und verwickelten Manier, wie in den meisten ihrer geschichtlichen Gedichte. Jedoch sind auch manche von diesen letzten, besonders aus der älteren Zeit, noch in jener volksmäsigeren Art und Weise (z. B. *Thiodolfs Ynglinga-*

*tal*, *Eyvind's Haleygia-tal* und *Hakonar-mal*). Alle diese so gestalteten Skalden-Lieder liefern nun auch den ganz entschiedenen geschichtlichen Beweis für die Ächtheit der nordischen Mythologie. Und so wenig Einzelne (Mönche und Schulmeister), oder die Langeweile in den langen Winterabenden, oder in den Spinnstuben die blosse Mährchenlust, solche Mythen zu ersinnen und hervorzubringen vermochten: eben so undenkbar ist es, dass alle diese geschichtlichen Lieder, mit ihren mythischen Beziehungen, so wie die ähnlichen mythologischen Lieder, nur späteres Machwerk in eben diesem Sinne, also absichtlich untergeschoben, seyen.

Diese durch die bekannten wiederholten Angriffe von *Schlözer*, *Adelung* und besonders *Rühs*, veranlasste Vertheidigung begegnete schon zum Voraus des Letzten Einleitung zur Übersetzung der snorri'schen Edda, und erschien auch früher als diese, welche daher ganz anders ausfallen, und nicht bloss in einigen Anmerkungen darauf hinweisen musste. Durch *Müllers* Beweis war jedoch über *Ragnars* und *Haralds* Zeit hinaus noch nichts gewonnen gegen die Zweifler. Ja es war von diesen noch ein anderer grosser Einwand zu erwarten: nämlich, da keine nordische Handschrift über das 13te Jahrhundert und kein namhafter nordischer Schriftsteller über das 12te Jahrhundert hinaufsteigt: so liess sich Alles, was diese aus früherer Zeit geben und berichten, eben so verdächtig machen, wie die vielen namenlosen Werke von derselben Zeit. Diess abzuweisen, führt wieder auf die tieferen inneren Gründe aus dem Inhalt und der Darstellung dieser Denkmale zurück. Freylich sind die Urkunden zu solchem ferneren Beweise auch keine anderen, als eben diese nordischen Denkmale selbst: aber hier kömmt, nächst ihrer inneren Wahrheit und Glaubwürdigkeit, hauptsächlich in Betracht ihre gegenseitige Bestätigung und Voraussetzung, ihre Hinweisung und Beziehung auf einander, und Alles, was sie über ihre eigene, so wie der älteren darin benutzten und einverwebten Werke, Entstehung und Bildungsgeschichte enthalten und andeuten. Und diese Untersuchung hat Hr. *Müller* in vorliegender Geschichte der isländischen Geschichtschreibung, mit aller dazu erfoderlichen und in Kopenhagen allein möglichen Durchforschung der grossentheils noch ungedruckten Quellen, und mit durchdringendem Geiste und klarem ruhigem Sinne geführt, und darauf den Beweis für die Nationalität der altnordischen Gedichte noch fester begründet. Wir wollen ihn auf seinem Wege mit einigen Bemerkungen begleiten.

Der grosse Reichthum der nordischen *Saga* (d. i. der von der mündlichen *Sage* ausgegangenen wirklichen Geschichte) stammt von *Island* her: es fragt sich also zuvörderst: warum gerade nur von daher? — Island ward von Norwegen aus dem Kern des Landes, dem Drontheimischen, hauptsächlich durch die wackeren und freyheitliebenden Männer bevölkert, die Harald Schönhaars Unterjochung bestritten und flohen, und von solchen, die reich genug waren, sich zu der fernen Überfahrt zu rüsten. Sie nahmen das Land in festen Besitz, und bauten es an. Es ward also kein Seeräubernest, sondern die alte norwegische Verfassung ward hier wieder kräftig verjüngt und durch die Absonderung und andere örtliche und zeitliche Begünstigungen noch freyer entwickelt. Das norwegische Königthum fiel hier weg, und es bildete sich ein patriarchalischer Freystaat, wie er dem ursprünglichen Verhältnisse der ältesten nordischen und deutschen Familienhäupter und Landbesitzer gemäss war. Die Seeräuberey ward von hier aus seltener, weil das Holz des nördlicheren Eilandes wohl zu Kaufschiffen, aber nicht zu Raubschiffen taugte. Das neue, zuvor noch nie bewohnte und bebaute Vaterland bewirkte eine ganz einzige Erscheinung. Es war hier nicht wie bey der Auswanderung der *Angelsachsen*, Franken, Gothen, Lombarden und anderer Normänner in Frankreich, Britannien und Italien, wo durch Vermischung mit den zwar besiegten, aber an Bildung und Zahl überlegenen alten Bewohnern, eine ganz neue Bildung, Sprache, Sitte und Verfassung, und damit eine ganz neue Poesie und Geschichte entstand, so dass die Götter- und Helden-Sagen und die ältere wirkliche Geschichte der Heimath meist bis auf die Erinnerung und einzelne unbewusste Spuren verloren gingen: sondern bey den in der alten Volksthümlichkeit wurzelnden isländischen Ansiedlern weilte die Erinnerung gern in dem alten Vaterlande, bey den Denkmalen, Sagen und Geschichten desselben, mit dem sie fortwährend in nahem Verkehr blieben, durch Verwandtschaft, neue Ankömmlinge, Handel und andere Befreundung. Die Absonderung von dem heimathlichen Boden erweckte um so lebhafter das geschichtliche Andenken desselben, und die neuen stammberühmten Ansiedler bewahrten die Geschichten ihrer Ahnen um so sorgfältiger, da hierauf von jeher im Norden viel gehalten wurde. Auch hatte sich die Sprache frühe zur wirklich geschichtlichen Darstellung gebildet. Sie erscheint in den Skaldenliedern aus Harald Schönhaars Zeit schon wie in denen des XI Jahrhunderts. Wollte man etwa diesen Umstand gerade noch gegen die Ächtheit der ersten gebrauchen: so dient zur Antwort, dass bey einer so einfachen und ungestörten Lebens- und Denk-Weise, auf einem so isolirten Lande, die Sprache leicht Jahrhunderte lang wenig verändert wird, so wie sie es ja dort noch weniger als irgendwo ist. Hingegen ist zwischen dieser Poesie und der ältesten Prosa, nicht nur durch die metrische Form, und den bildlichen Ausdruck, sondern auch in der Sprache, durch gewisse ausschliessend poetische Wörter, ein höchst bedeutender Unterschied, welcher ebenfalls eine vorlange Übung beider voraussetzt. Auch foderte schon die freybürgerliche Verfassung im Norden, wo in den Landes-Versammlungen (*Thing*, *Ding*) die wichtigsten öffentlichen Sachen durch Beredsamkeit entschieden wurden, zur Bildung der Sprache und des Vortrages auf. Die Lieder der Skalden waren aber ohne Zweifel die ältesten Bewahrer denkwürdiger Geschichten.

Diese Skalden waren berufen, der Götter und Helden Leben zu besingen, die uralten namenlosen Lieder und Sagen von diesen zu bewahren und gelegentlich vorzutragen: selten finden wir aber, dass einer von den vielen namhaften jüngeren Skalden noch einen solchen mythischen Stoff bearbeitet hat, sondern vornehmlich waren sie auf ihre Gegenwart und die wenigstens bis auf Harald Schönhaar in Norwegen noch immer fortwährende heroische Zeit gerichtet, und griffen auch dadurch thätig mit in dieselbe ein. Ihre Lieder sind daher auch im Ganzen nur kurz, oft nur einzelne, gleichsam epigrammatische Stanzen, in bedeutenden Ereignissen ausgesprochen; selten sind sie romanzenartig; und Heldengedichte von grossem Umfange und Entwurf finden sich hier, nächst jener älteren rhapsodischen Composition der Edda-Lieder von den *Volsungen* und *Niflungen*, gar nicht mehr. Die längeren Skaldenlieder umfassen zwar manchmal den ganzen Lebenslauf des Helden, ja auch wohl dessen Ahnen und Urahnen, sind aber eben dadurch mehr von geschichtlicher denn von poetischer Bedeutung. Sie verhalten sich etwa zu jenen älteren mythischen Liedern, wie unsere historischen Lieder und Reimchroniken zu den alten Heldenliedern. Die Skalden waren indess weit bessere Geschichtszeugen: oft selbst von edler Herkunft und bedeutende Männer, und durch ihren Stand geehrt, waren sie gegenwärtig, ja nahmen selbst thätigen und tapferen Theil an denkwürdigen Geschichten, und konnten und durften in ihren Liedern den mitlebenden Helden, vor dem und dessen Hofe sie diese absangen, zwar würdig preisen, aber nicht die Wahrheit verletzen. Ihre Lieder gingen von Mund zu Mund, und wurden vom Volke auswendig gelernt. Einige Beyspiele finden sich auch, dass sie mit *Runen* in Stäbe geritzt worden. Insonderheit theilten die Skalden selbst sie einander mit, und ihre Kunst und ihr Amt brachte es mit sich, dass sie, neben jenen uralten mythischen Liedern, an welche sie wohl anknüpften und ganz ihren poetischen Ausdruck und Schmuck daher nahmen, auch diese geschichtlichen Lieder aus der Vorzeit bewahrten und überlieferten. Sie waren also die eigentlichen Geschichtskundigen, wie überhaupt die Gelehrten ihrer Zeit. Der Geist der Poesie aber war damals so allgemein, dass die Fürsten und Helden selbst, so wie andere Männer und Frauen, in ergreifenden Augenblicken sich in Versen ausdrückten. — Diese Eigenheiten und Verhältnisse waren zwar dem ganzen skandinavischen Norden gemeinsam: indessen entstanden in Dänemark und Schweden schon vor dem IX Jahrhundert grössere Reiche und nähere Verbindungen mit dem übrigen christlichen Europa, und es endete dort das heroische Zeitalter noch früher, als in Norwegen durch Harald Schönhaar. Hier in Norwegen wurde durch Haralds Überherrschung und seiner Söhne und Enkel blutige innerliche Kriege, so wie durch ihren gewaltthätigen Eifer für das Christenthum, das Alte durch das Neue verdrängt, und Alles in die Gegenwart fortgerissen. Die stammreichen, dem Alten zugethanen Geschlechter verloren sich hier, blühten dagegen in Island, das fortwährend ein Zufluchtsort für sie blieb, vom Frischen auf. Das Alterthum des vormaligen Vaterlandes rettete sich hieher, ja Alles, was von solchen ältesten Denkmalen in der Landessprache auch noch dem übrigen Norden angehören mag, ward doch allein hier aufbehalten. Und fortwährend blieb in Island die Theilnahme für das Stammland rege, indess die in Norwegen Zurückgebliebenen fast Fremdlinge in ihrem eigenen Lande wurden. Diese vorzügliche Anlage und Stellung der Isländer für die Geschichtschreibung wurde durch den Sinn des neuen Volkes und durch die inneren Verhältnisse noch erhöht und wirklich ausgebildet. Der lose bürgerliche Verein so vieler freyheitsliebender und kraftvoller nordischer Männer liess jede Eigenthümlichkeit frey sich entfalten, da selbst in der Landesversammlung (*Thing*) Persönlichkeit und Macht entschied und richterlichen Aussprüchen allein Nachdruck geben konnte. Zu Hause und in seinem Eigenthume war ohnediess jeder ein kleiner König. Es erneuete sich hier solchergestalt gleichsam das Heldenalter, und die Fehden und Kämpfe mächtiger Geschlechter und ihrer Häupter gegen einander sind der Hauptinhalt der ältesten isländischen Geschichte. Diese Fehden waren jedoch eben nicht blutig, noch von bedeutenden Folgen, und führten besonders zu keiner Überherrschung: sie wechselten mit Processen und anderen öffentlichen Verhandlungen. Die Dichtkunst ward hier besonders eine allgemeine, nicht bloss den Skalden eigene Sprache für bedeutsame Fälle. Liebe und Hass bedienten sich ihrer mit grosser Wirkung, da die öffentliche Meinung so viel galt. Hohn- und Spott-Lieder konnte man gerichtlich verfolgen, und wurden oft blutig gerächet: das Wort und Lied war keine minder gefährliche Waffe, denn das Schwert, und brachte nicht selten dem, der es führte, den Tod. Ein merkwürdiges Beyspiel hievon ist in *Thorvallds Vidförla-Saga* (bey *Hungurvaka*, S. 312, und zum Theil wörtlich übereinstimmend, in *Kristni-Saga*, S. 22): Der Isländer Thorvalld wollte mit dem Bischof Friedrich 984 sein Vaterland zum Christenthum bekehren, ward aber meist nur verhöhnt, und Skalden wurden sogar zu einem Schmähliede auf beide gedungen, worin es hiess:

*Hefer börn borit*
*Biscup niu:*
*Theirra er allra*
*Thorvallds fadir.*

Neun Kinder geboren
Hat der Bischof:
Derer aller
Vater ist Thorvalld.

Diese Stelle war um so bitterer, weil sie offenbar ein Anklang ist an das erste *Edda-Lied* von *Helgi* dem *Hundingstödter* (*v. d. Hagens* Ausg. S. 17, vgl. *Volsunga-Saga*, Cap. 17), wo in 4 ganz ähnlichen Zeilen *Sinfiotli* den *Guthmund* höhnt, dass er mit ihm 9 Wölfe erzeugt habe. — Thorvalld erschlug aber die Beiden, die das Lied gemacht hatten. —

Deſsgleichen erſchlug der ſtreitbare Bekehrer Islands Thangbrand 998 den *Thorvalld Veili* und den Skalden *Veturlidi*, die Spottlieder auf ihn gedichtet hatten (*Kriſtni-Saga*, Cap. 8). — So erhöhte und ſchärfte ſich der Sinn für die ſo wichtige Skaldenkunſt. Die älteren Lieder blieben wegen der daher genommenen poetiſchen Ausdrücke im Andenken, und die lebenden Skalden, welche dieſe Kunſt inſonderheit übten, wurden ſelbſt vom ganzen Lande belohnt und überall geehrt, und ihre Lieder wiederholt. Wenige von dieſen ſind Liebes-Lieder oder beſchreibende, die meiſten geſchichtliche, öfter von den eigenen, als der Freunde und Anderer Thaten. — Dieſe allgemeine Neigung zur Dichtkunſt und Darſtellung mochte allerdings auch durch das Klima und die Lebensweiſe gefördert werden. Die Muſse bey dem ſo beſchränkten Land-(meiſt nur Wieſen-) Bau, der lange Winter, und das Zuſammenleben aller Hausleute in einem groſsen Zimmer (wie noch in Weſtphalen) machte dieſe Art der Unterhaltung zum Bedürfniſs. Auch lebte man ſehr geſellig und kam häufig zuſammen, bey den groſsen mehrtägigen Feſten und Gaſtmählern, den mannichfaltigen Spielen (meiſt Ballſpiel und Ringen, vgl. *Thorlacii antiquitat. boreal. ſpec.* IV. p. 209—63), den Pferdekämpfen, und beſonders bey den öffentlichen Verſammlungen (*Thing*). Dieſe letzten, wo jedes Familienhaupt alle ſeine Haus- und Schutz-Verwandten zu vertreten hatte, entwickelten inſonderheit die Beredſamkeit. Eben dieſe freye Verfaſſung machte es wichtig, die Verhältniſſe und Sitten, ja Geſtalt und ganze Perſönlichkeit der übrigen Häuptlinge und bedeutenden Männer, mit denen man freundlich oder feindlich zu thun hatte, genau zu kennen, und man forſchte eifrig danach, ſo wie nach jeder merkwürdigen That und Geſchichte von ihnen. Dieſs übte die Darſtellungsgabe gar ſehr, und ſo ward die *Saga* (mündliche Geſchichte) auch um ihrer ſelbſt willen, zur allgemeinen Ergötzung, wirklich zur Kunſt ausgebildet. Beſonders waren es wohl wieder die Skalden, durch welche dieſs geſchah. Ein ſolcher guter und kundiger Erzähler aber hieſs ein *Saga-Mann*. Die eigentlichen isländiſchen *Saga's*, d. h. die vor der Geſchichte des eigenen Landes, ſind eine ſchöne Frucht hievon, und haben ganz die Objectivität ihrer volksmäſsigen Geſtaltung. Sie geben das volle lebendige Bild zu dieſen allgemeinen Umriſſen: ſie ſind gleichſam heroiſche Familiengeſchichten, zugleich mit jenem bedeutſamen politiſchen Grundzuge; häufig dramatiſch, und mit Verſen untermiſcht, wie das Leben ſelbſt, das ſie abbilden, und welches oft eben das berühmter Skalden ſelber iſt. — Es konnte aber nicht ausbleiben, daſs ſolche Fertigkeit, nächſt dieſem geſchichtlichen, auch den älteren mythiſchen und anderen fabelhaften Stoff ergriff, und zur Unterhaltung auf ähnliche Weiſe darſtellte; obgleich dieſer letzte damals ſchon ausdrücklich als ſolcher unterſchieden wurde von wahrhaften Geſchichten, wobey man ſich auf namhafter Männer Mund und Zeugniſs berief. — Ebenſo erklärt ſich nun auch die Erſcheinung, daſs die Isländer nicht nur des eigenen Landes, ſondern auch des geſammten Nordens Geſchichtſchreiber wurden. Die natürliche Theilnahme und der fortdauernde mannichfaltige Verkehr mit dem norwegiſchen Mutterlande, aus dem immer noch Anſiedler nachkamen, iſt oben ſchon berührt. Die Isländer forſchten, auch aus politiſchen Gründen, fleiſsig nach den dortigen Geſchichten, und ſelbſt die Entfernung, welche bey gegenſeitigen Handels- oder anderen Beſuchen die Überwinterung nothwendig machte, reizte und begünſtigte die Mittheilung. Forſchbegierde ward überhaupt ein Grundzug der Isländer, welchen eben ihre Iſolirung, mitten im Weltmeere hoch über ganz Europa, ſo ſtark aufregte. Sie reiſten überall hin, und Handel und Gewerbe war meiſt nur das Mittel ihrer Wiſsbegier. (*Heimſkr*, heimiſcher, bedeutete daher einfältig, dumm, wie im Deutſchen, der *nicht weit her* iſt, unerfahren: umgekehrt wie bey Homer.) Die isländiſchen Skalden verbreiteten ſich nach den Orkney's, England, und beſonders an allen Höfen des Nordens, der ſich in der früheren Zeit unter den vielen kleinen Königen noch mehr als Ein Volk betrachtete, denn nach der Scheidung durch gröſsere Reiche. Auch ſpäterhin waren hier die isländiſchen Skalden die willkommenſten, wegen ihrer Vorzüglichkeit, da ihre Kunſt und die Grundlage derſelben, die alte Götter- und Helden-Sage, dort ſich am reinſten bewahrte und am kunſtreichſten im Ausdruck und Versbau ausgebildet wurde: ſie waren die berühmteſten und die zahlreichſten im ganzen Norden, und zugleich die beliebteſten wegen ihrer Freymüthigkeit und Unparteylichkeit, als freye Isländer; ſie wurden von den Königen und Fürſten mit dem zweyten Hochſitz geehrt und reichlich beſchenkt. Bey allen Isländern war aber die Vaterlandsliebe ſo groſs, daſs ſie am Ende immer wieder heimkehrten. So erhielten und verarbeiteten ſie, beſonders die Skalden, auch vielen ausländiſchen, zunächſt nordiſchen geſchichtlichen Stoff, und überbrachten ihn nach Island, wo Jedermann begierig war, ſie zu hören, und bey den fremden Ankömmlingen faſt eben ſo eifrig nach neuen Saga's geforſcht wurde, wie unter den Ptolemäern zu Alexandrien nach griechiſchen Handſchriften.

*(Die Fortſetzung dieſer Recenſion folgt im nächſten Stücke.)*

---

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## ALTNORDISCHE LITERATUR.

Kopenhagen, b. Schultz, und in Commission b. Brummer: *Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte von P. E. Müller u. s. w.*

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Alle diese Saga's nun wurden, wie die Lieder, lange bloss mündlich überliefert, mit Berufung auf die Zeugen oder ersten Erzähler. Die uralten und eigenthümlichen *Runen* dienten zwar als Schrift, aber nur auf Stein und Holz, also sehr beschränkt, und nie zu eigentlichen Büchern, die das Christenthum erst mitbrachte. Das Christenthum ward hier ganz friedlich eingeführt, allmählich, meist durch Eingeborene verbreitet, und im Jahre 1000 gesetzlich angenommen: der festgegründete Freystaat liess die geistliche Herrschaft nicht aufkommen, und das Neue trat ein, ohne das Alte feindselig zu verdrängen. Die dem Christenthum so nahe verbundene lateinische Literatur, mit ihren damaligen sieben freyen Künsten und Wissenschaften, fand hier, wo Alles dazu vorbereitet war, vorzüglich schnellen Eingang und Ausbreitung; sie ward aber alsbald auch auf die Muttersprache angewendet, deren Bildung schon so weit gediehen war, dass sie dadurch nicht mehr gestört, sondern nur gefördert werden konnte. Bald nach *Snorri* gab es schon eine isländische Sprachlehre, nach Priscian und Donat, und eine tropologische Abhandlung von *Olaf Thordarson Hviteskald*, bey *Snorri's* Edda, — welche letzte nebst allem Zubehör eine vollständige nordische Poetik bildet; vor dem ebenfalls dazu gehörigen *Hatta-lykill (metrorum clavis) Snorri's* war schon ein solcher von dem *Orkney-Jarl Rögnvalld* und dem Skalden *Hallur* vorhanden. Es ist also wohl kein Zweifel, dass man die neue bequeme Schrift auch bald zur Aufzeichnung von alten und neuen Liedern und Sagen, und somit auch zur wirklichen Geschichtschreibung angewendet habe. Gewiss ist, dass sie alle hier allein aufbehalten worden; und wenn auch keine isländische Handschrift über das 13te Jahrhundert hinauf geht: so hat man doch gar keinen Grund, anzunehmen, dass alle diese Werke erst seitdem aufgeschrieben und verfasst worden. Haben wir doch, der aus inneren Gründen gewiss weit älteren Denkmale zu geschweigen, von *Ari's* und *Sämunds* Werken, um 1100, so wie von *Rögnvallds Hatta-lykill*, nicht nur Nachrichten, sondern auch noch unbezweifelte Überbleibsel, obwohl keine gleichalte Handschrift davon. Ari und Sämund werden nun zwar von *Snorri* und Anderen einstimmig als die ältesten Schriftsteller genannt, und ausserdem beziehen sich alle, wie Ari selbst, nur auf mündliche Gewährsmänner und Zeugen, nirgends auf andere *namhafte* Schriftsteller. Jedoch kommen früh schon namenlose *Schriften* vor. Die *Hungurvaka* (Geschichte der ersten isländischen Bischöfe), welche sich auf *Gissur* Halls Sohn (st. 1206) beruft, erwähnt schon Gesetze, Saga's und wissenschaftliche Werke in nordischer Zunge *geschrieben*. Und diess müssen *isländische* seyn, da um dieselbe Zeit *Theodorich* bey seiner norwegischen Geschichte keine norwegischen Schriftsteller fand, sondern sich nur auf isländische beruft. *Snorri* führt mehrere von ihm benutzte Saga's so an, dass er wahrscheinlich doch *Skioldunga-*, *Ragnars-*, *Lodbrokar-* und *Orkneyinga-Saga* schon geschrieben vor sich hatte. Mit einigen noch vorhandenen Saga's stimmt *Snorri* bald wörtlich, bald auszugsweise überein, z. B. mit *Olafs Tryggvasonar-Saga* der isländischen Mönche *Oddur* (st. um 1200) und *Gunlaug* (st. um 1218). Diese Saga ist in der skalholter Ausgabe zwar eine spätere Compilation aus beiden, von denen Gunlaugs Werk lateinisch war, aber Oddurs isländisches Werk (in *Reenhjelm's* Ausg.) ist auch noch vorhanden, und findet sich zum Theil wörtlich in dieser späteren, mit mancherley Zusätzen und anderen Saga's erweiterten, doch gewiss schon vor 1387 geschriebenen Compilation wieder. Aus diesem Verhältniss beider Werke unter sich und zu Snorri ist nicht unwahrscheinlich, dass alle drey aus einer gemeinsamen Urschrift geschöpft haben, zumal da Snorri keinen von beiden nennt. Gunlaug schrieb freylich *lateinisch*, aber der Compilator aus ihm hatte vielleicht auch noch das ältere Werk vor sich. Im *Landnamabok* (*Buch*, Geschichte von Islands Besitz*nahme* und Anbau), das *Ari* und *Kolskeg* anfingen, erwähnt der Fortsetzer *Sturla Thordarson* (aus Snorri's Zeit) viele zum Theil noch vorhandene Saga's, z. B. *Eyrbyggia-*, *Isfirdinga-*, *Svarfdäla-Saga* u. a. Eine alte Nachricht endlich bey des *Sturla Thordarson* Stur-

*lunga* - oder *Islandinga-Saga*, bemerkt ausdrücklich, daſs die meiſten isländiſchen Geſchichten *vor* 1201, ſeitdem aber nur wenig davon *aufgeſchrieben* worden, bis eben auf die *Sturlunga - Saga*. Es gab alſo, wie gewiſs vor *Snorri*, höchſt wahrſcheinlich auch ſchon vor *Ari* und *Sämund* aufgeſchriebene Saga's. Daſs dieſe beiden aber als die erſten Schriftſteller genannt werden, kömmt wohl daher, weil ſie zuerſt durch ihre Gelehrſamkeit chronologiſchen Zuſammenhang und Fortfluſs in die bisher nur durch die Genealogie geordnete Saga brachten. Dieſe gelehrten und mühſamen Arbeiten wurden natürlich ſehr berühmt, als neue und feſte Grundlage der nordiſchen Geſchichte, und ihre namhaften Verfaſſer wurden nun vor allen genannt. Sie bekamen freylich durch dieſe Richtung, und nach dem Muſter der ausländiſchen lateiniſchen Chroniken, die trockene annaliſtiſche Form, die wir noch in den Nachrichten, Auszügen und Überbleibſeln von *Ari's* isländiſcher und *Sämund's* norwegiſcher Geſchichte, ſo wie in dem vermuthlich nach und aus ihnen geſchriebenen lateiniſchen Geſchichtsbuche des Mönches *Theodorich*, erkennen. Hiemit begann aber neben der Saga - Schreibung die eigentliche Geſchichtſchreibung, und mehrere namhafte Schriftſteller, z. B. *Oddur* und *Gunlaug*, folgten dieſer Bahn, bis auf *Snorri*, in deſſen norwegiſcher Geſchichte ſich die Anfoderung mit der lebendigen Fülle der alten Saga, der Ernſt der Geſchichte ſich mit der alten mythiſchen und poetiſchen Darſtellung innig durchdrang, und ſo das Höchſte der isländiſchen Geſchichtskunſt erreichte, wodurch jene älteren Werke *Ari's* und *Sämund's* verdunkelt wurden und gröſstentheils untergingen. Wenn aber auch wohl ſchon vor dieſen beiden Männern manche Werke aufgeſchrieben waren: ſo hatten ſie doch ohne Zweifel groſsen Einfluſs auf die Niederſchreibung ſolcher alten Denkmale und Saga's, gaben mächtigen Anſtoſs dazu, lieſsen wahrſcheinlich manche, als ihnen nöthige Hülfsmittel, ſelbſt aufſchreiben, ſahen ſie durch und wirkten auf die Darſtellung ein. Daher kam es denn, daſs ihnen mehrere Werke beygelegt wurden, die doch nicht ihren Namen führen. Dieſe Saga's aber, die bisher mündlich überliefert und ausgebildet, und dadurch Volkseigenthum geworden, blieben dieſs auch dadurch, daſs bey ihrer Aufzeichnung kein Verfaſſer namhaft wurde. Es war eben keiner da, oder man wuſste ihn doch nicht. Der ſie zuerſt niederſchrieb, konnte und wollte ſich nicht Verfaſſer nennen; und war er es auch wirklich, wie etwa bey gleichzeitigen Saga's: ſo dachte er, mehr noch volksmäſsiger Erzähler als gelehrter Bücherſchreiber, nicht an Schriftſtellerruhm, gegen den die Isländer überhaupt ſehr gleichgültig waren. Doch werden in dieſen Saga's die Zeugen und erſten oder nächſten Erzähler hie und da als Gewährsmänner, und jedesmal auch die Skalden genannt, von denen Lieder darin vorkommen, gleichwie alle anderen Perſonen, welche darin Verſe ausſprechen. Natürlich nannten nun auch andere Geſchichtſchreiber bey dem Inhalte dieſer Saga's, nachdem ſolche gewiſs ſchon niedergeſchrieben waren, doch nicht ſowohl die Aufzeichner als die Gewährmänner derſelben. — Unter ſolchen Umſtänden und in ſolcher Art waren ſchon vor 1200 alle älteren eigentlich isländiſchen, und wahrſcheinlich auch alle älteren den übrigen Norden betreffenden Saga's und Lieder aufgeſchrieben. Bald darauf vollendete ſich durch Verbindung dieſer Saga mit jener gelehrten Forſchung in *Snorri* die isländiſche Geſchichtſchreibung. Nach ihm verfiel ſie aber ſchon wieder, hauptſächlich mit der Verfaſſung, aus der ſie emporgewachſen war. Einzelne Geſchlechter wurden zu übermächtig, und riſſen die kleineren mit in ihr Intereſſe, und anſtatt der vorigen Mannichfaltigkeit in dem Leben ſo vieler frey neben einander ſtehender Männer, drehte ſich nun Alles um die Fehden einiger Häuptlinge. Des ſtreitbaren *Sturla* 3 Söhne, der Geſchichtſchreiber *Snorri* ſelbſt, *Thord* und *Sighvat*, wurden die gewaltigſten im Lande, und zerſtörend wüthete dieſs Geſchlecht gegen ſich ſelbſt in einem faſt hundertjährigen Kampfe, womit auch der isländiſche Freyſtaat endete, und ſich 1261 dem norwegiſchen König *Hakon Hakon's* Sohn unterwarf. Die Geſchichte dieſer Sturlungen - Zeit hat der Theilnehmer *Sturla Thordarſon* in der *Sturlunga-Saga* wahrhaft und gut beſchrieben: aber die in dieſem weitläuftigſten Werke der isländiſchen Literatur erſcheinenden gröſseren Maſſen erregen nicht die Theilnahme, wie der weit geringere Inhalt der älteren Saga's. Seit der norwegiſchen Herrſchaft verſtummte die einheimiſche Saga und das Skaldenlied faſt ganz: es fehlten ihrer würdige Thaten; trockene Annaliſten füllten nur noch dürftig die Jahrzahlen mit den Namen der Lagmänner und den ſeitdem nur zu häufigen Landplagen. Noch weniger bekümmerte man ſich um das Ausland. Dennoch verlor ſich auf Island der Sinn für die Dichtkunſt, für das Alterthum und die Geſchichte nie ganz, und bewahrte allein, wie am reinſten die altnordiſche Sprache, auch alle meiſtens ihnen ſelbſt angehörigen Denkmale derſelben. Und nachdem man wieder, in neuerer Zeit beſonders, die Wichtigkeit dieſer Denkmale erkannt hat: ſo geht gleichſam von hier nochmals die ganze altnordiſche Literatur aus, und die den Isländern faſt zu eifrig entführten Urſchriften derſelben werden ihnen nun lesbarer und vielfacher durch den Druck wiedergegeben.

Auf dieſer Grundlage führt der Vf. den Beweis für die *Nationalität der altnordiſchen Poeſie* und *Mythologie* gegen den Prof. *Rühs* weiter aus, und ſtellt zuvörderſt feſt, daſs es eine *altnordiſche Nationalgeſchichte* gab.

Das Alter und die Ächtheit der eigentlich isländiſchen Saga's, vom *Landnama - bok* bis auf *Sturlunga - Saga*, beweiſt ſich ſchon aus der Menge derſelben, da ihrer gegen 100 gröſsere und kleinere übrig ſind, und noch viel mehr Handſchriften derſelben, von manchen 10 und mehrere, und von den wichtigſten pergamentene, oder Abſchriften von ſolchen. Überſteigt nun auch keine dieſer Handſchriften

das 13te, wenige das 14te Jahrhundert: so müssen sie doch aus älteren Urschriften herrühren, da man in diesem Zeitraume auf Island kaum so viel *Abschriften* machen konnte, neben den vielen noch von anderen Werken vorhandenen, und überhaupt verlorenen. Noch weniger konnten seit jener Zeit erst alle diese Werke *verfasst* werden. Das schon dargelegte Verhältniss der *Landnama* zu den älteren Saga's (wie *Snorri's* zu *Oddur* und *Gunlaug*), und noch andere Beziehungen dieser Saga's selbst auf einander wie auf verlorene (z. B. in *Eyrbyggia-*, *Laxdäla-* und *Finboga Ramma-Saga*), zeugen von „einer fortschreitenden historischen Literatur, deren spätere Erzeugnisse auf die älteren hinweisen." Dieser Gang derselben offenbart sich auch in der grossen Verschiedenheit dieser Werke an Darstellung und Sprache, welche z. B. schon in den einzelnen Theilen des grossen *flatey'schen* Codex auffallend ist; und von den ältesten und einfachsten Saga's und Liedern, von *Ari* und *Sämund* bis auf *Snorri*, dann abwärts durch die *Sturlunga-Saga* bis zu den mageren Jahrbüchern, bilden alle einen vollständigen, ihrem Inhalte, der Landesgeschichte selbst, entsprechenden Kreislauf, der schon mit der durch die bischöflichen Schulen allgemeineren Schreibkunde um 1100 beginnen muss. — Die Ächtheit dieser *Saga's* auch über diese Zeit bis zum ersten Anbau des Landes hinauf, beweiset sich ferner aus inneren Gründen: Die ersten Aufzeichner standen jener Zeit so nahe, dass sie zuverlässige Kunde davon haben konnten, und ihre Erzählungen selbst tragen so ganz das innere Gepräge der Wahrheit, sind so genau über Örter und Personen, und bey dieser behaglichen Ausführung bis in's Kleinste oft auch reizend von Inhalt, meist aber so einfach, dass sie unmöglich erdichtet, sondern nur, weil sie wahr sind, verfasst und aufbewahrt seyn können. Sodann greifen sie so fest in einander ein, durch dieselben Stammbäume namhafter und damals noch blühender Geschlechter, durch dieselben Personen und Thaten, durch Andeutung und bestimmte Hinweisung, theilweise Wiederholung, Anknüpfung und Fortsetzung derselben, dass sie gegenseitig ihre Wahrheit vollkommen bezeugen. Dass darin auch Wunderbares, Ahnungen, Vorbedeutungen, weissagende Träume, Zauberer und Gespenster erscheinen, darf so wenig befremden, als dass überhaupt die ganze nordische Mythologie darin vorkömmt oder doch im Hintergrunde steht. Allerdings giebt es auch einige ganz erdichtete isländische Geschichten, aber diese unterscheiden sich sehr kenntlich, wie durch den mährchenhaften Inhalt, so auch durch die Darstellung: sie betreffen unbekannte Personen, haben wenige und mit den übrigen nicht übereinstimmende Genealogieen, und wenige oder gar keine Verse; sie sind meist aus späterer Zeit, und beweisen überhaupt nur, dass man neben der wahren Geschichte auch solche Dichtungen hatte, die man schon bestimmt davon unterschied. — Was von dieser eigentlich isländischen gilt, gilt auch von den die *Orkney's*, *Farey's* und *Grönland* betreffenden Saga's, die ganz von derselben Art, und ihnen auch durch den Inhalt zunächst verwandt sind: denn diese Inseln wurden zugleich mit Island von Norwegen aus bevölkert, hatten dieselbe Verfassung, waren zunächst gelegen, und standen in vielfacher Verbindung mit Island; Grönland aber wurde erst von Isländern entdeckt. — Die Saga's von norwegischen Geschichten seit der Auswanderung nach Island sind durch ein ähnliches, fast noch innigeres Verhältniss eben so glaubwürdig, ja noch mehr durch die hauptsächlich auf sie gerichteten gelehrten Arbeiten *Ari's* und *Sämunds*, so wie durch die in ihrem Stoff vollendete isländische Geschichtschreibung *Snorri's*, welcher, aus edlem Geschlecht, der angesehenste Mann seines Landes (er war dreymal *Lagman*, d. i. Gesetzverweser, 1213. 1222. 1235), am norwegischen Hofe mehrmals lange verweilte, eifrig forschte, und ebenso wahrhaft als lebhaft beschrieb. Auch lässt sein Verhältniss zu Oddur und Gunlaug, welches zugleich seine wirkliche historische Kritik beurkundet, auf gemeinsame ältere geschriebene Nachrichten von Norwegen schliessen. Die nach Snorri über gleichzeitige norwegische Geschichten schrieben, *Erich Oddurs Sohn*, *Karl Jons Sohn* u. A., können noch weniger angefochten werden. — Von schwedischen Geschichten aus diesem Zeitraum giebt es keine besonderen isländischen Saga's: die einzige *Ivars Vidförla-Saga* ist ganz fabelhaft. Dagegen haben die Dänemark betreffenden *Jomsrikinga-* und *Knytlinga-Saga* ebenfalls ganz das Gepräge der Wahrheit. — Ausser diesen eigentlich *geschichtlichen* Saga's giebt es noch eine grosse Reihe von Saga's über die *ältere* Zeit des Nordens. Diese sind freylich mehr von *mythischer* Bedeutung, und reihen sich an die alten mythologischen und heroischen Lieder an, welche auch darein verarbeitet sind. Sie waren es, die zuerst vorzüglich von Schweden aus den Ausländern bekannt wurden, und dadurch allein wird die Wegwerfung und Vergleichung der isländischen Saga's überhaupt, deren Name *Saga* schon verdächtig klang, mit *Hunibaldus*, *Gottfried* von *Monmouth* und *Turpin*, einigermassen entschuldigt. Aber auch diese Saga's sind unter sich noch sehr verschieden: manche sind offenbar ganz fabelhaft und später erdichtet, auch wohl vom Auslande übergetragen. Viele haben dagegen gewiss geschichtliche Bedeutung, nicht nur als wahrhafte Schilderungen des Lebens und Sinnes der Zeit ihrer *Abfassung*, sondern auch durch ihren Inhalt, dessen Wunderbares nur beweiset, dass die Geschichte überall mit dem Mythus aufdämmert. Die, welche Norwegen betreffen, sind im Allgemeinen zuverlässiger, als die über Schweden und Dänemark. Die besten enthalten offenbar uralte Überlieferungen des Nordens über sich, und wie sie auf der einen Seite mit der eigentlichen Mythologie ursprünglich zusammenhangen, so schliesst sich auf der anderen Seite wieder an sie fortschreitend die eigentlich historische Literatur an. Und selbst Snorri hat mit so grösserem Fug seine Geschichte sogar mit der Göttersage angehoben, als

auch die nordische Mythologie überhaupt noch mehr das Gepräge der Geschichte an sich trägt, als etwa die antike, und so mannichfaltig in sie überschreitet. Eins setzt das Andere nothwendig voraus, und konnte sich so nur aus dem Anderen entwickeln. Wunderbar und erklärlich zugleich ist es, wie sich auf Island gerade, früher und reicher als irgendwo im neueren Europa, die Geschichtschreibung und wirkliche historische Kunst in der Landessprache gebildet, und doch dort allein die älteste nordische, ja überhaupt germanische, Helden- und Götter-Sage sich so vollständig entfaltet und bewahrt hat, ja noch bis jetzt die Sprache dem Ursprunge am nächsten geblieben ist. Alles dieses ist einzig und doch natürlich, so wie die Lage, Verfassung und Geschichte Islands, wovon es nur das edelste Erzeugniss und erhöhte Abbild ist. Auf demselben Grunde beruht es, dass auch in der lateinischen Sprache, welche damals im übrigen Europa für die Prosa und Geschichtschreibung fast ausschliessend herrschte, doch kein Land so früh einen so bedeutenden Geschichtschreiber aufzuweisen hat, als der Norden am *Saxo* (st. 1204). Denn Saxo ist solches nicht bloss durch die Behandlung der Sprache und Darstellung, sondern hauptsächlich durch den Inhalt; offenbar hat die Fülle und die Ähnlichkeit desselben mit der antiken Sagengeschichte ihm diese classische Einkleidung nahe gelegt und begünstigt. Er beruft sich auf isländische Quellen, und man erkennt auch, wie er in jedem der ersten 9 Bücher seiner dänischen Geschichte, welche die mythische Zeit enthalten, eine oder zwey solcher jetzt noch vorhandenen Saga's und Lieder zum Grunde legte und die letzten metrisch übersetzte: z. B. *Biarka-mal*, *Rolfs Kraka-*, *Ragnars Lodbrokar-Saga*, welche letzte vielleicht in der durch *Thorkelin* herausgegebenen und von der in der *Biörnerschen* und *v. d. Hagenischen* Sammlung abweichenden Darstellung dem Saxo näher steht. Er verband damit aber die alten Sagen, wie sie damals in seiner Heimath (Seeland) in Liedern umgingen, die zum Theil, wenn auch etwas verändert, noch vorhanden sind, in den Kjämpevisern, unter welchen z. B. die Lieder von *Grimilds* Verrath, welche Saxo zwar nur andeutet, doch ganz genau zu seiner Erzählung passen, mehr als etwa die Edda-Lieder desselben Inhaltes. Auch bey den ältesten Göttergeschichten folgt Saxo nicht sowohl der Edda, als solchen örtlichen und späteren entstellten Sagen, obwohl er überall noch die reinere nordische Gestalt durchblicken lässt, und auch dadurch eben ihr höheres Alter und ihre Ächtheit beurkundet.

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Görlitz*, b. Schirach: *Vaterländische Monatsschrift* für gebildete Deutsche, auf das Jahr 1815. Erster Band. Herausgegeben von D. *Friederich Gottlieb Heinrich Fieliz*, beständigem Secretär und Bibliothekar der k. s. oberlausitzischen Gesellsch. d. Wissenschaften. Sechs Monatsstücke. 490 S. 8.

Zweck und Plan dieser durch den Tod des Herausgebers (den 18 Nvbr. 1813) zu früh unterbrochenen Zeitschrift war löblich und beyfallswerth, und es wäre zu wünschen, dass sie fortgesetzt würde. Die Aufsätze dieses Bandes sind von verschiedenem Werthe; den geringsten haben in der Regel die Gedichte. Recht gut gemeint ist das Gedicht von M. *Oppach: An. Luthers Verächter*: aber sonst wenig gefällig, und vom Reim beherrscht. Man höre nur folgende Strophen:

*Wägt erst was* Luther war. *Erblickt* in Ihm den Retter
des Glaubens seiner Zeit und jeder Folgezeit.
Er, mit der Schrift, stürzt *Wälschlands neue Welt voll Götter*
und so zugleich das Reich nur frechrer Sinnlichkeit.
Und noch, wer Luthern bleibt und seinem Vorbild treu,
bleibt von des Irrthums Nacht, so wie von Scheinlicht frey.

Unter den Aufsätzen zeichnen sich die historischen und statistischen aus. Aus den *statistischen*, sehr genauen, *Nachrichten von Cottbus*, die der Hr. *Graf Friedr. v. Beust* mitgetheilt, ersehen wir, dass die Volksmenge dieser Stadt im J. 1807 in 5503 Seelen bestand, unter denen 1075 Wollspinner und Spinnerinnen, nebst 250 Tuchmachern mit 292 Gesellen und 20 Lehrlingen, waren. In dem genannten Jahre wurden auf 261 Stühlen aus 14,628½ St. Wolle verfertigt 8028 Stück Tuch, an Werth 405,580 Rthlr. Nächst der Tuchmacherey ist die Leinweberey der wichtigste Nahrungszweig der Cottbuser. Im Jahr 1807 lieferten 125 Meister mit 29 Gesellen und 24 Lehrjungen in der Linnenfabrik 32,437 Schock Leinwand, an Werth 162,796 Rthlr.; die 116 Garnweber-Meister aber lieferten auf 167 Stühlen 6264 Schock Leinwand, an Werth 21,064 Rthlr. Das cotbuser Bier ist ein sehr bekanntes Getränk, aber die Bierbrauerey ist gegen die früheren Zeiten sehr herabgekommen. Im Jahr 1551 wurden gebraut 57,000 Tonnen, im Jahr 1807 aber nur 10,200 Tonnen, wovon nur 768 Tonnen nach Berlin, Magdeburg und Frankfurt a. d. O. gingen. Der Getreidebau ist ganz unbedeutend, und gewährte im Jahre 1807 kaum das dritte und vierte Korn. Es ist zu beklagen, dass dieser Aufsatz nicht vollendet ist. Die *Geschichte von Cottbus* von Hn. *J. Gottlob Worbs*, Superintendenten des Fürstenthums Sagan, ist eine Zierde dieser Zeitschrift. Aber auch sie ist nur noch ein Bruchstück, und reicht nur bis zum zweyten Zeitraum, vom J. 1445 — 1640. — Unter den berühmten und verdienten Lausitzern des 18ten Jahrhunderts glänzen die Namen eines Rochus Fr. *Grafen zu Linar*, eines *Lessing*, *Morus*, *Leske* und *Carus*. Neben ihnen werden besonders aufgeführt die beiden *Kaufmanne* zu Dresden, welche sich durch Erfindung und Verfertigung neuer musikalischer Instrumente einen Namen gemacht haben. Der Vater J. Gottfr. Kaufmann, welcher in Sachsen der Erste war, der Spieluhren mit Flöte und Harfe zugleich verfertigte, ist ein Bauerssohn aus Siegmar bey Chemnitz und ein Autodidakt. — Unter den angeführten Intelligenzen sind die literarischen Anzeigen die unbedeutendsten, wie man dies gleich an den ersten gewahr werden kann.

Sm.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

1 8 1 5.

## *ALTNORDISCHE LITERATUR.*

KOPENHAGEN, b. Schultz, und in Commission b. Brummer: *Über den Ursprung und Verfall der isländischen Historiographie, nebst einem Anhange über die Nationalität der altnordischen Gedichte, von P. E. Müller u. s. w.*

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Nach allem diesem ist wohl nicht mehr zu zweifeln, dass es 2) wirklich eine *alte isländische* und überhaupt *nordische Volkspoesie* gab. Auf Island hat die Poesie zwar vorzüglich geblüht, und ist von hier erst wieder recht über den ganzen Norden ausgegangen, besonders durch die meistens isländischen Skalden, so wie hier allein und am längsten sich die eigenthümlich nordische Poesie und alle Denkmale derselben erhalten haben: doch ist diese Poesie ursprünglich dem ganzen Norden gemein gewesen, und nicht nur die ältesten namenlosen mythologischen und heroischen Denkmale derselben weisen durch innere Bedeutung und örtliche Beziehung auf diese frühere gemeinsame Heimath zurück, sondern auch späterhin sind Lieder und nambafte Skalden aus dem übrigen Norden erwähnt und erhalten. Schwedische und dänische Skalden benutzte Saxo, und einige Bruchstücke von ihnen sind noch übrig. Der Anfang eines dänischen Kriegsliedes findet sich in *Knytlinga-Saga*. Besonders aber sind mehrere und berühmte Norweger unter den Skalden, z. B. gerade der berühmteste und vortrefflichste aller *Eyvind Skaltdaspilder*, und viele Verse von anderen Normännern werden in den Saga's angeführt. Die obige Angabe *Theodorichs*, dass er bey seiner norwegischen Geschichte keine norwegischen, sondern nur isländische Vorgänger gefunden, bezieht sich nur auf die eigentlichen Geschichtschreiber *Ari* und *Sämund*, denen er folgte, wie er denn, gleich ihnen, auch erst mit Harald anhob, und besagt nichts über und gegen die älteren geschichtlichen und anderen Lieder Norwegens. Die Poesie erscheint aber im Norden, besonders auf Island, vor allen anderen *volksmäsig*, dadurch, dass ihr Geist so allgemein im Volke lebte, wie nirgendwo, und nicht bloss Skalden, sondern auch Fürsten und Helden und viele andere Männer und Frauen in Versen sprachen. Sehen auch diese Verse manchmal künstlich aus: so beweiset dies eben die vorzügliche allgemeine Anlage und Übung. Diese bewährt sich auch durch die verhältnissmäsig sehr grosse Anzahl der eigentlichen Skalden, welche die Poesie wirklich zur Kunst ausbildeten und zur Hofpoesie erhoben. Als Volkspoesie aber erscheint sie fast durchaus noch in den, schon deshalb viel älteren, namenlosen Edda-Liedern, wie in den Liedern der ältesten mythischen Saga's, sodann in späteren volksmäsigen Liedern, in den meisten Versen der nicht eigentlichen Dichter, in Spottliedern und dergl., endlich noch in einigen (und zwar ebendeshalb den besten) geschichtlichen Liedern der Skalden, obwohl bey diesen, zumal späterhin, immer seltener. Die hier einzig frühe Kunstbildung der Poesie, ihres bildlichen Ausdrucks und ihrer metrischen Formen, so wie die darauf erst und nothwendig folgende Überkünstelung derselben, welche unleugbar ist, die aber *Snorri* schon (in der Edda) an den Dichtern seiner Zeit tadelte, sind eben ein Beweis für das hohe Alter und die Ächtheit der Volkspoesie, aus welcher sie hervorging. Die in den geschichtlichen Saga's vorkommenden Lieder aber, von denen hier besonders die Rede ist, würden auf jeden Fall doch, wie diese Saga's selbst für die Geschichtschreibung, so für die Volks- und Kunst-Poesie der Zeit ihrer Abfassung beweisen. Aber sie müssen noch mehr, als diese Saga's, wirklich der Zeit angehören, die sie darstellen, da sie meist die eigensten Worte dieser Zeit sind, die sich in kurzer und begrenzter Liedesweise noch eher getreu überliefern konnten, und auch wirklich in manchen Saga's wesentlich unverändert aufbehalten, und somit beurkundet sind (z. B. 1 Stanze bey *Ari*, *Kristni-*, *Niaks* - und *Olafs Tryggvas. Saga*, andere in *Kristni-Saga* und *Hungurvaka*, und bey *Snorri* und *Olafs Tryggvas. Saga*). Diese Stanzen greifen meist ganz genau in den Inhalt der Erzählung ein, und sind oft gerade der Gegenstand derselben, z. B. die oben angeführten Spottlieder, einige Liebeslieder, Beschwörungen, Lehren, Räthsel, Wechsel- und Wett-Gesänge und viele andere Lieder, besonders in den eigenen ausführlichen Saga's von dem Leben mehrerer berühmter Skalden. Diese Erzählungen hangen wieder mit dem Übrigen so genau zusammen, wie das ganze Leben solcher Skalden mit der übrigen Geschichte. Die einzelnen Verse von mancherley Personen in den Saga's sind zwar manchmal sinnreich, räthselhaft und künstlich genug, meist aber so schlicht, einfach und kunstlos, wie die Saga's selbst, also gewiss eben so wenig erdichtet als diese. Von den längeren, für sich bestehenden, eigentlich geschichtlichen Liedern sind zwar nicht viele noch ganz verhanden, sondern nur theilweise, so wie sie in den Saga's, gleichsam als Zeugnisse, eingefügt werden: von manchen wird nur der Anfang oder sonst Einzel-

nes angeführt, weil das Übrige als bekannt vorausgesetzt ward; die Saga- und Geschicht-Schreiber, welche sie also benutzten, waren an solcher Vernachlässigung wohl selbst Schuld, besonders wieder Snorri, dessen vollendete Darstellung gewiss so manche ältere Geschichtswerke vergessen machte, und der diese Skaldenlieder nach ihrer doppelten Hauptbedeutung, der geschichtlichen, in seiner Heimskringla, und der poetischen, in seiner Edda, erkannte und verarbeitete. Dass alle diese älteren geschichtlichen Lieder von dem Sagaschreiber erst erdichtet seyn sollten, ist so undenkbar, als dass die ihnen gleichzeitigen erdichtet seyn können, die Mehrere kennen mussten; und die ja auch (wie gedacht) bey Mehreren vorkommen; sind aber die gleichzeitigen Lieder ächt: so können es ja auch wohl die älteren seyn, die überdiess ebenfalls bey Mehreren vorkommen. Bey Snorri besonders ist es geradezu moralisch unmöglich, dass dieser im Übrigen so aufrichtige und wahrhaft befundene Geschichtschreiber, der in der Vorrede die Skaldenlieder ausdrücklich als seine älteste Quelle anerkennt, dieselben erfunden haben sollte, zumal da er der Zeit seiner Geschichte noch so nahe lebte, und die Lieder meistens von namhaften Skalden herrühren, deren Geschlechter noch um ihn blühten, und also wohl noch davon wissen mussten. Eben so unmöglich ist es, dass Snorri die vielen Hundert aus diesen Skaldenliedern hergenommenen Beyspiele in seiner Edda selbst hinzu gedichtet habe. — Die *Alliteration* ist bekanntlich vorherrschend in der altnordischen Poesie, der *Reim* aber auch früh schon nicht selten, und beide sind hier als ursprünglich anzusehen. Überall, wo die Poesie ist, ist, als ihr nothwendiger Ausdruck, auch das Metrum und der Reim, und eben so ursprünglich; und überall, wo nicht das antike Metrum Statt hat, musste man leicht auf diesen Ersatz desselben kommen. In der *indischen* Poesie trifft man sogar noch Alles beysammen, Metrum und Reim, und auch Alliteration. Diese findet sich denn auch im *Finnischen* und *Wallisischen* noch jetzt, im *Angelsächsischen* und spät herab noch im *Englischen*, im *Altsächsischen* in Deutschland, wie im Altnordischen, und fortwährend in Island. Im übrigen Norden ist zwar, wie in Deutschland (abgesehen von der neuesten künstlichen Nachbildung), die Alliteration ganz dem Reime gewichen, doch lebt sie, hier wie dort, noch in Sprichwörtern und Liedern. Dass aber Island auch hierin allein das Alte bewahrte, ist wieder eine Begünstigung seiner Isolirung, deren auch England, besonders Schottland, vor Skandinavien und Deutschland genoss. Die Behauptung des Prof. *Rühs* nun, dass die nordische Poesie aus der angelsächsischen abstamme, ist gewiss ohne Grund, schon deshalb, weil jene sich so vorzüglich volksmäsig gebildet hat; wie diese bey weitem nicht. Die von *Rühs* aufgeführten Wörter, die nur aus dem Angelsächsischen entnommen und zu erklären seyn sollen, sind alle gut nordisch; und die Ähnlichkeit in eigends poetischen Ausdrücken läst sich, so wie die der Sprache überhaupt, aus der nahen Verwandtschaft beider Völker (zumal da auch *Jüten* mit den Angelsachsen zogen) hinlänglich erklären. Der Verkehr zwischen England und Island war überhaupt nicht bedeutend, und Island wurde nicht durch englische Missionare bekehrt, sondern von Norwegen aus und durch sich selbst. Auch hätten fremde Priester nimmer eine solche Ähnlichkeit der Sprache und Dichtkunst erst zuwege bringen können, sondern diese muss ursprünglich seyn. Man hat also auch nicht erst nöthig, weiter, mit *Rühs*, die angelsächsische Alliteration von der wallisischen abzuleiten, sondern man muss jenen beiden, eben so wie dieser letzten, die Eigenthümlichkeit zugestehen. — Nicht minder unstatthaft ist des Prof. *Rühs* Annahme, dass die *Runen* aus den lateinischen Buchstaben verderbt und selbst der Name angelsächsisch seyen. Denn der Name ist nicht nur gut nordisch, sondern stammt auch aus einer allgemeinen germanischen, ja noch tieferen Wurzel. Sodann bezeugt die Menge (an 1400) und die Übereinstimmung der über ganz Skandinavien, und auch auf Island, vorhandenen Runensteine, wie Münzen, deren öffentlichen Gebrauch, und wirkliche Beziehung auf das Heidenthum, dass sie ganz volksmäsig und älter als das Christenthum sind. Dieses brachte ja eine ganz andere Schrift mit, neben welcher sich die an Gestalt, Zahl, Folge und Namen davon verschiedene Runen-Schrift noch lange erhielt, und selbst noch von den der lateinischen Schrift Kundigen, zwar nie zu eigentlichen Büchern, aber doch zu kurzen Liedern und anderen zur öffentlichen Kunde bestimmten Aufzeichnungen gebraucht wurde. Die Ähnlichkeit der Runen mit der lateinischen Schrift ist übrigens nicht so gross, als die mit der älteren griechischen, etrurischen und celtiberischen, und hat wohl mit diesen gemeinsamen Ursprung im Morgenlande.

Giebt es nun aber eine isländische und überhaupt nordische Nationalgeschichte und Poesie: so giebt es 3) auch eine *altnordische Mythologie*. Die altnordische Volkspoesie muss, wie jede andere, den Volksglauben ausdrücken. Die mythologischen und heroischen Lieder, auf welche die Fabellehre der jüngeren *Edda* gebaut ist, sind eigends dieses Inhalts, und stellen ein ausgebildetes System dar, welches tief in sich begründet, auch seine Ächtheit in sich selber trägt. Selbst die geschichtlichen Lieder und die Saga's setzen diese Mythologie nicht nur voraus, sondern berufen und beziehen sich bestimmt darauf, so dass schon aus ihnen ein ziemlich vollständiges Bild derselben zusammengesetzt werden kann. (Grundzüge dazu giebt schon *Finni Johannaei hist. eccles. Island.* T. 1. p. 6 — 34, und hier *Müller*, S. 99 — 100. 139.) Durch das Ganze blickt noch die unsinnliche Urreligion (vom Allvater) mehr als etwa bey der antiken Mythologie, und aus demselben Grunde tritt der geschichtliche Antheil in der nordischen Mythologie noch mehr hervor, und geht ein weit stärkerer ironischer Zug durch sie hin. Ebendaher gab es im heidnischen Norden, neben der Vielgötterey, bey Einzelnen nicht nur ausschliessliche Wahl und Verehrung des einen oder anderen Gottes, sondern auch wirkliche Freygeisterey und Verachtung aller Götter, Glaube nur an die eigene inwohnende Kraft und Stärke. Wie diese Verhältnisse auf der einen Seit

der Einführung des Christenthums begegneten: so begünstigten sie auf der anderen Seite die mannichfaltige Erhaltung der alten Mythologie noch über das allmählich durch Landsleute verbreitete und friedlich angenommene Christenthum hinaus. Geistliche waren freylich meistens die ersten eigentlichen Geschichtschreiber und Bewahrer der alten Denkmale in der neuen bequemeren Schrift: doch ausser einigen Lebensbeschreibungen der Bischöfe, Legenden, und der *Olafs Tryggvasonar-Saga* der beiden Mönche *Oddur* und *Gunlaug*, die ganz christlichen Ton haben, ist in fast allen anderen Saga's keine Spur der eigenen Religion des Verfassers, kein Bekehrungseifer, keine Verhöhnung der alten Götter; selbst wenn dergleichen etwa Gegenstand ist (wie in dem obigen Beyspiele aus *Kristni-Saga*): so wird es doch ohne alle Theilnahme erzählt. So unverdächtig also hierin die späteren gleichzeitigen Saga's sind: so getreue Überlieferungen sind auch die älteren. Diese Saga's, zumal die eigentlich isländischen und geschichtlichen, haben (wie gezeigt) hauptsächlich eine politische Tendenz, um so sicherer ist also, was darin nur gelegentlich und zerstreut von der alten Mythologie vorkömmt. Da so viele dieser Saga's das Jahrhundert vor Einführung des Christenthums betreffen: so kennen wir mit Gewissheit wenigstens für diese Zeit das isländische, und somit auch das ganze nordische Heidenthum. Und dieses stimmt mit den älteren, so wie mit den mythischen Saga's und Liedern und mit beiden Eddas so vollkommen, dass es nur die geschichtlichen Belege dazu giebt. Aber auch nach und neben dem Christenthum hat sich noch Manches von dem alten Heidenthum erhalten, und sich sogar damit vermischt. Zwar geschah diess besonders in der Dichtkunst, welche zu tief in diese Mythologie eingesenkt war, als dass sie derselben sobald entbehren mochte; und lange noch blieb sie in Skaldenliedern, selbst in den geschichtlichen auf die das Christenthum verbreitenden *Olafe* und *Knute*, der herkömmliche Schmuck, so dass auch *Snorri* noch in seiner *Edda* sie als solchen erkannte, lehrte und darstellte. — Des Prof. *Rühs* allgemeine Sätze von der Rauheit des Landes und Himmels, und von der Rohheit und Wildheit der alten Einwohner des Nordens, die er mit den *Irokesen* und *Kamtschadalen* vergleicht, und die Folgerungen daraus, dass keine ausgebildete Mythologie und Poesie dort hätte hervorgehen können, widerlegen sich nun hinlänglich durch die wahrhafte Geschichte und durch die That selbst. Die Unterstützung dieser grundlosen Behauptung durch einzelne Züge von der gegenwärtigen Rohheit der norweger Bauern, entkräftet der Vf. durch eine würdige und mit den neuesten Reisebeschreibungen übereinstimmende Schilderung besonders der Gebirgsbewohner Norwegens, deren Gestalt, häusliche Tüchtigkeit, Geschick zu künstlichen Arbeiten, und Sinn für höhere Geistesbildung, Dichtkunst und Musik, sie sehr von den Bewohnern der Küsten und Ebenen unterscheidet, und auffallend an unsere *Tyroler* erinnert, so wie *Bonstetten* schon darin seine Bergschweizer wiedererkannte. Auch passt diese Schilderung noch gar sehr auf die Isländer, wie sie *Olafsen* und neuere Reisende beschreiben. — Endlich des Prof. *Rühs* Herabwürdigung der neueren nordischen Dichtkunst, als nicht national, und der Geschichtschreibung, als unkritisch, gegen die deutsche, beantwortet der Vf. durch eine beschämende Anerkennung der letzten, und durch Erinnerung an eigene wahrhaft volksmässige Dichter wie *Holberg*, und an den Vorzug, welchen der eigenthümliche und auch schon glücklich benutzte Stoff der altnordischen Götter- und Helden-Sage gewährt. Ebenso in Ansehung der Geschichtschreibung misskennt der Vf. den Werth der Fremden nicht, aber für die nordische Geschichte giebt er seinen Landsleuten mit vollem Rechte den Vorrang. *Suhms* grosses Geschichtswerk mit seinen ungeheueren Vor- und Neben-Arbeiten, dem ein ganzes eigenes Leben und ein grosses Vermögen gewidmet war, und das so manchen anderen Fleiss erweckte und nährte, wird noch lange ohne Gleichen dastehen. — Überhaupt ist verhältnissmässig nirgends so viel für die Denkmale der alten vaterländischen Geschichte und Literatur geschehen, als im Norden, und besonders in Dänemark, sowohl durch königliche und öffentliche Unterstützung als durch Stiftungen und den Fleiss einzelner Männer. So ist es auch ein grosser Gewinn für diese Literatur, dass der wackere und thätige Vf. seine ganze Musse auf dieselbe gerichtet hat. Ausser den beiden hier betrachteten Abhandlungen, haben wir kürzlich von ihm eine treffliche Preisschrift über der *isländischen Sprache Wichtigkeit* erhalten; auch ist durch seine Veranstaltung des *Biörn Haldorsen isländisches Wörterbuch* eben gedruckt erschienen, und dadurch einem Hauptbedürfniss abgeholfen. Diesem Wörterbuch hat Prof. *Müller* eine kritische Übersicht der altnordischen Sprachdenkmale vorgesetzt, welche wir von ihm bald noch weiter ausgeführt hoffen dürfen. In naher Verbindung damit stände, und eine Ergänzung zu vorliegender Abhandlung wäre noch eine Darstellung, wie auf Island auch die gesammte poetische Literatur des Mittelalters, vielleicht vollständiger als im ganzen Deutschland, bearbeitet und aufbewahrt worden. Hiezu möchten wir den Vf. um so mehr auffodern, als die Quellen dafür, denen er so nahe steht, meistens noch ungedruckt sind. Wichtiger freylich für die Geschichte der altnordischen Dichtkunst, und zur Bewährung der *Asalehre*, wäre die Herausgabe der noch ungedruckten Liederstellen in den *Kenningar*, mit Nachrichten über die Dichter und den in anderen Werken noch übrigen Stücken derselben, wie der Vf. am Schluss seiner Schrift über die *Asalehre* selbst andeutet, und wir am liebsten von ihm erfüllt sehen möchten.

v. d. H.

## *LITERATURGESCHICHTE.*

Berlin, b. Maurer: *Die schönen Redekünste in Deutschland, von ihren ersten Anfängen bis auf die neuesten Zeiten; sammt kurzen Übersichten der gleichzeitigen ausländischen schönen Literatur.* Ein historischer Grundriss zu Vorlesungen, für die oberen Classen der Gymnasien, und zur Selbstbelehrung von *J. D. E. Preuss.*

Erster Theil von Ulphilas bis auf Haller. 1814. XV und 312 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn auch einige unheilbare Mitglieder der oberen Stände unseres Vaterlandes von bemitleidenswerther Ausländerey in Sprache und Literatur nicht ablassen mögen: so ist es doch nun so weit gekommen, dass sie sich allein mit solcher Starrköpfigkeit schaden und lächerlich machen; auf den gesünderen Theil der Nation gewinnt dergleichen Thorheit keinen Einfluss mehr; die besseren Regierungen in Deutschland thun mit wirksamem Ernste dazu, dass unsere reiche, kräftige, bildsame Sprache in Ehren gehalten und bey der Volkserziehung mit unverkennbarem Erfolge zu Grunde gelegt werde. In vielen Gegenden zeigen sich schon die Früchte der mit wenigen zweckmässigen Veränderungen in die Volksschulen aufgenommenen pestalozzischen Unterrichtsmethode, welche die Kinderwelt zur frohen lebendigen Thätigkeit und zum Selbstbewusstseyn weckt, und in der die umfassende Kenntniss und der rechte Gebrauch der Muttersprache als Mittelpunct aller geistigen Entwickelung erscheint. Daher missfiel Rec. die Klage über Nichtbeachtung der Muttersprache, womit der Vf. sein Buch einführt und die Rechtfertigung der Herausgabe desselben sich bahnt. Indessen kann ein Missgriff in der allgemeineren Ansicht dem Zwecke eines Lehrbuches, wie hier durch die Aufschrift selbst angekündigt wird, keinen Eintrag thun; ein Hülfsmittel der Art ist in mehr als Einer Beziehung für Zeitbedürfniss zu erachten. Nach allen, besonders im letzten Jahrzehnde zahlreichen, zum Theil trefflichen Vorarbeiten über die Geschichte und Denkmäler unserer Nationalliteratur, fehlet uns ein angemessenes Werk über diesen hochwichtigen Gegenstand sowohl zur Selbstbelehrung für den achtungswerthen Laien- und Mittel-Stand, als zum Unterrichte für die Schuljugend: denn das Compendium von *Koch* und der Grundriss von *v. d. Hagen* enthalten nur literarischen Apparat, *Küttner's* Charaktere, nicht ohne Verdienst zur Zeit ihrer Erscheinung, dürften jetzt nicht zu empfehlen seyn, und *Nasser's* Vorlesungen sind nicht fortgesetzt worden. Wenn daher auch nur eine verständige historische Übersicht des Entwickelungsganges der deutschen Literatur gegeben, und der nicht unbeträchtliche, zum Theil in tüchtigen Monographieen und Bruchstücken zerstreute Vorrath an Vorarbeiten haushälterisch benutzt würde: so könnte ein ganz nützliches und Vielen erwünschtes Buch entstehen. Höhere Foderungen brachte Rec. zum Lesen des vorliegenden Grundrisses nicht hinzu; er war sich sogar der Geneigtheit bewusst, auch hievon etwas nachzulassen; entdeckte aber bald, dass er eine von einem Neuling in der Literaturgeschichte, vielleicht mühselig genug, zusammengekoppelte planlose Compilation aus *Koch's*, *Nasser's* u. e. A. Büchern, so wie aus *Jörden's* Lexicon, in Händen habe, gegen welche zu warnen, die literarische Pflicht gebietet.

Schon die kostbare Ziererey des Wortkrams in der Einleitung macht einen ungünstigen Eindruck, das Abschreiben der verschiedenen Perioden-Eintheilungen vermehrt ihn, und je weiter das Lesen fortgesetzt wurde, desto mehr ging die frühe Ahndung in Erfüllung, dass der Vf. alles Berufs ermangele, auch nur eine Stelle in der unbeneideten Reihe erträglicher Büchermacher in Anspruch zu nehmen.

Es wird uns Niemand zumuthen, ein schülerhaftes Exercitium hier zur Langweile des gebildeten Publicums durchzucorrigiren; sogar die Auswahl unter dem, was als Beleg eines scheinbar harten Verwerfungsurtheils dienen kann, hält schwer. Die Halbheit, Schiefheit und historische Unrichtigkeit der allgemeineren Schilderungen in hochtönenden Worten, das Fehlerhafte in den Urtheilen, die Unvollständigkeit in den Thatsachen, die breite Unzweckmässigkeit auf der einen und die ebenso tadelnswerthe Mangelhaftigkeit der Literatur-Notizen auf der anderen Seite bieten einen allzureichen Stoff zu Rügen dar. Wir müssen mit verbundenen Augen in den Glückstopf dieser Fehlersammlung greifen, um einige Pröbchen, wie sie gerade zufallen, mitzutheilen.

S. 46. Karl der Gr. sey der Einzige Fürst im Mittelalter gewesen, der etwas für Jugendunterricht gethan habe. Und *Aelfred*? ihm wird S. 60 mancherley Gutes nachgesagt, aber das Wesentlichste seines Verdienstes um *Nationalbildung* mit Stillschweigen übergangen. — Vergeblich für den Vf. hat schon *Leibnitz* die Ehrenrettung des 10 und 11ten Jahrh. übernommen; hier ist es noch immer das Zeitalter der Barbarey und Unwissenheit. — Die Sprache in *Notkers* Paraphrase ist nicht vorzüglicher als die *ottfried'*sche; und doch ist S. 57 eine Probe gegeben, welche diese Behauptung anschaulich widerlegt. — Unverzeihlich lahm und bettelhaft wird S. 71 die Entstehungsgeschichte der schwäbischen Poesie, und nicht besser S. 104 die des Meistergesanges erklärt. — Die Verwirrung in der Darstellung des Niebelungen-Epos S. 90 flg. und des Reineke de Vos S. 119 flg. kann musterhaft genannt werden. — *Brant's* Narrenschiff heisst S. 124 ein äsopisches Epos und Don Quixote S. 198 die artigste Satire. Die zu Karl's des Gr. Zeit verfertigte deutsche Sprachlehre war zu „*Joh. Matth. Gesner's* (in Göttingen. 1691 — 1761) Zeit, wie er in seiner Bibliothek sagt, noch vorhanden" nach S. 46. Dagegen ist *Boethius de consolatione philosophiae* nach S. 51 noch ungedruckt, und befindet sich in St. Gallen; eine Probe davon findet sich in *Gerbert Itinerarium Alemannicum*. *Peter Abälard* (S. 63) ist der erste bedeutende Schriftsteller in der jetzigen französischen Sprache. *Albertus Magnus* heisst S. 97 der *Mitstifter* und Verbreiter der aristotelischen Philosophie. Nach S. 75 ist die *manness'*sche Sammlung mit der *ganzen* pfälzischen Bibliothek zu Heidelberg nach Paris gekommen; S. 217 gelangt sie nach Rom. Von den linkischen, bunten, drolligen Übersichten der gleichzeitigen ausländischen *schönen* Literatur, in welcher Scholastiker die erste Liebhaber-Rolle übernehmen müssen, würden sich noch wahre Herrlichkeiten mittheilen lassen, wenn Zeit, Papier und die Geduld unserer Leser nicht geschont werden müssten. Die wackere Verlagshandlung wird sich ein grosses Verdienst um die deutsche Literatur erwerben, wenn sie dieses unbrauchbare Buch so schnell, wie möglich, in die Maculatur wirft.

MR.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kiel, b. Mohr: *Neue Schleswig-Holsteinische Provincialberichte.* Gesammelt von *G. P. Petersen*, Prediger zu Lensahn in Holstein. Erster Jahrgang. 1811. 776 S. Zweyter Jahrgang. 1812. 792 S. Dritter Jahrgang. 1813. 766 S. Vierter Jahrgang. 1—4 Heft. 1814. 400 S. 8. (Jeder Jahrgang 3 Rthlr. 8 gr.)

Diese Zeitschrift soll Alles umfassen, wodurch das Wohl des Vaterlandes und die Würde und das Glück seiner Bürger gefördert werden kann. Sie enthält demnach *topographische Abhandlungen* oder ausführliche Beschreibungen einzelner Landdistricte und Örter; Beyträge zur vaterländischen *Staatsgeschichte*, Alterthümer, Urkunden; Anzeigen und Beurtheilungen neuer, *vaterländischer Schriften*; Mittheilungen aus dem Gebiete der *Künste*, des Handels, des Fabrikwesens und der Handwerkskunde; *ökonomische* Berichte und Abhandlungen; ausführliche *Lebensbeschreibungen* merkwürdiger, um den Staat verdienter Personen; Nachrichten das Kirchen- und besonders das *Schul-Wesen* betreffend; Mittheilungen aus dem Gebiete der *Staatsverwaltung* und Justizpflege; *Polizeygegenstände*, z. B. Versorgungsanstalten, Medicinal-, Feuer-, Wasser-Polizey; und endlich Mittheilungen über Ereignisse des Tags und des Orts, in sofern sie eine edle Neugierde und den Wunsch gebildeter Personen in Anspruch nehmen können. — Sie ist reich an bemerkenswerthen Aufsätzen, und wir machen auf einige der wichtigsten aufmerksam. Die Bemerkungen eines Reisenden über die Gesundbrunnen zu *Bramstedt*, mit Hinsicht auf die über diese Brunnen herausgekommenen, neueren Schriften, 1811, II, 146 und III, 293, geben viel Licht über diesen, eine Zeitlang sehr besuchten, Badeort. Die ökonomische Beschreibung des Amtes *Cismar*, 1811, I, 18. II, 121, vom Hn. Hausvoigt *Nissen* zu Grube, ist mit ungemeiner Sorgfalt und Genauigkeit gemacht, und läſst manchen Blick in die holsteinische Landwirthschaft thun. Unter der Überschrift: die Universität *Kiel* im Jahr 1811, und im ersten Jahrzehend des 19ten Jahrhunderts, finden wir 1811, IV, 361—414 eine ziemlich vollständige und genaue Beschreibung dieser allgemeinen Unterrichtsanstalt. Dem akademischen Quästor werden jährlich zur Unterhaltung der Universität 24,000 Rthlr. angewiesen. Im ersten Jahrzehend nach der Stiftung der Universität (vom J. 1665 an) wurden inscribirt 840 Studirende; vom J. 1791 bis 1800 aber 709, und vom J. 1801 bis 1810 nur 476. Im J. 1810 betrug die Zahl der Studirenden in dem einen halben Jahre 108, und in dem anderen 117: beynahe die Hälfte derselben waren Juristen. Die Zahl der Ausländer betrug etwa den 5ten oder 6ten Theil. Die Bücherzahl der Universitätsbibliothek beläuft sich ungefähr auf 60,000. Promovirt wurden vom Jahr 1801 bis 1810 in der philosophischen Facultät 25, in der medicinischen 48, in der juristischen 4, und in der theologischen 7. — Die Bemerkungen auf einer kleinen Reise von Altona nach den Elbgegenden Holsteins 1811. VI, 641 und 1812. I, 38 sind angenehm zu lesen, und geben einige gute Notizen. — Was 1812. II, 135 über den ersten und wichtigsten Zweck der Staatsökonomie unter den gegenwärtigen Verhältnissen, mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein gesagt ist, verdient eine gewissenhafte Berücksichtigung; die Darstellung der Sache ist eben so einfach, als wahr. — Sehr willkommen werden die 1812. II, 199 mitgetheilten Erfahrungen über den Tabaksbau dem Ökonomen, auch ausserhalb Schleswig Holstein, seyn. — Die Beschreibung der klösterlich-preetzischen Probstey, welche Hr. *J. H. Schmidt*, Hauptpastor zu Schönberg, als einen Beytrag zur Vaterlandskunde 1812. III, 261. IV, 405. VI, 657 und 1813. I, 8 hier niedergelegt hat, ist mit vielem Fleisse gearbeitet. Die Einwohnerzahl der Probstey, deren Flächeninhalt 1½ Quadratmeile ausmacht, betrug im Jahr 1812 nach einer genauen Zählung 5935 Seelen. Der fünfte Abschnitt dieser Beschreibung, welcher die National-Eigenthümlichkeiten der Probsteyer betrifft, hat besonders viel Anziehendes für den Menschenbeobachter. — Die wenigen Worte, welche Hr. *C. W. Ritter* von seinen botanischen Wanderungen in Flensburgs Umgebungen 1812. III, 328 gesagt hat, zeigen uns in jenen Gegenden eine Alpenpflanze, die *Lonicera alpigena*. — 1812. IV, 438 preiset Hr. D. *Lorentzen* zu Oldesloe das Kochsalz als ein bewährtes Mittel zur Verhütung und Vertilgung des Schwammes in Gebäuden an, und zeigt, wie dasselbe für diesen Zweck geschickt anzuwenden sey: Hr. *Thieme* aber zu Flensburg empfiehlt S. 489 das Haidekraut als

Stellvertreter des Gelbholzes, der Quercitronrinde u. f. w. zur Gelbfärberey, und theilt einige Färberecepte mit. — Über die Fabrication und den Abfatz der fogenannten tonderfchen Spitzen belehrt uns Hr. Kammerrath *Meyer* in Lügumklofter 1812. V, 529. Die Spitzenfabrication im Amte Tondern und der umliegenden Gegend befchäftigt gegen 12,000 Perfonen. Der Zwirn, woraus diefe Spitzen gemacht werden, fteigt von 4 bis 100 Rthlr. das Pfund, und die Preife der Spitzen felbft find von 1 Schilling bis 10 Rthlr. die Elle. Die Fabrication ift ein völlig freyes Gewerbe, aber zum Handel mufs man Erlaubnifs haben; diefe wird indefs nur denen ertheilt, die angefeffen find, und 50 bis 100 Knipplerinnen für fich halten können. Vor Ausbruch der Handelsfperre betrug der Abfatz der Spitzen ins Ausland mehrere Tonnen Goldes, von welcher Summe ⅔ als Verdienft des Landes berechnet werden konnten. Rufsland, Portugal und Spanien waren die Hauptabnehmer diefer Waare. — Die Bereitung des Zuckers aus Stärke hat durch den Hn. Profeffor *Oluffen* mancherley Erleichterungen und Verbefferungen erhalten, 1812. VI, 709. — Das Verzeichnifs der Geborenen und Geftorbenen in Dänemark, Norwegen und Schleswig-Holftein im Jahr 1811 (1812. VI, 738) giebt folgende Refultate: Geboren wurden in Dänemark 30,846, geftorben waren 24,912; in Norwegen betrug die Zahl der Geborenen 24.917, der Geftorbenen 22,470; in Schleswig-Holftein aber war die Summe der Geborenen 19,899 und der Geftorbenen 14,956. — Die Chronik des Klofters und Fleckens Preetz, vom Hn. *Dörfer*, Diaconus an der Fleckenkirche, 1813. II, 129. III, 277. IV, 379, ift hauptfächlich aus den Urkunden des Klofters entftanden, und eine dankenswerthe Ergänzung und Vervollftändigung deffen, was *J. Moller* in feiner *Ifagoge ad hift. Cherfonefi Cimbr.* davon vorausgenommen hat. Im Jahr 1803 enthielt das Klofter-gebiet 11,992 Menfchen. — An der Gefchichte Melchior Hofmanns in Holftein von Hn. *Krufe*, Paftor in Neumünfter, 1813. V, 499. VI, 635. 1814. I, 18 hat die Kirchengefchichte einen Beytrag gewonnen, der Beachtung verdient. *Krohns* Gefchichte der Wiedertäufer findet manche Berichtigung in demfelben. — Aufser den genannten Auffätzen, finden fich in diefer Zeitfchrift noch manche andere, die ihren guten Werth haben, die wir aber, da fie mehr locale Beziehung haben, in diefer Anzeige übergehen.

J. S.

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Rheinifches Archiv für Gefchichte und Literatur.* Herausgegeben von *N. Vogt* und *J. Weitzel.* 1813. Zehnter Band. 364 S. Eilfter Band. 372 S. Zwölfter Band. 352 S. 1814. Dreyzehnter Band. 354 S. Vierzehnter Band. 394 S. Funfzehnten Bandes 1 u. 2 Stck. 179 S. 8. (Jeder Jahrg. 5 Rthlr.)

Wir zeichnen, wie bey der Anzeige der erften Bände in unferer A.L.Z 1812. No. 75 gefchehen, die bedeutendften Auffätze aus diefer bemerkenswerthen Zeitfchrift aus. Unter den Gedichten von *Bernh. Hundeshagen*, *K. Hadermann*, der im Laufe diefer Zeit ftarb, *Buri*, *Karl Reh*, *L. M. Büfchenthal*, *Luife F.*, *Faber*, *Braun*, Rector in Wetzlar, *Ebbo v. G.*, *P. F. Booft*, *L. A. Jung* und *J. C. Nänny* ift keines, welches wir der Aufnahme unwürdig erklären möchten. Hr. *Braun* befonders hat keine unglücklichen Verfuche in der Romanze gemacht, und das Gedicht: *Wieland*, von *K. Reh* hat viel Gelungenes. — *Die Bemerkungen über den Urfprung und das Wefen der altdeutfchen Baukunft und Bildnerey*, *und deren falfchen Beynamen: Gothifch-Werk*, von *B. Hundeshagen*, behaupten gegen den Prof. *Thelott*, dafs fich die Bauart des Doms zu Kölln, fo wie aller Gebäude diefer Art, in Rückficht ihrer charakteriftifchen Formen (nicht als Kirchenbaukunft befonders) aus der neugriechifchen Baukunft hiftorifcherweife, als einer eigenen originellen Bauart aber aus den Gefetzen ihrer Conftruction, die vom Einfachften zum Mannichfaltigften und Verwickeltften fortfchreitet, müffe darftellen laffen. *Conrad Celtes und die im funfzehnten Jahrh. von demfelben zu Heidelberg geftiftete rheinifche gelehrte Gefellfchaft*, eine hiftorifche Skizze von *Dahl*, ift ein gründlicher, quellengemäfser Auffatz. Conr. Celtes, auch Meiffel oder Protucius genannt, fuchte den Wiffenfchaften und Künften in Deutfchland eine gröfsere Ausbreitung und den Gelehrten mehr allgemeine Verbindung zu verfchaffen, und durchreifete zu dem Ende Deutfchland 10 ganzer Jahre. Die Gefellfchaft, die er zur Beförderung diefer Abficht ftiftete, und welche zu Ende des 15ten Jahrh. in vollem Flore war, beftand aus 7 einzelnen Zweigen: 1) die Gefellfchaft von Siebenbürgen und der Donau; 2) von Danzig und der Weichfel; 3) von Pommern und dem Belt; 4) von der Elbe und dem Lüneburgifchen; 5) von Böhmen und Ungarn; 6) vom Rhein und der Mofel; 7) vom Neckar und dem hercynifchen Walde. Der fechfte Hauptaft der celtifchen Gefellfchaft hatte feinen Sitz zu Heidelberg, und aus ihm erwuchs die rheinifche gelehrte Gefellfchaft, die fehr berühmte Männer, z. B. einen Joh. Reuchlin, Joh. von Wittenheim u. A., unter ihre Mitglieder zählte. Der kurze Auffatz von *Neeb*, *über den dunklen Stil in Darftellung philofophifcher Gegenftände*, enthält recht gute und fcharffinnige Bemerkungen; eben wie der Auffatz von *Weitzel über Erziehung und Unterricht.* — *Das Univerfitätsleben*, aus Briefen eines feiner Freunde, von *K. Hadermann*, zeigt, wie fich der Menfch in diefen herrlichen Tagen feines Dafeyns überall gefällt, und der Schöpfer feiner Welt wird. *Über die Gefchichte der Deutfchen* ift ein belehrender Auffatz von *N. Vogt.* Er behandelt das Eigene der deutfchen Gefchichte, ihre Quellen und Hülfsmittel (vgl. deffelben Vfs. Auffatz *Von einer Gefchichte der Deutfchen nach Urkunden und Quellen* XIV, 139), die Schreibart derfelben und ihre Hauptepochen. In zufammengedrängter Kürze findet man hier viel Wahres und Rechtes, was darüber zu fagen war. Die auf diefen Auffatz folgenden *Betrachtungen über einige der wichtigften Ereigniffe unferer Tage*, zu Ende des Februars 1814

geschrieben, empfehlen sich besonders durch den rechtlichen Sinn, der sich in ihnen ausspricht. Was über die *öffentliche Meinung* hiebey gesagt ist, verdient besonders beachtet zu werden. *Wieland und Voltaire* von *P. F. Boost* ist hauptsächlich im Bezug auf ein Urtheil, welches *Malte-Brun* im *Spectateur de l'Europe littéraire et savante* über Wieland ausgesprochen, geschrieben, und nimmt die Parallelisirung Wielands mit Voltaire in Schutz. „So sehr Wieland, sagt unter anderen der Vf., in gewisser Rücksicht der Stolz der Deutschen seyn mag: so ist er sicher nicht derjenige unter Deutschlands Schriftstellern, die ihre Bewunderung und Andacht am meisten auf sich gezogen haben. Er war zu sehr Franzose, zu oft wirklich Voltaire, als dass der deutsche Leser sein Gemüth in ihm hätte wiederfinden können; zu oft wagte es sein Faun, Lüsternheit zu wecken, die Unschuld schamroth zu machen; zu oft war sein Sophist ein warmer Patron des Schlechten und Gemeinen; zu oft setzte er grosse Ebenbilder des Göttlichen herab, und spielte mit dem Ehrwürdigen und Heiligen, als dass er der Liebling seines Volks hätte werden können." Man vgl. mit diesen Äusserungen das obengedachte Gedicht von *K. Reh.* Eine Übersetzung von *Wippo's Leben und Thaten Kaiser Konrads des Saliers II*, die sich gut lesen läst, hat *N. Vogt* gegeben. Die historiche Skizze von *K. Dahl Peter Schöffer von Gernsheim*, *Miterfinder der Buchdruckerkunst*, verdient dasselbe Lob wie sein Conrad Celtes. *Boost's Bemerkungen über die Grundzüge des französischen und deutschen Geistes*, so wie seine *Anmerkungen* zu dem Werke der Fr. v. Stael über Deutschland, verrathen im guten Denker den Patrioten, oder lieber im Patrioten den guten Denker. *Über Hemsterhuis und den Geist seiner Schriften* von *Neeb.* „Mein Zweck ist, sagt der Vf., die Darstellung des unvergänglichen Geistes in der Gestalt der (?) dieser vorübergehenden Erscheinung, der Genius (?) der Menschheit in diesem Menschen; das Wahre, das er lehrt, das Gute, zu dem er hinbewegt, das Schöne, das er nachbildet." Die Entwickelung und Darstellung der hemsterhuisischen Theorieen des Wahren, Guten und Schönen machen die drey Abschnitte dieser interessanten Abhandlung aus. — *Die Urgeschichte des Rheins und der Bewohner seiner Ufer* von *O.* beschaut den alten Rhein mit Kenntniss und Phantasie. Wir wünschen dieser Zeitschrift einen guten Fortgang. W. V.

Zürich, b. Gessner: *Chr. Fr. D. Schubart's vermischte Schriften.* Herausgegeben von *Ludwig Schubart*, Sohn. Zwey Theile. 1812. 440 und 363 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Diese vermischten Schriften enthalten: *Sch's.* Gedichte, gesammelt nach den vorgefundenen Papieren; eine Auswahl aus seinen vermischten Schriften, die interessantesten Stellen aus seiner Chronik u. s. f.; Briefe von *Wieland* an *Sch.*, und Briefe von *Sch.* an den Herausgeber und dessen Mutter, an Professor *Haug*, *Posselt* u. s. f. — *Sch's.* Schriften gehören mehr als viele andere, deren Sammlungen man veranstaltete, der deutschen Nation an: denn, wie die Vorrede sagt, auch in Erstem dachte *Sch.* deutsch und schrieb deutsch. Die Sammlung ist mit Geschmack und Überlegung gemacht, und es werden wenig Stücke seyn, denen man ihren Platz streitig machen möchte. Die Briefe an Wieland u. A. machen den Schluss der Sammlung, obschon sie zu den wichtigsten Gaben gehören, die neuerdings hier hinzugekommen sind. Der erste Brief von *Sch.* an *Wieland* ist v. 20 Jun. 1764. Nach vielen Lobsprüchen, die hier *W.* gemacht werden, indem er ihn mit *Milton*, *Klopstock* und *Young*, den *Gresset*, *Gleim*, *Lessing*, *Weiss* und *Gerstenberg* entgegenstellt, kömmt er auf eine allgemeine Charakteristik seiner Zeit. Er vermuthet, in den Zeiten des guten Geschmacks zu leben, meint aber, unser Witz stehe in Gefahr überzuschnappen. „Der so sehr angepriesene körnichte Stil, der höchstens an einem *Winckelmann* erträglich ist, verdirbt so sehr unsere Prosa, dass der Verfasser der sokratischen Denkwürdigkeiten und unser Landsmann *Abt* nicht anders, als durch ein Sprachrohr mit uns reden wollen. Unsere Poeten verlieben sich in ein gewisses *strotzendes* Sylbenmass, wo der Gedanke, statt fortzulaufen, durch die Strophe so erbärmlich, wie eine Leiche, fortgeschleppt wird. Oft ist ein neues Sylbenmass eine Maske, unter welche sich ihm Unsinn verbirgt; als wenn man nicht laufen könnte, ohne wie ein Züchtling funfzig Pfund Eisen nachzuschleppen." *Wieland* erklärt sich in seiner Antwort über dieses Urtheil sehr vernünftig, nur mit etwas zu viel Vorliebe für die französische Literatur. Unter anderen sagt er: „Die Extravaganzen dieses oder jenes namenlosen, und wie ein Meteor auffahrenden und verschwindenden Scribentens sind im Ganzen ganz unschädlich. Es hat dergleichen jederzeit bey einem jeden Volke, wo Künste und Wissenschaften cultivirt wurden, gegeben, ohne dass ein grösseres Unglück daraus entstanden ist, als dass etliche Ballen weiss oder grau Papier zu Maculatur geworden sind." Von sich selbst spricht er mit der grössten Bescheidenheit. In dem zweyten Briefe *W's.* an *Sch.* werden *Sch.* grosse Lobsprüche gemacht, über seine Ode zum Gedächtniss des Kaisers Franz. Seitdem ich, schreibt er, aus dieser Probe die Grösse, Stärke und Schönheit Ihres Genies kennen gelernt habe, werde ich keine Ruhe haben, bis wir einander persönlich kennen." (Diese Ode hätte also schon dieses Briefs wegen in die Sammlung aufgenommen werden sollen.) Der folgende Brief enthält ein Urtheil *W's.* über *Sch's.* Zaubereyen. Über die Verhältnisse *W's.* aber zu *Sch.*, und deren Unterbrechung, giebt ein Brief desselben an den Herausgeber Auskunft. Die übrigen Briefe sind lauter Briefe von *Sch.*, welche ganz sein Inneres aussprechen, und auch von seinem etwas veränderten Geschmak Zeugniss ablegen. — Das Leben Clemens XIV, römischen Papsts, womit der zweyte Band beginnt, ist zu wenig im Geiste ächter Biographie verfasst: Einzelnes darin ist aber vortrefflich. —F—

## KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *St. Gallen*, b. Huber und Comp.: *Valentin Jamerai Düvals interessante Lebensbeschreibung zur Unterhaltung und Belehrung für die erwachsene Jugend.* Mit Düvals Bildniss. 1812. 165 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ist irgend ein Leben geeignet, die eigene Kraft zu wecken, und das Vertrauen auf dieselbe zu stärken: so ist es das Leben des kaiserl. österreichischen Bibliothekars und Aufsehers über das Münzkabinet zu Wien, Düvals. In den niedrigsten Verhältnissen und Beschäftigungen des Lebens verlebte er die früheren Jahre, und kömmt erst in seinem 15ten Jahre dahin, dass er lesen lernt. Nun beschäftigt er sich, in verschiedenen Lagen, mit Astronomie, Geographie, Heraldik, Naturgeschichte, bis er an den Hof zu Lüneville gelangt, wo sich sein Schicksal bestimmter auszubilden anfängt. Jetzt erst wird ihm das methodische Studiren nützlich, und er ist bald so glücklich, Professor der Geschichte und Bibliothekar zu Lüneville zu werden, von wo er dann weiter an den kaiserlichen Hof zu Wien versetzt wird, wo er den 3 Novbr. 1775 im 81sten Jahre seines Lebens starb. Die Charakterschilderung, welche die letzten 6 Seiten der Schrift einnimmt, stellt ihn dar als einen an Körper und Geist kräftigen Menschen, mit lebendigem Sinn für Religion, Ordnung und Tugend, der das vorgeschriebene Mass nie überschritt. Die Hauptquelle für seine Lebensbeschreibung ist seine Selbstbiographie, deren Herausgabe man dem thurn- und taxischen Bibliothekar *A. Chn. Kayser* verdankt, und welche auch hier für den vorliegenden Zweck sehr gut benutzt ist. Besonders muss man dem Vf. dieser Lebensbeschreibung gute Auswahl und Einfachheit der Darstellung nachrühmen, welche letztere die Wirksamkeit gar sehr befördert. Mit Recht kann daher diese Schrift als ein gutes Bildungsmittel der Jugend, die guten Willen und Gefühl hat, empfohlen werden.

d. m. f.

*Frankfurt a. M.*, b. Gebhard und Körber: *Hausphilosophie.* Ein Handbuch für Alle, welche ihr Herz veredeln und ihr Lebensdaseyn froh geniessen wollen. In drey Bändchen. Ohne Jahrzahl. 470 S. 8.

Eine Sammlung von allerley Aufsätzen, aus allerley Schriftstellern, für allerley Leser. Die drey Bändchen sind eigentlich drey Hefte, die auch den Titel haben: *Rosen und Dornen*, einen Titel, der wohl nichts weiter, als ein Unterscheidungszeichen seyn soll, so wie der neuhinzugekommene: *Hausphilosophie*, als Lockspeise für die ungangbare Waare, sein Glück versuchen soll. Verderbt wird durch dieses Buch Niemand; ob aber Alle nach Lesung desselben eine starke Herzensveredelung spüren werden, wagt Rec. zu bezweifeln.

Γς.

*Erfurt*, b. Müller: *Auguste von Kostheim und Eduard von Volny*, oder die Franzosen in Deutschland. Eine Erzählung von *Julius Phillibert*. 1814. 159 S. 8. (16 gr.)

Die orthographische Verdorbenheit des angenommenen Namens des Vfs. liess Rec. gleich Anfangs nicht viel Gutes erwarten. Doch fand er mehr, als er geglaubt hatte. Die Erzählung ist leicht und fliessend, die Begebenheiten leicht in einander verflochten, das Ganze nicht ohne Interesse. Nur der Ausdruck hätte mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit haben sollen, damit Stellen wie folgende wären vermieden worden. S. 73: „Sie selbst bereits unterwegs (,) dem Fürsten vorgestellt, und dann öffentlich in Begleitung des ganzen Hofs zum Traualtar geführt zu werden, als ein schreckliches Missverständniss u. s. w." Das fehlende *war*, und das ausgelassene Komma machen den Satz dunkel. S. 83: „Die Bedienung des Obristen wurde durch das lebhafte Gespräch des eintretenden Volny, des Degengeklirrs, das gleich darauf erfolgte, aufmerksam u. s. w." S. 103: „Der Abschied zwar zärtlich, *doch nicht* bitter, denn man hoffte *auf einem* baldigen Frieden, und die Trennung darum vielleicht nur kurz."

Tp.

*Bremen*, b. Heyse: *Nachrichten von einigen Blindgebornen*, oder in der zarten Jugend des Gesichts beraubten und durch ihre Schriften oder ausgezeichneten Fähigkeiten berühmt gewordenen Dichtern, Tonkünstlern, Mathematikern, Philologen, Gottesgelehrten, Mechanikern u. s. w. von *Heinrich Wilhelm Rotermund*, Pastor am Dom. 1815. 54 S. gr. 8. (8 gr.)

Eine Erweiterung und Vervollständigung des Aufsatzes *Von merkwürdigen Blinden* im Hannöv. Magazin Jahrg. 1807. Stck. 86. 87. Am ausführlichsten sind behandelt: *Thomas Blacklok*, Doctor Theol. zu Edinburg † 14 Jul. 1791 (Er machte sich durch seine Oden, Hymnen, Episteln, Balladen und Lieder unvergesslich, und hatte auch als Kanzelredner keinen geringen Ruf); *Maria Theresia Paradies*, blind seit ihrem 5ten Jahre, eine grosse Tonkünstlerin; *Dülon*, der geschickte Flötenspieler, nach seiner eigenen, von Wieland herausgegebenen Lebensbeschreibung; *Nicolaus Saunderson*, lukasischer Prof. d. Mathem. zu Cambridge † d. 19 Apr. 1739; und der blinde *Jakob* zu Netra im Hessischen. Der merkwürdigste unter den angeführten ist wohl der Engländer *Johann Metcalf*, der so früh blind wurde, dass er vom Lichte und dessen verschiedenen Wirkungen durchaus keine Kenntniss hatte. Dennoch wurde er als Jüngling ein Fuhrmann, diente bey vorkommenden Gelegenheiten bey Nacht auf schwierigen Wegen als Wegweiser, und vorzüglich dann, wenn die Wege und Spuren mit Schnee bedeckt waren. Späterhin wurde er Baumeister und Aufseher der Landstrassen in unwegsamen und bergigten Gegenden, und bediente sich, um Anhöhen zu ersteigen, Thäler zu erforschen u. s. w., nur eines langen Stocks. Sein Gedächtniss half ihm die Augen ersetzen. — Das Buch ist reich an interessanten Anekdoten.

V. G. S.

*Riga*, b. Meinshausen: *Ceres* oder Beyträge zur Kenntniss des Menschen, besonders nach seinen körperlichen und geistigen Anlagen und Eigenheiten, ingleichen interessante Bruchstücke aus der Natur- und Kunst-Geschichte, Länder- und Völker-Kunde; zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben von *Johann George Rievethal*, Conrector an der Domschule in Riga. Erster Theil. 1813. 176 S. 8. (20 gr.)

Diese Schrift soll als eine Fortsetzung des *Lukumon* angesehen werden, und davon eine Empfehlung für sich hernehmen: diess verlangt die Vorrede. Der Titel behauptet, die Schrift sey zum Nutzen und Vergnügen herausgegeben: wer möchte diese Behauptung widerlegen? Denn wovon könnte der Mensch nicht Nutzen haben; was könnte ihm nicht zum Vergnügen gereichen? Der zehnte Abschnitt hat die Überschrift *Amphigourien*. Nach *Schwans* französ. Wörterbuche bedeutet das Wort *Amphigouri* ein verwirrtes Gewäsche; eine Redensart, eine Periode, ein ganzes Werk, worin kein Zusammenhang ist, und gehört der gemeinen Sprache an. Was soll also das Wort hier?

188.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

JENAISCHEN

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Guirlanden*, herausgegeben von *W. G. Becker*. Zweytes Bändchen. 1812. 240 S. Drittes Bändchen. 1813. 236 S. Viertes Bändchen. 1813. 234 S. 8. (3 Rthlr.)

Erzählungen und Gedichte von mancherley Art und von sehr verschiedenem Werthe bilden den Inhalt dieser *Guirlanden*, aus denen wir Einiges besonders erwähnen und beurtheilen wollen.

Das *zweyte Bändchen* wechselt mit Erzählungen und Gedichten ab, und gewährt mannichfache Unterhaltung. Ausgezeichnet ist *das Gespräch im Felleisen* von *Langbein*. — Voran steht ein ausdrucksvolles Kupfer von *Ramberg* und *H. Schmidt*: *Paul Gerhard* nach einem Gedicht von Schmidt von Lübeck. Den Beschluss machen Epigramme und Räthsel.

Das *dritte Bändchen* eröffnet: *Die Gebirgs-Reise* von *Fr. Kind*, eine Erzählung, die gerade nicht zu den vorzüglichsten, aber auch nicht zu den schlechtesten des Vfs. gehört, und worin ein bürgerlich-beschränkter Zustand in seinen einfach unverdorbenen Sitten mit Ländlichkeit und einem zufriedenen Gebirgsleben auf eine halb idyllische, halb romantische Weise recht gut in Verbindung gebracht wird. — *Lieder* von *G. P. Schmidt* von Lübeck schildern in sanften, geschmeidigen Versen manchen Zustand des Gemüths recht angenehm und hold ansprechend; aber weil der Vf. sich häufig zu sehr gehen lässt, entsteht daraus auch nicht selten Leerheit und Mattigkeit. —: *Bestrafte Ruhmredigkeit* von *Langbein* giebt auf eine belustigende Weise zur Anschauung, wie, während die Verwandten eines todt geglaubten Vetters sich um die Erbschaft zanken, dieser plötzlich unter sie tritt. — *Die fünf ersten Monate der Ehe* von *Haug*, ein Gedicht in einem Gespräche zwischen Herrn und Diener, spasshaft, artig. — *Die Gevatterschaft* von *W. G. Becker* hat, ein kleines Missverständniss abgerechnet, wenig Veränderung und Handlung; der Gevatterstand dient nur zur näheren Verbindung zweyer sich geheim liebender Geschwisterkinder. — *Das getaufte Käpplein* von *Langbein*, ist ein kurzer Schwank, oder eine Anekdote, in Versen erzählt, wovon der Vortrag launig, der Schluss aber ohne besondere Überraschung ist.

Das *vierte Bändchen* beginnt mit zwey langen Gedichten in Stanzen, worin Frau *von Bechtolsheim* und Hr. *v. Thümmel* denselben Gegenstand behandeln. Was jene sanft und anmuthig erzählt, giebt dieser mehr mit kräftigen, aber nicht so züchtigen Bildern. — Die *Erscheinungen am See*, eine Erzählung von *Karl Streckfuss*, ist ihrem Inhalte nach unterhaltend genug, nur dass darin dem Zufalle gar zu viel zugemuthet wird. — Hierauf folgen abermals *Lieder* von *Schmidt* von Lübeck, die natürlich und leicht, aber desshalb nicht immer schön sind, und die einander selbst durch ihre Menge schaden. — *Das Nasenfest* von *W. G. Becker* giebt Nachricht von einem jährlichen Volksfeste in Basel, auf welchem die Einwohner in Beziehung auf die Schlacht bey St. Jakob eine Art Fische essen, welche *Nasen* heissen. — *Apologie der schlechten Schauspieler* von *Prötzel* ist wegen des nicht immer treffenden Witzes grösstentheils verfehlt. — Den Schluss macht: *Das Reich der Wünsche*, Mährchen von *L. Brachmann*, worin erzählt wird, wie ein armer Fischer, von der Liebe einer Fee beglückt, mit seinen Wünschen immer höher steigt, bis er — was freylich etwas viel verlangt ist — in der Nacht den Aufgang der Sonne begehrt, worauf mit einem Donnerschlage die ganze Verzauberung zusammenstürzt, und der Fischer sich wieder arm in seiner Hütte findet. — Sonst enthalten diese Guirlanden noch mancherley andere poetische Beyträge von Dichtern, die aus dem beckerischen Taschenbuche bekannt sind. Eine solche fortwährende Mittheilung und Wechselwirkung zwischen Dichtern und Publicum ist keinesweges zu verwerfen, und daher löblich, dass Hr. *Fr. Kind* jetzt für ähnliche Blätter Sorge trägt.

c.

Berlin, b. Schmidt: *Krieg und Liebe*, oder romantische Erzählungen vom dreyssigjährigen Kriege bis auf unsere Zeiten. Von *Julius von Voss*. 1813. Erster Theil. 272 S. Zweyter Theil. 228 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

*Julius von Voss kleine Romane*. Fünfter und sechster Band.

So wie es einen Krieg in der Liebe giebt: so giebt es auch eine Liebe im Kriege. Von der letzteren wird hier Verschiedenes erzählt. Die erste Erzäh-

lung: *die Familie Wendburg*, ist aus dem dreyssigjährigen Kriege, und liefert einen Beweis, was in den damaligen Zeiten das weibliche Geschlecht auszuhalten vermochte. Fr. v. Wendburg und ihre 15jährige Tochter konnten über 36 Stunden in dem Wasser eines Brunnens ausdauern, und blieben gesund und muthig genug, um sich beide noch verheirathen zu können. Ausserdem geschieht des Unerwarteten in dieser Geschichte sehr viel. Die zweyte Erzählung ist aus dem siebenjährigen Kriege, und hat die Aufschrift: *Zama, die schöne Kosakin*. Sie ist in Briefen abgefasst, und enthält die Geschichte eines Soldaten aus dem weiblichen Geschlechte, welcher einen aus dem männlichen heirathet. *Das schwimmende Brustbild*, die dritte Erzählung, ist aus dem russisch-türkischen Kriege genommen. Von dieser Geschichte will Rec. nichts verrathen, nur eine tiefgedachte und schöngesagte Stelle zum Besten geben. „Das Wissen, die geistige Fähigkeit, die in Stand setzen, uns rüstiger durchs Leben zu kämpfen, und die irgend einmal wahrlich auch dem Glücke begegnen werden, sind sie nicht im Lenz unserer Tage so bequem einzupflanzen, wie die leibliche Kraftfülle, das organische *Annähern von* dem Normalzustand, *welche* die Göttin, von der wir sprachen, verlangt, *und den* die Kunst im Gebilde des sogenannten farnesischen Herkules errathen zu haben scheint?" Aus dem preussisch-französischen Kriege ist die vierte Erzählung: *die Untergrabung*. Die Minirkunst macht hier ihr Glück. Die Feldzüge des Prinzen Eugen von Lothringen geben den Stoff zur fünften Erzählung: *der Rossschweif* betitelt. Diese Erzählung ist eine der anmuthigsten. Sie bringt einen zweyjährigen Türkenknaben in Christenhände, und lässt einen tüchtigen Soldaten aus ihm werden. Aus Türkenhänden empfängt er eine reiche Braut: „denn es versteht sich von selbst, dass eine glückliche Heirath auch hier die wundervollen Begebenheiten endete." Auf diese glückliche Heirath folgt des Contrastes wegen *die unglückliche Hochzeit*, eine Geschichte aus dem französischen Revolutionskriege. Sie erinnert an die schreckliche Zeit, wo die Guillotine herrschte. Aus welcher Zeit *die Liebenden in den Flammen von Moskau* sind, braucht nicht gesagt zu werden. Diese Erzählung ist unter allen die längste, und ist der sprechendste Beweis von dem regen Erfindungsgeiste des Vfs., und seiner Keckheit, die Phantasie seiner Leser in Anspruch zu nehmen.

Pp.

LEIPZIG, b. Kummer: *Der Schutzgeist*. Eine dramatische Legende in sechs Akten nebst einem Vorspiel von *August v. Kotzebue*. 1814. 275 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Drama ist auf der Bühne mit ziemlich grossem Beyfall aufgenommen worden, welches theils dem Gegenstande, theils der theatralischen Behandlung, worin Hr. *v. K.*, wie bekannt, die meiste Künstfertigkeit besitzt, zuzuschreiben ist. Eine verfolgte Unschuld findet, besonders bey weiblichen Herzen, immer viel Theilnahme, und mit dem Wunsche ihrer Errettung verbindet sich zugleich die Neugierde wegen des Ausgangs, worauf die Aufmerksamkeit, selbst bey minder wichtigen Zwischenscenen und gedehnten Stellen, stets gespannt bleibt. Kommt hiezu nun noch die Zusammenstellung von würdigen, sich einander entsprechenden und zum Theil sich contrastirenden Charakteren, die mit verschiedenen Aussprüchen und Grundsätzen bald unsere Liebe zur Tugend, bald unseren Hass gegen das Laster aufrufen und anregen: dann muss sogar zur Unterhaltung sich Genuss des Herzens und Erhebung des Geistes gesellen, was wohl bey vielen, die dieses Schauspiel sehen, der Fall seyn mag. So wirkt freylich diess Drama mehr stoffartig, ohne eine höhere Ansicht der Welt oder einen tieferen Blick in die Natur zu gewähren; indess muss man doch den Charakteren, die nur allgemein gehalten und oberflächlich genommen sind, und gleichsam als moralische Figuren dem Ganzen dienen, das Passende, Würdige, Angemessene und Naturgemässe im Reden und Betragen zugestehen, so dass hier weniger Schminke und Übertreibung, als sonst bey Hn. *v. K.*, zu finden ist. Eine anderweitige Rücksicht, die das Interesse des Stückes erhöhen muss, kommt noch hinzu, nämlich eine grosse Ähnlichkeit des hier auftretenden Berengar mit dem neueren Welttyrannen, von dem sogar viele Beweggründe, Selbstentschuldigungen und Redesätze entlehnt sind.

Wodurch der Beyfall sich nun noch besonders steigern sollte, das wäre das Wunderbare, die Erscheinung des Schutzgeistes, der in der Noth der bedrängten Adelheid zu Hülfe eilt. Allein hier werden gewiss die meisten Zuschauer nur zum Theil befriedigt werden, und die meisten bekennen müssen, dass Hr. *v. K.* in der Behandlung des Wunderbaren nicht so glücklich sey, als im Gebrauch der übrigen theatralischen Mittel. Gleich die Einführung des Schutzgeistes (das Vorspiel) ist auffallend, und aller Täuschungen ganz und gar entblösst, die aus einem Halbdunkel für die Phantasie hervorgehen sollten. Ein Knabe liegt auf der Strasse todt auf der Bahre, und da die Ältern ihn mit Blumen bestreuen, wacht er wieder auf, erklärt aber, er gehe sie nichts mehr an, — *Lothar*, der ermordete König, sey in den Körper ihres Guido gefahren — und so läuft er fort wie ein fliehender Vogel. — Er bietet nachher der Königin seine Dienste an. Sein Erscheinen ist zuweilen angenehm, und romantisch, z. B. wo er als Fischerknabe kommt. Auch muss das Wunderbare einen schönen Eindruck machen, wenn er, von den Trabanten des Königs verfolgt, plötzlich unter den Lanzen derselben, die ein Obdach bilden, wie durch einen Triumphbogen hinwegschreitet. Weniger deutlich und angemessen ist aber seine Wirkung, wenn er sich an die Königin schmiegt und sie plötzlich ein fremdes Gesicht bekommt, oder wenn er nach Deutschland den Boten und beym Kaiser den Freywerber macht. Zu loben ist es zwar, dass sich der Vf. seiner Wunderhülfe nicht zu oft bedient hat; aber um

so weniger kann es entschuldigt werden, dass er dabey noch den Lothar selbst nöthig hat, den er zuweilen als Geist erscheinen lässt; das sieht bey dem Gebrauch der Wunder einer Flickerey ähnlich. So lange die Geschichte zugleich an das Romantische hinstreift, und dieses das Wunderbare mehr zugänglich macht (wie z. B. in der Scene, wo ein Donner sich hören lässt, und der ermatteten Adelheid plötzlich ein Bach vom Felsen rinnt), wird das Drama den Zuschauern gewiss genügen; aber wo eine zu lange währende drückende Wirklichkeit eintritt, wie z. B. bey der Belagerung, da kann wohl bey der Richtung auf das Wunderbare die Ungeduld und die Langeweile nicht fehlen. — Wie leicht sich Hr. *v. K.* in alle Formen fügt, sehen wir auch aus diesem Stück, das durchweg in gereimten Jamben geschrieben ist, die zum Theil sehr gut, zum Theil schlecht ausfallen, je nachdem sich der Vf. eben Mühe gab. Da finden wir auch Verse, wie:

Und will die Sehnsucht mir das Blut vom Herzen *schröpfen*,
Nur aus dir selber kannst du Nahrung schöpfen.

auch mit Einmischung einzelner, zweckloser Daktylen, wie:

Mit kaiserlicher Huld empfang' ich den Tribut;
Auch soll hinfort kein Götzendienst vergiften
Die Seelen, die mein Schwert dem *Himmel* gewann;
Zu Havelberg will ich ein Bisthum stiften,
Mit Beyspiel gehe Brandenburg voran.

oder Verse dieser Art:

Recht so! für sie den letzten Wassertropfen!
Für Adelheid den letzten Tropfen Blut!
Mag das Geschick *Elend auf Elend pfropfen*,
Bleibt *sie* verschont, so trag' ich es mit Muth.

oder Reime wie *schwand er* und *einander*; doch wegen vieler anderer gelungener Stellen kann das dankbare Publicum seinem Wohlthäter diese und ähnliche Nachlässigkeiten, ohne welche es selten bey ihm abgeht, schon zu Gute halten.

T. Z.

Braunschweig, im liter. Museum: *Schauspieler-studien.* Ein unentbehrliches Handbuch für öffentliche und Privat-Schauspieler, so wie für sämmtliche Kunstfreunde, von *G. L. P. Sievers.* 1813. XXVI u. 378 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Buch stellt manche recht gute Ansicht einzelner Theatergegenstände auf, giebt hie und da in kleinen Umständen einen dienlichen Rathschlag, und bespricht mehrere allgemein bekannte Dinge auf eine bisweilen nicht ganz uninteressante Weise; es fehlt jedoch dem Vf. nicht bloss die Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher die Gedanken für die Darstellung entwickelt werden müssen, sondern überhaupt der philosophische Geist der Einsicht in das Ganze des Gegenstandes, den er in einzelnen Theilchen betrachtet, und er würde besser gethan haben, seine einzelnen Bemerkungen über die Schauspielkunst und das dahin Einschlagende unzusammenhängend, in Fragmenten, anspruchlos hinzuwerfen und mitzutheilen, als aus seinen Beobachtungen und Meinungen, die er mit Unrecht für umfassend, erschöpfend, neu, für Autoritäten und unentbehrlich hält, ein Lehrbuch zu machen, dessen philosophisch-ästhetischen Erfodernissen er sich durchaus nicht gewachsen zeigt, ob er gleich mit unendlicher Selbstzufriedenheit jedes Problem zu lösen glaubt und jede seiner Äusserungen über Gegenstände der Kunst für ein neues Licht hält. Es dürften mehrere seiner Definitionen zu manchem kleinen Scherze Veranlassung geben; doch es sey diese kurze Anzeige im Allgemeinen hinreichend. Wir fügen nur noch hinzu, dass, bey der Seichtigkeit so vieler unserer Schauspieler, gerade denen von der mittleren Art ein Buch, das mehr geeignet ist, sie in ihrer Oberflächlichkeit zu bestärken als anzugreifen, am allerwenigsten, und besonders als unentbehrlich, zu empfehlen ist.

G. G.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Die Botanik der Geschichte und Literatur, oder die Pflanzen in ihren mythologischen, religiösen, bürgerlichen, sinnbildlichen, abergläubischen, sprichwörtlichen, literarischen, ästhetischen und geschichtlichen Beziehungen.* Verfasst von der *Frau von Genlis.* Übersetzt und vermehrt von Dr. *K. J. Stang.* 1813. 1 Th. XVI u. 388 S. 2 Th. 334 S. 8. (3 Rthlr.)

Wer die Franzosen kennt, begreift es wohl, wie Frau *v. Genlis* auf den Gedanken gerathen konnte, Alles, was an den Pflanzen in den auf dem Titel erwähnten Beziehungen aufzufinden ist, zu sammeln, und es, ohne alle weitere Eintheilung als: Bäume, Blumen und Kräuter, in ihrer *Botanique historique et litéraire* herauszugeben. Und in der That ist dadurch ein sehr interessantes Buch entstanden. Aber eine Französin, wenn schon sie viele Jahre in einer norddeutschen Hauptstadt gelebt hat, kennt von deutscher Literatur doch noch immer sehr wenig, behauptet Dinge von uns, die nicht so existiren, betrachtet Vieles durch ihr pariser Perspectiv, und spricht darüber ein zierlich-französisches Urtheil. Der Übersetzer, Hr. D. *Stang*, konnte daher aus eigener Belesenheit noch einmal so viel, als der Grundtext beträgt, Zusätze liefern, und seine Anekdoten sind oft noch weit artiger als die der Verfasserin. Auch ordnete er die Materien richtiger, schnitt vieles Überflüssige weg, und übersetzte treu.

Indessen ist es fast unmöglich, ein französisch geschriebenes Buch so original überzutragen, dass nicht immer noch das Sättigende des französischen Stiles durchschimmere. Rec. gesteht, dass ihn dieses elegant-Geschniegelte, das sich in lauter Zierlichkeiten und verbrauchten Redensarten Herumbewegende, diese bereits abgestorbene poetische Prose an solchen Übersetzungen stets gelangweilt haben. Was in so vielen anderen deutschen Übersetzungen gelehrter französischer Werke noch unangenehmer an-

zutreffen ist, belegen wir hier mit einem Beyspiele aus unserem Buche. S. 316. „Es verhält sich mit den Vegetabilien, wie mit den Menschen. Viele unter ihnen sind ohne Grund und Anspruch berühmt; viele mit Unrecht verrufen. Mehrere Pflanzen verdanken ihr Ansehn bloss der eigensinnigen Einbildung; andere von wirklicher Güte sind in Vergessenheit gerathen, und wieder andere endlich, die der Betrachtung und der Bewunderung werth wären, und von dem grössten Nutzen seyn könnten, schmachten ohne Cultur, oder sterben unbekannt in der Mitte der Wüste. Das Loos des Epheu's ist glücklicher gefallen. Den Dichtern, die nur zu oft schon falsche Tugenden besungen haben, hat es gefallen, dem Epheu ein wenig verdientes Lob zu singen. Sie haben diese Schmarotzerpflanze zum rührenden Symbole einer hochherzigen und treuen Freundschaft gemacht. Es ist wahr, der Epheu verläfst den Baum nicht, um den er sich festschlingt. Allein er thut es, um aus demselben seine Erhaltung zu ziehen; er thut es, indem er die Stütze, die ihn trägt und schützt, aussaugt und arm macht."

Die Anordnung des Buches ist ganz einfach und leicht. Im ersten Band wird von den Bäumen und Sträuchern erzählt; im zweyten von den Blumen und Kräutern; den Gräsern; den Kryptogamen; Pflanzen aus künstlichen Stoffen, und mit einigen Worten von den Gärten beschlossen. Jedes Gewächs bildet ein Capitel, in welchem absatzweise Anekdoten und Bemerkungen vorgetragen werden, und der Übersetzer hat die seinigen in Klammern eingeschlossen, und auf die des Originals theils folgen lassen, theils, wo es zweckmäsig war, untermischt. Unter denen im Originale vorkommenden sind nun freylich viele, die gar nichts sagen, als z. B. S. 263: „Nach der mosaischen Sage erschuf Gott die Welt in sechs Tagen. Am dritten schuf er die Pflanzen und Bäume," oder unbestimmt wie S. 227: „der *Champe* ist ein auf den Molukken vorkommender Baum. Seine Blumen sind gelb und wohlriechend, und werden von den Einwohnern bey Hochzeiten zu Guirlanden angewendet." Und ganz leer und nicht hieher gehörig ist S. 291: „Als Isaak seinen Sohn Jakob segnete, wünschte er ihm den Besitz der wahren Reichthümer der Erde, reiche Ernten und glückliche Weinlesen." — Überhaupt ist bey weitem nicht streng genug Grenze gehalten, bey den *Zügen von Bäumen* sind diese meist die Nebensache. Die alte Anekdote von dem Wilden, der geglaubt, der Brief, den er überbracht, könne reden, gehört gar nicht hieher; und am Ende auch gar nicht der *Wein*. Fast könnten sämmtliche Anekdoten von Bier, Caffe und Thee wohl auch noch ihre Aufnahme finden. Selbst der Übersetzer hat sich von solchen Abschweifungen nicht frey genug gehalten, und es gehört z. B. nicht hieher, wenn er vom Beinhaus bey Murten nichts weiter erzählt, als dass an dessen Stelle jetzt eine Linde stehe. — Allein diese Ausgleitungen der Fr. *v. G.* werden reichlich aufgewogen durch den grossen Schatz von artigen, und dem Rec., der doch mit solcher Lectüre sich viel beschäftigt, häufig ganz unbekannten Zügen, und er setzt auch von diesen einige her, um Beyspiele vom Trefflichen, was hier geleistet worden, zu geben. Wir wählen *die Rose*, welche den zweyten Band, die Reihe der *Blumen und Kräuter*, eröffnet, und dadurch zugleich beweist, wie wenig physiologisch es die Vfn. nimmt. — S. 10. „Der heilige Medardus setzte gegen das Jahr 530 den rührendsten Preis ein, welchen je die Frömmigkeit der Tugend reichte, einen Kranz von Rosen, der das frömmste, tugendhafteste, und seinen Ältern gehorsamste Mädchen des Ortes krönen sollte. Die erste Rosenjungfrau war seine Schwester, die er selbst in der Kirche zu Salency krönte." — S. 12. In den älteren Zeiten war in Frankreich die Rose so hoch geschätzt, dass es an mehreren Orten nicht Jedermann erlaubt war, Rosen zu ziehen. Auch kommen unter den alten Herrlichkeitsrechten viele, in mehreren Scheffeln Rosen bestehende Gülten vor, die dem Herrn zum Rosenwasser geliefert werden mussten." — S. 14. „Nach der indischen Mythologie wurde Pagoda-Siri, eine der Frauen des Wischnu, in einer Rose gefunden." — „Die Muselmänner glauben, dass die Rose aus den Schweisstropfen Mahomeds entstanden sey." — S. 17. „Der Syberite Smindirides konnte wegen der Falte eines Rosenblattes eine ganze Nacht nicht schlafen." — „*Marie* von Medicis hatte einen ausserordentlichen Abscheu vor den Rosen, selbst in der Malerey. Der Ritter von Guise bekam Ohnmachten, wenn er eine Rose sah. Eine solche sonderbare Abneigung ist ein wahrer Fluch der Natur." — So ungefähr werden, mit Einschluss einiger Lieder (die goethischen hätten hier auch angeführt werden können, so wie das von der Entstehung der rothen Rose aus der weissen) und den vom Übersetzer gegebenen Zusätzen bis S. 25, die Züge aufgeführt.

Verfasserin und Übersetzer haben sich übrigens bemüht, sowohl aus der indischen, griechischen und nordischen Mythologie, als aus der ältesten und neuesten Geschichte die Züge, Anekdoten und Bedeutungen der Pflanzen aufzuzeichnen, und anzugeben, wem dieses oder jenes geheiligt war, zu welchen Sinnbildern es diente, und wo es bildlich angewendet worden. Wir haben im Ganzen bemerkt, dass die indischen Anekdoten die zartesten und schönsten, die jüdisch-rabbinischen die abgeschmacktesten und plattesten sind.

Das Buch ist ein schätzbarer Beytrag zur Literatur, und eine sehr verdienstliche Arbeit. Würde es nicht, in einen recht artigen, mit Steindruck verfertigten Umschlag gebunden, auf unplanirtem, unbeschnittenem *Druckpapier* ausgegeben, sondern auf so gutem wie das Original: so möchten wohl noch mehrere Käufer es in ihre ästhetische und historische Bibliothek aufnehmen.

H. B. J.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## KUNSTGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der zeichnenden Künste, von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten*, von *J. D. Fiorillo*. — *Zweyter Band*, die Geschichte der venetianischen, lombardischen und der übrigen italiänischen Schulen enthaltend. 1801. XVI und 946 S. *Dritter Band*, die Geschichte der Malerey in Frankreich enthaltend. 1805. 634 S. *Vierter Band*, die Geschichte der Malerey in Spanien enthaltend. 1806. X und 470 S. *Fünfter Band*, die Geschichte der Malerey in Grossbritannien enthaltend. 1808. VIII und 910 S. 8. (11 Rthlr.)

Der *erste*, die Geschichte der römischen und der florentinischen Malerschule abhandelnde Band dieses vom Publicum mit Beyfall aufgenommenen Werks, welches einen Theil des grossen, von *Eichhorn* entworfenen und begonnenen Literaturwerkes (Jen. A. L. Z. 1809. No. 48. 49) ausmacht, wurde, kurz nach Erscheinung desselben, von uns in der alten (nunmehr *hallischen*) A. L. Z. vom Jahr 1799. No. 2 und 3 angezeigt, und dabey in Beziehung auf das Allgemeine bemerkt, dass der Vf., vertraut mit der Literatur der Kunst, die besten Quellen prüfend benutzt, Irrthümer gerügt und verbessert, mit Sachkenntniss geurtheilt, und in gedrängter Darstellung den Leser in den Stand gesetzt habe, alles leicht zu fassen und zu überschauen. Wir bemühten uns damals, theils durch Aushebung vorzüglich guter, treffender Bemerkungen und Ansichten des Vfs., theils durch bescheidenes Einwenden gegen diejenigen Stellen, wo nach unserem Ermessen Manches anders zu fassen oder verbesserungsfähig war, die einem so mühsamen, aber auch nützlichen Unternehmen schuldige Theilnahme zu beweisen, und wollen nun, obgleich nach so langer Zwischenzeit, forfahren, auf ähnliche Art die seither erschienenen Bände zu betrachten.

Der vorliegende *zweyte* Band enthält I) die Geschichte der Malerey in *Venedig* und dessen Gebiet, von ihrer Herstellung bis auf die neuesten Zeiten; II) die Geschichte der Malerey in der *Lombardey* u. s. w., welche wieder in vier Unterabtheilungen zerfällt, nämlich 1) Geschichte der Malerey in Ferrara, 2) in Modena, Reggio, Parma, Mantua u. s. w., 3) in Mailand, Cremona u. s. w., 4) in Bologna; III) Geschichte der Malerey im Königreiche beider *Sicilien*; IV) Geschichte der Malerey in *Ligurien*, und V) Geschichte der Malerey in *Piemont*.

S. 5 werden Zweifel geäussert, ob die Sage gegründet sey, dass der Senat zu Venedig für den Bau der St. Marcus-Kirche daselbst Baumeister von Constantinopel berufen habe; und in der That dürften urkundliche Beweise dafür wohl schwerlich zu führen seyn: allein die Gestalt dieser Kirche, welche durchaus den späteren griechischen Geschmack anzeigt, lässt vermuthen, sie sey durch Griechen erbaut worden. Hat, wie Hr. *F.* selbst berichtet, ein Grieche Theophilus um das J. 1200 zu Venedig öffentlich die Malerey gelehrt, und etwa ein halbes Jahrhundert später Andrea Tafi den Mosaik-Arbeiter Apollonius von Venedig nach Florenz geführt; wissen wir, dass im 11ten Jahrhundert Buschetto aus Dulichium den Dom zu Pisa, und in der ersten Hälfte des 12ten ein Maestro Raimondo aus der Insel Lemnos die Cathedralkirche zu Lugo in der Lombardey erbaut hat: so behält jene Sage von der Berufung griechischer Meister zum Bau der St. Marcus-Kirche, welcher zwischen 1071 und 1148 Statt gehabt, eine kaum zu bezweifelnde Wahrscheinlichkeit. — S. 14 heisst es: „Johannes Bellin, geb. 1424, gest. 1514. (nach Anderen geb. 1422, gest. 1512.)" Mit Recht scheint der Vf. jener ersten Angabe mehr Zutrauen zu schenken: denn auf des Künstlers letztem Werk, einem Bacchanal sonst in der Villa Aldobrandini zu Rom, steht ganz deutlich geschrieben: *Joannes bellinus venetus p. MD.XIIII.* — S. 23. „Zur Zeit des Vasari besass Don Francesco von Medicis ein vortreffliches Bild des Mantegna." Dieses kleine Gemälde von wunderbarfleissiger Ausführung stellt die Maria mit dem Kinde sitzend in einer Landschaft vor, und ist noch gegenwärtig wohl erhalten in der florentinischen Gallerie. — Unrichtig wird S. 29 vom Vittore Pisano, genannt Pisanello, gesagt: „Auch in der Kunst, Münzstempel zu schneiden, war er berühmt." Dieser Maler verfertigte viele gegossene grosse Schaumünzen (*Medaglioni*) mit Bildnissen berühmter Personen der damaligen Zeit; geprägte Münzen aber sind von ihm, so viel uns bekannt ist, nicht vorhanden. — S. 31 finden wir den Matteo Pasto, oder gewöhnlicher de Pastis, als Maler und Bildhauer angeführt; er machte sich aber, wie Pisanello, vornehmlich durch seine gegossenen Schaumünzen berühmt, und war vielleicht

gar dessen Schüler: wie auch unser Vf. nach *Maffei* (*Verona illustr.*) angemerkt hat. — Das S. 63 erwähnte schöne Gemälde des Giorgione von drey Halbfiguren, sonst im Pallast Pitti, jetzt in Paris, stellt wohl nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, und Hr. *F.* ebenfalls thut, D. M. Luther, die Catharina von Bora und Calvin vor, denn die Gesichtszüge in ächten Bildnissen dieser berühmten Personen sind sehr verschieden von denen, welche Giorgione hier abgebildet hat; auch ist die sogenannte Catharina auf seinem Gemälde ohne Zweifel das Bildniss eines Knaben: sodann hat Giorgione nicht länger als bis 1511 gelebt; Luther aber wurde erst im Jahr 1517 durch seine neue Lehre weltberühmt; heirathete die Catharina im Jun. 1525; diese verliess das Kloster nicht vor 1523, und war, da Giorgione starb, noch kaum 12 Jahre alt.

S. 90 ist von den auf uns gekommenen Briefen des Titian die Rede, und es werden ausser den 11 gedruckten noch 2 in Handschrift angeführt. Dieses hat dem Rec. noch einen dritten nicht gedruckten Brief von Titian in Erinnerung gebracht, der sich zu Florenz bey der Gallerie befindet in einer manches Merkwürdige enthaltenden Sammlung von Papieren, die auf dortige Kunstwerke Bezug haben. Titian bittet in diesem an den Herzog von Urbino gerichteten Schreiben um Bezahlung von 200 Zechinen für die demselben gemalte Venus (die berühmte, welche jetzt in der Tribune der florentinischen Gallerie aufgestellt ist), und versichert, dass er des Geldes sehr benöthigt sey. — Vom Carlo Saracino oder Saraceni wäre S. 162 ausser der Nachricht, er habe dem Gemälde des Giulio Romano (in der Kirche S. Maria dell' Anima zu Rom) durch Retouchiren Schaden zugefügt, billig auch zu bemerken gewesen, dass von ihm viele und zum Theil vortreffliche eigene Werke herrühren. Dieser Maler besitzt eine warme Farbe, ausnehmend viel Kraft und Durchsichtigkeit in den Schatten; die Natur weiss er mit freyem Pinsel geistreich und treu nachzuahmen; nur den Vorwurf, dass er zuweilen in's Gemeine und Unedle verfallen sey, vermögen wir nicht von ihm abzuwenden. — Das Altargemälde von Correggio in der Kirche des Minoriten-Klosters seiner Vaterstadt, welches nach S. 261 u. f. im J. 1638 plötzlich abhanden gekommen, befindet sich gegenwärtig in der Tribune bey der florentinischen Gallerie. — S. 473 heisst es: „Primaticcio hatte viel Erfindung und colorirte mit Geschmack." Das erste ist keinem Zweifel unterworfen; dass aber dieser Künstler mit Geschmack colorirt habe, leidet Einwendung. Denn mehrere Gemälde von ihm im Pallast del T. zu Mantua haben, bey sehr kräftigen dunkeln Schatten, überhaupt ein etwas schmutziges, trübes Colorit; auch lässt sich vermuthen, er sey sich dessen bewusst gewesen, und habe darum späterhin, als er in Frankreich lebte, seine Erfindungen bekanntermassen durch den Nicolo dell' Abbate ausführen lassen, welcher zumal Frescofarben vortrefflich zu behandeln verstand. — Ebenso können wir nicht zustimmen, wenn S. 494 vom Pellegrino Tibaldi behauptet wird, er habe mit der dreisten und kühnen Manier des Michel Angelo auch noch die mit Kraft und Stärke verbundene Grazie besessen. Nicht weniger scheint uns der Ausdruck der Carracci, welche diesen Künstler ihren verbesserten Michel Angelo zu nennen pflegten, etwas parteyisch, wiewohl wir übrigens die sehr grossen Verdienste der Werke des Tibaldi nicht abzuleugnen begehren.

Meisterhaft beschreibt unser Vf. S. 424 und 425 die Eigenschaften des Stils der drey Carracci: unter den vielen guten Stellen des Buchs scheint uns diese eine der allerschätzbarsten. — In der Note k. S. 580 findet sich ein kleines Versehen; es heisst nämlich: „Sowohl die Gemälde (des Dominichino) in der Villa Aldobrandini zu Frescati, als auch die in der Abtey zu Grotta Ferrata stellen sämmtlich Scenen aus der Geschichte des heiligen Abtes Nilus vor." Dieses ist aber bloss in Beziehung auf die Gemählde in der Capelle zu Grotta Ferrata der Fall; die in der Villa Aldobrandini zu Frescati zieren die Wände eines Gartensaales, und stellen Fabeln vom Apollo dar; nur die Figuren rühren vom Dominichino her, die landschaftlichen Gründe aber hat Joh. Baptist Viola verfertigt; es sind überhaupt zehn Stücke. Kupferstiche davon enthält das Werk: *Villa Aldobrandina Tusculana, sive varii illis hortorum et fontium prospectus pr. Dom. Barriere Massiliensis* 1647.

Geschickt entschuldigt Hr. *F.* S. 581 den Dominichino gegen den ihm von Vielen gemachten Vorwurf, dass die berühmte Communion des heil. Hieronymus einige Ähnlichkeit habe mit der Darstellung eben dieses Gegenstandes vom Agostino Carracci. Wir unseres Orts möchten den Dominichino wegen dieser Annäherung an das Gemälde des Agostino nicht allein nicht gescholten, sondern gelobt wissen: denn er hat zwar die Hauptzüge aus jenem Werk in das seinige übergetragen, aber die ganze Composition mit vollkommener Kunsteinsicht vereinfacht, geläutert und auf's Wesentlichste verbessert, auch in der Ausführung sein Vorbild übertroffen. — Die S. 589 gegen das Urtheil des Mengs über Dominichino gemachten Einwendungen haben unseren ganzen Beyfall; hingegen möchte das Lob, welches S. 593 der Elisabetta Pirani, und S. 654—655 dem Carlo Cignani gespendet ist, etwas mehr als billig scheinen, obschon sie beide nicht zu leugnende grosse Verdienste haben. — S. 702 geschieht einer alten auf der Haupttreppe des päpstlichen Pallasts auf dem Quirinal an der Wand eingesetzten Malerey des Melozzo da Forli Meldung, und richtig wird dieser Künstler, der im 15ten Jahrhundert gelebt, von dem gleichzeitigen Florentiner Benozzo unterschieden, übertraf ihn aber nicht weit, wie unser Vf. meint. Jenes Stück vom Melozzo ist merkwürdig wegen der in Verkürzung gezeichneten Figuren; dagegen möchten die Arbeiten des Benozzo im Campo santo zu Pisa und in der Capelle des Pallastes Riccardi zu Florenz gefälliger seyn, gemüthlicher und zarter im Charakter und im Ausdruck der Gesichter. — S. 736 wird

eine grosse bronzene Statue zu Barletta in Apulien erwähnt, und zweifelhaft gelassen, ob dieselbe eine griechische oder longobardische Arbeit sey. Der berühmte *Fea*, welcher solche in seiner italiänischen Ausgabe von Winkelmanns Geschichte der Kunst des Alterthums Tom. II. tav. XI hat in Kupfer stechen lassen, glaubt p. 425 (A) und Tom. III. p. 463 seq., sie stelle Constantin den Grossen vor. — Andrea Sabatino von Salerno Schüler des Rafael soll nach S. 773 die Spannung der Muskeln und die Stärke der Schatten in seinen Gemälden übertrieben haben. Rec. hat zwar nur wenige Arbeiten dieses geschätzten Meisters gesehen; aber sie waren ohne Übertreibung weder im Umriss noch in der Beleuchtung in einem reinen gefälligen Geschmack behandelt, der Rafaels Schule verkündete.

*Dritter Band.* Wie in Italien und mehreren anderen Ländern, so beschränkte sich auch in *Frankreich*, nach dem Untergange der römischen Cultur, der geringe noch übrige Rest von Kunstbetrieb beynahe ganz allein auf Kirchen, Klöster, Messbücher und andere zum Gottesdienst erfoderliche Geräthschaften. Die Nachrichten reden nur selten von Bildern, welche sich in Königs-Pallästen und Ritterburgen befanden; auch waren die Verfertiger solcher Werke fast immer Geistliche. Da nun unter diesem Stand in den verschiedenen Ländern ungefähr ein gleicher Grad von Cultur herrschte: so haben auch die Kunstproducte im Geschmack und Stil, der überall sehr roh war, keine grosse Verschiedenheit; nur dass sich an Orten, wo mehr gearbeitet und grösserer Aufwand gemacht wurde, mehr Fertigkeit des Handwerks entwickelte. Die Monumente in Frankreich vom 6 bis ins 10 und 13 Jahrhundert mögen also wohl zu den Besseren gehören. Als aber im 13 Jahrhundert die Künste in Italien wieder erwachten; blieb Frankreich zurück; und obschon zu Anfang des 14 Jahrhunderts die Päpste ihren Sitz nach Avignon verlegten, Giotto und Simon Memmi sich daselbst einfanden und arbeiteten: so scheinen sie doch keinen Nacheifer erregt zu haben. Denn erst im 16 Jahrhundert, da König Franz I den Lionardo da Vinci, den And. del Sarto, Benvenuto Cellini und andere vortreffliche Meister aus Italien berufen, und durch dieselben viele ruhmwürdige Werke zu Stande bringen liess, fing die Kunst an unter den Franzosen einheimisch zu werden und Jünger zu finden. Francois Clouet und Corneille waren gute Bildnissmaler; Germain Pilon und Jean Gougeon, Bildhauer, haben sich in ihrem Fach noch grösseren Ruhm erworben; Jean Cousin ist als einer der allervorzüglichsten Glasmaler geschätzt, hat aber auch in Ölgemälden seine Kunst bewiesen. Hier ist jedoch anzumerken, dass eben die Glasmalerey, wenigstens im südlichen Frankreich, früher schon mit ausgezeignetem Erfolg muss betrieben worden seyn, obschon die Geschichte keine Meldung davon thut. Denn zu Papst Jul. II Zeit wurden vom Bramante Claude und Guillaume de Marseille nach Rom berufen, um die Fenster in den Sälen des Vaticans mit Malereyen zu schmücken. — Simon Vouet, der von 1582 bis 1641 lebte, verfertigte nicht allein eine Menge schätzbarer Werke, sondern erzog auch in seiner Schule verschiedene der vorzüglichsten Künstler, als Le Brun, Le Sueur, P. Mignard u. a. m. Aber die herrlichsten Meister, die Frankreich hervorgebracht, sind unstreitig Nicolaus Poussin (geb. 1594 gest. 1665) und Claudius Gelée (geb. 1600 gest. 1682). Jener glänzt unter den ersten Historienmalern, dieser wird im Fach der Landschaft allen Anderen vorgezogen. Valentin hat viele vortreffliche und geistreiche Werke in der dunkelen höchst kräftigen Manier des Caravaggio verfertigt; Jacob Courtois gilt mit Recht für den besten Bataillen-Maler. In diesen und anderen würdigen Männern blühte die französische Maler-Schule fröhlich während des 17 Jahrhunderts, und ihr damals gegründeter Ruhm wird unverwelklich dauern. Allein schon gegen das Ende des angegebenen Zeitraums und im Anfange des 18 Jahrhunderts machten sich die Coypel einer faden süsslichen Manier schuldig; Gillot und Wateau brachten das verwerfliche Fach galanter Schäferscenen auf, selbst die wohlgemalten Bildnisse eines Largilliere und Rigaud verrathen den falschen prunkenden Geschmack.

Solche allgemeine Übersicht des Ganges der Malerey in Frankreich erhält der Leser aus der ersten Abtheilung des 3ten Bandes, welche mit S. 310 schliesst. Uns liegt jetzt noch ob, einige Stellen derselben besonders zu berücksichtigen.

S. 14 und 15 wird die Entstehung der sogenannten gothischen Baukunst von Karls des Grossen Zeiten her im Ganzen befriedigend dargethan; nur scheint uns, der Vf. eigne der Baukunst der Longobarden eine Einwirkung zu, welche sie wahrscheinlich nicht gehabt hat. Denn die Longobarden waren kaum weniger barbarisch, als die Franken selbst; dass aber der Geschmack der Araber in Spanien auf die zu Karls des Grossen Zeit und kurz nachher errichteten Gebäude Einfluss gehabt, geben wir gerne zu, weil der Augenschein solches bethätigt. — S. 42 findet man die schon in der Einleitung zum ersten Band vorkommende Behauptung wiederholt, dass die Kreuzzüge den Künsten im Occident nicht förderlich gewesen seyen, theils weil sie an Geld und Menschen erschöpfend waren, theils weil nur wenige Kunstwerke aus dem Orient nach den Abendländern durch die Kreuzfahrer gebracht worden. Wir besorgen, es liege dieser Behauptung der irrige Begriff zum Grunde, als ob die Wiederbelebung der Künste von der Gelegenheit, bessere Kunstwerke zu sehen und nachzuahmen, müsse abgeleitet werden; aber in solchem Fall hätten die Künste zu Rom und überhaupt in Italien, wie auch in Griechenland, nie bis zur barbarischen Rohheit sinken können, weil Tempel und Säulen und Bögen immer den Bildnern schöne Muster darboten. Unserer Meinung nach ist es vielmehr der Sinn für die Kunst, das Begehren, ein lebhafter gefühltes Bedürfniss nach Kunstwerken zu berücksichtigen, welches durch die Pilgerreisen, die Heereszüge und sonst nähere Verbindung mit dem Morgenlande

war erregt worden; und in sofern hatten die Kreuzzüge allerdings einigen Einfluss auf die Künste, d. h. man kann annehmen, jene Züge seyen eine der vorbereitenden Ursachen zur Wiederherstellung der Künste gewesen.

Die zweyte Abtheilung, worin die Geschichte der Malerey in Frankreich durch das 18 Jahrhundert und bis nach Eintritt des 19ten abgehandelt wird, beginnt mit Anführung verschiedener berühmter Künstler aus der Familie Vanloo; ferner geschieht rühmliche Meldung von P. Ch. Tremolliere, Ant. Pesne, und von P. Subleyras, welche sich dem falschen Geschmack zu entziehen wussten, der aber, ihres Beyspiels ungeachtet, immermehr überhand nahm, ja endlich in den Arbeiten des Boucher und Huel den höchsten Grad von Ausartung erreichte. Es trat jedoch fast zu gleicher Zeit Jean Baptiste Greuze auf, welcher sich in seinen Darstellungen von Familien-Scenen der Natur zu nähern bemühte; es that sich Vernet mit Landschaften von gutem Stil hervor, und Joseph Maria Vien, dem gelungen seyn soll, in seinen Werken den Charakter der carraccischen Schule nachzuahmen: Vien gilt für den eigentlichen Reformator des Kunstgeschmacks in Frankreich, und etwa um 1770 haben seine Werke zuerst Beyfall und seine Lehre Anhänger gefunden; er war der Meister des berühmten noch lebenden David, dessen derber Stil der Formen, begleitet von kräftiger Farbengebung, vornehmlich den neuen veränderten Geschmack der französischen Malerschule, und das völlige Verlassen von Bouchers einst beliebter Manier herbeygeführt hat. — Weiterhin thut der Vf. noch der, grossentheils in Davids Schule gebildeten jüngeren Künstler Erwähnung, welche sich seither rühmlich auszeichneten.

Schon zu Anfang der Vorrede ist der Gesichtspunct angegeben, aus welchem diese zweyte Abtheilung des dritten Bandes muss betrachtet werden. Hr. *F.* äussert nämlich daselbst, es möge im Ganzen wohl noch zu früh seyn, die Geschichte der neuen französischen Schule zu schreiben, und nennt deshalb seine Arbeit einen ersten Versuch. Wir sind überzeugt, er habe mit demselben Viel und Dankenswerthes geleistet; übrigens will Rec. freymüthig bekennen, dass es ihm an Gelegenheit fehlte, so viele und verschiedene Producte der jetzt lebenden französischen Maler zu sehen, als für eine gründliche Beurtheilung ihrer Verdienste und Fehler erfoderlich wäre; die Aufgabe mag auch in anderer Hinsicht schwer, vielleicht gegenwärtig kaum lösbar seyn. Denn wem war es möglich, bey dem feindseligen Zusammenstossen der Nationen in den letzt vergangenen Jahren, völlige Gleichmuth und Unparteylichkeit gegen die Franzosen und was von ihnen herrührt zu bewahren? Wir enthalten uns also aus erheblichen Gründen alles Urtheils.

Dem Interesse des Werks war es unstreitig förderlich, dass der Vf. am gelegenen Ort ausführliche Nachrichten einschaltete vom Ausbessern alter beschädigter Malereyen und vom Übertragen derselben von Holz auf Leinwand; ferner von den Anstalten, welche die Aufmunterung der zeichnenden Künste in Frankreich zum Augenmerk haben. Der Anhang enthält weiter noch: 1) von den Akademieen der Malerey, Sculptur und Architektur, welche sich zur Zeit der königlichen Regierung in Frankreich befanden; 2) einen Aufsatz unter dem Titel: *Notice sur l'academie de France à Rome*, der die Geschichte dieses berühmten Instituts erzählt und von Mr. *Suvée*, Director desselben, herrührt; 3) die Literatur zur Geschichte der Malerey in Frankreich; 4) ein Verzeichniss der aus Italien, Brabant, Holland und Flandern nach Paris gegangenen Kunstwerke.

Ein Versehen von geringer Erheblichkeit ist uns noch S. 555 aufgefallen. Der S. 520 angeführte Sablet, welcher Portraite und Conversationsstücke malte, wird S. 555 unter den Landschaftsmalern noch einmal angeführt, als wäre er ein von jenem ersten verschiedener Künstler. Sablet war kein eigentlicher Landschaftsmaler, brachte aber in niedlich gemalten kleinen Bildnissen von ganzen Figuren, deren er viele verfertigt, gern landschaftliche Gründe an, welche ihm auch recht gut gelangen. Er war übrigens kein geborner Franzose, sondern im Pays de Vaud zu Hause, studirte zu Paris, dann in Rom, und starb endlich in Spanien, wohin er die französische Gesandtschaft begleitet hatte.

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

---

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Der unsichtbare Prinz.* Ein Roman von *St. Schütze.* Erster Theil. 1812. 466 S. Zweyter Theil. 1813. 499 S. Dritter Theil. 1813. 456 S. 8. (5 Rthlr. 6 gr.)

Dieser Roman vereinigt viele Vorzüge und gute Eigenschaften in sich. Er ist in einer gebildeten Sprache geschrieben, die Darstellung desselben ist lebendig und der Sache angemessen, das menschliche Leben ist gut aufgefasst, die Eigenthümlichkeiten der handelnden Personen wohl erkannt und erhalten; und so findet man noch Vieles, was ein Versuch über den Roman als gut und beyfallswürdig anerkennen müsste. Aber es fehlt dem Ganzen, besonders vom Anfang herein, ein gewisses Mass des zu Gebenden, und das frische Leben, die ächte Natürlichkeit, die geniale Kraft, die allein mit Nachdruck ergreift und festhält. Vielleicht wäre es dem Vf. gelungen, mehr hievon sehen zu lassen, wenn ihm die Regeln der Kunst weniger geläufig gewesen wären.

T.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *KUNSTGESCHICHTE.*

Göttingen, b. Röwer: *Geschichte der zeichnenden Künste, von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten*, von *I. D. Fiorillo*, u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Die Einleitung des *vierten Bandes* ertheilt eine allgemeine Übersicht von dem Gange der Kunst in *Spanien* seit den ältesten Zeiten. Der vielen noch vorhandenen Überbleibsel von Sculptur- und Architektur-Arbeiten der Römer geschieht umständliche Erwähnung; von einer grossen Zahl durch die Gothen aufgeführter Gebäude sey beynahe nichts auf unsere Zeiten gekommen: sodann werden die Denkmale der Araber angeführt, und ferner einige Nachrichten gegeben von Kirchen u. s. w., welche spanische Fürsten des Mittelalters haben errichten lassen. Eigentlich breitete sich die neuere Kunst, und vornehmlich die Malerey, in Spanien erst gegen das Ende des 15 Jahrhunderts mit Erfolg aus, und Antonio del Rincon (geb. 1446 — gest. 1500) scheint der erste spanische Maler von nicht ganz gewöhnlichem Kunstverdienst gewesen zu seyn. Derselbe hatte sich in Italien gebildet. Zwar waren schon früher italiänische Künstler nach Spanien gekommen; auch werden deutsche Glasmaler und ein Franzose genannt, welche um die Mitte des 15 Jahrhunderts ihre Kunst zu Toledo übten: doch eigentlich einheimisch mag die Malerey bis dahin noch nicht gewesen seyn. Unter der Regierung von Karl V blüheten Fernando Yañes, der den Rafael, und Alonso Berruguele, welcher den Michel Angelo nachahmte, beide würdige berühmte Künstler; auch andere thaten sich damals hervor, und als Philipp II den Prachtbau des Escorial unternommen, wurden nicht nur die besten eingeborenen, sondern auch viele auswärtige Künstler dabey beschäftigt, zumal Italiäner; auch hat Spanien seither eine zahlreiche nicht unterbrochene Reihe zum Theil sehr vorzüglicher Meister in der Malerey hervorgebracht. Bemerkenswerth ist es, und muss auf den Gang der Kunst bedeutenden Einfluss gehabt haben, dass zu verschiedenen Zeiten berühmte ausländische Maler in Spanien aufgetreten sind, und durch ihre Werke sich grossen Beyfall erwarben: zuerst Pellegrino Tibaldi, späterhin Rubens, dann Luca Giordano, endlich Tiepolo, Corado Giaquinto und Mengs. Hr. *F.* behauptet, und, wie es uns scheint, nicht mit Unrecht, dass der grosse Ruhm des Rubens und des Luca Giordano viele spanische Künstler zur Nachahmung dieser Meister verleitet habe; welches der an sich schätzenswerthen Eigenthümlichkeit der spanischen Malerschule nachtheilig geworden sey.

Nach der Einleitung werden S. 49—435 die besseren Maler der spanischen Schule, alle der Zeitfolge nach, angezeigt, mit kurzer Erwähnung ihrer Lebensumstände und vorzüglichsten Werke, auch von den obengedachten fremden Künstlern, welche in Spanien gearbeitet, sind an gehörigen Orten Nachrichten eingeschaltet. Der Anhang S. 436 bis zu Ende enthält I. von der königlichen Akademie des heiligen Ferdinand zu Madrid, das Geschichtliche vom ersten Plan der Errichtung dieser Anstalt 1619 bis auf die neueren Zeiten, und ebenso erhält man noch von 11 anderen dieser Akademie untergeordneten Instituten zur Förderung der Künste im spanischen Reich, kurze Nachrichten. II. giebt eine kurze Anzeige der berühmtesten alten und neuen Denkmäler in den königlichen Pallästen in Spanien, ferner von Antiken, die in der Collegiatkirche zu Husillos, zu Plasenzia im Pallast des Marquis von Mirabel, zu Barcellona bey der Familie Salvador, und zu Sevilla im Pallast des Herzogs von Medina Celi zu finden sind. III. ist ein Verzeichniss der sämmtlichen Malereyen von Ant. Rafael Mengs in Spanien. IV. Literatur.

Wer nicht Gelegenheit hatte, die Werke der spanischen Malerschule in ihrer Heimath zu studiren, wird ausser dem Diego Velazquez (geb. 1599 gest. 1660) und dem Bart. Murillo (geb. 1618 gest. 1688) schwerlich noch andere Meister aus Anschauung kennen: diese aber gehören ohne Zweifel zu den Besten, und müssen einen günstigen Begriff erwecken von den Verdiensten der Spanier um die Kunst. Velazquez colorirt wahrhaft und dabey sehr kräftig, führt den Pinsel mit ausnehmender Kühnheit und ist, wie Mengs behauptet, einer der grössten Meister in der Kunst, die Gegenstände zu runden, und gleichsam mit Luft umgeben darzustellen. Murillo hat ebenfalls ein warmes kräftiges Colorit und bey gelinden Übergängen starke wirksame Schatten. Er, wie

Velazquez, lieben vorzüglich Gegenstände der gemeinen Natur; Edleres gelang ihnen jedoch auch, und Murillo zumal wusste Madonnenbildern viel natürliche Anmuth zu ertheilen: sein Colorit ist alsdann besonders zart und blühend, nach Art der guten Meister der venetianischen Schule.

Bewährte Werke von dem hochgeachteten Morales oder vom Juan Fernandez Navarete, genannt El Mudo, sind, so viel uns bekannt ist, weder in deutschen noch italiänischen Kunstsammlungen zu finden; aber, nach dem Bericht der spanischen Schriftsteller, darf man von ihrer Kunst eine sehr vortheilhafte Meinung hegen: jener scheint religiöse Gegenstände mit lebendigem frommem Gefühl, kräftigem Ausdruck und fleissiger Ausführung gemalt zu haben; dieser ein vortrefflicher Colorist und im Besitz aller Künste der Beleuchtung gewesen zu seyn; beide lebten bis gegen das Ende des 16 Jahrhunderts und früher als Velazquez oder Murillo.

Dem Angezeigten zufolge ist die anschauliche Bekanntschaft, welche man in Deutschland oder auch in Italien mit Meistern der spanischen Malerschule zu machen Gelegenheit hat, in der That nur sehr dürftig. Darum wird die bey weitem grössere Zahl der Kunstfreunde mit Dank die Mühe anerkennen, welche sich Hr. *F.* gegeben, aus den schriftlichen Nachrichten auszuheben und in ein Ganzes zu vereinigen, was die gute Meinung von der sonstigen, jetzt aber auch vorübergegangenen Kunstblüthe in Spanien fester begründen, und den Wunsch einer vertraulicheren Bekanntschaft mit derselben aufzuregen im Stande ist.

*Fünfter Band.* Die Geschichte der Kunst in *Grossbritannien* ist der aller übrigen westeuropäischen Länder darin ähnlich, dass auch dort in den mittleren barbarischen Zeiten einige geringe Kunstfertigkeit fast bloss unter den Geistlichen zu finden war. Sie erbaueten Kirchen und Klöster, verstanden Glocken zu giessen, waren Goldschmidte, Bildschnitzer, Miniaturmaler, Sticker u. s. w. Auch sind vermuthlich die damaligen rohen Kunstproducte in England denen, die zu eben der Zeit in Frankreich, Italien und Deutschland verfertigt worden, nicht unähnlich gewesen; als aber für die Kunst bessere Tage kamen, erst in Italien, dann in den Niederlanden und im deutschen Reich, endlich auch in Frankreich: da blieben die britannischen Inselbewohner hinter allen anderen weit zurück. Obgleich es nie an Künstlern fehlte, welche sich zu ihnen hinüber begaben, nicht an Prachtliebe der Herrscher und der Reichen im Lande: so wollte die Kunst dennoch nicht einheimisch werden. Fruchtlos zeigten Mabuse und Holbein und andere berühmte Meister verschiedener Nationen den Engländern ihre Geschicklichkeit in verschiedenen Fächern der Kunst; wir sehen durch das ganze 16te Jahrhundert in England keinen Maler auftreten, dessen Werke wahrhaft lobenswerth wären, und die Wenigen, deren Namen uns die Geschichte aufbewahrte, beschäftigten sich bloss mit Bildnissmalerey, vornehmlich in Miniatur. — Im 17ten Jahrhundert stand es noch wenig besser. Ein Schotte, Georg Jamesone, soll sich indessen unter Rubens zum guten Bildnissmaler ausgebildet haben, dessgleichen werden Dobson und Gandy als wackere Schüler des Vandyck angeführt.

Über dieses befremdende Zurückbleiben der Engländer, zumal in der Historien-Malerey, giebt Hr. *F.* S. 334 eine gute Erklärung. Er sagt: „Die herrschende Richtung der Nationaldenkungsart, und die politische Verfassung bleiben unstreitig von allen Ursachen, welche in England die Kunst niedergehalten haben, die wichtigsten. Hierzu kamen die Kirchenverbesserung, der übertriebene, andächtelnde Religionseifer, der Sectengeist, der Alles, was an den römisch - katholischen Glauben erinnerte, verbannt wissen wollte, die Gleichgültigkeit gegen die Künste, und die Meinung, dass unter allen Erzeugnissen des Pinsels nur Porträte erlaubt seyn dürfen." James Thornhill (geb. 1676, gest. 1734) ist der erste Engländer, welcher sich in historischen Darstellungen als ein geschickter Künstler bewies; von ihm wurde die Kuppel der grossen St. Paulskirche zu London mit Gemälden grau in grau verziert. Lebhafte folgenreiche Regung in der Kunst wird aber nicht eher als etwa um die Mitte des vergangenen 18ten Jahrhunderts wahrgenommen. Zwar hatten sich schon früher der eben erwähnte Thornhill im historischen Fach, Peter Monamy in Marinen, Georg Lambert durch Landschaften, Worlidge und Cotes in Bildnissen hervorgethan, und Hogarth durch seine bekannten höchst geistreichen Carricaturen oder eigentlich satirischen Darstellungen; doch blieb die Zahl der ausländischen Künstler in England noch immer gross, und in den meisten Kunstfächern waren sie den eingeborenen überlegen. Kurz nach 1750 muss Josuah Reynolds sich bekannt gemacht haben, welcher in der Folge das Ansehen des besten Bildnissmalers seiner Zeit erlangte. Damals that sich auch Thomas Gainsborough in verschiedenen Fächern rühmlich hervor. Wilson konnte den besten Landschaftsmalern an die Seite gesetzt werden, und Gavin Hamilton, zu Rom lebend, war in historischen Darstellungen der geachtete Nebenbuhler von Mengs und Battoni. Benjamin West hat sich kurz nachher grossen Ruhm erworben, und denselben fortdauernd zu behaupten gewusst. Mehrere zu nennen müssen wir unterlassen, weil sonst das Verzeichniss der ehrenwerthen Künstler, welcher sich Grossbritannien seit etwa 50 Jahren zu rühmen hat, gar zu lang ausfallen würde. Im J. 1768 wurde die Akademie der bildenden Künste in der Hauptstadt gestiftet, und oben belobter Reynolds zum Präsidenten derselben erwählt. Dass zu eben der Zeit auch die Kupferstecherkunst blühete, ist bekannt genug.

Hiemit wollten wir unseren Lesern den Gang der Malerey in Grossbritannien kurz andeuten, wie Hr. *F.* solchen nach den besten Quellen umständlich dargelegt hat. Es lässt sich nicht leugnen, dass die reiche Blüthe dieser jüngsten Schule, welche sich gleichsam vor unseren Augen schnell entfaltete, etwas Anziehen-

des, ja Blendendes hat; doch ist zu bemerken, dass eben solche spät hervorgebrochene Blüthe an sich selbst kein großer Gewinn war. Denn so geneigt Jemand auch von Reynolds, Hamilton, West und anderen der vorzüglichsten englischen Maler urtheilen mag: so muss doch der unvermeidliche Einfluss der Zeit auf sie zugegeben werden; und bekanntlich war das 18te Jahrhundert für die Kunst viel weniger ersprießlich als das 16te und 17te. Die brittische Malerschule wird folglich vor dem unparteyisch prüfenden Kunstgericht wohl nur als die letzte im Rang anerkannt werden können.

Bey genauer und mehrmals wiederholter Durchsicht dieses fünften Bandes, wo Rec. oft sowohl den Fleiss als die große Belesenheit des Vfs. ehrend erkennen musste, häufig auch über das Zusammentreffen des Urtheils mit ihm sich freute, hat er sich folgende wenige Stellen zur Berichtigung angemerkt.

Druck- oder Schreibe-Fehler ist es ohne Zweifel, wenn S. 353 gemeldet wird, der Vorschlag, die Wände des Banquetinghouse, wo Rubens die Decke gemalt, durch Vandyck mit der Geschichte des Hosenbandordens zu schmücken, sey auch zum Theil deswegen nicht zu Stande gekommen, „weil Vandyck die ungeheure Summe von 1000 Pfund Sterling für seine Arbeit foderte." Dieses könnte aber für keine zu hohe Foderung gelten, zumal wenn erwogen wird, dass kurz zuvor Rubens für die an gleichem Ort gemalten Decken-Stücke 3000 Pf. St. erhalten hatte. Ob vielleicht 10000 Pf. St. gelesen werden sollte? *Bellori vite de Pittori etc.* S. 158 redet gar von 300,000 Scudi, welches freylich keine Kleinigkeit war. — S. 781 lesen wir: in einem Zimmer der Villa Borghese bey Rom werde ein großes Fresko-Gemälde von Gavin Hamilton gewiesen, das Urtheil des Paris vorstellend. Allein die Sache verhält sich etwas anders. Ein Zimmer der gedachten Villa Borghese ist mit mehreren Ölgemälden von Hamilton decorirt, welche Gegenstände enthalten, die sich auf die Helena und den Paris beziehen. In Fresco hat, wofern wir nicht irren, Hamilton überhaupt nie gemalt; auch haben wir in keinem seiner Werke die unangenehme Härte wahrgenommen, welche ihnen S. 782 vorgeworfen wird: gegründet aber ist's, dass er kein heiteres blühendes Colorit besass. — S. 797 u. f. geschieht des Malers James Durno Erwähnung, welcher zu Rom 1794 starb. Dieser wackere Künstler scheint uns vom Vf. vielleicht aus unzulänglichen Kupferstichen, vielleicht auch nach gedruckten englischen Berichten, etwas hart beurtheilt. Durno war kein sonderlicher Colorist, und kein sehr fester gelehrter Zeichner; aber es herrscht guter Geschmack in seinen Werken, die Erfindung ist fast allemal verdienstlich, und die Anordnung gut. — Nach S. 857 soll des berühmten Morghen's Stich nach Da Vinci's Abendmahl zuerst in England Ekel an den punctirten, geschabten oder farbigen Kupferblättern erregt haben. Wir meinen aber, die Engländer hätten eben nicht gebraucht, hiezu die Erscheinung des Abendmahls nach Da Vinci von Morghen abzuwarten, indem Arange und Woolet schon geraume Zeit vorher eben so große Meisterstücke des Grabstichels geliefert haben. — Den bekannten englischen Landschaftsmaler Moore, welcher lange in Rom gelebt, auch daselbst gestorben ist, gewiss einer der vorzüglichsten Künstler seines Fachs und Ph. Hackerts gefürchteter Nebenbuhler war, haben wir nirgends angeführt gefunden.

Ein Anhang zu diesem Bande S. 868 — 890 enthält vier kurze Abschnitte, deren erster Nachricht giebt von der königl. Akademie der Malerey, Bildhauerey und Baukunst, auch anderen artistischen Instituten; hierunter sind die Akademieen von New-York und von Pensylvanien in Amerika mit begriffen. Der zweyte handelt von den berühmtesten Gemälde- und Antiken-Sammlungen in Grossbritannien; der dritte von einigen Gesellschaften zur Aufmunterung der bildenden Künste und des Studiums der Alterthümer; der vierte ein Verzeichniss der Literatur zur Geschichte der Kunst in Grossbritannien.

W. K. F.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

ÄSTHETIK. Berlin, b. Salfeld: *Aphorismen, als Vorgänger eines Versuchs, die Gesetze des Universums anzuschauen,* vom *Freyherrn von Seckendorf*, genannt *Patrik Peale*, Dr. der Philosophie und Privatdoc. an der Universität zu Göttingen. 1812. 24 S. 8. (3 gr.)

Der Vf. will, wahrscheinlich veranlasst durch die neueren philosophischen Untersuchungen über die Natur, ein grösseres Werk: „*Versuch, die Gesetze des Universums anzuschauen,*" dem Publicum übergeben, und schickt demselben diese Aphorismen voraus, als eine Probe von dem, was in jenem zu erwarten sey; er giebt ihnen ein hypothetisches Ansehen, die, wenn auch kein apodiktisches, doch ein wahrscheinliches Wissen begründen sollen. Ob die grössere Schrift wirklich erfolgt sey, weiss Rec. eben so wenig, als er nicht einsieht, wozu diese Aphorismen dienen sollen. Um einen vorläufigen Begriff von der weiteren Ausführung derselben zu geben, sind sie zu ungenügend, und für sich selbst so unbestimmt und allgemein gehalten, dass sich allerley aus ihnen machen und dabey denken lässt, ohne dass gewiss ist, den Verfasser verstanden zu haben oder nicht. Es sind grösstentheils metaphysische Gegenstände darin berührt, worüber entweder kurz und cavaliermässig oder zuweilen gar nichts gesprochen wird. Aphorismen fodern bey ihrer Gedrängtheit eine grössere Bestimmtheit als ausführliche Erörterungen; und vorläufige Aphorismen von einem ganzen System sollten nicht bloss die nächsten Einfälle enthalten, die einem bey dem ersten Entwurfe des Plans zufliessen, sondern vielmehr die wohl-

geprüften und mühsam erworbenen Wahrheiten nach der Ordnung ihres inneren Zusammenhangs in gedrängter Kürze darstellen. Davon findet man aber hier fast gar keine Spur. Es scheint, die neueren Streitigkeiten über Theismus und Naturalismus haben den Vf. angeregt, auch seine Meinung über die dort zur Sprache gebrachten und die damit verwandten Gegenstände öffentlich werden zu lassen. Wir wollen gern glauben, dass er das Beste und Gründlichste, was er darüber weiss, noch für sich behalten habe; sollte es aber nicht der Fall seyn: so können wir keine besonderen Wünsche für dessen Mittheilung hegen.

Die hier mitgetheilten 15 §§ berühren Vielerley; wollten wir die darin ausgestellten Behauptungen prüfen: so würden wir mehr als das Dreyfache davon niederschreiben müssen; wir wollen also nur einige Proben davon ohne weitere Bemerkungen mittheilen, damit der Leser selbst sich einen vorläufigen Begriff davon machen kann. §. 1. spricht der Vf. von der Erfahrungserkenntniss, der Speculation und dem Verhältnisse beider; unter der ersteren versteht er vorzugsweise die Erkenntnisse durch die *äusseren*, unter der zweyten die durch die *inneren* Sinne; das Universum will er durch beide kennen lernen, doch soll die Speculation der Erfahrung vorausgehen, und diese die Aussagen jener bloss bestätigen. §. 2. Gott ist weder *in* noch *ausser* dem *All*, er ist unbegreiflich, aber sein Seyn ist denkbar; der beschränkte menschliche Verstand kann weder von dem Daseyn noch Nicht-Daseyn Gottes ein deutliches Bewusstseyn erlangen. Unter der Natur versteht der Vf. gesondertes und vereintes, geistiges und sinnliches Seyn — als solches und Gott untergeordnet als seinem unbegreiflichen Schöpfer; Universum nennt er den Inbegriff alles Seyns, so wie Gesetze des Universums und der Natur Causalbedingungen, nach welchen Universum und Natur nur das sind und seyn können, was sie sind. Diese Gesetze an der Natur und dem Universum, und der Gesetzgeber an beiden in dieser Eigenschaft sind erkennbar, letzterer aber kann ausserdem noch mehr seyn, das man nicht erkennt; der Materialismus erkennt nur jene eine Richtung. §. 4. Reiner Theismus und Atheismus bleiben unter den bekannten Systemen die kräftigsten. — Die Natur ist nicht *aus*, sondern *durch* Gott, das Werk seines freyen Willens, der sich selbst Gesetz ist, nach der Idee Gottes. Schon die Möglichkeit der Idee, dass ein Gott existirt, der unabhängig vom Universum und unbegreiflich ist, spricht für das Daseyn eines solchen Gottes, und es lässt sich sagen: „ist ein solcher Gott möglich, wie ihn die christliche Religion zu glauben lehrt: so ist ein anderer Gott unmöglich." §. 7. „Ist eine endlose Perfectibilität der Geister denkbar, ohne jemals Gott zu werden: so ist es auch eine unbegrenzte Perfectibilität des Universum; auch das Physische lässt sich veredeln." Was in den §§. 5. 6. 9 u. folgg. über *Zeit*, *Raum* und *Bewegung* gesagt wird, ist sehr ungenügend; um diese Formen nach ihrer Bedeutung und nach ihrem Verhältnisse unter einander zu bestimmen, ist eine tiefere Untersuchung nothwendig. Zum Schlusse setzen wir noch den letzten § her, welcher einer der schönsten ist. „Religion entkeimt stets der Empfindung (geistig-sinnlich), Tugend dem Willen (rein geistig) und Religion und Tugend erzeugen die Ahnung einer Seligkeit, oder des Gleichgewichts geistiger Freyheit und physischer Nothwendigkeit. Diesen Zustand wünschen wir, weil hienieden die physische Nothwendigkeit vorherrscht vor der geistigen Freyheit. So sehnt sich der Mensch nach Gleichgewicht, aber dennoch nicht nach Stillstand, also sehnt er sich vielmehr nach ewiger Perfectibilität, immer die Seligkeit ahnend."

G. A.

SCHÖNE KÜNSTE. *Marburg*, in der neuen akadem. Buchh.: *Erscheinungen im Haine Thuisko's.* Mit einem Nachtrage von *J. G. Seume.* Herausgegeben von *K. W. Justi* und *W. Beck.* 1814. 56 S. 8.

Dieser Sammlung patriotischer Herzensergiessungen über Deutschlands vorige Noth und nachherige Befreyung kann man wenigstens Wärme des Gefühls, Würde und poetische Haltung nachrühmen, wenn auch grade keine hinreissende Begeisterung, grosse Kühnheit der Gedanken und besondere Originalität darin herrscht. *Germaniens Wort und Gruss* von Prof. *Weissenbach* lässt sowohl in der halb dramatischen Form als in den Einzelnheiten etwas Unvollendetes spüren, z. B. wenn Germania spricht:

Und Rosse hör' ich wiehern — Waffen klirren,
Und *meine Mütter* zu dem Himmel heulen,
Und *meine Bräute* seh' ich jammernd irren.

Doch eine schöne Stelle leuchtet bey ihm hervor:

Und der Weltbrand ist gekühlt;
Und es fällt der Eisenriegel,
Der das Meer gefangen hielt;
Und die Mastenbrücke stehet
Wieder zwischen Land und Meer,
Und der ferne Indus gehet
Wie der Bote zu uns her.

*Beck* treibt durch die Erzählung einer Sage von Frauenberg bey Marburg in ziemlich kraftvollen Versen die Deutschen zur Eile an. Mit ruhiger Würde lässt sich *Justi* vernehmen; nur Tadel verdient der Ausdruck:

Am düstern Aschenkruge deutscher Helden*beine*.

In gediegener Sprache eifert *Marie Rehberg.* Auf eine ähnliche Weise spricht Pastor *Usener* die Zeit der Noth und der Freude aus. Pastor *Dreves* triumphirt im Tone eines geistlichen Liedes mit wirklicher Erhebung des Herzens. Nur im zweyten Liede — an die Neufranken — trifft er in erhabenen Wendungen nicht immer das Rechte, z. B., wenn es heisst:

Ach! der Deutschen viele mussten bluten!
Traurend fordern wir mit unserm Glück,
Fordern rächend sie, von Euch, *ihr Ruthen!*
Ihr Tyrannen unsers Volks! zurück.

Der Nachtrag von *Seume*, der wohl das Merkwürdigste von dieser Sammlung ausmacht, zeichnet sich, dem Charakter des Vfs. gemäss, durch manche Bitterkeit aus, z. B.

Frommen sind diess Gottes Strafgerichte;
Weisen unsers alten *Unsinns* Früchte,
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo, zur Schmach und Schande seiner Würde,
Wer nur kann, sich losreisst von der Bürde,
Und den allgemeinen Beytrag *stiehlt.*

T. Z.

*Altona*, b. Hammerich: *Franzisca und Ammeli.* Ein Roman von der Verfasserin der Maria Müller. 1813. 236 S. 8. (1 Rthlr.)

Die *Frau v. Ahlefeldt* hat hier den Romanenlesern abermals ein angenehmes Geschenk gemacht, besonders denen, die sich mit dem etwas schwermüthigen Charakter ihrer Schriften mehr befreundet haben. Diese erscheinen fast immer wie ein Herbsttag, wo die Sonne mit dem Nebel kämpft, und ihn mehr oder weniger besiegt. Der vorliegende Roman bewährt besonders auch die fortschreitende Bildung der Vfin. im Ausdruck und überhaupt im Gebrauch der Sprache, die immer mehr an edler Einfalt und Würde gewinnt.

F. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## STATISTIK.

1) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Theorie der Statistik, nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt.* Erstes Heft. Einleitung. Auch mit dem Titel: *Staatsgelahrtheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang.* Zweyter Theil. Allgemeine Statistik. Erstes Heft. 1804. 150 S. 8. (10 gr.)

2) Altona, b. Hammerich: *Abriss der Statistik und der Staatenkunde, nebst Fragmenten zur Geschichte derselben,* von *August Niemann.* Mit einer statistischen Tafel. 1806. XIV u. 256 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey dem grossen Zwiespalte über Abgrenzung wissenschaftlicher Gebiete ward in der neueren Zeit öfter auch um den Begriff, und den durch diesen fest bestimmten Gehalt und Umfang der Statistik gekämpft. Die lebhaften Erörterungen, welche über eine so wichtige Aufgabe Statt fanden, haben den grossen Vortheil gewährt, dass die Statistik ihre Selbstständigkeit errungen, dass sich ihr Stoff von dem Fremdartigen, welches frühere Bearbeiter in sie aufgenommen, befreyt und ihre Beziehung zu den anderen Wissenschaften sich fest gestellt hat. Unter den Bestrebungen, welche darauf gingen, auch auf diesem Gebiete der Kenntniss dem ruhig und sicher ordnenden Geiste die Herrschaft zu sichern, gebührt besonders der *niemannischen* Schrift (No. 2) eine ausgezeichnete Stelle. Denn *Schlözer* (No. 1), von dessen Schrift wir die durch Zufall verspätete Anzeige hier zugleich nachholen, warf nur einzelne tiefe Blicke in das innerste Wesen der Statistik. Wie frey er auch von Vorurtheilen, und wie erfüllt mit Eifer und Liebe für die Wissenschaft war: so vermochte er dennoch nicht sie als ein organisches Ganzes zu gestalten, wiewohl sich in seiner Schrift mehrere tiefeindringende Blicke und überraschende Urtheile mit den bekannten Eigenthümlichkeiten der äusseren Darstellung vereinigen. Nach drey Abschnitten, welche hier füglich übergangen werden können, sucht *S.* im IV, einen bestimmten Begriff der Statistik auf. Seine Ansicht ist im Wesentlichen diese: Unser Geschlecht hat drey Arten von Gesellschaft durchgangen, die häusliche, Ur- oder Familien-Gesellschaft, die bürgerliche Gesellschaft (*peuplade*), die Staatsgesellschaft oder den Staat. Alle Staaten der nicht mehr ganz rohen Welt kommen in zwey Dingen, im allgemeinen Zweck: dem Glück des Einzelnen hienieden, und in der allgemeinen Form: d. h. dem Recht oder der Macht, physisch oder thierisch zu zwingen, überein. Sonst sind sie in tausend Dingen unendlich verschieden. Der gelehrte Beobachter fasst die vielen Verschiedenheiten auf, und ordnet sie nach Verwandtschaft der Gegenstände unter sich. So entstehen eine Menge Special-Beschreibungen, je nachdem der Physiker, Geograph u. s. w. Stoff dazu findet. Gesetzt nun, 20 solcher Special-Beschreibungen in kunstgerechter Form, und in ihnen jedes Datum eine Merkwürdigkeit, seyen vorhanden: so mag dann noch zu den 20 Beschreibern hinzutreten der 21ste Mann oder der Staatsgelehrte, der ausübende sowohl als der blosse Theoretiker, um aus den Tausenden von Merkwürdigkeiten nur die herauszuheben, die einen augenscheinlichen oder versteckten, grösseren oder minderen Einfluss auf das Wohl des Volks haben, und sie in schicklicher Ordnung an einander zu reihen. So kommt der Vf. nun, nach der von ihm, seinem eigenen Geständnisse zufolge, *hoch* angelegten Untersuchung zurück auf *Achenwalls* vor 60 Jahren aufgestellten Begriff: *Statistik eines Landes und Volks sey Inbegriff seiner Staatsmerkwürdigkeiten.* Für die Haupttheile oder die innere Anordnung der Statistik stellt dann *S.* als Theilungsprincip die einfache Formel auf: *vires unitae agunt: Vires* = Grundmacht, nämlich 1) Menschen, 2) Land, 3) Producte, 4) circulirendes Geld; *unitae*, Art des Vereins dieser Kräfte, Staatsverfassung; *agunt*, wirkliche Anwendung der vereinigten Masse von Kräften, Staatsverwaltung. Bey der Methode, die Statistik zu behandeln, unterscheidet *S.* den Staastbeamten, der sie erschafft, den Privatschriftsteller, der sie sammelt, den Theoristen, der sich mit beiden über die Künste des Erschaffens und Sammelns bespricht. Der Vf. redet zuerst von dem Schöpfer, und äussert hier den frommen Wunsch einer unter öffentlicher Autorität verfassten und publicirten *Grundstatistik.* Für diese setzt er bey einem von ihm fingirten Staate zuerst voraus 4 angestellte und auszusendende Gelehrte: einen Mathematiker oder Physiker, einen Geographen

einen Naturkenner, einen Ökonomen, und die mit der Volkszählung beschäftigten Organe. Die Data, welche diese sammeln, ergänzen, berichtigen und detailliren die Statthalter der Provinzen mit ihren jährlichen statistischen Berichten, und diese gehen nun in das grosse Ganze der Grundstatistik über. Diese wird dadurch im Laufe der Jahre berichtigt und erweitert, und alle 5 oder 10 Jahre würde davon eine neue Ausgabe besorgt. So wäre also die Grund- oder Reichs-Statistik ein ununterbrochen fortlaufendes Werk. Was der Vf. hier, ausgehend von seinem fingirten Staate, vorgetragen hat, mag allen, in ihrer Bildung selbst weit gediehenen Staaten gesagt seyn, wenn sie in den Mitteln, eine Reichs-Statistik zu schaffen, fehl gegriffen haben. Sicher ist es nothwendig, dass in jedem grösseren Lande in der Reihe öffentlicher Stellen auch ein wohl organisirtes statistisches Bureau erscheint, dessen Zweck kein anderer ist, als dem Regenten in jedem Augenblicke die vollständigste und treueste Kenntniss von dem ihm unterworfenen *Gebiet* und *Volk* zu bereiten. Ein solches Bureau, beauftragt mit der Bildung einer Grundstatistik und ihrer fortlaufenden inneren Berichtigung und Erweiterung, müsste nothwendig in 4 Sectionen zerfallen, deren 3 erste jede ihren eigenen Director hätte. Diese Abtheilungen wären: 1) der Landcharten und Topographie; 2) der physikalischen, 3) der staatswirtschaftlichen Landeskunde; 4) die anthropologische Section, die den Menschen, als sich entwickelnd im Staate, die Sprache des Volks, Naturanlagen, häusliche Erziehung, Familiengeist, technische und wissenschaftliche Erziehung durch öffentliche Institute, Gang des Buchhandels, gesellschaftliche Verbindungen, Volksspiele u. s. w. beobachtete. Jede Section bedürfte, je nach Umfang des Reiches, mehrerer, wenigstens aber zweyer *mobiler* Organe, die ihre Aufgabe immer an Ort und Stelle zu lösen suchten, und eines *stabilen*, oder eines Redacteurs, der die einzusendenden Berichte jener zu einem Ganzen verbände. Alle Landesstellen müssten verbunden seyn, dem Bureau Einsicht in die Verhandlungen zu gestatten, aus denen sich statistische Resultate ergeben, alle Behörden hätten den mobilen Organen auf ihre persönlichen Erkundigungen die gehörige Auskunft zu ertheilen, und ihnen zur Erreichung ihres Zweckes den möglichsten Vorschub zu leisten; auch gingen alle Vorschriften von Tabellen u. s. w. zur Gewinnung statistischer Daten nur von dem Bureau aus. Mit Ablauf eines jeden Jahres träten die 3 Directoren und die redigirenden Glieder zusammen, um das im Laufe des Jahres vorbereitete General-Tableau definitiv zu redigiren. Dieses Tableau, abgefasst mit höchster Gründlichkeit in Angabe von Thatsachen und mit edler Freymüthigkeit, würde von dem Bureau den sämmtlichen Ministerial-Branchen vorgelegt, zu deren Gebrauch es insbesondere entworfen wäre. Da nach der einmal gelungenen Fertigung einer solchen Grundstatistik diese bloss jährlich theilweise verändert, berichtigt, fortgesetzt werden darf: so besitzen die obersten Regierungs-Behörden in ihr einen sicheren Leitfaden, der sie durch alle in ihrer Wirksamkeit aus örtlichen Verhältnissen hervorgehenden Zweifel sicher hindurch leitet. Aber auch untere Beamten, welche heut zu Tage den Kreis ihrer Thätigkeit öfter wechseln müssen, bedürfen eines Mittels, um sich innerhalb jeder neuen Umgebung leicht zu orientiren. Die Regierung bietet auch ihnen dieses durch ihr statistisches Bureau dar. Alle Glieder des letzteren nämlich sind zwar zur strengen Geheimhaltung dessen, was den höchsten Behörden vorgelegt wird, verbunden, dagegen aber bestimmt jene, was zur nothwendigen allgemeinen Belehrung mittheilbar ist, und öfnet so den für sie gewonnenen Schatz freywillig. Dieser wird nun in soweit ein Gemeingut, als Mittheilungen aus ihm den Gang der Wirksamkeit der unteren Beamten fördern, indem sie ihnen langweilige und mühsame Untersuchungen über ihre Umgebungen ersparen, und ihnen gleich den richtigen Gesichtspunct aufstellen, aus dem sie diese aufzufassen haben. Die Kosten für eine solche, in ihren Resultaten den Staat so belohnende Anstalt sind nicht so schwer aufzufinden, als man glaubt. Der königlich baierische Staat z. B., der ein topographisch-statistisches Bureau, welches mehrere Männer von anerkanntem Verdienst in seiner Mitte zählt, nach einem freylich viel mehr beschränkten Begriff errichtet hat, hat den Ertrag der Arbeiten desselben als Fonds anerkannt. Freilich müssen Souverains von ein paar □ Meilen solcher Veranstaltungen sich enthalten!

Von S. 69 an handelt *S.* vom Sammler, dessen Unterschied vom Schöpfer nicht bestimmt genug gezeichnet ist: denn es ist unrichtig, dass Privat-Schriftsteller *nur* sammeln. Der Gelehrte z. B., der in einem Staate, welcher noch nicht auf die obige Weise für eine Grund-Statistik gesorgt hat, ausgerüstet mit tiefer Kenntniss der Natur und geübt in der Welt-Anschauung, ohne alle Unterstützung der Regierung, Theile des Landesgebiets selbst bereist und möglichst genau statistisch darstellt, ist nothwendig eher Schöpfer zu nennen, als diese Benennung einer Regierung zukömmt, die eben erst einige Schritte gethan hat, eine bessere Landeskunde zu gewinnen, und lediglich gestützt auf die Manipulation ihrer meistens unwissenden Landbeamten, Bevölkerungs-Angaben bekannt macht, bey welchen selbst der Laie die Volkszahl nur durch die □ Meilen dividiren darf, um die Unwahrheit handgreiflich zu finden. *S's.* Sammler ist also nur der auf seinem Zimmer vorhandenen Stoff verarbeitende Gelehrte. „Erschaffen, sagt er„ können die Privat-Schriftsteller nicht; sie sammeln nur (und was sie etwa aus eigener Beobachtung dem Gesammelten hinzusetzen können, ist fürs Ganze unbedeutend). Dieses setzt also einen bereits vorhandenen Vorrath von statistischen Materialien und keinen mehr ganz rohen Staat (wie etwa die Krim unter den Chanen war) voraus. Und die Menge und Güte dieses Vorraths, verbunden mit dem Geschicke des Vfs., diesen Vorrath

aufzuspüren und kunstgerecht zu nützen, bestimmt den Werth einer Statistik, so wie den ihres Vfs." Für S's. Privat-Statistiker sind nun die Quellen, deren kritische Benutzung ihm offen steht: Urkunden, Staatsschriften, Landesschriften, Reisebeschreibungen, Zeitungen. Aus diesen entstehen nun mancherley Bücher und Büchlein, von denen der Vf. einige nennt, über die wir hier unsere Bemerkungen ungern zurückhalten. — S. 89 wird vom Theoristen gehandelt. Um die bestimmten Data zu erhalten, wird auch die Kunst: wie soll gefragt werden? behandelt. — *S.* hält die allgemeine Einführung tabellarischer Formen für das Beste. Dieses wird derjenige, der sich über die in dieser Form liegende Beschränkung durch Erfahrung genau unterrichtet hat, nicht unbedingt billigen können. Die Übersichten der Gebornen und Gestorbenen, Getrauten und andere rein in Zahl sich auflösende Data lassen sich leicht und zweckgenügend in Tabellen bringen; aber das lebendige Regen der Glieder im Staate, ihr allseitiges Thun und Treiben um Erwerb und Gewinn ist, auch nach den trefflichsten tabellarischen Vorschriften, in diesen nicht darstellbar. Das Seelenvolle wird hier zum starren Calcul. Dreyssig Fragen, mit Geist und Bestimmtheit abgefasst, berechnet auf die Localität des zu Befragenden und in ihrer Beantwortung der Form nach dem Letzteren freygestellt, führen gewiss zu einem befriedigenderen Resultat, setzen aber auch von Seiten des Fragenden einen eindringenderen Blick und umfassendere Umsicht voraus, als die vollständigste, zierlichste, mit allen möglichen Fächern versehene Tabelle. In dieser findet die Unwissenheit oder die Schamlosigkeit manchmal noch ihren Deckmantel in der Form; auf dem vorgeschlagenen Wege können sich beide weniger verbergen.

Was die Lehrmethode der Statistik betrifft, welche *S.* nach §. 25 angewendet: so ist deren Anwendung auf allen Kathedern zu wünschen. Er beobachtet nämlich die Theorie als Hauptsache, und fügt am Ende nur als Probe, wie sie zu prakticiren sey, die Staatskunde von dem einen oder anderen Hauptstaate nach dem Interesse der Zuhörer bey. Die letzteren lernen also hier die Kunst, sich des nothwendigen Stoffes zu bemächtigen, und ihn in der gehörigen Form darzustellen, was, bey dem Eintritt in das thätige Leben, einen höheren Werth hat, als bloss auswendig gelernte Namen und Zahlen.

Das Verhältniss der Statistik zur Historie, Politik und Reisekunst wird unter VII entwickelt. Man vergleiche hier, was schon S. 58 auf die Frage: was gehört nicht in die Statistik? ziemlich oberflächlich geantwortet ist. Nach *S.* verhält sich die Statistik zur Geschichte, wie der Theil zum Ganzen. Zerschnitte man nun eine durch mehrere Jahrhunderte fortlaufende Geschichte in schickliche Perioden, und höbe dann aus jeder bloss die Staatsmerkwürdigkeiten in engerer statistischer Bedeutung heraus: so würde dieses so viele einzelne (alte) Statistiken geben, als Perioden angenommen sind. — Hierin sind wir mit dem Vf. nicht einig. — Alle Statistik ist nur Darstellung des *Gegenwärtigen.* Was in der Vergangenheit liegt, und nur noch in der Erinnerung des Historikers lebt, kann ihren Namen nicht mehr tragen, da die Gesichtspuncte des speciellen Bearbeiters hier ganz andere sind. Deshalb haben auch die Staaten, welche die Stürme der jüngsten Tage verschlungen haben, eine Geschichte, aber keine Statistik mehr, die nur da Statt findet, *wo freyes selbstständiges Leben in seiner unmittelbaren Entwickelung herrscht.*

Über den politischen Cursus wollen wir *S's.* Ideen hier nicht in Auszuge mittheilen. Seine Empfehlung der Reisen ist eben so sehr ein Wort zu seiner Zeit, als die S. 51. 52. 53 gemachten Bemerkungen unnütz geworden sind. Es ist die schönste Erscheinung in unserer Zeit, dass in ihr nur der Kraft und dem Verdienst die Schranken geöffnet sind, und dass also das blosse lustige Herumreisen von einem Hofe zum anderen, allenfalls mit einer gelehrten Instruction in der Tasche (S. 107), den jungen Unwissenden nicht mehr zu einem Staatsbeamten tüchtig macht.

Die Schrift schliesst mit Bemerkungen über den Gang, den das Studium der Statistik und der gelehrten Politik überhaupt durch Schriftsteller und bis in die Kabinette hinein vorzüglich in Deutschland genommen hat, und damals in Russland zu nehmen anfing.

Wir kommen zu *Niemanns* Schrift (No. 2) zurück. Was *Schlözers* Schrift nicht leistete, die Statistik als ein organisches Ganzes zu gestalten, und was auch *Butte* (Jen. A. L. Z. 1808. No. 245) nicht gelang, weil diesen die Speculation über die Grenzen hinausführte, innerhalb deren allein eine klare Staatsanschauung möglich ist: dahin führt eine Statistik, nach *Niemann's* Theorie ausgeführt. Richtige Auffassung des Hauptzweckes, durchgängige Deutlichkeit und Entfernung von allen Formen der Schule, gründliche Kenntniss des bisher Geleisteten, empfehlen diese Schrift Allen, welche eine Wissenschaft, deren praktische Tendenz so unverkennbar ist, lieben. Dabey will Rec. nicht in Abrede stellen, dass eine tiefere Begründung der Ansichten des Vfs. zu wünschen gewesen wäre, und dass in der Anwendung seiner Theorie auf einzelne Länder von grösserem Umfange sich noch mannichfache Anstände ergeben müssen, wie denn Rec. dieses für sich selbst erfahren hat, und im Verfolge dieser Beurtheilung hie und da mit jener Achtung darthun wird, die man einem so trefflichen Gelehrten schuldig ist.

Die Vorrede stellt uns bereits den festen Gesichtspunct auf, unter dem wir die Arbeit des Vfs. zu betrachten haben. Nicht ein Gebäude in das Leere will er aufführen, sondern selbst versucht in administrativen Geschäften, und vertraut mit den Kenntnissen, die sich auf diese beziehen, als öffentlicher Lehrer, behält er immer, was unserer Zeit Noth thut, das *werkthätige Amtsleben* im Auge. Dabey aber

ist sein Blick durch keine Schranke beengt, oder nur auf das Heimische beschränkt. Dieser angedeutete Grund-Charakter greift durch das Ganze durch, und mag freylich Manchem unbehaglich erscheinen, welcher, im Überschwänglichen lebend, die *reine* Ansicht der Dinge mit dem Vorwurfe des *Verstandes*, *Nüchternheit*, belegt! — Das Werk selbst zerfällt in zwey Haupttheile: I. Abriss der Statistik, an den sich Fragmente zur Geschichte der Staatenkunde und der statistischen Literatur anknüpfen. II. Abriss der Staatenkunde, der ein Überblick der zur besonderen Kunde einzelner Staaten dienenden Quellen und Nachrichten mit Hinweisung auf die historischen Fragmente folgt. Beygefügt ist eine Tafel, von welcher unten weiter geredet werden wird.

I. *Abriss der Statistik.* Einleitung. Erste Ansicht und Abriss der Statistik. Hier wünschten wir, dass der Vf. mit mehr wissenschaftlicher Strenge verfahren wäre. Seine Unterscheidungen, der Erdkunde im allgemeinen Sinne des Wortes, sein Staat im eigentlichsten Sinne, seine eigentliche Staatenkunde, seine Statistik im eigentlichen Sinne, hätten eine schärfere Begründung verdient. Der Vf. versteht unter Statistik im eigentlichen Sinne die Technik der Wissenschaft, die wir unter jenem Namen begreifen, und scheidet sie in einen theoretischen und practischen Theil. Der erstere beschäftigt sich mit dem Stoffe, der Würdigung seiner Brauchbarkeit, seiner Auswahl, Anordnung, Benutzung und Verarbeitung für den bestimmten Zweck; der zweyte zeigt, wie die Regeln der Theorie auf die Kunde von dem wirklichen Zustande irgend eines namhaften Staates richtig angewendet werden, und leitet demnach nur die Übung in der richtigen Handhabung der Theorie. Die Staatenkunde selbst, also das, was Andere mit dem Namen der Statistik bezeichnen, beschreibt die Staatsverbindung, wie sie ist, nach ihrem wirklichen Zustande, und zwar als eigentliche Staatenkunde die Gewalt und Ordnung, welche jene Verbindung zusammenhält, und als Nationalkunde die im Staate vereinigte Gesellschaft, die Nation. Die erstere (die eigentliche Staatenkunde) zerfällt *a*) in die Verfassungskunde, welche die Gewalt an sich nach ihrer Grundeinrichtung, und *b*) die Regierungskunde, welche sie in ihrer Ordnung und Wirksamkeit betrachtet. Die Nationalkunde hat zum gedoppelten Augenmerk: *a*) die wirthschaftlichen Angelegenheiten der Nation, Eigenthum, Erwerb u. s. w., als Wirthschaftskunde, *b*) den Zustand der geistigen und sittlichen Bildung, als Sitten- und Bildungs-Kunde. Jede Staatskunde von irgend einem einzelnen namhaften Staate im objectiven Sinne, jede Staatsbeschreibung, die den Foderungen der Theorie zusagt, ist ein Product der Statistik aus dem nach ihrer Vorschrift gesammelten und verarbeiteten Stoff, ein Kunstwerk, das wohlgetroffen den Namen eines statistischen Gemäldes verdient.

An diese Einleitung, aus deren hier zusammen gedrängtem Inhalte jeder Leser die Ansicht des Vfs. im Voraus völlig gewinnt, reiht sich nun in folgenden 8 Abschnitten die Theorie der Staatenkunde, das, was wir oben Technik der Statistik nannten, an. I Abschnitt. *Gesichtspunct, Aufgabe der Staatenkunde, Bestandtheile, Staatsmerkwürdigkeiten.* Da der Zweck unserer Kritik eine ausführliche, polemische Untersuchung ausschliesst: so begnügen wir uns, indem wir dem Leser bey dem gedrängten Vortrage schlechterdings auf den Vf. zurück verweisen müssen, mit den Bemerkungen, die sich uns bey genauer Prüfung dieses Abschnittes, so wie jedes folgenden, aufgedrängt haben. Sehr wohlgefallen hat hier Rec. der treffende Unterschied, welchen der Vf. S. 31 zwischen dem Polizey-System (auch System der öffentlichen Tutel von ihm genannt) und zwischen dem System der Volljährigkeit einer Nation (der Majorennität, Emancipation) macht. Dieser Unterschied fliesst auf einzelne Theile der Staatenkunde allerdings stark ein, und wir wünschen daher, dass recht Viele darauf aufmerksam seyn mögen. Da, wo der Staat, statt das selbstthätige Leben der (emancipirten) Nation frey zu lassen, die Angelegenheiten, die das unmittelbare eigene Interesse der Gesellschaft in ihrem Gemeinwesen näher angehen, unmittelbar und ausschliessend als Regierungssache behandelt, wird auch die bürgerliche Regierungskunde von grösserem Umfange seyn; da hingegen, wo ausser der Oberaufsicht und dem schützenden Einflusse des Staates selbst die Nation mitberäth und mitsorgt, wird die Nationalkunde reichhaltiger werden. Welcher sichere Massstab der Mündigkeit und Würdigkeit einer Nation, und gerade in unserer Zeit, in der einzelne Mittelmächte deutscher Sprache ihre Tutel nicht weit genug ausdehnen zu können, den unglücklichen Wahn trugen! Gleich treffend ist auch, was der Vf. über die Vorliebe zu den Gegenständen, die man bis jetzt fast ausschliesslich der Statistik zueignete, in Anregung bringt. Das Messen, Zählen, Schätzen der Kräfte der Staaten, musste allerdings als das Höchste in einem Zeitpuncte erscheinen, in welchem die Frage weniger von einer Rechtsordnung, als von der Unterdrückung des Schwächeren durch den Stärkeren, war. Mit vollem Fuge sagt daher der Vf.: „Wer als Mensch, als Bürger, wer als künftiger Beamter und Geschäftsmann in Angelegenheiten der bürgerlichen Verwaltung mit der Kunde der Staaten sich beschäftigt, hat in der legislativen und administrativen Abtheilung der inneren Regierungskunde, in der National- und Cultur-Kunde, für Interesse, Pflicht und Amt näher liegende, wichtigere Gegenstände!"

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.)*

*(Der Beschluss dieser Recension folgt im nächsten Stück.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *STATISTIK.*

1) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Theorie der Statistik, nebst Ideen über das Studium der Politik überhaupt, u. s. w.*

2) Altona, b. Hammerich: *Abriss der Statistik und der Staatenkunde, nebst Fragmenten zur Geschichte derselben, von August Niemann, u. s. w.*

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Zweyter Abschnitt. *Lehrgebiet, Grenzberichtigung mit verwandten und Hülfs-Wissenschaften.* Dieser Abschnitt sucht zwar das Unterscheidende der Staatenkunde von jeder der ihr verwandten Wissenschaften kenntlich zu bezeichnen, ist jedoch keines Falles völlig genügend, obgleich auch hier der Vf. mit der ihm eigenen Klarheit spricht. Der Unterschied der Erdbeschreibung von der Staatenkunde hätte insbesondere schärfer gezeichnet werden sollen, und gewiss würde der Vf. hier auch tiefer eingegangen seyn, wenn, als sein Buch hervortrat, *Zeunes* und *Hommeyers* Arbeiten schon erschienen gewesen wären. Reine Terrain-Lehre oder, dass sich Rec. so ausdrückt, Abwickelung der Erdoberfläche nach ihrer bestehenden Bildung vor den Augen des Lesers und willkührliche Begrenzung einzelner Theile derselben, innerhalb welcher eine gegebene Menschenanzahl den Rechtsbegriff äusserlich darzustellen versucht, *Erd-* und *Landes*-Wissenschaft sind nothwendige Grundlagen der Staatenkunde. Ihre Divergenz ist aber (54) nicht erschöpft: denn der Vf. drückt sich zu *allgemein* aus, indem er von der politischen Erdbeschreibung (S. 35) sagt, wenn man der Erdbeschreibung auch noch eine politische Aufgabe einräume, so habe sie auch dann nur — *Erde* und *Länder* zu ihrem Gegenstande, und (S. 36) „sie gebe Nachricht *von allen Spuren der Menschen im politischen Vereine, die auf der Erdfläche sichtbar sind.* Dieses ist so wenig befriedigend als der schwankende Zusatz: „Aber *sehr verschieden* ist davon die Darstellung der Staatsordnung, der Gesetze und Verwaltungsanstalten zum Schutz des bürgerlichen Lebens und Thuns, die *wenigstens sehr unpassend* Erd- und Landes-Beschreibung genannt würde. Sie ist *Menschen*-, sie ist *Volks*- und *Staats*-Beschreibung!" Diese Unbestimmtheit wissenschaftlicher Scheidegrenzen fällt um so mehr auf, wenn man dagegen (S. 38) die richtige Bemerkung gegen Einmischung statistischer Nachrichten in geographische Bücher liest. Genauer ist der Vf. bey Bestimmung der statistischen Ortkunde zu Werke gegangen. Sie ist ihm Darstellung des Zustandes der Bewohner eines Ortes, als einer bürgerlichen Gemeinheit, als Abtheilung der grösseren Staatsgesellschaft. Als solcher legt er ihr mit vollem Fuge hohen Werth bey. Möchte sie nur auch immer diesem Begriffe entsprechend bearbeitet werden! Dann würden trockene archivalische Nachrichten, die sich nur der Geschichte eignen, nicht mehr, wie sich Beyspiele aus der neuesten Zeit aufführen liessen, als Musterwerke für Ortsbeschreibungen selbst Beamten aufgestellt werden. Sehr wahr drückt sich der Vf. auch über die Staatsrechenkunst oder die politische Arithmetik (S. 41) aus, mit der so lange ein ungeheurer Unfug getrieben worden ist. Bey den Staatskalendern, als Quellen der Staatenkunde, hätte der Vf. auch einzelner anderer Werke, die in Form von Jahrbüchern erscheinen, der Militair-Almanache, der Schematismen hoher Schulen u. s. w. ausdrücklich Erwähnung thun können. Auch mögen die Zeitungen gegenwärtig, wo sie unter die strenge Obhut der Staaten genommen worden sind, wohl nicht mehr ganz zu den Privatquellen gerechnet werden. Dieses ist auch in mehreren Ländern der Fall mit den Intelligenz- und Wochen-Blättern, aus welchen sich von einem aufmerksamen Leser mehr schöpfen lässt, als der erste Anschein vermuthet. Welchen Massstab inneren Wohlstandes und gerechten Verwaltungsganges hat man nicht bloss in Anzahl und Art örtlicher Concurs-, Mund-Todt Erklärungen u. dgl.! — Was über den Werth von Privatnachrichten (S. 53) gesagt ist, wird jeder Umsichtige unterschreiben; ja er wird noch weiter als der Vf. gehen, und es nicht an Belegen fehlen lassen, dass der einzelne Erdbeobachter mit unbefangenem Blicke oft tiefer eindringt, als der Mann, der über den inneren, wirklichen Zustand von Amts wegen zu berichten hat. Der leztere ist den Gegenständen gewöhnlich zu nahe gerückt, ist durch zu viele Reize an sie gekettet, als dass sich sein Urtheil über seine Umgebungen frey erheben könnte, oder er betrachtet wohl auch eine ihm aufgelegte statistische Aufgabe bey einem schon umfas-

fenden Wirkungskreise für nichts als eine lästige Arbeit, deren man sich auf dem kürzesten Wege zu entledigen habe. Rec. könnte einen namhaften Staat anführen, in dem Convolute statistischer Berichte eingefodert wurden, ohne dass man dadurch zu einer richtigen Beschauung seines Zustandes gelangt wäre. Der Einzelmann dagegen, den reiner Forschungstrieb leitet, ruht nicht, bevor er seine Aufgabe nicht erschöpft hat. Daher ist auch immer durch Privatfleiss mehr zu Stande gebracht worden, als durch kostspielige statistische Bureaus: eine Wahrheit, für deren Beweis auch das gilt, was der Vf. im folgenden Abschnitt vorzüglich S. 62 u. S. 88 sagt. — Der Beherzigung würdig ist, was Hr. *N.* (S. 55) über den geübten, statistischen Blick und die Kunst, zu fragen, in Anregung bringt. Gern hätte Rec. über die letztere noch etwas Ausführlicheres gelesen. Er hatte zum Behufe seiner eigenen Arbeiten früher einen umfassenden Auffatz schriftlich in Umlauf gesetzt, um durch Fragen, die in alle Theile der Nationalkunde eingriffen, die letztere in dem Lande, in dem er lebt, sich vollständig zu begründen; aber es fehlte entweder an der Kunst oder an dem Willen zu antworten, oder wohl auch an Beiden. Auch die Nützlichkeit der Reisen wird Jedermann dem Vf. nicht bloss zugestehen, sondern auch noch gern einräumen, dass Niemand die Kunde eines Staates bereichern kann, der nicht wenigstens den grösseren Theil desselben durchwandert hat. Würden nicht die meisten unserer Statistiker selbst ihre näheren Umgebungen nur vom Zimmer aus kennen zu lernen sich begnügen: so würde die lebendige Darstellung die dürftige Kunst des Calculs bald verdrängen. — 4 Abschnitt. *Brauchbarkeit und zweckmässiger Gebrauch der Thatsachen.* Möchte der Vf. hier weiter darauf aufmerksam gemacht haben, womit und auf welche Art in Ermangelung nur gleichzeitiger Thatumstände ältere benutzt werden können, und welches der Grund ist, warum diese öfter, wenn neue Angaben fehlen, mit einiger Sicherheit benutzt werden können! So unterliegt z. B. im hohen Gebirgslande die Menschenanzahl und die Behandlung des beschränkten tragbaren Bodens keinem solchen Wechsel, als wir ihn im ausgebreiteten, fruchtbaren, mannichfacher Kunstbearbeitung fähigen Flachlande sehen; so haben sich in einzelnen Orten Gewerbe festgestellt, welche, bey dauernden localen Begünstigungen, sich vor anderen in einem gleichmäsigen Zustande erhalten. Unter solchen und ähnlichen Verhältnissen kann man neben den neuesten Thatumständen, da wo diese nicht zu Gebote stehen, auch ältere zur Herstellung der Gegenwart gebrauchen, ohne in der Zeichnung eines bestimmten Zeitpuncts einen Missgriff zu thun. Was von S. 75 über die Anordnung der Materialien zu einem Ganzen angeknüpft wird, erscheint hier nicht an seiner Stelle, da der Vf. schon in dem 1 Abschnitte, da wo er die Bestandtheile der Staatenkunde bezeichnet, über jene Anordnung sich ausgesprochen hat. Hier ist nur Einiges mit Hinweisung auf das Frühere lichtvoller bestimmt. 5 Abschnitt. *Statistische Darstellung.* Der Vf. giebt mit Recht der beschreibenden Darstellung vor der tabellarischen den Vorzug, und fodert von der ersteren, dass sie eine leicht fassliche, praktische Ansicht gebe. Als solche mag sie sich freylich den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, aber sie eignet sich dem Leben, und giebt, um so mehr sie nackte Darstellung von Thatsachen ist, dem von Ideen durchdrungenen Geiste Gelegenheit, die Wirklichkeit zu sich heraufzuheben. 6 Abschnitt. *Lehrvortrag und Studium.* Hr. *N.* unterscheidet zwischen der zergliedernden und beschreibenden Methode. Bey der ersteren geht im Lehrvortrage die Regel voran, und bewährt sich in der Anwendung auf irgend einen namhaften Staat; der Baumeister leitet also hier die Hand, und der Lehrling bildet vorgeübt nach. Diese Lehr-Methode hat unstreitig auf Universitäten den Vorzug, und gewährt, indem sie dem Vortrage Belebtheit und Wechsel sichert, Gründlichkeit in der Auffassung und Takt im Geschäftsleben. Die beschreibende Methode ist ethnographisch oder vergleichend. Bey der letzteren hätten sich noch grössere Bedenklichkeiten nachweisen lassen. Eine solche Statistik mag nur bey Staaten Statt finden, welche, wie die germanischen, einem Stamme angehören, in dem sich, bey den vielfachsten Richtungen des Bildungsganges, dennoch ein Gemeinsames bewährt hat. Eine vergleichende Kunde solcher Staaten, wo die individuellen Gegensätze zu scharf hervortreten, würde nur mit Aufopferung der Eigenthümlichkeit von jenen zu Stande gebracht werden, selbst wenn eine solche Staatenkunde auch nur theilweise und nur nach wichtigen Abschnitten (S. 107) bearbeitet würde. 7 Abschnitt. *Geschichte der Staatenkunde und der Statistik.* Der Vf. nimmt 5 Zeiträume an: 1) von Franz Sansovino bis Hermann Conring, 1562 — 1660; 2) von H. Conring bis G. Achenwall und F. Büsching, 1660 — 1746; 3) von den letzteren beiden an a) bis Schlözer und Adam Smith, 1746 — 1775, b) bis Sinclair und Ebeling, 1775 — 1790, c) von diesen bis auf die neueste Zeit. Sollte, was der Vf. an Schlözers Sammlungen als edle Freymüthigkeit rühmt, nicht öfter in literarischen Libertinismus ausgeartet seyn, der dann später politische Beschränkungen selbst für die Besseren zur Folge hatte? Unter den statistischen Forschern wird S. 161 Nikolai mit Riesbeck hervorgehoben. Dem ersten war der klare, sichere Blick in die Wissenschaft und das Leben so häufig versagt, und wie wenig verdankt man dem Letzten! Auch Rohrers Schriften, die Rec. genau kennt, verdienen die Stellung nicht, die man ihnen einräumte. In welch einem ganz anderen Geiste hatte der gelehrte Schultes, dem zugleich die Kunst des schönen Vortrags gebührt, schon zu der Zeit, als der Vf. schrieb, seine Bahn begonnen! Was von S. 130 vorkommt, ist weniger Geschichte, und hätte meistens schicklicher anderwärts eingereiht werden sollen. Der Vf. spricht nämlich hier von der Ergänzung der Lücken in der Staatskunde, theils durch die Regierung selbst, theils durch den Privatfleiss,

und streut bloss gelegentlich historische Bemerkungen ein. Er hat hier viel Schönes gesagt; aber wie Vieles drängt sich noch auf! Seit der Zeit, als Hr. *N.* schrieb, haben wir selbst solche Regierungen, in welchen allerdings noch ein geistiges Princip lebt, aus sonderbarer Scheu sich verhärten sehen. Schüchtern hat man kaum Flächen- und Bevölkerungs-Zahlen mitgetheilt, und der Privat-Thätigkeit aus Furcht, statt einer *factischen*, eine *beleuchtende* Statistik zu erhalten, selbst unter der Lüge des Gesetzes, eine Schranke gesetzt. Ein statistisches Bureau, wie es der Vf. (S. 131) im Auge hatte, zerfällt nothwendig in dieselben Zweige, die seine Theorie anerkennen muss: 1) ein statistisch-topographisches, welches sich nur mit der Landcharten- und Orts-Aufnahme für die äussere Anschauung im Raume beschäftigt; 2) ein, alle Theile der Regierung und Verwaltung umgreifendes Bureau, welches alles Einzelne nach Begriffen von Recht und Gemein-Bewirthschaftung zum System gestaltet, über Befolgung der gegebenen Vorschriften berichtet, und Winke über beobachtete Bedürfnisse giebt; 3) ein Bureau, das sich bloss mit Gewerbe, Wirthschaft, Sitten, Cultur der Nation beschäftigt, und das Bestehende treu auffassend, der Regierung die Fingerzeige giebt, wie sie an dieses das Neue am schnellesten und schicklichsten anzuknüpfen habe. Diese Bureaus müssen insgesammt halb ambulant oder beweglich und halb bloss redigirend oder stehend seyn. Die redigirenden haben den im Lande auf Reisen zur Selbstbeschauung Befindlichen die erfoderlichen Fragen vorzulegen, die beweglichen Glieder diese genau aus Selbstansicht zu beantworten. Ein Ausschuss der drey Bureaus legt alles Erworbene als Ganzes der höchsten Stelle, mit der er im unmittelbaren Zusammenhange stehen muss, vor. Die höchste Stelle giebt ihre weiteren Ansprüche an das Bureau zu erkennen. Jede Behörde hat das Recht, die zur Amtsführung erfoderlichen, auch geheimeren Nachrichten, von diesem Ausschusse unmittelbar, jedoch unter der Verbindlichkeit, davon ohne höhere Bewilligung keinen öffentlichen Gebrauch zu machen, einzuziehen; was dem Ackerbauer-, Gewerbs- und Handels-Stande zunächst frommt, legt die Regierung selbst durch ihr Bureau in einem jährlichen, umfassenden Berichte im Drucke vor. Nur so kann durch den Staat eine Staatenkunde zu Stande kommen. Eine solche Mittheilung weckt dann auch jenes Interesse der gebildeten Volksclassen für Nachforschungen (S. 138), welches wir mit dem Vf. vollkommen seinem Werthe nach anerkennen, und welches in der neuesten Zeit leider fast ganz verschwunden ist. Der 8te Abschnitt stellt den *Grundriss der Staatenkunde* auf; er war nach dem, was schon früher von dem Vf. gesagt wurde, und bey der unmittelbaren Nachfolge des Abrisses der Staatenkunde, so wie die beygegebene Tabelle, entbehrlich. Angehängt sind schätzbare *Fragmente zur Geschichte der Staatenkunde und der statistischen Literatur.*

II. *Abriss der Staatenkunde.* Dieser Theil ist von der höchsten Wichtigkeit. Nach der Aufstellung der Regeln, nach welchen eine Staatenkunde zu Stande kommt, fährt der Vf. fort, hier den Umriss von dieser vollständig zu zeichnen. Der Leser nimmt dabey mit Gewinn auch die eine lichte Übersicht gewährende, beygefügte, statistische Tafel zur Hand, und vergleicht, was S. 74 mit der dem Vf. eigenen Umsicht von Wiederholungen gesagt ist. Dieser Abriss bestimmt des Vfs. drey Hauptabtheilungen: I. statistische Landeskunde: a) historische, b) geographische, c) physische; II. Staatskunde: 1) eigentliche Staatskunde: a) erste Unterabtheilung, Verfassungskunde; b) zweyte Unterabtheilung, Regierungskunde: aa) Regierungsordnung, Organisation, bb) Regierungsverwaltung: aaa) bürgerliche Verwaltung, bbb) politische Verwaltung, ccc) wirthschaftliche Verwaltung; c) dritte Unterabtheilung, politische Staatskunde (Wirkung von dem inneren Zustande des Staates und der Nation); 2) Nationalkunde: a) 1ste Unterabtheilung, ökonomische: aa) Gewerbkunde, bb) eigentliche Wirthschaftskunde; b) 2te Unterabtheilung, moralische: aa) Volkssittenkunde, bb) Bildungskunde.

Mit dem Vf. hier zu rechten, von ihm abweichende Ansichten, Wiederholungen, Lücken u. s. w. anzugeben, wäre unnütz. Er hat hier seine grosse Umsicht und seine deutliche Auffassung alles zunächst Liegenden bewährt. Allein in der wirklichen Ausführung einer auf diesen Abriss gegründeten ausführlichen Staatsbeschreibung zeigen sich mannichfaltige Schwierigkeiten; und so sehr sich der Vf. an dem angedeuteten Orte schon im Voraus gegen den Vorwurf der Wiederholungen gesichert hat, so möchte ein selbst gründlicher Bearbeiter nach diesem Abrisse sich, sobald er sich dem Vf. genauer anpasst, von dem Vorwurfe der Verwirrung wohl nicht loswinden können. Hr. *N.* verdient indessen dennoch den wärmsten Dank. Gelehrte, welche dieses Namens wirklich werth sind, werden sich entweder durch Privat-Mittheilungen verständigen, oder sich in ihren Schriften mit Bescheidenheit und Würde über die fehlerhaften Seiten oder die Lücken dieses Abrisses äussern, und auf diesem Wege humaner Wechselwirkung wird die Wissenschaft gewinnen.

Den Schluss macht ein (flüchtiger) Überblick der zur besonderen Kunde einzelner Staaten dienenden Quellen und Nachrichten mit Nachweisung auf die voranstehenden historischen Fragmente.

AKr.

## *GESCHICHTE.*

SALZBURG, b. Franz Xaver Duyle: *Chronik von Salzburg.* Von *Judas Thaddäus Zauner.* V Theil. 1803. VI Theil. 1810. Zusammen 477 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Um keine Lücke in unserer Literaturgeschichte zu lassen, zeigen wir dieses längst gedruckte Werk nur kurz an, da zumal die vorhergehenden Bände vor Anfang unseres Instituts erschienen sind. Diese zwey Theile begreifen den achten Zeitraum vom J. 1519 bis 1587, und enthalten die vorzüglichsten Be-

gebenheiten, die sich unter der Regierung der salzburgischen Erzbischöfe, welche in dieser Periode lebten, zugetragen haben. Das Hauptverdienst des Vfs. besteht im fleissigen Aufsammeln merkwürdiger Nachrichten, die grösstentheils aus ungedruckten Urkunden geschöpft worden, wovon die wichtigsten, bey Erzählung der treffenden Ereignisse, dem Texte mit einverleibt sind. Am ausführlichsten verbreitet sich Hr. Z. über den Bauernaufruhr, welcher im Salzburgischen, unter der Regierung des Erzbischofs Matthäus, in vollen Flammen ausbrach, und die schrecklichsten Scenen veranlasste. Während der Erzbischof mit Herstellung der Ruhe beschäftiget war, und die Bekenner der lutherischen Lehre mit aller Schärfe verfolgte, schlich sich im Erzstifte die Secte der Wiedertäufer ein, mit welchen man sehr grausam verfuhr, und sie entweder ertränkte oder gar lebendig verbrannte. Der Vf. hat übrigens Alles, was auf den politischen und kirchlichen Zustand Salzburgs nur irgend Bezug hatte, in chronologischer Ordnung zusammengetragen; und obgleich durch diese Methode der Faden der Geschichte sehr oft zerrissen wird, und die Begebenheiten, mit ihren Ursachen und Wirkungen in keinem Zusammenhang stehen: so findet man doch manche interessante Materialien, die dem künftigen Geschichtschreiber, wenn er sie kritisch sichtet und ordnet, bey einer regelmässigeren Bearbeitung der salzburgischen Geschichte gut zu Statten kommen werden. Hin und wieder stösst man freylich noch auf Erzählungen, die für die Landeskunde gar keinen Nutzen haben. Dahin gehört unter andern (S. 288) die Nachricht, dass Erzbischoff Ernst sich dem Steinschnitte unterworfen habe, und als während seiner Cur in der Stadt und selbst vor der Residenz sich ungewöhnlich viel Raben hätten sehen lassen, so habe er die Erscheinung dieser Raubvögel für eine Vorbedeutung seines nahen Todes gehalten, und sey darüber so erzürnt geworden, dass er öffentlich bekannt gemacht habe, dass Jedermann, welcher einen Raben schiessen und nach Hofe liefern würde, drey Kreuzer empfangen sollte. — Der sechste Theil schliesst mit einer *Nachlese zu den vorigen Theilen der Chronik von Salzburg*, worin einige Urkunden angezeigt werden, die dem Vf. erst späterhin durch den Druck bekannt geworden sind.

A. S.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Paris*, b. Didot d. Ält.: *Lettre inédite de la Seigneurie de Florence au Pape Sixte IV* le 21 Juillet 1478 (par *F. H. Egerton*), 1814. 17 S. 4.

Die Verschwörung der Familie Pazzi 1478, meistens das Werk des Papsts Sixtus, sollte die Macht des mediceischen Hauses unter Lorenzo, auf dem der Geist des alten Cosmus ruhte, sprengen. Der Papst verlangte von der Republik Florenz seine Vertreibung, weil Lorenzo ein Tyrann, und Feind der Religion sey; die Republik antwortet dem Papste in dem hier zuerst von *Egerton* bekannt gemachten Schreiben unter dem 21 Jul. 1478 auf eine so derbe Art, dass dem Papste die Lust vergehen musste, seine Foderung auf diesem Wege geltend zu machen; wahrscheinlich trug sie viel bey, Lorenzo's Macht nach seiner Rückkunft zu verstärken. Nach einer Rüge, dass der Papst sich nicht der gewöhnlichen Anrede bedient hätte, fragen die Senatoren ihn: Wie sollen wir wohl, was du wähnst, nach Vertreibung Lorenzo's frey seyn können? Durch Befehle raubst du die Freyheit, die du versprichst; wir verstehen es selbst, unsern Staat rein zu erhalten; du nennst den einen Tyrannen, den wir einstimmig den Beschützer unserer Freyheit nennen. Lachen müssen wir über deine grundlosen, wo nicht boshaften Erdichtungen. Sind das die Künste päpstlicher Majestät und der Statthalterschaft Christi? Ärgert es dich, dass Lorenzo deinen Neffen, den Cardinal Raphael, aus dem wüthenden Volkshaufen rettete? Ja freylich, wenn er sich von deiner zügellosen Bande schlagen liesse, wenn er das von dir mit Betrug eingenommene Castell -- die Burg unserer Freyheit -- nicht wieder erobert hätte, wenn wir uns und unsere Magistratspersonen zu deiner Schlachtbank geliefert hätten: so würden wir freylich alles Haders mit dir überhoben seyn. -- Rec. findet es ebenfalls auffallend, dass Fabroni, der dieses Schreiben gewiss kannte, davon in *vita Laurentii Medicei* (Paris 1784) keinen Gebrauch machte, obgleich er zwey andere *Briefe* (den vom 25 Jul. 1478 und einen ohne Datum) aufnahm, welche beide aber, wie hier ausführlich gezeigt wird, innerlich und äusserlich von dem unter dem 21 Jul. 1478 geschriebenen verschieden sind. Wahrscheinlich war ihm die Sprache zu hart. Auch *Roscoe in the Liefe of Lorenzo* (London 1800) wusste davon nichts. Gern hätte Rec. Mehus (*Laur. M. Vita Florent.* 1749) verglichen, wenn er ihn hätte auftreiben können. --- Was noch dieses Geschenk angenehm macht, ist der Beysatz von Nachrichten über die Archive zu Florenz, die, Rom vielleicht ausgenommen, vom weitesten Umfange, und worin alle alten Charten und Papiere (man findet das in vielen republicanischen Staaten) mit eben so viel Ängstlichkeit als Ordnung aufbewahrt sind. Jeder Zweig öffentlicher Ordnung hat sein Archiv; die Hauptarchive sind: 1) A. *delle Riforma gioni* mit 3 Unterabtheilungen, als das *Archiv der alten Republik* (im engern Sinne *Riformagioni* genannt), das A. *dei Confini* für Plane, Grundrisse über Territorial-Besitzungen, und das *genealogische* für den Adel, die grossen Register genannt; 2) das *mediceische* oder das der mediceischen Familie, das nach seiner Verbindung mit dem alten Secretariat auch *Segretaria vecchia* genannt wird, mit zwey Abtheilungen, das *mediceische* oder das Hausfamilien-Archiv, und das *des alten Secretariats*, das alle Zweige der inneren Verwaltung umfasst; 3) das A. *von Florenz* oder das *allgemeine*, oder überhaupt das *Archiv* genannt, 1569 angefangen. Das erwähnte Schreiben findet sich in dem ersten Archiv No. I. Jeder Literatur- und Geschichts-Freund muss Hn. *Frans Heinrich Egerton* für die Mittheilung verbunden bleiben.

DK.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

*ERBAUUNGSSCHRIFTEN.*

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Vormittägige Gottesverehrung an Sonn- und Fest-Tagen, oder Versuche, in allen Theilen der vormittägigen Sonn- und Fest-Tags-Gottesverehrung nur Einen Hauptgegenstand durchzuführen.* Bearbeitet von Mehreren, und herausgegeben von *Franz Georg Ferdinand Schläger*, Stadt- und Garnison-Prediger in Münden. Erster Band. 1814. XVI u. 400 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn in einer musikalischen Unterhaltung die Stücke so gewählt sind, dass der Zuhörer aus einem Hauptaffect in den andern getrieben, und kein Hauptgefühl durch das Ganze hervorgebracht wird: so sagen wir: es fehlt die *ästhetische* Einheit. Was sollen wir aber sagen, wenn in einer Versammlung, deren Endzweck auf das höchste und heiligste *praktische Interesse* gerichtet ist, und jede *Form* verschmäht, die nicht im nothwendigen Gefolge desselben ist, wenn in einer Versammlung zu religiösen Handlungen, Lehrsätze aus den verschiedenen Theilen der Religionslehre und religiösen Moral, und religiöse Gefühle und Bestrebungen verschiedener Art ohne inneren Zusammenhang in Anregung kommen? — Und doch ist dieses in den verschiedenen Liedern, Vorlesungen, Gebeten u. s. w., selbst in den Predigten, wo sie den freyeren Gang der Homilieen nehmen, bey unseren Gottesverehrungen hie und da häufig der Fall. Der Gedanke ist daher rühmlich, Proben des Bestrebens, bey der vormittägigen Gottesverehrung Alles zu Einem Ganzen zu verbinden, herauszugeben, und manche Religionslehrer und Liturgen zu ermuntern, dass sie durch diese Einheit das Gemüth der Zuhörer stärker ergreifen, die Wahrheit ihnen tiefer einprägen und fruchtbarer machen, und die Zertheilung der Aufmerksamkeit hindern. Zu den übrigen Vortheilen dieser Einrichtung, welche von dem Herausgeber in der Vorrede berührt werden, hätte noch dieser hinzugefügt werden können, dass dadurch die Zuhörer auch eine Ermunterung mehr erhalten, der ganzen Gottesverehrung vom Anfange bis zum Ende, auch der Communion, beyzuwohnen. Da indess Alles, was das religiöse Leben angeht, viel zu homogen ist, als dass man jene verschiedentlichen Bekenntnisse, Gefühle und Bestrebungen heterogen im engeren Sinne nennen könnte: so ist weder diese vorgeschlagene Einheit schwer zu erreichen, noch auch zu übertreiben, weil durch die leiseste Ideenassociation oder Wendung das, was verschieden scheint, zur Einheit sich combiniren lässt. Möchte der Herausgeber viele würdige Mitarbeiter, besonders für Casualfälle, finden, durch deren Bearbeitung aus dem Gesichtspuncte der Einheit in der Gottesverehrung, sein Unternehmen wohl am meisten Fortgang finden wird, wie denn auch schon in den Arbeiten dieses Bandes fast alle das Gepräge und die Farbe der Zeit, in welcher sie entstanden (1810), an sich tragen. Es sind deren zwölf. 1) Am Neujahrstage: Betrachtungen über die Vergangenheit und insonderheit über die diessjährigen Kirchenregister der Sct. Ägidien- und Garnison-Gemeinde in Münden, vom Herausgeber. Die Behandlung dieses für eine Gemeinde interessanten Hauptsatzes darf den ähnlichen Bearbeitungen von *Dräseke* und Anderen an die Seite gesetzt werden. Ausdrücke: noch *im Grabe* müsste euch dieses beunruhigen! — sie werden zu euerem *Sterbehügel* wallen! konnten vermieden werden. 2) Am 2 Sonntage nach Epiphanias: Dass selbst die Störungen unseres häuslichen und Familien-Glückes unter dem wohlthätigen Einflusse der Religion ein Segen für uns werden müssen. Von Hn. *Münchmeyer*, Prediger in Barscamp. Eine der gelungenen Arbeiten. 3) Am 4 Sonntage nach Epiphanias: Wie wichtig es sey, dass wir in den Tagen der Leiden und Trübsale den Sinn eines wahrhaft christlichen Vertrauens zu Gott in unserem Gemüthe stärken und befestigen. Von Hn. *Sievers*, Prediger in Hannover. Der Vf. macht unerträglich lange Perioden. Der ganze erste Theil besteht aus 5 Perioden, wovon der erste zwey Seiten einnimmt! — 4) Am 6 Sonntage nach Epiphanias: Von den Wirkungen, welche die Verklärung Christi in uns hervorbringen müsse, von Hn. D. *Gräffe* in Göttingen. Diese Wirkungen sind Belebung unseres Glaubens, Heiligung des Willens, und Stärkung und Vermehrung unserer freudigen Hoffnung. — Wer wollte nicht von einem theoretischen Homiletiker und Liturgen, wie Hr. D. *G.* ist, diese Arbeit mit Vergnügen lesen, wenn man auch in der exegetischen und dogmatischen Ansicht der Verklärungsgeschichte mit ihm nicht einstimmen, sondern diese nur ästhetisch fassen sollte. — 5) Welchen Sinn wir uns eigen zu machen suchen müssen, wenn ein gläubiges Vertrauen zu Gott in uns aufkommen und gedeihen soll. — Am Feste der Verkündigung Mariä, von Hn. Prediger *Evers* in Hannover. Mit vieler Klarheit, Ordnung und Wärme. — 6) Am grünen Donnerstage: Der höhere Ge-

sichtspunct, aus welchem wir religiöse Handlungen ansehen sollen. Von Hn. *Erichs*, Prediger in Dudensen. So lautet die Anzeige auf dem Inhaltsverzeichnisse, weil auch eine Beicht- und Tauf-Rede von Hn. *Erichs* dabey steht. Der Hauptsatz der Predigt heisst aber nur: Der höhere Gesichtspunct, aus welchem wir das Abendmahl des Herrn betrachten sollen. — 7) Am Sonntage Jubilate: Der Tod als Hingang zum Vater, von Hn. Superintendent *Schlegel* in Göttingen. Zuerst wird der Sinn dieser Vorstellung, dann der Trost und die Hoffnung, die darin liegt (der Vf. nennt das mit Unrecht anmuthige und erheiternde Schönheit), und drittens ihre Wichtigkeit und Kraft entwickelt. Ist denn nicht Trost und Hoffnung auch etwas Wichtiges und die Wirkung einer Kraft, so gut als die Lenkung des Willens? — 8) Am Himmelfahrtsfeste: Zu welchen Vorsätzen ermuntert uns die Erhebung Jesu in den Himmel? Von Hn. Superintendent *Mehliss* in Oldendorf. Das Einfache und Herzliche der mehlissschen Predigten findet sich auch hier wieder. — 9) Am zweyten Pfingsttage: Die Religion Jesu, ein bleibendes Denkmal hoher göttlicher Liebe gegen das menschliche Geschlecht. Von Hn. Superintendent *Reinhold* in Osterode. Dieser Satz wird im ersten Theile bewiesen, und im zweyten werden die daraus hervorgehenden wichtigen Folgen gezeigt. Auf diese Art liegt aber der zweyte Theil nicht im Hauptsatze. — 10) Am 1 Sonntage nach Trinitatis: Über die Erfahrung, dass in der Welt so manches anders kommt, als man dachte; vom seligen Pastor *Dörrien* in Bodenwerder. — 11) Am 22 Sonntag nach Trinitatis: Von den Vorstellungen, durch welche uns Jesus zur Vergebung der Beleidigungen zu wecken sucht. Von Hn. Pastor *Eberwein* zu Ballenhausen. 12) Von dem Streben des Christen, seinen Sinn und Wandel zu verbessern. Von ebendemselben. — Der Text zu den Vorlesungen vor der Predigt hätte hie und da zu noch grösserer Einheit des Ganzen gewählt werden können, z. B. in der zehnten Gottesverehrung. Dass ausser den Communion-Reden auch Taufreden hie und da angebracht sind, wird den Dank der Leser verdienen.

Kt.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Predigten und Reden aus verschiedenen Perioden des Lebens* des verewigten Herzogl. Anhalt-Bernburgischen Superintendenten, Consist. Raths und Oberpredigers an der Schlosskirche zu Bernburg, D. *Johann Kaspar Häfeli*. Herausgegeben mit einer Vorrede von D. *Johann Jakob Stolz*. 1813. XL u. 503 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem Titel: *Nachgelassene Schriften* von D. *Johann Kaspar Häfeli. Erster Band, enthaltend Predigten und Reden u. s. w.*

Diese Predigtsammlung hat uns einen sehr angenehmen Genuss gewährt, nicht weil die hier zusammengestellten Vorträge etwa sämmtlich den vollendeten beyzuzählen sind, sondern weil sie, aus verschiedenen Perioden in dem öffentlichen Leben des verewigten *Häfeli* ausgewählt, gleichsam ein lebendiges Gemälde eines sich nach Materie und Form fortbildenden und dabey das Eine, was dem christlichen Prediger zu aller Zeit Noth thut, den Geist und die Liebe, nie aus dem Auge verlierenden Religionslehrers darbietet. Es kommt dazu, dass mehrere der hier mitgetheilten Predigten durch eine besondere, ihnen anhängende Individualität interessant werden, indem sie entweder zum Amtsantritt, oder bey dem Abschiede von dem Amt gehalten sind, und sich gerade in diesen Casualreden das Gemüth und die ganze Persönlichkeit des Redners am bestimmtesten auszusprechen pflegt.

Von der voranstehenden in *Zürich* vor dem Examinatorconvent gehaltenen *Probepredigt* sagen wir nichts, indem sie durch ihre merkliche Steifheit und Beschränktheit in der Form den gebundenen und seiner individuellen Kraft noch nicht mächtigen Candidaten verräth. — *Häfeli* fing seine Predigerlaufbahn in seinem Vaterlande auf einem Dorf bey Winterthur an, als Vicar seines alten Grossvaters. Die aus dieser Periode mitgetheilten Stücke sind uns bey dem ganzen jugendlichen Gepräge, das sie an sich tragen, bey ihren Sprüngen und Wiederholungen, bey der, wenn wir so reden dürfen, *schweizerischen*, besonders *lavaterschen Farbe* jener Zeit (von 1775 an), wovon sie ihr Theil haben, gleichwohl sehr anziehend gewesen, weil sich die innige Wärme und der treumeinende Eifer eines angehenden, enthusiastischen Landpredigers, dem sein Dorf die Welt ist, darin erfreulich abspiegelt. — *Häfeli* privatisirte darauf einige Jahre als Pfarrexpectant in Zürich. Die aus dieser Zeit gegebenen Predigten haben einen anderen Ton. Vielleicht bemühte sich *H.* zu früh, seines überfliegenden, jugendlich durchwärmten Genius Herr zu werden, und dafür die kühle Verständigkeit walten zu lassen, die überall zeitig genug kommt. Spuren des desshalb in ihm anzunehmenden *Kampfs* scheinen uns diese züricher Predigten an sich zu tragen. — *Häfeli* wurde hierauf Hofkapellan in Wörlitz (1784), Consistorialrath in Dessau und (1793) Prediger in Bremen. Aus diesem Zeitabschnitt sind, wie zu erwarten ist, die mehresten Predigten mitgetheilt. Man erkennt darin den gedankenreichen, selbstständigen, seinem inwohnenden Genius vertrauenden Prediger, den gebildeten, eindringenden, oft scharfen und nichtschonenden Redner, der sich des Evangelii von Christo nicht schämet, sondern auf seine innere reinigende und seligmachende Kraft mit Besonnenheit, obwohl nicht ohne einen gewissen Methodismus, bauet und wirket. Wir zeichnen vorzüglich aus die „*Rede von der Pastoralgesellschaft in Dessau gehalten*" (1788), worin Gediegenheit in den Gedanken sich mit einem sehr angemessenen, würdig-brüderlichen Ton verbindet. Der Herausgeber sagt richtig, dass in ihr schon der ganze zukünftige Superintendent offen darzuliegen scheine. Auch die in *Wörlitz* gehaltene *Abschiedspredigt* (1792) über Jud. v. 20. 21 ist uns wegen ihres religiösen Gehalts und wegen der ernstlichen darin angestellten Rücksprachen werth. Weniger gefällt uns und etwas flach, etwas in dem einseitigen, schon bekannten Ton der *Gastpredigten* ist die in Leipzig nach Zollikofers Tode gehaltene gearbeitet — über Philipp. 3, 20 — 21.

In *Bremen* war der Culminationspunct für *Häfeli*

als Prediger. Er trat hier vor einem wohl vorbereiteten, gebildeten Publicum auf, und hatte mit ausgezeichneten Collegen zu wetteifern. Es war nöthig, mit angestrengter Geisteskraft *das Beste* hervorzubringen, wozu die Kraft hinreichte, und es mit Unbefangenheit und Nachdruck vorzutragen. Auch hatte *H.*, wie uns der Vorbericht belehrt, immer in Bremen ein sehr zahlreiches und ein dankbares Auditorium. Wir können es uns nach den hier abgedruckten Predigten aus dieser Zeit wohl erklären. Sie verrathen durchaus ein gereiftes Urtheil, helle, biblische Ansichten, weise Rücksicht auf das Bedürfniss seiner Zuhörer, und Ernst und Liebe in den Anwendungen und Paränesen. Schade ist es, dass gerade in *einigen* der hier ausgewählten Predigten wider die Unduldsamkeit und den Pharisäismus geeifert wird: — Materien, die, so zweckmässig und eingehend sie bearbeitet sind, doch aus bekannten Ursachen bey dem Erbauung suchenden Leser am wenigsten allgemeines Interesse finden möchten. Die *Gastpredigt*, zu *Winterthur* 1802 gehalten, ist uns, weil sich das alte vaterländische Gemüth des Redners so schön darin ausdrückt, eine den liebsten in der ganzen Sammlung. Eben so gehört die *Gedächtnisspredigt* auf den sel. Past. *Petri* in Bremen (1804) zu den herzvollsten und rührendsten. — *H.* beschloss seine Laufbahn als Superintendent in *Bernburg* (1805). Die wenigen aus dieser Periode mitgetheilten Predigten sind seiner würdig, wenn wir auch — woran vielleicht die zunehmende Kränklichkeit des Verewigten Schuld war — hie und da den Geist und die Stärke der bremer Vorträge darin vermissen.

Im Ganzen ist diese Sammlung für die vielen ehemaligen Zuhörer *Häfeli's* an den verschiedenen Orten seines Wirkens gewiss ein sehr werthes Geschenk. Auch wird kein anderer Leser, der religiöse Nahrung für den Verstand und das Herz sucht, unbefriedigt bleiben. Die von dem ehrwürdigen *Stolz* beygegebene Charakterisirung und Biographie des sel. *Häfeli* — ist eine dankenswerthe Zugabe. Die Literatoren finden hier zugleich ein vollständiges Schriftenverzeichniss *H's.* g. b.

WIEN, b. Camesina: *Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses.* Von *Jakob Glatz*, k. k. Consistorialrathe und evang. Prediger A. C. in Wien. 1815. VIII. XL und 327 S. 8.

Dieses Andachtsbuch empfiehlt sich durch reine Begriffe, lichtvolle Darstellungen und durch eine sehr gebildete Sprache; nur wünschten wir, dass der Vortrag hie und da kürzer, kräftiger und weniger wortreich und geschmückt seyn möchte. Besonders aber wünschten wir den Gebeten mehr Wärme, Herzlichkeit und Innigkeit. Auch haben wir in einigen Stellen den eigentlichen Gebetston vermisst. Das Buch selbst enthält allgemeine religiöse Betrachtungen, Morgen- und Abend-Gebete, Festtagsandachten, Beicht- und Communion-Andachten, und Gebete für besondere Verhältnisse und Umstände des Lebens. — Zur Probe des Vortrags diene sogleich die erste religiöse Betrachtung, welche von dem Werthe der Andacht handelt. Nach einer kurzen Beschreibung des Wesens der Andacht, die in eine stille fromme Erhebung des Gemüths zu Gott gesetzt wird, schildert der Vf. die Nothwendigkeit der Andacht. „Gross ist, sagt er, das Geräusch und das Gedränge des Lebens. Unter Arbeit, Mühe, Sorge, Verdruss und Zerstreuung fliessen unsere Tage dahin; und nur zu leicht befreunden wir uns bey dieser Art zu seyn zu sehr mit dem Irdischen und Hinfälligen; nur zu leicht verlieren wir dabey allen Sinn für das Übersinnliche, Unsichtbare und Ewige, und hängen uns mit ganzer Seele an die Scholle Erde, auf der wir herumwandeln, ohne uns daran zu erinnern, dass wir, zweyen Welten verwandt, die höhere nie aus den Augen verlieren sollten. Unser Blick verliert den Himmel, und schweift erdwärts in niederen Regionen umher. Zur Gemeinheit herabgesunken, begnügen wir uns dann damit, die Bedürfnisse der sinnlichen Natur zu befriedigen; *wir essen, trinken, schlafen, mühen uns ab*, und stehen endlich am Rande des Grabes, ohne auf unserem Wege dahin durch höhere Ahndungen, Gedanken, Gefühle und Bestrebungen gehoben, und unseres Daseyns recht froh geworden zu seyn. Kommen bisweilen Augenblicke, wo der bessere Mensch in uns erwacht: so fühlen wir tief unseren ganzen Unwerth, die Leere unseres Herzens und die Bedeutungslosigkeit unseres Lebens. Dann genügt uns das Irdische nicht, dem wir uns unbedachtsamer Weise ganz ergeben haben; es giebt uns keinen Ersatz für das, was unserem Gemüthe abgeht, und wir werden unser selbst, der Welt und des Lebens überdrüssig und satt u. s. w. So schön dieses alles gesagt ist: so könnte es doch wohl kürzer und kräftiger gesagt seyn. Das Ganze wird mit folgenden trefflichen Worten beschlossen: Ja, wahrhaft glücklich ist der zu preisen, der sich Gott zu seinem vertrautesten Freunde wählt, und mit Geist und Herz oft bey ihm ist! Sein Leben erhält für ihn dadurch eine höhere Bedeutung; die Welt erscheint ihm in einer helleren und freundlicheren Gestalt; jede erlaubte Freude kleidet sich für ihn in ein lieblicheres Gewand, und in seiner Brust wohnen stiller Friede, himmlische Ruhe, und eine Heiterkeit der Seele, wie sie nur der Fromme kennt. Der Freund wahrer, geisterhebender und herzerquickender Andacht, weit entfernt, durch sie in ein düsteres, der Freude abgestorbenes Wesen verwandelt zu werden, erhält durch sie vielmehr eine lebhaftere Empfänglichkeit für alles wahrhaft Schöne und Angenehme dieser Welt. Aber sie läutert alle seine irdischen Genüsse, hält ihn von denjenigen zurück, die sich vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens nicht rechtfertigen lassen, stimmt ihn bey dem Genusse unschuldiger Freuden zu jener weisen Mässigung, die einem edleren Wesen ziemt, und veredelt und erhöht jede erlaubte Freude seines Lebens. Geniesst er sie mit frommer Erinnerung an Gott: so erscheint sie ihm als eine Gabe des Himmels, erhält für ihn dadurch einen um so grösseren Werth, und er geniesst sie auf eine würdige Weise. Wenn der Sinnliche, der bey den irdischen Ergötzlichkeiten an den nicht denkt, von dem alles Gute kommt, gewöhnlich in einen gefährlichen Taumel niederer Genüsse versinkt, und als Wüstling sich häufig noch unter die Thiere des Feldes herabwürdigt,

giebt sich der, der aus des Schöpfers Hand alles mit erkenntlichem Gemüthe und frommer Danksagung zu empfangen gewohnt ist, nur den edleren Freuden der Erde hin, überschreitet bey dem Genusse derselben niemals Maß und Ziel, und bewahrt dadurch den Adel seines Herzens und die hohe Würde, die ihm eigen ist, u. s. w. — Jedes Ungemach, jedes Leiden dieses Lebens — es ist uns leichter zu ertragen, wenn wir gewohnt sind, unser Herz oft vor dem auszuschütten, der uns auch durch Beschwerden und Drangsale segnen und einem höheren Ziele näher führen will u. s. w. Wir möchten gern noch recht Viel aus den religiösen Betrachtungen ausschreiben, so sehr haben sie uns unterhalten, wenn wir nicht auch noch etwas über die Gebetsgabe des Vfs. sagen wollten. Wir vermissen hie und da den eigentlichen Gebetston, der sich blos in Bitten, Wünschen und Danksagungen aussprechen, und alles Fremdartige, was sich dahin nicht bezieht und damit nicht verbunden, und gleichsam in dieselben nicht unvermerkt eingewebt ist, z. B. blosse Betrachtungen, Erzählungen, Demonstrationen, von sich ausschliessen muss. So finden sich z. B. in dem Morgengebete am Sonntage verschiedene Stellen von der Art, wovon wir nur die eine und andere anführen wollen. Nach einigen vorangeschickten Ermunterungen zur Sonntagsfeyer fährt der Vf. fort: — Zwar bin ich von dir, o Allgütiger, zu reger Thätigkeit geschaffen; aber du selbst willst es, dass ich derselben von Zeit zu Zeit Grenzen setze, und durch den Genuss bisweiliger Erholung mir neue Kraft und neue Lust zur Arbeit verschaffe. Diess will ich denn auch heute thun. Ausruhen will ich von den Anstrengungen, die mir mein Stand und Beruf auferlege, und mich — bietet sich mir Gelegenheit dazu dar, — durch angenehme Zerstreuungen und Genüsse aufzuheitern und zu stärken suchen. Aber unschuldiger Art müssen diese Erheiterungen seyn, und von mir mit weiser Mässigung genossen werden. Fern sey es von mir, mich Vergnügungen zu überlassen, die niedrer und unedler Natur, oder Zerstreuungen, die dazu geeignet sind, Geist und Gemüth zu betäuben, und meine Kraft, statt sie zu stärken, zu schwächen und zu ermatten. Nur der reinen, edleren Freude soll mein Herz geöffnet seyn. Deine Hand, o du, der du so gern segnest und beglückst, hat mir hier auf Erden so manche Seelen zugeführt, die mir lieb und theuer sind, und mich durch heilige Bande näher und inniger mit ihnen verbunden. In ihrem vertraulichen Kreise blühen mir der schönen, süssen Freuden so viele empor! durch diese will ich mich heute vorzüglich zu erquicken suchen, u. s. w. — Wir übergehen die übrigen Stellen, in welchen der eigentliche Gebetston verfehlt zu seyn scheint. Wie kommts aber, dass der Vf., bey seinen reinen und hellen Religions-Begriffen, einige Gebete an Christum gerichtet, und ihn dadurch gewissermassen vergöttert hat? Ist diess wohl dem Geiste der Vernunft und des Christenthums gemäss? Vielleicht wagte er es aber nicht, sich in seiner Lage über das Vorurtheil zu erheben. Allein darf sich der Lehrer wohl in so wichtigen Dingen nach dem Vorurtheile des Volks richten? In welchem grossen Ansehn übrigens der Vf. bey dem Publicum stehen muss, beweist die ausserordentliche Anzahl von Subscribenten aus allen Classen, die dem Buche vorgedruckt sind.

D.

# KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Frankfurt am M.*, b. Varrentrapp und Wenner: *Über die Verbindlichkeit, Gott dem Erntevater, für seinen Ernte-Seegen mit Beyträgen von dem uns Entbehrlichen zur Förderung dessen, was uns und Anderen unentbehrlich ist, kindlich zu danken.* Eine Predigt am Ernte- und Dank-Fest über Joh. 6, 12, von *Wilh. Friedr. Husnagel.* 1804. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

2) Ebendas.: *Blicke in das leidende Herz Jesu.* Wörtlich das Wesentliche der Sonntagsvorträge am 23sten und 30sten März 1806 von *W. F. Husnagel.* 48 S. gr. 8. (4 gr.)

3) Ebendas.: *Das Segnende der wissenschaftlichen Amts-Thätigkeit des Jugendlehrers.* Auf die preiswürdige Verordnung unserer verehrtesten Obrigkeit der Sonntags-Vortrag am 27 April 1806 zur Feier des funfzigsten Amts-Jahres eines unserer verdientesten Mitbürger des Herrn Rectors und Professors D. Purmann. Von *W. F. Husnagel.* 1806. 32 S. gr. 8. (4 gr.)

Was von allen Predigten des Hn. Senior *H.* gilt, das gilt auch von diesen. Sie zeugen von der Gabe des Vfs., das Herz zu rühren. Er versteht die Kunst, dem Text interessante Seiten abzugewinnen, ohne demselben Gewalt anzuthun; er weiss die Zeitumstände zu den heilsamsten Belehrungen zu benutzen, und denen, für welche sie drückend sind, die kräftigsten Trostgründe in einer herzlichen Sprache zu ertheilen. Nur Schade ist es, dass auch in diesen Predigten einer der ersten Foderungen, die man an einen Religionslehrer zu machen berechtigt ist, dass er sich verständlich ausdrücke und Künsteleyen vermeide, oft keine Genüge geleistet wird. Wie erkünstelt ist nicht das Thema von Num. 1? Wie wird hier nicht fast gespielt mit dem, was uns und Anderen unentbehrlich und entbehrlich ist! Das Unentbehrliche, zu dessen Förderung in dieser Pr. ermuntert wird, ist *häusliche und bürgerliche Erziehung der Kinder.* Alles sehr gut ausgeführt. Allein wozu denn eine Wortspielerey? Und schränkt sich denn das, was uns und Anderen unentbehrlich ist, bloss auf gute Kinderzucht ein?

No. 2 enthält bloss Vorbereitungsblätter (wie Hr. *H.* sie in einer kurzen vorangesetzten Anzeige nennt) zu seinen Predigten an den Sonntagen Judica und Palmarum. Es sind treffliche, den damaligen Zeitereignissen und Schicksalen der Bürger Frankfurts angemessene Winke und Belehrungen; und der Vf. sucht einen gewissen Sinn der Ruhe bey ihren Drangsalen zu bewirken. Er zeigt besonders, wie thöricht und unchristlich es sey, bey solchen Zeitumständen leidenschaftlich laut zu werden, und ermahnet, Jesu Betragen unter ähnlichen Umständen nachzuahmen.

In No. 3 wird mit Herzlichkeit und in einem sanfterwärmenden Vortrage das Glück des Mannes geschildert, welcher ein halbes Jahrhundert seiner Wirksamkeit als wissenschaftlicher Lehrer überblicken kann. Er überblickt nicht nur seine Vorbereitungsjahre zu seinem gesegneten Beruf mit den ersten Eindrücken heilsamer Belehrungen auf Geist und Herz, sondern erinnert sich auch seines Berufs selbst mit Dank und Rührung über die gesegnete Wirksamkeit desselben für Lehrer und Zuhörer; dieses hat einen Einfluss auf seine Zöglinge, und ist heilvoll für ihre Gegenwart und Zukunft. — Ein dem Zweck des Jubelfestes angemessenes und gut ausgeführtes Thema. Man wird den Schluss der Predigt, in welchem die Anwendung auf den Jubelgreis gemacht, und gezeigt wird, dass er beym Überblick einer 50jährigen Amtsthätigkeit sich einer solchen Wirksamkeit zu erfreuen habe, nicht ohne Rührung lesen.

Ker.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
zur
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## GESCHICHTE.

Aleppo: (?) *Darstellung des Processes der Tempelherrn nach neuen Quellen, oder neue Apologie des Tempelordens nach Raynouard frey bearbeitet von L. a. P.* 1814. IV und 108 S. 8. (12 gr.)

Diese kleine Schrift ist keine unwichtige Frucht von der freyeren Benutzung der Archive in den letzten Jahren; in Ansehung eines an sich und in seinen Folgen höchst bedeutenden Gegenstandes macht sie wenigstens den Anfang, der Geschichte und der Menschheit eine grosse Schuld zu bezahlen.

*Raynouard* hatte Zutritt nicht nur zu dem *Trésor des Chartres* in Paris, sondern auch zu dem dahin geschafften *vaticanischen Archive* (das wohl in Rom selbst nie für diesen Zweck geöffnet worden seyn würde). Er entwarf: *Monumens historiques rélatifs à la condamnation des Chevaliers du Temple, et à l'abolition de leur ordre. Paris*, 1813. Rec. hat das Original noch nicht zu sehen Gelegenheit gehabt, stimmt aber zum Voraus dem deutschen Herausgeber bey, wenn dieser in seinem Vorwort sagt: „es wäre zu wünschen gewesen, dass R. mit den genannten Vortheilen eher ein völlig *kritisches*, als *rhetorisches* Werk beabsichtigt hätte.“ Denn nach der letzteren Eigenschaft ist er bereits durch seine anderen Arbeiten bekannt, und es wird ihm hier noch besonders zur Last gelegt, dass alle Citate der Genauigkeit der Hinweisung auf die Quellen ermangeln: ein Fehler, den wir Deutschen längst schon an den meisten seiner Landsleute gerügt haben. Wenn auch, wie hier gerne zugestanden wird, gegen die Redlichkeit des Vfs. kein Zweifel ist: so kommt doch zuweilen Alles auf einzelne Stellen an, wo der Geschichtschreiber sich völlig in den Vertheidiger verliert; da muss jeder Leser in den Stand gesetzt werden, wenn er Lust und Gelegenheit dazu hat, diese Quellen selbst nachzuschlagen, um zu sehen, ob Vorliebe, oder Eile, oder mangelndes Wissen nicht bedeutende Umstände übersehen haben.

So treffend übrigens der uns gänzlich unbekannte deutsche Herausgeber das Urtheil über das Original ausgesprochen hat: so müssen wir doch gestehen, dass wir, wenn wir buchstäblich mit gleichem Masse messen wollten, bey ihm ungefähr in demselben Falle wären, wie bey jenem. Laut des Titels und der ersten Anmerkung S. 3 hat er die Schrift von *Raynouard frey* bearbeitet: wer bürgt uns also dafür, dass nicht seine eigenen Ansichten unvermerkt untergelegt worden? — Indessen, bey einem Schriftsteller, der mit den Grundsätzen der Kritik so genau vertraut ist, als es der Herausgeber an mehreren Stellen erprobt hat, wird wohl eben so wenig ein gegründeter Zweifel in Absicht der factischen Wahrheit Statt finden. Er hat wenigstens, zum Behuf der eigenen Vergleichung, *einige* der wichtigeren Documente in den Anmerkungen mitgetheilt, und bezeugt voraus, er wünsche vor der Hand nur, den bey weitem noch nicht erschöpften Gegenstand wieder aufzuregen.

Was wir ernstlicher an dieser Schrift tadeln, ist, dass weder der Vf. selbst, so weit wir diess aus der deutschen Bearbeitung schliessen können, noch dass auch diese des früheren Vorgängers *du Puy* gedenkt, ausser in einem einzigen Citat in den Anmerkungen. *Du Puy* hat sein Werk: *Histoire de la condamnation des Templiers, Brusselle*, 1713, ebenfalls ganz aus dem königlichen *Trésore des Chartres* geschöpft; er citirt nicht nur durchgehends beym Text Lade und Numer, sondern hat auch einen bedeutenden Anhang gegeben: *Extrait du l'inventaire du Trésor des Chartres du Roi, concernant la condamnation des Templiers*; sodann: *Extraits d'un registre intitulé Processus contra Templarios, qui contient une longue procedure et deposition de CCXXI témoins, la plus grande partie Templiers etc.* — Das Resultat ist zwar bekannt; *du Puy* vertheidigt den König; *Raynouard* das Gegentheil: aber höchst interessant müsste es doch für die Kritik gewesen seyn, wenn der Spätere, der die nämlichen Urkunden benutzte, zugleich nachgewiesen hätte, wie der Erstere sie gebraucht, und warum und wie es zu so ganz entgegengesetzten Resultaten gekommen. — Was uns noch besonders auffällt, ist, dass *Raynouard* auch in der Darstellung fast durchgehends die nämliche Ordnung hält, wie *du Puy*, ja dass selbst mehrere Stellen desselben oder andere von ihm benutzte Schriftsteller auch in der deutschen Bearbeitung wörtlich wiedererkannt werden: überall Auffoderung genug, auf die einzelnen Abweichungen bestimmt hinzudeuten.

Da sich Rec. das Vergnügen gemacht hat, eine nähere Vergleichung anzustellen: so kann hier we-

nigstens auf die wichtigeren Umstände, so weit es der Raum erlaubt, aufmerksam gemacht werden.

Zur Einleitung führt *du Puy* die Zeugnisse von verschiedenen Geschichtschreibern über die Ausartung des Ordens an. *Raynouard* zeigt, dass die grosen Beschuldigungen von der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit des Ordens sich auf kein gleichzeitiges Urtheil gründen. Selbst Clemens V, der sich zur Aufhebung des Ordens bewegen liess, habe sein höchstes Erstaunen anfänglich über die unwahrscheinlichen, unglaublichen und unerhörten Beschuldigungen ausgedrückt; und ebenso habe er gegen die ersten Schritte Philipps des Schönen die lebhafteste Missbilligung zu erkennen gegeben, ja sogar Philipp selbst habe noch 3 Jahre vor dem Ausbruch der Verfolgung den Templern viele schöne Privilegien ertheilt, und als Grund derselben die Frömmigkeit, die Barmherzigkeit, die prachtvolle Freygebigkeit und den Muth des Ordens, so wie seine eigene Vorliebe für denselben, angegeben. — Die nach mehreren Schriftstellern zum Grunde gelegte Anekdote bey *du Puy*, S. 8, (auch von *J. v. Müller* in die allgemeine Geschichte der eur. Menschheit, Thl. II. S. 438 aufgenommen,) die erste Angabe gegen die Templer betreffend, ist bey *Raynouard* übergangen, ohne Zweifel als grundlos, wie sie auch mit verschiedenen Abänderungen erzählt wird. Dagegen sind die königlichen Minister, Enguerrand von Marigni und Wilhelm von Nogaret, als Männer geschildert, die schon bey den Gewaltschritten gegen Bonifaz VIII gezeigt hatten, was sie durchzusetzen im Stande seyen, S. 19. Sie hatten nach S. 28 Antheil an der schrecklichen Anklagacte gegen die Ritter, wovon sich noch im *Trésor des Chartres* der erste Entwurf mit mancherley beygeschriebenen Verbesserungen vorfinde. Die Absicht war, das Volk einzunehmen.

Die von Philipp zur Überzeugung des Papstes nach Poitiers gesendeten etliche und sechzig Templer haben nach *du Puy alle* wiederholt das erste Bekenntniss ihrer Verbrechen bekräftigt, S. 12. Nach *Raynouard* haben *nicht alle* die frühere Aussage wiederholt; er nennt Einen namentlich, der mit mehreren anderen auch in Paris noch einmal widerrufen habe, und darauf gestorben sey. Ferner bemerkt er S. 27, dass die vom Papst den Bischöfen ertheilte Vollmacht, gegen die Ritter zu procediren, gegen alle kanonischen Gesetze gewesen sey, eben so wie die Erlassung einer Excommunicationsbulle, ehe noch das Concilium über den Orden gerichtet hatte. — Er versichert (nach S. 23), in dem pariser *Trésor des Chartres* finde man bloss die Verhöre solcher Templer, welche den Drohungen und Foltern nachgegeben hatten; hingegen die Antworten derer, die stark geblieben, seyen nicht vorhanden; ob die Commissäre es nicht für der Mühe werth gehalten, sie aufzuschreiben, oder ob sie bloss die Einsendung, als wenig Beyfall erwartend, unterlassen hätten? — Nach den vorhandenen Instructionen hatte der König befohlen, ihm so schnell, wie möglich, die Aussagen derer, welche die Irrthümer bekannten, einzusenden. Besonders macht *R.* aufmerksam auf die vielfältigen Verletzungen der *Form* bey den Verhören, z. B. S. 38 auf gesetzwidrige Gegenwart des königl. Kanzlers. Ferner auf die von den königlichen Agenten gebrauchten Mittel, um Geständnisse zu erhalten, Briefe, die sie schlecht genug desavouiren, u. dgl. S. 42. Wie der auf Antrag des Königs ernannte junge Erzbischof von Sens zu Werk gegangen, S. 52 ff. Nicht nur, heisst es S. 67, wird die Darstellung der *Procedur* jeden Unparteyischen von der Schuldlosigkeit des Ordens überzeugen, auch aus den Geständnissen selbst, die voll von Widersprüchen sind, lassen sich Vertheidigungsgründe für denselben anführen. Gerade dieser Theil der Schrift läst am meisten eine nähere Vergleichung mit den bey *du Puy* vorgelegten Actenstücken wünschen. Am Schlusse bemerkt die neue Apologie: die Meisten dieser Rechtfertigungsgründe des Ordens sind aus den Papieren seiner *Feinde* genommen; erhalten sie nicht dadurch eine Überzeugung, die unwidersprechlich ist? — S. 63 wird gefragt: da die Tempelherrn in den anderen Staaten fast überall mit Menschlichkeit behandelt, und ihre Statuten nicht für criminell erklärt wurden, warum denn allein in Frankreich ein so hartes und grausames Verfahren? Auch in die anderen Staaten hatte der Papst Befehle zu *foltern* ergehen lassen, wie aus einem ungedruckten Briefe S. 77 und Anmerk. S. 110 erwiesen wird.

Über die Frage, ob die vor dem Concilium zu Vienne erschienenen Vertheidiger des Ordens zugelassen werden sollten, sagt *du Puy* S. 59, seyen die Meinungen der Väter getheilt gewesen, die Einen hätten die Vertheidigung zugeben wollen, die Anderen aber auf Beschleunigung des Processes gedrungen. Man sollte denken, die letzteren hätten doch etwa eine namhafte Zahl, wo nicht die Hälfte der Väter ausgemacht. Nach *R.* waren von allen versammelten Prälaten nur 1 Italiäner und 3 Franzosen gegen die Zulassung; die anderen Alle waren unwillig über die schändliche Verweigerung der Gerechtigkeit. Diess Zeugniss war nach *R.* um so glänzender, da das Concilium grossentheils aus Männern bestand, welche schon in ihren Diöcesen gegen den Orden procedirt hatten, und aus Prälaten, welche von Philipp dem Schönen gewählt worden waren, S. 83. Dass der Papst jene muthvollen Ritter gleich bey ihrer Erscheinung in Fesseln geworfen, sagt *du Puy* nicht; *Raynouard* aber belegt das Factum mit einem weiteren, an das Licht gezogenen, Schreiben des Papstes.

Endlich die *Güter* des Ordens („sie waren das Hauptverbrechen," sagt *Müller*). *Du Puy* zählt in seinen Verzeichnissen S. 76 — 79 eine Reihe von Briefen des Königs auf, welche sich auf dessen, S. 184 abgedruckte Hauptverwilligung beziehen, dass die Güter, nach dem Schlusse des Concilium, den Hospitalitern zugewendet werden sollen; jedoch, sagt der König, „*juribus omnibus, Nobis et Praelatis, Baronibus, Nobilibus et aliis quibuscunque regni nostri ante praedicta competentibus in bonis praedictis, salvis perpetuo Nobis et eis.*" Der Papst muss sogar in einer neuen Bulle bezeugen, dass diese Clausel

bloſs aus Verſehen des Schreibers in der Erſteren ausgelaſſen worden ſey, *du Puy*, S. 69. Die wirkliche Übergabe der Ordensgüter an die Hoſpitaliter im J. 1312 beweiſt derſelbe im Anhang mit dem wörtlich abgedruckten königlichen Befehl (unter den darin enthaltenen Bedingungen). Gegen Villani u. A., welche dem Könige die ungeheuren Summen, die er von den Hoſpitalitern gefodert, zum Vorwurfe machen, legt *du Puy* eine zwiſchen Ludwig Hutin und dem Groſsmeiſter der Letzteren getroffene Übereinkunft vom 14 Febr. 1315 vor, S. 70. Auf dieſe beiden Actenſtücke hat ſich die vorliegende neue Apologie nicht eingelaſſen. *Raynouard* holt vielmehr weiter aus: er zeigt, in was für dürftigen Umſtänden vor dem Angriff auf die Templer die franzöſiſchen Finanzen geweſen; wie Philipp, ſtatt die ſchlechte Münze zu verbeſſern, vielmehr gegen ſein den Ständen gegebenes Wort ſie noch mehr verfälſcht. — Sollte Philipp, fragt er weiter, zu gewiſſenhaft geweſen ſeyn, unter dieſen Umſtänden ſich des Vermögens der Templer zu bemächtigen, *wie er kurz zuvor mit dem der unglücklichen Juden* gethan hatte? S. 17. Ebendaſelbſt wird, ſtatt der obigen, ein anderes Actenſtück aus dem *Trésor des Chartres* angeführt, worin Philipp nach der Gefangennehmung der Templer die Frage aufſtellt, ob ihre Güter zum Vortheil des Fürſten, in deſſen Staaten ſie liegen, conſiſcirt werden dürften. — „Zuverläſſig iſt, fährt die Apologie fort, daſs er die *ganze Zeit ſeines Lebens die Einkünfte jener Güter genoſſen hat*, daſs er ſich davon nicht abhalten lieſs, obgleich die öffentliche Meinung die lange Gefangenſchaft der Templer bloſs aus ſolchem Eigennutze erklärte; daſs weder er noch ſeine Nachfolger je von dieſen Einnahmen *Rechenſchaft* abgelegt haben, und daſs von den *reichen Geräthſchaften* und dem *baaren Gelde* des Ordens *gar nie die Rede geweſen iſt*" (?). Daſſelbe wird auch S. 85 noch einmal wiederholt; auch dem Papſt habe der Groſsmeiſter der Hoſpitaliter ſeine Gunſt, in Abſicht der zugeſprochenen Güter, theuer bezahlen müſſen. Die Schätze und das Mobiliarvermögen habe Philipp der Schöne behalten, und auch die Einkünfte von den Domänen bis an ſeinen Tod (1314) bezogen. In der erſteren Stelle S. 18 heiſst es noch weiter, Johann der XXII habe ſich 1316 gegen Philipp den Langen beklagt, daſs ſeine Beamten, unter dem Vorwand, die noch übrigen Koſten für den Unterhalt der Templer zu erheben, ſich ſelbſt der Güter der Hoſpitaliter bemächtigten. Endlich 1317 habe gedachter König, ohne ihnen etwas dafür zu geben, von den Johannitern eine Final-Quittung für Alles, was ſie an die Adminiſtration der Tempelgüter noch zu fodern berechtigt waren, erhalten. Für dieſe letztere Thatſache allein wird *du Puy* in den Anmerkungen S. 97 citirt, bey dem auch jene Quittung S. 189 (nicht 184) wörtlich abgedruckt iſt. Um ſo mehr wäre zu wünſchen, daſs die Apologie auch auf die zwey oben bemerkte Actenſtücken Rückſicht genommen hätte. In Abſicht des Erſteren, des königlichen Befehls zur Übergabe der Güter, käme es hauptſächlich auf die Erörterung der darin enthaltenen Bedingungen an, *du Puy*, S. 187. — In Abſicht des zweyten Actenſtückes, das *du Puy* aber, wohl zu merken, bloſs im Auszug giebt, wollen wir ſeine eigenen Worte, zur Vergleichung mit der obigen Stelle der neuen Apologie, herſetzen. Die Gegner, meint er, könnten am beſtimmteſten widerlegt werden *„par la transaction faite en l'an 1315 le 14 Février entre le Roi Louis Hutin et Foulques de Villaret, grand maitre de l'Hospital, pour demeurer quitte par ceux de cet Ordre envers le Roi de la somme de deux cens soixante mille livres, et de plusieurs autres sommes non exprimées, pour lesquelles il avoit tous les biens des Templiers obligés, et ce pour les grandes et immenses dépenses, qu'avoient faites le Roi Philippes le Bel son père, tant en la capture, prison, que poursuites de l'abolition de cet ordre; non pas que dèslors, porte la transaction, les Hospitaliers ne fussent en possession et jouissance par l'entremise et autorité du Roi Philippes le Bel de tous les biens des Templiers: mais parcequ'il y avoit plusieurs comptes à rendre par ceux qui avoient manié les biens des Templiers depuis leur prise; qu'il restoit aussi beaucoup de meubles, et beaucoup de dettes mobiliaires recelées et cachées, desquelles on avoit quelque lumière. Il est donc convenu pour acquitter l'ordre de ces grandes sommes dûes au Roi, qu'il auroit les deux parts de ces dettes mobiliaires et autres meubles, et cela sans toucher aux immeubles, dont ils étoient en possession paisible.*" Wie wenig Urſache die neue Apologie gehabt hätte, dieſe Stellen zu übergehen, und wie wenig *du Puy* damit gewinnt, verräth er ſelbſt durch den ſeinen Schluſs, ebendaſelbſt S. 71: *„Et c'est en ceci, que l'on voit le peu de fondement, qu'il y a de vouloir tacher ainsi la memoire du Roi Philippes le Bel, qui ne toucha jamais aux immeubles* (auch nicht von 1307 bis 1312?), *qui étoit le principal bien de cet ordre: mais seulement aux meubles, et à quelque* (!) *argent, qu'il pouvoit y avoir lors, et encore les deux parts, chose de peu consideration* (!) *et qui se dissipe* (mag ſeyn!) *en un instant en un grand Etat comme celui-ci.*" Mit ſolchen Tiraden beweiſt dieſer *du Puy* ſeine beym Eingang aufgeſtellte Behauptung: *„les grands Princes ont je ne sçai quel malheur qui accompagne leurs plus belles et généreuses actions, qu'elles sont le plus souvent tirées à contraire sens etc. — ce mal tire son origine de notre naturel depravé, qui tourne la prudence en faute — la preud'homie et droite intention en ambition et avarice.*"

Das praktiſche Moment, worauf *Raynouard* ſeinerſeits hinweiſt, beruht auf folgenden Thatſachen. Clemens V geſteht ſelbſt in ſeiner Bulle *Conſiderantes dudum*, daſs die gegen den Orden und die Ritter vorgebrachten Beweiſe im Ganzen nicht hinlänglich wären, um ſie für ſchuldig zu halten, daſs ſie nur

grossen Verdacht erregen, und dass er nach diesen Untersuchungen nicht berechtigt gewesen wäre, ein Endurtheil zu fällen; „*cum eam super hoc secundum inquisitiones et processus super his habitos non possemus ferre de jure, sed per viam provisionis seu ordinationis apostolicae.*" Dass er noch weniger berechtiget gewesen, die Aufhebung in einem geheimen Consistorium aus eigener Machtvollkommenheit zu beschliessen, und das Concilium bloss den Beschluss anhören zu lassen (als *infallibel*, sagt *du Puy*), haben berühmte Canoniker und Geschichtschreiber gezeigt. Und dennoch, fährt *R.* fort, benutzte Clemens XIV fünf Jahrhunderte später diesen Vorgang zur Aufhebung des *Jesuiten-Ordens*, und erklärte in seinem Breve vom 21 Jul. 1773, Clemens V habe den Tempelorden aufgehoben, unerachtet ihm das Concilium zu Vienne, das die Sache zu untersuchen gehabt, von einem formellen End-Urthel abgerathen habe; S. 85. Auch am Schluss wird noch bemerkt, Johann XXII habe fünf Jahre nach der Aufhebung des Ordens indirect die Unschuld desselben kund gethan, indem er den Templern nicht erlaubt habe, in die Ehe zu treten; er habe also ihr Ordensgelübde noch für gültig erklärt, und doch sey der Orden wegen seiner Statuten der Gottlosigkeit und Lazarey schuldig erklärt worden. — Seit der Erscheinung des Originals haben die oben bemerkten zwey Thatsachen einen bedeutenden Zusatz erhalten durch den bekannten Ausspruch Pius VII in Absicht des Jesuiten-Ordens. Die Schlüsse ergeben sich von selbst.

In den 1780 und 1790ger Jahren haben sich verschiedene deutsche Schriftsteller mit der Geschichte der Tempelherren beschäftigt, auch in Beziehung auf die *Freymaurer*. Mit Recht lässt sich erwarten, dass für den aufs Neue zur Sprache gebrachten Gegenstand auch noch andere Archive werden benutzt werden. Wir fragen nur noch, warum bey der deutschen Herausgabe der vorliegenden Schrift nicht einmal die Verlagshandlung oder auch nur ein wahrer Verlagsort genannt ist.

— C. —

## *ERDBESCHREIBUNG.*

BERLIN, b. Voss: *Reise durch Portugall*, von *S. I. Ruders*, nach dem schwedisch. Original bearbeitet v. *H. S. A. Gerken*. 1808. 303 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Hr. *Ruders* gab vor dieser Schrift *Einige Anmerkungen über Portugall* heraus, welche wegen der Unparteylichkeit und des gesunden Urtheils, womit sie geschrieben waren, gerechten Beyfall erhielten. In den Briefen, auf einer Reise nach Portugall geschrieben, wovon das vorliegende Werk ein Auszug ist, führte er das aus, was er in jenem Buche nur kurz angedeutet hatte. So reichhaltig, als jener Verläufer, ist dieses Werk nicht; es enthält vielmehr manches Gedehnte, Müssige; und man sieht deutlich, dass es dem Vf. an Stoff fehlte. Sehr wohl that also Hr. *Gerken*, dass er dieses Buch bedeutend zusammenzog, und auch die Briefform wegliess, welche allerdings viel zur Weitläuftigkeit beyträgt. Freylich erscheint das Ganze nur rhapsodisch aus einzelnen Bemerkungen zusammengesetzt, indessen liest man es doch mit Vergnügen. Des Vfs. gesundes Urtheil, und seine Unparteylichkeit bewähren sich auch hier. Auf Politik, Verfassung, Landesproducte, Handel u. s. w. lässt er sich nicht ein; nur Sitten und Künste zogen seine Aufmerksamkeit auf sich. Das Theater beschäftigt ihn am meisten, und seine Nachrichten darüber sind sehr ausführlich, doch hat ihn mehr die italiänische Oper angezogen, als das National-Schauspiel. Dem protestantischen Geistlichen (der Vf. war Prediger bey der schwedischen Gesandtschaft) fallen natürlich die katholischen Feste sehr auf; auch giebt er davon viele Schilderungen, und sein Urtheil darüber blickt durch. Immer aber leitet ihn eine Toleranz und Humanität im Denken, welche ungemein zu schätzen ist. Schade, dass der Vf. nichts mehr scheint gesehen zu haben, als Schweden und Portugall, dass er besonders die Schwester Portugalls, Spanien, nicht sah, und dass es ihn daher nicht möglich war, Vergleichungen mit anderen Nationen anzustellen, wodurch allein die Kenntniss der Sitten und selbst der Kunst einer Nation erst recht ins Licht gesetzt wird. Auch lernte er nur Lissabon und die umliegende Gegend kennen; er kam nicht in die nördlichsten und südlichsten Provinzen; daher manches Mangelhafte: so beschreibt er z. B. ein nach französischen Sitten gegebenes Gastmahl als ein portugiesisches. Fern von der Hauptstadt würde er ächt portugiesische Sitten und ächt portugiesische Liebenswürdigkeit gefunden haben. Doch trifft man hin und wieder schätzbare Bemerkungen an. Es ist sehr richtig, wenn er behauptet, dass, ungeachtet des grossen Unterschiedes der Stände, der Ton gegen die niedrigeren Classen bey weitem nicht so herabsetzend sey, als in anderen Ländern. Noch mehr würde er dieses in Spanien gefunden haben; das gemeine Volk fühlte sich dem Grossen näher, und war freymüthiger im Umgange gegen ihn, als dieses in den sogenannten cultivirteren Ländern der Fall zu seyn pflegt. Daraus wird Manches begreiflich. Die deutsche Nation sprach viel von ihrer Freyheit und Würde, und doch, welche Stufen von der Excellenz bis zum verächtlichen Ihr und Er! Im Spanischen bloss *V. Excellencia*, *Ussia* und *Usled*, im Portugiesischen *V. E.*, *Vossa Senhoria* und *Vorsa Mercé*. Dabey hatten sich die Weiber der Vornehmeren der Excellenz bemächtigt, und manche bekamen sie, wo bey dem Manne noch nicht daran zu denken war. Dieses schliff den Titel ab, und näherte die Stände. Auch in Italien sind die Stände weniger getrennt, als im Norden. Mit lebhaften Erinnerungen liest man das Werk: denn jetzt ist Vieles verändert. Ein anhaltender Krieg hat das Land zerstört; das Schicksal scheint noch nicht versöhnt. Alle Schriften über Portugall sind Antiquitäten.

L. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## *ALTDEUTSCHE LITERATUR.*

1) BERLIN, b. Haude und Spener: *Altnordische Lieder und Sagen*, welche zum Fabelkreis (e) des *Heldenbuchs* und der *Nibelungen* gehören. Mit einer Einleitung über die Geschichte und das Verhältniss dieser nordischen und deutschen Dichtungen durch *Friedrich Heinrich von der Hagen*. Auch mit dem Titel: *Lieder der älteren oder sämundischen Edda*, zum ersten Mal herausgegeben. 1812. CXVIII u. 98 S. gr. 8.

2) BRESLAU, b. Grass und Barth: *Altnordische Sagen und Lieder*, welche zum Fabelkreis (e) des *Heldenbuchs* und der *Nibelungen* gehören, herausgegeben durch *Friedrich Heinrich von der Hagen*. (1813.) VI u. 16, 186, 26 u. 45 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir nehmen beide Bücher zusammen, welche, obwohl an verschiedenen Orten gedruckt, doch durch innere und äussere Einrichtung des Drucks und der Bearbeitung, so wie durch den Inhalt, zusammen gehören, so dass No. 2 als Fortsetzung und zweyter Band von No. 1 zu betrachten ist, wie sich aus der näheren Anzeige ergeben wird.

Die schon früher mehrmals angeregte Erforschung der altnordischen Poesie ist in unseren Tagen eifriger fortgesetzt worden. Es ist diess eine nothwendige Folge der neuen Beleuchtung unserer eigenen alten Poesie, deren Zusammenhang mit jener in der Wurzel auf sie zurückführen musste. Allerdings ist diess auch eine der anziehendsten Seiten der nordischen Poesie überhaupt, so wie unstreitig die wichtigste für uns. Es kann hiebey nur von der epischen Poesie, den alten nationalen Heldenliedern, die Rede seyn; aber gerade diese machen auch das herrlichste Erbtheil unserer alten Poesie überhaupt aus; und wir dürfen nur wissen, dass mit unserem unvergleichlichen *Nibelungen-Liede* und *Heldenbuche* dieser nordische Zusammenhang sich offenbart, um die Wichtigkeit und Fruchtbarkeit dieser Forschung zu erkennen. Der Herausgeber hat durch seine bisherigen Arbeiten selber, so wie durch den ferneren Entwurf derselben in der Vorrede zu seiner Erneuerung des Heldenbuchs, und neuerlich in der *Idunna* (Anz. No. 3), bethätigt, dass sein vaterländischer Sinn sich hauptsächlich der Bearbeitung, möglichst vollständigen Entdeckung, Bekanntmachung und Erläuterung dieses nationalen Fabelkreises gewidmet hat. Wir haben durch ihn schon einen grossen, und meist noch unbekannten Theil unserer noch vorhandenen alten Heldengedichte, in dem *Heldenbuche*, wovon das alte bekannte Heldenbuch nur einen kleinen Theil ausmachen soll, erneuet erhalten; in derselben Art, wie früher die *Nibelungen*, welche, wie er sagt, als der letzte tragische Act von jenem zu betrachten sind. Und diese Nibelungen hat er zuletzt auch in der Ursprache kritisch mit Lesarten herausgegeben, und lässt uns das übrige Heldenbuch ebenso erwarten. Unterdessen scheint er sich zuvörderst nach dem Norden gewendet zu haben, gleichsam angezogen von dem dort verborgenen Nibelungen-Hort, von welchem uns hier köstliche Stücke mitgetheilt werden.

Die *Edda* ist bekanntlich eine doppelte: die ältere poetische besteht aus einer Reihe uralter Lieder, vorzüglich von der altnordischen Götterlehre, deren Sammlung nur, nicht Abfassung, dem gelehrten und weit gereisten Geistlichen *Sämund* (um 1100) beygelegt werden kann, und heisst daher auch die *sämundische*.

Die jüngere prosaische *Edda* ist später aus diesen, damals noch vollständigeren Liedern gezogen, und bildet eine Art von System und Cyklus daraus, welches freylich, schon der Zeit wegen, nicht mehr als damals geglaubtes Religionssystem anzusehen, sondern auch der ausdrücklichen Absicht nach, nur, neben einer Sprachlehre und Verskunst, der mythologische Theil zu einem Lehrbuche der altnordischen Poesie ist, obgleich sie uns wegen der Lücken in den älteren Liedern, aus welchen sie noch häufige Stellen giebt, auch in dieser Rücksicht höchst wichtig ist. Sie wird mit viel Wahrscheinlichkeit dem *Snorri Sturleson*, Lagmann auf Island und Truchsess des norwegischen Königs Hakon Hakons Sohn, (um 1200) zugeschrieben. In dieser jüngeren Edda nun, welche schon 1665 durch *Resenius* erschien, fand sich unter den wenigen Heldenfabeln, welche auf die Götterfabeln folgen, auch die von den Nibelungen, und bedeutsam ebenfalls als Schluss. Hieraus, so wie aus anderen einzelnen Stellen und Nachrichten, wurde man auf die älteren Lieder gewiesen, deren Namen man schon durch *Bartholin* (*Antiquitates*

*Daniae*) kannte, so wie ihren Umfang und Inhalt durch *Torfäus* und *Suhm*, welche sie in ihren grossen Geschichtswerken benutzten.

Zwar erschien 1787 der erste Theil der sämundischen Edda, enthielt aber nur den grössten Theil der mythologischen Lieder, und diese für uns so wichtigen heroischen fehlten gerade noch darin; die sie betreffenden Nachrichten von den Handschriften machten uns nur noch begieriger darauf. Endlich gab *Nyerup* (in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft, 1807) zuerst ein vollständiges Verzeichniss dieser Lieder nach der Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen. Und durch diesen gefälligen Gelehrten und aus dieser Handschrift hat der Herausgeber auch seine Abschrift, welche hier abgedruckt vor uns liegt. Diese Handschrift ist die älteste und vorzüglichste, und vermuthlich die Quelle der wenigen übrigen, und gewährt uns daher den besten Text, bis dereinst der zweyte Theil dieser Edda mit vollständigem kritischem Zubehör erscheint, welcher allein, wie der erste, aus der *magnäanischen* Anstalt zu Kopenhagen zu erwarten steht, der hier also auch nicht vorgegriffen werden konnte und sollte; auch schon desshalb nicht, weil jene Ausgabe auch noch mehrere andere Lieder enthalten muss, die gegenwärtige sich aber bloss auf die in unseren nationalen Cyklus einschlagenden beschränkt. Die Abschrift des Herausg. scheint jedoch nicht ohne Fehler gewesen, und auch noch einige Druckfehler hinzugekommen zu seyn, welche wir bey der von ihm versprochenen Übersetzung verbessert zu sehen hoffen. Wir tadeln auch, dass er zum leichteren Verständniss nicht Interpunction eingeführt, und der Citate wegen die Lieder und Strophen nicht beziffert hat; beides konnte der Urkundlichkeit unbeschadet geschehen.

So schwer es für jetzo ist, in das Verständniss dieser Lieder einzudringen: so können wir doch versichern, dass unter dieser starren Hülle ein heisses Leben quillt und glüht. Die Sprache hat die nordische Kraft und Kürze (durch das Passivum, die Suffixa und Mangel der Präfixa und Augmente), und dabey die tönenden Fälle, welche das tonlose und stumme E meist mit den vollen Lauten vertauscht, vor unserer jetzigen (zwar nicht der *otfriedischen*) voraus. Die Form ist die eigenthümlich nordische (wie orientalische) der Alliteration oder des Consonantenreims. Die Einfachheit und Freyheit in beiden beweiset auch ihr hohes Alter vor den räthselartigen Künsteleyen der späteren Skalden. Noch mehr thut solches, dass die Fabel sich hier tief an die nordische Mythologie anknüpft, und durch vielfache Anspielungen auf sie weit in die älteste nordische Poesie verwachsen ist. Die Darstellung zeugt auch für dieses hohe Alter, sie ist einfach, doch höchst poetisch, meist dramatisch; daher die erzählenden Stellen häufig in Prosa als Einleitungen und Verbindungen dieser kleinen Dramen dastehen. Eben so bilden diese Lieder zwar eine rhapsodische Folge; aber einige sind auch darunter, welche dieselbe Fabel wenig abweichend darstellen; recht nach Art der Volkslieder, wie diese allerdings auch zu betrachten sind.

Was der Herausgeber für jetzt zur Erläuterung dieser Gedichte gethan, besteht hauptsächlich in der auf dem Titel bemerkten Einleitung, welche die grössere Hälfte des Buchs ausmacht, und zugleich über die ganze Sammlung geht; daher die Vorrede zu No. 2 meist nur Nachträge dazu enthält. Diese Einleitung ist, wie er sagt, ein Hauptstück der schon zu seiner Übersetzung der Nibelungen versprochenen Einleitung. Das Publicum wird bey dieser Verzögerung nicht verloren haben; die nun erst vollständige Eröffnung der nordischen Quellen war wohl der eigentliche und trifftige Grund davon. Diese Einleitung nun ist allerdings ein wichtiges Stück der Geschichte unserer altepischen Poesie; umfassende Gelehrsamkeit, Fleiss, Genauigkeit und Durchdringung wird man nicht verkennen, und die bedeutenden Resultate liegen richtig da: dennoch wird Mancher vielleicht eine gewisse Leichtigkeit und Klarheit in der Darstellung vermissen. Zum Theil liegt diess wohl in der Sache, der ins Einzelne gehenden Analyse einer grossen, vielfach verschlungenen Heldenfabel, zum Theil aber auch darin (wie der Vf. selbst gesteht), dass die Auszüge der mannichfaltigen Darstellungen nicht genug gesondert, oder in einander verarbeitet sind; wobey wir zu dem ersten rathen würden: und man tritt ihm wohl nicht zu nahe, wenn man diese Einleitung ein inhaltschweres Werk nennt. Wir wollen desshalb kurz die Resultate daraus mit einigen Bemerkungen mittheilen.

Voran geht eine Übersicht der sämmtlichen bekannten alten Darstellungen dieser Fabel, nach ihrer Zeitfolge und Verbindung, mit ziemlich vollständiger Literatur in den Anmerkungen, welche, der Weitläuftigkeit wegen, in Ansehung der beiden Edda's zu besonderen Beylagen geworden. Diese, sammt den übrigen eigenthümlich nordischen Darstellungen beginnen die Reihe, und werden bey ihrer grossen Übereinstimmung als Eins betrachtet. Sie begreifen hauptsächlich nur die Fabel unseres *Nibelungen-Liedes*, und wenig von dem übrigen Heldenbuch: daher sich die Analyse auch meist nur auf diese Fabel einschränkt. Die Grundzüge derselben werden mit Recht für eine Ur- und Stamm-Sage erkannt, die schon vor der Geschichte da war, welche sich so wunderbar in sie verliert. Von der Erforschung des in den einzelnen Darstellungen dennoch vorhandenen geschichtlichen Grundes sind hier nur die Resultate dargelegt. Ein Hauptgesetz in der Entwickelung aller alten Helden-Poesie ist die Wiedergeburt und Einkleidung uralter Mythen durch ähnliche grosse Helden und ihre Thaten und Geschicke. Hienach ist ein gewisser Urstoff in den bedeutendsten Namen und Begebenheiten zunächst deutsch, und beruht sichtbar in der Zeit und auf dem Boden der Völkerwanderung. Nordische Stämme aber, welche auch hieran Theil nahmen, haben sich diese Heldenfabel nicht minder angeeignet, und eine Darstellung derselben aufbewahrt, welche derjenigen entspricht, und bey weitem näher

steht, von welcher die unserige nur noch die Spuren des Durchganges an sich trägt. Eine dieser Spuren ist der Name der *Nibelungen* selbst, welcher in seinem bisherigen Halbdunkel durch die nordische Sage erst aufgeklärt wird, und somit einen Hauptbeweis dieses Durchganges liefert. Da auch nach Lesung unseres Nibelungen-Liedes von Manchem noch gefragt wird, was denn nun eigentlich die *Nibelungen* sind, und dieser Name gewiss öfter genannt als verstanden wird (was ihn darum nicht minder empfiehlt): so wird seine kurze Geschichte und Erklärung hier nicht unrecht stehen. In der nordischen Sage ist alles klar: da ist *Näfil* oder *Nefle* einer der Ahnherrn *Gunnars* und *Högni's* (bey uns *Gunther* und *Hagene*), und nach ihm heissen sie und ihre Leute *Niflungen*, so wie nach ihrem Vater *Giuke* (unserem *Gibich*) eben so oft *Giukungen*. In der deutschen Sage hat diesen Namen zuerst der König und die Seinen, denen Siegfried den reichen Hort abgewinnt; weiterhin aber heissen dann wieder Gunther und seine Brüder und Mannen, die Anfangs nur *Burgunden* genannt wurden, *Nibelungen*, und das ganze Heldengedicht nach ihnen, man weiss nicht recht, woher. Aus der nordischen Sage aber sieht man wohl, dass dieser Name eigentlich als Stammname diesen Helden angehört, und weil an ihnen der Mord Siegfrieds und der Raub jenes Horts so furchtbar gerochen wird, und dessbalb der letzte immer nur nach ihnen benannt wird: so hat die deutsche, durch neue Elemente gemischte Sage diesen Namen schon den früheren Besitzern des Hortes beygelegt, ihn hinterher aber auch für die Hauptheldeu zurückgenommen. Zum deutlichen Beweise, dass dem so ist, werden die *Burgunden* erst von da an *Nibelungen* genannt, wo der Schatz in ihre Gewalt gekommen; und es ist als eine Art von Erklärung des alten Dichters zu betrachten, wenn er sagt, dass mit den *Burgunden* auch tausend *Nibelungen* zu Etzeln gefahren wären. Kurz, man sieht, der Name in seiner eigentlichen Bedeutung war ihm dunkel, eben so wie in unseren anderen alten Heldenliedern, worin er vorkömmt, und nur die nordische Sage erklärt uns ihn und seinen dort so schwankenden Gebrauch. Ein ganz ähnliches Verhältniss zeigt sich in dem Beynamen *Etzels*: dieser heisst in unseren Nibelungen öfters *Botelungs Sohn*. Davon ist in der Geschichte und sonstigen Fabel gar kein Grund aufzuweisen; in der nordischen Sage aber heisst *Atli's* (Etzels) Vater, so wie sein älterer Ahnherr, *Buthli*, und er ist also nach der gewöhnlichen Wortbildung der Buthlunge. Und offenbar hat aus diesem Stammnamen die deutsche Sage einen unrichtigen Vaternamen gemacht: eben so wie aus dem obigen *Nefle* schon einen *Nibelung*. — Diess sind entscheidende Beweise für die ältere Gestalt dieser Fabel in den nordischen Liedern und Sagen. Sie bestätigen sich auch durch die Vergleichung der einzelnen Bestandtheile, und des ganzen Zusammenhanges der Fabel selbst, welche wir hier nicht verfolgen können, sondern lieber auf das Buch selbst verweisen; so wie wir uns hier auch der einzelnen Berichtigungen und Zusätze, die wohl zu machen wären, enthalten. Nur so viel bemerken wir, dass sich daraus ergiebt, dass besonders die Gestalten und Verhältnisse der *Brunhild* und *Siegfrieds*, und die tief eingreifende und alles bewegende Schwerkraft des Nibelungen-Hortes, eigenthümlich nordische Farbe tragen: so wie diese Theile in der nordischen Sage am tiefsten und eigenthümlichsten ausgeführt sind.

Dieses Verhältniss der nordischen Lieder und Sagen aber zu unserem Nibelungen-Liede kann diesem ganz und gar keinen Abbruch thun an seinem Werthe und Vortrefflichkeit; seine mit dadurch bedingte Eigenthümlichkeit wird für uns gerade immer das Anziehendste und Ergreifendste bleiben. Und wenn die nordische Darstellung mehr den gedrängten, strengen Gang der Tragödie schreitet, deren furchtbare Rache bis ins vierte und fünfte Glied in unauflöslicher Verkettung auf- und absteigt: so liebt sich das deutsche Gedicht mehr die lose und anmuthige Breite des Epos, ohne darum auch des festen Zusammenhangs und der tragischen Auflösung oder vielmehr Zerschneidung zu entbehren, durch welches alles eben dieses unvergleichliche Heldengedicht sich so herrlich und einzig vor allen alten und neuen Epopöen unterscheidet.

No. 2 liefert nun mehrere einzelne, in eben diesen Fabelkreis einschlagende Stücke, und zuvörderst die auch zur eigenthümlich nordischen Darstellung desselben gehörigen: 1) Die den vorigen Liedern entsprechenden Auszüge der jüngeren Edda, welche uns, bey ihrer Kürze, doch als solche wichtig sind, und ihre Abkunft auch dadurch beweisen, dass wir noch einige Verse aus einem jener Lieder darin wieder finden. Zugleich ergänzen sie uns auch die in den Liedern leider befindliche ansehnliche Lücke. Noch wichtiger ist uns in beider Rücksicht 2) die *Wolsunga-Saga*, welche mehrere dieser Lieder ganz einschaltet, und aus anderen häufig Stellen giebt, besonders in den Gesprächen, welche so eigenthümlich auch in anderen nordischen Sagen gern in Versen hervortreten; und dann erzählt sie bey weitem ausführlicher, als die prosaische Edda. Sodann ist sie nicht sowohl als eine Erweiterung bloss dieser Lieder anzusehen, sondern bewährt uns auch noch viele andere damit verflochtene Sagen und einzelne Züge, besonders aus der früheren Geschichte der Ahnen Sigurds (unseres Siegfrieds), welche von Odin anheben, und nach dessen Grossvater, dem furchtbaren *Wolsung* (der wie Macduff geboren) und seinen Heldensöhnen, diese Sage eben benannt worden. Es ist fast wahrscheinlich, dass zwischen diesen *Wolsungen* und den *Wölfingen*, welche im Wolfdietrich unseres Heldenbuchs, in ähnlichen Verhältnissen, vorkommen, und im Kampf vor Constantinopel ein ähnliches tragisches Schicksal haben, wie die *Wolsungen* (die in den Edda-Liedern auch *Ylfinger*, d. i. *Wölfinger*, genannt werden) in Gothland, ein alter Zusammenhang obwaltet. Dagegen die am Ende fortgeführte höchst anmuthige Dichtung von Sigurds und Brunhilds Tochter *Aslauga*, welche, in einer

Harfe über Land und Meer getragen, und endlich aus einer armuthseligen Hirtin als Königin hervorgehend, die lieblichste Versöhnung des grauenvollen Unterganges ganzer Heldengeschlechter gewährt, und als ein zauberischer Nachklang des furchtbaren Sturmes verhallt, — diese reizende Dichtung, von welcher die strenger mit dem Untergang des ganzen Heldenstammes beschliessende Edda nichts weiss, scheint eigenthümlich nordisch, und später: denn sie macht den Übergang zu 3) der *Ragnar Lodbroks - Saga*, welche in genauer Verbindung mit der Wolsunga-Saga, nur als zweyter Theil derselben, anzusehen ist. Aslauga wird nämlich die Gemahlin dieses auch bey uns, besonders durch seinen Todesgesang bekannten Helden und Königs, und die Mutter eines neuen herrlichen Heldenstammes, an welchen sich noch blühende Königshäuser des Nordens anreihen. Es ist wahrscheinlich, dass besonders durch dieses spätere Heldenalter, im achten Jahrhundert, jene früheren Heldensagen wieder recht angefrischt, und mit ihm zur Verherrlichung so innig verknüpft wurden; und bedeutend ist die Nachricht (Einleitung S. 10), dass Aslauga ihren Hof-Skalden *Bragi* die Thaten ihres berühmten Vaters Sigurd besingen liess. Nicht viel später mögen daher auch diese beiden Saga's verfasst worden seyn. Beide sind in der Darstellung auch ihres Inhalts würdig, und ragen hierin vor allen nordischen Sagas hervor. Die Prosa ist einfach, kräftig und heroisch, und in ihrer Verbindung mit den Versen bildet das Ganze schon unseren Roman vor, worin die Poesie als schönste Blüthe steht. 4) In der *Nornagests-Saga* erzählt ein wunderbarer schon dreyhundertjähriger Alter *Nornagest* (*Gast* der *Nornen*, durch die ihm, auf ähnliche Weise wie dem *Meleager*, diess Alter geschenkt worden), als Augenzeuge, dem norwegischen König *Olaf Tryggvas* Sohn (um 1100) einzelne Geschichten dieses Kreises, besonders von Sigurd und Brunhild, und flicht auch ein ganzes und mehrere Stellen der Edda-Lieder ein. Das Ganze erscheint nur als einzelne Stücke der Wolsunga-Saga, obgleich nicht wörtlich daraus genommen, und sie soll eigentlich nur ein Theil der älteren *Olaf Tryggvasonar-Saga* ausmachen, obwohl diess noch nicht ganz gewiss ist. Sie hat übrigens durch Olaf, der besonders in Norwegen das Christenthum ausbreitete, auch den christlichen Anstrich.

Endlich 5) die *Blomsturvalla-Saga* (Sage von dem *Blumenthal*) gehört schon zu den Sagen, welche wieder durch Deutschland nach Norden gewandert sind, und ist als eine Episode der grossen cyklischen *Wilkina-* und *Niflunga-Saga*, welche denselben Durchgang gemacht, zu betrachten. Wir übergehen sie daher für jetzt, bis auch diese letzte Saga, welche, mit den altdänischen Liedern aus diesem Kreise, den Beschluss dieser Sammlung ausmachen soll, erschienen ist.

No. 2 — 4 sind nach den älteren seltenen Drucken genau wiederholt und verbessert, wie man aus dem angehängten Verzeichniss der Fehler ersieht. No. 5 ist, wie No. 1, zum ersten Mal aus einer durch Hn. *Nyerup* besorgten Abschrift gedruckt, nicht allzucorrect. — Es ist nur zu wünschen, dass uns der Herausg. auch bald die verheissene Übersetzung dieser trefflichen Denkmale liefere, damit sie auch denen, die nicht seinen Vorlesungen darüber beywohnen können, zugänglich werden. Ebenso unerlässlich sind am Schluss dieser ganzen nordischen Sammlung eine kurze Erläuterung der alterthümlichen Sachen und ein vollständiges kritisches Glossar. Dadurch erst wird diese Sammlung so allgemein brauchbar werden, als sie verdient, und das Studium der altnordischen Sprache und Poesie recht gedeihen.

R.

---

## KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Schmidt: *Gideons und Raphielen's Künstler - Leben und Schicksale*, mit Beziehung auf Virtuosität in Spiel, Gesang, Declamation und Mimik. Von *Julius v. Voss*. 1814. Zwey Theile v. 328 und 380 S. 8. (2 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

*Julius von Voss kleine Romane.* Siebenter und achter Band.

Wenn einmal auf solche kleine Romane die grossen Romane des Hn. *v. V.* folgen sollten: so bewahre uns der Himmel vor dem Berufe, sie lesen zu müssen. Es möchte schon viel dazu gehören, mit den Augen durchzukommen, aber noch weit mehr mit dem Verstande: denn bieten schon die kleinen so viel Schwierigkeiten und Dunkelheiten dar, was werden nicht erst die grossen thun! Doch die Wahrheit zu gestehen, so ist dieses Künstler-Leben leicht eines der verständlichsten von allen, die Hr. v. V. geschaffen. Es fehlt zwar auch nicht an Bizarrerieen und Absonderlichkeiten; aber man hält sie leichter zu gut, und ist unter den vorliegenden Umständen geneigter, die Ausdrücke künstlerischer Empfindungen zu genehmigen. Möchte nur die Erzählung etwas einfacher seyn, und die Sprache nicht immer den gefährlichen und dabey abgeschmackten Stelzengang gehen!

P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *GESCHICHTE.*

Leipzig, b. Hinrichs: *Geschichte der kursächsischen Staaten* von D. *Christian Ernst Weisse*, Oberhofgerichtsrath und ord. Prof. d. Lehnr. zu Leipzig. 7 Band.
Auch unter dem Titel:
*Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen* u. s. w. 3 Band, und, wenn wir nicht irren, auch unter dem dritten:
*Geschichte der Regierung König Friedrich Augusts.* 1812. 251 S. 8. ohne die Dedication an den König und das Inhaltsverzeichniss. (1 Rthlr. 12 gr.)

Durch Zufall war die Anzeige dieses letzten Bandes eines Werks, wovon in unserer A. L. Z. 1809. No. 58 und 1811 No. 90 die Rede gewesen ist, der Erscheinung desselben nicht unmittelbar gefolgt, nachher absichtlich zurückgelegt worden, als die Hoffnung wieder in die Brust des Deutschen einkehrte, es werde der fremde Druck aufhören, der fremde Plunder ausgeschafft, der so zur Schmach und Ungebühr aufgedrungen, wie knechtisch-geschäftig aufgeheftet war — unsere ganze Volkseigenthümlichkeit zu zerstören, es werde ein deutsches Reich erstehen, ein freyes Wort wieder dürfen geredet werden! Denn so wenig wir es je gescheuet hatten, die Wahrheit zu bekennen — die Anzeigen des vorliegenden Werkes mögen es beweisen —: so wurde es doch immer mehr, nicht sowohl freymüthige Verachtung, als muthwillige Aufsuchung der Gefahr für sich und das Institut, ohne allen Zweck, wenn man das sagte, was gerade gesagt werden musste, und was die ewigen Gesetze des Rechts zu sagen foderten. Diese zu erwähnen, für den Zustand Deutschlands in Anspruch zu nehmen, schien der französischen Tyranney Hochverrath, da nicht bloss Buonaparte, sondern diess Volk in den Arbeitsstuben und auf dem Paradeplatz keinen Begriff davon hat, und nie gegen das Ausland gerecht seyn wird. Gerade die Eigenthümlichkeit der Regierung des Königs von Sachsen machte es uns aber ganz unmöglich, dieses Zusammentreffen zu vermeiden, nach den Grundsätzen, die wir bey der Anzeige solcher Werke, und auch des vorliegenden, anwenden zu müssen geglaubt haben, und nach dem Gefühl von dem, was Deutschland damals Noth that. Das war damals, der Zerstörung alles ursprünglich Deutschen zu wehren, der gewaltsamen Aufhebung der Verfassung aus Willkür der Fürsten, welche Souveränität und Despotie verwechselten, zur Nachahmung das Beyspiel Sachsens aufzustellen! Als endlich, nach der glorreichen Befreyungs-Schlacht von Leipzig, das Schicksal des Herrschers und seines Landes ungewiss wurde, zweifelhaft wurde, ob dieses unter dem Stamm von Wettin bleiben werde: da schien es eben so unedel gegen Unglückliche, als unmöglich, in dem Widerstreit der aufstehenden Zweyung der Meinungen antheillos gehalten zu werden, besonders als die Gemüther durch fremde Anreizung (der Erbfeinde und gegen sich selbst wüthender Inländer) erhitzt wurden. Unseren Urtheilen und Bemerkungen aber einen anderen, als den geschichtlichen, wissenschaftlichen Zweck, untergelegt zu sehen, möchten wir gern vermeiden. Auch jetzt, wenn gleich die Verträge zu Wien, keiner Partey recht, eine Entscheidung herbeygeführt haben, dürfte es Vielen noch anmassend oder unthunlich scheinen, *in dem Sinn* die Anzeige zu geben. Denn würden wir diese auch nicht über die späteren Ereignisse ausdehnen, bey denen vorzüglich die Rücksicht auf das allgemeine Vaterland so einflussreich wird, wovon aber diese Geschichte keine Erwähnung thun konnte (diese ist vielmehr durch sie nur *der erste Theil* des Lebens des Monarchen geworden; der Vf. schloss sie mit freudigen Gefühlen, welche nun auch verkehrt sind): so ist es doch unmöglich, sie ganz aus den Augen zu lassen, da sie nothwendig dazu beytragen, die ersteren richtiger zu erklären, in das gebührende Licht zu stellen. Wenn wir aber neben dem gerechten Lobe dessen, was Löbliches bis 1812 geschah, erwähnen, wie diess mehr im Nichteingreifen und Gehenlassen, als im wohlthätigen Handeln bestand, dass bey dem stillen Fortgehen in gewohnter Ordnung, die wenigen, doch seltenen Verbesserungen und Veränderungen in einer so langen und ruhigen Verwaltung nothwendig erscheinen mussten, weil der menschliche Geist nie stille steht, das Verdienst also nicht allein auf eine Seite fällt; wenn wir bey der väterlichen und haushälterischen Regierung, die der dankbare Insasse rühmte, welcher nicht Ursache hatte, beym lauten Zeitungslobe oder dem noch schlechteren feiler oder knechtisch gesinnter Schriftsteller zu seufzen, und das angepriesene Glück bey dem Hinblick auf die hungernden Kinder und den zerstörten Wohlstand des

Landes zu verwünschen, etwa bemerken, ob nicht diese Sparsamkeit zu weit getrieben worden, ob sie gerecht sey, einer wahren Staatswirthschaft gemäss; wenn wir es als ein wahres Glück des Landes preisen, dass nach dem schmählichen und schändlichen Untergang des deutschen Reiches (den nun auch Schlechtigkeit, Verkehrtheit oder undeutsche Paradoxiesucht gar vertheidigen möchte!) in Sachsen unverwandelt die Beobachtung urkundlicher Rechte blieb, auf deutsche altväterliche Weise die Verfassung fortdauerte (den einen Versuch ausgenommen, aus sieben Landschaften und ihrer Vertretung *eine* zu bilden), und dadurch in einem recht klaren, in die Augen springenden Gegensatze kund that, wie wenig nothwendig die anderwärts despotisch verfügten Umwerfungen waren, ein Gut, das sich erst recht zeigte, als man nach 1813 nicht weiter nöthig hatte, das Fremde wieder auszustossen (das, wie alle Schmarotzerpflanzen, tief in das Leben eingedrungen, selbst den deutschredlichsten Fürsten unendliche Mühe machte, wollten sie nicht den Knoten auf hannöverische Weise und doch mit stumpfem Schwerdt zerreissen), sich als grosses Gut zeigte, als nach der Bestätigung der Verfassung (1807) die schändlichen Gerüchte ohne Einfluss bleiben mussten; durch welche der Tyrann und seine Schergen die ruhigsten Lande immer in neue Furcht und Bewegung setzten, und planmässig zur Unruhe, zur Verzweifelung bearbeiteten, so Alles lähmend, — dürften wir dann hinzufügen, dass es vorerst an diesen Thatsachen genug sey, allein für die Geschichte doch auch die Quellen dieser Bewahrung der alten Formen und Ordnungen gehörten, dass es nicht einerley sey, ob die angenehme Gewohnheit des Alten, ob Arbeitsscheu, oder wirklich tiefes Gefühl von Rechtlichkeit und Achtung urkundlichen Besitzes sie herbeyführte, um so mehr, da der Eindruck der bayonner Convention durchaus nicht abzuweisen wäre, die, wenn wir sie auch nicht als Commentar der Gesinnungen, wo sie sich frey äusserten, betrachteten, doch mit der in ihrem Gefolge hervortretenden Behandlung des Privateigenthums der Preussen, der preussischen Institute, der letzten Hoffnungen der tausend Wittwen und Waisen, oder des Übermuths gegen das preussische Reich selbst, stets fleckenvoll für diese Geschichte bleibt, — kurz, wenn wir die Ereignisse unparteyisch von allen Seiten betrachten wollten: würde das nicht das beste Mittel seyn, um alle Parteyen von der Lesung der Anzeige zu entfernen? Da wir aber die Anzeige nun ni ht länger unterlassen dürfen: so soll sie sich auch bloss mit der Anzeige des Inhalts und den uns noch vorgekommenen Bemerkungen geschichtlicher Art beschäftigen.

Der ganze Band beschäftigt sich mit der Regierung des jetzigen Königs, die Vormundschaft eingeschlossen, bis zum Frieden zu Posen; im Anhang werden einige der nächsten Folgen desselben bis 1811 aufgeführt. Der Vf. ist sich in der Behandlung zu gleich geblieben, als dass wir unsere früheren Urtheile zu wiederholen brauchten. In Hinsicht der von den Grafen von Mansfeld hinterlassenen Schulden (S. 41 ff.), welche bey dem Aussterben des Hauses (1780) noch auf 786,397 Thaler berechnet wurden, in dem die berühmte Sequestration seit 1570 nur 400,000 Thaler, und zwar keinesweges nach dem Locationsurthel, sondern nach der Legitimation, höchst willkürlich, abbezahlt hatte, von welcher übrig bleibenden Summe aber der grösste Theil nicht consentirt war, ist es nicht deutlich gesagt, welches Schicksal sie gehabt haben, ob sie noch bezahlt sind, oder allmählich bezahlt wurden. In dem preussischen Antheil von Mansfeld hörte, nach den Versprechungen des Krontractats (1780), im Jahr 1716 jene Sequestration auf, ohne dass ein Gläubiger dabey gehört, oder für deren Sicherheit gesorgt wurde (S. 43). So geht es, wenn die Politik sich in die Rechtsangelegenheiten mischt! Die mansfeldsche Sequestration begann, weil man die Landeshoheit erlangen, oder befestigen wollte; das wurde erreicht, die Hauptsache, den Gläubigern zu ihrem Recht zu verhelfen, wurde vergessen. Wie viele, nach hundertjährigen Umtrieben, haben doch nun ihre Foderungen verloren? Merkwürdig ist es, dass Sachsen, welches zuerst und so gewaltsam die Landeshoheitsansprüche aufstellte und durchsetzte, ganz in der letzten Zeit wieder so milde wurde, und dem anhaltischen Hause in Walter-Nienburg die eigene Einsammlung der Reichs- und Kreis-Steuern *überliess*, das Versprechen gab, die Unterthanen mit keinen neuen Steuern zu belegen, — während von anderwärts das landesherrliche Band sehr fest anzog, und die hohe landesfürstl. Präeminenz sehr ausdehnte, der Massregeln nach dem Rheinbunde nicht zu erwähnen, die ins Ungeheure ausgedehnt wurden, weil sie von der vollendetsten Rechtlosigkeit ausgingen, und also nie Schranke, nie Gesetz war. Neu war es uns, dass das gemeinschaftliche Archiv zu Wittenberg 1802 getheilt sey; wir hatten immer gehört, und von glaubwürdigen Männern, dieses sey nie geöffnet, bis im siebenjährigen Kriege eine Bombe die zweyhundertjährigen Riegel zersprengt, und man dann gefunden habe, dass alles Moder und Staub geworden sey. Für die Geschichte ist übrigens noch kein Vortheil aus dieser Theilung hervorgegangen; die wiener Verträge haben vielerley Bestimmungen über die Theilung der Urkunden, und die Abschriften, die bald diesem, bald jenem Theile gegeben werden sollen: der Druck der Urkunden wäre das sicherste Mittel, Aller Rechte zu sichern. Auch das Archiv des Oberhofgerichts zu Leipzig, worin sich noch Acten aus dem 15 Jahrhundert finden, wurde geordnet (S. 111). Ein verdienstliches Unternehmen! Mögen die nachherigen Zufälle nicht daran verhindert, nicht wieder zerstört haben! Dass Getraidewucher an den hohen Kornpreisen seit 1804 grossen Antheil gehabt habe (127), lässt sich gar nicht leugnen, und im Preussischen müsste der öftere unmotivirte Wechsel von Verbot und Erlaubniss der Ausfuhr die schon

vorhandenen Vermuthungen über den Einfluss bedeutender Beamten, namentlich des Grafen Schulenburg-Kehnert, verstärken. Von 1783 — 1796 sind in Sachsen gegen 13400 Quadratmorgen zur Holzcultur eingerichtet (128). Die weisen Herren werden freylich den Kopf schütteln, die uns bereden möchten, lieber alles Holz wegzuhauen und den Boden in Kornland umzubrechen, dann würde das Holz — erst seinen Werth bekommen! Als ob *ein unentbehrliches Bedürfniss* zum höchsten, unerschwinglichsten Preise heraufgeschroben werden müsste! Schlimm genug, dass das Korn so viele Arbeiten und Auslagen erfodert. Wollen wir nicht auch die Hütten still stehen lassen, dann könnte das Eisen theurer werden auf den andern; oder einige Salinen verstopfen? Das Feuersprützen-Druckwerk (130) beym Amalgamirwerk auf der Halsbrücke bey Freyberg, wodurch das gänzliche Abbrennen verhindert wird, verdiente bekannter zu seyn. In Hinsicht auf das Schuldenwesen des Landes bemerken wir hier nachträglich zu der Anzeige des vorigen Theils (S. 138), dass die *Kammerschulden* Anfangs zu 12,192,000 Thaler, später aber (der Zeit nach, oder nach berichtigter Rechnung?) zu 9 Millionen angegeben wurden (S. 7), welche eine jährliche Tilgungssumme von 300,000 Thaler vermindern sollte. Im Jahr 1795 waren von den 29 Millionen Thaler *Landesschulden* (die sich 1763 fanden) bereits über 11 Millionen bezahlt (S. 78), und die dreymalige Aussetzung der Verlosung brachte in einem Falle sogar den Curs der Papiere in die Höhe. Soviel wirkt Rechtlichkeit, gehaltene Treue und *dadurch* erworbenes Zutrauen! (S. 77.) Beylagen von S. 191 an sind der Landtagsrevers vom 15 April 1805; der Abtretungsvertrag über einen Theil des sächsischen Mansfelds, des Berg- und Zehnten-Regals in der gedachten Grafschaft, die Antheile an Treffurt und Dorla an Westphalen, vom 19 März 1808; die Witthumsverschreibung über Jüterbock und Dahme an die Herzogin Johanne Walburgis 28 Jun. 1672; der Traditionsrecess über die im prager Frieden an Sachsen abgetretenen magdeburgischen Ämter vom 6 März 1638. Auch finden sich mehrere Nachträge zu den früheren Theilen. Das Bildniss des Königs ist eine passende Zugabe; über die Treue kann Rec. nicht urtheilen.

H. St. F.

Halle, im Verlage des Waisenhauses: *Neuere Geschichte der evangelischen Missions-Anstalten zu Belehrung der Heiden in Ostindien*, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien herausgegeben von D. *Georg Christian Knapp*, ordentl. Prof. d. Theol. u. s. w. Sechzigstes Stück. 1804. VIII S. und 13 Bogen. 4.

Mit diesem 60sten Stücke der Berichte ist der fünfte Band der neueren Geschichte der evangelischen Missionsanstalten beendigt. Mancherley Briefe und Auszüge aus Tagebüchern wechseln auch hier, wie sonst, mit einander ab. Als besonders bemerkenswerth können wir indessen die Nachricht nur auszeichnen von dem Erfolg, den die Reise des Missionarius Gerike in die südlichen Provinzen Indiens gehabt hat. Es sind durch sie, und auf Veranlassung derselben, gegen 3,000 dortige Heiden zum Christenthum bekehrt worden. S. die Vorrede S. VI. Als Gründe dieser auffallenden Erscheinung werden hier angeführt, dass schon ehedem in diesen Gegenden mancher Saamen des christlichen Unterrichtes sey ausgestreut worden; dass die Entfernung europäischer Colonieen zugleich den Einwohnern die Gelegenheit raube, einen Anstoss an den verderbten Sitten anderer Christen zu nehmen, u. s. w. Zudem sind hier, wie man lieset, der Götzentempel und Brahmanen nicht so viele, als an anderen Orten; die Leute sind mehr an Arbeitsamkeit gewöhnt, und daher mit Üppigkeiten weniger bekannt; ja, die europäischen Officianten endlich lassen sich die Unterstützung der Missionarien besonders empfohlen seyn.

Nächstdem setzen die Nachrichten von der Ausbreitung des Christenthums auf der Insel Ceylon am meisten in Verwunderung, wo zu Jaffa allein (S. 1065) schon 138,000 Christen gezählt werden.

Nach S. 1075 u. 74 ist es vorzüglich das Diebsgeschlecht der Kaller, das sich zur Annahme des Christenthums bereitwillig finden lässt. S. 1079 gestehen die Missionare, dass die Heiden besonders zu theueren Zeiten, und bloss des Unterhaltes wegen, den sie erhielten, zum christlichen Religionsunterrichte eilten. S. 1080 heisst es endlich: „Wenn Heiden, die viel Einfluss und Verbindung haben, oder Brahmaner zur christlichen Kirche übertreten wollten: so würde diess wahrscheinlich Unruhe, oder gar Aufruhr verursachen. — — — Wenn sich dergleichen jetzt zutragen sollte: so wissen wir nicht, was die Folge seyn würde." Wenn dem Allen so ist: so lassen sich ja auch jene ungünstigen, ihr Geschäft betreffenden Urtheile erklären, über welche die Missionarien hier klagen, ohne dass man erst rügen darf, dass sie, wie sie es selbst sagen, schon nach einem zweymonatlichen Unterrichte jene rohen und ungebildeten Heiden zum Christenthume zulassen.

Der in wissenschaftlicher Hinsicht interessanten Bemerkungen haben wir wenige gefunden. Es sind in Allem folgende: S. 1050. Die Missionarien wollen die jungen Tamulen, da sie sich ungerne dem Katecheten- und Schulmeister-Geschäfte widmen, künftig mehr in der höheren tamulischen, als in den europäischen Sprachen unterrichten, damit sie dann die Schriften der alten indischen Dichter und Philosophen besser verstehen, und ihre Landsleute aus ihren eigenen Schriften vollständiger widerlegen lernen. — An den indischen Nationalen wird S. 1051 ihr Genie und ihre Geschicklichkeit im Zeichnen, ja selbst im Miniaturmalen gerühmt. — S. 1059 wird bemerkt, dass ein stehendes Museum der Naturgeschichte, oder auch nur die längere Aufbewahrung einer Insectensammlung und ausgestopfter Thiere, in Ostindien unmöglich sey. Da man nämlich dort keine Glas-,

sondern sogenannte Rotting-Fenster hat: so dringt die anhaltende Feuchtigkeit überall ein, und bringt jene Insecten und Thiere in Fäulniss. Zu dürrer Zeit aber dringt ebenso nachtheilig überall der feine Staub ein. Alle stark riechenden Öle und Spiritus verlieren bey der Hitze bald ihren starken Geruch, und selbst Kampher und Gifte scheinen nichts gegen die Termes oder weissen Ameisen auszurichten. — Die Kuhpocken, heisst es S. 1070, werden über ganz Indien mit grossem Erfolg und williger Aufnahme verbreitet, um so mehr, da dort die Kühe in grosser Achtung stehen. — Der Raja von Tanschaur legt nach S. 1071 eine marattische, und die Engländer zu Madras legen eine telungische Druckerey an. Noch andere Nachrichten der Art, deren weitere Auszeichnung hier zu umständlich seyn würde, sind S. 1081, 82, 1097, 99 nachzulesen.

Eine von Zeit zu Zeit erneuerte ausführliche Darstellung (das 61—64 Stück ist auch erschienen, aber uns noch nicht zugekommen), und ein vollständiges Gemälde des gesammten Missionswesens, würde den Werth dieser Berichte sehr erhöhen, und das ganze Publicum in den Stand setzen, unparteyischer über das zu urtheilen, was es wirklich leistet, oder leisten könnte: denn nützlich kann es unfehlbar von mehreren Seiten her werden.

— z —.

Halle, im Verlage des Waisenhauses: *Nachricht von dem Fortgange der evangelischen Mission in Ostindien und von den zur Erhaltung derselben in den Jahren 1808 — 1813 eingegangenen milden Beyträgen.* Den Freunden und Wohlthätern der Mission gewidmet von D. *Georg Christian Knapp*, Senior der theologischen Facultät in Halle, Director des theologischen Seminarii, des k. Paedagogiums und des Waisenhauses, u. s. w. 1814. 28 S. 4.

Der Inhalt dieses Berichts ist vollständig, unter anderen aus Beckers Nationalzeitung No. 23 Junius 1815 bekannt; das Resultat muss für jeden Freund der Verbreitung solcher Anstalten erfreulich seyn, da es beweist, dass die evangelischen Missions-Anstalten in Ostindien nicht nur fortbestehen, sondern sich auch immer mehr verbreiten; die Mission zu Tanschaur hat z. B. unter allen protestantischen den ausgedehntesten Wirkungskreis. Freylich erfährt man durch diese Berichte von dem äusseren mehr, als von dem inneren Geiste, und es möchte in Ansehung des letzteren auch wohl das von den ostindischen Missionen gelten, was Lichtenstern und Alberti von den Missionen am Cap und auf der Kafferküste mit eben so viel Wahrheit, als Wehmuth sagen! Die Beyträge theilen sich in sogenannte milde zur Erhaltung der Mission, und in Liebesgaben für dieselbe; erstere sollten eben so übersichtlich, wie letztere, angegeben seyn!

Dk.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Observationes oryctognosticae et chemicae de hauyna et de quibusdam fossilibus quae cum hac concreta inveniuntur. Praemissis animadversionibus geologicis de montibus Latii veteris.* Commentat. quam — — publico virorum doctorum examini submittit auctor *Leopoldus Gmelin*, Doctor Med. et Chirurgiae. Cum tabula geographica. 1814. 58 S. 8. (9 gr.)

Der Vf., ein Sohn des verstorbenen berühmten göttingischen Lehrers der Chemie, empfiehlt sich durch diese Schrift den Gelehrten auf eine sehr vortheilhafte Weise. Wir erhalten hier treffliche Nachrichten über ein Mineral, welches nur in vulcanischen Gegenden und in sehr kleinen Stücken gewöhnlich vorkommt, also nicht von vielen Naturforschern untersucht werden konnte. Der Vf. redet zuerst von dessen geognostischem Vorkommen: er hat es in Italien selbst zu erforschen Gelegenheit gehabt. Er glaubt nicht, dass der Peperino bey Rom, worin sich die Hauyna findet, wie *Leop. v. Buch* will, aus den Bergen des alten Latiums als ein vulcanischer Tuff herabgeschwemmt, und in den niedrigen Hügeln Roms zusammengeschwemmt sey, denn jenen Bergen fehlt der Bimsstein, welcher im Peperino vorkommt: sondern er hält den Lago d' Albano und den Lago di Nemi für die Cratere, welche den Peperino einst auswarfen, jetzt aber durch Ansammlung von Wasser in ihnen zu Seen geworden sind. Auf die geognostische Untersuchung folgt eine gute äussere Beschreibung der Hauyna. Nach einer sehr genauen chemischen Analyse erhielt er in hundert Theilen: Wasser 1,2, Kieselerde 35,48, Alaunerde 18,87, schwefelsauren Kalk 21,73, Kalk 1,66, Eisenoxyd 1,16 und Kali 15,45. Es lässt sich aus diesem erwarten, dass die Hauyna vor dem Löthrohre leicht schmilzt, und so fand sie auch der Vf. gegen *Vauquelins* Angabe. Mit der Hauyna kommt ein anderes weisses Mineral vor, welches entweder derb ist, muschlig im Bruch, matt, undurchsichtig, oder spatartig, in Würfel zerspringend, muschlig, glänzend von Glasglanz, und durchsichtig. Spec. Gew. der ersteren Abänderung = 2,488, der zweyten = 2,727. Vor dem Löthrohre schmilzt es nicht, und wird nur an den Ecken undurchsichtig. Die chemische Analyse gab in hundert an Kieselerde 51,5, Alaunerde 24,45, Kalk mit etwas Bittererde 5,72, Eisenoxyd 2,5, Manganoxyd 5,45, Kali mit etwas Natrum 11,79, Wasser 2, Verlust 4,36. Es scheint also dieses Mineral dem Leucit sehr nahe zu stehen. Die folgenden Abtheilungen enthalten Nachrichten über die Hauyna vom Vesuv, von Andernach und aus der Auvergne. Dass die Hauyna auch in diesen Gebirgen vorkommt, zeugt ebenfalls für den vulcanischen Ursprung derselben, welcher immer wahrscheinlicher wird.

F. V.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

Leipzig, in Comm. b. Barth: *Darstellung der, im Jahre* 1803 *in Leipzig errichteten, neuen Armen-Anstalt.* Zum Besten der Armen-Anstalt. 1812. IV u. 172 S. 8. (18 gr.)

Leipzig, dessen Einwohnern schon Papst Alexander V in der, im Jahr 1409 zur Bestätigung der Universität ausgestellten Urkunde den Lobspruch ertheilt, dass sie „als artige und wohlgesittete Leute bekannt wären," hat, trotz der zum Theil schweren und grossen Opfer, welche in einer Reihe von mehreren Jahrhunderten die Fehden und Kriege der Markgrafen, Dietrichs des Bedrängten (in den Jahren 1212 u. 1218), Albrechts (1263 u. 1296) und seiner Söhne (1307), der Hussitenkrieg (besonders 1430); der Krieg zwischen Joh. Friedr. d. Grossm. und Moritz (1547), der 30jährige (besonders seit 1626), der schwedisch-polnische (1706), die beiden schlesischen (1740 — 45), der 7jährige und vornehmlich der neueste, der Stadt kosteten, seinen Humanitätssinn durch so manche Handlung der Wohlthätigkeit, gegen einheimische und auswärtige Hülfsbedürftige, nicht nur von einzelnen Personen und achtbaren Gesellschaften, wie den Freymaurerlogen (seit 1741, wo die Freymaurerey ihren ersten Tempel in Leipzig erbaute), der Harmonie, bey deren Stiftung im Jahr 1775 vorzüglich, neben der geselligen Unterhaltung, die Unterstützung der Hausarmen bezweckt ward, und von anderen Privatvereinen ausgeübt, sondern vorzüglich durch mehrere milde Stiftungen, welche dem Magistrate entweder ihr Daseyn, oder doch ihre Erhaltung, zweckmässige Organisation und Verwaltung verdanken, unverkennbar an den Tag gelegt. Eine, schon im Jahr 1212, unter Markgr. Dietrich gegründete Pilgeraufnahme-Anstalt, welche der Rath 1439 von den Augustinerchorherren kaufte und zweckmässiger einrichten liess, erhielt in der Folge nicht nur eine andere Bestimmung, sondern auch im Jahr 1700 ihren gegenwärtigen Platz, und wurde, unter dem beybehaltenen alten Namen des *Georgenhauses*, als Besserungs-, Versorgungs- und Waisen-Haus, selbst mit Benutzung der, von *Howard* und *Rumford* aufgestellten Grundsätze, späterhin neuorganisirt. Das, unter dem Namen des *Jacobshospitales*, in neueren Zeiten mit einem klinischen Institute verbundene, Krankenhaus ward im J. 1569 gestiftet. Das, zur Aufnahme bejahrter Personen bestimmte, *Johannishospital*, dessen Stiftung schon ins 13 Jahrhundert fällt, erhielt in der Folge durch ansehnliche Vermächtnisse eine beträchtliche Erweiterung. Die (wie Rec. von einem Theilnehmer gehört zu haben sich erinnert) zuerst in der Harmonie zur Sprache gebrachte Idee eines *Arbeitshauses für Freywillige* wurde im J. 1792 realisirt. In dasselbe Jahr fällt auch die Stiftung der, vorzüglich auf *Rosenmüller's* Anregen und durch des geh. Kriegsrath *Müllers* Betriebsamkeit gegründeten *Rathsfreyschule*, in welcher jährlich über 600 Kinder freyen Unterricht in allen gemeinnützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten erhalten, so wie die Errichtung einer, mit dem vorhin erwähnten Arbeitshause verbundenen Schule, welche, wie jene, einem rühmlichbekannten und rastlosthätigen Pädagogen, dem Dir. *Plato*, ihre zweckmässige Einrichtung und Fortführung verdankt. Nächst diesen Anstalten, welche alle auf Abhelfung oder Verminderung irgend einer Art des physischen oder geistigen Mangels berechnet und also wahre Hülfsanstalten sind, sorgte der Magistrat noch dadurch für die Armen, dass er aus seinem *Almosenamte* jährlich nicht unbedeutende Summen an Ortsarme verabreichen liess. Doch in einem Orte, wie Leipzig, der einerseits zwar dem raffinirenden Erwerbfleisse so manche, anderwärts nicht fliessende, Erwerbsquelle öffnet, andererseits aber auch mehr Veranlassungen zur Verarmung einzelner Individuen und ganzer Familien herbeyführt, als mancher kleinere, mit dem Luxus grosser Städte weniger vertraute Ort, schienen alle diese wohlthätigen öffentlichen Anstalten zur Abhülfe der Armuth noch nicht zu genügen. Nach dem Vorgange Hamburgs, bildete sich daher durch Vereinigung der Obrigkeit und der Bürgerschaft im J. 1803 unter Leitung des verdienten Hofraths, D. *Einert*, welcher kurz zuvor das Amt eines Bürgermeisters übernommen hatte, eine sogenannte Armenanstalt, welche in der vor uns liegenden Schrift, nach ihrem Zwecke, den, ihrer Organisation und Verwaltung, zum Grunde liegenden und nach einer 8jährigen Prüfung aus Erfahrung nicht unbewährt gefundenen Maximen ausführlich beschrieben wird. Der Zweck dieser Anstalt ist kein anderer, als

den Ortsarmen, welche aus Mangel der zum Erwerb nöthigen, Kraft oder der Gelegenheit zur Arbeit (S. 28), ihre Bedürfnisse — das Maximum des Bedarfs ist wöchentlich zu 21 gr. angenommen (S. 33) — durch eigene Mittel und Arbeitsertrag zu befriedigen nicht vermögen, das Fehlende nach jenem mässigen Anschlage entweder, wo es thunlich, in Natur oder durch ein Geldsurrogat, den Arbeitsfähigen durch ihnen übertragene Woll- oder Flachs-Spinnerey oder durch Stricken (S. 52) Gelegenheit zur Arbeit zu verschaffen, und so die Ursachen der Armuth zu entfernen; die fremden Armen aber, während ihres, möglichst abzukürzenden, Aufenthalts im Orte, der Nothwendigkeit des Bettelns zu überheben. Ein *Armendirectorium*, welches aus einem Director, der einer von den Bürgermeistern oder doch ein Gelehrter aus den Senioren des Raths (so heissen in Leipzig die 11 dem Range nach ersten Rathsherren) seyn muss, besteht, dessen übrige Mitglieder, unter denen wenigstens ein Rechtsgelehrter, ein Arzt und vier Rathsherren seyn müssen, aber aus den Einwohnern des Orts ohne Unterschied der Confession, nur mit Rücksicht auf Unbescholtenheit des Charakters, gewählt werden, leitet die gesammte Armenpflege, und also auch die Einsammlung und Verwendung der Beyträge: denn die Existenz der Armenanstalt beruht bloss auf freywilligen Beyträgen der Einwohner Leipzigs und der, die Messen besuchenden, fremden Kaufleute, zu deren Entrichtung sich jeder Contribuent durch Einzeichnung seines Namens und der Summe seines verwilligten Beytrags in ein ihm, von den durch das Armendirectorium dazu beauftragten Subscriptionssammlern überreichtes Buch auf 3 Jahre verbindlich macht. Diese Beyträge werden von den, unter dem Namen der Subscriptionspfleger dazu beauftragten Personen, (welche, so wie die Subscriptionssammler, nicht zu dem eigentlichen *Armendirectorium* gehören) eingesammelt. Der Magistrat, welcher nicht nur durch seine vorhin erwähnten milden Stiftungen, die jedoch übrigens von dem Armendirectorium unabhängig verbleiben, für die Zwecke dieses löblichen Instituts mitwirkt, sondern auch demselben mehrere Gebäude, Zimmer und andere Plätze einräumt, den zur Heitzung gewisser Zimmer nöthigen Braunkohlenbedarf unentgeltlich verabfolgen lässt, und, neben anderen Vergünstigungen, auch mehreren, für die Armenanstalt thätigen Personen die Befreyung von dem gewöhnlichen Sperrgelde gestattet, giebt überdiess für jede Subscriptionszeit jährlich, sowohl aus seinen Mitteln und aus dem Almosenamte, als auch aus dem Kirchenvermögen, 5,580 Rthlr. Die Unterzeichnungen der Einwohner betrugen in den drey ersten Jahren 18,816 Rthlr. 20 gr.; in den drey folgenden gegen 800 Rthlr. mehr; von 1809 — 1812 aber nur 17,348 Rthlr. 14 gr. Auch die Beyträge der Messfremden fielen für die drey ersten Jahre am reichlichsten aus, und betrugen 2800 Rthlr.; in den letzten Jahren aber 1200 Rthlr. weniger. Ausserdem machten sich noch Kaufmannschaft, Kramer- und andere Innungen zu kleineren jährlichen Beyträgen von 75 — 12 Rthlr. (S. 12) verbindlich. Zu diesen ordentlichen Beyträgen kommen noch manche zufällige, durch Legate, Schenkungen, von Schauspielen, Concerten, die zum Besten der Anstalt gegeben werden, aus den Armenbüchsen, Zinsen von ausgeliehenen Capitalien u. s. w. Auch der König, welcher wohlthätige Anstalten väterlich begünstigt und unterstützt, lässt den, für das zur Speisung der Armen nöthige Getreide und Victualien entrichteten Generalaccisbetrag der Anstalt huldreich wiedererstatten (S. 64). Bey der Verwendung jener Fonds geht die Anstalt von dem Grundsatze aus, dass es Pflicht jeder Generation sey, ihre Armen zu ernähren, welche Maxime jedoch nicht hindert, Capitalien, die durch Vermächtnisse oder ausserordentliche Schenkungen der Anstalt zufallen, als einen Nothpfennig für ausserordentliche Fälle aufzusparen (S. 14). Alle eingegangenen Beyträge werden an die, aus den Gliedern des Armendir. erwählten, Cassirer abgeliefert, welche nach erhaltenen Weisungen darüber disponiren. Ausser 12 Districtsvorstehern und dem Secretariate, bestellt das ADir., dessen Mitglieder für drey Jahre gewählt werden, dermalen 8 Deputationen unter dem Namen der *Comitéen*. Durch die *Krankencomité* erhalten die kranken Armen nicht nur die Hülfe eines Arztes und nöthigenfalls auch des Wundarztes, sondern auch Arzneymittel und was sonst zu ihrer Verpflegung nothwendig ist; oder sie werden, auf Verwenden, in eine dazu geeignete Rathsanstalt aufgenommen. Die *Arbeits*anstalt giebt nicht nur Arbeitsfähigen zu den vorhin schon erwähnten Arbeiten Gelegenheit, sondern versieht sie auch nöthigenfalls mit den dazu erfoderlichen Werkzeugen. Die *Speise*anstalt versorgt ihre Pfleglinge mit Brod, da man aus Localgründen die Verabreichung warmer Speisen nicht rathsam findet, weil die ärmere Volksclasse Leipzigs an ein, die Stelle warmer Speisen vertretendes kaffeeähnliches Getränk zu sehr gewöhnt ist (S. 37); die *Holz*anstalt liefert Holz; die *Magazin*anstalt, mit welcher die *Vorrathscomité* in Verbindung steht, Bettgestelle, Wäsche und Kleidungsstücke; die *Wohnungs*anstalt besorgt die Aufnahme dazu geeigneter Personen ins Armenhaus (S. 70). Die *Erziehungscom.* sorgt, dass die Kinder der Armen Unterricht erhalten; zu welchem Zwecke zwey besondere Lehranstalten für Knaben und eben soviel für Mädchen errichtet sind, in welchen diejenigen Kinder, die keine Aufnahme in den öffentlichen Rathsschulen finden konnten, unterwiesen werden. Sie erhalten nicht nur Bücher und andere nöthige Lehrmaterialien, sondern auch, besonders bey ihrem Abgange, Kleidung; und das Armendir. unterstützt das Bemühen der Ältern zum Unterbringen der Kinder bey einem Lehrmeister u. s. w. Unter der *Fremdencom.* steht die Expedition für fremde Arme, wo sich diese zu melden haben, und eine kleine Unterstützung, oder doch eine Anweisung zu deren Auszahlung am äussersten Tho-

ze, empfangen. Alle Geschäfte sowohl von den Gliedern des ADir., als von den Pflegern werden unentgeltlich besorgt; nur einige angestellte Officianten erhalten einen kleinen Gehalt. Alle Jahre wird dem Publicum in einer gedruckten Nachricht Rechnung abgelegt. Auf Geldvorschüsse hat sich vor der Hand die Anstalt noch nicht einlassen können. (S. 42.) — Von einem Vereine, der aus Männern besteht, die sich zum Theil durch eine höhere wissenschaftliche Bildung und durch vertraute Bekanntschaft mit den verschiedenen Zweigen der Staats- und Polizey-Verwaltung, zum Theil als vielseitig gebildete, durch ihren früheren Aufenthalt in anderen Ländern auch mit den Nachahmung verdienenden Anstalten des Auslandes bekannte Geschäftsmänner sich auszeichnen, lässt sich kein anderer als ein wohldurchdachter, auf Grundsätzen der Humanität und bestmöglichsten Ausführbarkeit gegründeter Plan zur Armenversorgung erwarten. Und als einen solchen hat man auch den des leipziger Armendirectoriums mit Recht anerkannt. Schon aus dieser kurzen Anzeige der Einrichtung der leipziger Armenanstalt leuchtet der humane, liberale und umsichtige Geist, der in diesem Institute herrscht, und namentlich auch aus dem schon oben angeführten Umstande, dass man die bey den Armen wahrgenommene Angewöhnung des Genusses eines kaffeeartigen Getränks nicht durch Aufdringen der rumford'schen Suppe gewaltsam zu verdrängen suchte, hervor. Jede menschliche Anstalt, auch die vollkommenste, lässt noch so manche fromme Wünsche zu, und es ist wohl kaum zu verhüten, dass unter einer so grossen Anzahl von Personen, welche eine Armenanstalt umfasst, nicht vielleicht ein Einzelner mehr oder weniger berücksichtigt oder doch berücksichtigt zu werden scheinen dürfte, als das Gesetz des Instituts fodert. Wer, wenn er einzelne Erfahrungen der Art auch bey der leipziger Armenanstalt gemacht hätte, seine hülfreiche Hand diesem wohlthätigen Institute entziehen wollte, würde vergessen, dass kein Sterblicher, auch kein Collegium derselben allwissend sey, und dass auch die strengste Gerechtigkeitsliebe jeden Einfluss einer scheinbaren oder wirklichen Parteylichkeit, bey aller Einsicht und gutem Willen, nicht abzuwehren vermag. Welchen besseren Weg konnte z. B. das Armendirectorium einschlagen, um die wirkliche oder angebliche Hülfsbedürftigkeit der, für irgend eine Art der Unterstützung, seinen Beystand suchenden Personen zu erfahren, als dass es einer Anzahl als rechtlich bekannter Bürger, unter dem Namen der *Armenpfleger* (S. 80 ff.), die Untersuchung des Zustandes der in ihrer Nähe wohnenden Armen übertrug? Lässt es sich aber wohl, bey der Verschiedenheit menschlicher Ansichten und Gefühle, erwarten, dass das Resultat über eine und dieselbe Familie, wenn die Untersuchung auch von mehreren Armenpflegern angestellt würde, ganz gleichlautend ausfallen dürfte? Der Eine, den Buchstaben des Gesetzes streng befolgend, wird da, wo er, in einer ziemlich reinlich gehaltenen Stube, etwa noch eine, vielleicht durch Erbschaft hiehergekommene Commode erblickt, wo er Mutter und Kinder in einem reinlichen (vielleicht von Wohlthätern geschenkten) Anzug findet, noch keinen so hohen Grad der Hülfsbedürftigkeit entdecken, der zur Empfehlung an das Directorium, das ohnehin an das Gesetz der möglichsten Einschränkung gebunden ist, eignete. Ein Anderer, der mehr den Geist als den Buchstaben des Gesetzes ins Auge fassen zu müssen glaubt, und da der höhere Zweck jeder auch der leipziger Armenanstalt mehr auf Verhütung gänzlicher Verarmung, als auf lebenslängliche Ernährung der vielleicht durch eigene Schuld in Dürftigkeit gerathenen Armen geht, der Meinung ist, einer Ordnung und Reinlichkeit liebenden und noch nicht ganz an den Bettelstab gebrachten Familie müsse eher aufgeholfen werden, als einer solchen, die trotz des, an allen Thoren Leipzigs stehenden, polizeylichen Anschlags: „das Betteln ist bey harter Strafe verboten," dennoch dieses Handwerk im Geheim zu treiben nicht unterlassen dürfte, wird seinen Bericht über jene Familie als eine der Unterstützung bedürftige und würdige abfassen. Jedes Wort des öffentlichen Tadels einer solchen preiswürdigen Anstalt würde um so mehr Versündigung seyn, je grösser ohnehin schon die Hindernisse und Schwierigkeiten sind, die sich einer Anstalt der Art in den Weg stellen, und je mehr sich von einem Collegium einsichtsvoller und rechtlicher Männer erwarten lässt, dass sie im Laufe der Zeiten die etwa noch nicht realisirten Wünsche, die ihr Plan selbst andeutet, realisiren, den etwanigen Unvollkommenheiten einzelner Verwaltungszweige abhelfen, und den Gang des ganzen Geschäfts, wenn es thunlich, immer mehr möglichst vereinfachen werden. Wer die Anstalt lieber mit einem philanthropischeren, als dem von staatsbürgerlichen Amtsverhältnissen entlehnten Namen eines Armen*directoriums* benannt zu hören wünschen sollte, den bittet Rec., nicht zu vergessen, dass überhaupt auf die Sache mehr, als auf Namen ankomme, dass die, auf Namenverbesserungen ausgehende Kritik auch bey einem *Armenhülfsverein* oder einem ähnlich geformten Namen Gelegenheit zu Ausstellungen finden dürfte; und insbesondere den Umstand zu erwägen, dass vielleicht die einsichtsvollen Stifter dieser Anstalt diesen und andere, von staatsbürgerlichen Amtsverhältnissen entlehnte Namen, die ja selbst von den, zur Verbreitung der heil. Schrift in unseren Tagen gegründeten Gesellschaften nicht verschmähet wurden, als unschuldige Vehikel wählten, um für ihr Institut auch das Interesse solcher Theilnehmer zu erwecken, denen der Name doch etwas zur Sache beyzutragen scheint. Rec., welcher mit dem leipziger Armendirectorium in keiner näheren Verbindung steht, beschliesst diese Anzeige mit dem herzlichen Wunsche, dass Leipzig's Einwohner auch unter dem schweren Drucke der Zeiten von diesem, ihnen auch im Auslande zur Ehre gereichenden In-

stitute ihre hülfreiche Hand nicht abziehen, dass sie sich durch das Beyspiel und durch den noch unter ihnen lebenden Geist ihrer zum Theil schon entschlafenen edlen Mitbürger ermuntert fühlen mögen, durch Handlungen der Wohlthätigkeit, durch milde Stiftungen und deren mühvolle Verwaltung den Ruhm zu bewähren, den Leipzig's Magistrat und Bürgerschaft bis auf diesen Tag im In- und Auslande mit vollem Rechte behauptet hat.

4. 25.

1) Wien, ohne Angabe des Verlegers: *Ignatz Schusters*, Sängers und Schauspielers, *Mimische Darstellungen.* 1815. 12 Bl. kl. Fol.

2) Berlin, b. Wittich: *Deutsche Trachten.* Erstes Heft. Mit einer Vorrede von *E. M. Arndt.* 1815. 4 Bl. und 4 S. Vorrede Fol.

No. 1. Hr. *Schuster*, ein zu Wien beliebter komischer Schauspieler, ist auf diesen Blättern, radirt und colorirt, in den Rollen dargestellt, in welchen er dem Publicum besonders gefällt. Dagegen kann Niemand etwas haben. Die Schauspiele, in welchen er glänzt, sind bey uns nicht bekannt, und mehrentheils sogenannte Localstücke, die gewöhnlich zum Besten der Casse, auch Zugstücke sind. Lächerlich genug gekleidet sind die Karrikaturen, in welchen Hr. *Sch.*, dessen Portrait die Gallerie eröffnet, erscheint, und seine Verehrer haben ihn vervielfältiget. Es ist nicht zu leugnen, dass diese Vervielfältigung nur auf Rechnung eines steten Hin- und Her-Sinnens und steten Haschens nach Auffallenheiten realisirt werden kann, und es ist auch zu bekennen, dass darinn der Künstler das Seinige redlich gethan hat.

No. 2. Auf 4 von Kolbe, Herbig und Buchhorn gezeichneten, von F. W. Meyer gestochenen colorirten Blättern sehen wir 8 weibliche und 4 männliche Figuren in (wie die Künstler wollen) altdeutschen Trachten. Dieses Künstlergeschenk verdient alles Lob, und die Arbeiten gehören zu den gelungensten dieser Art. Aber es bleibt der Wunsch, dass es den Künstlern gefallen haben möchte, anzugeben, von welchen Originalen genommen wurde, was sie uns geben, wo sich dieselben befinden, ob es lebende Personen waren, welche, und in welchen Jahren sie lebten. Ohne diese Angaben bleibt das Werk immer nur ein Bilderbuch, etwa zum Besten der Bühnen und Modenliebhaber. Wir können nicht leugnen, dass einige dieser Figuren uns gar zu theatralisch vorkommen. Daher wäre es sehr gut gewesen, uns diesen Wahn durch Angabe der Originale, Namen und Zeitbestimmung zu benehmen. Wenigstens sollte bey etwa erscheinenden folgenden Heften dieses Verlangen berücksichtigt werden. In der Vorrede — welche in dem bekannten Tone der deutschen Volksschriften des Vfs. geschrieben ist, — wird gesagt: die Künstler würden wirklich bestandenen Trachten auch idealisirte zufügen, und desshalb besonders wird es nöthig seyn, anzugeben, was Wirklichkeit gab, und was Erfindung in der beliebten Manier geben konnte oder wollte.

L. P.

Grätz, b. Kienreich: *Wundermenschen; oder Darstellungen frappanter Eigenthümlichkeiten, ausserordentlicher Charaktere, beyspielloser Sonderbarkeiten und unbegreiflicher Erscheinungen in der Menschennatur.* 1815. 226 S. 8.

Auch ein Werkchen, welches der Abschreiber ohne grosse Mühe aus Journalen, Reisebeschreibungen u. s. w. gesammelt, und gegeben, wie er es gefunden hat; eigentlich ein allenthalben zusammengestoppelter *Nachdruck.* Vorzüglich ist die Zeitschrift *Curiositäten* geplündert worden. Bey dem einen dieser Aufsätze hat der Sammler auch (S. 94) den Zusatz des Herausgebers der genannten Zeitschrift beygefügt, so, dass man glauben soll, es sey der seinige. Sich zu nennen, hat er nicht gewagt, weil Diebe nie gern genannt seyn wollen; aber der Verleger hat *bona fide* seinen Namen preis gegeben. Vermuthlich hat er nicht gewusst, dass er der Vertrödler des Entwendeten seyn soll.

M. m.

---

## KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. (*Leipzig*, b. Hartknoch:) *Gedichte* von *Johann Gottfried Seume.* Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1810. 556 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Etwas über den allgemeinen Charakter dieser Gedichte zu sagen, ist zu spät: der Dichter und seine Werke sind bekannt genug; auch hat *S.* selbst über seinen Werth oder Unwerth als Dichter, je nachdem man die Sache nimmt, sich in der ersten und zweyten Vorrede wahr und redlich vernehmen lassen. Der Verbesserungen in dieser dritten Ausgabe sind wenige, aber die Vermehrungen sind nicht unbedeutend. Im J. 1804 schrieb der Vf.: „Ich habe nun einmal die Krankheit, dass mich Alles, was Bedrückung, Ungerechtigkeit und Inhumanität ist, empört, und werde wohl schwerlich ganz davon genesen. Und wenn in einer guten Sache tausend Versuche fehlschlagen: so verzweifle ich doch nicht an dem endlichen Gelingen. Jede Äusserung vom Gegentheil ist also bloss eine Wirkung des momentanen Missmuths und des Glaubens, dass man noch nicht auf dem rechten ist. Was wir nicht finden, bleibt anderen.“ Möchte er doch die grossen Veränderungen unserer Tage erlebt haben!

— on —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1815.

*FORSTWISSENSCHAFT.*

Marburg und Cassel, b. Krieger: *Annalen der Forst- und Jagd-Wissenschaft.* Vierter Band. 1 und 2 Heft.

Auch unter dem Titel:

*Annalen der Societät der Forst- und Jagd-Kunde.* Herausgegeben von *C. P. Laurop*, grosherzogl. badenschem Oberforstrath u. s. w. Zweyter Band. 1 und 2 Heft. 1815. 180 und 188 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die rasche Fortsetzung dieser Annalen, deren erste 5 Bände in diesen *Erg. Bl.* 1815. No. 46 recensirt worden sind, gehört unter die angenehmen Erscheinungen in diesem Zweige der Literatur, und besonders freut uns, dass bey der Auswahl der aufgenommenen Materialien eine besondere Rücksicht auf das Neue und Brauchbare hervorleuchtet. Der Inhalt der beiden Hefte ist folgender: *Erstes Heft.* 1) *Ist das Streu- und Laub-Sammeln für das Gedeihen der Waldbäume wirklich so schädlich, als die Forstwirthe im Allgemeinen glauben? Von Körte.* Der Vf. findet im Einklange mit dem Rec. Vieles an dem unbedingt prohibitiven Lehrsatz zu modificiren, und erklärt sich nur für das unbedingte Verbot des Laub- und Streu-Rechens, a) *in jedem jungen Holze, das sich noch nicht gereinigt hat*, b) *in jedem haubaren Ort einige Jahre vor dem Abtrieb.* Rec. würde übrigens als allgemeinen Satz das Verbot der willkührlichen Streunutzung allerdings festhalten, aber den Forst-Directionen empfehlen, die Modificationen durch das örtliche Verhältniss zu bestimmen. Der Vf. hat nur den physischen Theil der Localität berührt; der nationalökonomische ist aber eben so wichtig, in dessen Folge es nöthig ist, abzuwägen, ob das landwirthschaftliche oder das Forst-Interesse für die Nationalökonomie ein grösseres Resultat liefert. Die Opfer, welche der dirigirende Forstmann dem Allgemeinen bringt, sind eben so achtbar als das consequente Durchführen wohlgediegener Administrations-Maximen. 2) *Schutz der Abtriebsgrenzen* von *König.* Eine für den sorgsamen Forstwirth nicht gleichgültige Idee ist hier angeregt, deren nähere Entwickelung zu wünschen wäre. 3) *Ein Erhaltungsmittel des mastbuchenen Niederwaldes.* Die Erhaltung des Aufschlags aus Saamen wird empfohlen. Wo dieses nicht schon beobachtet wird, muss man allerdings darauf sehen. Unter der Aufsicht des Rec. geschieht dieses nicht nur in allen Schlaghölzern, was wir Verjüngung des Niederwalds nennen, weil die Stöcke mit der Zeit schlechter werden, sondern es werden auch, was wir Veredlung des Niederwalds nennen, Saamen von besseren Laubholzsorten eingestreut. 4) *Versuche über das Entrinden stehender Bäume*, von Oberjägermeister *von Werneck.* Dieser würdige nun verstorbene Forstmann theilte einen District von 100 vierzigjährigen Eichen in 4 Theile, welche vom Jahre 1787 bis 1790 geschält wurden. Nur 18 Bäume starben aus. Die noch übrigen 82 Stämme wurden nun von 1791 bis 1794 zum zweyten Male geschält, wobey nur 4 Individuen ihren Tod fanden. Erwägt man nun, dass der Bestand ohnehin der Durchforstung nahe war, und dass aus dieser und anderen Ursachen manche Stämme ohnediess ausgestorben wären: so ergiebt sich hieraus die hohe Wichtigkeit dieser Versuche für die Gewinnung der Lohrinde, und Rec. fodert die praktischen Forstmänner zur Fortsetzung dieser Versuche auf. 5) *Über das zweckmässige Nachsuchen und Anhetzen eines angeschossenen Stück Wildes* vom Feldjäger *Fischer.* Rec. weiss aus Erfahrung, wie nöthig es ist, diese in der Natur der Sache begründeten Regeln den Jägern *ex officio* einzuschärfen. 6) *Vorschläge zur zweckmässigen Behandlung kranker Hunde, nebst Anhang über Erziehung der Hunde im Allgemeinen*, vom Hofapotheker *Donauer.* Ob die mitgetheilten Recepte für die angegebenen Fälle Erfolg gewähren, diess muss die längere Erfahrung lehren. Die Ansichten des Vfs., dem *fette Hunde und feiste Förster* nicht recht gefallen wollen, sind aber sowohl im Betreff des therapeutischen als des diätetischen Theils seiner Abhandlung ganz naturgemäss. 7) *Königl. baier. Verordnung das Verbrechen des Wilddiebstahls betreffend.* Die Verordnung ist vom 9 Aug. 1806. Ein schönes Actenstück, zugleich Beleg der Humanität der Regierung, die es hat ausfliessen lassen. 8) *Bemerkungen über Forstfrevelordnungen und Frevelgerichte*, von *Lintz.* 9) *Einige Ansichten über die Purification der Waldungen von Servituten* von Z. Beide nur fragmentarisch. Den Schluss macht die Forst- und Jagd-Literatur der laufenden Zeit, ein Verzeichniss der seit der Errichtung der Societät der Forst- und Jagd-Kunde gestorbenen Mitglieder, und der in unserer Recension des vorherigen Bandes noch vermisste Nekrolog des um die Forst- und Jagd-Kunde rühmlichst verdienten Fürsten von Leiningen, sowie eine kurze biographische Skizze über den am 8 Decbr. 1813 ver-

ftorbenen D. Leisler. Rec. wendet fich zum zweyten Heft. 1) *Ift in den Gewächfen Wärme enthalten?* Von *Balde*. Die erzählten Verfuche geben kein Refultat. Nichts ift fchwieriger als thermometrifche Experimente diefer Art. 2) *Über die Production eines neuerfundenen Kunftmafers* von *Märter*. Der Vf. kündigt über diefen Gegenftand ein eigenes Werk an. Wenn diefes wirklich in Stand fetzt, die Holzmafern nach Gutbefinden an den wachfenden Bäumen zu erzeugen: fo ift es allerdings der Mühe werth, auf diefe fchöne Erfindung zum Voraus aufmerkfam zu machen. 3) *Einige bey Culturen in Schlefien und den Marken gemachte Erfahrungen und Bemerkungen, mit Rückficht auf die von Hartig, Burgsdorf und Kropf aufgeftellten Lehrfätze*; von *Pfeil*. Sehr fchätzbar, nicht nur weil überhaupt die Fortfetzung eigener Beobachtungen in einem ganz auf Erfahrung beruhenden Fache den Dank der Lefer verdient, fondern auch wegen der gefchickten Beobachtungsgabe des Vfs., der feine Bemerkungen eben fo befonnen anfieht, als er fich von der Autorität der Meinungen unabhängig ftellt. Die Mittheilungen betreffen die Cultur der Eiche, der Birke und der Kiefer. Wir wünfchen, dafs fie kein Forftgärtner ungelefen laffe. Ein Auszug daraus würde für unfere Blätter zu weitläuftig feyn. 4) *Von der Entftehung des Brandes und den Urfachen, die Feuergewehre begünftigen oder verhindern, ihn hervorzubringen.* Von *C. H. D.* Der Weidmann nennt den mit Kugeln oder Schroten verletzten Theil eines erlegten Wilds brandig, wenn er fchwarzroth ausfieht und den Zufammenhang mit den zunächft liegenden Gebilden gänzlich verloren hat. Die Urfachen diefer Erfcheinung findet der Einfender im Anfchufs, in der verfchiedenen Organifation des Wildes, in der Ladung und in der Entfernung. 5) *Über das Hetzen mit Windhunden.* Von *Pfeil*. Paradox in Vergleichung mit der gewöhnlichen Jägerlehre, aber aus der reinen Quelle der Natur mit löblicher Unbefangenheit gefchöpft. Was die in beiden Heften enthaltenen Recenfionen betrifft: fo begreifen fie gröfstentheils die Darftellung des Inhalts. Rec. ift da, wo Urtheile über die Bücher gefällt find, im Durchfchnitte einverftanden, und möchte defshalb die Äufserung in der Recenfion der hofmannifchen Hülfstafeln im erften Heft, *dafs der Vf. zur Ausmeffung kegelförmiger Stämme fich der Formeln* $\frac{D^2 \pi h}{1728}$ und $\frac{D^2 \pi h}{1200}$ *als der richtigften bedient habe*, wenigftens in Rückficht des Superlativs für einen Druckfehler halten, da es hier keine *Gradus comparationis* geben kann.

Übrigens wünfcht Rec., dafs es dem Herausgeber gefallen möge, dem vierten Heft jedes Mal ein Sach- und Namen-Regifter über den ganzen Band beyzugefellen. — e —

Riga und Dorpat, b. Meinshaufen: *Anleitung zur Forftwiffenfchaft für Livland.* Von *A. von Löwis.* 1814. VIII und 246 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. glaubt, dafs die vorhandenen Werke über die Forftwiffenfchaft bey dem befchränkteren Kreife des liefländifchen Forftwefens für das dortige forftmännifche Publicum abfchreckend erfcheinen möchten, weil fie gar zu Vieles enthalten, was für die dortige Localität nicht anwendbar ift. Diefs die Veranlaffung zu diefem Buch, und zugleich die Entfchuldigung, wenn daffelbe, aus dem allgemeinen Gefichtspunct des Forftwefens betrachtet, unvollftändig ift. Überdiefs ift daffelbe mehr für Waldeigenthümer und Landwirthe als für eigentliche Forftmänner berechnet, wefshalb auch alle Kunftausdrücke forgfältigft vermieden worden find. So fehr hiedurch die Erwartung alles Neuen fofort entfernt wird: fo angenehm wird fich der Lefer durch eine mufterhafte Deutlichkeit und Popularität befriedigt finden. Wir zweifeln nicht, dafs der Inhalt der Örtlichkeit entfpricht; und da wir uns Rechnung machen, dafs der Vf. feine Feder ferner in diefem Fache verfuchen wird: fo hoffen wir, dafs er auch dann, wenn er zunächft für den Forftmann fchreibt, diefe allgemein verftändliche Schreibart beybehält. Durch eine *eigene* Terminologie kann das Forftwefen nichts gewinnen. Was es durch allgemein verftändliche Darftellung gewinnen kann, davon überzeugt man fich bald, wenn man von halbgelehrten Förftern die zum Theil begrifflos angeeignete Terminologie hat mifsbrauchen hören.

Die erfte Abtheilung handelt vom Holzwuchs. Sie enthält gerade das, was der praktifche Forftmann in der unteren Sphäre von der Phyfiologie der Pflanzen zu wiffen nöthig hat. Die Darftellung ift fo recht praktifch gegriffen, weil aus den phyfiologifchen Wahrheiten fogleich die davon abhängigen forftwirthfchaftlichen Maximen abgeleitet worden find. Hierauf folgt eine kurze Erörterung über die Nothwendigkeit des gefchloffenen Standes der Waldbäume. Die Naturgefchichte der Waldgewächfe umfafst folgende für Liefland wichtige Holzarten: die Kiefer, die Fichte, den Wacholder, die Eiche, Birke, Erle, Ulme, Efche, den Spizahorn, die Zitterpappel, die Linde, Weide, den Vogelbeer- und Traubenkirfch-Baum und den Kreuzdorn. Auffallen mufs es, dafs die Naturgefchichte der Lerche und der Weymouth's-kiefer nicht abgehandelt worden ift, da ihre Anpflanzung für Liefland empfohlen wird. Übrigens hätten wohl die botanifchen Claffen- und Ordnungs-Namen in diefem Abfchnitt füglich wegbleiben können. Unter der Rubrik vom Holzfaamen und deffen Ausfaat werden nun die gewöhnlichen Culturmethoden erläutert; nur wäre mehr Ausführlichkeit über die Sammlung des Saamens zu wünfchen gewefen. Von Pflanzungen und Saatfchulen, dann von den Betriebs- und Abtriebs-Regeln im Hoch- und Nieder-Wald ift das Wefentlichfte befriedigend beygebracht, und die Anleitung wird — die locale Einfchränkung berückfichtigt — nicht nur den Ökonomen, fondern auch den niederen Forftbedienten, vorzüglich den Zöglingen, eine lehrreiche Lectüre gewähren. Was aber von Seite 188 bis ans Ende gelehrt wird, kann nur als ein Verfuch, die Grundbegriffe der Forfttaxation zu popularifiren, angefehen werden. So lange unter den Lefern, für welche die Anleitung beftimmt ift, die erfoderlichen mathematifchen Kenntniffe nicht,

oder nur höchst selten, vorausgesetzt werden können: so lange muss dieser Versuch misslingen; er wird aber ganz überflüssig, wenn die nöthigen Kenntnisse vorausgesetzt werden. Was hier steht, ist für den, der es verstehen und brauchen könnte, viel zu wenig, dem Mindervorbereiteten aber kann es höchstens die Überzeugung verschaffen, dass er sich in diesem Punct der Leitung eines Sachkundigen überlassen müsse. — e —

## Ö K O N O M I E.

WÜRZBURG, b. Stahel: Dr. *August Ryss*, öffentl. ordentl. Prof. an der Julius-Universität, dirigirenden Lehrers des Veterinar-Instituts, und grossherzogl. Medicinal-Rathes, *Abhandlung über die Einführung der feinwolligen Schafzucht im Grossherzogthume Würzburg*. 1812. VIII u. 68 S. 8. (8 Gr.)

Es ist nicht die Absicht des Vfs., eine Belehrung für die Behandlung der feinwolligen Schafe, oder über die eigentliche Methode der Veredlung derselben zu schreiben, sondern nur zu zeigen, was vor Allem geschehen müsse, wenn die Regierung die Absicht, die feinwollige Schafzucht zweckmässig und dauerhaft einzuführen, erreichen wolle. Denn Alles, was später geschehen sollte, und die Erfolge seyen abhängig von dem, was vom Anfange mit mehr oder weniger Ernste geschehen sey. In dieser Hinsicht ist das Buch sehr lehrreich, und sein Inhalt kritisch. Die Abhandlung ist mit vielen und zum Theil sehr langen Anmerkungen begleitet. Von der Abhandlung selbst sagt der Vf. (S. VI) in der Vorrede: „Ich berichtigte einige falsche Resultate über die Schafzucht, in so fern sie von grossem Einflusse für die Grundlage der Einführung der feinwolligen Schafzucht sind. Ich vermied absichtlich eine grössere Ausdehnung, und glaube (Rec. bezeugt, dass es wahr ist,) in diesen wenigen Blättern schon zu zeigen, welche Kenntnisse, Genauigkeit und Ordnung die Unternehmung fodert, und wie wenig man dagegen zu erwarten hat, wenn ein blosser Routinier dabey den Tact geben würde u. s. w.“ Von den Anmerkungen aber, welche ihren besonderen Zweck haben, sagt er (S. VIII) weiter: „Ich spreche vorzüglich gegen diejenigen, die der guten Sache hinderlich seyn wollen; was ich spreche, ist nur zu wahr und bekannt, daher mich der Verdacht einer Verläumdung nicht treffen kann.“

Zur Veredlung der Thiere hat man zwey Wege: der eine, zwar langsamer, aber sicherer und beständiger, ist, wenn man in Hinsicht der Schafe eine beständige Auswahl der feinwolligsten und bestgebildeten einheimischen Individuen macht; der andere hingegen, wenn eine Veredlung durch Paarung mit fremden Raçe-Individuen vorgenommen wird. Der letzte Weg ist jetzt der beliebteste und gewöhnlichste. Die Veredlung durch Vermischung mit fremden Thieren setzt nach dem Vf. voraus, sich Raçe-Individuen von ausgezeichneten Eigenschaften zu verschaffen, von denen man auch nach dem Verhältniss des Klima und der Localitäten erwarten könne, oder gar schon aus Erfahrung wisse, dass diese — mit den einheimischen gepaart — ein Product geben, welches der eingebrachten Stammraçe ziemlich nahe gebracht werden kann. Eine solche fremde Raçe von den vortheilhaftest ausgezeichneten Eigenschaften sind die sogenannten Merinos. Diese Merinos aber seyen bekanntlich durch ihre grössere oder mindere Trefflichkeit verschieden; daher sey ihre Auswahl zur Veredelung von grosser Wichtigkeit, und erfodere Kenntnisse und Beurtheilung: denn es sey durch Beobachtungen erwiesen, dass, je ausgezeichnetere Qualitäten ein Merinos-Stähr besässe, desto vorzüglicher das Product würde, das durch Vermischung zwischen ihm und den einheimischen Landmutterschafen erzeugt würde.

Durch die ächten Merinos wird der Vf. auf die französische Merinos-Heerde in Rambouillet geleitet, aus welcher der Grossherzog von Würzburg im Jahre 1811 25 Stähre und 75 Mutterschafe hatte kommen lassen, um zum Besten des Landes die feinwollige Schafzucht einzuführen. Von dieser sagt der Vf. beyspielsweise sehr viel, unter andern, dass sie bey ihrer Einführung nicht der Aufsicht der Schäfer allein anvertraut, sondern der Sorgfalt von vier geschickten Commissarien übergeben worden wäre, welche sie mit anhaltender Aufmerksamkeit behandelt hätten. Die Stähre hätten sie abgesondert und von Jahr zu Jahr mit der grössten Behutsamkeit ausgewählt, welches man in keiner Cavagne in Spanien zu thun pflege. Für ihre Ernährung, Wartung und Pflege bey allen wichtigen Epochen, die im Verlaufe des Jahres bey der Schafzucht vorkommen, wäre weit zweckmässiger gesorgt worden, als man bey den Verhältnissen und dem Betriebe der Schafzucht in Spanien sorgen könne; es wäre, mit einem Worte, stets ein den Umständen angemessenes Verfahren beobachtet worden. Der Vf. rühmt mit dem aufgeklärten und berühmten Schafzüchter *Pictet*, dass gegenwärtig die Schäferey zu Rambouillet eine der vorzüglichsten sey; die Schafe wären in ihren Qualitäten den ächten leoneser Merinos ganz gleich; ja man wolle behaupten, dass sie diese sogar überträfen; weil erwiesen wäre, dass die Schafe von Rambouillet nebst der schönen Gestaltung seit der Zeit ihres Einbringens grösser und stärker geworden wären, die Wolle an Feinheit eher gewonnen, als nur im geringsten verloren habe, und ihr Vliess mehr wiege. — In einer Anmerkung fügt der Vf. hinzu, dass Menschen von verschiedenen Classen sich als unbefugte Tadler der guten Sache hätten entgegen setzen wollen; man hätte bey der Ankunft der Merinos gesagt, dass man selbst schon solche schöne feinwollige Stähre im Lande habe, und sogar schon so weit veredelte Schafe besitze, die diesen kaum nachstünden, und eine Wolle gäben, die man für eben so fein halten dürfe. Die Zuchtstähre, deren man sich im Grossherzogthum Würzburg zur Veredlung bediene, wären Abkömmlinge aus den in Sachsen oder in Ansbach eingeführten Merinos. Allerdings, sagt der Vf., fände man recht vorzüglich zur Veredelung geeignete Stähre in diesen Heerden;

aber jeder unparteyische und gründliche Beurtheiler würde jenen aus Rambouillet angekommenen den Vorzug einräumen. Da jedoch Hr. *R.* keine besonderen Gründe anzuführen weiss: so kann man immer zweifeln, ob er diess nicht aus besonderer Vorliebe gesagt habe. Er will freylich alle diejenigen für Grossprecher erklären, welche behaupten, dass sie Bastarde gezogen hätten, die man als vollkommen veredelt ansehen könne, und die eine Wolle lieferten, deren Qualität jener von den Schafen von Rambouillet beynahe gleichgehalten werden könne; aber wie diess so absolut unmöglich sey, hat er doch auch nicht bewiesen. — Ferner habe man die Gestaltung der Stähre nicht schön gefunden, sie wären zu hochbeinig, und man vermisse an ihnen besonders, dass sie nicht auch an Füssen bewollt wären. Darauf antwortet Hr. *R.*: es gehe bey der Beurtheilung der Schafe, wie es häufig bey der Beurtheilung des Pferdes zu geschehen pflege. Jeder, der Pferde habe, masse sich an, ein Kenner zu seyn; und Jeder, der Schafe halte, glaube, er wisse die wahren guten Eigenschaften und die Grade der Trefflichkeiten dieser Thiere bestimmt anzugeben. Allein bey dem grossen Haufen stütze sich das Urtheil auf Meinungen und Willkührlichkeiten. Nicht Alles, was schön heisse, sey es wirklich. Nur diejenigen würden ein wahres Urtheil über Schönheiten und Güte fällen, die ihre Beurtheilung auf Regeln stützten, welche aus dem Studium der Zootomie und Physiologie genommen wären: denn durch diese Erkenntnisse würden blosse Meinungen und Willkührlichkeiten vermieden. Der grosse Büschel Wolle um das Gesicht herum sey nur ein Gegenstand der Einbildung; diese Wolle sey immer kurz und mit Stichelhaaren vermengt. Das Nämliche gelte von der Wolle der Gliedmassen, die stets unter die schlechteste Wollensorte gehöre, und von keinem Werthe sey. Die Grösse der Merinos von Rambouillet sey keineswegs zu tadeln, sie erfodern nur gute Weiden und reichlichere Nahrung; dafür gäben sie mehr Ertrag. Allerdings bemerke man unter den angekommenen Merinos aus Rambouillet Verschiedenheiten an Gestaltung, so wie es einige gäbe, die vorzugsweise vor anderen mehr superfeine Wolle lieferten. (Sind diess aber nicht Beweise von ihrer Unvollkommenheit?) Diess käme daher, weil die Heerde von Rambouillet aus verschiedenen Cavagnes zusammengesetzt worden sey, wovon jede besondere Eigenthümlichkeiten habe, und weil selbst in Heerden, wo bey der Bildung im Ganzen nur Eine Richtungsweise befolgt würde, es doch Individualitäten geben müsse. Doch sey unter den angekommenen Schafen kein einziges, an dem man Stichelhaare fände, noch weniger ein gefliecktes. Wenn aber der Vf. die ausserordentliche Güte der Wolle, welche die Heerde von Rambouillet liefert, dadurch beweisen will, dass die Fabricanten für dieselbe in Verhältniss zu der Wolle, die unmittelbar aus Spanien komme, einen vorzüglichen Preis bezahlen: so hebt er den Beweis weiter unten (S. 24) selbst wieder auf, indem er sagt, dass die Fabricanten zuweilen die Wolle verachteten, um sie nicht nach ihrem Werthe bezahlen zu dürfen, was er auch in einer langen Anmerkung mit Beyspielen bewiesen hat.

„Wenn man also, fährt der Vf. (§. 8) fort, nach amtlichen Berichten, und nach der Aussprache aufgeklärter, praktischer Schafzüchter keine Ursache zu zweifeln hat, dass die Merinos von Rambouillet den ächten Leonesern auf keine Weise nachstehen, sondern sogar Vorzüge vor diesen besitzen: so ergiebt sich für den wissenschaftlichen Schafzüchter eine wichtige Frage, nämlich: Ist (Sind), ausser der zweckmässigen Behandlung, vorzüglich das Klima und die Localitäten von Rambouillet die Ursache, dass die eingebrachten ächten Merinos bis daher für Abartung geschützt, und nicht nur in ihrem Adel erhalten, sondern sogar erhöhet worden sind? in welchem Falle also auch keine Abartung mehr zu befürchten seyn wird; oder ist es bloss die Kürze der Zeit ihres Einbringens, und vorzüglich die künstliche Behandlung, dass sie bis daher noch mächtig der Abartung widerstanden haben? — wo sodann für fernere Abartung nicht gebürgt werden kann. Wollte man sich für die Annahme des ersteren erklären: so sind 27 Jahre, seit welcher Zeit die Schäferey von Rambouillet existirt, nicht hinreichend, einen bestimmten Beweis zu führen, dagegen findet man für den letzteren Fall mehr Grund." Und Rec. dächte für den ersteren, weil sich ihr Adel ja erhöhet haben soll.

In Absicht der eingebrachten, durch die vorzüglichsten Qualitäten ausgezeichneten Stammraçe wirft der Vf. die Frage auf: Welches ist der sicherste und beste Gang, um zum Zwecke zu gelangen, nämlich die Veredelung so viel als möglich nach der Cultur des Landes zu verbreiten, und auch dauerhaft zu begründen? Seine Antwort ist: Das Erste sey, die Erhaltung der eingebrachten Stammschafe in ihrem Adel, und ihre Vermehrung nach den Verhältnissen der Veredelungsunternehmung. Seine Ordnung darüber hat er am Ende der Abhandlung auch in Tabellen auf 6 Jahre vorgezeichnet. Denn er sagt: Wollte man bloss den schnellen Betrieb der Veredelung zu erzwecken suchen, den Stamm aber vernachlässigen, sohin seinen Adel herabwürdigen: so würde die Unternehmung so schnell beendigt als angefangen seyn; und wenn man die Sache nicht aufgeben wollte: so hätte man wieder von vorne anzufangen, wie diess bekannte Beyspiele von anderen Ländern schon bewiesen. Die Anlegung einer Stammschäferey lege den Grund der ganzen Unternehmung, diese erfodere nur gründliche Kenntnisse, richtige Beurtheilung, und, gleich vom Anfange und ununterbrochen, die strengste Ordnung. Denn wenn die Anstalt vom Anfange unzweckmässig behandelt würde: so bliebe es schon auf immer gefehlt; denn was könnte von den weiteren Abkömmlingen erwartet werden, wenn die ersten Stämme schon fehlerhaft geworden wären?

Auf einer Kupfertafel findet man einen zweyjährigen Merinos-Stähr aus Rambouillet gegenwärtig in der grossherzogl. Merinos-Schäferey zu Mädelhofen und ein daselbst gebornes 10 Wochen altes Stährlamm. Das Buch hat viele Druckfehler.

Ks.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *GRIECHISCHE LITERATUR.*

LEIPZIG, b. Vogel: Ἰσαακίου καὶ Ἰωάννου τοῦ Τζέτζου Σχόλια εἰς Λυκόφρονα. Lectionibus editionis *Sebastianae* variis in Lycophronis Alexandram praemissis et recensitis, ad supplendam et absolvendam edit. *Reichardianam*, e tribus Codd. MSS. Vitebergensibus unoque Cizensi nunc primum collatis emendavit, notis, cum *Georg. Frid. Thryllitzschii*, tum suis illustravit, Scholiis minoribus nondum editis auxit, Commentarios *Meursii* et *Potteri* addidit, et indicibus instruxit uberrimis M. *Christ. Gottfried Müller*, Rector Scholae et Biblioth. Episcop. Cizensis praefectus, ac Societatis lat. Jenensis Sodalis. Volumina tria. 1811. LXXVI und 1552 S. Text und 314 S. Register und Addenda. (10 Rthlr.)

Das Verständniss der Kassandra des Lykophron mehr zu fördern, als man bisher gethan hatte, war eine verdienstliche Bemühung. Freylich wer an das Buch die Ansprüche macht, die man an ein poetisches Kunstwerk machen darf, muss es ekel bey Seite schieben: mit der Tragödie hat es nichts als die jambische Form gemein, und als solche hat es weder der Autor angesehen wissen wollen, noch irgend ein Alter angesehen, eine Bemerkung, welche deutlich genug aus dem Suidas hervorgeht; und nur der gänzliche Verlust aller Tragödien der Alexandriner hat eine solche Ansicht veranlassen können. Seine mühsam erworbene Fülle historischer und grammatischer Gelehrsamkeit wollte Lykophron an das Tageslicht bringen; tief und unzugänglich der Menge sollte sie erscheinen, wie die Orakelsprüche der Seher, und in keiner bequemeren Gestalt konnte sie hervortreten, als in dieser, die eben das foderte, was der Schriftsteller zu geben geneigt und bereit war. Daher denn kein noch übriger alexandrinischer Dichter so schwer zu verstehen ist als Lykophron; aber keiner hat sich auch eine Entschuldigung bereitet, wie dieser. Abgesehen aber von dem Verhältniss des Lykophron zum Kunstrichter, giebt ihm eben jene reiche Gelehrsamkeit einen ungemeinen Werth für unser philologisches Treiben. Wer da weiss, was für Hindernisse der Zustand, in dem die Reste des Alterthums auf uns gekommen sind, dem emsigen Forscher entgegenstellt, wie er oft die wichtigsten und folgenreichsten Notizen nur aus abgerissenen Bruchstücken errathen muss, um wichtige Resultate daraus zu schöpfen für alte Denkmäler oder für die Kenntniss des alten Lebens und Wirkens selbst: der wird nicht in Abrede seyn, wenn wir behaupten, dass, wäre auch im verderbtesten Zustande und ohne alle unmittelbaren Hülfsmittel der Erklärung, des Lykophrons Werk auf uns gekommen, dennoch der schwierigen Arbeit nicht auszuweichen wäre, Licht herbeyzuholen, soviel immer möglich, in die Finsterniss, und zugänglich zu machen die reichliche Fundgrube, auf dass wer Muth hätte, der immer noch schwer zu betretenden Bahn zu folgen, mit leichterer Mühe das edle Metall heraufholen könnte. Glücklicherweise finden wir Erleichterung in dem Zustande von Lykophrons Werk. Die berühmte Dunkelheit desselben hat schon von früher, wahrscheinlich schon von alexandrinischer Zeit her die Kräfte gelehrter Grammatiker beschäftigt; ohne der Reinheit des Textes zu schaden, haben diese einen gewaltigen Apparat zum Verständniss zusammengebracht, und dass die ohne Zweifel sehr verschiedenartige Masse den Tzetzes in die Hände fiel, die daraus einen Commentar von Einem Gusse machten, ist für vieles Einzelne gewiss sehr zu beklagen, in sofern Auszüge dem Reichthum der Notizen allzumal schmälern; auf der anderen Seite ist es vielleicht besser für den Lykophron, dass ihm ein ganz gut erhaltener, im guten Sinne des Worts fortlaufender Commentar zu Theil geworden ist, als wenn nur in sich selbst und in ihrer Beziehung zum Ganzen lückenhafte Scholien, wie mehr oder weniger alle noch übrigen zu griechischen Dichtern, Vieles unerklärt gelassen hätten. Wie fast jeder Vers des Lykophron wichtig ist für irgend einen historischen oder grammatischen Umstand: so ist auch der Commentar des Tzetzes unschätzbar durch den Schatz besonders historischer und mythologischer Nachrichten, die sehr häufig nur von ihm allein und noch häufiger in einiger Vollständigkeit von ihm allein erhalten sind; wie man denn sagen kann, dass der grosse Fabelkreis der νόστοι, die Wurzel aller griechischen Genealogie und der Stoff so vieler Dichtungen der Kykliker und Tragiker, deren Menge sich erst errathen läfst, wenn man hier die ungeheure Fülle von Mythen erblickt, die doch nur immer einseitig erschei-

nen können, ob sie gleich gröfstentheils sehr vielfach ausgebildet waren, ganz hauptsächlich durch den Lykophron und seinen Erklärer Licht erhält. Doch wir haben uns schon zu weit verbreitet über den Werth des Werkes, dessen neue Bearbeitung uns vorliegt; nicht zu weit für die Sache selbst, über die sich noch gar Manches sagen liefse, wohl aber für die Grenzen unserer Beurtheilung. Es geht aber aus dem bisher Gesagten die Verdienstlichkeit von Hn. *Müllers* Arbeit hervor, und ein trifftiger Grund unserer Absicht, dem Buche durch eine zwar verspätete, doch nicht zu spät kommende Anzeige mehr Eingang zu verschaffen, als es uns bis jetzt gehabt zu haben scheint, wenn anders, was eben zu untersuchen ist, der Werth der Bearbeitung dem des bearbeiteten Werkes entspricht. In neueren Zeiten war sehr wenig für den Lykophron geschehen. Was für die Erklärung durch Wilhelm Canter gethan war, war selten etwas mehr als die nothdürftigsten historischen Notizen dem Tzetzes entnommen, um mit Hülfe dieser die lateinische Übersetzung lesen zu können. In den Commentaren aber von Meursius und Potter war zwar manches Nützliche beygebracht; aber die Masse des Überflüssigen war gröfser, und das Nützliche war auch nicht immer dem Lykophron nütze. Die reichardische Arbeit änderte nichts; sie war ein durchaus verfehltes Unternehmen, den Lykophron ins Publicum zu bringen; die canterschen Noten konnten den Tzetzes nicht ersetzen, und ein Lykophron ohne Tzetzes ist Chifferschrift ohne Dechiffreur; die reichardsche Zuthat aber ist unbedeutend oder schlecht, und der Text reich an Druckfehlern. Daher ist zu bedauern, dafs dem Verleger zu Liebe jene Ausgabe als gehörig zur müllerschen Arbeit gekauft werden soll und wird. Was nun jene Seite, die erklärende, betrifft: so lag es nicht in Hn. *M's.* Plan, sie zu berücksichtigen, wenn auch gar Manches sich hier sagen liefs; doch hat er Einiges beyläufig bemerkt, wozu er sich nicht verpflichtet hatte, wie denn überhaupt Alles, was auf den Lykophron selbst geht — und es ist nicht wenig — dem eine überraschende Gabe seyn muss, der nur gerade soviel erwartet, als der Herausgeber bescheiden auf dem Titel verspricht. Die Kritik des Lykophron wie des Tzetzes war Hn. *M.* Hauptsache, und hier ist denn allerdings mehr geleistet. Die sebastianische Ausgabe, über die der Herausgeber ganz mit uns einverstanden sich verbreitet, bitter, gegen seine Gewohnheit, aber mit Recht (*praef. p.* VI), ist hier so benutzt, dafs sie durch sorgfältigen Abdruck alles nur irgend Brauchbaren — Überflüssiges wie die lateinische Übersetzung des Tzetzes ist billigerweise weggelassen — durchaus entbehrlich geworden ist. Die Varianten zum Lykophron stehen vorn an; sowohl was dem Italiäner als bedeutend erschien und seine Ausgabe unter dem Text führte, als was er für Schreibfehler geachtet, und ans Ende des Buchs verwiesen hatte, ist hier zusammengedrängt. Anderswo würden wir dieses Verfahren für verwerflich erkennen, und vielmehr, was irgend Bedeutung hat, unter den Text setzen, was aber nicht für Variante gelten kann, sondern als offenbarer Schreibfehler sich ankündigt — die Ankündigung ist oft laut genug — höchstens in irgend einem Winkel des Buches aufführen; hier war allerdings die Zusammenstellung zweckmäfsiger, theils weil der Italiäner jene philologische Scheidekunst nicht zu üben verstanden hatte, theils weil leider der Text fehlt in der müllerschen Arbeit, und dieser Mangel ein dreyfaches Nachschlagen nöthig gemacht hätte, blofs der Varianten wegen, wenn nicht jene Einrichtung getroffen worden wäre. Zu der Vergleichung von sechzehn Handschriften des Sebastiani sind sehr genau ausgezogen Varianten von vier anderen des Herausgebers, einer zeizer und drey wittenberger, gekommen, so dafs ein und zwanzig Handschriften (den *Codex Baroccianus* der englischen Ausgabe hinzugerechnet) einen so vollständigen Apparat für die Kritik des Lykophron gegeben haben würden, als er wenig anderen Schriftstellern zu Theil geworden ist, wäre nicht die Vergleichung der italiänischen Handschriften so höchst nachlässig besorgt, ein Umstand, welcher Hn. *M.* gehindert haben mag, der Verwandtschaft der Handschriften sorgfältiger nachzuspüren, zumal da diefs um so schwieriger ist, je minder bedeutend die Varianten sind. Den Varianten des Sebastiani sind fortlaufend unter dem Texte Anmerkungen des Herausgebers beygegeben, enthaltend aufser den Varianten seiner Handschriften, die wir doch lieber mit den übrigen verbunden gesehen hätten, Beurtheilungen der gegebenen Lesarten, nebenher auch Kritiken und Erklärungen über andere dort nicht berührte Stellen des Lykophron. Mit grofsem Fleifse und nicht gemeiner Urtheilskraft ist Alles durchgegangen, was irgend bedeutend scheinen konnte unter den Varianten, so dafs des Vermifsten sehr wenig ist. Zwar V. 132:

ὃς τοῦ Λύκου τε καὶ χιμαιρέων τάφους
χρησμοῖσι κυδαίνοντας οὐκ αἰδούμενος

durfte die Lesart τοὺς nicht mit Stillschweigen übergangen werden, indem, was dort entbehrlich ist und fast anstöfsig, wegfällt, und der gewonnene Artikel zweckmäfsig ist zur Zusammenfassung des Satzes. Und fast fürchten wir, der Herausgeber sey hier gegen seine Gewohnheit ungenau gewesen, die Abweichungen seiner eigenen Handschriften übersehend, indem auch in einer uns vorliegenden, die sonst nur selten nicht übereinstimmt mit der ersten wittenberger und der zeizer, τοὺς gelesen wird, und nicht τοῦ. Wiederum V. 935:

στεργοξυνεύνων οὕνεκα νυμφευμάτων

verdiente wohl die in fünf Handschriften gefundene Lesart οὕνεκεν Berücksichtigung, so lange nicht bewiesen ist, dafs in οὕνεκα die letzte Sylbe lang gebraucht wurde, woran man freylich glauben möchte, wenn ein ganz ähnliches Beyspiel aus 864: κάλχη φορυκτοὺς, οὕνεκα θεὸς θεᾷ, dazukommt; und selbst 1187: λευστῆρα πρῶτον οὕνεκα ῥίψας πέτρον, konnte jene Meinung unterstützen, da die Production durch die *liquida*

felten ist bey den Tragikern, deren Gesetze Lykophron im Versbau zu befolgen pflegt, und aus dem Lykophron uns nicht erinnerlich. In beiden letzten Stellen ist nur aus Einem, und zwar aus ein und demselben Codex οὕνεκεν angeführt, so dass die Vernachlässigung metrischer und prosodischer Rücksichten hier nicht geschadet haben mag. Anderswo hat sie den Herausgeber zu Missgriffen in der Beurtheilung der Lesarten verleitet. Denn wie konnte ihm sonst V. 1320

φθογγὴν ἰδάλιον χαονικῶν ἄπο,

ein jambischer Senar, dessen abgerissene, nur in sich selbst bestehende, aber nicht unter einander zu einem Ganzen verbundene Füsse auch anderwärts ihres Gleichen suchen, als bey Lykophron, der doch, irren wir nicht, nicht einmal die Cäsur verletzt, d. i. den Einschnitt des dritten oder vierten Fusses, wie konnte ihm ein solcher Vers — er verschweigt, aus welchen Ursachen — besser scheinen, als der tadellos abgerundete anderer Handschriften:

φθογγὴν ἰδάλων χαονιτικῶν ἄπο?

Und wie konnte er sonst in den Versen, die von Tritons den Argonauten gegebener Weissagung handeln (891 — 894):

Γραικοὺς δὲ χώρας τοντάκις λαβεῖν κράτη
θαλασσόπαις δίμορφος αὐδάξει θεός,
ὅταν παλίμπουν δῶρον ἀγχαυλος λεὼς
Ἕλλην' ὀρέξῃ νοσφίσας πάτρας Λίβυς.

den reinen Text verderben durch die Billigung des sinnstörenden Ἕλλην' ὀρέξῃ weniger Handschriften — freylich zweyer, denn das unapostrophirte Ἕλλην der einen war mit gutem Grunde und ohne Wagniss, *fine dubio* statt *forsitan*, für dasselbe zu nehmen mit dem apostrophirten —, da ja doch Ἕλληνες im Plural nichts bezeichnen kann, als die Gesammtmasse des hellenischen Volkes, wie konnte er das, fragen wir, bloss einer hermannischen für die Tragiker gemachten Bemerkung über die Ausstossung des Dativsjota zu Liebe, wenn er des Lykophrons Gebrauch beachtend gleich darauf V. 918 las: δράκοντ' ἄφυκτον γομφίων λυγοκτόνῳ? Doch auch wo es auf andere Dinge ankommt, giebt es der unglücklichen Kritiken nicht wenige. So möchten wir uns über den Herausgeber wundern, wenn er zu V. 115:

ὁ γάρ σε συλλέκτροιο φλεγραίης πόσις

statt des σε, das wir schon wegen des vom Herausgeber selbst bemerkten kräftig nachtretenden κεῖνος σε V. 128 nicht verlieren möchten, aus dem Cod. Ciz. und Vit. 1 uns ein γε bringt, nach unserer Meinung einen blossen Schreibfehler, den selbst die uns vorliegende Handschrift nicht anerkennt, so sehr sie sich sonst mit jenen beiden verträgt, nach der seinigen eine nicht bloss unbekannte, sondern auch gute, aufnehmungswerthe, gefällige und kraftbringende Lesart. *Placet tamen* γε, sagt er, *nam vim addit orationi: etenim hic ipse.* Es ist diess aber falsch: denn um das Pronomen zu verstärken, musste die Partikel sich genau daran anschliessen; ein Satz aber, in dem γάρ steht, trägt in sich vollkommene Rechtfertigung, und bedarf nicht der Verstärkung, verträgt sie nicht einmal (anders ἐπεὶ und ähnliche Partikeln, die nur motiviren, nicht hinreichenden Grund angeben); und nahm der Herausgeber, wie er gethan hat, das Pronomen für verstärkt: wie konnte ihm Verstärkung gefallen, wo der ganze Zusammenhang sie verschmäht? Denn wo ist die Rückbeziehung, die ὅγε, so wie *hic ipse*, voraussetzt? Um nur noch eine unglücklich behandelte Stelle zu zeigen, wählen wir beym Durchblättern des Buches V. 183. Für οἱ δ' αὖ, wird erinnert, haben Ciz. und Viteb. 1 οὐδ' αὖ, und das sey nicht böse; der Grund des Urtheils wird, wie nur gar zu oft, verschwiegen, was wir in dem Grade bedauern, als wir uns gefreut haben, dass die Urtheile selbst selten fehlen. Böse ist dort aber schon, dass die Abschreiber den Accent vergessen haben, und daher ihre Buchstaben bedeutungslos sind; böse ist ferner auch, wenn wir ihnen den Accent ergänzen, wozu ja wohl das Recht uns eben so gut freysteht, als zu trennen und zu verbinden die Züge der Handschriften, soviel als beliebt; böse ist, dass sie ein Demonstrativum geben, wo nichts zu demonstriren ist, und böse endlich, dass sie den Gegensatz vernachlässigen, der durch χάμψι V. 180 nothwendig wird. Hierauf lesen wir, in Handschriften sey συλαδανύμου statt συλαμανύμου, und jene Lesart scheine wahr zu seyn: „*nam* συλαδανύμου *diversus est a* τοῦ σκυλίου δράκοντος“. Dieser Grund ist uns durchaus unverständlich; klarer ist, was Reinesius gewollt hat, aus dessen handschriftlichen Anmerkungen bemerkt wird, συλάς sey *pera*, d. i. eine Tasche, ein Sack, und so heisse Alexandros, weil er in einer solchen gefunden sey, wie die Scholien zu 86 bezeugen sollen (wo nichts davon steht, wohl aber sagt Tzetzes zu 183: Ἀλέξανδρος ἐν πήρᾳ, φασίν, ἀνετράφη). Mit dem allen ist nur bewiesen, es könne dem Alexandros ein Name beygelegt werden von der Tasche oder dem Sacke, in dem er als Kind gewesen sey; συλαδάνυμος selbst ist kein solcher Beyname, sondern sagt nur eben jenes aus, und so lange sich nicht darthun lässt, es sey wirklich ein solcher Name dagewesen, kann auch συλαδάνυμος nicht fest stehen. Jener Beweis war also vor allen Dingen zu führen, und es war am Ende so schwer nicht zu zeigen, dass alte Grammatiker den Namen Paris von πήρα abgeleitet hatten. Dort lag indess die Hauptschwierigkeit nicht; was sich kräftig und für uns unbezwinglich der von Hn. *M.* gebilligten Lesart entgegenstellt, ist die Weise, auf welche er aller Sprachanalogie zuwider die Stelle dem Tzetzes (der übrigens beide Lesarten kannte) zu V. 183 und zu 200 also nacherklären muss: *Paris intelligitur, cujus* προγεννήτειρα (προγεννήτειρα) *h. e.* προγεννηθεῖσα *nominatur Iphigenia, quia antea quam ille Helenam duxisset, ab ea ex Theseo traditur nata.* Alles weiteren Urtheils uns enthaltend, verlangen wir nur den dort als unnöthig vorausgesetzten Beweis, wie προγεννήτειρα,

die weibliche Form von προγεννητής, nicht bloss die Erzeugerin heissen könne, sondern auch die Erzeugte.

Dergleichen Missgriffe in der Kritik mussten nothwendig hervorgehen aus einem Schwanken in der Erklärung, das ganz unerwartet oft auch da die Wahl offen lässt, wo feste durchgreifende Entscheidung durch überwiegende Gründe herbeygeführt sehr nahe lag. Gleich auf dem ersten Blatte in den Anmerkungen zum vierten Verse findet sich ein solches Beyspiel. Wo der Dichter sagt:

οὐ γὰρ ἥσυχος κόρη
ἔλυσε χρησμῶν, ὡς πρὶν, αἰόλον στόμα.

beweist der Herausgeber zuerst durch ähnliche Beyspiele römischer Dichter, dass ihm die Möglichkeit, στόμα ἔλυσε χρησμῶν zu verbinden, einleuchtend ist; dass an Ergänzung von διὰ nicht zu denken sey, sieht er auch ein, und der sonst allgemein verbreitete Wahn ausgelassener Präpositionen ist auch ihm ein Wahn. Dennoch bekennt er am Ende seine Verlegenheit, ob er χρησμῶν zu στόμα ziehen soll oder zu ἔλυσε; χρησμῶν στόμα sey ja doch *os oraculorum i. e. fatidicum.* Hier zeigt der Herausgeber sein auch sonst offenbares Streben, tragische Kühnheit der Wortverbindung (wie häufig und gleich zu V. 6 die *trajectio epithetorum*, die doch auch bey Tragikern ihre Grenzen hat) in den Lykophron zu bringen, obgleich dieser weit weniger darin zulässt als im Gebrauche seltener Worte, Wortformen und Wortbedeutungen. Überdiess fehlt bey dieser Stelle ein genaues Beachten und Durchdringen jedes einzelnen Wortes, die erste Foderung bey der Erklärung eines Schriftstellers, und so ist ihm der Sinn der Stelle verdunkelt worden. Es ist nämlich gar nicht schwer zu begreifen, dass ἔλυσε χρησμῶν στόμα, *sie löste den Mund von den Orakelsprüchen*, zu verbinden der einzige Weg zum richtigen Verständniss ist. Denn fasst man χρησμῶν αἰόλον στόμα zusammen als *vielgewandten Orakelmund*: so gehört dazu allein das eng eingeschlossene ὡς πρὶν, und man lässt den Dichter sagen, es sey wirklich auch sonst der Kassandra Mund ein vielgewandter gewesen. Er will aber sagen, sie habe ihn sonst ruhig geöffnet; folglich muss er ὡς πρὶν dicht an ἥσυχος setzen oder sich anreihend an das Ganze des Satzes zwischen Worte, die nichts mit einander gemein haben, als dass sie beide zu Einem Satze gehören, oder auch dass sie ausserdem beide von ein und demselben dritten Worte abhängig sind; und in solchem Verhältnisse steht στόμα und χρησμῶν zu ἔλυσε.

Doch billigerweise brechen wir dergleichen Rügen ab, auf dass es nicht scheine, als wollen wir das wohlerworbene Verdienst des Herausgebers schmälern. Mag auch gar Manches versehen seyn in den Anmerkungen zum Lykophron, mag eine gewisse Ängstlichkeit des Verfahrens, mag zuweilen nicht hinlängliche Kenntniss grammatischer, metrischer und anderer Puncte, mag öfters ein Vergessen der gewohnten Sorgsamkeit und Genauigkeit Schwanken herbeygeführt haben und schiefe Erklärungen, mag auch endlich ein solches Fehltreten in der Interpretation schädliche Rückwirkungen gehabt haben auf die Kritik: solcherley Ausstellungen schwinden vor dem aufrichtigen Danke, den wir dem Herausgeber für seine angestrengten Bemühungen willig zollen. Und wer wollte noch fortfahren in dem Tadel des Einzelnen, wenn wir bedenken, dass dieser Theil des Buches nur als Geschenk und Zugabe des Hn. *M.* anzusehen ist, der höchstens Beurtheilung der sebastianischen Varianten versprochen hatte — ein Versprechen freylich, das, von keinem wissenschaftlichen Gesichtspunct ausgegangen, in der Ausführung nothwendig hin und her gedreht, und bald überschritten werden, bald unerfüllt bleiben musste — und wenn wir bedenken, dass er durch leidige Buchhändlerverhältnisse gezwungen war, nicht einen neuen Bau aufzuführen, sondern ein altes morsches Gebäude so gut als etwa möglich wäre, zu unterstützen; wer möchte dann rechten, wenn er, vielen unsicheren und bedenklichen Orten helfend, andere auch der Hülfe bedürftige übersah? Denn so nur können und müssen wir entschuldigen, wenn noch Manches im Lykophron im Argen liegt, dem leicht ein besseres Schicksal zu Theil geworden wäre, hätte Hr. *M.* den Text selbst kritisch berichtigt beyfügen, und so in seinen drey Bänden einmal Ausgabe und Apparat eines Schriftstellers liefern wollen, durch die alles früher Erschienene entbehrlich geworden wäre. Sicher stünde dann, um ein Beyspiel zu geben, V. 68 nicht mehr

ψυχὴν περισπαίροντι φυσήσει νεκρῷ,

sondern περὶ σπαίροντι, und besonders die Interpunction hätte gar oft bedeutend gewonnen, wie V. 1036:

ὃς ἐν θαλάσσῃ χοιράδων βεβὼς ἔπι
ῥήτρας πολίταις τὰς στρατοπλώτους ἐρεῖ.
χέρσου πατρῴας οὐ γὰρ ἂν φοινῇ ποσὶ
ψαῦσαι μέγαν πλειῶνα μὴ πεφευγότα
δίκης ἕκατι τάῤῥοθος τελφουσία.

interpungirt worden wäre nicht nach ἐρεῖ, sondern nach πατρῴας, welche Verfahrungsweise auch dem Tzetzes nicht unbekannt war. Und dergleichen Änderungen hätten sich öfter dargeboten.

(*Die Fortsetzung dieser Recension folgt im nächsten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: Ἰσαακίου καὶ Ἰωάννου τοῦ Τζέτζου Σχόλια εἰς Λυκόφρονα. — Ed. M. *Christ. Gottfried Müller*, u. s. w.

*(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)*

Wir kommen jetzt zu dem wichtigsten Theile des Buches, zu der Bearbeitung des Tzetzes. Hier hatte der Herausgeber freyen Spielraum, und hier hat er gezeigt, was er leisten konnte, wo ungünstige Umstände ihm Lust und Kraft nicht hemmten. In der langen, sehr lesenswerthen Vorrede entwickelt er weitläuftig die allgemeinen Resultate seiner Untersuchungen über Tzetzes und die daraus hervorgehende Grundlage der kritischen Behandlung desselben. Was Sebastiani hier gethan hatte, erinnert der Herausgeber (*praef. p. XVIII sqq.*), musste bedeutender erscheinen, wenn man die grossen Versprechungen seiner Vorrede, es seyen mit Hülfe der Handschriften an die zweytausend Stellen hergestellt und überhaupt der Tzetzes so rein gemacht worden, wie er Anfangs gewesen sey, überlas, als wenn man in diese gepriesene Bearbeitung selbst einen prüfenden Blick warf. Denn, fährt er fort, bey solcher Unzuverlässigkeit, wie sich überall dort zeigt, ist es unglaublich, dass jener Mann seine dreyzehn Handschriften genau verglichen hat; er würde, wäre das, auch ganz andere Dinge aus ihnen gebracht haben; und so, ohne genaue Handschriftenvergleichung, war eine kritische Bearbeitung unmöglich. Nicht einmal die alten Ausgaben hatte er geprüft; und überhaupt von keiner Kenntniss genommen, als von der zweyten potterschen, in die viele Fehler aus Nachlässigkeit sich eingeschlichen hatten, deren gar nicht verdienstliche, sondern nur vor allen Dingen schuldige, oft aber dennoch nicht geschehene Vertilgung mit auf Rechnung kömmt der zweytausend Stellen und den Werth des prächtig klingenden Versprechens einigermassen zum Sinken bringt. Und die nothwendigsten Hülfsmittel zur Entscheidung besonders der in den Sachen aufstossenden Schwierigkeiten, die alten Dichter, Mythographen, Grammatiker, Lexikographen und ganz besonders die Chiliaden des Johannes Tzetzes, in denen ausser der häufigen Verwandtschaft des Inhalts noch die Identität des Vfs. wichtig war, diess alles hatte der italiänische Herausgeber unbenutzt gelassen. Nicht so Hr. *Müller*; er hat die ferner liegenden Quellen gar manchmal zu Rathe gezogen, und, was am meisten Noth that, die Vergleichung der Handschriften auf eine Weise gegeben, wie man sie nicht besser wünschen konnte. Mit grossen Zahlen prangt er nicht, aber das Wenige war hinreichend, ihn auf neue Bahnen zu führen, und die Genauigkeit der Vergleichung, verbunden mit dem trefflichen Geiste der Benutzung, macht uns jenen Mangel minder fühlbar. Hr. *M.* hatte dieselben Handschriften bey dem Tzetzes, die er bey dem Lykophron gebrauchte; die drey wittenberger waren bey jenem wie bey diesem schon früher verglichen von *Georg Friedr. Thryllitzsch*, einem frühverstorbenen sächsischen Gelehrten aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, dessen Papiere über Lykophron und Tzetzes Hr. *M.* aus der dresdener Bibliothek erhielt, und zu manchen schätzbaren Mittheilungen benutzt hat; er hat sie nochmals verglichen, aber kaum drey oder viermal die Genauigkeit seines Vorgängers vermisst, so dass diese Collation für musterhaft gelten kann. Wie man aber schon an jener sorgfältigen zweyten Vergleichung des Hn. *M's.* Genauigkeit sehen kann: so darf man auch auf tadellose Benutzung der vierten, vorher ungekannten, zeizer Handschrift rechnen. Und mit diesen Materialien hätten sich wohl gar Viele begnügt, eine genauere Kenntniss derselben verschmähend, und nichts hätten gar Viele in ihnen gefunden, als ein Mittel zu jener im Finstern herumtappenden Kritik, die nicht nach festen allgemeinen Entscheidungsgesetzen strebt, sondern höchstens mit oft gar schwachen Wahrscheinlichkeitsgründen, aus der Betrachtung des Einzelnen genommen, zufrieden ist. Was ein angestrengtes Bemühen um die Kenntniss der Entstehung und des Werthes der Quellen vermag, und wie es nicht auf blosse Wortklauberey führt, sondern auf Resultate, die für die Kritik des Schriftstellers von hoher Wichtigkeit sind, und wohl auch darüber hinaus ihre Wirkung erstrecken können, das hat Hr. *Müller* durch ein glänzendes Beyspiel bewährt. Es ging nämlich bey näherer Untersuchung der Varianten hervor, dass die zeizer und erste wittenberger Handschrift, welche beide bis auf unbedeutende Abweichungen durchaus übereinstimmen, in wesentlichen Dingen verschieden sind von den zwey übrigen. Was

in den letzteren mit vielen Worten gesagt ist, steht dort eng zusammengedrängt; grosse Stücke fehlen (wie zu V. 818 in der neuen Ausgabe neun Seiten,) oder es sind nur wenige Sätze aufgenommen, (wie zu V. 951); manche Wiederholungen des schon Gesagten fehlen; ausserdem viele Dichterstellen. Es ging ferner, bey näherer Ansicht des Fehlenden, hervor, dass alle derben Beschimpfungen des Lykophron (anderwärts zu 1299 fand sich ein Stück zu seinem Lobe zugesetzt), Alles, was in hochtönenden Worten zum Ruhme des Tzetzes gesagt ist, fehlte; und dieselben Handschriften, die in längeren Stücken sich hüten, die Bescheidenheit zu verletzen, zeigen dieselbe Scheu in einzelnen Redensarten; man findet kein sonst so häufiges κατ' ἐμὲ, ἐγὼ δέ φημι, ἐῤῥέθη, ὄπισθεν εἶπον (und, setzen wir hinzu, was wegen der übrigen Schriften des Johannes Tzetzes, besonders der Chiliaden, charakteristisch ist, ὁ Τζέτζης φησί, vergl. *praef.* p. XXXVIII; diess alles nur mit solchen Beschränkungen, dass sie die Richtigkeit der Bemerkung nicht aufheben). Diese letztere Bemerkung, die durch alle bedeutenden Abweichungen der Handschriften hindurch ihre Bestätigung findet, hat darauf geführt, eine eben so befriedigende Auskunft über jene Erscheinung in den Handschriften als über den Verfasser der Scholien zu geben. Da nämlich bekanntermassen es zwey Brüder Tzetzes gegeben hat: so war es zweifelhaft, ob Isaak, dem jüngeren, oder Johannes, dem älteren, jene Scholien beyzuschreiben seyn möchten. Für jenen stimmt ausser dem Zeugniss aller Handschriften und zweyer griechischer Epigramme auch das des Johannes im Commentar zum Hesiodus; für diesen sein eigenes in den Chiliaden und in einem von Potter zu Anfang seines Commentars abgedruckten Briefe an den Protonotarius Basilius Achridenus, in dem er behauptet, unter seines Bruders Namen den Commentar verfasst zu haben. Hier macht nun Hr. *M.* wahrscheinlich, dass auf das Zeugniss des Johannes, als eines anerkannten Prahlers, von sich selbst nicht viel zu geben sey, besonders wenn er, wie sonst erwiesen ist, Streit bekam mit dem Bruder, und von diesem frühzeitig Gestorbenen keinen Widerspruch zu fürchten hatte; für den Isaak dagegen spricht Vieles, was sich nicht so leicht bestreiten lässt, und da dem Johannes, wenn nichts anders, doch seine volltönende in den Scholien auf die vorhin angezeigte Weise bemerkbare Stimme günstig ist: so geht am Ende durch Vergleichung der aus den Handschriften gezogenen Notizen das höchst wahrscheinliche und für uns auch ohne ausdrückliche Bekräftigung irgend eines Zeugen unumstösslich gewisse Resultat hervor, es seyen zwey Bearbeitungen der Scholien anzunehmen, von den zwey Brüdern veranstaltet, eine frühere, kürzere, und eine spätere, längere. Und da diejenigen Handschriften, deren Scholien kürzer sind, zugleich die bescheidene Sprache führen, dem Johannes aber diese aus guten Gründen nicht zugeschrieben werden kann: so sey diese Bearbeitung, welche die zeizer und erste wittenberger Handschrift darbietet, dem Isaak beyzuschreiben; die spätere, weitläuftigere und gelehrtere, aber auch von widrigem Selbstlobe überschwellende gehöre dem Johannes. Diese durch die vorher angegebenen Data feststehende Meinung erhält nun durch mehrere dazukommende Umstände volle Bestätigung. Viele der Zusätze, die im zweyten und dritten wittenberger Codex, d. i. in des Johannes Überarbeitung, stehen, stehen auch auf gleiche Weise erzählt in den Chiliaden (*praef.* p. XL), denen die andere Bearbeitung öfter widerspricht (S. XLI); die abweichenden Stellen jener stimmen oft wörtlich mit dem früher geschriebenen mythologischen Wörterbuche der Eudocia, und haben bessere oder schlechtere Lesarten als die andere Recension, je nachdem Eudocia bessere oder schlechtere hat (*praef.* p. XXIX sqq. XL, eine Bemerkung, die doch nur für die doppelte Recension beweist, und deren Beziehung auf den Johannes erst aus den übrigen hervorgeht); die von Citatengelehrsamkeit prangende Bearbeitung wird wahrscheinlicher dem Johannes beygeschrieben; endlich hat des Johannes Recension oft gewähltere Ausdrücke statt der gemeineren der anderen (*praef.* p. XLI).

Nachdem wir nun Rechenschaft abgelegt haben von dem Funde des Herausgebers und unserer Freude über denselben, ist es Zeit, zu untersuchen, in wiefern dadurch die Kritik des Textes gefördert worden sey. Und da möchte man sich billigerweise wundern, und fast rechten mit dem Manne, der so trefflich neue Bahnen zu brechen versteht, aber auf dem geebneten Wege fortzuschreiten verschmäht. Welche der beiden Recensionen er herstellen wollte, darüber erklärt er sich nicht weiter; es ist aber wohl klar, dass kein Verfahren schlimmer seyn konnte, als unter einander zu mengen, was die Handschriften deutlich schieden; die Art der Scheidung hat der Herausgeber oft genug in den Noten, Mancher wird sagen gar zu oft, angezeigt, und so konnte ihm nichts leichter werden, als entweder bloss die erste Recension im Texte zu geben, und die Varianten der zweyten in den Noten, wiewohl es unzweckmässig scheinen konnte, gerade die Berichtigungen und die oft sehr reichhaltigen Vermehrungen an einen Ort zu verweisen, der nicht von jedem besucht wird, und zuerst von keinem, oder die zweyte Recension herzustellen, wo dann wie billig Variante geworden wäre, was man im Texte, durch ein Besseres entschädigt, nicht vermisste, oder wenn er denn beide im Texte geben wollte, etwa durch Haken, die denn doch in einer anständigen Ferne halten, was man nicht geradezu wegcomplimentiren mag, das Frühere von dem Späteren zu sondern. Was Hr. *M.* gewollt hat, darüber finden wir, wie gesagt, keine ausführliche Erklärung in der Vorrede. Eine einzige hieher gehörige Äusserung lesen wir S. XX: *Hoc autem nobis videbatur inprimis agendum, ut e Codicibus principibus, qui sunt Viteb. I. et Cizensis, lectiones restitueremus principes atque eas, quae falsae vel posthace ab aliis Isaac. Tzetzae obtrusae viderentur, deleremus, saltem indicaremus.* Was falsch ist also, oder was durch fremde Zuthat von Anderen, also auch von dem

Bruder, dem Isaak Tzetzes zugeflossen ist, das sollte vernichtet oder doch verdächtig gemacht, und mithin Isaaks Werk auf seine ursprüngliche Gestalt und Farbe zurückgeführt werden. Gegen einen solchen Grundsatz haben wir uns schon vorhin erklärt, und wir müssen ihn hier aufs Neue verwerfen. Hat denn Isaak in unserer Schätzung vor dem Johannes etwas voraus, und ist uns überhaupt an der Persönlichkeit irgend eines Tzetzes, heisse er Johannes oder Isaak, etwas gelegen? Sind uns nicht vielmehr beide bloss wichtig als Handreicher für den grossen Bau des philologischen Studiums? und werden wir dann nicht lieber uns um den bemühen, der grössere Dienste leistet dem Erklärer des Lykophron und weiteren Stoff zu Untersuchungen dem Alterthumsforscher darbeut? und ist es nicht Johannes, der ausser dem Vortheile der zweyten Hand noch den des grösseren Reichthums hat? Denn dass dieser ihm nicht aus der ersten Quelle zukam, und dass er überschätzt wurde von dem Geber, wird uns ihn — den Reichthum selbst — doch wohl nicht verleiden? Zumal wenn die ursprüngliche Gestalt des Isaak doch nicht so leicht zu finden seyn sollte. Dass es zwey Recensionen des lykophronischen Commentars giebt, dass sie von den beiden Tzetzes herrühren, dass wir in einigen Handschriften spätere Zuthat finden zu der ersten Bearbeitung, und dass jene dem Johannes Tzetzes zukomme, dass endlich andere Handschriften freyer sind von jener Zuthat und den Isaak uns reiner darstellen, zu dem allen haben wir Hn. *Müller* unsere volle Beystimmung gegeben. Dass aber jene Handschriften der ersten Bearbeitung frey sind von aller späterer Zuthat, davon sind wir zum wenigsten noch nicht überzeugt. Denn wie, wenn die so äusserst auffallenden, von Hn. *Müller* angezeigten Abweichungen nicht so allgemein durch das ganze Buch verbreitet seyn sollten, als wir aus der Vorrede wohl glauben möchten? Wie, wenn in dem einen Theile desselben Citate und Fragmente gar dürftig gespendet werden, in dem anderen keine geringere Fülle derselben ist als in der anderen späteren und weitläuftigeren Ausgabe? Wie, wenn auch die tönenden Worte des Selbstlobes und die bitteren Reden der Beschimpfung nur für einen Theil wegfallen, dagegen ihr Mangel den anderen nicht auszeichnet? Und allerdings erinnern wir uns nicht, dass solche Auslassungen bey den ersten zwey bis dreyhundert Versen uns aufgefallen wären. Wenigstens nicht vor V. 177, wo eine lange Auffoderung des Tzetzes an den Bruder fehlt, nicht zu viel zu allegorisiren über die Mythen, sonst werde er selber darüber kommen und sie erklären, unübertrefflich wie noch Keiner, aber auch unverständlich für die Menge wie noch Keiner. Und freylich fehlt, für Hn. *M's.* aufgestellte Meinung nothwendig, jene Stelle in den Handschriften der ersten Bearbeitung; aber eine fast wörtlich ähnliche, nur kürzere, Auffoderung desselben Inhalts sitzt fest zu V. 156. S. 421: ἀλλ' ὦ φίλε, μὴ Τζέτζου κίνει φρένας. λέγοντα (lies λέγοντα aus unserer Handschrift) πάντα σοι πλατυτέρως γράφειν. Αντὶ σαφηνείας γὰρ τῷ πλήθει ἀσάφειαν ποιήσει λεπτολογῶν πάντων ἱστορίαν καὶ ἀλληγορίαν ἐπάγων ἐν οὐκ ἀλληγορουμένοις μύθοις Λυκόφρονος. womit zu vergleichen V. 88 S. 376 τὰς δ' ἀλληγορίας, ὡς ἔφην, ἔατε. Ἐπεὶ δὲ ποθεῖτε καὶ ταύτας ἀκούετε, welches auf noch ein uns nicht gegenwärtiges Verbitten der Art geht. Und wenn wir ausser jener Stelle nur noch Eine die gesetzten Grenzen schon überschreitende Auslassung abrechnen, nämlich eine Beschimpfung des Lykophron V. 314: so wird sich selbst bis ein ganzes Stück über V. 300 hinaus nicht leicht eine Auslassung oder Verbesserung der unbescheidenen Reden finden. Im Gegentheil finden wir da die bekannten Kraftworte ἐγώ φημι zu 136. 151; ἐγὼ λέγω zu 119 S. 394 sq.; κατ' ἐμὲ zu 184, und das Alles zum Stillschweigen bringende ληροῦσιν zu 143 S. 404, zu 461, und mit gebietend eintretendem ἐγὼ δὲ zu 111 S. 389, zu 307 S. 531, oder auch mit nachfolgendem τὸ δ' ἀληθὲς zu 151 S. 414, zu 176 S. 449, zu 183 S. 465, zu 455 S. 623. Dieselbe Wahrheitseröffnung ist auch ausser V. 124 noch zu 276 S. 521, wo ein wegwerfendes ταῦτα μὲν πέπλασται καὶ μεμυθολόγηται, und zu 315, wo ταῦτα μὲν τὰ μυθικὰ vorhergeht. Und dass nicht bloss die Erklärer, denen ausser dem eben bemerkten noch ein nicht minder schlagendes τοῦτο ἀνοίας ἀνάμεστον zu 136 zugeworfen wird, ihr Theil bekommen, sondern auch Lykophron, dem mit τοῦτο δὲ ψεῦσμα zu 168 S. 426, mit ὁ Λυκόφρων οὗτος οὐκ οἶδ' ὅθεν εὑρὼν ἢ ψευδογραφῶν τοῦτο λέγει zu 178 S. 455 sq., und mit κακῶς εἶπε zu 523 S. 670 nothdürftig gedient wird, und Hesiodus, über den Johannes Tzetzes zu 399 S. 580 das Urtheil des anerkannten Diebstahls ausspricht, dass alle diese Dinge die Handschriften der ersten Recension im ersten Theile des Buches verunstalten, wogegen aus der Mitte und gegen das Ende zu kaum ein immer noch nicht sogar ruhmrediges εἶπον πολλάκις zu 1056, und eine wohl auch verzeihliche Nachweisung der ἄδεια Λυκοφρόνεια zu V. 1162 sich auftreiben läst, das möchte wohl Manchen mit uns zu dem Glauben führen, die zeizer Handschrift, und die ihr buchstäblich folgen, tragen Manches in sich, wovon Johannes Tzetzes mehr als Isaak gewusst hat. Und in dieser Meinung wird man bestärkt, wenn in demselben ersten Theile noch Anderes vorkommt, was sich den über die erste Recension aufgestellten Grundsätzen nicht fügen will. Namentlich wenn bemerkt ist, der grosse Reichthum angeführter Dichterstellen werde in den Handschriften jener ersten Recension nicht gefunden, daher er als später zugefügt von dem Johannes zu betrachten sey, und wenn sich denn die Wahrheit jener Bemerkung beym Durchblättern etwa des zweyten Theils der neuen Ausgabe einem Jeden aufdringt, als in welchem fast überall, besonders von V. 600 an und schon etwas früher, die Varianten der zeizer Handschrift von Auslassung der Dichterstellen sprechen, und dagegen in dem früheren Theile des Buchs jene Handschrift selten ein solches Citat, und vor V. 249 gar keines auslässt, weiterhin etwa 273 S. 518, 384 S. 573, 421 S. 593 sq., wo der Zusatz unserer Handschrift abgeht, 433 S. 604, 436 S. 606, 437 S. 688, wo in den Noten wahrscheinlich σχομένη geschrieben werden sollte statt με-

λάθρον, 511 S. 662, 579 S. 685, 589 S. 690: so wird denn doch dieser Umstand, mit dem oben besprochenen zusammengenommen, unseren Zweifeln einiges Gewicht geben. Zumal wenn sich noch durch äussere Gründe wahrscheinlich machen lässt, dass den Scholien des Isaak Tzetzes auch in jenem früheren Theile die Dichterstellen fehlten. Und hiezu, glauben wir, kann unsere Handschrift nützlich werden. Diese, die, wie wir oben bemerkt haben, an die zeizer und erste wittenberger Handschrift, folglich an das Werk des Isaak Tzetzes sich anschliesst, lässt nicht nur alle, in den ihr verwandten auch ausgeschlossenen Dichterstellen des letzteren Theils aus, sondern beobachtet für den ersten ein ganz gleichmässiges Verfahren. Zum Beweise mögen die hieher gehörigen Stellen folgen. Zwar die wenigen und auch ziemlich unbedeutenden Fragmente der ersten 150 Verse fehlen nicht, auch nicht das pindarische V. 156, wohl aber fast alle folgenden, als da sind des Apollonius Rhodius V. 156 p. 420 (Cod. καὶ ταῦτα μὲν ὁ Πίνδαρος μυθικῶς περὶ τούτου. τὸ δὲ ὅτι ὁ Ποσειδῶν), Eumelus V. 174 p. 431 (es fehlt περὶ δὲ τῆς διχειρέσεως bis zu Ende), Pindarus V. 175. p. 432 (μέμνηται bis ἀκινάμπτοις), p. 435 (καθάπερ bis μεγάλη), p. 443 (τὰ δὲ τοῦ Πινδάρου bis δάσασθαι), Pindarus und Aeschylus V. 177 p. 452 (Πίνδαρος bis σέλας), Agamenor 178. p. 459 sq. (Αγαμήστωρ bis ἑτέρου), Orpheus, Hipponax, Simonides 219 p. 490 (δῶρον ἀλεξικάκοιο bis θεὸν τέχ' Ἑρμῆν), Homerus und Hipponax 234 p. 500 (καὶ γὰρ λαρνακοφόρους bis τεχνικὸς καὶ μετρικὸς, eine Stelle, die man schon wegen des Geschwätzes über Metrik lieber dem Johannes zu gönnen sich versucht fühlt), Homerus 243. p. 503 (bloss die Verse), Antimachus und Euripides 245 p. 505 sq. (μαρτυρεῖ δὲ bis πρὸς αὐτοὺς), Homerus 275. p. 523 (καὶ μετ' ὀλίγον bis ἐθέλοιτο), 281 p. 524 (ὡς καὶ Πίνδαρος bis Ἕκτορα; welche Auslassung vielleicht als Schreibfehler gelten kann), Hesiodus 284 p. 524 (die Verse), Asklepiades 315 p. 536 (der Codex hat Εὐριπίδης "κύων γενήσῃ καὶ τὰ ἑξῆς. καὶ ταῦτα μὲν μυθικῶς), Apollonius 355 p. 555 (es fehlt aber Alles von καθάπερ καὶ πολεμικωτάτην p. 554 bis zu Ende κατασκευάσαντα τιμὴν p. 560), Homerus 389 p. 575 (πέτρας bis Μύκονος), Hesiodus 393 p. 576 (καὶ Ἡσίοδος bis μυθικῶς), 395 p. 576 (der Codex hat: κ. ὅ. δ. ὅ. ἱέρακι, ὁ διὰ δειλίαν οὐ συναυλίζεται τοῖς λ. ὅ. ἔστι δὲ καὶ δύσφωνον, ὅπερ καὶ Ρ. κέχουλον καλεῖται. ἢ διὰ τὸ δειλὸν εἶναι τὸν Αἴαντα κ. κ. ἢ διὰ τὸ φλύαρον καὶ μάτην φθέγγεσθαι. θορυβητικὸν γὰρ καὶ φλύαρον τὸ ὄρνεον), 397 p. 579 (fehlt Alles von ὁ γὰρ ἥλιος ξηραίνει bis zu Ende), 399 p. 580 (ταῦτα δὲ bis ἡ Θέτις τοῦ Διός), Epimenides 406. p. 585 (Citat und Vers), die Epigramme 417 p. 589 (περὶ δὲ τὴν ἤϊνα bis zu Ende μέμνηται), der Vers des Euphorion 420 p. 592 (ὡς Εὐφορίων. bis αἰπῆς), Hipponax 424 p. 597 (zu ἄποθεν hat der Codex bloss: ἄπωθεν] τὸ πῶ μικρόν, ἀλλὰ μακρὸν ἐστιν ἐκτεινόμενον ὑπὸ τοῦ δασέος θ. οἱ δὲ ἀγνοοῦντες τὴν τοῦ δασέως δύναμιν μεγαλογραφοῦσιν, dass auch die wiederholte Erinnerung an ὄφις fehlt, erinnert an V. 234), Aeschylus 426. p. 598 (fehlt ὥς που μέμνηται bis γόοι), Pindarus und Phrynichus 433 p. 604 (der Codex hat τῶν Ἑπτὰ καὶ Θηβαίων λέγει. τρίτον δὲ εἶναι τὸν Σθένελον τὸν υἱὸν τοῦ Καπανέως τοῦ κ. ἢ μ. κατασκάψειν τὰ τ. π. ἃ. Θ. ὅτι καὶ ὁ Ζεὺς etc.), Homerus 437 p. 607 (fehlt ἐν τῇ Ὀδ. bis γήμει), Euphorion 440 p. 612 (Citat und Vers), 451 p. 618 (der Codex hat ἐν Ἱππομέδοντι. ἐγὼ δὲ καὶ ἡ γράφω τὸ χρῆ, κἂν πάντες ᾗ γράφωσι καὶ λέγω οὕτως ἐν τῷ Πηλεύς), Homerus 453 p. 621 (fehlt Citat und Vers), 454 p. 621 (von ἡ δὲ ἱστορία τοιάδε bis zu Ende), Homerus 480 p. 632 (ὡς καὶ Ὅμηρος bis βαλανηφάγοι ἦσαν), Apollonius 480 p. 634 (die Verse beidemal), die zwey ersten Verse des Euphorion 495 p. 651, die Verse des Homerus 503 p. 655 (Citat und Vers), Euripides 510 p. 658 (ἐν Ὀρέστῃ bis zu Ende), Aeschylus 519 p. 666 (Citat und Vers; es folgt κατὰ δὲ Καλλισθένην), Orpheus 523 p. 670 (fehlt δείκνυσι δὲ καὶ bis Ἵξεται αἰπύν), Homerus 561 p. 681 (ῥαιβώσας bis ... νύμφης, wo freylich schon so bedeutende Abweichungen auch ohne unsere Handschrift sind, dass sie den irre machen könnten, der bloss auf das Einzelne sieht), Kallimachus 598. p. 691 (es fehlt das ganze Stück von 595 bis 603 λαχεῖον). Was weiterhin fehlt, fehlt auch in den zwey verglichenen Handschriften. Und wenn wir nun sehen, dass dergleichen Auslassungen im ersten Theile, die unerwartet genug in jenen verglichenen Handschriften vergebens gesucht werden, in anderen sich finden, wo das grosse Mass derselben wohl schwerlich Jemand der ungelehrten und nur poetischen Wuth eines Abschreibers beylegen dürfte: haben wir da nicht Grund zu vermuthen, es möge, was wir in demselben ersten Theile eben so unerwartet nicht nur in den verglichenen, sondern auch in unserer unverglichenen Handschrift fanden, in anderen Handschriften ebenfalls nicht gestanden haben, die sich dem Original des Isaak Tzetzes noch mehr näherten? Und sind wir nicht, auch wenn, was uns allerdings befremdet hat, keine der oben besprochenen anmassenden und beschimpfenden Reden in der erwähnten Handschrift fehlt, sind wir nicht gezwungen, das zu vermuthen, wenn wir nicht den Isaak in zwey nicht nur verschiedene, sondern auch geradezu sich entgegengesetzte und bekämpfende Hälften theilen wollen? (Man sehe das oben angeführte Stück aus den Scholien zu V. 156.) Und wenn wir alsdann es für unmöglich erkennen mussten, aus der zeizer Handschrift den Isaak Tzetzes herzustellen, als welche nicht wenig fremde Zusätze hat: könnten wir dann dem Herausgeber Beyfall ertheilen, wenn er, der oben angeführten Aeusserung eingedenk, versucht hätte, was nicht nur an sich nicht wünschenswerth, sondern auch durch die äusseren Umstände unmöglich war?

*(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: Ἰσαακίου καὶ Ἰωάννου τοῦ Τζέτζου Σχόλια εἰς Λυκόφρονα. — Ed. M. *Christ. Gottfried Müller*, u. s. w.

*(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)*

Aber er mag wohl jene Äusserung später vergessen haben: denn wie konnte er sonst nicht nur aus den Handschriften beider Recensionen Früheres und Späteres durch einander werfen, wie denn das oben erwähnte, nur der ersten gehörige Lob des Lykophron V. 1299 unmittelbar auf ein, der anderen allein zukommendes, recht derbes Herunterreissen der lykophronischen Dummdreistigkeit folgt, und so einem jeden der beiden Verfasser gerade das recht nahe auf den Leib gerückt wird, wovor er so gern bewahrt geblieben wäre, sondern auch in Collisionsfällen häufig genug, so häufig, dass es keines Beyspiels bedarf, gerade das hintansetzen, was die Handschriften der ersten Recension foderten, ein Verfahren, das nach unseren Grundsätzen freylich nicht nur zulässig, sondern auch nothwendig, aber nur den Grundsätzen Hn. *M's.* entgegen ist? Wäre diess Hintansetzen für alle Fälle angewandt worden: wir würden uns freuen; so aber ist uns fast vorgekommen, als sey hier ohne alle Consequenz verfahren, und etwa in der Regel Sebastianis Text Grundlage gewesen, der denn aus den Handschriften der ersten Recension zuweilen einiges fremdartige Flickwerk bekommen habe. Unerklärlich wenigstens wäre es sonst, was den Herausgeber bewogen habe, Verse des Euphorion 440 p. 612 und andere anderswo so entstellt zu lassen, dass sie selbst für den Tzetzes zu schlecht sind; dem wir übrigens seine schlechten Verse nicht verkümmern wollen, wie denn Διὸς für Ζηνὸς in der euripideischen Stelle 310 p. 658 gegen Sebastiani, dem gerade dieses Vergehen in der Vorrede p. VIII gerügt wird, und — wer wollte es leugnen? — mit Recht gerügt wird, hätte stehen bleiben sollen, so gut wie der cäsurlose Vers des Eumelus 174 p. 431 ἣν μὲν ἔνασσεν Ἀσωπός, τὴν πόρε δίῳ Ἀλωεῖ, sogar ohne eine Bemerkung, stehen geblieben ist. Und unerklärlich ist es, hätte er sich nicht durch eigene Wahl festgebunden an den in der Vorrede so sehr getadelten Vorgänger, wie er dessen zudringlich und unberufen aus gemeinen Ausgaben beygebrachte Ergänzungen nur kurz angeführter Dichterstellen nachdrucken lassen konnte V. 396 p. 578, zumal wenn er, nicht, wie bey dem obigen Beyspiele, in bedeutender Entfernung, sondern auf derselben Seite ein solches Verfahren tadelt, und in den Noten fragt, ob das nicht heisse den Tzetzes verderben. (*Nonne inde Sebastianus magis corrupisse Tzetzam quam emendasse, eique lectiones probas eripuisse intelligitur?* zu 276 p. 523. Vgl. zu 50 p. 551. 156. p. 418. 433. p. 604. 740. p. 764). Auch liess sich sonst nicht 727 p. 758 des Tzetzes (lateinisch auch *Ceces*) Name, der sonst immer nach dem eigenen Willen des Mannes als Τζέτζης erscheint, aus einer einzigen Handschrift mit Κέτος vertauschen, bloss des Spasses halber, damit Potter nicht Recht behalte, der da sagt, an keiner Stelle und in keiner Handschrift komme der Name anders als gewöhnlich vor; derselbe Spass ist wiederholt in der Aufschrift des Epigramms p. 1049, wo nicht einmal eine Handschrift als Gewähr leistend angekündigt wird, und wahrscheinlich die bekannte Willkührlichkeit des italiänischen Herausgebers ihr Spiel trieb. Und wer weiss, ob nicht eben dieser Willkührlichkeit mancher Zusatz verdankt wird, der jetzt wie aus verborgener Handschriftenquelle geflossen im Texte steht, und sich nichts Schlechtes zu dünken scheint. Wer weiss, ob, fragten wir nach der Quelle, nicht manches aufgenommene Citat fallen müsste, und zurückgehen, woher es gekommen ist, wie die Verse des Aratus 219. p. 489; die Epigramme 417 p. 590, die den Ausgaben des Aeschines zum Sprechen ähneln, und die homerischen Verse sammt der Bemerkung 739 p. 764!

Doch wir brechen hier ab, mit dem Wunsche, der verdiente Herausgeber möge unsere aus rein wissenschaftlicher Theilnahme hervorgegangenen Erinnerungen beherzigen. Nur Weniges noch haben wir von dem Übrigen des Buches zu sagen. Zunächst fallen uns die sogenannten *Scholia breviora* auf, welche auf den Tzetzes folgend den zweyten Theil beschliessen. Sie sind von Hn. *Müller* zuerst herausgegeben, und können wohl zuweilen von Nutzen seyn. Freylich den Werth und das Alter, welches Hr. *M.* ihnen beylegt, möchten wir da nicht erkennen. Vom Tzetzes, sagt er *praef.* p. XXI, sind sie nicht, und

können sie nicht seyn. Warum sie es nicht seyn können, erfährt man nicht, wiewohl jeder gern glauben wird, wer einen breiten Commentar fertigt, werde nicht kurze Interlinearglossen, was der wahre Name ist für jene Scholia, schreiben. Vielmehr, fährt er fort, sind sie älter als Tzetzes: denn der bezieht sich öfter auf die Erklärungen Früherer, und diese Erklärungen stehen auch in den Glossen. Nämlich zu Αἴθωνος V. 432 sagt er: Αἴθωνα δέ τινες τὸν Ὀδυσσέα λέγουσιν, und so erklären die Glossen. Ferner zu Ἀργυρίνους V. 1017 sagt er: ὁ μὲν ποιητὴς οὗτος καὶ οἱ σχολιασταὶ σφάλλονται. Ὁ μὲν τοὺς Ἀργυρίνους Ἀργυρίνους λέγων, οἱ δὲ Ἠπειρωτικὸν ἔθνος αὐτοὺς λέγουσιν, und Ἠπειρωτικὸν ἔθνος sagen die Glossen. Und zu ἕκτῃ γέννᾳ 1446 sagt Tzetzes: Ταρχύνιος ἀπὸ Ῥωμύλου, ὡς φλυαροῦσιν οἱ τὰ τοῦ Λυκόφρονος πρὸ ἡμῶν σχολιάσαντες, ἕκτος ἦν; zu der Stelle steht denn freylich nichts Ähnliches in den Glossen; und wenn Hr. *M.* etwa glaubt, es würde da stehen, wären bey einer der Handschriften erster Recension die Glossen vollständig: so können wir ihn versichern, dass unsere eben dahin gehörige und der Glossen nicht ermangelnde Handschrift nichts hat zu dem besagten Verse als zu ᾧ: Ἀλεξάνδρῳ ἢ ἄλλῳ μετ' αὐτὸν ὁμωνύμῳ, und συγγενὴς zu αὐθαίμων. Und hätte sie auch wirklich das, was Tzetzes rügt an seinen Vorgängern: so würden wir doch lieber glauben, jene Vorgänger, die alten ὑπομνήματα zum Lykophron, seyen von dem Glossator benutzt worden, als, der wegen seiner Anmaſsung übel berüchtigte Mann habe hier nicht nur Anderen zu viel gegeben, den Glossator zum Scholiasten machend, sondern auch sich zu wenig, jenem eine der seinigen gleiche Bemühung um den Lykophron beylegend. Zumal wenn er sonst zeigt, dass er solche Interlinearglossen zu unterscheiden weiss, und sie nicht σχόλια, sondern λέξεις nennt zu V. 263. 275; und stünden die aus den λέξεις angeführten Pröbchen in den abgedruckten Glossen: so würden wir nichts dagegen haben, zu sagen, Tzetzes habe sie vor Augen gehabt, und sich darauf bezogen; davon ist aber an jenen Stellen keine Spur, und wenn wir die Stellen näher betrachten, so wird uns nicht unwahrscheinlich, Johannes Tzetzes, dem sie den Handschriften nach gehören, habe sich nicht auf schon anerkannte λέξεις bezogen, sondern den Bruder, wie oben bey den Allegorieen, derb abgefertigt, und erinnert, seine kurzen Worterklärungen gehörten nicht in den Commentar, sondern etwa zwischen die Verse. Wenigstens V. 263 möchte man das glauben; wenn auch V. 275 freylich scheinen möchte wegen der Verse und des Schlusses καὶ αἱ μὲν οὖν λέξεις οὕτως ἔχουσι, es habe Johannes Tzetzes nur darum den Isaak abgefertigt, weil er sich mit schon vorhandenen λέξεις abgegeben habe, und darauf gehe die Erinnerung: περὶ ὧν οὐκ ἔτι γράψω, γράψον δὲ σὺ ταύτας μέσον τῶν στίχων. Doch ist hier die Entscheidung schwer, und wir wollen uns nicht nach ihr drängen.

Die Ansicht des Herausgebers über die *Scholia breviora* veranlasst uns, einen kurz vorher geäusserten und durch das ganze Buch verbreiteten Irrthum zu berichtigen. Er betrifft die sogenanten *Scholia recentiora* zu Pindars olympischen Gesängen. Diese sollen nach *Heyne praef. Pind. Vol. I. p.* 33[a] einem Tzetzes gehören, und zwar einem Tzetzes allein: denn des Triclinius sonst irgendwo erwähnter Antheil wird ebendaselbst verdächtig gemacht. Diesen Satz nimmt Hr. *M.* unbedenklich an *praef.* p. XX, zu 174 p. 429, zu 911 p. 871, und darauf fortbauend vermuthet er p. XXXIX, der Bescheidenheit wegen mögen wohl jene Scholien dem Isaak Tzetzes gehören, was er doch p. XXXVII schon für gewiss annahm, und in jener festen Überzeugung konnte es ihm sogar einen Augenblick einkommen, die Scholien zu Pindars pythischen Gesängen, zu denen es bekanntlich keine *Recentiora* giebt, seyen ebenfalls vom Tzetzes, s. zu V. 309. p. 533. Dass nun als Hauptverfasser dieser Scholien *Thomas Magister* und *Manuel Moschopulus* gelten müssen, und Triclinius als Überarbeiter, hat bereits Böckh *praef. ad Pind. Vol.* I. p. XI sq. gezeigt; nur einigen Antheil hat er dem Tzetzes gelassen auf Heynes Autorität, es scheint jedoch selbst einigen Antheil anzunehmen kein hinreichender Grund. Nämlich jene Annahme gründet sich allein auf ein *Scholium recentius* zu *Pind. Olymp.* XIII, 74, in welchem die Abstammung der Medea berührt und zuletzt gesagt wird: εἰρήκαμεν δὲ τὴν ἱστορίαν πλατύτερον ἐν τῇ τοῦ Λυκόφρονος παραφράσει. Und die Historie wird breit erzählt von Tzetzes zu des Lykophron V. 174. Indess da die Ähnlichkeit zwischen Tzetzes und jenem Scholion so gar gross nicht ist, sondern eher Verschiedenheit in der Redeweise und in der Erzählung, indem, was dem Scholiasten zum Pindar für ausgemacht gilt, dass Aeetes und Aloeus des Helios und der Antiope Söhne sind, dem Tzetzes wunderlich vorkommt, und nur auf des Eumelus Aussage beruhend, und da, dass die Erzählung im Ganzen auch Tzetzes hat, nichts beweisen kann, sintemal sie vorzubringen weder Tzetzes noch ein anderer Erklärer des Lykophron vermeiden konnte, und da überdiess die *Scholia recentiora* allerdings eine Paraphrase sind, d. i. eine Umschreibung jedes einzelnen Wortes, die übrigens wohl auch breite Historien episodisch eingeschoben vorträgt, des Tzetzes Commentar zum Lykophron aber für keine Paraphrase gelten kann: so muss uns die Nothwendigkeit noch gezeigt werden, die uns zwingt, anzunehmen, Tzetzes habe über den Pindar geschrieben, und nicht vielmehr die Verfasser der *Scholia recentiora* eine verloren gegangene Paraphrase über den Lykophron.

Über den dritten Theil der *müllerschen* Arbeit ist wenig zu sagen. Die jambische Übersetzung des Lykophrons von Scaliger nach *Meursius* Ausgabe und die Commentare des *Meursius* und *Potter*, eine dankenswerthe Zugabe des Buchs, sind correct abgedruckt; die Register über die Worte des Lykophron (Sebastianis Arbeit in bessere Ordnung gebracht), über die selteneren Worte des Tzetzes, über die von demselben angeführten Schriftsteller und über die besprochenen Sachen, endlich über *Meursius* und

*Potters* Commentare, die besser zusammengezogen worden wären, sind sämmtlich sehr brauchbar, und wir bedauern hier nichts, als dass nicht auch die in Hn. *Müllers* Anmerkungen vorkommenden Dinge durch ein Register leichteren Gebrauch erhalten haben.

Es liesse sich noch Manches erinnern über den Stil des Herausgebers. Nachlässigkeiten in Betreff des Periodenbaues, wie etwa *praef. p.* XIX: *loca non emendanda emendavit crebro, emendanda non emendavit, ne nominato quidem codice, cui deberet hanc vel illam emendationem*, wo doch nicht von schuldigen Emendationen beym Nichtemendiren die Rede seyn soll, oder Vol. I p. 471: *Quae a Seb. huc transposita in Codd. nostris primum hujus Scholii locum occupant*, wo falscher Gebrauch des Relativum oder Mangel des Verbum den Sinn verdunkelt, dergleichen Nachlässigkeiten sind dem vielbeschäftigten (*praef. p.* X) Herausgeber wohl zu verzeihen; und fehlerhaften Gebrauch so mancher Partikeln, besonders *quoque* und *vero*, von *forte* statt *forsan*, von *quidam* für *aliquis* (Vol. II p. 1051), *prostant* (*praef. p.* XXXII), das wunderliche *trucidant* vom Codex Vol. I. 472 und Ähnliches übersieht man gern bey einer Arbeit von solcher Verdienstlichkeit. Möchten bald mehrere Früchte von des Herausgebers literarischer Thätigkeit sich zeigen; selbst dass der Tzetzes nicht vergessen würde, wäre wünschenswerth, und eine neue Ausgabe der Chiliaden ist dringendes Bedürfniss.

Des. Er.

## KATECHETIK.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Katechismus der Glaubens- und Pflichten-Lehre des Christenthums zum Gebrauche für Stadt- und Land-Schulen.* Von *Georg Conrad Horst*, grossherzoglich - hessischem Kirchenrathe u. Pfarrer zu Lindheim. 1812. 216 S. 8. (6 gr.)

Unser Religionsunterricht kann nichts anderes seyn, als Bildung für die Religion, als einer Angelegenheit des Herzens, Gewissens und Lebens. Die Religionslehre muss durchaus als Gottseligkeitslehre aufgefasst und dargestellt werden. — Der Mensch muss von der zartesten Kindheit an religiös erzogen werden. Religiös aber ist nicht, wer die Lehre irgend einer besonderen Kirche schulgerecht kennt, oder wer seinen Katechismus auswendig weiss, sondern wem die Idee Gottes und des Heiligen lebendig einwohnt, oder wer sich der Verbindung seines besonderen kirchlichen Glaubens und deren Lehren mit der Religion selbst, als dem Höchsten und Heiligen in ihm, bey allen seinen Handlungen recht lebhaft bewusst ist. — Das Christenthum ist eine positive Religion, und als solche zunächst historisch. Der Charakter des Positiven muss darum beym Unterricht in der christlichen Religionslehre durchaus festgehalten werden. Ohne Glauben an Offenbarung und positive, in ihr gegründete Lehrsätze, fehlt es den Menschen an festen und entscheidenden Motiven zur Lebensbesserung, an einer sicheren Stütze in der Noth. — Man muss die Religion weder in die Fesseln kirchlich - dogmatischer Formeln ängstlich einzwängen, noch sie durch eine modern - verständige Behandlungsweise aus dem Gebiete der Ideen verdrängen. — Die Eintheilung des Ganzen, oder die Verbindung der verschiedenen Religions- und Pflichten-Lehren mit und unter einander muss einfach und klar seyn, und eine leichte befriedigende Übersicht gewähren. — Da die Religion ihrem Wesen und Begriff nach Gottseligkeit (Seligkeit in Gott) ist: so muss die Glaubens- und Pflichten-Lehre bey unserem Religionsunterricht durchaus als Eins, und durch ein unzertrennliches Band mit einander verknüpft erscheinen. — Um der Jugend eine vollständige und gründliche Einsicht in die Wahrheiten des Christenthums zu verschaffen, ist mit Rücksicht auf Alter und Kräfte ein doppelter Cursus beym Religionsunterricht nothwendig; doch so, dass beide Cursus ein in sich abgeschlossenes und vollendetes Ganzes ausmachen.

Nach diesen Grundsätzen und Ansichten hat der Vf. vorliegendes Lehrbuch bearbeitet. Im *ersten Cursus*, der für Kinder von sieben bis eilf Jahren berechnet ist, sucht Hr. *H.* im 1 Cap. die Religion im Herzen des Kindes, durch das Verhältniss desselben zu einem höheren, unsichtbaren Vater zu begründen, und dadurch die ersten Bestrebungen zur Gottseligkeit anzuregen. Das 2 Cap. handelt von Jesu Christo, der zuerst als Kinderfreund, und dann als vollkommenstes Muster in allem Guten dargestellt wird. Abgeleitet wird daraus eine kurze Lehre vom Gebet. Das 3 Cap. stellt die Lehre von der heiligen Schrift oder von den Offenbarungen Gottes überhaupt dar. Hier wäre zur richtigeren Würdigung und zur leichteren Übersicht der Offenbarungsquellen eine zweckmässige Classification der alt- und neutestamentlichen Bücher zu wünschen gewesen. Das 4 Cap. enthält die älteste Geschichte des Menschen und des hebräischen Volks, nach dem Inhalt des alten Testaments. Möchte diess nur mehr mit den Worten der Schrift nach der einfachen und kraftvollen Übersetzung Luthers geschehen seyn! Die geographischen Nachrichten, besonders von Europa, Seite 42, gehören nicht hieher. Ein fleissiges Lesen in der heil. Schrift muss damit unablässig verbunden werden.

*Der zweyte Cursus* gehört für Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, also für den Katechumenen-Unterricht. Die *erste Hauptabtheilung* enthält die *Religionslehre* des Christenthums, und zwar im 1 Cap. von *Jesu Christo*, dem Erlöser der Menschen. Dieser Abschnitt hat uns am wenigsten befriediget. Es fehlt ihm an innerem Zusammenhang, an einer anschaulichen Entwickelung und Darstellung der Würde des Erlösers, an einer gründlichen, schriftgemässen Erläuterung der wichtigen Lehre von der Sündenvergebung, vom Mittleramte und vom Versöhnungstode Jesu. Der Vf. eilt viel zu leicht und flüchtig darüber hinweg. Das 2 Cap. handelt von *Gott*,

von der Schöpfung, von der Vorsehung und von den Engeln. Auch hier wäre eine solche Zerstückelung der Materie nicht nothwendig gewesen; Alles hätte viel einfacher unter dem Begriff von Gott können zusammengefasst werden. Das 3 Cap. handelt die Lehre *vom Menschen* ab, und spricht zuerst von der ursprünglichen Würde der menschlichen Natur, oder von den Vorzügen der Menschen; dann von dem Verderben der menschlichen Natur, oder von der Entfernung des Menschen von Gott durch die Sünde. Das 4 Cap. spricht von der Rückkehr und Bekehrung des Menschen zu Gott, oder von dem heiligen Geiste und dessen Wirkungen zur Erleuchtung, Besserung und Heiligung des Menschen: 1) von dem heiligen Geiste und dessen Gnadenwirkungen; 2) von der Bekehrung des sündigen Menschen. 5 Cap. Von den letzten Dingen, oder von den Hoffnungen und Aussichten des Christen. (Zu kurz!) *Die zweyte Hauptabtheilung* enthält die *Pflichtenlehre des Christenthums.* 1 Cap. Von den Pflichten *gegen Gott.* 1) Von der Anerkennung, der Liebe und der Furcht Gottes; 2) von der demuthsvollen Verehrung Gottes; 3) vom Vertrauen auf Gott; 4) von der Anbetung Gottes, oder dem Gebete und dem öffentlichen Gottesdienste. Angehängt ist die Lehre von den Pflichten in Absicht auf die Creaturen, als Pflichten gegen Gott, ihren Schöpfer. 2 Cap. *Von den Pflichten gegen uns selbst,* 1) in Absicht auf unseren Verstand, unsere Vernunft, Gewissen, freyen Willen und unsere Anlage zur Religion; 2) in Absicht unserer leiblichen Wohlfahrt, der vernünftigen Liebe des Lebens, der Gesundheit, der Mässigkeit, Keuschheit u. s. w. 3 Cap. *Von den Pflichten gegen unsere Mitmenschen.* 1) Von der Menschenliebe, als Inbegriff aller unserer Pflichten gegen andere Menschen; 2) von den einzelnen Pflichten, die aus der allgemeinen Menschenliebe fliessen. 4 Cap. *Von den Pflichten im gesellschaftlichen Leben.* 1) Von der bürgerlichen Gesellschaft oder dem obrigkeitlichen Stande (angehängt die Lehre vom Eide); 2) von der häuslichen Gesellschaft, oder dem Hausstande; 3) von der gottesdienstlichen (besser kirchlichen) Gesellschaft, oder dem Lehrstande. *Die dritte Hauptabtheilung* handelt *von den Sacramenten,* oder von den heiligen Stiftungen, welche Jesus zur Belebung und Erhaltung des Christenthums verordnet hat; und *die vierte Hauptabtheilung* erzählt die Geschichte der christlichen Kirche.

Was nun *die Form* dieses Lehrbuches betrifft: so besteht das Ganze aus einzelnen Sätzen oder Paragraphen, aus biblischen Sprüchen, aus einzelnen Versen religiöser Lieder, aus eingeklammerten Sätzen, oder Erläuterungen und aus Anmerkungen. Die einzelnen *Sätze* dienen dem Lehrer als Leitfaden beym Unterricht. Die im zweyten Cursus mit einem Stern bezeichneten sollen von den fähigeren Kindern auswendig gelernt werden. Die *Sprüche* sind mit grosser Sorgfalt ausgewählt, und enthalten recht eigentlich den Kern der heil. Schrift. Der *Liederverse* sind nur wenige, und sie kommen bloss im ersten Cursus vor. Die *eingeklammerten Sätze* sind zunächst für den Lehrer, so wie für alle Leser, welche sich dieses Katechismus auch in reiferen Jahren noch als Lesebuch bedienen wollen: denn der Vf. sieht den Katechismus auch als ein Lese- und Erbauungs-Buch für die Christen zu allen Zeiten an. Die *Anmerkungen* enthalten für Religionslehrer Andeutungen und Fingerzeuge zur methodologischen Behandlung der aufgestellten Wahrheiten. Sie sind mit lateinischen Lettern gedruckt, berühren aber oft nur das Allgemeinste, so dass sie für den einsichtsvollen Lehrer überflüssig und für den beschränkten unbrauchbar sind.

Wir haben uns bey diesem Buche länger verweilt, als sonst wohl der Zweck unseres Instituts bey Schriften dieser Art gestattet, weil sowohl die Form, als auch die Einkleidung und Aufstellung der Religionswahrheiten etwas Neues und Eigenthümliches haben, weil der achtungswerthe Verfasser dieses Lehrbuch mit unverkennbarem Fleisse, mit Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet hat, und weil der Geist ächter Religiosität und des wahrhaft evangelischen Glaubens uns aus demselben freundlich entgegenkam. Diess ist bey einem Lehrbuch der Religion schon unendlich viel werth. Auf der anderen Seite können wir nicht leugnen, dass wir die versprochene Einheit und den nothwendigen inneren Zusammenhang der aufgestellten Wahrheiten vermisst, und manches Wichtige übergangen gefunden haben. Diess kommt offenbar daher, weil der Vf. zu viel auf einmal hat leisten wollen. Wie will man auf so wenigen Bogen einen vollständigen Leitfaden des Unterrichts für kleinere Kinder, für Katechumenen, für Erwachsene, und für den Lehrer sogar, mit Anführung biblischer Sprüche und Liederverse liefern können! Wiederholungen auf der einen und Auslassungen auf der anderen Seite sind dabey unvermeidlich. Der Vf. verspricht zwar, den näheren Plan des Buchs und die Ideen, welche ihn bey Abfassung desselben geleitet haben, in der Zeitschrift: *Für Religion, Christenthum und Menschengeschichte,* ausführlich zu entwickeln; aber es wird ihm schwer werden, ein so unmethodisches Verfahren zu rechtfertigen.

L. Th.

---

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## MEDICIN.

Glogau, in d. neuen günterschen Buchh.: *Kurze Beleuchtung verschiedener Principien, die Arzneymittel einzutheilen*, von D. *S. Breinersdorf*. A. d. Lat. übersetzt und mit exegetisch-kritischen Anmerkungen versehen von D. *M. E. K. F. Richtsteig*. 1806. XVIII u. 107 S. 8. (10 gr.)

Hr. *R.* giebt hier eine, im J. 1802 von Hn. *Br.* geschriebene (nicht namentlich genannte) Inauguraldissertation übersetzt und commentirt heraus, theils weil die lateinische Abhandlung gelobt worden sey, theils weil der Gegenstand Aufmerksamkeit verdiene, und er ist auch allerdings von grosser Wichtigkeit.

Die Äusserung des Commentators in der Vorrede, dass, wenn ein Arzneymittel dieselbe oder eine analoge Wirkung als ein anderes hervorbringe, dessen wahre Bestandtheile bereits durch eine chemische Analyse gefunden sind, man auf eine ähnliche chemische Qualität des ersteren schliessen dürfe, und dieser Erfolg den Chemiker bey seinen künftigen Versuchen darin leiten könne — ist nicht statthaft. Denn sind die beiden vergleichlichen Arzneymittel Salze oder Metallbereitungen: so weiss der Chemiker durch seine Kunst ihre Identität, Ähnlichkeit oder Verschiedenheit mit apodiktischer Genauigkeit zu bestimmen, wenn auch der Erfolg beym arzneylichen Gebrauche beider ihm widerspräche. Was dem Chemiker Ähnlichkeit ist, ists dem Arzte nicht, und die Wirkungen der Arzneyen beruhen auf ganz anderen Eigenschaften der Medicamente als auf chemischer Ähnlichkeit. Diess sieht man am deutlichsten an den übrigen Arzneymitteln, den vegetabilischen und thierischen, deren eigentliche Arzneykraft offenbar ganz unabhängig von den rohen materiellen Stoffen ist, welche der Chemiker aus ihnen zu scheiden vermag. Da findet letzterer denselben Stickstoff im Moschus wie im Viperngifte, denselben Eyweissstoff in der Belladonne, wie in dem Boretsch, denselben Gerbestoff in der Coriarie und dem *rhus radicans* als in der Tormentille. Sollte der Chemiker diese gleichen Bestandtheile in ihnen bey ihrer so ungeheuer verschiedenen Wirkung im menschlichen Körper wohl erwarten? Es ist ein uralter, aber verderblicher Fehlweg, die Kräfte der Arzneyen in den auffindlichen chemischen Bestandtheilen zu suchen, wogegen man schon zu *Geoffroy's* Zeiten zu warnen nöthig hatte.

Folgende vier Eintheilungsmethoden der Arzneyen werden beleuchtet: 1) die Eintheilung nach den Organen, auf welche die Arzneyen specifisch wirken sollten, *Augenmittel*, *Magenmittel* u. s. w.; 2) die Eintheilung in erweichende, austrocknende, einschneidende u. s. w.; 3) die Eintheilung nach chemischen Rücksichten, in stickstoffhaltige, kohlenstoffhaltige u. s. w.; 4) die Eintheilung der Arzneyen nach ihren endlichen (Rec. setzt hinzu: rohen, crassen) Wirkungen, in schweisstreibende, harntreibende, Auswurf befördernde, in Brech-, Purgir- und andere Mittel. Gegen die erste Eintheilung sagt Hr. *Br.* zwar etwas nicht Unerhebliches, aber oberflächlich. Wo S. 7 gesagt wird: „ein Arzneymittel, das z. B. *die* krankhaften Affectionen des Magens hebt," — sollte es wohl, richtiger übersetzt, heissen: das (einige) krankhafte Affectionen u. s. w. Hr. *Br.* meint überhaupt ganz richtig, dass die Arzneymittel schon desshalb nicht nach dem Namen der Theile des Körpers, auf welchen man eine Wirkung derselben behauptet, benannt werden sollten, weil keines ausschliesslich auf diesen Theil, sondern auf mehrere andere wirke. Bey seinem Commentar hierüber bleibt Hr. *R.* nicht in den Grenzen dieser von Hn. *Br.* aufgestellten Eintheilungsart, sondern bringt das cullensche Verzeichniss der Hauptbenennungen der Arzneyen bey, welches aber nicht bloss Namen von dieser ersten Eintheilungsart, sondern auch der vierten Eintheilungsart (nach den Namen der Wirkung) begreift; welches bey der Widerlegung Verwirrung macht. Er tadelt diese Benennungen im Allgemeinen, weil sie theils zu generell, theils zu speciell wären (z. B. *febrifuga*) und das Gepräge der alten *specificorum* an sich trügen. Dass es aber allerdings *specifica* in einem anderen, besseren Sinne gebe, ahnet er sehr richtig (S. 16); nur hätte er das *quomodo* nicht in der Verschiedenheit des Verhältnisses an Kohlen-, Stick-, Wasser- und Sauer-Stoff der Arzneymittel suchen sollen, da der Chemismus bey der *Materia medica* eben so unhaltbar und unzweckmässig als bey der Pathologie angebracht ist. Wenn er aber *specifica* auf einzelne Hauptsysteme des Organismus nach *Schelling* beziehen will: so ist diess eine der Erfahrung widersprechende Vermuthung, bloss vom Systeme dictirt. Noch einseitiger ist der Satz (S. 21), und sehr missdeutungsfähig abgefasst, wenn er spricht: „wir heilen oft Leberkrankheiten, ohne ihre specifische Ursache richtig erkannt

und aufgefasst zu haben; wirken hier nicht gleichsam die Ochsengalle, die Rhabarber, die Quassia, die *Fumaria*, Cardobenedicten, so wie auch die Metalloxyde aus Eisen, Quecksilber, u. s. w. specifisch, und dennoch als gewisse Repräsentanten der irgend einer Leberkrankheit coexistirenden, vitiirten Galle?" Rec. fragt: wirkt jedes dieser Mittel in jeder Leberkrankheit als specifisches Mittel? Wenn das nicht ist, wie es denn nicht ist: so nenne er wenigstens eines dieser Mittel, welches eine einzelne unter den vielen Leberkrankheiten specifisch heilen könne. Wissen wir aber das alles nicht, sondern trifft es sich nur von Ungefähr, dass eines derselben, zufällig gewählt, zuweilen hilft, während die anderen schaden (denn was unter so sehr verschiedenen Mitteln nicht hilft, muss schaden!): wie kann man bey der gänzlichen Unbekanntheit ihres Anwendungsfalles sie sämmtlich für specifisch ausgeben, zumal da hier alle die höchst verschiedenen Krankheiten der Leber als eine einzige aufgestellt werden, unter denen es nicht wenige giebt, wo alle diese genannten Mittel nichts helfen, wohl aber ganz andere Arzneyen, die weder hier noch in irgend einem anderen Buche für splenetisch gehalten werden! Weiterhin kömmt er wieder in dem rechten Gesichtspunct, da er meint, die Vermuthung, dass wir (er hätte hinzusetzen sollen: unwissender Weise) in dem Besitze specifischer Arzneyen sind, werde schon durch die ungemeine Mannichfaltigkeit derselben erläutert, und schwerlich würden diese mannichfaltiger seyn, als die Modificationen in den Factoren der Erregbarkeit des Organismus und jedes seiner einzelnen Organe (in schlichter Prose: die grosse Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Arzneymittel deutet darauf, dass jedes derselben für einen eigenen Krankheitszustand geschaffen seyn wird, da die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Krankheitszustände eben so gross als die der Heilmittel ist). Wie aber zur Kenntniss des specifischen Anwendungsfalles jedes einzelnen Heilmittels gelangen? Diese zu finden, fällt er auf den Irrweg — sie dereinst in einer genauen chemischen Analyse der Heilmittel antreffen zu können. Ewig gefehlt! Chemische Analyse und virtuelle Arzneywirkung, wie weit seyd ihr von einander entfernt! Der den lebenden Organism umstimmende Geist in den Arzneyen, namentlich den Gewächsen, kann nie durch etwas anderes, als durch die Erscheinungen bey der Gegenwirkung eines lebenden Organisms erkannt, geprüft und bestimmt werden, nie aber durch die Reagentien, Menstruen und Destillationen und Sublimirgrade des Scheidekünstlers, welcher nur wäg- und messbare Substanzen materiell absondern und mit materiellen Substanzen zusammenfügen kann.

Hr. *Br.* geht nun zur Beurtheilung der zweyten Eintheilungsart der Arzneyen nach den Wirkungen, die sie etwa in leblosen Substanzen hervorbringen — daher die sogenannten *erweichenden*, *zusammenziehenden* u. a. Mittel, und die aus dem Wahne einer mechanischen Wirksamkeit geflossenen Benennungen, die *einschneidenden*, *zertheilenden* u. a. Mittel. Aber das Todte ist, wie er richtig sagt, ganz anderen Gesetzen unterworfen, als der lebende Organismus, und die ganze Eintheilung ist verwerflich, da das Princip falsch ist, aus dem sie hergeleitet ward. Der Commentator bringt *Moore's* Versuch bey, welcher durch den Erfolg einer mehrmaligen Eintauchung seiner Hand in warmen Eichenrindenabsud bewies, dass die Haut derselben nachgehends noch besser, als vorher, ausdünstete, nicht aber, wie *Cullen* wähnte, wie Leder verdichtet werde. Bey der Beurtheilung der Wirkung des kalten Wassers z. B. in Bärmutterblutflüssen finde ein ähnliches Vorurtheil Statt, und vortheilhafter wirke hier ein Umschlag von warmem Weingeiste mit Münze, Mairan, Quendel u. s. w. (Gleich als wenn diese Kräuter alle einerley Kraft besässen!) Philosophisch begrenzt haben sich Vf. und Commentator weder diese, noch die anderen Eintheilungen gedacht, sonst würden sie *einschneidende* (mechanisch gedachte Wirkung), *zusammenziehende* Mittel (chemisch gedachte Wirkung) und *Volumen vermindernde* Wirkung des kalten, so wie die *Umfang vermehrende* Kraft des warmen Wassers (physisch gedachte Wirkung), nicht in eine einzige Classe zusammengebracht haben, wiewohl sie darin Recht haben, dass sie diese falschen Ansichten in Beurtheilung der Wirkung solcher Arzneyen verwerfen. Vom Übers. geschieht diess mit einem Aufwande von Schulphilosophie und einer Menge neumodiger Terminologie, gleich als wenn bloss hieraus die Unstatthaftigkeit der (durch simple Ansicht leicht widerlegbaren) Irrlehre sonnenklar zu Tage ginge. Genug der lebende Organismus ändert die chemische und physische (geschweige denn die mechanisch geträumte) Einwirkung der Arzneymittel vital und *suo modo* ab, so dass wir zwar das *quid*, aber nicht das *quomodo* der Abänderung erkennen, — und es lässt sich daher nicht weiter von rein adstringirender und styptischer Wirkung, von wirklich einschneidenden und zertheilenden Kräften der Arzneyen, und eben so wenig von rein verdichtender Kraft des kalten Wassers oder absolut erweichender Kraft der warmnassen Umschläge reden. Hierauf sucht Hr. *Br.* die dritte Eintheilung, die chemische Wirkung der stickstoffhaltigen, kohlenstoffhaltigen u. dgl. Mittel, zu widerlegen, aus dem richtigen Grunde, weil auch bey ihnen keine Rücksicht auf die Gesetze des lebenden Körpers genommen werde. Hr. *R.* verbreitet sich weitläuftiger hierüber, und sucht zuletzt die chemische Wirkung der Gifte, nicht uneben, durch ihre oft blitzschnelle Wirkung im menschlichen Körper zu widerlegen, welches bey einer bloss chemischen Veränderung, die doch einige Zeit erfodere, nicht denkbar sey. Er tödtete mit einem Tropfen, halb aus dem ätherischen Öle der bitteren Mandeln und halb aus Weingeiste gemischt und unter die Zunge eines Taubenhabichts gebracht, diesen Vogel in wenigen Augenblicken (eine Saatkrähe konnte er mit 10 Tropfen nicht tödten). Nun (S. 72) bestreitet Hr. *Br.* die vierte Eintheilung der Arzneymittel nach den sichtbaren Wirkungen, welche sie im menschlichen Körper hervorbringen — daher die *diaphoretica*, *emetica*, *purgantia*, *antispasmodica*. Diess wären aber nur se-

cundäre, oder Wirkungen von Wirkungen. Es müssten mittelst der Rückwirkung des Organismus erst andere (unmittelbare) Veränderungen im Körper vorgegangen seyn, ehe jene Wirkungen erfolgen könnten. Diese ersten Wirkungen wären es, worauf man eine Eintheilung der Arzneymittel gründen müsse. (Also auf unsichtbare, nie durch Erfahrung wahrzunehmende, uns ewig verborgen bleibende Veränderungen im Inneren!) Wenn er dann hinzusetzt, dass jene empirische Eintheilung wohl in der Praxis gut seyn könne, aber zur Theorie nicht tauge, bey welcher die ersten Wirkungen im Körper durch Arzneyen zum Grunde ihrer Eintheilung gelegt werden müssten: — so compromittirt er sich. Denn die Theorie ist für sich nichts, wenn sie nicht die Dienerin der Praxis ist, oder der letzteren widerspricht. Leichter läfst sich diese Eintheilung dadurch widerlegen, dass diese genannten Wirkungen (Erbrechen, Purgiren, Schweiss u. s. w.) weder die einzigen, noch auch die vorzüglichsten sind, die jede dieser Arzneyen äussert. Beym Gebrauch der Brechmittel erfolgt oft blos Purgiren; es erfolgen von ihnen aber auch noch andere zu Heilabsichten weit brauchbarere Wirkungen. Die Purganzen erregen oft Hitze, Fieber, mancherley Schmerzen, oft Erbrechen u. s. w., und alle diese Mittel leisten die Wirkung gewöhnlich nicht, von denen sie den Namen führen, wenn sie in kleinen Gaben gereicht werden, sondern blos in allzu grossen Gaben (*overdosed*). Die eigentliche Wirkung der Arzneyen aber von ihrem Gebrauche in übermässigen Gaben festzusetzen, ist ein schiefes Verfahren. Auch China und Baldrian machen in grosser Gabe Erbrechen und Purgiren, die doch keine *Materia medica* unter die Brech- und Purgir-Mittel gezählt hat. Die sogenannten Schweiss-, Brech-, Purgir- u. a. Mittel scheinen bey einer vollkommneren Heilkunde zu weit edleren Zwecken dienen zu können, als zu jenen stürmischen, oft nur schädlichen Bewegungen. Diese Betrachtungen hält Rec. für wichtigere Verwerfungsgründe gedachter Classification. Zuletzt noch (S. 75) etwas gegen *Darwin's* und etwas gegen *Brown's* Eintheilung. Beide führt er ebenfalls damit ab, dass sie nur secundäre Wirkungen angegeben hätten, nicht aber die ersten. Diess ist aber durchaus kein gültiger Einwurf, da wir Menschen *nie* die primitiven Wirkungen der Arzneyen auf unseren Körper wahrnehmen können, folglich auch sie nicht erträumen sollen, folglich auch von diesen unbekannten ersten Wirkungen keine Classification hernehmen können, wenn nicht ein blosses sophistisches Figment daraus werden soll, ohne Nutzen, vielleicht zum Schaden der Heilung — die theoretischen, unfruchtbaren Aprioristen mögen auch soviel in unverständlichen Tönen darüber sagen, als sie nur immer wollen. Diess scheint der sonst sehr apriorisirende Commentator endlich selbst gefühlt zu haben. „In einem wahren medicinischen Lehrgebäude", spricht er (S. 90) sehr richtig, „darf das Princip, die Arzneymittel einzutheilen, von dem Principe ihrer Anwendung nicht verschieden seyn — unsere Theorieen sind desshalb unächt, weil sie uns nur zu oft am Krankenbette verlassen — das Ganze (der Medicin) muss den vollendetsten Inbegriff reiner, mit wahrer Theorie der Natur überhaupt verschmolzener Erfahrungssätze darstellen, und im Besitze desselben werden wir erst dann seyn, wenn die Erfahrung nicht mehr mit der Theorie, und diese nicht mit jener im Widerspruche stehen wird." — Rec. sagt aus vollem Herzen, Amen!

N. E. D.

Berlin, b. Maurer: *Der Taschen-Pferdearzt.* Ein Handbuch für alle Stände, vorzüglich zum Gebrauch der Cavallerie. Von *Johann Nicolaus Rohlwes*, Thierarzt und der märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam ordentlichem Mitgliede. Mit zwey Kupfertafeln. 1804. 332 S. 8. (1 Rthlr.)

Obschon der Vf. mit den neueren ärztlichen Untersuchungen nicht hinlänglich bekannt ist, und in seinem Raisonnement über die Heilung der Krankheiten, mehr noch wie in seinem Verfahren selbst, gegen sie verstösst: so sind ihm doch gründliche ärztliche Kenntnisse, ein gereifter Überblick und ein Schatz von vielen Erfahrungen nicht abzusprechen, und er zeichnet sich hiedurch als einer der ersten unter den jetzt lebenden Thierärzten aus. Selbst in der Theorie über die Ursachen, Entstehung und Heilung der Krankheiten spricht er hier vorurtheilloser als in seinen vorhergehenden Schriften, und Rec. möchte diese Schrift für das beste Werk halten, welches der Vf. geliefert hat.

Das Ganze hat zwar nur einen empirischen, aber ärztlich richtigen Zweck. Indem der Vf. sich an keine Meinung anschliesst, geht er seinen eigenen Gang, der von der Natur der Krankheiten vorgezeichnet ist. In einer gedrängten Übersicht führt er die gewöhnlichsten Pferdekrankheiten und ihre Heilung auf, und folgt darin grösstentheils seinen eigenen Erfahrungen; nur hie und da hat er bey der Beschreibung der Krankheiten *von Tennecker*, *Karsting*, *Wolstein* u. A. benutzt. Die Abschnitte dieser als Taschenbuch für jeden Pferdeliebhaber sich eignenden Schrift sind folgende: 1) Von den Krankheiten der Vorderbeine, mit Inbegriff der Schultern. 2) Von den Krankheiten der Hinterbeine mit Inbegriff der Lenden und Hüften. 3) Von den Krankheiten des Kopfes. 4) Von den Krankheiten des Halses, mit Inbegriff des Wiederristes und des Rückens. 5) Von den Krankheiten der Brust. 6) Von den Krankheiten des Leibes mit Inbegriff des Schlauchs und der Ruthe bey den Hengsten und des Euters der Stuten. 7) Von den Krankheiten des Schweifs. 8) Von den Krankheiten der Haut. 9) Von den Wunden, welche den Pferden durch Waffen zugefügt werden, wie auch von anderen Wunden. 10) Von den Geschwülsten, welche durch Contusionen entstehen. 11) Von verschiedenen Krankheiten. 12) Von den Krankheiten, welche in den Eingeweiden entstehen. 13) Von einigen Operationen. 14) Darstellung der Fehler, welche an den Beinen der Pferde entstehen können.

L. T. L.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Würzburg, b. Nitribitt: *Dissertatio med. de angina membranacea.* — — Auctore *Joseph.* Guck, Unslebensi. 1813. 60 S. 8.

In der Einleitung beschäftigt sich der Vf. mit Benennung und Geschichte der *häutigen Bräune* und mit den Fragen, ob sie ein gewisses Alter befalle, ob sie erblich und epidemisch sey. Erstere wird ganz richtig dahin entschieden, dass sie der Regel nach nur vom 1ten bis 12ten Jahre, über diess Alter hinaus nur selten beobachtet werde; die beiden letzteren aber werden verneint. Allein Rec. fand sie auch, wie *Rumsey* und *Jahn*, in gewissem Grade epidemisch, so wie schon vordem *von Bergen*, *Rosenstein* in Schweden und *Ghisi* in Italien. Gegen die gewöhnliche Erfahrung über diese Krankheit beobachtete der Vf. in derselben offenbaren Nachlass aller Zufälle, welche aber dann heftiger zunahmen und sich mit dem Tode endigten. Hr. *G.* definirt die *Angina membranacea* so: sie ist, sagt er S. 44, entweder eine sthenische oder asthenische Luftröhrenentzündung, welche in wenig Tagen (im zweyten Zeitraume der Krankheit) in Ausschwitzen der leicht in eine Membran sich verwandelnden gerinnbaren Lymphe übergeht. Erkältung hält er fast für das einzige ursächliche Moment derselben. Wo der Krankheitscharakter offenbar hypersthenisch ist, räth er dem Grade der Hypersthenie angemessene antisthenische Mittel, z. B. Blutausleerungen. Ist die Krankheit asthenischer Natur: so findet er *Alcali fixum* und *volatile*, Spiesglasmittel, Kalkwasser, *Radix polygal. Seneg.*, Quecksilber, Bisam, Campher, Mohnsaft u. s. w. angezeigt. Brechmittel nimmt Hr. *G.* weniger in Schutz, als Niesemittel, und besonders die Eröffnung der Luftröhre (Tracheotomie). Rec. findet zwar außer den hier angeführten dem Vf. zum Theil eigenthümlichen Meinungen im Ganzen genommen nur das Bekannte über gedachte Krankheit zusammengestellt, doch aber mit des Vfs. eigener Erfahrung und Beurtheilung so gut verwebt vorgetragen, dass er gesteht, wiewohl er nicht jeden seiner Sätze unbedingt unterschreiben würde, es mit Vergnügen gelesen zu haben.

S. P. J.

*Hamburg*, b. Schmidt: *Guter Rath und Unterricht, wie sorgsame Mütter ihre Kinder gesund erhalten und diejenigen Krankheiten derselben, wobey der Arzt so schleunig als möglich gerufen werden muss, bey Zeiten erkennen sollen (können).* Vorzüglich für Hamburgerinnen bestimmt, von D. *Wigand.* 1807. 84 S. 8. (7 gr.)

Den Vf. bestimmte besonders die sehr auffallend grosse Schwäche, Kränklichkeit und Sterblichkeit, welche unter den Familien Hamburgs herrschte, zu Ausarbeitung dieser kleinen Schrift. Er sucht die Ursache theils in Fehlern der Erziehung, theils in dem späten Erkennen der Gefahr bey Krankheiten der Kinder. Er beklagt, dass das neugeborne Kind gleich nach der Geburt einer kalten rauhen Stubenluft preis gegeben, mit kaltem Wasser gewaschen, in kalte Tücher geschlagen, von der harten, schwieligen Hand seiner Wärterin plump ergriffen, und mit scharfen Brantwein und ranzichter Seife gebeizt werde. (Alles diess ist in der Gegend des Rec. theils anders, theils übertreibt der Vf. das, was wahr an demselben ist. Das Waschen mit Seife ist zur Reinigung vom Kindespech höchst nothwendig, und nicht davon, sondern von der vorher unwirksamen, jetzt geweckten Thätigkeit des Hautorgans kommen die juckenden Ausschläge, welche man gemeiniglich bey jungen Kindern gewahr wird. Fette Sachen allein, welche der Vf. vorschlägt, sind zur Reinigung nicht hinreichend.) Im Allgemeinen ist der Vf. gegen die kalte Erziehung, welche sonst mehr, als jetzt, herrschend war, und empfiehlt eine langsam aufsteigende Abhärtungsmethode. Obgleich er nun hierin vollkommen Recht hat: so sind doch die hieraus abgeleiteten Übel übertrieben. Es ist Gott Lob eine grosse Seltenheit, wir glauben in Hamburg wie in Frankfurt, ein achtjähriges *menstruirendes* oder sechsjähriges *hämorrhoidalisches* Mädchen, welche der Vf. S. 16 für häufig ausgiebt. Solche grelle, übertriebene Gemälde schaffen keinen Nutzen. Sehr warm empfiehlt der Vf. eine reichliche Fleischnahrung; wir fürchten aber, er übertreibe auch hierin. Der Mensch ist zu gemischter Nahrung geschaffen, und vor dem Durchbruche der Hundezähne offenbar mehr zur Pflanzendiät, als zur animalischen, wenigstens nicht zu vollkommener Fleischnahrung. Der Vf. berührt nur die alltäglichsten Einwendungen und Vorurtheile gegen die Fleischdiät, andere und tiefer begründete, aus den Verhältnissen des Organismus hervorgehende Gründe hat er nicht beachtet. Gegen die gefährlichen Frühlingswinde räth der Vf. einen häufigeren Gebrauch der Schleier und Florkappen. Beym Schlafen am Tage widerräth er starke Bedeckung; doch solle man kein Kind ohne alle Bedeckung schlafen lassen. Er eifert auch dagegen, dass manche Ältern ihre zarten Kinder ohne gehörige Auswahl der Tageszeit und Witterung auf die Strasse schicken (ein Gebrauch, der besonders in grossen Städten bey engen Strassen am frühen Morgen am schädlichsten ist). Wie S. 35 das Gleichniss von Treibhäusern hieher komme, kann Rec. schlechterdings nicht begreifen. Überhaupt scheint uns Vieles, was S. 34 ff., auch S. 43, gegen den Genuss der freyen Luft gesagt wird, theils einseitig, theils übertrieben. Auch möchte Rec. nicht den Westwind, S. 42, den freundlichen nennen. Das war er in Griechenland; bey uns ist er gewöhnlich der unfreundliche, nasse, stürmische. Lächeln muss man, wenn ein so ernsthafter Mann, als Hr. *W.* seyn will, für den Teint so viel fürchtet, wie S. 43. Für den bedeutendsten aller Erziehungsfehler hält Hr. *W.* endlich S. 44 das Blosstragen des Halses und der Arme bey jungen Kindern. Der Vf. nennt dieses Entblössen den wahren *Todesstoss* für die Lungen, S. 47. Das alles ist übertrieben. Dem Rec. sind unzählige Kinder bekannt, welche unter stetem Blosstragen stets gesund geblieben, gross und stark geworden sind, und er wundert sich, wie der Vf. die Stirn haben kann, zu fragen: Wer hat noch je ein, von Jugend auf mit weiser Sorgfalt warm gekleidetes Kind an der wahren (der Vf. meint damit die häutige) Bräune sterben sehen? Dem Rec. selbst sind mehrere Kinder gemeiner Leute, die sich nicht bloss trugen, bekannt. Besonders dehnt der Vf. den Nachtheil jenes Entblössens auf das weibliche Geschlecht aus. Der Vf. zählt nicht weniger als 5 *daher* auf, welche aus dieser Unglücksquelle entstehen sollen, S. 51 ff., übertreibt aber damit wieder ungeheuer. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den Krankheiten, welche theils durch ihren überaus schnellen Verlauf, theils durch die Unbedeutenheit ihrer Zufälle zu Anfang, grosse Gefahr mit sich führen. Mit Unrecht übergeht der Vf. hier die Zuckungen, an denen doch so viele Kinder sterben, viele verwahrlost werden. Er führt auf den Kinnbackenkrampf, das millarsche Asthma, die Halsbräune, die Leberentzündung und den Stickfluss. Der Vf. fodert aber zuviel, wenn er befiehlt, dass S. 64 bey dem *Asthma acutum* noch während des ersten schwachen und kurzen Anfalles der Arzt gerufen werde. Wie oft würde der Arzt gerufen werden müssen, ohne dass jene gefährliche Krankheit herauskommt! Man sollte sich bey allen medicinischen Vorschlägen besonders vor Unbestimmtheit und Übertreibung hüten. Anfangs schrecken sie die Leser; und findet man, bey näherer Prüfung und häufigerer Erfahrung die Sache nicht bestätigt: so verliert der Rathgeber, er sey Schriftsteller oder praktischer Arzt, auch in anderen, ja wohl in allen Puncten, wenn er auch Recht hat, den Glauben. So könnte es dem Vf. gehen. Doch hat uns der zweyte Abschnitt, obschon kürzer behandelt, als der erste, dennoch besser gefallen, als jener, der an Übertreibung noch reicher ist.

Fj. n. m.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *THEOLOGIE.*

Leipzig, b. Barth: *Ansichten und Wünsche, betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit.* Beym Eintritt in die neue Zeit herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Superint. und Oberpfarrer in Ronneburg. 1814. 108 S. gr. 8. (10 gr.)

Jetzt, da die deutschen Völker ihre innere Kraft, die in dem Heiligthume eines frommen Gemüthes liegt, herrlicher und vielfacher entwickeln als je, da Gott und Menschen Gericht halten und das Gerechte üben, ist es gewiss ein schickliches Wort, wenn unser Verfasser, ein kirchlicher Patriot, mit religiösem Interesse an die Anstalt erinnert, welche das *Heilige, Göttliche* und *Ewige* verwaltet. Jetzt, da alles nach höherer Vollendung und Befestigung in seinem Inneren strebt, warum sollte allein das Kirchenwesen davon ausgeschlossen seyn, zumal da das protestantische Kirchenwesen in seinem Geiste keine auf ewig bestimmte, und die Fortentwickelung hemmende Norm duldet, vielmehr unablässig weiter strebt und einem idealischen Ziele zueilet. Überdiess liegt es am Tage, dass das bürgerliche Leben als öffentliche Anstalt bey weitem vollkommener ausgearbeitet ist, als die Anstalt des kirchlichen Wesens. Der Staat, der seiner Natur nach alle, auch die höheren wissenschaftlichen und religiösen Angelegenheiten des Menschen unter seine schützende Obhut nimmt, und so sich selber humanisirt, der überdiess einen grossen Theil der Güter der alten Kirche sich zugeeignet hat, kann auch von der Verbindlichkeit nicht frey gesprochen werden, für seine Schwester, die Kirche, thätigst zu sorgen, und die Kirchengüter zu einem *homogenen*, kirchlichen Zwecke anzuwenden, den Bedürfnissen der Zeit angemessen. Das Herz unseres Vfs. hat diese Schrift einem ächt deutschen, frommen, gediegenen Manne, dem Könige von Preussen, gewidmet, weil er von Preussen her vorzüglich Förderung des kirchlichen Heils erwartet.

Gegenwärtige Schrift, die ein doppeltes Interesse hat, ein historisches, indem sie die dermalige Beschaffenheit des inneren Zustandes der christlichen Kirche, als irdischer Bildungsanstalt, darstellt, und ein idealisches, reformatorisches, wo die Vorschläge zum Besseren von dem Vf. als Wünsche ausgesprochen werden, hat fünf Abschnitte, deren erster von der Bildung des protestantischen Geistlichen, der zweyte von dem Predigtwesen, der dritte von der Liturgie, der vierte von dem Prediger, als Kirchen- und Staats-Diener, der fünfte vom Kirchenregimente handelt. Nachdem der Vf. in wenigen, aber wahren und kräftigen Zügen dargethan hat, dass für die Bildung junger Geistlichen *als Schriftgelehrter* bey weitem mehr gethan werde, als für sie *als Prediger*, betrachtet er den praktischen Theologen als *Liturgen*, als *Katecheten* und als *Prediger*. Was er hier vom Liturgen sagt, ist uns aus der Seele geschrieben, und kann besonders den Diakonen in Städten nicht genug empfohlen werden. Während der liturgische Theil unserer kirchlichen Versammlungen offenbar der schwächste, von der Form des Schönen und Edlen am weitesten entfernt, und darum der leereste und langweiligste ist, wird diese schwache Seite noch schwächer durch die Geist- und Herzlosigkeit, mit welcher der liturgische Theil betrieben wird, so dass unsere Versammlungen kein erhebendes Ganzes ausmachen, und die Predigt allein alle Ehre begehrt. „Höchst ärgerlich ist es daher, heisst es hier S. 19, wenn der Mann, von welchem die Gemeinde erbaut, erhoben und in die übersinnliche Welt entrückt zu werden wünscht, mit leerer, nichtssagender, vielleicht frecher Miene die heilige Stätte betritt; die Agende mit herzloser Gleichgültigkeit verrichtet; das Taufformular mit gefühlloser Kälte herschnattert; die Gebete mit schläfriger Eintönigkeit ableyert, oder mit jäher Hast durchpeitscht, und seinen Beruf wie ein Miethling treibt." Was von dem Gesange des Liturgen hier und im dritten Abschnitte gesagt wird, verdient die Beherzigung Aller, die sich dem Berufe der Geistlichen widmen, und derer, die sie anstellen. Ein schönes Organ kann nicht allgemein verlangt werden: allein muss man denn an die Krähe in der Fabel erinnert werden, wenn der Liturg den Mund öffnet? So viel musikalische Kunst sollte wenigstens jeder Liturg besitzen, um durch sie Naturfehler entweder zu verstecken oder zu verbessern. Was der Vf. vom Prediger als öffentlichem Volksredner, und von der Predigt, theils als christlichem *Lehrvortrag*, theils als erbauender *Rede* sagt, die als solche auf künstlerischen Werth und ästhetisches Interesse Ansprüche macht, wird wohl in dieser Gestalt weniger den Widerspruch der blossen Verstandesprediger reizen, als es früher

geschah. Dass eine Predigt *gehalten*, nicht *gelesen* seyn will, wird einleuchtend gezeigt. Das wiederkäuende Memoriren macht allerdings Mühe, zumal wenn es bis zu der Vollendung getrieben wird, dass die memorirte Rede als etwas frisch Gedachtes und Empfundenes erscheine. Allein die Faulheit muss der im heiligen Dienste Stehende zuerst überwinden, und wenn die Rede selbst gedacht und architektonisch geordnet ist, hat es keine Noth. Was von dem Prediger als *Katecheten* gesagt worden, schien dem Rec. nicht tief genug. Die Prediger, die sich von der Wichtigkeit der Katechese auch für die Erwachsenen eine würdige Vorstellung machen wollen, verweisen wir auf *Dinters Fastenexamina* in Tzschirners Memorabilien. In wiefern nun der Staat für diese dreyfache Bildung der Prediger zu sorgen habe, und warum; was auf Schulen und Universitäten in dieser Hinsicht geschehen solle, und wie das Gewöhnliche nicht zureiche, muss man in der Schrift selbst nachlesen. Über die Prüfung der *Candidaten*, über ihr Verhältniss zu den Superintendenten der Dioces, über die Aufsicht und Controle der Prediger, und wie dem geistlichen Verfall derselben zu wehren sey, schöne Worte *für Consistorien*, die durchaus hier eingreifen müssen. Der zweyte Abschnitt, Wünsche das Predigtwesen betreffend, ist am kürzesten ausgefallen, und zeigt, wie des Predigens noch überall zu viel ist, und verbreitet sich dann über Vermehrung des Prediger-Personale, besoldete Candidaten und Perikopen. Der dritte Abschnitt, Wünsche für die Liturgie, ist dem Rec. auch darum wichtig gewesen, weil er von Vielem, was dem Vf. noch Wunsch ist, im Preussischen namentlich die Erfüllung seiner Wünsche rühmen kann, indem da gilt, was er noch fodert. Die Wünsche des vierten Abschnitts, den Prediger als Kirchen- und Staats-Diener betreffend, handeln von dessen Anstellung, Verpflichtung, Dotation und Rang. Kein Punct ist also übergangen, dessen Betrachtung von Wichtigkeit ist. Mögen nur die Wünsche des Vfs bald als Gesetz und Kirchennorm ausgesprochen werden! Der fünfte Abschnitt, das Kirchenregiment betreffend, handelt von der Kirchenordnung und Kirchenzucht. Letztere, so viel wir wissen von *Greiling* in seiner Hieropolis in neuerer Zeit wieder angeregte und von unserem Vf. in einer besonderen Schrift ausgeführte Idee wird auch hier gegen erlittene Missdeutungen und Verdrehungen gerechtfertigt. Wer Augen hat, wie sollte denn der nicht bemerkt haben, dass die protestantische Kirche nicht nur im Ganzen, sondern in jedem einzelnen Lande, als *Societät* betrachtet, der nothwendigsten socialen Einrichtungen ermangele, und einer solchen Disciplin, die freylich kirchlich bleiben und nicht ins bürgerliche Recht hinübergreifen darf, gar sehr bedürfe? Dass eine solche Einrichtung mit vieler Weisheit und mit dem bessernden Geiste der Liebe müsse entworfen, ausgeführt und gehandhabt werden, wenn nicht die Freyheit der Kirchenmitglieder auf der einen Seite gefährdet, und auf der andern Seite eine Hierarchie solle begründet werden, liegt am Tage. Allein diese Schwierigkeit der Ausführung hebt darum die Realität der Idee nicht auf. Jeder muss die Freyheit haben, unkirchlich zu handeln und zu leben; nur muss er dann auch auf die Rechte und Vortheile der Kirchenmitglieder verzichten. Allein wer zählt die Parasiten des Christenthums, die wohl gerne die socialen Vortheile desselben geniessen, ohne doch dieser Societät eigentlich anzugehören! Von der katholischen Kirche und von der mährischen Gemeinde, wie beide *Fessler* dargestellt hat, lässt sich in dieser Hinsicht viel lernen.

α. β. γ.

Leipzig, b. Reinicke: *Über den Nutzen der Annäherung und Ähnlichmachung der mehreren christlichen Religionsparteyen*, von D. *Gottlieb Schlegel*, Prokanzler und erstem Professor der Theologie zu Greifswalde u. s. w. 1803. 70 S. gr. 8. (8 gr.)

Es gereichte dem ehrwürdigen Vf. zum wahren und bleibenden Ruhm, dass er, selbst noch in einem höheren Alter, wo Andere gewöhnlich ganz ruhen, oder sich Allem, was Neuerung heisst, ohne Unterschied widersetzen, so muthig auf der Bahn der freyen Forschung fortschritt, den Zeitgeist genau beobachtete, ihn unparteyisch würdigte, und — wenn er ein guter Geist war — ihm huldigte. Die Stimme eines Mannes, welcher durch Gelehrsamkeit, Alter und die Stelle, welche er begleitete, gleich ehrwürdig, auch den Ruf eines rechtgläubigen Theologen sich bey allen billig denkenden Lutheranern zu erhalten wusste, konnte nicht anders als wichtig in einer Sache seyn, wo so leicht Missverständnisse entstehen, und der Vorwurf unlauterer Absichten jedem, dessen Unbescholtenheit nicht so fest gegründet ist, fast unmittelbar auf dem Fusse folgt. Gerade in einer solchen Sache gab der sel. *S.* seine Stimme mit edler Offenheit ab; und gern holen wir die verspätete Anzeige dieser gehaltreichen Schrift nach.

Vor ungefähr fünfundzwanzig bis dreyssig Jahren war es in der lutherischen Welt Ton, alle, die von Annäherung der christlichen Religionsparteyen sprachen, zu verhöhnen oder zu beschimpfen, und jeden Unionsversuch als lächerlich und gefährlich zu verschreyen. Man verfuhr hiebey ganz consequent, weil eben eine Reformation des Lutherthums im Werke war, die im grenzenlosen Zerstören bestand, und den Lutheraner zu einem Protestanten gegen Alles, was feste Lehrform und vorgeschriebener Cultus hiess, erheben sollte. Leider haben sich die Früchte dieses unweisen Unternehmens in so manchen Gegenden des lutherischen Deutschlands zur Genüge gezeigt; nicht die Lehre einer einzelnen Religionspartey, sondern die Religion selbst hat man in ihrer Grundlage erschüttert, nicht überflüssige Ceremonieen sind abgeschafft worden, sondern der ganze Cultus, ja beynahe aller Sinn für Gottesverehrung ist zernichtet. Wohin dieses bis jetzt geführt hat, liegt am Tage, und wohin es noch führen wird, lässt sich leicht errathen. — Mit Recht denken daher die gelehrtesten und gewissenhaftesten Theologen unserer lutherischen Kirche

auf einen Ersatz des angerichteten Schadens, und unter den Mitteln, diesen zu bewirken, kommt vorzüglich die Annäherung und Ähnlichmachung der christlichen Religionsparteyen in Erwägung. Unsere Kirche, deren Cultus offenbar zu einfach und zu wenig auf die Sinnlichkeit berechnet, deren Kirchendisciplin auch zu lax ist, könnte Manches in der äusseren Form von anderen Religionsparteyen entlehnen; andere hingegen würden von ihr manchen richtiger bestimmten Lehrsatz und manche historische Wahrheit erhalten, und so liesse sich vielleicht für alle aus dieser Annäherung und Ähnlichmachung sehr grosser Gewinn ziehen. — Doch Mehreres hievon zu einer anderen Zeit und an einem anderen Orte; wir kehren zu unserem Vf. zurück. Ganz in dem ausgebreiteten Sinn, in welchem Rec. bisher von der *Annäherung* und *Ähnlichmachung* der christlichen Religionsparteyen sprach, redet Hr. *S.* von denselben nicht; vielmehr übergeht er die letztere, und der Titel seines Buches verspricht offenbar mehr, als die Schrift leistet. Dieser sollte eigentlich *Annäherung oder Ähnlichmachung* heissen: denn dem Vf. sind beide Ausdrücke Synonyme, wie S. 23 deutlich zeigt, wo die Überschrift *Abschn.* V. lautet: *Grundsatz bey der Ähnlichmachung der christlichen Religionsparteyen*, die Abhandlung selbst aber anhebt: „Die *Annäherung* der Religionsgesellschaften beruht auf dem Grundsatz" u. s. w., auch weiter nichts von der Ähnlichmachung, weder hier noch in dem ganzen Buche, vorkommt. Wir wollen indessen mit dem zufrieden seyn, was der Vf. gab. Seine Absicht war keine gelehrte, sondern eine bloss praktische. Er wollte nicht sowohl die Theologen aller Parteyen mit einander aussöhnen, als auf die Laien in den verschiedenen christlichen Religionsparteyen wirken, und diese zur gegenseitigen Duldung und Liebe ermuntern. Auf diesen Zweck findet Rec. auch die Schrift recht gut berechnet. In einer sehr fasslichen Sprache wird Abschn. I von der *ursprünglichen Beschaffenheit der Religion überhaupt und der christlichen insbesondere* gehandelt, und wenigstens das Nöthige von der ursprünglichen Beschaffenheit der christlichen Religion gesagt. Abschn. II setzt *die Ursachen der äusserlichen Verschiedenheit der christlichen Religionsparteyen* aus einander, *welche inzwischen noch nicht einen wesentlichen Unterschied der christlichen Gemeinen erschaffen.* Abschn. III handelt *von dem Nutzen, der aus dieser Verschiedenheit entspringen kann.* Abschn. IV zeigt, *worein diese Annäherung und Ähnlichmachung nicht zu setzen sey, und zwar nach den Zwecken und nach den Mitteln.* Abschn. V trägt dann *den Grundsatz bey der Ähnlichmachung der christlichen Religionsparteyen* vor, welcher aber, wie schon bemerkt worden, nach des Vfs. eigenem Ausdruck, nur der Grundsatz der Annäherung ist. Er lautet: *dass die wesentliche Lehre und Verpflichtung des Christenthums hervorgehoben und der Unterschied in Vorstellungsarten und Meinungen, sammt den Gebräuchen des Gottesdienstes, als ausserwesentlich und weniger wichtig betrachtet werde.* Recht gut! wenn nur erst entschieden wäre, was wesentliche Lehre des Christenthums genannt werden müsse; allein gerade hierüber sind nicht bloss die einzelnen Parteyen, sondern sogar die Gelehrten einer einzelnen Partey uneins, und werden auch wohl noch lange uneins bleiben. Abschn. VI enthält *eine nothwendige Beschreibung des Wesentlichen der christlichen Religion*, und Abschn. VII zeigt sodann, *wie über dieses Wesentliche so viele Verschiedenheiten entstanden sind.* Alles nach des Vfs. subjectiver Ansicht vom Wesentlichen des Christenthums, über welche Rec. hier auch nicht streiten will, da sich durch wenige Worte nichts ausmachen lässt. Die Abschnitte VIII — X handeln *von den protestantischen Kirchen, von der griechischen Kirche, von der römischen Kirche*, und machen nicht bloss der liberalen Denkungsart des Vfs. Ehre, sondern werden auch gewiss bey solchen Lesern, wie er sie vor Augen hatte, grossen Nutzen stiften. Folgende Stelle mag den Geist, welcher in diesen Aufsätzen herrscht, charakterisiren. S. 49: „Der römischen Kirche gebührt das Lob, dass sie auf Moralität dringt. Man kann auch ihre Maxime nicht unnützlich finden, in gewissen Stufen der Cultur pädagogische Mittel und disciplinarische Übungen vorzuschlagen, dergleichen Fasten u. s. w. sind." Abschn. XI setzt *die Rechtmässigkeit und Nützlichkeit einer solchen Ähnlichmachung* aus einander. Abschn. XII handelt endlich von der *Schwierigkeit bey diesem Vorschlage und den Mitteln zur Hebung derselben.* Rec. wünscht dem Buch recht viele Leser.

— w. b.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Ohne Druckort u. Verl.: *Apostolisches Sendschreiben an die Christengemeinen in Deutschland, so sich evangelisch nennen.* Von dem, was Noth thut, zur Kirchenverbesserung. Gedruckt in diesem Jahre. 64 S. gr. 8. (3 gr.)

Das Apostolische dieses Sendschreibens zeigt sich hauptsächlich darin, dass der Vf. die Sprache der App., wie sie in *Luther's* Übersetzung der Bibel sich findet, nachgeahmt hat; aber die Einfalt und Kraft und die höhere Weihe vermisst man. Es wird in 16 Capiteln Manches geäussert, was der Beherzigung werth ist in unseren Zeiten, in welchen man bald durch die Kunst, bald durch die Philosophie, bald durch den Mysticismus oder Katholicismus dem Christenthum wieder Eingang unter den Menschen verschaffen will. Wenn der Vf. seine Gedanken über diese und die damit zusammenhängenden Gegenstände in gehöriger Ordnung und der jetzt unter Gebildeten gewöhnlichen Sprache mitgetheilt hätte: so würde er unstreitig manchen Vorstellungen, die in der jetzigen religiösen Krisis Beherzigung verdienen, grössere Klarheit haben geben, und sich die Beachtung seiner Ideen versprechen können. Den gemeinen Mann kümmert bis jetzt wenigstens noch nicht die

Einführung der Kunſt in die Religion, und der Gebildete verlangt, daſs man ihn vor Abwegen und Tändeleyen in einem geordneten und anſprechenden Vortrage warne. In jeder Hinſicht ſcheint alſo die Form verwerflich, welche der Vf. zur Mittheilung ſeiner Ideen gewählt hat. Einige Proben werden die Manier des Vfs. darſtellen: Cap. II, 7, 8. „Etliche bekennen zwar Chriſtum äuſserlich, aber in ihrem herzen verleugnen ſie ihn. Denn ſie ſcheuen ſich nicht, den namen des Herrn zu nennen mit Sokrates und Plato und Confucius und anderen, alſo daſs ſie ein irdiſch licht gleich ſtellen dem himmliſchen lichte, womit ſie ſich und andere betrügen.“ Cap. XII, 10 — 12. „Ihr wollet einen anderen grund legen, als den, der geleget iſt, und bringet euer holz, ſtroh und ſtoppeln, daſs ihr es darunter menget; Und bauet wie jene, die ſich einen namen machen wollen, aber ihre Sprachen wurden verwirret unter einander, und ihr bau ward zu ſchanden. Alſo ſind auch eure ſprachen verwirrt, denn ihr redet ſeltſam von Chr. J., ein jeglicher nach ſeines eigenen herzens weiſe, als ob ein jeglicher höher ſtände denn er, und ihn zu richten vermöchte.“ Cap. XV, 18 — 20. „Aber es ſind viele unter euch, die wollen nur das kleine, nicht aber das groſse, die hälfte, nicht das ganze, das ſichtbare, nicht das unſichtbare. Darum bethören euch etliche dadurch, daſs ſie immer vom vaterlande reden und von der pflicht, aber von dem himmliſchen erbe und von der liebe mögen ſie nicht hören. Solches tichten und trachten iſt eitel. Denn was frommet es dir, ſo dein Fuſs auch feſte ſtehet, vermagſt aber nicht die frucht zu erreichen am baume des lebens.

O. P. B.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Unger: *Beytrag zu des Herrn Prediger(s) Hahnzog Abhandlung über die Aufklärung der Bauern:* Von D. *Wilhelm Abraham Teller.* $4\frac{1}{4}$ B. kl. 8. (6 gr.)

Man ſcheint, wie der Vf. bemerkt, in Anſehung der Aufklärung der Feldbauer noch nicht ganz aufs Reine gekommen zu ſeyn: denn während ein Theil behauptet, daſs der Landmann nicht zu viel aufgeklärt werden könne, beſorgt ein anderer Theil, daſs dieſs *zu weit* gehen könne, beſtimmt aber die Grenzen nicht, *wie weit* es gehen ſolle und ohne Gefahr gehen dürfe. In dieſer Schrift trägt nun der durch gereifte Lebensweisheit und durch Humanität ehrwürdige nunmehr verewigte Vf. über dieſen ſeit der franzöſiſchen Revolution noch mehr als zuvor von ungleichen Seiten angeſehenen Gegenſtand ſeine Meinung mit der ihm eigenen Deutlichkeit und in dem mildeſten Tone vor. Eine Abhandlung des Hn. *Hahnzog*: über die Aufklärung der Bauern, in welcher unterſucht wird, ob ſie a) *möglich*, b) *nützlich*, c) *wirklich zu erwarten ſey*, veranlaſste ihn dazu. Hr. *T.* nimmt eine andere Anſicht. Ihm ſcheint Alles auf die Frage anzukommen: *Soll* der Landbauer aufgeklärt werden? Denn, ſagt er, ſobald dieſs *Sollen* feſt ſteht: ſo folgt die *Möglichkeit* und *Nützlichkeit* von ſelbſt; auch hat die Aufklärung, gleich der Tugend, einen *abſoluten* Werth, und alſo verſteht ſich der *relative*, die Nützlichkeit, von ſelbſt. Wenn nun aber *Aufklärung* Bildung des Verſtandes iſt, um Herz, Willen und das ganze Verhalten danach zu regeln, damit jeder dem Zwecke ſeines Daſeyns gemäſs ſich verhalte: ſo ſollte man nach des Vfs. Überzeugung nicht fragen, *wie weit* die Aufklärung des Feldbauers gehen, ſondern vielmehr, *worauf* ſie gerichtet ſeyn ſolle, auf welche Kenntniſſe, damit nicht leichte Vielwiſſerey, ſondern gründliches und nützliches Wiſſen befördert werde. Die Frage: *wie weit?* führt nur ins Weite; man redet von *halber* und von *falſcher* Aufklärung, und der Streit darüber führt nicht zum Ende; eine *ganze* Aufklärung iſt allein von Werth; aber dieſe ganze Aufklärung muſs ſich nach eines jeden Verhältniſſe in der bürgerlichen Geſellſchaft richten. Und was *bedarf* nun der Feldbauer? Hr. *T.* giebt folgende Antwort: 1) Der Feldbauer muſs die allgemeine *Menſchenwürde* richtig ſchätzen lernen, jedoch ohne ſeine Vorzüge als Menſch gegen die Thiere zu miſsbrauchen, denen er ſo viele Bequemlichkeiten, Erleichterungen und ſelbſt Nahrungsmittel verdankt, und gegen die er alſo Barmherzigkeit üben ſoll; auch wird es gut ſeyn, einige diätetiſche Regeln zur Bewahrung der Geſundheit und Stärkung der körperlichen Kräfte mit dieſen Belehrungen zu verbinden, und dem Feldbauer Reinlichkeit zu empfehlen. Noch wichtiger iſt es, daſs man ihn die höheren Stände richtig beurtheilen lehre, damit er weder ſie beneide, noch im Verkehr mit ihnen Argliſt und Betrug für erlaubt halte. 2) Man mache ihm ſeinen Platz in der Geſellſchaft *lieb*, und das *agricolae ſi ſua bona norint* recht anſchaulich. 3) Da der Landbauer dem Herrn der Natur, ſo zu reden, am nächſten iſt, und von ihm, was er bedarf, als aus der erſten Hand empfängt: ſo ſoll man ihn dieſen in ſeiner Gröſse und Güte kennen lehren, ihn im Vertrauen auf ihn und in jeder guten Hoffnung zu ihm bey den Mühſeligkeiten ſeines Lebens ſtärken, dagegen ihn vor allem Aberglauben ſichern. 4) Er ſoll von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des *Schulunterrichts* überzeugt werden. 5) Auſser den allgemeinſten Religions- und Natur-Kenntniſſen nach allen drey Reichen lehre man ihn richtig und deutlich leſen und ſchreiben, die Hauptſpecies des Rechnens, auch *aus dem Kopfe* rechnen, und mache ihn mit den Merkwürdigkeiten ſeines Geburtsortes und der nächſten Umgegend, mit demjenigen aus der vaterländiſchen Geſchichte, was für ihn Intereſſe hat, und mit dem Allgemeinſten, was ihm die Regierungsform des Staates, in welchem er lebt, werth machen kann, bekannt. 6) Er muſs die ihn angehenden *Landesverordnungen* und ganz beſonders die *Strafgeſetze* kennen lernen; auch iſt ihm die Wohlthat einer ordentlichen *Rechtspflege* einleuchtend zu machen, dabey aber auch nicht zu verſchweigen, wie es gleichwohl *ſeine* Sache ſey, kleine Zwiſte friedlich abzuthun, nicht immer hartnäckig auf dem *Mein* und *Dein* zu beſtehen, lieber etwas Unrecht zu leiden als Anderen zuzufügen, und die Hand zum Frieden dem anderen Theile gern zu reichen, oder beſſer, ſie ihm anzubieten, nach dem patriarchaliſchen Muſter: Laſs nicht Zank zwiſchen uns ſeyn! Willſt du zur Rechten, ſo will ich zur Linken. 7) Man lehre ihm ſeine *Vergnügungen* weislich ordnen und mäſsigen. 8) Er muſs ſein Ackerwerk und ſeine Viehzucht aus dem Grunde verſtehen, und kann darüber nie genug aufgeklärt werden; auch muſs er mit allen neuen Erfindungen zur wirklichen Verbeſſerung des Feldbaues bekannt gemacht, und die Herbeyſchaffung der dazu nöthigen Werkzeuge ihm erleichtert werden. 9) Man ſollte darauf bedacht ſeyn, auch die äuſserlichen Sitten des Landbauers etwas abzuſchleifen. 10) Iſt er von groſsen Städten entfernt: ſo muſs man ihn die Gefahren, denen ein Fremder in denſelben ausgeſetzt iſt, kennen lehren, und ihn davor warnen. 11) Den groſsen Weltenbau über ſich, der auch den Gedankenkreis erweitert und das Herz zu tiefer Anbetung des Höchſten erhebt, muſs er früh gewöhnt werden nicht bloſs anzuſtaunen, ſondern auch dabey ſeinen Vorzug vor allen Geſchöpfen auf der Erde dankvoll zu erkennen, indem er das Auge dazu hat, ihn zu betrachten, den Verſtand, einen höchſten Werkmeiſter dabey zu denken, und ſeinen Vorzug vor allen Städtern, die unter keinem ſo freyen Himmel wohnen, mit edlem Stolz zu fühlen. Damit iſt auch verwandt, ihm das Allgemeinſte von dem Wechſel der vier Jahreszeiten, dem Entſtehen der Sonnen- und Mond-Verfinſterungen, der Gewitter, der Winde, des Nebels und dem Unterſchiede unter Planeten und Fixſternen zu ſagen, *weil es unmenſchlich wäre, von dem allen gar keine deutliche Vorſtellung zu haben (und keine zu geben)*. Lauter Worte, geredet zu ſeiner Zeit Goldene Äpfel in ſilbernen Schaalen! Mögen ſie den Obſcuranten neueſter Art unter den Geſetzgebern, Gutsbeſitzern, groſsen und kleinen Herrn und ihren Dienern, überall ehrerbietig dargereicht und zugleich zur Kenntniſs des Volks gebracht werden, damit es wiſſe, was es an ſeinen Ober- und Unter-Volksberathern haben *ſollte*, und was es an ihnen *hat!*

Bn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *NATURGESCHICHTE.*

PARIS, b. dem Vf. und b. Deterville: *Système des animaux sans vertèbres ou Tableau général des classes, des ordres et des genres de ces animaux;* présentant leurs caractères essentiels et leur distribution, d'après la consideration de leurs rapports naturels et de leur organisation, et suivant l'arrangement établi dans les galeries du Museum d'Histoire naturelle, parmi leurs dépouilles conservées; précédé du discours d'ouverture du cours de Zoologie donné dans le Museum d'Hist. Nat. l'an 8 de la République. Par *J. B. Lamark.* An IX. 432 S. gr. 8. Nebst 8 Tabellen.

In der Einleitung giebt der Vf. einen Überblick der ganzen Natur, wobey er die Miene annimmt, als ob die Eintheilung der natürlichen Körper in organische und nichtorganische von ihm herrühre. Er wiederholt ein paar schon sonst von ihm geäusserte Hypothesen, auf die er auch wohl nur allein Werth setzt: dass nämlich alle unorganischen Körper den organischen (die sich selbst bilden) ihr Daseyn verdanken (wovon Rec. die sonderbaren Gründe übergeht); so wie zweytens, dass nicht die Form des Körpers und seiner Theile die Lebensart, Gewohnheiten u. s. w. der Thiere bestimmen, sondern dass gerade umgekehrt die Lebensart und allerley Einflüsse die verschiedenen Gestalten hervorgebracht haben. So lässt er bey dem Vogel, den das Bedürfniss (aber welches?) auf das Wasser zieht, eine Schwimmhaut an den Füssen entstehen; so lässt er den Ufervogel, der oft den Kopf ins Wasser taucht, dadurch einen langen Hals bekommen, und dergleichen mehr. Träume, die keiner Widerlegung werth sind! — Die Eintheilung der Thiere in solche, die eine Wirbelsäule besitzen, und die nicht damit versehen sind, nimmt er auch als die seinige in Anspruch. Die Thiere mit einer Wirbelsäule classificirt er auf die gewöhnliche Art; die Thiere ohne Wirbel, welche *Linné* bekanntlich in zwey Ordnungen (Insecten und Würmer) aufstellte, bringt er in sieben Classen: 1) *Les mollusques.* 2) *Les crustacés.* 3) *Les arachnides.* 4) *Les insectes.* 5) *Les vers.* 6) *Les radiaires.* 7) *Les polypes.* Dass *Linné's* Eintheilung nicht genügen kann, wird Jeder gern gestehen, und es haben deswegen schon mehrere neuere Schriftsteller Veränderungen damit vorgenommen. So brachte z. B. *Cuvier* (indem er Winke von *Pallas* benutzte) alle jene Thiere in drey Classen: 1) Weichthiere; 2) Insecten und Würmer; 3) Zoophyten. Geht man aber die von *Cuvier* (in dessen *Tableau élémentaire de l'hist. nat. des animaux,* Paris an 6) dafür angegebenen Gründe durch: so wird man ihnen schwerlich beystimmen können, und *Lamark's* Eintheilung ist ohne Zweifel vorzüglicher, obgleich sie auch wohl noch einiger Reformen bedarf.

In dem Werke selbst geht der Vf. die von ihm angenommenen Classen durch, stellt die Charaktere einer jeden auf, und giebt eine kurze Skizze der Eigenschaften der dahin gehörigen Thiere; sodann führt er alle zu einer jeden Classe gehörigen Gattungen nebst ihren Merkmalen auf, und nennt als Beyspiel eine oder ein paar Arten, wovon zugleich eine Abbildung (mehrentheils in der *Encyclopédie*) citirt wird. Bey jeder Classe ist auch eine kurze Tabelle zur Übersicht.

Die erste Classe (*Mollusca*) steht auf der höchsten Stufe der Organisation unter den mit keiner Wirbelsäule versehenen Thieren; sie haben ein Gehirn und Nerven; Kiemen zum Athemholen; ein musculöses Herz und ein System (complet, wie der Vf. wohl ohne Noth hinzusetzt) von ästigen Gefäsen zum Kreislauf. Als Charakter dieser Classe dient: der weiche, ungegliederte, mit einem verschieden gestalteten Mantel versehene Körper. Die Classe zerfällt in zwey Ordnungen (*céphalés* und *acéphalés*; bey jenem ist nämlich der Kopf ein abgesonderter Theil), und jede wieder in Unterabtheilungen, je nachdem nämlich diese Thiere nackt oder in Schaalen eingeschlossen, und wie diese beschaffen sind. Der Vf. hat 159 Gattungen in dieser Classe aufgestellt, allein sehr viele auch ohne hinlängliche Charaktere. Rec. giebt gern zu, dass die Gründe, welche den Naturforscher bestimmen können, natürliche Körper als Arten einer Gattung, oder als mehrere Gattungen zu betrachten, dass diese Gründe nicht in jedem Fall eine strenge Nothwendigkeit mit sich führen; allein darin kommen gewiss die Naturforscher überein, dass aller Vortheil der Gattungen wegfällt, sobald sie willkührlich gehäuft werden, und das ist hier geschehen. Die Gattung *Sepia* konnte in zwey getheilt werden, hier ist sie in drey Gattungen zerfallen; so sind wegen unbedeuten-

der Unterschiede in der Form der Schaale eine Menge neuer Gattungen bey den Conchylien errichtet, besonders aus den linnéischen Patellen, Voluten und Buccinum-Arten u. s. w.

Die zweyte Classe (*Crustacea*). Charakter: Der Körper und die Gliedmassen sind articulirt. Eine schaalenartige Haut, welche das Thier zu gewissen Zeiten abwirft und erneut. Organisation: Gehirn und Nerven; Kiemen zum Athemholen; ein musculöses Herz und Gefäfse zum Kreislauf. Sie zeugen mehrere Male in ihrem Leben. Allerdings steht diese Ordnung zwischen den Weichthieren und Insecten in der Mitte; im Äusseren ähneln sie diesen, im inneren Bau jenen: allein durch die äussere Form nur kann ihre Stelle im Natursystem bestimmt werden: denn dass sie sich nicht verwandeln, dass sie ihre Haut abwerfen und erneuen, sieht man dem einzelnen Individuum nicht an, das man im System aufsuchen will. Die hieher gehörigen Thiere theilt der Vf. in zwey Ordnungen: *Pediocles* (mit gestielten) und *Sessiliocles* (mit ungestielten Augen). Die 37 Gattungen sind gröfstentheils nach *Fabricius* und *Müller* aufgestellt. Bey mehreren sind die Kiemen wohl sehr zweifelhaft, obgleich der Vf. glaubt, dass zuweilen die Kleinheit der Thiere sie nur verberge; und was das Gehirn und die Nerven betrifft: so möchte der Vf. sie auch wohl schwerlich überall darlegen können. Z. B. bey den kleinen *Entomostracis*; bey *Lepisma* (hier *Forbicina*), bey der Kellerassel u. s. w. sind wohl Nerven zu finden, allein kaum etwas, das als Gehirn gelten könnte, wie es auch sicher bey mehreren Thieren der Fall ist, die der Vf. zu den *Molluscis* bringt. Allein er selbst hat sicher nie ein Thier zergliedert.

Die dritte Classe (*Arachnides*) hat Luftlöcher (*stigmata*) und Luftröhren (*tracheae*) zum Athemholen. Gegliederte Füfse und von der ersten Entwickelung an schon Augen am Kopf. Keine Verwandlung. Die hieher gehörigen Thiere zeugen mehrere Male während ihres Lebens. Man sieht leicht, dass hier nicht Merkmale genug sind, um eine eigene Classe daraus zu errichten. Fände eine Metamorphose bey diesen Thieren Statt: so würde der Vf. sie ohne Zweifel mit den Insecten vereinigt haben; allein besonders ist wenig Grund da, viele von ihnen (wo nicht alle) von den Crustaceen zu trennen; nun steht *Oniscus* in jener, *Scolopendra* in dieser Classe. Die 19 Gattungen sind in zwey Ordnungen (*palpistes* und *antennistes*) vertheilt.

Bey der vierten Classe (*Insectes*) stellt der Vf. folgenden Charakter auf: sie erleiden eine oder mehrere Verwandlungen, haben im vollkommenen Zustande Augen und Fühlhörner am Kopf, Luftlöcher und Luftröhren zum Athemholen, und sechs gegliederte Füfse. Sie begatten sich und zeugen nur ein Mal im Leben. — Auch hier gilt wieder die Bemerkung, dass die Kennzeichen nicht naturhistorisch genug sind. Die 184 Gattungen stehen in acht Ordnungen: 1) *Coléoptères*; 2) *Orthoptères* (nach *Olivier*, *Ulonata Fabr.*); 3) *Nevroptères*; 4) *Hyménoptères*; 5) *Lépidoptères*; 6) *Hemiptères*; 7) *Diptères*; 8) *Aptères*. Die Abtheilungen der ersten, dritten und sechsten Ordnung sind nach der Anzahl der Fufsglieder (*tarsi*), die der vierten nach dem ungestielten oder gestielten Unterleibe; die der siebenten nach dem Rüssel, der entweder stets hervorsteht, oder zurückziehbar ist, und auch wohl fehlt, gebildet; die zweyte, fünfte und achte Ordnung haben keine Unterabtheilungen; in der letzten steht auch nur eine einzige Gattung, *Pulex*. Die Gattungen sind gröfstentheils nach *Fabricius* und *Latreille*, einige sind auch ohne Noth hinzugethan, z. B. *Goliathus*, der von *Cetonia* getrennt wird.

Die fünfte Classe (*Würmer*, *les vers*) ist sehr fehlerhaft bearbeitet. Als Charakter dient Folgendes: Der Körper weich, langgestreckt (*alongé*), in den Kopf übergehend (*à tête cohérente*), ohne zwischenliegendes Bruststück (oder, ohne dass ein Bruststück zu unterscheiden ist, *sans distinction de corselet*), gegliedert oder in die Queere gerunzelt, ohne gegliederte Füfse, und ohne eine Verwandlung zu erleiden. Organisation: Ein Rückenmark und Nerven in den mehresten; das Athemholen geschieht bey einigen durch Luftröhren, bey anderen durch äussere Kiemen. Langgestreckt ist der Körper keinesweges überall, bey einigen ist er fast kugelig (*Echinococcus*), bey anderen kurz und flach (*Fasciolae species*); das Rückenmark und die Nerven fehlen der ganzen Ordnung der Eingeweidewürmer, selbst der *Strongylus Gigas Rudolphi* (s. dessen Reisebemerk. B. 1), der als Riese unter den Rundwürmern erscheint, zeigt sie nicht; auch sind bey eben dieser Ordnung weder Luftröhren noch Kiemen, sondern diese Thiere saugen wohl mit ihrer Oberfläche den Sauerstoff ein, wie es *Spallanzani* in seinem trefflichen Werke über das Athemholen angiebt. Bey der Gattung *Cucullanus* endlich möchte man fast eine Metamorphose annehmen; man sieht zuerst ein Ey mit einem dunklen Fleck, wie bey den eyerlegenden Würmern; dann sieht man in dem Ey ein Würmchen, das sich weiterhin munter bewegt; hat es aber nachmals seine Hülle zerrissen, dass es frey umherschwimmt: so ist der Kopf ohne die gestreifte Kappe, die der vollendete Wurm zeigt, man sieht weder Eingeweide noch Zeugungstheile an ihm, und sein Schwanz ist viel spitzer. Eben so sehen die Jungen des *Strongylus armatus* (*equi*) viel anders aus, als die erwachsenen Würmer. Die Eintheilung der 53 Gattungen in *Vers extérieurs* und *Vers intestins* ist auch fehlerhaft, da es Keiner den Thieren ansieht, wo sie sich aufhalten, und sehr verwandte Gattungen dadurch von einander gerissen werden, z. B. *Gordius* und *Filaria*, *Planaria* und *Fasciola* (*Distoma*). Ein paar Gattungen können gewiss wegfallen, z. B. die fabelhafte *Furia*, die Niemand gesehen hat, und N. 31 *Crino* (*crinon* bey *Chabert*), welcher letztere Wurm nichts weiter ist als der *Strongylus equi*; obgleich *Cuvier* und andere Franzosen sich auch verführen liessen, ihn als eine eigene Gattung aufzustellen. *Chabert* nennt nämlich den Spulwurm des Pferdes nie anders als

*Strongle*; den Pallisadenwurm aus dem Pferde hingegen (*Strongylus equi*) nennt er *Ascaride*, wenn er im Darmkanal, und *Crinon*, wenn er an anderen Orten, z. B. in den bey dem Pferde so häufigen Pulsadergeschwülsten, vorkommt; das Thier erscheint am letzteren Ort freylich etwas kleiner und gewöhnlich ungefärbt, allein Rec. ist nicht im Stande, sie als verschiedene Arten (*species*) zu unterscheiden. Übrigens zeigt der Vf. fast bey jeder Gattung in dieser Classe, dass er gar keine eigene Erfahrung hat.

Die sechste Classe umfasst die *Radiaires*, Thiere, welche *Lamark* so nennt, weil die inneren Organe bey den mehresten von ihnen strahlenförmig auslaufen (*sont disposés en manière de rayons*). Charakter: Der Körper frey, ohne Kopf, Augen und gegliederte Füsse, mit einer Hinnäherung seiner Theile zur Strahlengestalt. Organisation: Kein Gehirn, kein Rückenmark, selten ein Anschein von Nerven. Einige andere innere Organe als der Darmkanal. Diese Kennzeichen passen aber keineswegs auf alle; und man möchte noch immer mit *Linné* manche von ihnen zu den Weichthieren bringen, so wie andere zu den Würmern. Da die Classe nur 21 Gattungen umfasst: so will Rec. die ganze Anordnung hersetzen, um seine Behauptung zu beweisen. Sie sind eingetheilt in A. *Radiaires Echinodermes* und B. *Rad. Molasses*. Jene zerfallen wieder in drey Haufen: a) *Echinides*. 1) *Echinus*; 2) *Galerites* (*Echinus vulgaris L.*); 3) *Echinoneus* (*Echinus cyclostomus Linn.*); 4) *Nucleolites*; 5) *Ananchites* (*Echinus ovatus Klein*); 6) *Spatangus*; 7) *Cassidulus*; 8) *Clypeaster* (*Echinus rosaceus Linn.*, *E. pentaporus Klein*); wie man sieht, acht Gattungen aus *Linné's Echinus* gebildet! b) *Stellerides*. 9) *Asterias*; 10) *Ophiura* (*Asterias ophiura* und *Caput Medusae Linn.*) c. *Fistulides*. 11) *Holothuria*; 12) *Sipunculus*. Die letzte Gattung führt *Lamark* hier nur zweifelhaft auf, sie gehört aber ganz sicher zu der vorigen Classe, und muss dicht neben *Echinorhynchus* stehen. B. *Molasses*. 13) *Medusa*; 14) *Rhizostoma* (mit Recht von *Medusa* getrennt, wohin *Cuvier* diess schöne Thierchen brachte, das er im *Bulletin de la Soc. Philom.* niedlich abgebildet hat); 15) *Beroë* (*Brown. Jam. Medusa infundibulum Müll.*); 16) *Lucernaria*; 17) *Porpita* (*Medusa Porpita Linn.*); 18) *Velella*; 19) *Physalia* (*Holothuria Physalis L.*); 20) *Thalis*; 21) *Physophora*.

Die siebente Classe endlich, der *Polypen*, scheint ganz natürlich, ist es aber auch nicht ganz. Charakter: Der Körper weich, meistens gallertartig, ohne Kopf und Augen, ohne Rückenmark und Nerven, ohne sichtbare Werkzeuge zum Athemholen und zur Circulation, so wie auch ohne besondere Zeugungstheile; bloss mit einem blinden Darmkanal, dessen einzige Öffnung zum Mund und After dient. Sie vermehren sich durch Knospen, oder durch Theilung ihres Körpers. Alle leben im Wasser. Die 50 Gattungen dieser Classe sind in drey Ordnungen vertheilt: *Polypes à rayons*, *rotifères* und *amorphes*. Die erste Ordnung ist wieder in *Polypes nus* und *Coralligènes*, und diese sind in *Polypes à polypier entièrement pierreux* und *à polypier non entièrement pierreux* abgetheilt. — Betrachtet man sowohl die anatomischen als naturhistorischen Kennzeichen dieser Classe: so wird man gewiss manche in der fünften Classe genannten Thiere hieher zu rechnen versucht: denn Alles, was *Lamark* hier als fehlend angiebt, fehlt auch bey *Ligula*, vielleicht ebenfalls bey *Caryophyllaeus*. Auf der anderen Seite hängt *Actinia* und *Zoantha* zu nahe mit den *Radiaires* zusammen.

Rec. ist bey dieser Anzeige sehr umständlich zu Werk gegangen; allein es galt eine neue Classification der zahlreichsten Thierordnungen. Man kann nicht leugnen, dass der Vf. manche glückliche Veränderungen vorgenommen hat, und dass durch ihn Stoff zu neuen Untersuchungen gegeben ist; allein mehrere seiner Classen sind nicht bestimmt genug, und die Charaktere der mehresten unbrauchbar. Ein naturhistorisches System darf nur äussere Kennzeichen angeben, hier sind sie aber häufig mit anatomischen vermischt. Wollte der Vf. auf der anderen Seite ein anatomisches System geben, das man auch gewiss mit Dank angenommen hätte: so musste er nur die Thiere aufführen, deren Anatomie von ihm oder Anderen gegeben war, und seine Gewährsmänner anführen. So aber sieht man vielen Anordnungen die Willkührlichkeit an, und wer, wie Rec., die Anatomie dieser Thiere praktisch studirt hat, findet seinen Erfahrungen widersprochen, ohne dass der Vf. eigene praktische Kenntnisse verbürgt.

Über die ganz neuen Gattungen, welche der Vf. aufstellt, kann Rec. nicht urtheilen, da sie hier nur genannt sind. *Lamark* verspricht zwar, auch ein Werk zu liefern, worin alle Arten der hier aufgeführten Gattungen beschrieben werden sollen, und darin könnte man Hoffnung haben, von jenen mehr zu finden; allein wahrscheinlich wird es nie erscheinen. Rec. kennt die Hülfsmittel, die dem Vf. in Paris zu Gebote stehen, und weiss also bestimmt, dass er über mehrere Ordnungen dort sehr wenig oder nichts hat, so wie man diess auch in *Bosc* Bearbeitung der Würmer (als Supplement zum *Buffon*) bald gewahr wird. Hat der Vf. aber vielleicht im Sinn, eine Compilation über das Ganze zu liefern: so wird bey seiner wenigen Kritik auch nicht viel davon zu erwarten seyn.

Der schwächste Theil des ganzen Buchs ist die Nomenclatur, die möglichst schlecht ausgefallen, und als Pendant zu der Namengebung eines *Lacépède* anzusehen ist. Rec. sagt kein Wort von den unrichtig geschriebenen Namen; allein solche lächerliche Gattungsnamen, als *Avicula*, *Ancilla*, *Agaricia*, *Fungia*, *Penicillus*, *Malleus*, *Harpa*, *Dolium etc.*, sind wohl nie zu billigen; und noch weniger, wenn schon bestehende Pflanzen- und Thier-Namen mit leichten oder gar keinen Abänderungen hier zum zweyten Mal gebraucht werden! So kommt hier *Ricinus*, *Trigonia*, *Pavona* (im Register sogar *Pavonia*) vor, da wir unter den Pflanzen schon die Gattungsnamen *Ricinus*, *Trigonia* und *Pavonia* besitzen; ferner *Cassis*, *Fasci-*

*olaria*, *Monodonta*, *Helicina*, *Cucullaea*, *Spondylus*, *Lingula*, *Caryophyllia* u. s. w., da wir schon Thiere mit den Namen *Cassida*, *Fasciola*, *Monodon*, *Helix*, *Cucullanus*, *Spondylus*, *Ligula*, *Caryophyllaeus*, belegt haben.

Zum Schluss will Rec. noch ein paar Worte von den Geschöpfen sagen, die neuere Naturforscher ebenfalls zum Thierreich rechnen, und unser Vf. mit Stillschweigen übergangen hat. Er rechnet sie wohl zum Pflanzenreich. Diess beweiset, dass er sie hier überging, so wie, dass er sie ehemals in seiner Naturgeschichte der Pflanzen (in der *Encyclopédie*) mit aufführte. Man kann ihm darüber keine Vorwürfe machen, da über manche der hieher gehörigen Körper die Sache noch sehr streitig ist. *Treviranus* rechnet in seiner sonst sehr schätzbaren Biologie alle Kryptogamen und selbst einige Phänogamen zu den Pflanzenthieren, allein ohne genug auf die Organisation gesehen zu haben. Seine Najaden, Farrnkräuter, Laub- und Leber-Moose sind wahre Pflanzen, wie das anatomische Messer und das Mikroskop beweisen. Über die Conferven und Tange ist Rec. noch unentschieden; die ersteren mögen wohl zum Thierreich gehören. Die Flechten und Pilze machen vielleicht ein Mittelreich zwischen unseren bisher angenommenen drey Naturreichen, das sich beynahe näher an das Mineralreich als an das Thierreich anschliesst, und am weitesten vom Gewächsreich absteht. Rec. findet wenigstens nichts in ihrem Bau, das dem der Pflanzen analog wäre, keine Spur von ihrem eckigen, starren, zelligen Gewebe, sondern vielmehr Ähnlichkeit mit dem weichen Schleimgewebe der Thiere; auf der anderen Seite spricht aber ihre Entstehung und ihr ganzes Verhalten für ihre Verwandtschaft mit dem unorganischen Reiche.

J. K.

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Ellwangen*, b. Ritter: *Unterricht für das katholische Volk über die Aufhebung einiger Feyertage.* 1805. 132 S. 8.

Aus dem Eingang dieser Schrift erhellt, dass sie durch die üble Stimmung veranlasst worden, welche ein erneuetes Gebot, an den aufgehobenen Feyertagen zu arbeiten, und sich darin wie an anderen Werktagen zu benehmen, in den neuwürtembergischen, zum Theil katholischen Landen bey dem Volk erzeugt hatte. Die dabey ausgegangenen Befehle und Warnungen gründeten sich auf eine päpstliche Verordnung schon vom Jahr 1772, in welcher eine bedeutende Anzahl von Feyertagen abgestellt, und nur gewisse andere zur künftigen Feyer noch ausgesetzt waren. Diese Verordnung hat aber in dem ersten Decennium nach ihrer Bekanntmachung so viele Widersetzlichkeit in der Ausübung gefunden, dass neuerlich gar nicht mehr darauf geachtet worden ist. Allein der neue Regent in Würtemberg hatte mit Beytritt und Mitwirkung der geistlichen Ordinariate in Schwaben die gedachte Verordnung im Jahr 1804 erneuert; und da jetzt mit mehr Ernst über die ergangenen Vorschriften gehalten wird als ehedem: so bezeigten sich manche anders gesinnte Altglaubige hierüber unzufrieden. Ein Religionslehrer von der katholischen Seite selbst fand sich hiedurch bewogen, die Vorurtheile derjenigen, welche die Vortheile nicht einsehen wollen, die mit der gedachten Aufhebung der Feyertage gewiss verbunden sind, in einer besonderen Rede zu bestreiten. Er hat dieses auf eine ihm sehr viel Ehre bringende Weise ausgeführt, und sein Vortrag hierüber ist recht zweckmässig und gut abgefasst. Er stellt die gewöhnlichen Einwendungen gemeiner Katholiken gegen die erwähnten sogenannten Neuerungen offen hin, und antwortet alsdann darauf plan und deutlich, mit Sanftheit und Nachdruck. Freylich ist es kaum zu erwarten, dass er auch jetzt noch von allen Seiten Beyfall finden werde, denn einige seiner Behauptungen sind noch für Viele — allzu herb und widerlich. Z. B. wenn er frey aussagt, (auf den Einwurf: die Ehre der Heiligen werde geschmälert): — — „Durch Feyern wird weder ein Heiliger noch Gott geehrt.“ — „Ihr seyd gewohnt, den Heiligen nur äusserliche Complimente zu machen. — Ihr benutzet die müssigen Tage nur, um über eure Bekannten Gericht zu halten, — ihre Haushaltung auszulegen, üblen Ruf zu verbreiten.“ — Und auf die Einwendung, es würden die Anlässe zum Gebet nun verringert, heisst es S. 14: „Zum Beten brauchst du keinen Rosenkranz, kein Gebetbuch, keinen Feyertag!“ — „Feyertage gehören nicht zum christlichen Glauben: sogar die Geburt Christi wurde ehedem lange nicht gefeyert.“ — Weiterhin werden auch ökonomische Vortheile aufgezählt, welche sich ergäben, wenn an den Feyertagen gearbeitet würde. Wenn in einer Gemeinde tausend Menschen Garn spinnen, jeden Tag nur einen Schneller: so werden in 24 Feyertagen, in so fern sie solche mit der benannten Arbeit zubringen, schon 2400 Gulden gewonnen. — Auch auf den Einwurf, die gedachte Abschaffung der Feyertage sey wohl gar selbst Pfaffenwerk, wird noch, gegen das Ende dieser Abhandlung hin, mit Würde geantwortet.

Ar.

FORSTWISSENSCHAFT. *Helmstädt*, in d. fleckeisenschen Buchh.: *Über die Organisation des Forstwesens und den zu beobachtenden Geschäftsgang in den vorzüglichsten Verwaltungszweigen desselben.* Von einem ungenannten Verfasser in verschiedenen nach einander folgenden Heften herausgegeben. Erstes Heft. Inhalt: I. Die Anstellung des Forstpersonals, Eintheilung der Functionen und Besoldung desselben nach den verschiedenen Graden. II. Forstpolizeywesen. 1815. 86 S. 4. und 2 Tabellen. (16 gr.)

Der erste Theil des Inhalts ist bereits auf dem Titelblatte angegeben. Rec. fügt nur noch hinzu, dass es jedem Leser, welcher mit *Hartig's* Forstdirectionslehre oder mit *Laurop's* Ideal der Forstverfassung vertraut ist, sehr viel Überwindung kosten wird, sich durch eine Sammlung organisatorischer Sätze durchzuarbeiten, die — was die brauchbaren betrifft — bereits hinlänglich bekannt sind, hier aber theils ohne logische Ordnung und ohne Begeistigung wieder aufgelegt, theils mit unhaltbaren eigenen Ansichten vermengt werden. Des Inhalts zweyter Theil ist aber minder bestimmt auf dem Titel ausgedrückt. Er handelt da A. vom Forstbusswesen; B. von der Abwendung von Missbräuchen bey den in den Forsten angestellten Arbeitern, und zwar 1) beym Holzhieb, 2) bey anderen Arbeiten; C. von der Rüge der Saumseligkeit, des Ungehorsams oder gar Untreue der Forstbedienten selbst. Der Vf. scheint sich hier zwar mehr in seinem Elemente zu befinden, als in der ersten Abtheilung; es herrscht aber im Durchschnitt dieselbe Haltung, und Rec. bezweifelt daher die Befriedigung der Leser eben so sehr, als den Beruf des Vfs. zum Schriftsteller im Organisationsfach des Forstwesens.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 1 5.

## *RÖMISCHE LITERATUR.*

Göttingen, b. Brose: *Caj. Corn. Tacitus Lebensbeschreibung des Julius Agricola.* Lateinisch und Deutsch von *C. F. Renner*, Dr. der Philos., russ. kais. Hofrath., ord. Prof. der Mathem. zu Kasan, und *J. C. Fincke*, Dr. der Rechte und Assessor beym Criminalgerichtshofe des Leinedep. zu Göttingen. 1808. VIII u. 103 S. 8. (8 Gr.)

Dass zwey Freunde zusammentreten, um auf vereinigten Schultern das kleinste Werk des herrlichen Geschichtschreibers zu uns herüber zu tragen, würde uns nicht wundern, da das schmähliche Misslingen so vieler Tacitusübersetzungen auf den Gedanken bringen könnte, für die Kräfte eines Einzelnen sey ein solches Beginnen zu gross. Wenn wir nur überall zu begreifen vermöchten, wie ein so ganzer, grossartiger, gediegener Schriftsteller von Zweyen in einigermassen würdiger und entsprechender Gestalt wiedergegeben werden kann! Das Befremdliche wird erhöht, wenn wir aus der Vorrede sehen, dass den Übersetzern — man bedenke, in Göttingen! — keine andere Verdeutschung des Agricola bekannt war, als die Paraphrase von *Artzt*, und dass ihnen diese für *eine schöne* gilt. So, gleich beym ersten Einschritt, irre gemacht in dem Urtheil und *der* Bücherkenntniss, die mit Recht von den Übersetzern zu fodern, und ihnen unschwer zu erwerben war, werden wir es nicht minder in ihrer Kenntniss der lateinischen Sprache und namentlich der des Tacitus, wenn wir sehen, dass der lateinische Text ein höchst unsauberer, uncorrecter, — (S. 102 fehlt eine ganze Zeile der Urschrift) — übrigens getreuer Abdruck des *oberlinschen* ist: denn wer sich einigermassen um Kunde von der kritischen Behandlung des Tacitus bekümmert hat, der weiss auch, wie *Oberlin* seinen Text an unzähligen Stellen wieder hinter den *ernestischen* zurückgeschoben hat. Aber gegen so überspannte Foderungen, die da wollen, der Übersetzer solle auch Gelehrter und Kritiker seyn, protestiren die Herrn *Renner* und *Fincke* auf jeder Seite kräftigst, nämlich durch die That. Nach ihrem Standpunct hätten sie alles geleistet, wenn es ihnen nur gelungen wäre, den Agricola ohne wirkliche Schnitzer und einigermassen lesbar zu entrömern. Dass auch dieses natürlicher Weise nicht erreicht würde, mögen die folgenden Beyspiele zeigen, die wir aber meistens nackt hinzustellen uns begnügen, weil es wahrlich nicht verlohnt, ein Gewebe von Unkenntniss, Ungeschmack, Sorglosigkeit und Eilfertigkeit in seine einzelnen Fäden zu zerpflücken, und diese unseren Lesern Stück für Stück vorzuzeigen. Auch bringen wir nicht in besondere Rubriken, was falsch verstanden, was schief, was gemein, was pretiös ausgedrückt ist, da diese verschiedenen Sünden fast überall einander kreuzen und begleiten.

Cap. 1. „Berühmter Männer Thaten und Sitten (*facta moresque*) für die Nachkommen aufzuzeichnen, hat selbst unser Zeitalter nicht unterlassen." *Ne nostris quidem temporibus aetas omisit.* — Germ. 19. „So wie man bey den Vorfahren denkwürdige Thaten *mit Eifer und mehr öffentlich unternahm*; so bewog einen jeden, *war er auch durch seinen Geist noch so berühmt*, nicht Gunst oder Ehrgeiz, nur der Lohn eines guten Gewissens, das Andenken an die Tugend zu verewigen." *Apud priores, ut agere memoratu digna, pronum magisque in aperto erat: ita celeberrimus quisque ingenio, ad prodendam virtutis memoriam, sine gratia aut ambitione, bonae tantum conscientiae pretio ducebatur.* — 3. „*Doch ja, sogar der Trägheit Reiz gefällt.*" *Subit quippe etiam ipsius inertiae dulcedo.* — 4. „Durch dieses Verdienst *zog er sich* den Zorn des C. Cäsar *zu.*" *Iis virtutibus iram C. Caesaris meritus.* — „*An ihrem Busen und mit Zärtlichkeit* ward er gezogen, Kindheit und Jugend verlebte er *bey grosser Liebe edeler Künste.*" *In hujus sinu indulgentiaque educatus, per omnem honestarum artium cultum pueritiam adolescentiamque transegit.* — „Sein hoher und emporstrebender Geist rang mehr heftig als vorsichtig *nach Schönheit und Schimmer erhabenen und grossen Ruhmes.* Bald mässigte ihn Vernunft und Alter, und ihm blieb, *was am schwersten zu erringen, vermöge der Weltweisheit Mässigung.*" *Pulchritudinem et speciem excelsae magnaeque gloriae appetebat.* (σχῆμα τὸ σεμνότατον. *Schaefer zur Vita Sophocl.* p. XXV.) . . . *Retinuit, quod est difficillimum, ex sapientia modum.* — 6. „*Sie gewährten sich gegenseitig den Vorzug*, für eine treffliche Gattin ein um so grösseres Lob, *als eine schlechte noch mehr zu beschuldigen ist.*" *Invicem se anteponendo: nisi quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae est.* — „*Sehr zur Habsucht*

*geneigt.*“ *In omnem aviditatem pronus.* — „Trägheit *galt* (*fuit*) für Weisheit. — „Spiele und *eitle Ehrenfeste gab er auf eine mäſsige, jedoch ſeinem Vermögen angemeſſene Art*, ohne alle Verſchwendung, aber mit deſto mehr Ehre.“ *Ludos et inania honoris moderationis atque abundantiae duxit, uti longe a luxuria, ita famae propior.* — 7. „Anfänglich führte Mucian die Oberherrſchaft.“ *Initia principatus Mucianus regebat.* — „Auch den Conſularlegaten war die Legion *widerſetzlich* und furchtbar.“ *Nimia ac formidoloſa.* — „Der zugleich als Nachfolger und Rächer Erkohrene wollte lieber *durch auſserordentliche Mäſsigung gut ſie gefunden, als erſt gemacht zu haben ſcheinen.*“ *Succeſſor ſimul et ultor electus rariſſima moderatione maluit videri inveniſſe bonos, quam feciſſe.* — 8. „Agricola mäſsigte ſein Kraftgefühl und zügelte ſeinen Eifer, *um ihn* (den Vettius Bolanus, von dem im Satz vorher die Rede war) *nicht zu übertreffen.*“ *Ardorem compeſcuit, ne increſceret.* — „*Sein Talent gewann Raum, um ſich zu zeigen.*“ *Habuerunt virtutes ſpatium exemplorum.* Beyläufig bemerkt, ſtehen Wörter wie *Talent*, *Genie*, *Charakter*, *Truppen*, *Flotte*, *Fronte*, *Soldatengruppen*, *Klima* u. dgl. einer Überſetzung des Tacitus ſchlecht. — „Nie brüſtete ſich Agricola *mit den zu ſeinem Ruhm gereichenden Thaten.*“ *Agricola nunquam in ſuam famam geſtis exſultavit, ad auctorem et ducem fortunam referebat.* „Alſo *folgſam im Dienſte, beſcheiden im Reden*, blieb er unbeneidet, und *dennoch gereichte ihm dieſes zum Ruhme.*“ *Ita virtute in obſequendo, verecundia in praedicando, extra invidiam nec extra gloriam erat.* — 9. „Die *Mehrſten* glauben, den Kriegern mangele *Gemandtheit* (*ſubtilitas*), weil Gerichthalten im Felde *ſorglos und unverſtändiger* geſchehe.“ *Caſtrenſis jurisdictio ſecura et obtuſior.* — „Agricola betrieb *leicht und tadellos* ſeine Geſchäfte,“ *facile juſteque agebat*, ein gar bedeutungsvoller Gegenſatz: alles ging ihm leicht nnd raſch von der Hand, wie es im Drang der kriegeriſchen Unternehmungen nöthig war, und doch fehlte die gründliche Gerechtigkeit der forenſiſchen Verhandlungen nie. „*Seine Zeit war unter Sorgen und Erholung getheilt.*“ *Tempora curarum remiſſionumque diviſa.* — „*Doch* eines ſo groſsen Mannes Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit zu erwähnen, wäre Beleidigung ſeiner Tugenden.“ *Integritatem atque abſtinentiam in tanto viro referre etc.* Der Kürze wegen verweiſet Rec. auf das, was er bereits in dieſer A. L. Zeit. 1809. No. 23 S. 177 über die gegenwärtige Stelle bemerkt hat. — „Den Ruhm nicht einmal, dem auch oft die Guten nachſtreben, ſuchte er *durch Prahlerey oder durch Liſt.*“ *Oſtentanda virtute aut per artem.* — 10. „Was die *Erſteren, ohne daſs ſie es kannten*, mit Beredſamkeit ausgeſchmückt haben, ſoll *mit Glaubwürdigkeit vorgetragen* werden.“ *Quae priores*, die früheren *ſcriptores, nondum comperta eloquentia percoluere, rerum fide tradentur.* — „Die tiefe Maſſe eines zuſammenhängenden Meeres wird langſamer *fortgetrieben,*“ *impellitur.* — 11. „Die Nachbarn der Gallier *gleichen auch ihnen:* daure nun fort des Urſprungs *Gewalt*, oder mag Klima, da beide Länder *gegen einander wechſelſeitig ſich ausdehnen, gleiche* Geſtalt den Körpern ertheilt haben.“ *Proximi Gallis et ſimiles ſunt; ſeu durante originis vi; ſeu, procurrentibus in diverſa terris, poſitio coeli corporibus habitum dedit.* Hier iſt *Oberlin*, nicht *Tacitus* überſetzt. Die Worte: *procurrentibus in diverſa terris*, können ſinn- und ſprachgemäſs nur auf die verſchiedenen klimatiſchen Verhältniſſe der verſchiedenen Landſtriche Britanniens bezogen werden: aus dieſen konnte, wer an galliſche Abſtammung oder deren fortwirkenden Einfluſs zweifelte, die körperlichen Unterſchiede der einzelnen Stämme herleiten: *habitus* iſt in geradem Widerſpruch mit den bisherigen Auslegungen *habitus diverſus.* — 12. „Ende und Anfang *des einen und anderen Tages* nimmt man *mit geringem Unterſchiede* wahr.“ *Finem atque initium lucis exiguo discrimine internoſcas.* — „*Der Erde äuſserſte Grenzen und ihre Ebene* erheben *durch niedrigen Schatten* die Dunkelheit nicht.“ *Extrema et plana terrarum, humili umbra, non erigunt tenebras.* — 13. „*Klugheit, conſilium*, nannte dieſs der vergötterte Auguſtus, Tiberius Befehl.“ Schon *Lipſius* giebt volles Licht durch Anführung der Annalen I, 11: *Addiderat conſilium coercendi inter terminos imperii*, von derſelben Sache. — „So ward Veſpaſian *bewährt* durch das Schickſal,“ *monſtratus fatis Veſpaſianus.* — 15. „Als *erduldeten* ſie *wenig*,“ *ex facili tolerantes.* — „*Die Gehülfen* des Einen, die Centurionen des Anderen *miſchten* Gewaltthätigkeit den Beſchimpfungen *bey.* Nichts ſey der Habgier, nichts *der Wolluſt* mehr heilig.“ *Alterius manus* (das ſind hier ganz eigentlich die *Fäuſte* des Procurators, *qui in bona ſaeviret*), *Centuriones alterius vim et contumelias miſcere: nihil jam cupiditati, nihil libidini exceptum.* — „Jetzt würden von Feigen *und meiſtens* Schwächlingen ihnen ihre Häuſer entriſſen, Werbungen ihnen aufgebürdet, *gleichſam als wüſsten ſie nicht fürs Vaterland zu ſterben.*“ *Nunc ab ignaris plerumque et imbellibus eripi domos, injungi delectus, tanquam mori tantum pro patria neſcientibus.* — „Gefährlicher ſey es, bey ſolchen Berathſchlagungen ergriffen zu werden, als *ſie* zu wagen,“ *quam audere. Woltmann* hat es richtig als abſolut gebraucht wiedergegeben. — 16. „Petronius Turpilianus, *von erbittlicherem Sinne*, wurde dorthin geſandt, und er, mit den Verbrechen der Feinde weniger bekannt, war deſto milder gegen die Reuigen.“ *Miſſus Petronius Turpilianus, tamquam exorabilior et delictis hoſtium novus, eoque poenitentiae mitior.* — 18. „Der Soldat *erwartete* für jenes Jahr die Ruhe.“ *Praeſumpta apud milites illius anni quies, tarda et contraria bellum inchoaturo.* Die Krieger hatten die Ruhe des Winters ſchon in der günſtigſten Jahreszeit vorweggenommen (*quum et milites, media jam aeſtate, velut omiſſa expeditione, ad ſecuritatem verterentur*), und gerade in dieſer Erſchlaffung fand Agricola ein groſses Hinderniſs. Richtig bey *Woltmann.* — „Man müſſe dem Ruhme *nacheilen,*“ *inſtandum famae.* — „Zwar fehlten *zu dieſem*

*gefahrvollen Unternehmen* die Schiffe." *Sed, ut in dubiis consiliis, naves deerant.* — „Überwundene *bezähmt* zu haben", *continuisse.* — 19. „Mit sich und den Seinen beginnend, schränkte er zuerst sein *Hauswesen* ein (*domum suam coercuit*), welches für die Meisten eben so schwer ist, als die Verwaltung einer Provinz (*provinciam regere*). Nichts liess er in Angelegenheiten des Staats *durch Freygelassene oder Sclaven* besorgen" u. s. w. Und doch den wahren Sinn von *Domus* zu verkennen! Doch ist *Woltmann* nicht glücklicher gewesen. — „Alles *wollte* er wissen, nicht Alles *bestrafen*," *omnia scire, non omnia exequi.* — „Eintreiben die Früchte und Steuern milderte er durch Gleichförmigkeit *der Dienste*," *aequalitate munerum.* — 20. „Er zeigte *die Reize des Friedens*," *irritamenta pacis.* — 21. „Indem er die Fleissigen lobte, und die Trägen *bestrafte*," *castigando segnes*, gerade wie *Caes. bell. civ.* 1, 3. *Cic. or.* 41. — 22. „*Da der Feind nichts Günstiges vollführte*," *irritis hostibus.* — „*Für rühmlicher* hielt er beleidigen, als hassen," *honestius putabat offendere, quam odisse.* — 24. „*Er landete zum erstenmal*," *nave prima transgressus.* — „Boden und Klima, Geist und Bildung der Einwohner sind *nicht sehr* von den in Britannien verschieden, *noch besser*," *haud multum differunt, nec in melius.* — 25. „*In Gruppen durch ihren Frohsinn vereint*," *mixti copiis et laetitia.* — „Hier ward das Land und der Feind, dort das *stürmende* Meer mit kriegerischer Ruhmredigkeit in Vergleichung gestellt." *Hinc terra et hostis, hinc auctus Oceanus militari jactantia compararentur;* gleich unrichtig *Woltmann. Agric.* 39. *Rerum cursus, nulla verborum jactantia auctus. Annal.* 3, 56. *Modica nec in falsum aucta retulit.* — „Sogar Burgen haben sie schon *angegriffen und erobert*, Schrecken *durch Herausfoderungen* verbreitet." *Oppugnare ultro castella adorti, metum ut provocantes addiderant.* — 26. *Überall ein Geschrey zu erheben*," *ab universis adjici clamorem*, vgl. Cap. 34. — „*Beide Heere waren im Streite: scheinen* wollte das eine, dass es zur Hülfe gekommen, das andere, dass es keiner Hülfe bedurft." *Utroque exercitu certante, his, ut tulisse opem, illis, ne eguisse auxilio viderentur.* — 27. „Trotzend auf *seine* Standhaftigkeit und seinen Ruhm, hielt nun das Heer nichts seiner Tapferkeit mehr für unmöglich." *Cujus (victoriae) constantia ac fama ferox etc.* — 29. „Er ertrug diess Ereigniss, *wie die mehresten Krieger, weder mit anscheinender Kälte, noch unter stetem weibischen Trauern. Quem casum neque, ut plerique fortium virorum, ambitiose, neque per lamenta ac moerorem muliebriter tulit.* — „Ein unvermutheter Schrecken," *terror incertus.* — 31. „Diese werden uns durch Werbung, *anderswo zu dienen*, entrissen; Weiber und Schwestern werden *unter dem Scheine* als *Freund- und Wirthinnen* (mit gleicher Eleganz ist S. 99 von „*wohlerhaltener Verwandt- und Freundschaft*" die Rede) geschändet." Kriegsdienst gab den Vorwand, um sie zu Sclavendiensten hinweg zu führen: denn Aushebungen zu ersterem scheuten sie nicht; s. Cap. 13. Gleiches Fehlgriffs, oder doch gleich übel gewähltes Ausdruckes hat *Woltmann* sich schuldig gemacht. — „Beym Hausgesinde gereicht immer der jüngere Sclav seinen Mitsclaven zum Gespött." *In familia recentissimus quisque servorum et conservis ludibrio est.* — 32. „Strafen, die *entweder ewig fortdauern*, oder sogleich *auf diesem Felde* gerächt werden müssen." *Quas in aeternum perferre, aut statim ulcisci, in hoc campo est.* — 33. „Frohlockend, und nach barbarischer Weise mit Gesang, Toben und wildem Geschrey empfingen sie die Rede." *Excepere orationem alacres et barbari moris cantu etc.* In dem folgenden Satz: *Jamque agmina et armorum fulgores, ardentissimi cujusque procursu; simul instruebantur acies*, hat Rec. den Ablat. *procursu* nie begreifen können, und glaubt, dass, mit Wiederholung des ersten Buchstaben des nächsten Wortes, *procursus* gelesen werden müsse. — 34. „So wie die, welche Wälder und Gebirge durchwandeln, das kühnste Thier durch Gewalt, die schüchternen aber und trägen durch das Geräusch ihres Trittes verjagen," u. s. w. *Quomodo sylvas saltusque penetrantibus fortissimum quodque animal contra ruere, pavida et inertia ipso agminis sono pelluntur etc. Ipse* ist hier, wie αὐτὸς zahllose Male für μόνος, in der Bedeutung *non solus* gebraucht. — 35. „Sie *bildeten* die mittlere Schlachtordnung," *mediam aciem firmabant.* — „*Fest auf Hoffnung vertrauend*," *promptior in spem.* — 37. „Sie fingen allmählich an, herabzusteigen, und den Siegern *in den Rücken zu fallen*," *circumire terga vincentium coeperant.* Wer, der nur eine Ahndung von der Sache hat, kann sich ein *allmähliches* in den Rücken fallen, denken? — „Nichts als Gefangennehmen und Ermorden der Feinde, *für die sich immer wieder andere darboten.*" *Capere atque eosdem, oblatis aliis, trucidare.* — 38. „*Unter Jubel über die Beute* verstrich den Siegern fröhlich die Nacht." *Et nox quidem gaudio praedaque laeta victoribus.* — „Man erfuhr, dass Feinde nirgends sich sammelten, *wenn man auch noch wenige Spuren der Flucht bemerkte.*" *Incerta fugae vestigia, neque usquam conglobari hostes compertum.* — 39. „Die Kunde empfing, *wie gewöhnlich*, Domitian mit heiterer Miene, aber im Herzen bekümmert." *Ut Domitianus erat.* — „Vergeblich wären Studien des Forums, in Vergessenheit gebracht Ruhm bürgerlicher Künste, sobald" u. s. w. *Frustra studia fori et civilium artium decus in silentium acta etc.*, wenn nicht irgend ein derber Druckfehler in der Übersetzung steckt. — 40. „Mag diess wahr, oder *nach dem Sinn* des Fürsten erdichtet, *oder* ausgedacht seyn." *Sive verum istud, sive ex ingenio principis fictum ac compositum est.* — 41. *Ein Grund einer für ihn zu befürchtenden Gefahr*," *causa pericli.* — „*Die Schmeichler*, diese *schändliche* Gattung der Feinde." *Pessimum inimicorum genus, laudantes.* — 43. „Niemand glaubte, *man* eile so sehr, damit *er* die *traurige Nachricht* vernähme." *Nullo credente, sic accelerari, quae tristis audiret.* — 44. „*Keine Furcht* blickte aus seiner Miene." *Woltmann:* Nichts Schreckendes in der Miene; richtig.

— 46. „Wie es den Weisen *beliebt.*" *Ut sapientibus placet!* — Aber diesen hätte vielleicht längst ein Ende dieses Sündenregisters beliebt: welche Anmerkungen sich zu einem solchen Sudeltext schreiben liessen, liegt am Tage. Wir können wohl sagen, dass kein Satz ohne einen groben Verstoss davon gekommen ist, und wir glauben, nach den gegebenen Proben wird Niemand daran zweifeln.

Die Übersetzer wünschen sich *bescheidene Urtheile Anderer:* ob sie das unserige dafür nehmen werden? Indess hat die Kritik immer lieber *bescheidend*, als *bescheiden* seyn wollen, und das mit Recht. Bl.

# KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Halle*, in der Buchh. des Waisenhauses: *De Accusativo cum Infinitivo* disputatio — — auctore *Wilh. Wachsmuth*, Philos. Dr. AA. LL. Mag. Gymnass. Halens. conjunctt. Collega. 1815. 42 S. 8.

Wenn auch die vorliegende Abhandlung der Hauptsache nach nichts Neues enthält, und manche Ansichten darin mit Grund bestritten werden können: so ist sie doch ein rühmlicher Beweis von dem Streben des Vfs., bey seinen grammatischen Untersuchungen in das Innere der Sprachen einzudringen, um ihre Erscheinungen in das gehörige Licht zu setzen. Für jetzt hat Hr. *W.* nur eine „*levius, et quam maxima fieri potuit brevitate*," mit Vorbehalt einer weiteren Ausführung angefertigte Darstellung seines Gegenstandes geliefert, die weiter nichts enthält, als eine Erklärung des Ursprungs des Acc. c. Inf. Die Untersuchung des Vfs. giebt im Ganzen dasselbe, was *Bauer*, zu *Sanctii Minerva*, freylich mehr nur andeutend, schon hat. *Bauer* theilt bekanntlich eine doppelte Ansicht mit: einmal meint er, der Inf. hänge als ein Acc. von dem vorhergehenden Verbo ab, z. B. ἀκούω (τὸ) ἐθέλειν σε, ich höre das Wollen, nach welcher Ansicht er den Acc. des bey einem solchen Inf. stehenden Substantivs (oder Pronom.) nicht von dem vorhergehenden Verbo abhängen lässt, denn man könne nicht interpungiren z. B. *dico te, ire*; nachher theilt er aber eine andere mit, indem er meint, dass auch derjenige nicht Unrecht habe, welcher behaupte, dass der Acc. von dem vorhergehenden Verbo abhänge, und dass der Inf. *per se, quasi sibi relictus*, oder statt *quod*, oder *ut* sey, z. B. *miror te, id nescire, quasi, miror te, quod hoc nescias, vel, propter, quod* (τὸ) *nescire*. Hr. *W.* hat im Allgemeinen etwas mit *Bauer's* zweyter Ansicht Übereinstimmendes, wenn er sagt: „*Quaerentes autem, quaenam sint illa judicia, haud ambigue exprimenda, minime fugiet, verbis sentiendi et declarandi fere semper veram et praesentem conjunctionem et objecti et verbi cujusdam appositi, indicari.*" Nachher untersucht er, worin der Acc. seinen Grund habe, und giebt zuerst den Inf. als denselben an, dann aber stimmt er dafür, dass die Construction diesen Casus verlange, was sich daraus ergebe, dass man sage: „*audio Socratem dicentem*"; weiterhin kommt er auch ganz geradezu auf die Ansicht von dem zu subintelligirenden τὸ (wenn sich sagen lässt: „*dicunt* (τὸ) *patrem esse bonum*, so folgt daraus nicht, was Hr. *W.* hat, (τὸ) *pater esse bonus dicitur*): so wie er bey der ganz naturgemässen Erklärung der Construction mit Conjunctionen das hat, was *Bauer* gleichfalls andeutet, dass nämlich *quod* desswegen stehe, weil man sich vorher ein *id* denken könne, z. B. *doleo id — quod — pater adest* (vielleicht *abest*).

Für die ausführlichere Behandlung des Gegenstandes, welche versprochen wird, dürfte es gerathener seyn, die Untersuchungen nicht so weitläuftig, als hier, anzustellen, wo die leichte Übersicht dessen, was bewiesen werden soll, verhindert worden ist. Hr. *W.* spricht nämlich zuweilen in dem Folgenden von etwas, was sich theils aus dem Vorigen nicht geradezu ergiebt, z. B. aus der mitgetheilten Ansicht von dem Entstehen der Construction des Acc. c. Inf. folgt nicht, dass der Inf. der Grund des Acc. ist; oder er stellt Untersuchungen an, die nach dem Vorhergehenden gar nicht mehr Statt finden können: in der eben erwähnten Ansicht von dem Ursprunge des Acc. c. Inf. ist schon deutlich genug bewiesen, woher der Acc. rühre, indem geradezu gesagt wird, dass durch die *verba sentiendi* und *declarandi*, die Verbindung des *Objects* mit einem hinzugesetzten Verbo, angedeutet werde; und nachher folgt doch noch eine „*difficilis atque impedita quaestio*" darüber, woher der Acc. eigentlich komme; diess ist ein offenbarer Beweis, dass Hr. *W.* *Bauers* beide mitgetheilte Ansichten verwechselt. Zuerst hat der Vf. eigentlich bloss den Inf. ins Auge gefasst, und der Acc. kommt hinzu, ohne dass aus dem Verfolge der Untersuchung zu ersehen ist, wie? Überhaupt lässt sich gegen seine Ansicht von der Natur des Inf. Manches einwenden, z. B. gegen folgende Behauptung: „*infinitivus historicus* (von dem gesagt wird, dass ihn die Schriftsteller „*praecisioni studentes amplectuntur*"; Inf. aber, und Präcision, passt nicht wohl zusammen), *integram efficit subjecti et praedicati cogitationem; — — — non ita accusativi cum infinitivo conjunctio, quae — — imperfectam cogitationem proponit;*" also z. B. *Caesar milites hortari* (st. *hortatus est*) wäre *vollständiger* gesprochen, als z. B. *audio Socratem dicere!* Was fehlt denn dieser Redensart noch? da hingegen die mit dem Inf. hist. doch weiter nichts ist, als eine, dem Kindesalter der Sprache eigene, Unvollkommenheit und Unbestimmtheit im Ausdrucke, die sich freylich in der Folge erhielt, aber doch wohl nur mehr aus Affectation des Alterthümlichen, als dass eine besondere Kraft darin gesucht wäre. Dass es kein Irrthum ist, wie Hr. *W.* meint, die *oratio obliqua* mit dem Acc. c. Inf. zu verwechseln, beweist er am augenscheinlichsten selbst dadurch, dass er diese *oratio* nennt: „*saepissime per plures paginas decurrens et dependens ab una tantum voce dixit, inquit, ait, respondit.*" Was ist ein Acc., der von dem *verbo declarandi dixit*, mit folgendem Inf. abhängt, anders, als die Construction des Acc. c. Inf.? Übrigens ist es diese Seite nicht, von welcher die *oratio obliqua* besonders ins Auge gefasst zu werden verdient. Bey folgender Bemerkung, welche über die Fälle, in welchen beym Passivo, nicht der Acc., sondern der Nom. c. Inf. steht, gemacht wird, dürfte der Gegenstand nicht aus dem ganz richtigen Gesichtspuncte angesehen seyn: „*omnino observari potest, latinam linguam in construendo hoc nominativo quasi instabilem fuisse, cum cogitatio conjuncta acc. et inf., quae subjectum est, veluti disrumpatur, et substantivi nominativus verbo adjungi videatur, neglecto infinitivo.*" Es ist freylich wahr, dass der Acc. c. Inf. als Subject angesehen werde, wie am augenscheinlichsten der griechische Artikel τὸ, welcher davor gesetzt werden kann, beweist (z. B. *τὸ patrem esse*); da aber der Nom. das eigentliche Subject ist: so ist es der Natur der Sache nicht gemäss, in dem Gebrauche desselben an seiner Stelle eine Instabilität zu sehen, welche höchstens darin gefunden werden kann, dass die Lateiner, z. B. neben: *pater bonus esse dicitur*, auch sagen: *patrem bonum esse dicitur*. Die Ansicht des Vfs. von der *Attractio* in der Construction des Acc. c. Inf. könnte Rec., wenn es nicht zu weit führte, als mit der richtigen Erklärung vom Entstehen dieser Construction nicht übereinstimmend, darstellen. Hr. *W.* wird diess selbst finden, wenn er bey seinen Nachforschungen sich bloss an den natürlichen Zusammenhang des Acc. mit den *verbis sentiendi* und *declarandi*, welchen er beweist, hält. Dann wird er gewiss auch nicht mehr glauben, dass „*de supprimendis conjunctionibus in nostra constructione*" die Rede seyn könne, welche Behauptung zu seiner so richtigen Erklärung von dem Entstehen der Conjunctionen nicht passt. War dem Vf. die Nüance in *quoniam* recht gegenwärtig, als er schrieb: „*quod* i. q. *quia, quoniam?* und wird nicht dem Werthe seiner Erklärung von dem Entstehen der *conjunctio quod* etwas entzogen, wenn er hinzu setzt: *licet relativo explicetur?* K. P.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1815.

## JURISPRUDENZ.

Erlangen, b. Heyder: *Philosophisch-juristische Abhandlung über die Natur des Besitzes*, von *Johann Christian Lange*. Erster Band. 1813. VI u. 206 S. 8. (16 Gr.)

Wir holen die Anzeige dieses Werkes nach, welches schon längst eine umständliche Bekanntmachung verdient hätte. Der Titel sagt schon, was man zu suchen habe: eine philosophisch-juristische Abhandlung über die Natur des Besitzes, — also keine literarisch-kritische und positive, wie solche *Savigny* in der Lehre vom Besitz meisterhaft ans Licht gestellt hat. Um aber beurtheilen zu können, ob und wiefern der Vf. seine Absicht erreicht habe, müssen wir seinen Plan vorlegen; und diess um so mehr, als er wünscht, dass man bey der Beurtheilung seiner Schrift mehr darauf Rücksicht nehmen möge, ob er seine Absicht nicht ganz verfehlt habe, als darauf, ob sie nicht besser hätte erreicht werden können. Es besteht aber diese Schrift aus einer *Einleitung* und der *Abhandlung*. In jener bemerkt der Vf., dass man in keiner Materie des Privatrechts mit den positiven Bestimmungen sich weniger behelfen könne, als in der Lehre vom Besitz. So richtig dieses an sich ist: so wahr ist wohl die weitere Bemerkung, dass die Schriften, worin gedachte Lehre eigens oder gelegentlich abgehandelt wird, lediglich die Übereinstimmung mit den Quellen beabsichtige, dadurch aber desto weniger das Bedürfniss für die Wissenschaft befriedigt werde. Schon hieraus erhellt, dass die von *savigny*sche und *lange*sche Abhandlungen über die Lehre vom Besitz beysammen bestehen, und keine der anderen einen Eintrag thun werde. Die Abhandlung selbst hat zehn Abtheilungen: I) *Von der Inhabung*. Der Begriff der Inhabung in der ursprünglichen Bedeutung, als Fähigkeit, auf eine Sache nach seinem Begehren einzuwirken, hat nach dem Vf. für die Rechtspflege keine Brauchbarkeit (§. 40), und, um dieses zu zeigen, hat er den Begriff derselben aus einander gesetzt. Wenn in den Gesetzen und bey der Rechtspflege von einer Inhabung die Rede ist: so wird solche von Hn. *Lange* in einer anderen Bedeutung genommen — wonach sich der Begriff aus dem des Besitzes ableitet (§. 74). II Abtheilung, *vom Eigenthum*. In Beziehung auf das Eigenthum, als das Recht, nach unbestimmter Willkühr auf eine Sache einzuwirken (§. 10), unterscheidet der Vf. solche Rechte, welche in dem Begriff desselben enthalten sind, solche, welche über dasselbe Statt haben, und solche, welche aus demselben folgen. Von jenen der ersten Art schliesst er mehrere Rechte aus (§. 28), durch welche das Eigenthum öfters charakterisirt zu werden pflegt, wie z. B. die Rechte, eine Sache zu besitzen, oder sie zu veräussern; aber durch die Rechte nach unbestimmter Willkühr eine Sache zu gebrauchen, sie zum Gebrauch zu bereiten, und Andere von einer Einwirkung darauf auszuschliessen, soll nach ihm der Begriff des Eigenthums erschöpft seyn (§. 29). Aus demselben folgert er, dass für einen Eigenthümer bey einer Einwirkung die Befugniss zu vermuthen, dass das Eigenthum nicht bey verschiedenen Personen zugleich, und nicht unter mehrere getheilt seyn könne (§. 38). In der letzten Beziehung wird der Einwurf beantwortet, welcher aus dem Institut der Lehre hergenommen werden kann (S. 67). Zu den Rechten, welche *über das Eigenthum* Statt haben, rechnet der Vf. die, das Eigenthum aufzugeben, es auf Andere zu übertragen, und es zu vindiciren (§. 111); und zu denen, welche *aus dem Eigenthum* folgen, gewisse Rechte, wodurch man neues Eigenthum erwirbt, gewisse Foderungen, welche für den Eigenthümer, und andere, welche gegen ihn entstehen (§. 42). In der III Abtheilung, *von dem Begriffe des Besitzes*, erklärt Hr. *L.* den Besitz als die Fähigkeit eines Subjects, nach unbestimmter rechtlicher Willkühr auf eine Sache einzuwirken (§. 56), und zeigt dadurch die Verwandtschaft mit den Begriffen: Inhabung und Eigenthum. Nach dem Grundbegriff einer rechtlichen Willkühr bezieht sich der Besitz auf das Rechtsgesetz, und kann ohne rechtliche Verfassung nicht bestehen (§. 68); drückt aber desswegen noch keine Befugniss aus (§. 58). Nach dem Grundbegriff einer unbestimmten Willkühr entspricht der Besitz dem Eigenthum (§. 65). Die Begriffe: körperlich, natürlich, oder in eines Anderen Namen besitzen, stellt daher der Vf. nicht als Unterarten des Besitzes, sondern als verwandte Begriffe auf (§. 74), und aus seinen Beziehungen zu schliessen, werden dieselben in dem folgenden Bande erklärt werden. Er vergleicht sodann genau die Begriffe: Eigenthum und Besitz (§. 60), wobey er auf die Frage kommt: welches vor dem anderen in der bürgerlichen Gesellschaft angenommen worden sey: wobey überall

neue Ansichten vorgetragen werden. Indem der Vf. den Satz: *possessio est facti*, mehr aushebt, als es bisher geschehen ist, redet er dagegen, dass man den Besitz in einzelnen Fällen aus *positiven Gesetzen* zu beurtheilen pflege (§. 73), und macht dabey gegen das preussische Landrecht, welches zur Beurtheilung des Daseyns eines Besitzes mehrere Bestimmungen enthält, verschiedene erhebliche Erinnerungen (S. 131). Den Begriff eines *erdichteten Besitzes* hält er für die Rechtslehre unentbehrlich: er erklärt sich jedoch gegen die Theorieen, wonach man ihn in solchen Fällen, welche als Besitz in den Gesetzen angegeben werden, die aber unter die darüber geformten Definitionen nicht gezogen werden können, annimmt. — In der IV Abtheilung, *von den Wirkungen des Besitzes*, wird zuerst bemerkt, dass der Besitz *kein Gegenstand einer Befugniss sey* (§. 78), was aus dem hier angenommenen Begriffe folgt. Dabey wird weiter behauptet, dass den Pandekten ein *jus possidendi* fremd sey, ungeachtet die Ausleger sehr viel aus denselben herleiten, was wohl mehr von den Dogmatikern gesagt seyn soll. — Schon im Eingange läst der Vf. merken, dass er nicht den Systemen über das Naturrecht beystimme, wonach einzelne Rechtssätze als absolut nothwendig vorgestellt werden (S. 11). Vielmehr hat nach ihm die Rechtsphilosophie die Vernunftmässigkeit der Wirkungen, welche nach der Verschiedenheit des Rechtsgesetzes verschieden sind, zu erforschen (S. 40). Die Maximen, nach welchen sich das Rechtsgesetz bey den Wirkungen des Besitzes richtet, werden bestimmt durch die allgemeinen Grundregeln des Rechts, durch die Regeln der Billigkeit, der Consequenz und des gemeinen Nutzens (S. 149). Über diese eigene Ansicht des Vfs. hat er sich nicht genauer erklärt, es ist aber schon die Andeutung genug, um zu erkennen, dass man hier keine metaphysischen Untersuchungen zu erwarten habe. Für die ersten Wirkungen, welche der Vf. (§. 83—91) vorträgt, ist er gründlicher, als in Ansehung derjenigen, welche (§. 94—97) folgen. Beyläufig werden die Grundzüge der gemeinen deutschen Processform über Besitzstreitigkeiten mit denen der römischen verglichen (S. 160), und (S. 146) erklärt, dass er die Untersuchungen über die Wirkungen des Besitzes denen über das Verhältniss eines bestehenden Besitzes desswegen habe vorgehen lassen, weil er bey den letzteren ausführlicher zu seyn gedenkt, und weil sie ausserdem ihr Interesse für Viele ganz verlieren würden, da diess darauf beruhet, dass man ihre Tendenz, welche sich in den Wirkungen zeigt, sich deutlich vorstellen kann. Von den letzten Untersuchungen liefert dieser Band nur noch zwey Abtheilungen, wovon die Vte dem *Subject*, die VIte aber dem *Object* gewidmet ist, worin aber eine grössere Ausführlichkeit nicht sichtbar ist. Die Inhaltsanzeige giebt jedoch im Voraus zu erkennen, dass im zweyten Band in vier Abtheilungen von dem bestehenden Besitz, von dem Erwerb des Besitzes, von dem Verlust desselben, und von dem Besitz der Rechte gehandelt werden wird. Wir glauben, der Vf. hat seinen Zweck erreicht, wenn die noch rückständigen vier Abtheilungen so, wie die hier gelieferten sechs, durchgeführt werden. Ja, wir glauben, dass der Vf. in der Bildung des Begriffs und dessen wichtiger Anwendung auf die gesetzlichen Anordnungen seine Vorgänger weit hinter sich — und nur Weniges zu wünschen — übrig gelassen habe. Zu jenem Wenigen gehört unter anderen, dass er die Materie nicht getrennt und in zwey Bände vertheilt, sondern solche ganz ans Licht gestellt haben möge. Eben so wäre zu wünschen, dass er bey verschiedenen Gegenständen, besonders bey der Inhabung und dem Eigenthum, welche fast die Hälfte des Buches einnehmen, sich habe kürzer fassen, und durch das preussische Landrecht, gegen welches jedoch sehr gegründete Kritiken gemacht werden, zu manchen Weitläuftigkeiten nicht habe verleiten lassen mögen. Nicht weniger wäre es wünschenswerth gewesen, dass er bey Erklärung verschiedener römischer Gesetzstellen auf die *libros βασιλικῶν*, die so viele treffliche Verordnungen in der Besitzmaterie enthalten, mehr Rücksicht genommen hätte, zumal da Hr. *von Savigny* sich dieses Hülfsmittels in seiner Lehre nicht bedient hat. Weiter in das Detail der Abhandlung zu gehen, möchte vor der Hand nicht räthlich seyn, weil eines Theils ein groser Theil derselben noch rückständig ist, anderen Theils die Bekanntmachung eines Werkchens verzogen werden würde, welches verdient in jedes gründlichen Rechtsgelehrten Hände zu kommen.

Mr.

GIESSEN u. WETZLAR, b. Heyer: *Von der Regredient-Erbschaft und den dabey vorkommenden Rechtsfragen;* in müssigen, leider! von Amtsgeschäften leeren Stunden zum Zeitvertreibe aufgesetzt von *Johann Friedrich Albrecht Constantin von Neurath*, dem Älteren, bisher Assessor bey dem kaiserlichen u. Reichs-Kammergericht. 1807. 240 S. 8.

Der würdige Vf., der nachher zum grossherzoglich badenschen wirklichen Geheimen Rath und Hofrichter in Rastadt ernannt worden ist, hat durch vorliegendes Werk sich ein neues Verdienst um die Literatur des deutschen Rechts erworben, indem er zur besseren Entwickelung einer sehr schwierigen Lehre desselben einen schätzbaren Beytrag liefert. Man findet in demselben nicht allein die Meinungen der Schriftsteller zusammengestellt, und eine Menge, zum Theil noch nicht gedruckter Urkunden und Rechtssprüche der höchsten Reichsgerichte gesammelt, sondern auch eine durchdachte Erörterung der Lehre von der Regredient-Erbschaft.

Das Werk zerfällt in sechzehn Abschnitte: Begriff der Regredient-Erbschaft und Bestimmung der Hauptstreitpuncte; Grund der Ausschliessung der Töchter von der Erbfolge in älteren Zeiten; Abweichung des römischen Rechts; Nachtheil der Einführung des römischen Rechts für die Ausschliessung der Töchter;

Veranlassung der Verzichte derselben; Verschiedenheit der Verzicht-Formeln nach der verschiedenen Ansicht ihrer Verfasser; Beyspiele derselben; Verzichtsverträge; Landesgesetze, welche solche Verzichte enthalten; historische Resultate aus den Verzichtsbriefen; Normen, nach welchen die, in Hinsicht der Regredient-Erbschaft vorkommenden Streitigkeiten zu entscheiden sind; Meinung des Vfs.; die herrschende und überwiegende Meinung seit dem sechzehnten Jahrhundert war für die Regredienterben; einige vorzügliche Fälle, welche hierüber in illustren Häusern vorgekommen; Gründe für und gegen die Regredienterbschaft; Entscheidungsprincipien und Ausführung des Satzes, dass bey veränderten Umständen neue Familienverträge zu Abwendung künftiger Processe zu wünschen sind.

Die Meinung des Vfs. über diese schwierige Lehre ist folgende: In jedem einzelnen Falle ist auf die Fassung und Formel des Verzichts und insonderheit des Vorbehalts Rücksicht zu nehmen, dann auf Familienverträge und unbestrittene Familienobservanz; in Ermangelung dieser Entscheidungsnormen sey ein undeutlicher Verzicht vorhanden, und dann komme es auf dasjenige an, was nach Veränderung der Zeiten, Verhältnisse und Begriffe, nach der Vermischung der alten deutschen und römischen Rechte sich für eine Gewohnheit gebildet habe (XI Abschnitt); diese sey seit dem 16 Jahrhundert die gewesen, dass man dem Vorbehalt, wenn nicht dessen Buchstabe dagegen sich erklärte, die Wirkung beygelegt habe, dass beym Abgang des Mannsstammes die Töchter, welche verzichtet haben, oder ihre Erben, dasjenige erhalten müssten, was sie, wenn kein Verzicht in der Mitte läge, ausser der *Dos* erhalten haben würden (XII Abschnitt). Nach des Vfs. Meinung finde daher, beym Mangel anderweitiger disponirender Specialgesetze, die Regredienterbschaft Statt, wenn auch Töchter des Letzten vom Mannsstamm oder eine, dem Verstorbenen näher verwandte vorhanden ist; eben diese träte ein, wenn bloss bis auf den ledigen Anfall oder so lange der Mannsstamm vorhanden, verzichtet oder überall kein Vorbehalt ausgedrückt worden, indem dieser sich von selbst verstehe. Wenn der Verzicht die Formel: im Fall der Letzte vom Mannsstamm ohne eheliche Leibeserben abgeht, enthält: so habe dessen Tochter den Vorzug vor den Regredienterben; liegt eine unbestrittene Observanz vor, dass die Töchter vom Mannsstamm ausgeschlossen worden: so sind sie für *ipso jure* verzichtet zu halten; die Verzichteten oder deren Erben bekommen denjenigen Theil, welchen sie zur Zeit des Verzichts oder des Anfalls erhalten haben würden, wenn sie der Zeit nicht entweder durch den Verzicht oder die Observanz ausgeschlossen gewesen wären, allein die Schulden müssen abgezogen werden, und auf die, nach dem Verzicht entstandenen Meliorationen haben die Regredienterben keinen Anspruch; die wirkliche Perception gebührt ihnen in der Regel vom Tage des ledigen Anfalls an, ausnahmsweise wohl erst *a die litis contestatae*, nur besondere Gründe sprechen ihnen auch die *fructus percipiendos* zu; sie müssen die Brautgabe und Ausstattungskosten conferiren; Verjährung finde nur dann Statt, wenn die Regredienterben den Anfall gewusst und 30 Jahre hindurch stille gesessen, ohne dass ihnen die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu Statten käme (XV Abschnitt).

Auch diejenigen Rechtsgelehrten, welche nicht des Vfs. Meinung, sondern *gegen* die Regredienterbschaft sind, werden nicht allein sein Werk wegen der trefflichen Ausführung und der hellen Blicke in diese Lehre schätzen, sondern den Reichthum an Belesenheit und Urkunden benutzen können. Besonders wichtig sind die vielen Präjudicien der höchsten Reichsgerichte, vorzüglich des Reichskammergerichts, in welchem, nach der Bemerkung §. 57, zwar die mehrsten, aber selten alle, Mitglieder für die Regredienterbschaft waren.

Diese Abhandlung ist überdiess wegen so mancher, darin niedergelegter Bemerkung um so schätzbarer, je interessanter die Stimme eines solchen Veteranen in der theoretischen und praktischen Rechtsgelehrsamkeit ist. Rec. rechnet dahin die S. 27 enthaltene Bemerkung über die Einführung des *Code Napoléon* in Deutschland, für welche Hr. *v. N.* nicht war, und wobey er die richtige Bemerkung macht, dass derselbe, gesetzt er wäre eingeführt worden, die bestehenden Verträge des Adels ohne Verletzung des Privateigenthums nicht vernichten und nicht zurückwirken, sondern nur gegen Fideicommiss-Stiftungen für die Zukunft verfügen konnte. Beherzigungswerth sind auch die im letzten (XVI) Abschnitte gegebenen Winke zur Abwendung künftiger Regredientstreitigkeiten, und besonders die Bemerkung, dass man den Brautschatz adelicher Töchter mehr den gegenwärtigen Zeiten und Verhältnissen gemäss einrichten solle. Die Gründe gegen die Regredienterbschaft sind mit hoher Unparteylichkeit vorgetragen, und mit Scharfsinn geprüft.

Eine bestimmte Legislation über diesen Gegenstand, in Ansehung dessen die Meinungen der Rechtsgelehrten so getheilt sind, ist sehr zu wünschen, und daher zu bedauern, dass der Visitationsconsess und der Reichstag das, vom Reichskammergericht der vorletzten Visitation im Jahre 1719 darüber vorgelegte, *dubium camerale* nicht mehr beachtete, wodurch den, seit diesem Zeitpuncte entstandenen vielfachen Processen vorgebeugt seyn würde.

K.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. Ohne Angabe des Druckorts: *Fiscalischer, und in seiner Art einziger Process gegen den Landarzt Dennler zu Langenthal, im Canton Bern, veranlasst durch vier Fensterläden mit satirischen Bildern bemalt.* Mit den Abbildungen der Gemälde. 1810. 17 S. 4. (6 Gr.)

Die satirischen Fensterläden, die diesen seltsamen Process veranlasst haben, enthielten folgende Gemälde: Der eine stellt Blumauers Herkules in Modestiefeln, in der Löwenhaut spinnend vor. Hinter ihm ein Neger als Jokey. Unten das Motto: *Fort et fou.* Der andere zeigt einen Arzt vor dem Camin sitzend, der einen Hypochondristen anhört. Der Patient hat eine Rolle im Sack, und ein sehr grosses Ohr. Das Ganze ist nicht fertig. Auf dem dritten macht eine Figur im Costum eines französischen Generals einen Graben. Hinter diesem ein Infanterist ohne Gewehr mit der Polizeymütze; ferner ein Klostergeistlicher, dem eine ganz schwarz gekleidete Figur die Schnupftabacksdose bietet. Auch diess Bild ist noch nicht fertig, und sollte den Gedanken Napoleons ausdrücken, dass er alle Factionen begraben habe. Der vierte Laden zeigt auf freyem Feld einen Wolf im Rednerstuhl, der einem Ochsen, einem Esel, und einigen Schaafen docirt. Eine Anspielung auf Rabeners Fabel, wo der Wolf die Hausthiere beredet, die treuen Hunde fortzujagen. Dem Wolf hat der Maler eine Art von spanischem Kragen gegeben, daher man argwohnte, das Bild sollte einen Geistlichen mit der christlichen Gemeinde vorstellen.

Diese Läden hatte sich der Landarzt Dennler zu Langenthal auf ihrer *inneren* Seite von einem armen herumreisenden Sudler mit groben Wasserfarben malen lassen, und sie wurden, als Dennler eben verreiste, im obersten Stockwerke, angeblich nur des Abtrocknens wegen, ausgehangen. Der Pfarrer und Decan Messmer machte auf davon erhaltenen Bericht dem Chorgericht Langenthal am 20 Aug. 1808 die Anzeige, dass der L. A. Dennler an seinem Hause profane, der Religion und ihren Dienern hohnsprechende Gemälde zur Schau gestellt habe. Die Malereyen, deren Figuren einige Chorrichter aus der Tiefe nicht einmal hatten erkennen können, scheinen vor dieser Anzeige keine sonderliche Sensation im Publicum gemacht zu haben. Nunmehr wurde Dennler auf einen von dem hohen Staatsrathe bestätigten Befehl verhaftet, von seiner hochschwangeren Frau und fünf Kindern weggeführt, und ein Inquisitions - Process gegen ihn angestellt. In erster Instanz sprach ihm der regierende Oberamtmann *Hartmann* von Aarwangen das Urtheil: „dass die Malerey ausgestrichen, Dennler zur Strafe seines muthwilligen öffentlichen Spottes über Religion und seiner Unverbesserlichkeit zu 2jähriger Einschliessung in seinen (auf seine) eigenen Kosten verfällt seyn solle." Die Unverbesserlichkeit bezieht sich auf drey bis vier Fälle, wo Dennler einige scharfe und stacheliche Reden hatte fallen lassen, und zum Theil in einer Schrift geäussert haben sollte, für die er aber schon Correctionen und Strafe erlitten hatte. Dennler wandte sich an das oberste Ober - Appellationsgericht zu Bern, und sein Anwald, K. Koch, zeigte in einer gut gearbeiteten Schrift die Unhaltbarkeit dieses, in einem ziemlich barbarischen Stil abgefassten Urtheils. Er stellte der Dennlern in den Entscheidungsgründen des regierenden Herrn Oberamtmanns vorgeworfenen Bosheit und Verrücktheit das Urtheil des rühmlich bekannten Forstraths Zschokke entgegen, der Dennlern in einem Briefe zu den originellsten und trefflichsten Köpfen der Schweiz rechnete, u. s. w. Im Oct. 1808 folgte nun das Urtheil: „dass der Landarzt Dennler verfällt seyn solle, seine dieser Sache wegen erlittene Gefangenschaft an sich selbst zu haben, und die sämmtlichen Procedurkosten zu bezahlen, anbey auch vor gesessenem Amtsgerichte Aarwangen von dem Herrn Ober - Amtmann einen Verweis zu erhalten. Die Malereyen wurden mehr oder weniger für Pasquille erklärt, und sollten ausgestrichen werden. (Hätte nicht eher die Ausstreichung des ganzen Processes zur Ehre der Gerichte verordnet werden sollen?)

Die Kosten dieses Processes betrugen, mit Inbegriff der Gebühren des Defensors, über 172 Schweizer - Franken!

Nimmt man auch bey Aussetzung der Gemälde einen gleichwohl unerwiesenen Vorsatz an: so war doch kein Individuum auf solchen kenntlich bezeichnet, in den Verhandlungen kömmt nicht einmal darüber ein Vorwurf vor. In dem, wie der Herr Oberamtmann sagt, nach *Erdaurung* der Acten gesprochenen Urtheil findet man keine Berufung auf ein specielles Landesgesetz, was in dieser unbedeutenden Sache die Gefangennehmung und das 2jährige Gefängniss rechtfertigen könnte. Nach unseren berichtigteren Theorieen über Injurien z. B. eines *Weber*, ja, man kann dreist behaupten, nach der Praxis deutscher Gerichtshöfe würde dieser Fall, der höchstens als eine Handlung frivolen Muthwillens anzusehen gewesen, eine Polizeywarnung nach sich gezogen, und wohl nicht soviel Groschen für Kosten, als dort Franken verursacht haben. Ist der Fall vollständig vorgetragen: so gehört die Procedur unter die Justizsünden. Rec. glaubt aber noch immer, dass die Sache gar nicht existirt habe, und eine Erfindung à la Dennler sey, wobey die Namen von Richter und Gerichten nur nicht hätten compromittirt werden sollen.

F. J.

Staatswissenschaften. *Cassel*, in der kriegerischen Buchhandlung: *Kurze Betrachtungen über neue Finanzoperationen in deutschen Staaten, nach Zerstörung des Reichs der Napoleoniden; oder welches Auflage - oder Steuer - System wird das angemessenste, gerechteste und wenig drückendste in jetzigen Zeiten seyn?* Von *Carl Friedrich von Baumbach.* 1814. XIII u. 48 S. 8. (5 Gr.)

Der Vf. giebt Folgendes als die Hauptbedingungen eines guten Abgabesystems an: 1) Die Auflage oder Steuer muss verhältnissmässig gleich vertheilt seyn, und zwar nach den Kräften oder dem Vermögen der Bürger und des ihnen durch diese Kräfte zufliessenden Nutzens; 2) die Steuer muss keinen Druck für den Bürger in ihrem Gefolge mit sich führen, und ihm nicht die von der heiligen Natur verliehenen Mittel zur gegenwärtigen und künftigen Subsistenz entziehen oder gewaltsam rauben; 3) die Art und Weise und selbst die Zeit ihrer Erhebung muss nicht willkührlich, sondern vielmehr genau, und 4) so bestimmt seyn, was die Entrichtung derselben den Steuerpflichtigen am bequemsten ist; — und diesen Bedingungen soll das Abgabesystem der deutschen Staaten dadurch entsprechend gemacht werden, dass (S. 34) alle bestehenden Abgaben nur auf eine Einzige zurückgebracht, und diese auf die *drey* Gewerbe, *Landwirthschaft, Profession*, und *Handel*, nach dem Verhältnisse ihres Ertrages, gehörig vertheilt werden soll.

Etwas Neues enthält dieser Vorschlag nicht: aber dass seine Ausführung wünschenswerth sey, dieses ist wohl keine Frage. Doch gerade die Ausführung ist bey allen Abgabesystemen das Schwierigste bey der Sache. Auch dem Vf. will es nicht gelingen, hier etwas Befriedigendes zu geben. Das, was er (S. 35) über die Besteuerung des Grundes und Bodens nach drey Classen *gut, mittelmässig*, und *schlecht*, dann über die Belegung des Handels und der industriellen Gewerbe und nebenbey noch über die Besteuerung der Capitalisten, und Consumtionssteuern sagt, — alles dieses zeigt nur zu klar, dass es ihm noch nicht gelungen ist, sich auch nur den äussersten Vorhang der Mysterien der Finanzpolitik zu lüften; und da er selbst noch im Dunkeln ist, wie will er Andere zurechtweisen? Der Wille mag bey seinem Unternehmen gut seyn, aber die Kraft fehlt; das Beste, was er hätte thun können, wäre wohl gewesen, wenn er sein Werkchen ungedruckt gelassen hätte.

Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.
1815.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., in Commission bey Gebhard und Körber: *Frankfurtisches Archiv für ältere deutsche Literatur und Geschichte.* Herausgegeben von *J. C. v. Fichard*, genannt *Baur v. Eyseneck.* Dritter Theil. Mit einem Kupfer. 1815. 416 S. 8.

In der Voraussetzung, es werde den Lesern der Plan und die Ausführung dieses verdienstlichen Unternehmens aus unserer A. L. Z. 1814, No. 208, wo die ersten beiden Theile recensirt sind, erinnerlich seyn, wenden wir uns ohne Aufenthalt zur Angabe des Inhalts dieser Fortsetzung.

Zuerst eine, im zweyten Theile versprochene, Beschreibung der Reise des Doctors der Rechte, *Johann Fichard*, durch Italien i. J. 1536. Bemerkungen über die wichtigsten Städte der Halbinsel, nach der Weise des Pausanias (doch ohne eingemischte Sagen); fast immer bloss das Allgemeine, aber mit Fleisse. Hie und da Nebensachen; die eingeschaltete Erzählung von den Versuchen, die der Doctor *Horst* aus Amsterdam zu Rom mit den Vipern angestellt hat, S. 72. 73, wird sich für die Laune des geistvollen *Blumenbach* eignen. Ebenfalls in Rom wird ein Jude erwähnt, ein berühmter Schwarzkünstler und Teufelsbanner, durch dessen Hülfe unser Reisender einige, ihm entwandte, goldene Ringe zu entdecken hoffte. Bey Siena wird die damalige öffentliche Verfassung kurz geschildert. Daselbst gefielen dem Reisenden die Frauen; auch die Thurmbläser sowohl hier, als in Bologna, waren ihm bemerkenswerth, die zu gewissen Stunden des Tags sich hören liessen, besonders wann die Herren der Signorie speiseten. — — Seiner Aufmerksamkeit würdig fand er doch auch die Krankenhäuser zu Siena und Florenz; in dem letzteren bemerkte er Kranke aus allen Ständen. Bey Florenz und Neapel erwähnt er das drückende Zollwesen. Loretto sprach ihn sehr an. Von einem Rechtsgelehrten, der zu Pavia den Andreas Alciati kennen lernte, hätten wir mehr über diesen Mann erwartet, als die Worte: „*vir est humanus et festivus.*“ Wir theilen noch eine Stelle mit aus den Bemerkungen über Genua: „*Vidi processionem, ut vocant, per urbem et ad molem. Sclavorum in galeris clamores, et reliquas ceremonias. Vidi nobilissimas quasque matronas, ut maxime poterant exornatas. Heu, quantum pigmentorum!*

Unter den Schauspielen von biblischem Inhalt, die im Mittelalter von Schülern der Stifts- und Kloster-Schulen, unter Leitung des Lehrers, aufgeführt wurden, gehörte die Vorstellung der Leidensgeschichte zu den häufigsten und feyerlichsten. In Frankfurt ward unter andern in den Jahren 1498 und 1506 diese Vorstellung im Grossen gegeben: sie dauerte 4 Nachmittage, es traten dabey 267 spielende Personen auf, Zöglinge der Schule des Bartholomäusstifts, den Heiland stellte ein Geistlicher vor, Schaubühne war der Platz vor dem Römer. Eine Übersicht dieses Spiels, auf Pergament in der Bibliothek des genannten Stifts aufbewahrt, wird hier abgedruckt: sie enthält die Anfangsworte jedes Verses oder jeder Rede. Der Dialog besteht aus deutschen Reimen, abwechselnd mit Gesängen in Mönchslatein. Dazwischen ist mit lateinischen Worten immer angegeben, was nun folge. Mit der geschichtlichen Einheit wird es nicht genau genommen: Augustin, David und Salomon eröffnen den Prolog.

Unter den abgedruckten Urkunden, die diessmal eben nichts Wichtiges für die Geschichte der deutschen Verfassung und Sprache enthalten, und grösstentheils bloss die früheren Verhältnisse Frankfurts betreffen, zeichnen wir nur zwey aus: eine vom Jahr 1358, worin der Rath zu Frankfurt dem Landherrn von Hanau unter andern verspricht, die hanauer Unterthanen, die sich in Frankfurt niedergelassen, und das Bürgerrecht erlangt hätten, nachher aber in die erste Heimath zurückgekehrt wären, nicht als Ausbürger Frankfurts zu betrachten; — die andere vom Jahr 1398: Die Hofhaltungsbehörde des Königs Wendslav konnte, nach geendigtem Reichstage, die Weinrechnung von 459 frankfurter Gulden 2 Groschen nicht bezahlen, und lieferte darüber eine Schuldverschreibung. Darin verpflichten sich die Schuldner, dass, im Fall der Nichtbezahlung zur gesetzten Zeit, jeder von ihnen einen Edelknecht, einen Hengst, einen anderen Knecht und ein Pferd als Geisseln nach Frankfurt schicken wolle.

Für die Mittheilung einer, im funfzehnten Jahrhundert geschriebenen, Sammlung von 64 bisher ungedruckten theils altdeutschen Gedichten, theils einigen in Mönchslatein, gebührt dem Herausgeber der Dank aller Freunde der vaterländischen Vorzeit. Sie

gewähren manchen Blick in die Denkweise, die Sitten, Genüsse, Gefühle der Vorfahren, wenn gleich der dichterische Werth gering ist. Liebe und Kirche sind die beiden Puncte, um die sich das Meiste bewegt. Eins handelt von dem damals üblichen Karnüffel-Spiel. Von einigen ist nur der Anfang, oder die Überschrift, abgedruckt. Mehrere darunter sind von Suchen Synne, einem Dichter, der bisher nur dem Namen nach bekannt war.

Sechs Aufsätze gegen das Ende betreffen den Zwiespalt zwischen den Geschlechtern und den Zünften zu Mainz im J. 1409, wobey der bösartige Eberhard Windeck, wiewohl der Geburt nach zu den Geschlechtern gehörend, doch als eins von den Häuptern der Zünfte eine vorzügliche Rolle spielte. Der erste Aufsatz ist eine gereimte Erzählung der Unruhen, von Windeck selbst.

NN.

## *PÄDAGOGIK.*

1) Karlsruhe, b. d. Vf.: *Anweisung zum methodischen Schreibunterricht.* Zunächst für Schullehrer, die nach den mit kurfürstl. badischem gnädigstem Privilegio herausgegebenen Vorschriften Unterricht ertheilen, dann für Jeden, der über Grundsätze des Schreibens denken und sprechen will. Von *G. Fr. Ruf,* Lehrer am kurfürstl. Gymnasio. 1805. 96 S. 8. Mit 1 Kpft.

2) Ebendas.: *G. F. Ruf's Methodische Vorschriften.* Erster Abschnitt: für *Anfänger.* 12 Blätter, nebst einem Vorübungsblatt und 2 Extra-Blättern. 8. Zweyter Abschnitt: für *mittlere Schüler.* 8 Blätter nebst einem Extra-Blatte. 4. Dritter Abschnitt: für *obere Schüler.* 8 Blätter nebst einem Extra-Blatt. Quer 4. Alle vom Vf. geschrieben und von *F. Wolf* in Mannheim gestochen.

Noch vor Kurzem ist die Bemerkung gemacht worden, dass die Franzosen, Holländer und Engländer gewöhnlich gut, und oft schön schreiben; die Italiäner hingegen, die Spanier, Portugiesen und Deutschen nachlässig in der Handschrift ihrer Brief-Correspondenz sind. Wer den Zustand des grössten Theils unserer deutschen Schulen in den Haupt- und Handels-Städten kennt — von den Dorfschulen wollen wir nicht einmal sprechen —, der wird sich hierüber nicht wundern. Wenn auch die meisten öffentlichen Lehrer jener Schulen sehr verdiente Meister im Schreiben sind: so ist die Anzahl der schlechten Nebenlehrer dieser so nützlichen Fertigkeit doch bey weitem grösser. — In unseren Haupt- und Handels-Städten ist bisher schon sehr viel gethan, um die Kunst, schön zu schreiben, mehr durch alle Stände zu verbreiten; Wien, Berlin, Hamburg und andere Städte haben mehrere Meister aufzuweisen, welche Anweisungen zum Schönschreiben und Muster dazu geliefert haben, die mit verdientem Lobe aufgenommen worden sind: allein wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir behaupten, dass diese Kunst, anstatt sich durch alle Stände mehr zu verbreiten, im Verhältniss zu der Anzahl, welche mehr als vormals schreiben lernt, sich in engere Grenzen zusammengezogen hat, so dass die Anzahl der Schönschreibenden in allen Ständen eher ab- als zugenommen habe, ohne dass wir sagen könnten, dass die Schönschreibekunst selbst in gleichem Masse vorgeschritten sey.

Wodurch wird denn der Zweck, schön zu schreiben, erreicht? Durch Theorieen, oder durch Muster, oder durch beides zugleich? Der Zweck ist hier nicht nur, das Schönschreiben an sich zu befördern, sondern auch dahin zu streben, dass immer Mehrere schön schreiben lernen. Der Zweck des Schönschreibens wird leicht erreicht, wenn der Lehrer ein Meister ist und Methode hat, und wenn seine Schüler Künstlersinn dafür besitzen. Dieser Sinn ist es wohl, wodurch die meisten Schönschreiber gebildet werden. Wo dieser fehlt, da kann der geschickteste und sorgfältigste Lehrer höchstens nur solche Schüler bilden, welche eine hübsche oder auch nur leidliche Hand schreiben. Da nun dieser Sinn nicht einem Jeden zu Theil wird: so kann auch das Schönschreiben nicht allgemein werden. Es kann also im Allgemeinen nur vom Hübschschreiben die Rede seyn. Dieses allgemein zu machen, ist möglich und genug.

Dieser Meinung scheint auch der Vf. der angezeigten Anweisung zu seyn, und desshalb auf die Beförderung der *Schnelligkeit* und *Deutlichkeit* im Schreiben vorzüglich hinzuarbeiten, wiewohl er darüber die Schönheit der Schrift nicht aus den Augen gesetzt, sondern ihr vielmehr den besten Theil der Einleitung gewidmet hat.

*Anweisung* und *Vorschriften* sind, wie man aus dem Titel und aus §§. 18 und 36 sieht, zunächst für die Schullehrer in den grossherzogl. badischen Ländern bestimmt. Die Anweisung zerfällt in zwey Theile: in eine *Einleitung* und in eine *nähere Anweisung zum rechten Gebrauch der Vorschriften.* Man sieht hieraus, dass die Einleitung eine allgemeinere Anweisung seyn soll, und sie ist es auch. Der Vf. behauptet in den 18 §§., woraus sie besteht, dass der Schreibunterricht, wie wichtig er auch sey, noch immer nicht zur allgemeinen Zufriedenheit erzielt werde; er sucht die Lehrer von dem Vorwurfe, dass an ihnen die Schuld liege, loszusprechen; sieht dagegen die Menge der schreibenden Schüler hie und da als ein Hinderniss an, den Schreibunterricht gehörig und fruchtbar zu ertheilen; das Haupthinderniss aber findet er in dem Mangel an zweckmässigen Vorschriften, und glaubt, dass man nicht auf Schönheit und Zierde, sondern auf den methodischen Zuschnitt, der auf die möglichste Einfachheit gestützt sey, hinarbeiten, dass der Zweck folglich Schnelligkeit und Deutlichkeit seyn müsse. Er giebt den Masstab beym Schreiben überhaupt, und nach demselben das Verhältniss und die Proportion der kleinen Current-Buchstaben an, entwickelt dieses Verhältniss, bestimmt das Grundmass für die Currentschrift nach ihrer Höhe, handelt von der Schiefe der Buchstaben, von der Weite derselben, von der Weite

der Wörter und Zeilen, von der Einfachheit der Currentschrift, spricht über die äussere Form und Beschaffenheit, oder den methodischen Zuschnitt seiner Vorschriften, und zeigt endlich den Nutzen dieses Zuschnittes.

Die *Anweisung zum Gebrauch der Vorschriften* betrifft §§. 19 und 20 das *Vorübungsblatt*; §§. 21 — 24 *den ersten Abschnitt*, der aus 12 Blättern und zwey zu diesem Abschnitte gehörenden Extra-Blättern; §§. 25 — 28 *den zweyten Abschnitt*, der aus 8 Blättern und einem Extra-Blatte; §§. 29 — 34 *den dritten Abschnitt*, der aus 8 Blättern und einem Extra-Blatte besteht. Dann folgen *weitere Schreibeübungen*, bey welchen §. 35 angegeben wird, wodurch der Schreibeunterricht vollständig werde, und wie die Schüler bis zur nöthigen Fertigkeit im Schreiben gefördert werden, und §. 36, wozu die Extra-Blätter bey jedem Abschnitte dienen sollen. Hiezu kommt §§. 37 — 39 noch ein Unterricht vom Federschneiden und Federhalten. Den Beschluss des Werkchens macht ein Anhang, Recepte zur schwarzen und rothen Dinte enhaltend.

Die Anweisung selbst ist so klar und bündig abgefasst, dass sie denen, für welche sie geschrieben ist, sowohl zur Zurechtweisung dienen, als auch einen Wink geben kann, nach Zeit, Ort und Umständen vortheilhafte Abänderungen mit ihrem Unterrichte zu treffen, um den vom Vf. angegebenen Zweck immer leichter zu erreichen. Denn wie verständig, besonnen und von Erfahrung geleitet der Vf. sich auch in seiner Anweisung zeigt: so lassen sich doch noch Wege denken, auf welchem dieser Zweck noch näher, leichter und sicherer erreicht werden kann. So ist Rec. der Meinung, und seine eigene Erfahrung spricht dafür, dass, da doch einmal unsere Deutschen auch die lateinischen Charaktere mit schreiben lernen, es besser sey, mit den lateinischen Charakteren den Anfang zu machen, weil sie mehr wohlgestaltet sind, weil ein einfacher Zug meistens schon einen Buchstaben, und durch einen eben so einfachen Zusatz wieder einen anderen Buchstaben giebt, weil sie entweder das Erlernen des Zeichnens, oder das Zeichnen ihre Erlernung befördert. Rec. pflegte demnach, wie sich auch von selbst versteht, mit den kleinen Buchstaben anzufangen, und sie so auf einander folgen zu lassen: *c e o a q d g p x : r n m : i v u w y : t l b h k ſ f s z.* Das Alphabet der grossen lateinischen Buchstaben lässt sich dann am besten so ordnen: *C O Q E X G : I H K : V U W Y : S L D T F P B R A N M Z.* Auch das kleine deutsche Alphabet ergiebt sich nach der vom Rec. angegebenen Folge der Züge und Buchstaben sehr natürlich aus einander. Aus der Anordnung der vorhergehenden Alphabete ist leicht einzusehen, wie auch das grosse Alphabet der deutschen Buchstaben am natürlichsten angeordnet werden kann.

Noch fügt Rec. ein paar Worte über die Schrift hinzu. Grösstentheils haben beide Künstler, Hr. *Ruf* und sein Kupferstecher, Hr. *Wolf*, einen wohlgestalteten Buchstaben gezeichnet, der immer hübscher wird — Abschn. 2 S. 3, 5, 6, — wie der Schüler an Geschicklichkeit gewinnt: aber das grosse Alphabet der lateinischen Drucklettern, und einige einzelne Buchstaben, z. B. das zweyte *s* auf der Kupfertafel hinter der Anweisung Fig. 4; das *v* und *w* Fig. 7 auf derselben Tafel; das Abschn. 2 N. 26 in dem Worte *Bösem* vorkommende und hernach noch wieder vorkommende *ſ*; das auf derselben Seite N. 28 in dem Worte *wenig* vorkommende *w*, welches fast ganz in das englische *w* übergeht; das *K*, das erste *L*, das *M* und *N* Abschn. 3 N. 22 wollen Rec. nicht gefallen. Die Kanzleyschrift, Abschn. 3 S. 6, ist zu schräg, im Übrigen hübsch, und nach ihrer Herleitung, wie es der Vf. nennt, besser und durchgehender geordnet, als alle vorhergehenden Schriftarten. Der Ausdruck *kalligraphische Schönheit* wird in Zukunft verbessert werden.

V.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Übungsaufgaben und Materialen zu Briefen auf Vorlegeblättern*; zunächst für Schulen, aber auch für diejenigen brauchbar, welche sich nach zurückgelegten Schuljahren im Briefschreiben fortüben wollen, von *J. C. F. Baumgarten*, Lehrer an der Erwerbschule (zu Magdeburg). 1815. 18 Bogen. Quer 8. (18 gr.)

Wer die stilistischen Übungen der Jugend leitet, weiss aus Erfahrung, dass es keine ganz leichte Aufgabe sey, eine längere Zeit hindurch die Schüler mit solchem Stoffe zu ihren schriftlichen Ausarbeitungen und insbesondere zu Briefen zu versehen, den sie zu bearbeiten nicht nur Geschicklichkeit, sondern auch *Lust* haben. Soll diese nicht fehlen: so muss in der Regel der Stoff entweder ganz aus der Sphäre ihres Thuns und Treibens hergenommen seyn, oder doch mit derselben in eine gewisse Verbindung gebracht werden können. Rec. gesteht offen, dass, ungeachtet der von ihm selbst herausgegebenen Anweisungen zu Übungen dieser Art, er oft stundenlang zweckmässige Aufgaben zu Aufsätzen suche, und nicht immer solche auffinde, durch welche er seinen eigenen Anfoderungen ganz Genüge leistet. Da der Zweck der stilistischen Lehrstunden vornehmlich dahin geht, die Übung im bestimmten, zusammenhängenden und deutlichen Gedankenvortrage zu befördern: so scheint es zwar, als ob auf den Stoff, wenn er nur nicht ein für die Jugend ganz ungehöriger sey, nicht so viel ankomme. Allein die Erfahrung lehrt, dass, wenn derselbe von der Sphäre der jugendlichen Beschäftigung zu entfernt liegt, und nicht so beschaffen ist, dass sie sich dafür in irgend einer Rücksicht interessiren kann, dann auch auf die Bearbeitung desselben nicht der Fleiss gewendet werden wird, von welchem doch grossentheils das Gelingen der Ausarbeitung abhängt. Jenem, vielleicht von mehreren Lehrern gefühlten Bedürfnisse, dem aber wohl kaum ganz

abgeholfen werden kann, nämlich einen grösseren Vorrath von ganz zweckmässigem Stoff zu schriftlichen Ausarbeitungen für die Jugend und insbesondere zu Briefen zu liefern, hat zwar auch unser Vf. durch diese Vorlegeblätter nicht abgeholfen; aber er hat doch ein ganz brauchbares Materialienmagazin für diejenigen, welche in ihren Anfoderungen etwas nachlassen, geliefert, dessen sich angehende Lehrer nicht ohne Nutzen bedienen werden. Man findet nämlich hier Materialien oder Ideen zu Bittschreiben, Einladungen, Empfehlungen, Fürbitten, Erkundigungen, Bestellungen, Aufträgen, Erinnerungen und Mahnbriefen, Warnungs-, Vorwurfs-, Willfahrungs-, Freundschafts-, Entschuldigungs-, Rechtfertigungs-, Berichts-, Glückwünschungs-, Beyleids-, Trost- und Danksagungs-Schreiben, bey deren Abfassung sich die Kinder freylich oft in die Lage erwachsener Personen zu versetzen genöthigt sind. Doch der geschickte Lehrer wird ihnen auch diese Übungen aus einem Gesichtspuncte darzustellen im Stande seyn, aus welchem sie sich auch dafür interessiren können.

Z — d.

Erlangen, b. Heyder: *Militärisches ABC- und Bilder-Büchlein für die Jugend.* Neue Auflage. 1814. 96 S. 8. (8 gr.)

Diese Fibel wird desswegen eine militärische genannt, weil sie nach der Zahl der Buchstaben 25 kleine ausgemalte Kupfer enthält, welche verschiedene Gattungen von Soldaten vorstellen, und einen Anhang von 12 kleinen Geschichten hat, die aus der Sphäre der Soldatenwelt genommen sind. Und die Verlagsbuchhandlung hat, wie eine am Ende beygedruckte Bemerkung sagt, die Zuversicht, „dass diese Geschichten bey den Kleinen gewiss (?) eine unauslöschliche (?) Vaterlandsliebe und eine würdige Ansicht des Kriegsberufs erwecken werden.“ Die Geschichten selbst werden Interesse erregen, und sind gut ausgewählt; aber an der Gewissheit des beabsichtigten Erfolges wird Jeder zweifeln, der die Ungewissheit des Erfolges beym Einwirken auf das menschliche Gemüth aus Erfahrung kennt. Der übrige Theil dieser Fibel enthält ausser der Anleitung zur Kenntniss der Buchstaben und des Lesens noch XV Abschnitte, die folgende Überschriften haben: 1) Sittenlehren. 2) Von den Elementen. 3) Von den Thieren. 4) Vom Leibe des Menschen. 6) Von den Pflanzen und Bäumen. 7) Von Erden, Steinen und Metallen. 8) Von Sonne, Mond und Sternen. 9) Grundlage zur Zeitrechnung. 10) Grundlage zur Erdbeschreibung. 11) Erster Grundriss der Religionsgeschichte. 12) Kurzer Inhalt der Lehre Jesu. 13) Erste Anleitung zum Rechnen. 14) Von Münzen und Gewicht. 15) Erster Anfang zur Erlernung der Sprachlehre. Man kann hier keine vollständige Übersicht des ganzen Umfangs der Wissenschaften erwarten, die in den Überschriften erwähnt werden; aber das Wenige, was hier erzählt wird, ist nicht zweckmässig genug gewählt. So ist z. B. hier, wo nur die ersten Umrisse von den Wissenschaften gegeben werden sollten, nichts von den 3 Reichen der Natur gesagt; dagegen findet man S. 40 eine Classification der Steine: „1) in kalkartige, 2) gypsartige, 3) thonartige, 4) kalkartige (wie ist diese No. von No. 1 zu unterscheiden?), 5) glasartige. Bey der Erdbeschreibung wird S. 47 die Eintheilung der Christen, in katholische und protestantische, und diese wieder in evangelisch-lutherische und reformirte, angegeben, die Kindern, welche sich noch mit der Bibel beschäftigen, gar nicht verständlich gemacht werden kann. — Der Grundriss der Religions-Geschichte fängt sich also an: „Die ersten Menschen die Gott erschuf hiessen Adam und Eva; sie waren beide fromm und gut, und lebten recht zufrieden in einer schönen Gegend in dem Paradiese. Ihre Kinder und Nachkommen wurden endlich sehr böse u. s. w.“ — Erzählt man nach der Bibel: so muss man auch die Thatsachen so hinstellen, wie sie in der Bibel vorhanden sind. Da steht aber: Adam und Eva sündigten und wurden aus dem Paradiese vertrieben.

K.

Koppenhagen, b. Schubote: *Buchstaben, Unterscheidungszeigen* (Unterscheidungszeichen) *und Zahlen* (Ziffern); zum Gebrauch bey Lesemaschinen in deutschen und dänischen Schulen. 1806. 28 halbe Bogen. (1 Rthlr. 4 gr.)

Schullehrer, welche sich der Lesemaschinen bey ihrem Unterrichte im Lesen bedienen, pflegen gewöhnlich selbst die dazu nöthigen Buchstaben zu verfertigen, und man kann fast nicht hoffen, dass sie von dem gegenwärtigen theuern Hülfsmittel, welches ihnen Hr. Schubote anbietet, Gebrauch machen werden. Ob nun gleich zu diesen Buchstaben ganz eigene Lettern gehören, die wegen ihrer Grösse zu keiner anderen Schrift gebraucht werden können: so begreift man doch nicht ganz, wie ein Abdruck von 84 Stück grossen und 510 Stück kleinen Buchstaben, 78 Unterscheidungszeichen und 64 Stück Ziffern für 1 Rthlr. 4 gr. ausgeboten werden kann, da ein Setzer binnen einigen Stunden das Ganze hat zu Stande bringen können. Überdiess werden schon solche Buchstaben zum Gebrauch für Lesemaschinen in einer deutschen Buchhandlung für 16 gr. verkauft. Den Buchstaben des Hn. Schubote muss man aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie eine gute Füllung und vortreffliche Schwärze haben.

Oe. m. r.

---

Jena, gedruckt bey Carl Wilhelm Theodor Joch.



